Gedichte von August Stöber.

Gedichte

von

August Stöber.

Straßburg,

Druck und Verlag von G. L. Schuler, kleine Gewerbslaube Nro. 5.

Heidelberg,

in der akademischen Buchhandlung von C. F. Winter.

1842.

Gedichte

von

August Stöber.

Straßburg,
Druck und Verlag von G. L. Schuler, kleine Gewerbslaube No. 5.
Heidelberg,
in der akademischen Buchhandlung von C. F. Winter.
1842.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.
Yo 741

Frühlingsbote.

Ein Vöglein kommt geflogen,
Gar lustig in den Hain,
Weiß nicht wie hat sich's betrogen,
Singt: Frühling will herein!

Das hat ein Rab' vernommen
Im schwarzen Leichenkleid,
Der sagt: Es mag nicht frommen,
Noch ist's nicht an der Zeit!

Doch haben's auch vernommen,
Die Knospen all' im Hain,
Sind schnell heraus gekommen
Zum lichten Sonnenschein.

Das Veilchen hat ergossen
Schnell seinen süßen Duft,
Das Brünnlein ist geflossen,
Von Liedern thönt die Luft.

Der Rab' mit Flügelschlägen
Sich [illegible] zum Schlafe streckt,
Derweil ein Blüthenregen
Ihn ganz mit Duft bedeckt.

Maientag.*)

Morgen ist ein Maientag!
Ei wie sieht's doch rührig aus
Heut' im ganzen Erdenhaus!
Alles will sich emsig schicken
Bräutlichselig sich zu schmücken:
Anger hat die ganze Nacht
Schon mit Sticken zugebracht,
Hat von Veilchen ein Geschmeid
Sich gehaucht auf's grüne Kleid;
Bächlein schlingt als Gürtelschnur
Seine Perlen um die Flur;
Blütenbaum, umduftet ganz,
Bietet sich zum Hochzeitkranz;
Vöglein rühren frisch die Schwingen,
Wollen Tafellieder singen.
Unten ist schon Alles fertig,
Erde harret froh gewärtig:
Aber hoch in Himmelsräumen
Noch die grauen Wolken säumen,
Schau'n so recht in Wintergraus
Drohend aus dem luft'gen Haus. —
Wenn die Erd' in Lust entglommen,
Soll denn Leik vom Himmel kommen?
Morgen ist ein Maientag!

Die Plünderer.

Ei wie will es mich verdrießen
Wenn sie mir des Baches Wellen
Ganz mit Netzen rings umstellen,
Und die Fischlein mir, die schnellen,
Locken aus dem Flutkristalle!

Ja, das muß mich wohl verdrießen
Seh' ich, wie mit gier'gen Blicken,
Sich die Apotheker bücken,
Alle Blumen weg mir pflücken
Und den ganzen Wald mir plündern!

Sonderlich will's mich verdrießen
Hör' ich stets das Jagdhorn schallen,
Hör' ich stets die Büchse knallen,
Seh' ich Has' und Rebhuhn fallen,
Reh' und Hirsche blutig fliehen!

Ja, das muß mich recht verdrießen!
Gut, daß ihr doch, liebe Sterne,
Oben wandelt in der Ferne!
Ach, dem Dichter würden gerne
Sie auch noch den Himmel plündern!

Auf dem Felssprung.

Auf dem Felssprung will ich liegen
Drunter hin das Bächlein schäumt,
In das weiche Moos mich schmiegen
Rings von Haideblüt' umsäumt.

Wilde Bienenschwärme fliegen
Durch den üpp'gen Sommerwald,
Nachtigallenlieder wiegen
Mich in Schlummer alsobald.

Sieh! da packen mich zwei Hände,
Und zwei Augen sehn mich an;
Aengstlich zeigt die jähen Wände
Unter mir, der Jägersmann.

Freund, hab' Dank für deine Sorgen!
Doch ich lag in treuer Hut,
Fühlte mich bewacht, geborgen
Wie an Mutterbrust so gut.

In der Städte dumpfer Schwüle,
Auf dem Menschenmarkte dicht,
Schlief ich, wie in Waldeskühle,
An der Kluft, so sicher nicht.

In den Bergen.

Inmitten in den Bergen, auf ihren höchsten Höhn,
Kann ich umher nur Himmel und grüne Wälder sehn!
Es wirft sich wie in Wellen ein weiter Ocean.
Mein Herz tritt frisch und fröhlich die Fahrt durch euch hinan!
Tief in euch will ich tauchen, durch Thal und Felsenwand,
Nicht fragen nach dem Kompaß der weist in's ebne Land.

Die Pappel.

„Die Pappel im Mondensilberschein
Von Lenzhauch übergossen,
Steht auf dem Hügel ganz allein
Wie ein Münster, dem Stein entsprossen.“

Wie ein Münster? Nein, so recht wie ein Baum,
Im lieblichsten Mondesscheine!
Laßt ihm sein Leben, dem Pappelbaum!
Ihr müßt gleich Alles versteinen.

Gute Nachbarschaft.

Den Wald begränzt der Wiesenraum,
Die Wiese ruht am Waldessaum.
Wie flüstert's heimlich im Gebüsch!
Wie lacht der Anger duftig, frisch!
Waldvogel singt so erbaulich,
Die Blume schaut so vertraulich.
Sie nickt den Gruß in's wald'ge Haus,
Und jener singt den Gruß heraus.
Sind die Kinder so einträchtiglich,
Gewiß nicht zanken die Alten sich!
Ja, Wald und Wies', zu jeder Zeit,
Ihr seid die besten Nachbarsleut'.

Wolkenveste.

Hoch wölbt sich am Himmel die Wolke,
Streckt duft'ge Spitzen empor,
Umsäumet wie Thürmlein und Warten
Mit silbernem schimmerndem Flor.

Kampflustig erhebt sich die Lerche,
Steigt jubelnd über den Wall,
Und aus der eroberten Veste
Tönt schmetternd der Siegerinn Schall.

Im Herbste.

Entblättert stehn die Bäume ganz,
Die Zweige hangen starr und todt;
Der Herbstessonne Scheideglanz
Wirft drüber noch ein schimmernd Roth.

O banges Herz, wie gleichst du nicht
Dem blüt- und liebberaubten Baum!
O schien' zuletzt so himmlisch Licht
Auch einst auf deinen Erdentraum!

Im Spätherbst.

Die Bäum' sind alle geschüttelt gar,
Die Auen ihrer Fülle baar;
Der Wind streicht über den Stoppelplatz,
Drin pickt nur Rabe noch und Spatz.

Wenn gehalten ist das festliche Mahl,
Wenn geräumt der helle prunkende Saal,
Dann läßt man die Bettelknaben
Sich an den Krummen noch laben.

Im Oktober.

Nach so langen Regentagen
Hat der Himmel voller Hulden
Seinen Mantel weggeschlagen,
Und die Sonne lächelt gulden.

Morgen soll's schon wieder regnen,
Drum will Sonnenmütterlein
Erd', ihr Kind, noch einmal segnen
Mit recht warmen Liebesschein.

Schwalben sind schon alle fort,
Gelbe Blätter hier und dort,
Astern nur und Dahlien wanken
Traurig, voller Sterbgedanken.

Wacht nicht länger, lichte Kinder,
Senkt des Hauptes Fülle nieder,
Träumt hinüber in den Winter,
Sonnenmutter weckt euch wieder.

Abschied vom Walde.

Im Wald, im blätterlosen,
Da schweigt es ganz und gar,
Wo so lautes Schlagen und Kosen,
So frisches Leben war.

Die Zweige niederhangen
Vom Winde gehöhnt und geneckt;
Der Weiher steht wie gefangen,
Mit rothen Blättern bedeckt.

Goldblaue Käfer liegen
Zerstreut im gelben Gras;
Herbstfädennetze fliegen
Umgarnend frostig und naß.

Der letzte Vogel im Haine
Fliegt fort mit dem letzten Laut,
Eine Blum' in blassem Scheine
Noch traurig zur Erde schaut.

Auch der sind abgefallen
Die Blätter im Windesgraus;
Todtkalte Nebel wallen —
Wald-Leben und Lieben ist aus!

Herbststurm.

's ist Kirche heut' in der Natur!
Es braust der Sturm durch alle Flur,
Er predigt in dem Heiligthum
Sein schrecklich Evangelium
Vom Falle von Jerusalem —
Sing', banges Herz, das Requiem!

Die ewige Geliebte.

Du hast mir sonst mit Maienlüften,
Mit Vogelsang und Blumendüften
Das Herz in Liebe fest umstrickt:
Jetzt, Mütterlein Natur, willst du mich fangen
Mit Herbstesfäden, die umgarnend hangen.
Fürwahr, du treibst das Spiel geschickt!
Du bist die klügste aller Frauen!
Matrone noch, muß ich verliebt dich schauen;
Du Hohe, Einzigschöne, füllst mit Lust,
Als Mägdlein mir, als Greisinn, stets die Brust!

Im Winter.

Ich dank' dir's, Nebel, daß so dicht
Dein Schleier sich verhüllend webt!
Was soll auch, wenn kein farbig Licht,
Kein Duft, kein Ton die Flur belebt,
Der bange Blick so weit hinaus?
Er schaut nur auf ein größres Leichenhaus!

Die Todte.

Starr, kalt und todt, im weißen Leichenrocke,
Den duft'gen Kranz von Reif um Stirn und Locke,
Liegst du, Natur — Und oben wacht der bleiche,
Der stille Mond, und hütet deine Leiche.

Der Ritterschlag.

Dein Knappe war ich lang' genug, Natur,
Du holde Dame, der ich mich ergeben!
Du weißt es wohl, es galt ein Wörtchen nur,
So setzt' ich für dich ein mein ganzes Leben.

Und weil ich dir gedient nach Knappenbrauch,
Ob du in Winterarmuth, starr, doch lieblich,
Ob du das Haupt umweht von Maienhauch —
So willst du's lohnen auch wie recht und üblich.

Du hast mich heute in den Wald bestellt,
Zum Felsenhang, wo wild der Thalbach rauschet
Und drüber hin der Zweige grün Gezelt
Sich webt, und mancher Waldessänger lauschet.

Das ist dein Ehrensaal, geschmückt, wie nicht
Ein Kaiserthrongemach von Reichthum funkelt.
Dein Hofstaat, Eiche, Buche, Tann' und Ficht'
Hat alle Krontrabanten längst verdunkelt.

Und nun ich fromm gewärtig auf dein Wort,
O Herrinn, auf den Knieen liegend lausche,
Da braust es wild urplötzlich fort und fort,
Es schüttelt Sturm die Bäume zum Geräusche.

Vom Himmel prasselt eine Regenfluth
Die Blitze werfen hell die blauen Schlangen,
Der Donner grollt, und eine rothe Gluth
Hat rings umher den ganzen Kreis umfangen.

Ich bebe nicht, ich kenne dich daran,
Nun soll ich ewig deine Farben tragen!
Du riefest mich auf diesen Kampfesplan
Und hast im Sturm zum Ritter mich geschlagen.

Traumflüchtigkeit.

O goldener Traum,
Wie luftiger Schaum
Im Bache, so bist du zerronnen!
O süßes Gebild,
Von Feenhand mild
Aus himmlischen Wundern gewoben,
O säh' ich dich noch!...
Ich erfinde dich doch
Du Daguerrotype für Träume!

Lied.

Wenn Winter kommt mit trüben Tagen,
Dann sing' ich Frühlingssonnenscheinen!
Wenn Stürme wild an's Fenster schlagen,
Sing' ich von Blüt' in duft'gen Hainen.

Wenn trübe Leiden mich umfangen,
Sing' ich: wie süß warst du, mein Leben!
Zurück, du jetzt mit deinem Bangen!
Laß alte Träume mich umschweben.

Bedingte Schönheit.

Du schönes griechisches Profil,
Ihr klaren himmelblauen Augen;
Ihr Lippen, draus in süßem Spiel
Die Bienen möchten Honig saugen!
Was seid ihr, wenn euch nicht bewegt
Ein Herz, das durch die Hülle schlägt?

Du Lied, in Rosenschein getaucht
Sind deiner Bilder Duftgestalten,
Die Worte, üppig hingehaucht,
Wie Frühlingsblüten sich entfalten!
Was bist du, wenn dich nicht bewegt
Ein Herz, das durch die Hülle schlägt?

Die Mutter.

Ich rath' euch, ihr Winde,
Geht sachte, nur sachte,
Bringt würzige Düfte vom Blütengewinde,
Bringt liebliche Kühlung dem schlummernden Kinde!
Geht sachte, nur sachte!

Ich rath' dir, o Quelle,
Nur stille, nur stille!
Ein andermal sprich mir, du silberne, helle,
Von Blumen am Ufer, den Liebchen der Welle.
Nur stille, nur stille!

Ich rath' euch, im Haine,
Nur leise, nur leise!
Bergvögelein, singet beim mondlichen Scheine,
O weckt nicht, o weckt nicht die rosige Kleine.
Nur leise, nur leise!

Wie's strahlet so milde!
Wie's lächelt im Traume!
O siehst du wohl, Liebchen, viel Engelgebilde?
Und spielst du mit ihnen auf goldnem Gefilde?
Wie's lächelt im Traume!

Johannistag 1439.

Das war am Sankt Johannistag,
Im letzten Abendschein,
Da that Hans Hülz den letzten Schlag
Am letzten Münsterstein.

„Gesellen alle kommt herauf
Und faltet eure Händ'!"
Es zuckt ein Hall hinan zum Knauf,
Hinab zum Fundament.

Und unsichtbar, in Andachtgluth,
Knie'n Tausend Todte stumm,
Die in des Zeitstroms rascher Fluth
Gebaut am Heiligthum.

Der Meister aus der Todeshaft
Vor Allen ist erwacht,
Erwin sich aus dem Grabe rafft,
Zu schau'n des Werkes Pracht.

Der Leib wohl lang im Grabe ruht'
Doch schwebt der kühne Geist
Stets um den Bau in treuer Hut,
Daß nimmer er verwaist.

So schwebt er noch in alter Kraft
In unsre junge Zeit,
Und zeigt das Werk der Meisterschaft
In ew'ger Herrlichkeit.

Die Münstergnomen.

Hoch über Kron und Rose braust
Mit wildem Fittig der Sturm.
Die Wetterwolke vorüber saust
Und grüßt im Fluge den Thurm.

Und tief im Grund um Mitternacht
Da geht ein Singen auf.
Da fahren durch den dunkeln Schacht
Erdmännchen hinab und hinauf.

Sie schöpfen sich den reinsten Trank
Aus kristall'nem Münsterquell,
Sie fahren in Kupferschifflein blank
Durch's purpurne Wasser schnell.

Und brauset oben Sturmesflug,
Und tobt an der Felsenwand,
So hält der Zwerge Zauberspruch
Tief unten den Bau gebannt.

Sie hüten des Meisters stille Gruft
Allnächtlich im dunkeln Haus,
Und flattern am Tag durch blaue Luft,
Als Münsterschwalben, hinaus.

Das Uhrwerk im Münster.

Man spricht von sieben Schläfern, die schliefen sieben Jahr,
Dazu noch siebenhundert und siebenzig fürwahr.
Doch endlich eines Morgens brach auf ihr Augenlicht,
Sie strichen die dunkeln Locken aus ihrem Angesicht.
Ich mein', du altes Leben, du bilderreicher Bau,
Hätt'st auch genug geschlafen, Jahrhunderten zur Schau.
Will dich kein Meister lösen vom tiefen Todesschlaf?
Hieß Ewigkeit der Schwertstreich der dir zu Herzen traf?
Ich mein' die zwölf Apostel, die hätten, uns zum Hort,
Auf den erstorbnen Lippen manch ein Erlösungswort;
Der Löwe hätt' zu brüllen in seinem heil'gen Zorn,
Streift' Einer ihm die Spinnweb' vom offnen Rachen vorn.
Den Hahn vor Allem wecket, er ist zum Schein nur todt,
Hell möcht er kräh'n und künden ein neues Morgenroth.

Das Münster in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wann vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkünd'st du was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert;
Dann stehst du, wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden ist der Nacht entglüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde — dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimweh's um die längst vergang'ne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset was das Heil gebunden hält.

Gesang der Völker.

1830.

Klar muß werden alles Dunkel,
Völkertag ist aufgegangen!
Durch der Waffen hell Gefunkel
Brach hervor sein ernstes Prangen.

Durch die Wolken, blutigglühend,
Hat sich Freiheit aufgeschwungen;
Frisch und groß, und jugendblühend
Ist sie wieder uns errungen.

Fürsten, auf! ihr seid die Wächter!
Schaut herab von euern Höhen
Auf die mündigen Geschlechter
Die gerüstet um euch stehen!

Von der Wahrheit mildem Segen
Sollt ihr uns nicht ferne halten;
Sie begrüß' auf allen Wegen
Uns mit ihrem Himmelswalten.

Daß wir immer vorwärts schreiten,
Nicht zurücke, zu den trüben,
Nachtumfang'nen alten Zeiten,
Wo kein Geist ist wach geblieben.

Dann seid ihr die guten Wächter,
Zionswächter, auf den Thürmen,
Die uns, kräftige Geschlechter,
Sicher führen aus den Stürmen.

Und euch strahlt zum schönsten Lohne
Volkesdank ringsum entgegen,
Webt um eure ird'sche Krone,
Mildverklärend, Himmelssegen!

Zur Beherzigung.

Stör' ich, ihr Herren, vielleicht, so sagt mir's nur frei vor die Stirne,
Aber den Treffer fürwahr schändet im Rücken der Pfeil.

Die Musen.

Musen, wohl mag ich euch nicht in hochfrisirten Perücken,
Aber als Dirnen auch nicht mit der bemaleten Wang'.

Einem Mädchen.

Ueberlustige, du, wie sprüht dein korallenes Halsband!
Einst Betschwesterlein, ach! möcht's wohl dein Rosenkranz sein!

Die Gedanken.

„Wie vom Bogen der Pfeil, so fliegen mir meine Gedanken!"
— Sei's drum! aber gesteh', alle nicht treffen in's Ziel.

Spruch.

Wohl ist nur klein des Auges Stern,
Doch drinnen strahlt der ganze Geist:
So hab' ich auch ein Singen gern
Das Viel' in bünd'gen Worten preist.

Beim Brunnengraben.

Sie haben tief gegraben
Nach einem süßen Quell,
Der kommt hervorgesprudelt
Durch Rinnen silberhell.

Der soll dem Durst'gen laben
Sein durstig Herz und Mund,
Der soll im Thal erfrischen
Den trock'nen Wiesengrund.

Auch mir hat sich erschlossen
Ein Born, doch labt er nicht:
Ob seinem Todesspiegel
Stirbt jede Blume licht.

Durch blasses Feld geflossen
Zerrinnt er, wenig hell,
Er führt nur bittre Wasser
Und heißt der Thränenquell.

Das Herz.

Dein Herz ist eine Aeolsharfe,
Sagst du, und hängst dich wehmuthbang',
Sehnsüchtigselig in die Zweige
Des Blüthenbaumes. Jedem Winde
Tönst du, im süßen Zaubermeer
Der Klangeswellen liebestrunken schwimmend.
Für jedes Hauches Weh' hast du ein Ach!
Zerfließ'st für jeden Schmerz in Thränen.

Wollt' lieber dein Herz wär' ein Hammer
Und schlüg' an ehernen Schild,
Daß glühten und sprühten die Funken:
Zur That! Gesellen, zur That!

Der ummauerte Kirchhof.

Was soll die hohe Mauer wohl um den Kirchhof sein?
Es will heraus doch Keiner, wohl Mancher möcht' hinein!
Glaubt nicht zum Todesschlafe komm' man durch euch allein,
So wie man auch durch euch nicht gehet zum Himmel ein!

Wilhelm Tell.

So kritteln und knittern nah und fern
An deinem Kranz die gelehrten Herrn:
Ein Sagenbild, ein Nam', ein Dunst
Erscheinst du vor der Krittler Kunst.
Unfreie, wo sucht ihr euer Heil,
Wenn einmal trifft der Freiheit Pfeil?

Wahl der Mittel.

Es geht nicht, aber's ginge
Wenn ihr nur anders wollt,
Ihr thatet was nicht nöthig,
Und ließet was ihr sollt.

Das klare Wasser holet
Man nur am klaren Born,
Und will man reiten, steiget
Zu Pferde man nach vorn.

Was, bei verkehrtem Wesen,
Nützt euer gutes Herz?
Oft heilt ein Schwertstreich besser
Als müß'ger Klag' den Schmerz.

Die Helden.

Die Helden hinterm Ofen,
Die Helden hinterm Glas,
Die setzen ab die Fürsten,
Die ändern dieß und das.

Die machen die Faust im Sacke,
Oder schlagen sie auf den Tisch,
Die stürzen alle Reiche
Und hängen und sengen frisch.

Die reden nur freie Worte,
Und singen nur freies Lied,
Und werden über'm Singen
Und Reden nimmer müd'.

Da kommt ein braver Bursche:
„Wohl auf! ihr Herrn, 's thut Noth!
Der Menschheit heil'ge Sache
Will manchen Märtrers Tod!

Das Schwert das sei geschwungen!
Steht auf und tretet vor!
Daß einmal wir eröffnen
Der Freiheit goldnes Thor!"

Der Held dort hinterm Ofen
Find't nicht den rechten Rock,
Die Stiefel sind zu enge,
Verschwunden gar der Stock.

Der Held beim vollen Glase
Kommt nimmer auf den Grund,
Er kann doch nicht zum Kampfe
Mit durst'gem Herz und Mund.

Die Helden hinterm Ofen,
Die Helden hinterm Glas,
Die setzen ab die Fürsten,
Die ändern dieß und das.

Weinfest.

Komm' Bruder, komm', lieb' Bruder mein,
An meine grüne Seiten!
Schwarz ist die Nacht, hell ist der Wein,
Wir wollen lustig läuten
Mit weiten
Dunkelgrünen Stiefelgläslein!

Das Fenster auch muß offen stehn,
Und als willkomm'ne Gäste,
Ihr Sternlein, sollt herunterſehn
Und glänzen auf das Beste
Zum Feste,
Bis euch die Aeuglein übergehn!

Heida! es springt der duft'ge Quell!
Die gold'nen Funken stieben!
'S ist oben hell und unten hell
Und alle bösen Sieben
Vertrieben
Vom ersten vollen Zuge schnell!

Es springt zum neunmal neunten mal,
Da weiß ich, weiß ich nimmer,
Ihr Sternlein seid so leichenfahl,
Ihr habt so trüben Schimmer,
Geflimmer!
Und wir sind lauter Sonnenstrahl!

Gänsejubellied

bei Erfindung der Stahlfedern.

Noth ist zu singen und sagen
Und gänzlich fröhlich zu sein!
Uns gehn nicht mehr an Kragen
So Dichter als Schreiberlein.

Das sei in allen Landen
Geschnattert alsogleich,
Von allen Schnäbeln verstanden
Im ganzen Gänsereich.

Nach unsern Fitt'gen trachten,
Schnattra! sie nimmermehr:
In tiefen Bergesschachten
Wächst ihnen neue Ehr!

Kobolde, seid nur gnädig,
Schließt auf den Wunderschrein!
Laßt alle Adern ledig,
Und die Schreiber laßt hinein!

Sie wollen fördern zu Tage
Manch spitzig Schreibestift,
Draus spritze Lust und Klage,
Und süß' und bitt'res Gift!

Ein Flämmlein leucht' und flimme
Durch alle Gänge hell!
Nicht störe sie im Grimme
Ein neckischer Gesell!

Herauf! herauf zum Lichte,
Sei das Metall gebracht!
Fortan quill' kein Gedichte
Als tief aus Bergesschacht!

Wir Gänslein wollen rauschen
Dazu mit Flügelschlag,
Den längsten Liedern lauschen
Bis an den jüngsten Tag!

An einen Dichter.

Du ringst nach Ruhmeskränzen und nach blankem Golde,
Dein Herz und deinen Gott gibst du in Solde;
Nicht sprechen willst du zu den kindlich Armen,
Zu denen die am Schönen noch erwarmen;
Du schmähest die den Blick emporgehoben
Und deren Geist sich Funken holt dort Oben.
Die Liebesbilder, laut wie Schlangenschimmern,
Läßst blendend du im Sonnenlichte flimmern,
Verkaufest an des lauten Markts Gewimmel
Das Wort, den Traum, der Dichtung gold'nen Himmel!
Verräther du! wirf ab den Königsmantel
Der Poesie! und treib' entschleiert deinen Handel!
Im Staube liegt dein Kranz! die Muse flieht,
Weil's dich zum Tanz mit feilen Dirnen zieht. —
Spann' dir ein Seil hoch ob des Marktes Plan,
Und durch Hanswurst sag' uns dein Schauspiel an!
Laß die Trompet' erklingen und das Pfeiflein,
Gleich sammelt sich um dich der Gaffer Häuflein!
Den Beter lockst du aus des Tempels Hallen,
Die Hausfrau läßt die Spindel willig fallen,
Die Kindlein werfen weg das Bibelbuch;
Und aus den Herzen stiehlst du manchen Spruch
Mit deiner Worte gleißendem Gespotte.
Wie lacht das Volk! wie klatscht die müß'ge Rotte,
Wenn dir gelungen Witz und Sprung und Tanz!

Der rühmt dein Lockenhaupt, und der den Glanz
Der von dem goldgestickten Wammse flittert,
Die rothe Feder der, die auf der Mütze zittert.
Der Teller geht durch die entzückten Reih'n,
Und Beifallsmünze klirret rasselnd drein. —
Doch haben sie gebüßt ihr Schaugelüste,
Und räumst du weg dein prunkendes Gerüste,
Streifst ab den Purpur, legst den Goldschmuck nieder,
Und zeigest ihnen nun den Menschen wieder…
Gib Acht! wie kalt sie dir vorüberschreiten,
Wie sie dein Auge, dein Berühren meiden:
Als ob ein Giftschwammhauch inmitt' den Wiesen
Die Blumen tödt' im freudigsten Ersprießen;
Als ob ein todtes Meer Verderben düfte
Der Vögel Schaar die kreist im Reich der Lüfte;
Als ob der Boaschlange Augenpfeilen
Des Urwalds Thiere ängstlich scheu enteilen;
Als ob ein Aussatzkranker nah' den Tempelhallen —
So Unheilbringender, erscheinst du Allen!
Und wie auch hoch dein Ruhm sich aufgeschwungen,
Jetzt hat nur Qual und Angst die Herzen all' durchdrungen.

Vielliebchengabe.

Sinnige Vielliebchengabe, Doppelspiegel, sei willkommen!
Deiner Sprache stille Deutung hab' ich glaubig angenommen:
Klein das Bild des einen Rahmens, zeige mir der Andern Flecken,
Groß des zweiten mag nicht frommen mir die eig'nen zu verstecken.
Dort den Splitter, hier den Balken soll es treulich offenbaren,
Und vor Stolz und Eigendünkel stets das schwache Herz bewahren.

Traumesbangen.

Ein Traumvampyr, ein gift'ger, böser,
Hat tief sich angesogen mir am Herzen.
Ich bin gebunden und umklammert bange,
Ich fühl' ein langsam tödtlich Starren.
Kein Leben mehr, und doch ein Leben —
Ein hohler Traum, und doch ein ängstlich Wachen —
Ein Schlag, ein Zittern, ein elektrisch Zücken —
Ich richt' empor mich auf dem schwülen Lager,
Die Wange glüht, die Stirne hängt voll Tropfen.
O Nacht, du öde! Nacht, du schwarze Todte!
O Sturm der Nacht, du rüttelst alle Mauern!
Du peitschest Wolkenschaaren mit Scorpionen,
Du pfeifest grell der Windsbraut Hochzeitlied!
Ich fühl' umher — kein lebend, liebend Wesen!
Ich schau' umher — kein menschlich Angesicht!
O Nacht, du öde! Nacht, du schwarze Todte,
Hast auch dein einzig Auge jetzt verschlossen,
Hältst grau verschleiert mir den frommen Mond!

Horch! fernes Klingen auf den Gassen?
Ha! Menschentritt kommt rasch dahergegangen,
Ein lichter Schein huscht durch der Läden Spalte —
Laternenschimmer zittert schwankend hell. — —
Vorüber zieh', du Wandler, durch das Dunkel,
O Menschenherz, schlag' liebend hier vorüber!

O Menschenherz, du freundliches, du warmes,
Du mir ein rettend Zeichen in dem Grauen!
Ich bin gefaßt! ich neige müdgerungen,
Leisathmend, die gepreßte, bange Seele,
Und harre freudig milder Friedensträume.

Aus dem Leben.

Im Hofe stehn die Schüler und singen dumpf und bang,
Am schwarzen Todtenschreine den heil'gen Grabgesang:
Da ist ein Licht erloschen, ein Herz hat ausgebebt,
Es ist mit Leid und Wonne schon himmelan geschwebt.

Vom Berge schallt ein Jubel, zum hellen Hochzeithaus
Tönt Becherklang und Jauchzen und lustig Lied heraus:
Da ist ein Licht erglommen, zwei Herzen sprühen hell,
Es rauscht und klingt der frische, der gold'ne Lebensquell.

Am Himmel hoch da gehet der liebe Sonnenschein,
Wirft segnend seine Strahlen in Freud und Leid hinein:
Den Strahl des frohen Lebens schickt er in's Hochzeithaus,
Und an dem Sarge küßt er den Immortellenstrauß.

Glaube.

Grämlich Männlein gedrückt und gebückt
Tief in gründliche Bücher blickt,
Wühlet und grübelt im Staube:
Wie man wohl richtig glaube.

Draußen schaut, auf der grünen Au,
Frisches Aug' in's Himmelblau.
Es schlägt ein Vogel in Waldesfern',
Es duftet süß ein Blumenstern.
Halb hat sich das Aug' geschlossen,
Thränen draus hernieder flossen.

Lebensbild.

Das Knäblein steht am Herd allein,
Es wirft ein Blatt zur Gluth hinein.
Die Flammenzung' entgegen sich streckt,
Hat's gierig um und um beleckt.
Fast ist's zur Kohle schon gesunken,
Nur wandeln einsam lichte Funken,
Wie Sterne hin und wieder, zittern
Verglimmend bald in goldnem Flittern;
Dann rauschet schwarz und todesmatt,
In Asch' ersterbend, hin das Blatt.

So, Knäblein, flammt in Lebensmuth
Auch deiner Jugend frische Gluth;
Die Flamme zehrt, bald ziehn als Sterne,
Im letzten Glühn, die Freuden in die Ferne,
Du sinkst, ein Aschenblatt am Grabesherde,
Doch *deine* Sterne sprühn auch ob der Erde.

Bild des Herzens.

Die Wiese muß ich loben, frisch und schwellend
Und üppig sprießt der Rasen: Halme wellend
Im leisen Winde hin und wieder schwanken,
Die Häupter wiegend, gleich als in Gedanken.
Doch wo ich Pilz und Schierling ausgereutet,
Und mitten durch den klaren Quell geleitet,
Da wuchert dichter noch die grüne Hülle,
Da drängt sich Halm an Halm in Doppelfülle.

Mein Herz, du triebst wohl manche Lebensbilder,
Doch schlugst du frisch und hoch nur, heil'ger, milder,
Wenn alle böse Lust ich ausgereutet,
Wenn ich des Glaubens Quell in dich geleitet,
Und über dir die Liebessonne glühte
Und Himmelsfunken auf dich nieder sprühte.

Ein Zeitbild.

Ei wie du springst, Hanswurst, du vielgestückter!
Wohl vielgestückt! der Herzfleck ist gestohlen
Von neuromantischen Franzosenlappen;
Der Hosenknopf birgt den hispan'schen Dolch;
Auf breitem Rücken sitzet übermüthig
Altdeutsche tolle Burschenrenommage.
Die kurzen Stiefel sind bis auf den Fuß
Durchstochen von Tarantelstichen, gift'gen;
Die Peitsche klappert nicht, sie schwirrt
Wie scharfe Scorpionen. Das Gesicht,
Das schelmischlächelnde von sonst, es grinzt,
Und aus den Augenwinkeln stechen
Die Faunenblicke lüstern und genüssig.
Du bist ein Sansculotte und doch trieft
Dein Haar von Faubourg-St.-Germain-Pommade!
Du bist ein Voltaire ohne die Perücke,
Doch hast mit dieser du den ganzen Kopf verloren.
Du bist ein Alles, bist ein Nichts;
Ein Wortchamäleon, vielfarbig, drum von keiner Farbe;
Hast hundert Namen, keiner kann dich nennen.
Geselle, kehr' zurück in die Coulisse,
Es ist dir die Verkleidung nicht gelungen!
Kannst du ein Künstler nicht uns Schönheit zeigen,
Sei's lächelnd voller Lust, sei's hohen Ernstes,
Sei's mahnend, strafend, aber stets erquickend,
Ei, hilf an den Maschinen ziehn und putze
Die Lampen, wenn der Vorhang ist gefallen.

Der Wasgau zum Schwarzwald.

„Ihr Schwarzwaldberge wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh' auf euern lieben Höh'n
Die Schlösser alle leuchtend stehn;
Die Pfade seh' ich durch den Wald,
Ahn' manche wandelnde Gestalt.

„Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: Ihr müsset Brüder sein!
Und schau' ich euch in's Auge klar,
So find' ich wohl die Deutung wahr.
Ihr Menschen zwischen drin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!"

Der arme Reisende.

Fernrohr hat er, Kompaß und Karten und gründliche Bücher,
Hat den Beutel gespickt, Stock auch und Ranzen bereit;
Aber ihm fehlet der Sinn, ein fühlend Herz und ein Auge
Das in Blüthen und Stern ahne den göttlichen Geist.

Erinnerungen an Pforzheim.

1. Enz, Nagold und Würm.

Drei Bäche, die ihr still wohlthätig strömt dahin
In einen Fluß vereint, ihr deutet hohen Sinn,
Ihr lehrt das Menschenherz, das schlägt an euerm Strand,
Wie Lieb' und Eintracht ist ein freundlich Himmelsband.

2. Der Markthurm.

Es schaut der Thurm im Abendstrahl
Herab ins freundlich stille Thal.
Hochwächter, laß von deinen Höhn
Einmal der Freiheit Gruß ergehn!

3. Die Todtenmusik auf dem Markte.

Wie hallen auf dem Markte die Hörner dumpf und bang!
Ruft schon zum Richterstuhle der Weltposaune Klang?
Dem Friedhof langsam rollet der Todtenwagen zu,
Nimm auf den müden Wand'rer, du stille Grabesruh!

4. Die Goldfabriken.

Hämmer schallen, Funken sprühen, viel Gesellen stehn in Sold,
Funkelnd bricht aus Künstlerhänden rings hervor das blanke Gold.
Die ihr hegt so reiche Schätze, seid ihr auch darauf bedacht
Daß des längsten Lebens Träume währen eine kurze Nacht?

5. Reuchlin.

Ich konnte wo du ruhst wohl nicht das Denkmal finden,
Doch soll dein Name drum nicht aus dem Herzen schwinden:
Tönt in der Vaterstadt noch rein des Glaubens Wort,
So lebt mit ihm auch stets dein Geist lebendig fort.

6. Die vierhundert Pforzheimer.

Vierhundert Bürgerherzen in Kampfesdrang und Noth
Für einen Fürsten brachen im schönsten Heldentod.
Vierhundert Fürsten, würdet ihr öffnen wohl ein Herz,
Wenn einen Bürger drängte der letzte Erdenschmerz?

In der Fremde.

Heiter schritt ich meiner Straßen alsolang die Sonne schien,
Ueber meiner Heimat Marken in das fremde Land dahin.
Blumen, Fluren, Vögel, Menschen, dünkten mir wie Fremde nicht,
Und der Wein wie ein Bekannter lacht mich an mit gold'nem Licht.
Aber als die letzte Herberg' ich verließ im Dämmerschein,
Und die Abendschatten sanken in den dunkeln Wald hinein,
Bang im Laub die Winde rauschten, und von Oben blitzt' kein Stern:
Da gewahrt' ich, wie ich fremde und verlassen in der Fern'!
Sonst im trauten Heimatlande, in der Nacht, im dicht'sten Wald
Fand mein Herz die rechten Wege und des Hauses Lichtlein bald.
Ubi bene, ibi patria sang ich oft mit leichtem Sinn,
Und jetzt gäb' ich alles bene für die süße patria hin.

Die letzte Zwölferstunde des Jahr's 1840.

Sie hatten es verheißen
Aus Bibelsprüchen klar:
Das sei dem Erdenrunde
Das allerletzte Jahr.

Da hab' ich denn geschnüret
Mein Ränzchen auf den Gang,
Und harrt' an jedem Tage
Auf der Posaune Klang.

Und harrt' bis auf des Jahres
Allletzten Glockenschlag,
In meiner Lieben Mitte,
Fern von dem Festgelag.

Der Schlag vom Kirchenthurme
Rief kaum die bange Stund':
Da war's als ob erzittert'
Der Erde tiefster Grund.

Ich sah nicht Särge sprengen
Und Todte gehn hervor:
Wohl aus dem Schneegedecke
Brach hell des Frühlings Flor.

Die Keime sproßen saftig,
Die Blumen lachten kraus
In Düften und in Farben
Durch weiße Flocken heraus.

Ich schaut' auch nach den Bergen,
Ob wanke Fels und Kluft:
Die Vögel sangen droben,
Süß strömt' der Tannenduft.

Und als der Klang verhallet
Der letzten Geisterstund',
Da starr und winterschaurig
War's wieder in die Rund'.

Die Blumen, Düfte, Vögel,
An ihrem stillen Ort,
Gewiß sie hatten vernommen
Auch das Prophetenwort.

Drum wollten sie noch grüßen
Einmal der Sterne Schein,
Und an dem jüngsten Tage
Einmüthig beisammen sein.

Der Dichter.

Ein langer Kerl mit Weberspinnenbeinen
Wiegt sich im Baumast summend auf und nieder,
Ruft Mann und Weib rings aus dem Feld zusammen
Von nöth'ger Arbeit, läßt nicht ab mit Schreien:
„Ihr Leute kommt! ihr Leute kommt! hört! hört! ihr Leute, höret!
Ich bin ein Dichter! Dichter bin ich! Dichter!
Und was ich sing' das ist ein Lied! ein Lied ist was ich sing'!
Es ist mein Lied die wundervollste Dichtung,
Und der es singt der wundervollste Dichter!"
So schreit er unter tollhausartigen Geberden,
Wirft rechts und links die Arme faselhasig,
Und schneidet gott'serbärmliche Gesichter:
„Ich bin ein Dichter! Dichter! Dichter!
Ich sing' ein Lied! ein Lied! ein Lied!"
Bis daß die Leut' mit Gähnen, Stampfen, Fluchen
Landeinwärts fliehen vor dem langen Bengel,
Und er kampfmüd, schweißtriefend, wirr' und heiser
Vom Ast herab, tief in die Halmen plumpt.

Die Blumen die zu seinen Füßen wanken,
Kopfschüttelnd, geben ihm die gute Lehre:
„Hörst du den Vogel oben in den Zweigen?
Welch' süßer Sang'! welch' liebliches Ertönen!

Der singt nicht: Leute, kommt! ich Vogel
Bin Vogel und sing' euch ein Vogellied!
Horchst du, horchst du auch nicht, er schwinget
Mit Liederklang sich zu dem blauen Aether,
Und in des Wandrers Brust ziehn all' die süßen Klänge,
Dort klingen sie noch fort und klingen drin noch lange."

Die alte gallische Muse.

1830.

Wunderliche Glanzmatrone, wie du gehst mit wicht'gen Schritten!
Spitzen sind dir wohl gestrecket, und der Reifrock wohl geschnitten!
Die Perücke, hochfrisiret, wallt in stattlichen Gelocken,
Düfte wehen draus entgegen, als von tausend Blumenglocken!
Und jetzt öffnest du die prächt'gen verögelenk'gen Götterlippen,
Daß umher, fast wie verzaubert, alle Geister wollen nippen;
Grüßest dann von deinen hohen, überschwankend kühnen Stelzen
Gnädiglich antike Straßen, meidend die romant'schen Felsen.
Aristoteles, den Großen, trägst du in Minerva's Schilde,
Die Dreieinheitentragödie zeigst du mahnend im Gebilde.
Aber jüngst ein loser Knabe, mit gar hellen Waldhorntönen,
Hat dich also baß erschrecket, daß du sprichst wie Todesstöhnen;
Staub von deiner Siegsperücke, sammt den Lorbeer'n kommt geflogen!
Reifrock hat ein Wind erfasset, schüttelt drin mit Sturmeswogen,
Und dein Schloß zerfällt in Trümmer mit den glatten Marmorbogen,
Hofmännlein und Damen bange sind in Thränen fortgezogen.
Viktor Hugo! loser Knabe! mit dem wilden, tollen Sinnen!
Bringst in Aufruhr alle Geister durch dein frevelhaft Beginnen!
Dort schon tauchen morgenröthlich junge Sänger aus den Tiefen;
Weckest sie zur guten Stunde, da sie erst noch müssig schliefen.
Frischer Klang durch Galliens Fluren schwebt in wundersamen Weisen;
Troubadoure wieder, holde, in vielwonn'gen Liedern kreisen.
Untergieng das alt'verscholl'ne Reich mit seinem stolzen Prangen,
Lenzesfröhlich, freiheitselig ist ein neues aufgegangen.

Toast beim Gutenberg-Banket.

1840.

Schmach sei den Tyrannen,
Jagt all' sie von dannen,
Die Drücker der Lande,
Die eherne Bande
Im Norden und Süden
Den Völkern nur schmieden,
Reißt ab ihren Schmuck!
Schmach! Schmach! allem Druck!

Ehr' sei den Genossen,
Die stets unverdrossen,
Ein dauerndes Leben
Dem Worte gegeben!
Ihr festlichen Zecher,
Füllt hochan die Becher!
Ein'n tüchtigen Schluck!
Es lebe der Druck!

An das rheinische Odeon.

Die alten Dome, der alte Wein,
Der deutsche Liederklang am Rhein:
Das sind die rechten Zauberwort',
Die hüten den Nibelungenhort!
Laßt sie erschallen von Mund zu Mund,
Ihr Sänger der rheinischen Tafelrund'!

Des alten Baumes Klage.

Mir armen alten Baume
Ziemt wohl ein traurig Lied!
Ich bin vom langen Traume
So recht zum Tode müd.

War einst ein frisches Leben,
War einst ein fröhlich Blut;
So lang ich konnte geben,
Da war ich Jedem gut.

Dem Mähder gab, dem matten,
Ich Schirm zur süßen Ruh,
Und warf ihm meinen Schatten,
Sammt meinen Früchten zu.

Den Vögeln war ersprießlich
Mein frisches Blätterhaus;
Die Bienen, nicht verdrießlich,
Sogen die Blüten mir aus.

Nun bin ich alt, und ärmlich
Komm ich den Leuten vor;
Streck' schmucklos und erbärmlich
Die leeren Aest' empor.

Nun singt kein Vogel Lieder
Und theilt, wie Lust, auch Schmerz;
Nun kommt kein Bienlein wieder;
Den Alten kennt kein Herz.

So schlag' mich, Sturm, zusammen,
Rett' mich vor Spott und Hohn!
In heil'gen Opferflammen
Laß fallen meine Kron'!

Festlied

zur dreihundertjährigen Gedächtnißfeier der Gründung des Straßburger Gymnasiums.

13. und 14. August 1838.

Was klinget an der Ilsa Strande
So freudig heut' ein heller Klang?
Es ziehen aus dem ganzen Lande
Viel' Schüler all' den Rhein entlang;
Und wo der Münsterthurm sich hebt
Gemeinsam ihre Fahne schwebt.

Dem Knaben jugendfröhlich blitzet
Das Auge heut' so wunderklar;
Zur Seit' des Lockenscheitels sitzet
Ein zitternd Greisensilberhaar.
Sie thun vereint aus einem Mund
Des schönen Tages Jubel kund.

Sie blicken all' nach fernen Zeiten,
Nach drei Jahrhunderten zurück,
Und sehn Gestalten vorwärts schreiten,
Mit frommem Ernst, mit heiterm Blick —
Ihr Alten, eure Schülerschaar
Bringt Euch des Dankes Jubel dar!

Ihr habt gelegt das Körnlein kleine
In Gottes Namen in den Grund —
Seht, welch ein Baum im Blütenſcheine
Daraus gewachſen zu der Stund'!
Auf, Johann Sturm! auf, Jakob Sturm!
Bewahrt die Frucht vor Reif und Wurm!

Ja, Brüder, alt' und junge, hebet
Den Blick empor zum Gott der Kraft,
Deß Liebe wunderſam umſchwebet
Den heil'gen Baum der Wiſſenſchaft,
Wenn treuer Sinn, wenn frommer Geiſt
Die ſtarken Wurzeln ſtets umſleußt!

An Bochinger's Grabe.

Du hast so früh den heil'gen Gang vollendet,
Du hohes Bild aus lichten Höh'n!
Hast von uns weg den milden Schein gewendet,
Und läßest uns in Thränen stehn.
Geliehn der Erde nur zu reichem Segen,
Zog's Dich empor in's Vaterhaus;
Hobst ihm die Arme lange schon entgegen,
Sand'st lang schon deine Hände auf.

Doch uns thut weh so schnell und ewig Scheiden,
So Schwinden aller süßen Lust!
Wir sah'n in Dir den Führer der uns leiten,
Und stärken sollt' die schwache Brust!
Wir sah'n in Dir ein schöneres Entfalten,
Zum Kranz die Blüten schon bereit,
Der bessern Zukunft segenreiches Walten,
Die Zeichen einer neuen Zeit.

Drum möcht's die Seele ewig sich verneinen,
Daß Du ihr fehlst zu jedem Glück;
Sie wähnt sich noch in deiner Seele Scheinen,
Es sucht der Blick noch deinen Blick;
Es lauscht das Ohr auf deine hohe Kunde,
Es möcht' Dir lauschen immerfort!
Doch ach! dem frommen stillverklärten Munde
Enthallt nicht mehr der Liebe Wort.

Doch soll es tief aus unsern Herzen schlagen,
Dein Wort, in Blüten frisch empor!
Soll deinen Preis zu fernen Zeiten tragen
Und stehn in wundersamem Flor!
Dieß sei der Dank den wir Dir jubelnd bringen,
Und dieß die Thränen Dir geweiht!
Wir schau'n dein Licht, und unsre Geister schwingen
Sich auf zu deiner Herrlichkeit.

Einem Brautpaare,

mit Ludwig Uhland's Gedichten.

Gern möcht' ich Euch in hellen Tönen grüßen,
Doch fast zu arm dünkt sich die eig'ne Brust,
Drum schick' ich einen Andern Euch, von süßen,
Von Liebesworten voll und Sangeslust!

Der Liebsten Einer soll das Wort Euch singen,
So wie ich's fühl', zu singen nicht vermag;
Es soll sein reicher Wunderfrühling bringen
Die schönsten Blüten Euch, zum schönsten Tag.

Schlagt auf die Blätter! wandelt in den Gängen
Von seiner Dichtung Zauberglanz verklärt!
Lauscht der verlornen Kirche Himmelsklängen,
Und stets zum Dom sei euer Blick gekehrt!

An Gustav Schwab.

(Da er als Pfarrer nach Gomaringen berufen wurde.)

Ein Hirte willst Du weiden die Gemeine,
Sie führen auf die würzigsüßen Matten,
Sie tränken an der Quelle, himmlischreine,
Sie schirmen in der Lebensbäume Schatten.

Wohl gönn' ich Dir des stillen Dorfes Frieden,
Und bin in deinem Glücke selbst beglücket,
Doch sei dein Lied nicht von der Welt geschieden,
Nicht von den Freunden die es stets entzücket.

Nicht stumm verbleiben darf ein treuer Hirte!
Im Abendlicht, wenn sich die Wolken säumen,
Ruf' die Schalmei helltönend das Verirrte,
Damit sich's sammle zu der Hürde Räumen.

Dann lauschen deinem Liede wir von ferne,
Und denken noch der alten schönen Zeiten,
Und sehn Dich in dem Silberglanz der Sterne
Mit deiner Heerde selig heimwärts schreiten.

Der Landgeistliche am Sonntagnachmittage.

Kirchlein stehet still, verlassen,
Orgelton ist längst verhallt;
Durch die Fruchtgefilde wandelt
Eine freundliche Gestalt.

Mütterchen und Greise blicken
Nach dem Theuern unverwandt,
Mädchen singend ziehn vorüber,
Knäblein fassen ihm die Hand.

Aus den Lippen, aus den Augen
Ihm manch herzlich Grüßen bricht,
Seiner Rede milden Segen
Zeigt ihm jegliches Gesicht.

Weihnachtslied.

In Todesschatten wallte
Die Welt so unruhbang,
Kein Liebeswort erschallte,
Kein Lebenswort erklang.

Sie giengen im Gewirre
Unfriedlich, kalt und todt,
Und in die dunkle Irre
Schien, ach, kein Morgenroth!

O Herz, du mußt verzagen,
Das einsam harrt und bangt,
Es will das Licht nicht tagen
Nach dem dich so verlangt!

O Herz, du mußt verkümmern,
In Sehnsucht untergehn,
Es will der Stern nicht schimmern
Herab von Himmelshöh'n!

So klang es in der Stille,
So bebt' es in der Brust;
Da brach durch blaue Hülle
Hervor die Himmelslust.

Da flammt er ob den Triften
Des Heilands Morgenstern,
Da zeugen's alle Schriften:
Es ist der Glanz des Herrn!

Und zu den Himmeln sehen
Sie Alle froh empor,
Und: Ehre in den Höhen!
So schallt's im Engelchor.

Der Friede, der verlorne,
Er wird euch heut zu Theil!
Der Heiland, der Erkohrne,
Kommt auch zu euerm Heil!

Todtenrosen.

„Kaum klopft' ich an des Lebens Pforte,
Kaum grüßte mich sein lichter Schein,
So tönten zu mir her die Worte:
Dort Oben soll die Heimat sein!“

*

„Noch kannt' ich nicht des regen Tages Leben,
Ich wandelt' erst im Morgensonnenglanz;
Und ward mir auch noch nicht der volle Kranz,
Doch manche Blüte mir dazu gegeben.“

*

Zur Erdenschule bist Du nicht gekommen,
Früh hat der Vater Dich zu sich genommen;
In einer Schule bist Du, wo die Letzten wissen,
Was hier die Weisesten nur ahnen müssen.

*

Die Knospe noch verschlossen war,
Doch lächelt' sie schon wunderbar;
Wie muß in Paradiesesluft
Die Blüte stehn in süßem Duft!

*

Rein bist Du uns gekommen,
Du giengest wieder rein.
Dir ward wohl nichts genommen,
Nur Alles uns allein.

*

„Ich hab' mich umgelegt zur Ruh',
Ihr decktet mich mit Erde zu.
Der Morgen kommt, da wach' ich auf
Zu meinem Himmelpilgerlauf."

*

„Weint nicht, lächelt daß ich frei
Nun von allem Kummer sei!
Was Ihr liebtet einst — mein Herz,
Lebt noch, und zog himmelwärts."

*

„Wir haben uns geliebet für Zeit und Ewigkeit,
Und gehn wir von einander, so ist's für kurze Zeit;
Mich hat der Herr gerufen, ich konnt' nicht widerstehn,
Doch sehnt's mich auch, Ihr Lieben, daß bald Ihr möchtet gehn!"

*

„Die müheselig und beladen,
Willst Du, o Heiland, stets erquicken;
Ich weiß, da bin auch ich geladen,
Und will mich zu dem Gange schicken."

*

„Ein Glöcklein hat geschlagen,
Das war zu guter Zeit!
Aus allen meinen Klagen
Hast Du mich, Herr, befreit.

„Die Andern die sich sehnen
Aus dieser Welt zu gehn,
Laß auch so ohne Thränen
Vor deinem Throne stehn!"

*

„'s war eine Reise nur und die war schön!
Da steh' ich auf des Lebens letzten Höh'n;
Ich kann von Ferne schon die Herberg' sehn —
Mit Gott! es ist ein freudig Heimwärtsgehn!"

*

Du willst nicht stille stehn auf Erden,
Willst weiser stets und besser werden?
Wohlan, auch auf des Himmels Leiter
Ist es ein ew'ges: Und so weiter!

*

Am Grabe sei vergessen und vergeben
Was Euch getrennet einst im Erdenleben!
Reich' dem Beleid'ger die Versöhnungshand,
Und eine Seele mehr harrt dein im Vaterland.

*

Die ersten Blumen die der Lenz erweckt',
Süß duftend haben sie dein Grab bedeckt,
O Lebenszeichen auf des Todes Bahn,
Wie lächelt ihr mit sel'gem Trost mich an!

*

„Den Vater und die Mutter suchen wir,
Wir arme Waislein auf dem Friedhof hier;
Doch daß wir einsam nicht durchziehn die Welt,
Hast Du, o Heiland, Dich uns zugesellt!"

*

Der Gräber Blumen stehn in Himmelshut,
Und jeder Lenz weckt Duft und Farbenglut;
Doch süß und licht vor allen die entsprießen,
Drauf Wehmuthsthränen treuer Liebe fließen.

*

Sei Frieden deiner Asche! so spricht man für und für.
Sei Frieden deiner Seele! so wünsch' ich, Todter, Dir.

*

„Unter Fremden, in der Ferne,
Hat mein Herz zuletzt geschlagen,
Doch nach meiner Heimat Sterne
Hat mich Sehnsucht noch getragen,
Und ich mein' Ihr habt es wohl vernommen,
Da mit Geistergruß ich bin gekommen."

*

Mit Gott auf Erden und mit Gott auch dort!
Was fürchtest Du? stets näher tönt sein Wort!

*

„Daß ich so einsam und verlassen,
So kummervoll und so verarmt
Daherschlich auf des Lebens Straßen,
Das hat Dich, großer Gott, erbarmt:
Den müden Greis hast Du erquickt,
Und ihn mit sanftem Tod beglückt.“

*

Lächeln konntest Du im Tode? O Du giengst rechtfertig ein!
Möcht' dereinst mein Abschiednehmen auch ein solches Lächeln sein!

*

Auf Grabesmälern ist's ein schönes Bild:
Von Strahlenkränzen rings ein Aug' umwunden;
Es sagt uns, daß die Vaterblicke mild
Herniederschau'n auf unsre Seelenwunden.

*

Wenn ich bedenke was Du mir gewesen,
Ein mildes, treues, liebevolles Wesen,
So klag' ich immer: Ach, wie früh, wie frühe!
Doch wenn ich denke: wie jetzt fern von Mühe,
Und Sorg' und Kummer Du, von Sünde rein,
So sag' ich: wohl Dir in den lichten Reih'n!
Nur möcht' ich bald, o bald auch bei Dir sein!

*

Du hattest Eingang zu der Herzen Thür',
Weil Du uns treulich liebtest für und für;
Nun schließt Dir Gott den ew'gen Himmel auf
Und Du beginnst als Engel deinen Lauf.
Wie Vieles hast Du schon vernommen,
Wenn wir einst, deine Schüler, kommen!

Der Glaube, daß ich werd' Euch wiedersehn
Bekräft'ge mich zu frohem Weitergehn.
Hier unten sprachen wir ein halbes Wort,
Vollendet schallt es in der Heimat dort.

Abendrast in der Schenke.

Fern sind wir hergekommen,
Geschritten durch manches Thal,
Ueber Fels und ries'ge Berge,
Durch Staub und Sonnenstrahl.

Jetzt sitzen wir drei Gesellen
Beim frischen funkelnden Wein,
Lassen unsre Gedanken fliegen
Weit, weit in's Land hinein.

Es schweigt ein Jeder und redet
Mit dem stillen Herzen allein,
Und lächelt, wenn ihm begegnet
Das Bildniß der Liebsten sein.

Dein's strahlt mir jetzt entgegen,
Wie milder Frührothschein,
Mit dem Auge himmelbläulich,
Mit der Stirne engelrein!

Drum möcht' ich jubeln und rufen —
Doch die Andern träumen noch licht:
O schweige Herz, und wecke
So selige Träumer nicht!

Der Traum.

Der Schlummer naht, es trägt ein sanfter Wind
Der Seele Kahn in's Träumelabyrinth.
Ein Theseus kämpf' ich mit den Minotauren,
O möcht' so schöner Kampf nur ewig dauern!

Wie süße Wunder haben mich umblüht!
Im dunkeln Zweig der gold'ne Apfel glüht,
Der Feuerwurm im Busch, und aus den Fernen
Fällt Götterlicht herab von allen Sternen.

Der Nymphen Schaar zum hellen Cymbelklang
Dreht sich im Chor die Rosenbeet' entlang;
Des Schwanes Silberflügel tönend rauschen,
Und aus den Höh'n die alten Götter lauschen.

Von ew'ger Jugend ist die Welt umglänzt,
Und keine Schranke mehr den Geist begränzt.
Ariadne, laß den Faden mich verlieren,
Er wird mich ja in's todte Leben führen!

Die Salzburger.

1730.

Auf stiller Alm', im Alpenrosengarten,
Kniet eine fromme Schaar in heil'gem Sang:
O Herr, laß oben deinem Dienst uns warten,
Da unten rings des Todes Wort erklang!

Die Bundeslad', die Bibel, ist gerettet!
Ehr' in den Höh'n, Dir Gott und Jesu Christ!
Du hast von Schmach und Sünden uns entkettet,
O bleib' auch jetzt, da 's Abend worden ist!

Und aus dem Thale gellt ein wüstes Rufen,
Ein Mordgeheul durch Bergesschlucht hervor,
Und über jäher Felsen zack'ge Stufen
Bricht eine Rotte grimmen Fluchs empor.

Die Büchse knallt, die Säbel blitzen grollend,
Sie hauen ein — da bebt, da dröhnt die Rund',
Von Bergesfirst wälzt die Lawine rollend,
Dumpfdonnernd, sich herab zum Alpengrund.

— Der Gemsenjäger, der die Alm erstiegen,
Im Frühroth, hat die Todten rings erblickt:
Die Bibel haben die noch vor sich liegen,
Und die den Säbel blutig noch gezückt.

Gutenberg,

im St. Arbogastkloster, bei Straßburg.

Es wandelt in des Klostergartens Räumen
Mit stillem Sinnen hin ein bleicher Mann,
Blickt mit bewegter Brust aus bangen Träumen,
Lichtsuchend oft empor zum Sternenplan.

Fern von dem Heimatlande, ein Verbannter,
Im Ringen, im Entsagen früh gereift,
Steht er allein, ein Dulder, ein Verkannter,
Dem schwarz und schwärzer sich das Leben trübt.

Nicht ist's der Heimatschmerz allein der glühet,
Der ihm mit wilder Flamm' vom Herzen zehrt:
Es ist ein heimlich Sehnen das ihn ziehet,
Ein Weltgedanke der den Geist durchfährt.

Brich nicht, du Herz, in welchem Gott sich reget!
Brich nicht, du Träger eines Heiligthums!
Du Rüstzeug das der Herr mit Ruthen schläget,
Damit es tüchtig sei des höchsten Ruhms!

Brich nicht, Gefäß, in dem das Licht soll flammen,
Das Licht das leuchtet in die Geistesnacht!
Brich nicht, du Wächter, brich noch nicht zusammen,
Bald tönt dein Ruf: Ihr Schläfer, auf! erwacht!

Und mächtig, als ob Himmelsstimmen riefen,
Durchbebt's laut mahnend also Ihm die Brust;
Und aus des Geist's geheimnißvollen Tiefen,
Wie Wetterstrahl durchzückt ihn hohe Lust.

Zur Werkstatt stürzet er; die Lampe zücket,
Im Tiegel fluthet der metall'ne Brei;
Gluthrothen Angesichts, der Erd' entrücket,
Nimmt er in Hast heraus das flüß'ge Blei.

Und schnell in Stäbchen drückt er's, gräbt und schneidet
Mit Jubellaut die ersten Zeichen drein;
Vom rohen Stoff sich das Gebilde scheidet,
Und — „Licht! Licht!" ruft er, „soll es ewig sein!"

Die Kniee wanken, betend sinkt er nieder:
„O Dank sei Dir, Du treuer Weltenhort!
Von Land zu Lande hall' es donnernd wieder:
Licht! ewig Licht!... Unsterblichkeit dem Wort!"

Der Handel.

Sie tranken lange zusammen
Der Vater, der fremde Mann:
Es schürt' ihnen rothe Flammen
Der Wein in den Köpfen an.

Wem galt der Handel? sie quälten
Sich mit einander herum,
Sie schätzten die Wiesen und zählten
Die Felder im Eigenthum.

Drauf lachte der Fremde wacker:
Top, Alter, was soll der Geiz!
Noch einen fetten Acker,
So lad' ich mir auf das Kreuz!

Der Vater sprach halb in Irre,
Mir schnitt's in's Herz hinein;
Sie schlugen im Gläsergeklirre
Wild lärmend die Hände ein.

Nun riefen sie mich zum Tische,
Der Fremde that so vertraut:
„Schau' mich an und küß' mich, du frische,
Du junge, rosige Braut!"

Sternkunde.

Herr Magister mit den Kleinen
Ist docirend ausgezogen.
An des Himmels blauem Bogen
Tausend ferne Welten scheinen.

Alle Sterne, blasse, helle,
Die im weiten Raume brennen,
Will er ihnen gründlich nennen
Und erklären jede Stelle.

Durch die Gläser, scharf geschliffen,
Sieht er droben Berg' und Seen,
Baum und Strauch im Winde wehen,
Schiffer durch die Wellen schiffen.

Doch, indeß er späht und lauschet,
Sind die Knäblein fortgesprungen,
Tief in dunkeln Wald gedrungen,
Wo so hell das Bächlein rauschet.

Jener hat ja nicht vernommen
Lied aus allen Sternen klingen,
Nicht gesehn auf gold'nen Schwingen
Engel zu den Kindern kommen.

Ständeversammlung der Vögel.

Mit dem Zeitungsblatt, dem grauen,
Steh' ich in dem Wald, dem grünen.
Was ich las, das muß ich schauen:
Redner stehn auf den Tribünen.
Vögel groß und Vögel klein,
Alles in dem Laub bewegt sich,
Was ein Stimmlein hat das regt sich,
Will die Andern überschrei'n.
Auf dem höchsten Ast vergnüglich
Sitzt der Deputirte Fink;
Drossel auf den Hecken wiegt sich,
Späht auf jeden Laut und Wink.
Amsel auch hat hell gesungen,
Und aus blüh'nden Saatgefilden,
Opposition zu bilden,
Hat sich Lerch' emporgeschwungen.
Nachtigall hat sich erkohren
Tief ein Plätzchen im Gebüsch,
Ihre Stimme süß und frisch
Draus ertönet, halb verloren.

Aber hell erschallt Gelächter,
Hebt sich leises Spottgeflüster
Durch die lauten Schwätzerreih'n:
Denn des Zeitengeists Verächter,

Denn des Waldes Staatsminister,
Einerleiverkünd'ger, Kukuk,
Tritt ganz gravitätisch ein,
Salutiret: Kukuk! Kukuk!
Hinter ihm ein Chor Philister,
Jaherr'n alle und Servile,
Gut dressirt das Mäntelein
Umzudrehn im Windesspiele:
Krähe schwarz, mit hohlem Kopf,
Folgt in abgemeßnem Schritte;
Herr von Gimpel, leis von Tritte,
Und Baron von Wiedehopf.
Gräfin von der Felsenspalte,
Eule auch, die gute, alte,
Wunderliche Großmama,
Kam im Schlaf zu nicken: Ja!
Süßlich, mit Jesuitenmienen,
Grüßend fein nach jedem Ort,
Dompfäfflein ist drauf erschienen,
Weiß zu drehen Sinn und Wort.
Elster dann, die schlecht und rechte,
Von gerühmter Ehrlichkeit,
Fand zum heiligsten Gefechte
Schon den Ehrenplatz bereit.
Doch ich will's Euch nur bekennen,
Alle sind's nicht, denn zu nennen
Euch den ganzen edeln Schwarm
Ist mein Athem viel zu arm;
Und ihr müßtet drüber gähnen,
Denn es möchte fast sich dehnen
Wie des großen Sankt Homerus
Großer Schiffskatalogus.

Jetzo, auf des Kukuks Rufen,
Alles harrt in tiefstem Schweigen;
Die Philister sich verneigen
Als vor hohen Thrones Stufen.
Herr von Kukuk laut verkündigt:
„In Betracht daß viel gesündigt
Gegen Einheit im Regieren,
Nun in allen Waldrevieren,
Ein Gesetz ist einzuführen!
Allen Vögeln sei es kund
Und vollzogen gleich zur Stund':
„Daß sie all' gehalten seien
Ihres Schnabels Melodeien
Umzustimmen und zu richten
Nach dem holden Kukuksange!
Allem Singen, allem Dichten
Blüht nur Heil in diesem Klange!“
Murrend fährt's, mit wildem Drange,
In den Reihen auf und nieder:
„Jedem Schnabel seine Lieder!“
Und indeß die Andern fluchen,
Ab und auf das Laub durchschwirren,
Schlagen, trillern, schnattern, girren,
Hört man schon den Ruf versuchen
Die Servilen und Philister.
Sie erheben süß Geflüster,
Drehn die Schwänzchen, rufen: Kukuk!
Rufen: Kukuk! Kukuk! Kukuk!
Ordensbändchen ringsum fliegen
In die Nähe, in die Ferne,
Und es kann die Unzahl Sterne
Für die Würd'gen kaum genügen.
Doch derweil die Hochbeglückten
Sich mit Stern und Bändern schmückten,

Flog's in lustigem Gebraus
Rings zu Busch und Dorn hinaus.
Frei erkläret sich die Menge:
„Frei der Flug! Frei die Gesänge!
Wie der Schnabel, so die Lieder!
Und der Flug wie das Gefieder!"
Kukuk rufet: „Volksgeleier!"
Zeiget sich charakterfest:
Legt die hochgebornen Eier
Warm in der Rebellen Nest.

Die Teufelskanzel, bei Baden.

Volkssage.

Du schauerst, Wandrer, ob dem Graus,
Der hier in Thal und Wald umher;
Du siehst nur Felsen grau und schwer,
Kein freundlich Blümchen ragt heraus.
Du fragst woher das Schrecken kam?
Das weiß die Sage wundersam
Und treulich dir zu deuten.

Es war in alten, fernen Zeiten,
Der Teufel hergezogen kam,
Aufsteigend aus den heißen Fluthen,
Aus Badens tiefverborg'nem Quell,
Noch flammend von der Hölle Gluthen,
Den Blick von rothem Lichte hell,
So bricht er auf, erklimmt die Höh'n
Und heißt umher die Diener gehn,
Daß sie versammelten um ihn
Der Bäuerlein und Ritter viele:
Man sah's von Schloß und Hütte zieh'n,
Als gieng's zu Tanz und Waffenspiele.

Der Böse stellt sich drauf mit Neigen
Gar sittsam auf den höchsten Stein,
Und als die Hörer alle schweigen
Beginnt er leise, mild und fein

Die Rede, süß und klug ersonnen,
Und spricht von seines Reiches Wonnen,
Von ew'gem Glanz und Herrlichkeit
Die seinen Dienern stehn bereit.
Er weiß mit losem Trug und Spott
Die Geister listig zu bethören,
Daß schon in mancher schwachen Brust
Sich hebt und regt die sünd'ge Lust,
Und spöttelnd über den lieben Gott
Man kann viel leid'ge Worte hören.

Da fällt's, wie lichter Wetterschein,
Tief in den finstern Wald herein;
Genüber des Bösen Höllenthron
Erklingt ein goldener Harfenton;
Ein Engelknabe niederrauschet
In silberleuchtendem Gewand,
Die Palme tragend in der Hand,
Und stillbewegt die Menge lauschet,
Und wie er spricht beginnt's zu tagen
Wie Himmelsroth in jeder Brust;
Sie fühlen mächtig, unbewußt,
Sich zu dem Engel hingetragen,
Der Böse wüthet bald allein
Auf dem verlaß'nen Kanzelstein;
Er bricht empor in wildem Grimme,
Doch süßer tönt des Engels Stimme,
Und immer heißer wird der Drang,
Von Aller Lippen festlich klingt,
Aus Aller Herzen gläubig schwingt
Empor sich heil'ger Bußgesang.

Der Böse mit dem Dienerchor
Bricht in der letzten Wuth empor,

Mit Krallenfingern gewaltig faßt
Er, niederdonnernd, der Bäume Last,
Und schleudert die Felsen groß und schwer,
Wie Blütenflocken im Thal umher,
Und öffnet der Erde Nacht und Graus,
Daß schwarze Quellen fluthen heraus;
Und fluchend schlägt er den feurigen Huf
Zum ew'gen Zeichen tief in den Stein,
Und stürzt sich dröhnend mit wildem Ruf
In der Erde klaffenden Schlund hinein.

Zieh' schnell vorüber, o Wandersmann,
Noch ficht der Böse die Menschen an,
Und will er dich locken zur sünd'gen Lust,
So öffne dem guten Engel die Brust.

Verschiedener Sinn.

Drei sind hinausgegangen
Zur süßen Maienzeit,
Hat Jeder sein Verlangen,
Hat Jeder seine Freud'.

Ein Wald hat aufgeschlossen
Für sie das grüne Thor,
Draus kommt ein Bach geflossen,
Draus lacht ein Blumenflor.

Inmitten aus den Büschen
Streckt, weit in's Thal hinaus,
Ein Wiesenplan den frischen,
Den duft'gen Teppich aus.

Der Erste hat ergriffen
Den Bündel groß und schwer,
Durch Gläser scharf geschliffen,
Lauscht er und späht umher.

Er legt umher im Kreise
Meßketten, Winkelmaß,
Und Stangen seltner Weise
Steckt er umher in's Gras.

Der Zweit' ist schnell gesprungen
Zum Bache hell und rein,
Draus Fischlein sich geschwungen
Im warmen Sonnenschein.

Er thät die Angeln stellen,
Wirft Netz' und Hamen aus,
Lockt aus den fernsten Wellen
Die Fisch' in's falsche Haus.

Der Dritte hat verloren
Schon lange sich im Hain,
Ein Kätzchen sich erkoren,
Verborgen und allein.

Die Vögel rings begrüßen
Ihn mit gar süßem Laut,
Die Blumen duftig sprießen
So weit sein Auge schaut.

— Indeß die Schatten neigen
Sich länger in den Hain;
Die frohen Stimmen schweigen,
Die Blumen schlafen ein.

Da kommen sie gegangen,
Die Drei, zum Wald hervor;
Sie wollen noch erlangen
Die Stadt mit Wall und Thor.

Der Erste zieht gewichtig
Ein großes Blatt herfür:
„Gemessen recht und richtig
Hab' ich den Waldrevier!"

Die Fische nimmt der Zweite
Zu seinem Netz heraus:
„Ha! reiche Küchenbeute!
Ha! fetter Abendschmaus!“

Der Dritte kommt gegangen,
Hat Händ' und Taschen leer;
Hat nur ein neu Verlangen,
Hat nur ein Herz so schwer.

„O süße Lust! o Schmerzen!
O Wald, du Wunderhaus!
O Ton in meinem Herzen!
Wie sprech' ich Alles aus?“

Scheintod.

Im Saale rings so tiefes Schweigen!
Ein traurig Wörtchen leise hallt;
Ich fühle sich herunter neigen
Manch lebenathmende Gestalt.

Ach, und mein Leben scheint entflohen,
Weil es nicht frisch nach Außen bricht;
Tief in dem Herzen fühl' ich's lohen,
Wie ein verlöschend Grubenlicht.

Ich möchte wohl die Hände drücken,
Die schmerzlich drücken meine Hand!
Ich möcht' in manches Auge blicken,
Das auf mir haftet unverwandt!

Die Schüler stehn zum Leichensange
Schon um den Sarg in stummem Chor;
Zum letzten Gang, zum Grabesgange,
Rauscht schon der Todtengräber Flor.

„O haltet! halt!" so bricht ein Rufen
Tief unten aus dem Hof herauf;
Es fliegt, es stürzt der Treppe Stufen
Empor mit der Verzweiflung Lauf.

Und in den Armen, in den kalten,
Liegst Du, mein Liebchen, mir so warm;
Du willst des Sarges Deckel halten
Mit deiner Liebe mächt'gem Arm!

Und Kuß auf Kuß!... Ich bin gerettet!
Das Leben das gebunden schlief,
Es ist erwacht und losgekettet,
Da deine Lieb' es weckend rief!

Die Todtenrosen laß zum Strauße
Dir drücken an die treue Brust,
Und aus dem schwarzen Leichenhause
Schall' jubelnd hell die Hochzeitlust!

Seliger Tod.

Ballade.

Es steht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fischerhaus.
„Du allerliebste Meine,
Du Meine,
Schau' nur einmal heraus!"

„„Heraus will ich wohl schauen,
Auch treten vor die Thür',
Vorm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei Dir!""

„Und mag Dir nimmer grauen,
So ist's die beste Zeit!
Und willst Du ganz mir trauen,
Zu trauen,
Mein Schifflein steht bereit!"

Sie springen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind.
Ob alle Donner krachen,
Zu krachen,
Sie küssen sich so lind.

Ein Blitzstrahl kommt geschossen,
Der trifft die Zwei zugleich.
Leb' wohl, leb' wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum klaren Himmelreich!

Der Sturm der hat getrieben,
Das Schiff hinab den Rhein,
Wohl mit den todten Lieben,
Den Lieben,
In's weite Meer hinein.

Die Sonne schaut mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den grünen Wellen,
Den Wellen,
Treibet der Todtenschrein.

Bischof Kletus.

Legende.

Der Kaiser sitzt auf gold'nem Thron,
Im Purpurkleid, mit gold'ner Kron.
Auf seid'nen Kissen funkelnd ruht
Des Gold's und der Kleinodien Gluth.

Es letzt sein Blick sich an dem Licht,
Das blitzend aus den Schätzen bricht;
Es tönt ihm süßer als Gesang,
Der gold'nen Stücke heller Klang.

„Ihr Diener alle um mich her:
Wann werden meine Kisten leer?"
„„Ausschöpfen läßt das Meer sich nicht,
Nicht wägen deines Gold's Gewicht!""

„Ihr Diener nennt mit einem Mal
Mir meiner Edelsteine Zahl!"
„„Wer zählt der Sterne zahllos Heer?
Der Edelsteine hast Du mehr!""

„Wo blitzt etwan ein hell'rer Schein,
Als der aus mein's Geschmeides Schrein?"
„„Die Sonne hat wohl funkelnd Licht,
Wie dein Geschmeide glänzt es nicht!""

So prahlt des Kaisers stolzes Wort;
Es schmeicheln so die Knechte fort.
Da schreitet aus der Söldner Chor
Mit finstrer Stirn Sankt Kleinus vor.

Der Bischof tritt zum Kaiser hin:
„Mein Herr, nicht bringt Dir das Gewinn!
Laß ab! laß ab von Trug und List,
Vernimm was an der Wahrheit ist!

„Wohl funkelt hell der Schätze Gluth,
Doch weh! dran klebt manch' schuldlos Blut!
Doch weh! dran klebet brennend heiß
Der armen Unterthanen Schweiß!

„Doch weh! dran haften Seufzer bang,
Die schallen das ganze Land entlang,
Und Wais'- und Wittwenthränen viel
Träufeln von deinem Augenspiel!

„So roth und hell die Schätze sprühn,
So heiß soll dein Gewissen glühn!
Soll schelten in dein sündig Thun
Und nimmer mit seinem Schelten ruhn!"

Der Kaiser flammt vor Zornesmuth,
Er zückt sein Schwert in wilder Gluth:
„„Ihr Knechte, was haut sogleich Ihr nicht
Zu Stücken den kecken, frevlen Wicht!""

Der Knechte Schwerter blitzen hell,
Sie zücken nach dem Bischof schnell.
Der stehet furchtlos und ruhig doch:
„Herr Kaiser, vergönn' ein Wörtlein noch!

„Reich' mir aus deiner Schätze Zahl
Ein Goldstück her nach eig'ner Wahl;
Reich' einen Edelstein mir klar,
Und prüf' ob ich geredet wahr!"

Der Kaiser willigt das Begehr,
Reicht Edelstein und Goldstück her.
Der Bischof bricht entzwei den Stein —
Es quillen draus viel Thränen rein.

Er bricht entzwei das Goldstück schnell —
Draus träufeln viel Blutstropfen hell....
Den Kaiser greifet Angst und Graus;
Die Knechte stürzen zum Saal hinaus.

Es sitzt ein Bild auf gold'nem Thron,
Im Purpurkleid, mit gold'ner Kron.
Die Schätze funkeln hell — und bleich
Starret herab die Kaiserleich'.

Das Mährchen von der bösen Stiefmutter.

Die böse Stiefmutter sitzt und spinnt
Und drüber manch' böse Mähr' ersinnt.

Das Knäblein springt lustig zur Thür' herein:
„Frau Mutter, schenkt mir ein Aepfelein!“

„„Du weißt in der Kammer da steht die Truh',
Da liegen viel Aepfel so rosig wie du.““

Das Knäblein hebt auf den Deckel schwer;
Die böse Stiefmutter ist hinter ihm her.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh',
Der schwere Deckel klappt drüber zu.

*

Die böse Stiefmutter sitzt und spinnt,
Und drüber manch' böse Mähr' ersinnt.

Das Mägdlein springt lustig zur Thür' herein:
„Frau Mutter, wo ist mein Brüderlein?“

„„Dein liebes Brüderlein nascht allein
In der Kammer die süßen Rothäpfelein.““

„Frau Mutter, möcht' auch ein Aepflein süß!“
„„So schau' was dein Brüderlein übrig ließ!““

Das Mägdlein hebt auf den Deckel schwer;
Die böse Stiefmutter ist hinter ihm her.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh',
Der schwere Deckel klappt drüber zu.

*

Die böse Stiefmutter sitzt und sinnt,
Am Rocken blutige Fäden sie spinnt.

Der Vater tritt spät zur Thür' herein:
„Wo sind meine lieben zwei Kinderlein?"

„„Die Kinderlein liegen in guter Ruh',
Sie schlafen selbander in einer Truh'.""

Es flattert, es pickt an's Fensterlein,
Zwei schneeweiße Vöglein schauen herein.

„Frau Mutter, habt Dank für die Aepfelein roth!
Frau Mutter, habt Dank für den süßen Tod!"

Die fällt vom Sessel zu Boden schwer;
Der Platz ist hinter dem Rocken leer.

Ein schwarzer Vogel die Kammer durchirrt,
Und ächzend, krächzend durch's Fenster schwirrt.

Das eiserne Kästchen.

Kinder-Mährchen.

Ein Büblein ist einmal
Gangen in's Thal;
Birkenreiser zu Besen
Wollt' es zusammenlesen.
Da kommt's an einen Wurzelstock
Und bleibt dran hangen mit dem Rock,
Und wie sich's bückt, mit aller Kraft
Zu lösen sich von seiner Haft,
So hört's was klingen an der Stell',
Wunderhell!
Und wie's die Blätter und das Moos
Und Gras macht von der Erde los,
So fällt hinab ein Stein
Auf ein eisern Kästlein;
Dabei ein Schlüsselein
Liegt, goldig, fein
Und zierlich gemacht,
Eine Pracht!
„Was werden in dem Kästlein
Für reiche Schätze sein!"
Denkt's Büblein, —
„Die sind alle mein!
Aber wenn ich doch
Nur fände das Schlüsselloch!"

Und ist ganz verwundert,
Denn mehr als hundert,
Als hundertmal am Kästlein
Hat's beguckt jed' Plätzlein:
Und nichts vorn' und nichts hinten,
Nichts oben, noch unten kann's finden.
Aber endlich nach vielen Stunden,
Hat's doch das Schlüsselloch gefunden;
Das Schlüsselein paßte genau sogleich.
Und wollt ihr wissen wie reich
Das Büblein worden ist,
So wartet noch eine kleine Frist,
Bis das eiserne Kästlein
Wird vollends aufgeschlossen sein.

Das Mährchen vom Fürchten-Lernen.

Ein Schwank.

Das war der Schneider-Hans, ein lustig Blut,
Der sprach ein's Morgens: „Vater, seid so gut
Und hört mich eine kleine Weile an:
Hab' in der Welt mich tüchtig umgethan,
Das wißt Ihr, Wandern war mein' Seligkeit!
Drum hatt' ich auch mein Bündlein stets bereit,
Und weiß auch wohl — ich sag' es mit Vergunst —
Ein Stücklein mehr als meine Schneiderkunst!
Im Singen thut's mir Keiner wohl voran,
Im Trinken steh' ich meinem besten Mann!
Doch, von den Wissenschaften die ich trieb,
Noch immer *eine* ungelernet blieb:
Die Kunst mich recht zu *fürchten* kenn' ich nicht,
Da brennt im Geist mir immer noch kein Licht.
Drum, Vater, laßt noch einmal mich hinaus,
Daß ich die schöne Kunst mir bring' nach Haus!"

„„Hat man einmal gesehen solchen Wicht?
Hansdampf! *die* Kunst verständ' ein *Schneider* nicht?
Wer muß mehr leiden denn gerad' für das?
Furchtsamer Schneider und furchtsamer Has',
Das gilt, außer der Sippschaft, einerlei!""
So sprach der Alt', kopfschüttelnd, und dabei
Schlang' er die Arm' kreuzweis, so wie die Bein';

Daß, wer ihn so erblickt im Morgenschein,
Ihn für eine lebend'ge Bräțel nahm.
„Ei, eben drum mir der Gedanke kam,"
Sprach Hans, „ich sei nicht würdig noch der Zunft,
Und hoffe daß nach meiner Wiederkunft
Nicht klüger als die Henn' erschein' das Ei,
Und ich ein recht furchtsamer Schneider sei!"
— Und ob noch lang, kopfschüttelnd, beingeschränkt,
Der Alte sich die Frage überdenkt —
Der Bube läßt nicht nach: „Schickt mich hinaus!
Damit ich Furcht erlern' und Angst und Graus!"

„„Wohlan! Du weißt dein Oheim ist Herr Abt,
Als Kind hat er Dich oft im Arm gehabt,
Wenn ich zum Segen Dich in's Kloster trug,
Und er das Kreuz ob deiner Wildheit schlug.
Dort in den Zellen und den Gängen gehn
Gespenster mehr, als gern Du möchtest sehn;
Das Recht-Dich-Fürchten wird Dir dort nicht schwer,
Das Nicht-Dich-Fürchten aber desto mehr.
Beharrst Du drauf, so mach' Dich rüstig fort,
Vor Nacht erreichst Du noch die Klosterpfort'!""

Der Alte sprach's. Das Ränzchen ward geschnürt;
Hans eilt die Straß' die zu dem Kloster führt.
Sie zogen drin die Vesperglocke grad',
Als pochend er an's Pförtnerhäuschen trat.

Der Ohm empfieng, wie's einem Abt wohl stand,
Mit Salbung unsern Mann, bot ihm die Hand,
Und fragt nach Vater, Mutter, Magd und Knecht;
Freut sich, da der Bescheid auf Alles recht,
Und setzt dem Wandrer, aus dem besten Jahr,
Voll Wein's, den größten Klosterbecher dar.

„Herr Ohm, erlaubt auf Euer Wohlergehn!"
Sprach Hans, und trank bis er den Grund konnt' sehn,
„Das ist ein Weinlein, solches schlürft kein Mund
Wohl auf zehn Stunden in der ganzen Rund'.
Und weil der Wein erschließt das Menschenherz,
So will ich gleich ausleeren meinen Schmerz.
Vergebens macht' ich nicht zu Euch die Reis',
Was lernen sei des Aufenthaltes Preis!
Wißt nur woran's mir einzig noch gebricht:
Die Kunst mich recht zu fürchten kenn' ich nicht."

Der Abt, ein lust'ger Kauz, spricht: „„Ist's nur das?
Da kann geholfen sein! Doch möcht' der Spaß
Dich noch gereu'n, drum sinn' auf dein Begehr',
Man trägt so viel man kann, mehr ist zu schwer.""
„Sagt nur die Prob', ich will sie schon bestehn,
Herr Ohm, Ihr sollt in mir kein Feigherz sehn!"
„„Wohlan, ruh' heut von deiner Wandrung aus,
Und morgen Nacht verkehr' mit unserm Graus!"" —
Hans schlief bis weit zum hellen Tag hinein;
Vergnügt' sich dann bei guter Speis und Wein,
Daß ihn nicht wundert mehr wie rund, gesund,
Vor ihm ein jeder Klosterbruder stund.
Doch wie zu später Nacht die Mönche gehn
All' in die Zellen, bleibt der Abt noch stehn.
„„Nun Hans, das Fürchtenlernen? ist's dein Ernst?
Jetzt, oder nie Du diese Kunst erlernst.
Bleib' hier im Refektorium allein,
Du wirst um Mitternacht bald in Gesellschaft sein!""
Hans winkt dem Ohm; der geht; und lachend trinkt
Das Restchen er das noch im Glase blinkt.

Zwölf Schläge tönen dröhnend, hohl und bang:
Lebendig gleich wird's draußen auf dem Gang;

Die Thür' fährt auf, und zwölf Gerippe fahl
Die stürzen rappelnd, klappernd, in den Saal.
Schnell ist der Raum von Tisch und Bänken leer,
Und Kegel setzen die Gerippe her;
Geld klirrt; die Spieler stellen sich in Reih'n,
Und Jeder wirft mit seinem Schädel drein.
Hans sieht das Ding sich so ein Weilchen an,
Drauf spricht er: „Kenn' mich auch auf mancher Bahn,
Ihr Herrn, vergönnt, ich setze mit Euch ein,
Doch kann mein Schädel keine Kugel sein,
Was maßen er gewachsen fest und gar,
Und ihn umwallt ein struppig Lockenhaar;
Drum, kommt mein Wurf, dann, als Gefälligkeit,
Halt Einer nur mir seinen Kopf bereit.
Es nicken die Gerippe klappernd: Ja!
Und Hans steht in den Reih'n stets lachend da.
Es ist ein Rappeln, Klappern, Rollen toll,
Bis daß der Hahn kräht: eure Zeit ist voll!
Da rappeln, klappern wieder aus dem Saal
Die zwölf Gerippe all' zu einem Mal.
Und Hans ermüdet streckt sich auf den Tisch,
Und schnarcht im besten Schlaf sein Liedchen frisch.

„Herr Ohm," spricht er beim Morgenimbs, „habt Ihr
Für mich kein andres Schreckgesindel hier,
So lohnt sich nicht der Müh' zu Euch die Reis',
Und ich verdien' auch keinen Siegerpreis."
„„Du bist ein Prahler, Hans! und jubelst früh,
Laß sehn, gib Dir heut' Mitternacht die Müh',
Und läut' die große Glock' im obern Gang
Nur ein ganz kleines Viertelstündchen lang;
Bestehst dieß zweite Pröbchen du so gut,
Dann halt' ich etwas mehr auf deinen Muth!""
Der Oheim sprach's. Mit Ungeduld harrt Hans

Auf Geisterstund' und neuen Geistertanz.
Noch rückt der Zeiger nicht; in keckem Lauf
Will schon der Held die Treppen rasch hinauf,
Doch geht's so schnell nicht, denn — im Leichhemd liegt
Auf jeder Stuf' ein Todter angeschmiegt.
„Ist das der Spuck? Herr Ohm, wißt Ihr nicht mehr?
So ist Euer Gehirn gewaltig leer!"
Und Einen nach dem Andern packt er an,
Und trägt laut lachend sie die Trepp' hinan.
Der Glocke Seil hängt an der Decke fast,
Doch Hans sich klüglich in der Kürze faßt;
Er baut von seinen Todten alsogleich
Zum Glockenseil empor sich eine Steig'.
Hoch oben drauf steht er, und zieht mit Lust;
Die Glocke dröhnt aus wildbewegter Brust.
So mächtig klinget das Getön durch's Haus,
Das jedes Mönchlein zu der Zell heraus
Im Hemde eilt, sich kreuzend, blaß und bleich:
„Ei, spukt denn heut' das ganze Geisterreich!"
Hans steht, ein Sieger, auf dem Leichenhauf',
Und bricht in schallendes Gelächter auf;
Nimmt von den Todten Einen da und dort,
Und wirft sie auf die bleichen Mönche fort.
„„Hans, bist Du toll?"" zürnt schäumend voller Wuth
Der Abt. „„Laß ab! laß ab! Du sündig Blut!""
„Nun, weil Ihr wollt, Herr Ohm! Doch frisch bekannt,
Daß ich das zweite Pröbchen auch bestand!"

— Der Abt früh morgens zu geheimem Rath
Die Klosterbrüder all' beschieden hat.
„Was fangen wir mit solchem Wildfang an!
Der ist mit allen Geistern nicht zu fahn.
Laßt sehn, ob wir ihm kühlen nicht das Blut,
Und etwas legen seinen stolzen Muth!

Er sei heut Nacht, von uns, im Saal versteckt,
Mit Ruthenstreichen aus dem Schlaf geschreckt.“"

Hans liegt in weichen Pfühlen hingestreckt:
Da naht ein Mönch, hat leis ihn aufgedeckt,
Und führt mit kräft'gem Arm drei Ruthenstreich.
Hans packt den Mann und wirft ihn alsogleich,
Rund wie er ist, zum Fensterlein hinaus;
Legt sich zurück und schnarcht, daß bebt das Haus.
Ein zweiter Mönch naht sacht sich auf den Zeh'n —
Gut' Nacht, Herr Vater! 's ist um Euch geschehn!
So fliegen alle zwölf, der Ohm zuletzt,
Zum Fenster frisch hinab, doch unverletzt,
Denn drunten steht ein breiter Lindenbaum,
Der nimmt sie auf in seiner Aeste Raum.

Der Bruder Pförtner traut den Blicken nicht,
Als er den Hof betritt im Morgenlicht,
Und sieht welch' sonderbare Frucht gebracht
Der Lindenbaum in der verwich'nen Nacht:
Da hieng ein Mönch, und dort im Aste lag
Ein Andrer eingezwängt — welch' ein Gelag!
Hoch von der Firſt — er wollt' stets oben 'naus —
Guckt ächzend aus dem Laub der Abt heraus.
Hans aber hatt', noch eh' verstrich die Nacht,
Durch's Hinterpförtchen sich davon gemacht.

Müd' von dem Abenteuer, irrt er bald
Wegsuchend, tappend, durch den nahen Wald,
Verstrickt in Dornen sich, versinkt in Moor:
Da bricht von fern ein's Lichtleins Schein hervor.
Er geht drauf los — ein Hüttchen vor ihm stand,
Und pochend er sich zu dem Fenster wandt'.

„Wer draus, so spät zu Nacht? welch' ein Gesell?",
Ruft drinnen leis und heisch ein Stimmchen schnell.
„„Ach, laßt mich ein, um Gott's Barmherzigkeit!
Hab' mich verirrt, komm' in der Nacht schon weit!""
Die Schlämpe knarrt und auf das Pförtchen geht:
Vor Hans ein alt' gebuckelt' Weiblein steht,
Wie eine Spindel dürr, und Nas' und Kinn
Gekrümmt sich bogen zu einander hin.
Hans huscht hinein; doch, ob dem Zwerggebild,
Bricht er in Lachen aus, unmäßig wild.
„Weiblein, wie habt das Stückchen Ihr geschafft,
Daß Nas' und Kinn sich stutzen Bruderschaft?"
Als hätt' es nichts gehört, das Weiblein thut;
Bläst auf dem Heerd die halb erstorb'ne Gluth!
Stellt Hans ein Küchlein auf, ein Gläschen Wein,
Und führt ihn dann in's dürft'ge Kämmerlein.
„„Hier ruh' Dich aus! drei Stunden noch, dann graut
Der Tag, und durch des Waldes Zweige schaut
Die Sonn', und gibt Dir weiter das Geleit.""

Hans legt in's Bettlein sich, streckt lang und breit
Die Glieder aus, und schlummert friedlich ein.
Das Mütterlein schleicht leise sich herein:
„„Wart', Bürschlein, nur, es soll Dich fürderhin
Nicht stören mehr mein spitzig Nas' und Kinn.""
Still zieht sie von ihm alle Decken ab,
Gießt siedheiß Wasser über ihn hinab,
Als eben er geträumt, wie wunderlich!
Daß er einem gesott'nen Krebse glich.
Heisch kicherud geht das Weib. Er, fluchend auf!
Wirft seine Kleider um; in schnellem Lauf
Stürzt er, versengt und naß zur Hütt' hinaus,
Und kicherud, athemlos kommt er nach Haus.
„Ich hab's gelernt, Herr Vater, ruft er aus,

Jetzt bring' ich wohl die schöne Kunst nach Haus!
Jetzt fürcht' ich mich! zwar nicht vor Geistern bleich,
Und käm' mir auch das ganze Todtenreich!
Doch zittern werd' ich stets an Seel' und Leib,
Erblick' ich nur von fern — ein altes Weib!"[1]

[1] Dieser Mährchenschwank, so wie er hier (nach der im Elsaß gangbaren Erzählung) lautet, ist von der in Grim's Kinder- und Hausmährchen unter gleichem Titel mitgetheilten, wesentlich verschieden und unabhängig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Frühlingsbote (Straßburg 1831) 1
Maientag (Oberbronn 1838) 3
Die Plünderer (Oberbronn 1838) 4
Auf dem Felssprung (Buchsweiler 1837) 5
In den Bergen (Oberbronn 1836) 6
Die Pappel (Buchsweiler 1839) 7
Gute Nachbarschaft (Buchsweiler 1839) 8
Wolkenfeste (Straßburg 1833) 9
Im Herbste (Oberbronn 1837) 10
Im Spätherbst (Oberbronn 1837) 11
Im Oktober (Buchsweiler 1839) 12
Abschied vom Walde (Straßburg 1832) 13
Herbststurm (Oberbronn 1836) 14
Die ewige Geliebte (Buchsweiler 1838) 15
Im Winter (Buchsweiler 1838) 16
Die Todte (Buchsweiler 1839) 17
Der Ritterschlag (Buchsweiler 1841) 18
Traumsüchtigkeit (Buchsweiler 1839) 20
Lied (Straßburg 1830) 21
Bedingte Schönheit (Oberbronn 1837) 22
Die Mutter (Straßburg 1828) 23
Johannestag 1439 (Buchsweiler 1839) 24
Die Münstergnomen (Buchsweiler 1839) 25

Seite
Das Uhrwerk im Münster (Buchsweiler 1838) 26
Das Münster in der Sternennacht (Oberbronn 1837) 27
Gesang der Völker (Straßburg 1830) 28
Zur Beherzigung (Oberbronn 1836) 30
Die Musen (Oberbronn 1836) 30
Einem Mädchen (Oberbronn 1836) 31
Die Gedanken (Oberbronn 1836) 31
Spruch (Oberbronn 1835) 32
Beim Brunnengraben (Oberbronn 1835) 33
Das Herz (Oberbronn 1835) 34
Der ummauerte Kirchhof (Oberbronn 1836) 35
Wilhelm Tell (Oberbronn 1836) 36
Wahl der Mittel (Buchsweiler 1840) 37
Die Helden (Buchsweiler 1840) 38
Weinfest (Straßburg 1833) 40
Gänsejubellied bei Erfindung der Stahlfedern (Oberbronn 1836) . . 41
An einen Dichter (Oberbronn 1835) 43
Vielliebchengabe (Oberbronn 1836) 45
Traumesbangen (Straßburg 1831) 46
Aus dem Leben (Oberbronn 1835) 48
Glaube (Straßburg 1831) 49
Lebensbild (Oberbronn 1837) 50
Bild des Herzens (Oberbronn 1837) 51
Ein Zeitbild (Oberbronn 1837) 52
Der Watzgau zum Schwarzwald (Oberbronn 1836) 53
Der arme Reisende (Straßburg 1829) 54
Erinnerungen an Pforzheim (Oberbronn 1836) 55
In der Fremde (Buchsweiler 1841) 58
Die letzte Zwölferstunde des Jahrs 1840 (Oberbronn) 59
Der Dichter (Buchsweiler 1839) 61
Die alte gallische Muse (Straßburg 1831) 63
Toast beim Gutenberg-Bankett (Buchsweiler 1840) 64
An das rheinische Odeon (Buchsweiler 1837) 65
Des alten Baumes Klage (Mülhausen 1841) 66
Festlied zur dreihundertjährigen Gedächtnißfeier der Gründung des Straßburger Gymnasiums (Buchsweiler 1838) 68
An Bochingers Grabe (Straßburg 1831) 70
Einem Brautpaar, mit L. Uhlands Gedichten (Oberbronn 1835) . . 72
An Gustav Schwab (Oberbronn 1837) 73

	Seite
Der Landgeistliche am Sonntagnachmittage (Straßburg 1833)	74
Weihnachtslied (Oberbronn 1836)	75
Todtenrosen (Oberbronn 1837 und 1838)	77
Abendrast in der Schenke (Straßburg 1832)	83
Der Traum (Oberbronn 1835)	84
Die Salzburger (Oberbronn 1837)	85
Gutenberg im St. Arbogastkloster (Buchsweiler 1840)	86
Der Handel (Oberbronn 1838)	88
Sternkunde (Straßburg 1831)	89
Ständeversammlung der Vögel (Oberbronn 1835)	90
Die Teufelskanzel bei Baden (Straßburg 1832)	94
Verschiedener Sinn (Straßburg 1831)	97
Scheintod (Oberbronn 1834)	100
Seliger Tod (Buchsweiler 1839)	102
Bischof Kletus (Buchsweiler 1839)	104
Das Mährchen von der bösen Stiefmutter (Oberbronn 1835)	107
Das eiserne Kästchen (Mülhausen 1841)	109
Das Mährchen vom Fürchten-Lernen (Buchsweiler 1839)	111

Druckfehler.

S. 7, Z. 2, steht Mondesscheine, statt M o n d e s s c h e i n e n.

Gedichte

von

August Stöber.

Neue, durchgesehene und vermehrte Auflage.

1867.

Mülhausen,
Druck und Verlag von J. P. Risler u. Comp.
Frankfurt am Main,
bei Th. Völcker.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Yo 741 2

Gedichte von August Stöber.

Dem

Heimatlande

Elsass.

Inhalt.

I.

Lieder, Bilder und Sprüche.

	Seite
Im Frühling	3
Eine Tanne im Frühling	—
Maientag	4
Die Plünderer	5
Gute Nachbarschaft	6
Die Lerche	—
Mittagfeier im Walde	7
Gewitter	8
Der Rosenstrauch und die Rosen	9
Des alten Baumes Klage	10
In den Bergen	11
Trost in den Bergen	12
Auf dem Felssprung	13
Im Regensommer 1843	14
Abschied vom Walde	15
Die Natur im Herbste	16
Im Herbste	—
Im Spätherbste	17
Im Winter, 1—2	—
Bewährung	18
Verschiedene Standpunkte	—
Bedingte Schönheit	19
Priameln, 1—4	20

	Seite
Distichen. 1. Zur Beherzigung	21
2. Die Musen	—
3. Einem Mädchen	—
4. Die Gedanken	—
Das Herz	22
Die letzte Mitternachtsstund des Jahrs 1840	23
Vielliebchengabe	24
Der Freund.	25
Mein Herz ist ein Vogel.	26
Die verliebten Poeten	27
Vorzeichen	28
Liebchen im Garten	29
Brunnenverrath	30
Seelenwanderung	31
Lebensbild	32
Die Mutter.	33
Bei eines Kindes Tod	34
Bei der Mutter Heimgang	—
Aus dem Leben	35
Abschied	—
Das Kreuz auf dem Berge	36
Weihnachtslied	—
Der Landgeistliche am Sonntagnachmittage	38
An Gustav Schwab	39
Das Echo bei L. Uhlands Begräbniß.	40
Dem jungen Klavier-Virtuosen Fr. Gersheim.	41
Aus G. C. Pfeffels Knabenjahren	42
Fest-Cantate zur Einweihung des Pfeffeldenkmals, in Colmar.	44
An August Lamey	46
An Friedrich Otte (Georg Zetter).	47
Festlied zur 300jährigen Jubelfeier der Gründung des straßburger Gymnasiums	49
Dem Mülhauser Turnverein	51

Seite
Auf dem straßburger Münster 53
Die vier steinernen Reiter 55
Die Münsterschwalben 57
Johannistag 1439. 58
Das Uhrwerk im Münster 59
Johannes Geiler von Kaisersberg 60
Das Münster in der Sternennacht 63
Wasgau und Schwarzwald. 64
Erinnerungen an Pforzheim:
1. Enz, Nagold und Würm. 65
2. Die Todtenmusik auf dem Markte . . . . —
3. Der Wartthurm. . . . . —
Am Ende der Welt 66
Der Zecher an die Lorelei 68
Zecherlied 70
Zechbruders Leiden 72
Klagen eines armen Teufels 74

II.

Lyrisch-epische und erzählende Gedichte.

Der Vogler 79
Liebestod. 81
Die Waldjungfrau. 82
Der Berggeist 83
Untreue 84
Gleich und Gleich 86
Der Wöchnerin Wiederkehr 87
Das Mährchen von der bösen Stiefmutter 89
Zwei Vexir-Mährchen 1. Das eiserne Käftchen. 2. Das Eierkuchenhäuschen 91
Das Mährchen vom Fürchtenlernen 94
Bischof Kletus. 103

Seite

Die Salzburger 106

Fünf Stücklein aus Geilers von Kaiserberg Schriften:

1. Die Nase 107

2. Vom Sauermilchtöpflein und vom Ferklein 108

3. Die Gänslein 109

4. Birnen und Seelen 110

5. Der Bischof und der Bauer 111

Die vier Jungfrauen 114

Der Handel 116

Abendrast in der Schenke 117

Seliger Tod 118

Scheintod 120

Der Schatzgräber 122

Die Teufelskanzel und die Engelskanzel bei Baden 124

Das Kinderkirchlein bei der Hub 127

Der Professer 129

III.

Gedichte in elsässischer Mundart.

(Die sieben ersten in straßburger, das achte in sundgauer Mundart.)

Gredel in d'r Heck 133

D'Jumpfer Sara 133

Zweierlei Kätzle 134

D'Osterreier 135

An d'Frau Sunn 137

Wenn d'r Nußbaum Küechle brat 139

Das versunkene Kloster zu Rheinau (Sundgauer Lied) . . . 144

IV.

Elsässische Sagen, Legenden und Geschichten.

Die elsässische Sage 147

Der Knabe vom Bölchensee 149

Der Mönch von Schwarzenburg 151

	Seite
Graf Hugo von Egisheim	155
Die Hochzeit auf Weckmund	157
Johannes Rösselmann	159
Die Wallfahrt zu Dreien-Aehren	161
Der Hirzsprung bei Tusenbach	163
Die Brüder von Rappoltstein	164
Der Silberzwerg von Mariakirch	165
Die St.-Odilienquelle	166
Graf Salen von Rosheim	167
Die Geisenkapelle von Innenheim	170
Der Feengarten im Breuschthal	171
Die Riesenmaid von Nideck	173
Sankt Florentin	175
Die Sage vom Rohracker, bei Westhoffen	177
Die Spille, bei den Schlössern Ochsenstein	179
Frau Itta von Lützelburg	181
Die Hexenschule bei Zabern	183
Das Schellenmännlein von Ettendorf	185
Der schwarze Egert bei Buchsweiler	186
Die Kinder vom Spitzling	187
Entstehung des Dorfes Ueberach	189
Der Abt von Neuenburg	191
Der Bergknappe von Uhrweiler	194
Das Thierkirchlein	196
Bruderrache. Sage vom Schloß Lichtenberg	197
Wie die Offweiler Bauern den Teufel prellen	200
Der Kellermeister auf Arnsburg	202
Der Ritter auf Arnsburg	204
Der Küfer von Falkenstein	205
Die Wallfahrtkirche Unsrer Lieben Frauen zu der Eiche	207
Der Geisen-Major	202
Der Maidebrunn	211
Die weiße Dame vom Pauliner Schlößchen	212

Seite

Straßburgs Wappenschild 213
König Heinrich II und die Meisenlocke 214
Gutenberg im St. Arbogastkloster, bei Straßburg 216
Kaiser Heinrich II, der Heilige 218
Kaiser Karl V und der Städtmeister Jakob Sturm 221
Der Wind hinter dem Straßburger Münster 223

V.

Weinblüth-Phantasien auf Hohkönigsburg . . . 225

Anmerkungen 249

I.

Lieder, Bilder und Sprüche.

Im Frühling.

Die dunkeln Knospen umschließen noch ganz
Der Blumen Kelche und Herzen,
Es muß sie erlösen der Sonne Glanz
Und heilen geheime Schmerzen.

Die Erde kann's nicht allein; es muß
Der Himmel den Segen sprechen,
Mit heiliger Liebe Weihekuß
Die Siegel des Todes brechen.

Eine Tanne im Frühling.

Die Schneelast schüttelt ab der Tannenbaum,
Er ist erwacht nach langem Wintertraum,
Und aus den dunkelgrünen Zweigenspitzen,
Im warmen Lenzduft helle Flämmchen blitzen.

So pflanzt der Mensch, abschüttelnd seinen Schmerz,
Sich grüne Maien in das bange Herz,
Und gibt, vertrauend wie der Tannenbaum,
Nach alter Hoffnung neuer Hoffnung Raum.

Maientag.

Morgen ist ein Maientag!
Ei wie sieht's doch rührig aus
Heut im ganzen Erdenhaus!
Alles will sich emsig schicken
Bräutlichzierlig sich zu schmücken.
Anger hat die ganze Nacht
An der Arbeit zugebracht,
Hat von Veilchen ein Geschmeid
Sich gehaucht auf's grüne Kleid;
Bächlein schlingt als Gürtelschnur
Seine Perlen um die Flur;
Blütenbaum, umduftet ganz,
Bietet sich zum Hochzeitkranz;
Vöglein rühren frisch die Schwingen,
Wollen Tafellieder singen.
Unten ist schon Alles fertig,
Erde harret festgewärtig:
Aber in des Himmels Räumen
Wieder graue Wolken säumen,
Schau'n so recht in Wintergraus
Drohend aus dem luft'gen Haus.
Wenn die Erd' in Lust entglommen,
Soll denn Leid vom Himmel kommen?
Morgen ist ein Maientag!

Die Plünderer.

Ei wie will es mich verdrießen,
Wenn sie mir des Baches Wellen
Stets mit Netzen rings umstellen
Und die Fischlein mir, die schnellen,
Locken aus dem Flutkristalle!

Ei wie will es mich verdrießen,
Seh' ich, wie mit gier'gen Blicken
Sich die Apotheker bücken,
Alle Blumen weg mir pflücken
Und den ganzen Wald mir plündern!

Sonderlich will's mich verdrießen,
Hör' ich stets das Jagdhorn schallen,
Hör' ich stets die Büchse knallen,
Seh' ich Has' und Rebhuhn fallen,
Reh' und Hirsche blutig fliehen!

Ei wie muß mich das verdrießen!
Gut, daß ihr doch, liebe Sterne,
Oben wandelt in der Ferne!
Denn die Plünderer würden gerne
Sonst mir noch den Himmel plündern!

Gute Nachbarschaft.

Den Wald begränzt der Wiesenraum,
Die Wiese ruht am Waldessaum.
Wie flüstert's heimlich im Gebüsch!
Wie lacht der Anger duftig, frisch!
Waldvogel singt so erbaulich,
Die Blume schaut so vertraulich;
Sie nickt den Gruß in's wald'ge Haus
Und jener singt den Gruß heraus.
Sind die Kinder so einträchtiglich,
Gewiß nicht zanken die Alten sich!
Ja, Wald und Wies', zu jeder Zeit,
Seid ihr die besten Nachbarsleut'.

Die Lerche.

Hoch wölbt sich am Himmel die Wolke,
Streckt duftige Spitzen empor,
Umsäumet wie Thürmlein und Warten
Mit silbernem schimmerndem Flor.

Kampflustig erhebt sich die Lerche,
Steigt jubelnd über den Wall,
Und aus der eroberten Veste
Bricht schmetternd der Siegerin Schall.

Mittagsfeier im Walde.

In Musik gesetzt von Joseph Heyberger.

Drunten hell ein Glöcklein schallt
Aus der Thalkapell';
Murmelnd drängt zum Felsenspalt
Sich hervor der Quell.

Eichhorn lauert in dem Ast,
Halb im Schlaf und lauscht;
Alle Käfer halten Rast
Und kein Blättchen rauscht.

Vöglein schweigen allzumal,
Blumen nicken schwer;
Mittagsfeier hält der Wald —
Alles still umher.

Alles athmet leis empor,
Wie im Traum entzückt,
Wie wenn durch der Zweige Flor
Gott herniederblickt.

Gewitter.

Wie die Wolken schwarz sich thürmend,
Zürnend üb'reinander klettern!
Böse Geister sind's die stürmend
Sich in Ruhe woll'n zerschmettern.

Schleudern Donnerdonnerflüche,
Plumpe, schwere Riesenballen,
Und dazwischen, gelb vor Tücke,
Blitzespfeile zischend fallen.

Laßt sie kämpfen, die Gewalten,
Mann an Mann sich grollend fassen,
Die so feindlichen Gestalten
Werden sich in Liebe lassen.

Wie die Reihen schon sich lichten,
Sanfter fallen schon die Schläge!
Ihren Hader gilt's zu schlichten,
Doch es klingt schon wie Verträge.

Sonne, Königin der Himmel,
Liebestifter'gin, läßt erschallen
Ihren Ruf ob dem Getümmel,
Und ihr Liebesbanner wallen.

Und es tönen Friedensworte
Nach dem wilden Kampfgedränge;
Durch des Regenbogens Pforte
Ziehet die versöhnte Menge.

Der Rosenstrauch und die Rosen.

„Wißt ihr was ihr mich gekostet?“ zu den Rosen sprach's der Strauch,
Wiegend sich im morgenlichen, frischen, würz'gen Lenzeshauch.

„Alle Kräfte, alle Säfte sogt ihr mir aus tiefster Brust,
Und entblättert steh' ich, einsam, bald beraubet aller Lust.“

Zu dem Strauche sprachen jene: „Freilich ist's ein kurzer Traum!
Unser Rosenleben schwindet, Duft um Duft verschwimmt wie Schaum.

„Doch du selber haftest kräftig in der Erde reichem Schooß;
Es verwehn des Winters Stürme und dein harrt ein glücklich Loos:

„Wieder kommt der Lenz geflogen, küßt dich liebend, lustdurchglüht;
Neu, von lichten Rosenkindern bald dein grünes Haus erblüht.“

Des alten Baumes Klage.

Mir armen alten Baume
Ziemt wohl ein traurig Lied!
Ich bin vom langen Traume
So recht zum Tode müd'.

War einst ein frisches Leben,
War einst ein fröhlich Blut;
So lang ich konnte geben,
Da war mir Jeder gut.

Den Vögeln war ersprießlich
Mein volles Blätterhaus;
Die Bienen nicht verdrießlich
Sogen die Blüten mir aus.

Dem Mähder gab, dem matten,
Ich Schirm zur süßen Ruh
Und warf ihm meinen Schatten
Sammt meinen Früchten zu.

Nun bin ich alt, und ärmlich
Komm' ich den Leuten vor;
Streck' schmucklos und erbärmlich
Die leeren Aest' empor.

Nun singt kein Vogel Lieder
Und theilt, wie Lust, auch Schmerz;
Nun kommt kein Bienlein wieder;
Den Alten kennt kein Herz.

So schlag' mich, Sturm, zusammen,
Rett' mich vor Spott und Hohn!
In heil'gen Opferflammen
Laß fallen meine Kron'!

In den Bergen.

Inmitten in den Bergen, auf ihren höchsten Höh'n,
Kann ich umher nur Himmel und grüne Wälder sehn!
Es wirft sich wie in Wellen ein weiter Ocean;
Mein Herz tritt frisch und fröhlich die Fahrt durch euch hinan;
Thalab und wieder aufwärts, zur steilsten Felsenwand!
Ich schwing' den Hut und jauchze als wär' ich Herr im Land!

Trost in den Bergen.

Erinnerung an die gastliche Aufnahme im Schloß Pürt, 6. Juni 1847.
In Musik gesetzt von Albert Braun.

Drückt dich ein Leid mit bangem Weh
Und willst davon gesunden,
Zu deines Gottes Bergen geh',
Da heilen deine Wunden.

Versenk' dich tief in's Waldrevier,
Die Wipfel säuseln linde;
Die wilde Ros' in duft'ger Zier
Weht sanft im leisen Winde.

Die Quelle springt im Silberklang
Durch's grüne Lichtgezitter,
Und drüberhin Bergvogelsang
Tönt aus der Zweige Gitter.

Du lächelst durch die Thränen schon;
Dein Herz in mildern Schlägen
Fühlt, wie an Mutterbrust ein Sohn,
Sich Fried' und Tröstung regen.

Und Himmelsodem haucht dich an
Ringsum aus allen Gründen —
Gott selber hat dir's angethan,
Läßt neues Heil dich finden.

Auf dem Felssprung.

Auf dem Felssprung will ich liegen
Drunter hin der Thalbach schäumt,
In das weiche Moos mich schmiegen,
Rings von Haideblüt' umsäumt.

Wilde Bienenschwärme fliegen
Durch den üpp'gen Sommerwald;
Nachtigallenlieder wiegen
Mich in Schlummer alsobald.

Sieh! da packen mich zwei Hände
Und zwei Augen sehn mich an;
Aengstlich zeigt die jähen Wände
Unter mir, der Jägersmann.

Freund, hab' Dank für deine Sorgen!
Doch ich lag in treuer Hut,
Fühlte mich bewacht, geborgen
Wie an Mutterbrust so gut.

In der Städte dumpfer Schwüle,
Auf dem Menschenmarkte dicht,
Schlief' ich, wie in Waldeskühle,
An der Kluft, so sicher nicht.

Im Regensommer 1848.

Der Regen prasselt nieder; o schöner Sommertraum,
Wie hast du dich verkehret in lauter Dunst und Schaum!

Es tropfen Bäum' und Blumen; es rauscht der gelbe Bach,
Und auf die nassen Menschen schaut naß der Storch vom Dach.

Der denkt: wenn ich nur weiter wär' über'm fernsten Meer,
Wo blau und lau der Himmel und blühend die Erd' umher!

Der denkt: wenn ich nur weiter, wo wächst der Pfeffer wär',
Wo mein rosenrother Vetter Flamingo steigt einher.

Störchlein, denk' du nicht weiter! spann frisch die Flügel aus,
Trag' mich auf deinem Rücken fort aus dem nassen Graus!

Abschied vom Walde.

Im Wald, im blätterlosen,
Da schweigt es ganz und gar,
Wo so lautes Schlagen und Kosen,
So reiches Leben war.

Die Zweige niederhangen
Vom Winde gezaust und geneckt;
Der Weiher steht wie gefangen
Mit rothen Blättern bedeckt.

Goldblaue Käfer liegen
Zerstreut im gelben Gras;
Herbstfädennetze fliegen
Umgarnend frostig und naß.

Der letzte Vogel im Haine
Fliegt fort mit dem letzten Laut;
Eine Blum' in blassem Scheine
Noch traurig zur Erde schaut.

Auch der sind abgefallen
Die Blätter im Windesgraus;
Todtkalte Nebel wallen —
Wald-Leben und Lieben ist aus!

———

Die Natur im Herbste.

Du hast mir sonst mit Maienlüften,
Mit Vogelsang und Blumendüften
Das Herz beglückt, das Herz entzückt:
Jetzt, Mütterlein Natur, willst du mich fangen
Mit Herbstesfäden die umgarnend hangen.
Fürwahr, du treibst das Spiel geschickt,
Du bist die klügste aller Frauen:
Matrone, muß ich noch verliebt dich schauen,
Du Hohe, Ewigschöne, füllst mit Lust
Als Mägdlein mir, als Greisin, stets die Brust.

Im Herbste.

Erde, wie du bist so müde! und du lächelst nur noch halb!
Deine Vögel sind verflogen, deine Blumen alle falb!
Deine Sonn' am Himmel schaut noch liebend zwar auf dich herab,
Doch es sind die goldnen Strahlen — goldne Rosen auf dein Grab.

Im Spätherbste.

Die Bäum' sind alle geschüttelt gar,
Die Auen ihrer Fülle baar;
Der Wind streicht über den Stoppelplatz,
Drin pickt nur Rabe noch und Spatz.

Wenn gehalten ist das festliche Mahl,
Wenn geräumt der helle prunkende Saal,
Dann läßt man die Bettelknaben
Sich an den Krummen noch laben.

Im Winter.

1.

Ich dank' dir's, Nebel, daß so dicht
Dein Schleier sich verhüllend webt!
Was soll auch, wenn kein farbig Licht,
Kein Duft, kein Ton die Flur belebt,
Der Blick so weit in's Land hinaus?
Er schaut' nur auf ein größres Leichenhaus!

2.

Starr, kalt und todt, im weißen Sterberocke,
Den duft'gen Kranz von Reif um Stirn und Locke,
Liegst du, Natur… Und oben wacht der bleiche,
Der stille Mond, und hütet deine Leiche.

Bewährung.

Auf schwankem Schifflein zu schaukeln
Freut dich, mein gut Gesell,
Wenn linden Spiels dich umgaukeln
Die Wässerlein, Well' um Well'.

Doch wenn die Fluten sich bäumen
In Sturmesgraus, zeig' an,
Daß in den empörten Räumen
Du seist der tüchtige Mann!

Verschiedene Standpunkte.

Zum höchsten blauen Aether trug
Den Adler seines Fittigs Flug;
Im reinen Duft, im Sonnenglanz,
Vergißt er seines Horstes ganz;
Die Erde scheint ihm arm und klein:
Wer möcht' so tief da unten sein!

Die Nachtigall im dunkeln Hain
Stillselig träumt und schlägt allein:
„Du labst dich in dem Sonnengold,
Dir sind die reinen Lüfte hold,
Doch, Lieber, hoch im Strahlenglühn,
Siehst du nicht daß mir Rosen blühn!"

Bedingte Schönheit.

Du schönes griechisches Profil,
Ihr klaren himmelblauen Augen;
Ihr Lippen, dran in süßem Spiel
Die Bienen möchten Honig saugen!
Was seid ihr, wenn euch nicht bewegt
Ein Herz, das durch die Hülle schlägt?

Du Lied, in Rosenschein getaucht
Sind deiner Bilder Duftgestalten;
Die Worte zaubrisch hingehaucht,
Wie Frühlingsblüten sich entfalten!
Was bist du, wenn dich nicht bewegt
Ein Herz, das durch die Hülle schlägt?

Priameln.

1

Ein Apfel der gekommen nicht vom Baum,
Ein Dichter der gelebet nicht im Traum,
Ein Röslein das der Knospe nicht entsprossen,
Ein Mägdlein das der Liebe stets verschlossen,
Ein Rezensent der ganz ein Buch gelesen:
Das sind fünf Wesen die nie dagewesen.

2.

Verstand kommt von verstehn,
Und Stand kommt her von stehn.
Es meinen Manche daß Verstand
Nur sei wie sie die Welt verstehn,
Und Keiner hab' den rechten Stand,
Wenn er nicht da steht wo sie stehn.

3.

Wer will den Frühling ohne Märzsturm,
Und will den Frieden ohne Schmerzsturm,
Und will die Liebe ohne Herzsturm:
Der meint das Leben sei ein Scherzsturm.

4.

Ich möchte, daß ich stets gewollt
Was ich, in Thun und Lassen, gesollt;
Doch manchmal hätt' ich auch gewollt
Daß, was ich gewollt, ich auch gesollt.

Distichen.

1. Zur Beherzigung

Stör' ich, ihr Herren, vielleicht, so sagt mir's nur frei vor die Stirne,
Aber den Treffer fürwahr schändet im Rücken der Pfeil.

2. Die Musen.

Musen, wohl mag ich euch nicht in hochfrisirten Perücken,
Aber als Dirnen auch nicht mit der bemaleten Wang'.

3. Einem Mädchen.

Ueberlustige, du, wie sprüht dein korallenes Halsband!
Einst Betschwesterlein, ach! möcht's wohl dein Rosenkranz sein.

4. Die Gedanken.

„Wie vom Bogen der Pfeil, so fliegen mir rasch die Gedanken"!
Sei's drum! aber mich däucht alle nicht treffen das Ziel.

Das Herz.

Dein Herz ist eine Aeolsharfe,
Sagst du, und hängst dich wehmuthvoll,
Sehnsüchtigselig in die Zweige
Des Blütenbaumes. Jedem Winde
Tönst du, im süßen Zaubermeer
Der Klangeswellen liebestrunken schwimmend.
Für jedes Hauches Weh hast du ein Ach!
Zerfließ'st für jeden Schmerz in Thränen.

Wollt lieber dein Herz wär ein Hammer
Und schlüg' an ehernen Schild,
Daß glühten und sprühten die Funken!
Zur That! Gesellen, zur That!

Die letzte Mitternachtstunde des Jahres 1840.

Sie hatten es verheißen aus Bibelsprüchen klar:
Das sei dem Erdenrunde das allerletzte Jahr.

Da hab' ich denn geschnüret mein Ränzchen auf den Gang,
Und harrte still geduldig auf der Posaune Klang.

Und harrt' bis auf des Jahres allletzten Glockenschlag,
In meiner Lieben Mitte, fern von dem Festgelag.

Der Schlag vom Kirchenthurme rief kaum die bange Stund',
Da war's als ob erzittert' der Erde tiefster Grund.

Ich sah nicht Särge sprengen und Todte gehn hervor:
Wohl aus dem Schneegedecke brach bunt des Frühlings Flor.

Die Blätter glänzten saftig, die Blumen lachten hell,
Durch schwanke Gräser rieselt' der frische Silberquell.

Ich schaut' auch nach den Bergen, ob wanke First und Grund,
Der Vögel Lieder thaten nur Lust und Liebe kund.

Und als der Klang verhallet der letzten Geisterstund',
Da, starr und winterschaurig ward's wieder in die Rund'.

Die Blumen, Düfte, Vögel, an ihrem stillen Ort
Gewiß sie hatten vernommen auch das Prophetenwort.

Drum wollten sie noch grüßen einmal der Sterne Schein
Und an dem jüngsten Tage einmüthig beisammen sein.

Vielliebchengabe.

Sinnige Vielliebchengabe, Doppelspiegel, sei willkommen!
Deiner Sprache stille Deutung hab' ich willig angenommen:
Klein das Bild des einen Rahmens, zeige mir der Andern Flecken;
Groß des zweiten, mag nicht frommen mir die eig'nen zu verstecken.
Dort den Splitter, hier den Balken soll es treulich offenbaren
Und vor Stolz und Eigendünkel stets das schwache Herz bewahren.

Der Freund.

Du warst mein Freund. Die sanften Wellen trugen
In weichen Silberarmen unser Schiff;
Gemeinsam wir die emſ'gen Ruder schlugen,
Die Sonne lacht', wir mieden manches Riff.

Du sprachst so schön, so warm vom Schlag der Herzen
Die sich getroffen und sich ganz verstehn,
Die durch des wandelvollen Lebens Schmerzen
Mit gleichem Schlag' einander rettend gehn.

Da kommt der Sturm mit rauschendem Gefieder,
Das Schifflein schwankt, dein Blick ist bang und irr';
Du raffst dich auf mit aller Kraft der Glieder
Und schwingst dich in der Fluten graus Gewirr.

Du ringest gut, du bist ein tücht'ger Schwimmer,
Und bald erreicht das sich're Land dein Fuß.
Ich, treibe einsam, ohne Hoffnungschimmer,
Vom Sturm gepeitscht im wilden Wogenguß.

„Mein Herz ist ein Vogel."

In Musik gesetzt von Albert Braun.

Mein Herz ist ein Vogel,
Es flattert hinaus;
's ist Frühling, da mag es
Nicht bleiben zu Haus.

Es sind ihm die Flüglein
Gewachsen erst recht,
Doch fliegt's um die Wette
Mit Vögeln nicht schlecht.

Hat mit den Gespielen
Zu wechseln manch Lied,
Waldein und waldweiter,
Wird nimmermehr müd'.

Auf schwankendem Wipfel
Hochoben allein,
Da singt es beseligt
Zum Himmel hinein.

Da guckt's in die Nestlein
So heimlich und traut,
Drin kosen und küssen
Sich Bräut'gam und Braut.

Mein Herz, wie ein Vogel,
Flieg' weiter zur Zeit!
Flieg' weiter, dir ist ja
Kein Nestlein bereit!

———

Die verliebten Poeten.

Wie irre, wie wirre reden
Doch die verliebten Poeten!
Der möcht' des Liebchens Vöglein sein,
Gesperrt im goldnen Käfig ein,
Weil's darf ihr Mündchen picken,
Küsse nicht braucht zu schicken.

Wie irre, wie wirre reden
Doch die verliebten Poeten!
Der möcht' des Liebchens Röslein sein
Duften an ihrer Brust allein,
An ihrer Brust verserben:
O süßes Liebessterben!

Wie irre, wie wirre reden
Doch die verliebten Poeten!
Der möchte sein der Lenzesduft,
Den Liebchen schlürfet aus der Luft.
O seliges Erringen,
Sich lassen gar verschlingen!

Wie irre, wie wirre reden
Doch die verliebten Poeten!
Ich möchte sein des Liebchens Lieb,
Nicht sagen erst: Nimm! oder: Gib!
Wir müßten's beide wissen,
Daß wir uns gerne küssen!

———

Vorzeichen.

Als ich stieg in's Thal hernieder
Nach dem lieben kleinen Haus,
Flog mit rauschendem Gefieder
Mir ein schwarzer Rab' voraus.

Doch als ich genaht in Stille,
Liebesbang und zagend gar,
Auf des Daches moos'ger Hülle
Schnäbelnd saß ein Taubenpaar.

Zwischen bös' und guten Zeichen,
Soll ich bleiben? soll ich gehn?
Wird ein Unheil mich erreichen?
Wird erfüllt ein heißes Flehn?

Liebchen im Garten.

Eines wundert mich, mein Liebchen,
Daß, wenn du aus deinem Stübchen
Trittst in deinen Frühlingsgarten,
Um der Beete drin zu warten,
Nicht die Knospen all' die engen
Hüllen mit Gewalt zersprengen
Um der Blumen holde Augen
In die deinen tief zu tauchen.

Ach, mein Herz, wenn ich dich sehe,
Klopft unsäglich, Lust und Wehe
Wallt drin auf und ab, zerspringen
Würd's gewiß, könnt' ich nicht singen
Mein umknospet' heimlich Schmerzen
Und vertrauen deinem Herzen.

Brunnenverrath.

Nach einem serbischen Motiv.

Du und ich, wir zwei,
— Mond nur war dabei —
Gaben uns zwei,
Drei . . . .
Süße,
Süße Küsse,
An dem Brunnen hell
War die Liebesstell'.
Und jetzt weiß im Dorf jed' Kätzlein,
Daß wir uns geküßt, lieb Schätzlein!
Brunnen war die Plaudertasche,
Goß zum Wasser jeder Flasche
Auch mit ein,
Daß wir selig war'n zu Zwei'n:
Knecht und Magd, und Herr und Frau
Wissen's gründlich und genau,
Schlürfen's ein mit jedem Zug;
Und der Jungen gleich genug
Setzen rasch sich in Bewegen;
Und auf Wegen,
Und auf Stegen
Flüstern's Alte sich und Junge
Zu mit schnellem Zungenschwunge.
Und jetzt weiß im Dorf jed' Kätzlein,
Daß wir uns geküßt, lieb Schätzlein!

Daraus zieh' ich die Moral
Hüten wir uns allzumal
Vor dem falschen, kalten Wasser,
Denn es ist der Liebe Hasser.
Manche Liebe kann auf Erden
Ganz und gar zu Wasser werden.

Seelenwanderung.

Man sagt, daß in dem Kusse
Zwei Seelen sich empfah'n,
Im innigsten Ergusse
Sich eigen sind fortan.

Du drücktest eine Rose,
Mein Kind, an deinen Mund;
Mit süßem Duftgekose
Geschlossen ward der Bund.

Drum, daß auch mir nicht fehle
Der Liebesblume Licht:
Küß' mich, du Rosenseele!
Du Rosenangesicht!

Lebensbild.

Das Knäblein steht am Herd allein,
Es wirft ein Blatt zur Glut hinein.
Die Flammenzung' entgegen sich streckt,
Hat's gierig um und um beleckt.
Fast ist's zur Kohle schon gesunken,
Nur wandeln einsam lichte Funken,
Wie Sterne hin und wieder, zittern
Verglimmend bald in goldnen Flittern;
Dann rauschet schwarz und todesmatt,
In Asch' ersterbend, hin das Blatt.

So, Knäblein, flammt in Lebensmuth
Auch deiner Jugend rasche Glut:
Die Flamme zehrt, bald ziehn, wie diese Sterne,
Im letzten Glühn die Freuden in die Ferne;
Du sinkst, ein Aschenblatt, am Grabesherde,
Doch andre Sterne glühn dir ob der Erde.

Die Mutter.

Ich bitt' euch, ihr Winde,
Geht sachte, nur sachte!
Bringt würzige Düfte vom Blütengewinde,
Bringt liebliche Kühlung dem schlummernden Kinde!
Geht sachte, nur sachte!

Ich bitt' dich, o Quelle,
Nur stille, nur stille!
Ein andermal sprich mir, du silberne, helle,
Von Blumen am Ufer, den Liebchen der Welle.
Nur stille, nur stille!

Ich bitt' euch, im Haine,
Nur leise, nur leise!
Waldvögelein, singet beim mondlichen Scheine,
O weckt nicht, o weckt nicht die rosige Kleine!
Nur leise, nur leise!

Wie's strahlet so milde!
Wie's lächelt im Traume!
O siehst du wohl, Liebchen, viel Engelgebilde?
Und spielst du mit ihnen im Himmelsgefilde?
Wie's lächelt im Traume!

Bei eines Kindes Tod.

Rein bist du uns gekommen,
Du giengest wieder rein;
Es ist dir nichts genommen,
Nur Alles uns allein.

Bei der Mutter Heimgang.

Wenn ich bedenke, was du mir gewesen,
Ein mildes, treues, liebevolles Wesen,
So klag' ich immer: Ach, wie früh, wie frühe!
Doch wenn ich denke, wie jetzt fern von Mühe,
Von jedem Schmerze du und Kummer frei,
So sag' ich: Wohl dir in den lichten Reih'n!
Nur möcht' ich bald auch bei dir sein!

Aus dem Leben.

In Musik gesetzt von Joseph Heyberger.

Im Hofe stehn die Schüler und singen dumpf und bang
Am schwarzen Todtenschreine den heil'gen Grabgesang:
Da ist ein Licht erloschen, ein Herz hat ausgebebt,
Es ist mit Leid und Wonne schon himmelan geschwebt.

Vom Berge schallt ein Jubel, zum schmucken Hochzeithaus
Tönt Becherklang und Jauchzen und lustig Lied heraus:
Da ist ein Licht erglommen, zwei Herzen sprühen hell,
Und frisch hat sich ergossen der goldne Lebensquell.

Am Himmel hoch da gehet der liebe Sonnenschein,
Wirft segnend seine Strahlen in Freud und Leid hinein:
Den Strahl des frohen Lebens schickt er in's Hochzeithaus,
Und an dem Sarge küßt er den Immortellenstrauß.

Abschied.

Unter Fremden, in der Ferne,
Hat mein Herz zuletzt geschlagen;
Doch nach meiner Heimat Sterne
Hat mich Sehnsucht noch getragen,
Und ich mein' Ihr habt es wohl vernommen,
Da mit Geistergruß ich bin gekommen.

Das Kreuz auf dem Berge.

Leise rauschen schon die Wipfel,
Nebel ziehen schon durch's Thal;
Auf des Berges höchstem Gipfel
Steht das Kreuz im Abendstrahl.

Liebesbanner, Friedenszeichen,
Das Versöhnung uns gebracht,
Send' aus lichten Himmelreichen
Segen auf die stille Nacht!

Weihnachtslied.

Im Todesschatten wallte
Die Welt so unruhbang,
Kein Liebeswort erschallte,
Kein Lebenswort erklang.

Sie giengen im Gewirre,
Unfriedlich, kalt und todt,
Und in die dunkle Irre
Schien, ach, kein Morgenroth!

O Herz, du mußt verzagen,
Das einsam harrt und bangt!
Es will das Licht nicht tagen,
Nach dem dich so verlangt!

O Herz, du mußt verkümmern,
In Sehnsucht untergehn,
Es will der Stern nicht schimmern
Herab vom Himmelshöhn!

So klang es in der Stille,
So lebt' es in der Brust;
Da brach durch blaue Hülle
Hervor die Himmelslust.

Da kommt er ob den Triften
Des Heilands goldner Stern,
Da zeugen's alle Schriften:
Es ist der Glanz des Herrn!

Und zu dem Himmel sehen
Sie Alle froh empor,
Und: „Ehre in den Höhen!"
So schallt's im Engelchor.

„Der Friede, der verlorne,
Er wird euch heut zutheil!
Der Heiland, der Erkorne,
Kommt auch zu euerm Heil!"

Der Landgeistliche
am Sonntagnachmittage.

Kirchlein stehet still, verlassen,
Orgelton ist längst verhallt;
Durch die Fruchtgefilde wandelt
Eine freundliche Gestalt.

Mütterchen und Greise blicken
Nach dem Theuern unverwandt,
Mädchen singend ziehn vorüber,
Knäblein fassen ihm die Hand.

Aus den Lippen, aus den Augen,
Ihm manch herzlich Grüßen bricht;
Seiner Rede milden Segen
Zeigt ihm jegliches Gesicht.

An Gustav Schwab,

da er als Pfarrer nach Gomaringen berufen wurde.

1837.

Ein Hirte willst du weiden die Gemeine,
Sie führen auf die frischen würz'gen Matten,
Sie tränken an der Quelle, klar und reine,
Sie schirmen in der Lebensbäume Schatten.

Wohl gönn' ich dir des stillen Dorfes Frieden,
Und bin in deinem Glücke selbst beglücket;
Doch sei dein Lied nicht von der Welt geschieden,
Nicht von den Freunden, die es stets entzücket.

Nicht stumm verbleiben darf ein treuer Hirte!
Im Abendlicht, wenn sich die Wolken säumen,
Ruf' die Schalmei helltönend das Verirrte,
Damit sich's sammle zu der Hürde Räumen.

Dann lauschen deinem Liede wir von ferne,
Und denken noch der alten schönen Zeiten,
Und sehn dich in dem Silberglanz der Sterne
Mit deiner Herde selig heimwärts schreiten.

Das Echo
bei
Ludwig Uhland's Begräbniß.
16. November 1862.

Im Spätherbst war es, auf dem Gottesacker;
Sie senkten in die Grube still und tief
Ein Dichterherz, das schlug einst treu und wacker,
Das schlug in heil'ger Glut, wenn Freiheit rief,
Wenn's galt des Volkes gutes Recht zu wahren,
Der Willkür Ränke kühn zu offenbaren.

Und eh' das Grab sich ob dem Mann' geschlossen,
Der Deutschlands reicher süßer Liederhort,
Sprach unter Thränen, die sich rings ergossen,
Ein schwäb'scher Sänger ihm ein Abschiedswort;
Aus tiefstem Herzen, rein und wahr empfunden,
Lobt' er den hehren Dichter der entschwunden.

Und als dem Sänger laut der theure Namen,
Der Namen „Uhland" aus dem Munde brach:
Da tönt', als wär's ein feierliches Amen,
Vom Nebenhügel das Echo — „Uhland!" — nach *).
Forthallen wird der Laut zu fernsten Tagen,
Und goldne Funken aus dem Herzen schlagen!

*) Für diese so wie für alle übrigen Nummern im Texte, sehe man die kurzen Anmerkungen am Schlusse des Bandes.

Dem
jungen Klavier-Virtuosen
Fritz Gernsheim.
März 1852.

Wenn dir dein Genius ruft, so stehst du, priesterlich Wesen,
Vor dem geweihten Altar, heil'ger Begeisterung voll.
Bald wie aus himmlischem Reich rauscht mächtiges Fluten der Töne,
Oder wallet gelind bald nur wie westlicher Hauch.
Mannesmuthig durchzuckt's die zarte kindliche Hülle;
Doch mit bezaubernder Kraft hemmet dein Finger den Sturm.
Wie ein Schiffer den Kahn mit muskelschwellenden Armen,
Also lenkst du die Flut goldener Töne zum Bord.
Jetzo sind sie verhallt. Du schüttelst siegreich der Locken
Dunkle Fülle und streifst ab von der Stirne den Glanz.
Priesterlich Wesen erst, springst du vom geweihten Altar;
Bist nun wieder, — o bleib', bleib' es noch lange, — ein Kind!

Aus G. C. Pfeffel's Knabenjahren. *).

„Mutter, du liebe Mutter mein,
Heut' Nacht ist herrlicher Mondenschein!
Da schlägt die Nachtigall hell und frisch
Im Garten, im duftenden Liliengebüsch;
Die Falter schwärmen, Leuchtkäfer glühn,
Die Rosen, die Nachtviolen blühn,
Auch sollen die lichten Elfen gehn;
Die Wunder möchten wir einmal sehn!
Und sind wir müde vom Sprung und Lauf,
So nimmt uns zur Rast das Hüttchen auf;
Wir ruh'n, auf harte Bank gestreckt,
Bis Vogelsang im Busch uns weckt.
Laß, Mutter, du liebe Mutter mein,
Uns Knaben uns laben im Mondenschein!"

— „Mein Gottlieb Conrad, es wird nichts draus!
Du bleibst mit deinen Gesellen zu Haus."
„O Mutter!" — „Du weißt es, sag' ich nein,
So ist es und muß es eben so sein!"
Den Knaben überläuft es roth,
Doch kennt er der Mutter Will' und Gebot.

Am nächsten Morgen, mit eiligem Schritt,
Der Gärtner vor Pfeffel's Mutter tritt:

„Das hat aber tüchtig heruntergemacht,
Frau Stättmeisterin, die vorige Nacht!
Der Donner polterte, 's war ein Graus,
Der Blitz hat geschlagen in's Gartenhaus!
Noch dampft's und leckt aus dem Schutt hervor
Und im Winde knistern die Funken empor."

— Und Pfeffel's Mutter: „Du hast mein Herz,
O Gott, bewahrt vor großem Schmerz;
Nimm meinen Knaben fest so warm
In deinen starken Vaterarm!"

Fest-Cantate

zur Einweihung

des Pfeffel-Denkmals.*)

in Colmar, 3. Juni 1859.

Musik von Julius Heyberger.

1.

Ein Knäblein schaut so heitermild
Zum Himmelszelt, dem blauen;
Labt sich an manchem Frühlingsbild
Im Thal, auf Blumenauen.

Tief in der Menschen Antlitz senkt
Ein Jüngling seine Blicke;
Er liest darin, und sinnt und denkt,
Und deutet die Geschicke.

Doch ach! ein trüber Schleier fällt,
Des Auges Sterne schwinden;
Die Farbenpracht der schönen Welt
Zerfließt, erlischt dem Blinden!

O Augenlicht, du Wunderschein,
Du theure Himmelsgabe,
Läß'st du den Mann so ganz allein
In Nacht, wie Nacht im Grabe?...

2.

O wohl bist du geronnen,
Du Quell der sel'gen Lust;
Doch andern Lichtes Wonnen
Entkeimen in der Brust:

Der Liebe hold Gebilde,
Der Freundschaft treues Wort;
Aus himmlischem Gefilde,
Der Dichtung goldner Hort.

Die Wahrheit läßt ertönen
Die Stimm' in freud'gem Drang;
Ihr gilt, der ewigschönen,
Dein hellster Leierklang.

3.

In dem Lande der Bewährung,
In dem Lande der Verklärung,
Männerchor,
Tön' empor!

Wo der Friede weilt,
Jede Wunde heilt;
Wo das Auge klar und helle
Schaut der ew'gen Wahrheit Quelle;
Wo der Urton aller Töne,
Wo das Urbild aller Schöne:
Funkelt hold wie Sternenglanz,
Pfeffel, auch dein Siegerkranz!

Jubelnd soll auf Aetherschwingen
Unser Lied den Dank dir bringen!
Juble laut, du Männerchor,
Zu des Dichters Preis empor!

August Lamey.

1842.

Dein Morgen brach aus Sturmestosen,
Es fiel zersplittert manche Eich':
Was sollte werden aus den Rosen?
Entknospet, welkten viele gleich.

Und deinen Tag umzückten Blitze,
Es stand die halbe Welt im Brand;
Du flüchtetest zum Göttersitze,
Flogst auf zum Phantasienland.

Nun ist dein Abend angebrochen,
Du stehst im Greisensilberhaar;
Wie ein Prophet hast du gesprochen
Und siehst der Zukunft Walten klar!

Wir Junge schmücken uns mit Blüten,
Wie man sie bricht im Maienglanz;
Heil uns, wenn sie einst hell erglühten,
Wie die in deinem Sängerkranz!

An Friedrich Otte.

Bad Bühl. im Barrer Thal, 16. August 1863.

Vom Orte, wo wir einst zusammen weilten,
Gemüthlich Leib und Seele heilten
Von mancher Pein —
Finanzen und Schulmeisterei'n —
Vom Bühl, dem Bade wohlbekannt,
Heilallerschaden oft genannt,
Vom Bühl, wo Wasser, Luft und Wein
Sind frisch und rein,
Soll dieser Brief geschrieben sein.

Das Land umher, Wald, Berg und Thal,
Rebhügel, Wiesen allzumal,
Wie schön erglänzt's im Sonnenstrahl!

Dort ragen Andlau's Doppelwarten
Zum azurblauen Dom empor.
Im Felsenrund, im Waldesgarten,
In duft'ger Haideblüten Flor,
Von wilden Bienen rings umschwirrt,
Blickt Spesburgs grauer Thurm hervor,
Drin leis die Ringeltaube girrt;
Indeß im Thal die Kirneck braust,
Die Säge knarrt, das Mühlrad saust,
Und reges Leben sich entfaltet,
Drob reich des Himmels Segen waltet.

Ja, Land umher, Wald, Berg und Thal,
Rebhügel, Wiesen, allzumal,
Beglänzt vom goldnen Sonnenstrahl,
Dir bin ich treulich zugethan!

Mehr als ein Halbjahrhundert
Ist's, daß ich dich bewundert
Zum erstenmal: da trug hinan
Der Führer leicht im Rückkorb mich,
Das Knäblein von zwei Jahren,
Zum Berg, dem wunderbaren,
Wo Sankt Odilia wonniglich
Einst Gottes Segen spendete
Und gottgesegnet endete.

Sodann, als Bruder Studio,
Das Ränzchen auf dem Rücken,
In der Genossen muntern Reih'n,
Wie oft bestieg ich frisch und froh
Schloß Landsperg und den Männelstein,
Und schaut' mit heitern Blicken,
Herzinnigem Entzücken,
Weit in mein schönes Land am Rhein,
In's schöne Elsaland hinein!

Als Mann, mit gleicher Lieb' und Treu'n,
Kam ich, o Freund, mit dir zu freu'n
Mich dieser Zauberräume,
Mir zu verjüngen Herz und Sinne,
Zu träumen wieder alte Träume,
Dieweil das Tröpflein Zeit zerrinne.

Und, Freund, ich weiß, du schlügest ein,
Wenn wir wie Chider könnten sein,
Der Ewigjunge Chider,
Den preisen Rückerts Lieder, —
„Wir kämen nach tausend Jahren
„Wieder des Wegs gefahren!“

Festlied

zur

dreihundertjährigen Jubelfeier der Gründung
des Straßburger Gymnasiums.

13. und 14. August 1838.

Melodie: „Im Kreise froher, kluger Zecher.“

Was klinget an der Ill's Strande
So freudig heut' ein heller Klang?
Was ziehen aus dem ganzen Lande
Viel Wanderer die Straß' entlang?
Wo hoch der Münsterthurm sich hebt,
Gemeinsam ihre Fahne schwebt.

Dem Knaben jugendfröhlich blitzet
Das Auge heut' so wunderbar;
Zur Seit' des Lockenscheitels sitzet
Der würd'ge Greis im Silberhaar;
Sie thun vereint aus Herz und Mund
Des schönen Tages Jubel kund.

Sie blicken all' nach fernen Zeiten,
Nach drei Jahrhunderten zurück,
Und sehn Gestalten vorwärts schreiten
Mit frommem Ernst, mit heiterm Blick.
Ihr Alten, eure Schülerschaar
Bringt euch des Dankes Opfer dar!

Ihr habt gelegt das Körnlein kleine
In Gottes Namen in den Grund —
Seht, welch' ein Baum im Blütenscheine
Daraus gewachsen zu der Stund!
Auf, Johann Sturm! auf, Jakob Sturm!
Bewahrt die Frucht vor Reif und Wurm!

Ja, Brüder, alt' und junge, hebet
Den Blick empor zum Gott der Kraft,
Deß Liebe wundersam belebet
Den heil'gen Baum der Wissenschaft,
Wenn treuer Sinn, wenn hoher Geist
Die reiche Krone stets umkreist!

Dem Mülhauser Turnverein.

« Mens sana in corpore sano. »

Grüß dich Gott, du liebe Jugend,
Froh und frei in frischer Kraft,
Die es weiß, daß Mannestugend
Jede edle That erschafft!

Daß sich Leib und Seele stähle,
Habt geschlossen ihr den Bund:
„In gesundem Leib die Seele
„Fühlt allein sich ganz gesund.“

Weg mit eitelm Laffenwerke,
Modewitz und leerem Tand!
Die des Weichlings einz'ge Stärke
Weil er Beff'res nie empfand.

Ringen, Schwingen, Wurf und Springen
Ist ein heiterernstes Spiel,
Und dazu ein freudig Singen
Grüßt den Sieger an dem Ziel.

Und dazu, in trauter Runde,
Schäumt der blinkende Pokal
Und verklärt die Feierstunde
Mit der Freude hellstem Strahl.

Ja, grüß Gott, du liebe Jugend,
Froh und frei, in frischer Kraft,
Die es weiß, daß Mannestugend
Jede edle That erschafft.

Unsre Zeit will reges Leben,
Und sie hat an euch ein Recht;
Ihr sollt einst dem Lande geben
Ein erneuertes Geschlecht:

Ein Geschlecht, das wacker streitet,
Treu im Geiste, stark an Muth,
Das auf ewig sich erbeutet
Heil'ger Freiheit hohes Gut.

Auf dem Straßburger Münster.

Ich steh' so gern auf deinen Zinnen,
Du Tempelhaus, du Heimathaus!
Es geht des Herzens freudig Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt mit seinen Wundersagen
Der alte, thatenvolle Rhein,
Die dunkelgrünen Wellen schlagen
Hochauf im goldnen Sonnenschein.

Der Wasgau schüttelt seine Eichen,
Der Schwarzwald rauscht im Tannenkleid;
Seid euch verwandt, und nimmer schweigen
Will eurer Sehnsucht tiefes Leid.

Habt euch alltäglich vor den Blicken,
Alltäglich schlägt von Lieb' die Brust;
Könnt euch durch flinke Vöglein schicken
Gruß, Minnewort, und Leid und Lust.

Und eure Schlößlein können tauschen
Von alten Zeiten manche Mähr',
Wie sie durch Eichenwipfel rauschen,
Von starken Rittern kühn und hehr:

Vom Thal, wo Badens Wunderquelle
Aus heißem Erdenschooße springt;
Vom Berg', wo hell die blaue Welle
Des Belchensee's an Felsen klingt;

Vom Mummelsee, wo Feen wallen,
Krystall'ne Zauberschlößlein stehn;
Von Königsburg, mit ihren Hallen,
Auf lichten aarumkreisten Höhn;

Von Staufenberg die holde Sage,
Die sich im alten Liede regt;
Von Hohenburg *), wo stille Klage
Der jungen Nonne Herz bewegt.

So mögt ihr rufen manche Kunde,
Sie soll durch Flur und Waldung wehn;
Soll schweben frisch von Mund zu Munde
Und tief in Aller Herzen gehn.

Der graue Wächter hört sie gerne,
Das Münster, an der Alsa Strand;
Es schaut umher nach blauer Ferne
Und steht verklärt im Steingewand.

Fest wurzelt es im Heimatgrunde
Der Väter Geist und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alsaten Munde
Auf ewig deutschen Wortes Laut.

Die vier steinernen Reiter.

In Musik gesetzt vom Ritter Sigismund Neukomm.

Am Straßburger Münster da prangen gar schön
Vier mächtige steinerne Reiter;
Sie sitzen so kecklich wohl in den Höhn
Und spornen und kommen nicht weiter.

Vier Kön'ge gewaltig, die schauen herab
Mit ihren vier steinernen Kronen;
Sie nicken und winken mit steinernem Stab
Von luftigen, windigen Thronen.

Doch einmal des Jahres, um Mitternacht,
Wenn's schweigt in den einsamen Gassen,
Wenn Alles schlafet, der Wächter nur wacht
Auf dem Thurm allein und verlassen —

Da schallt's in den Lüften wie Schwerterklang,
Und braust wie mit Roß und mit Wagen,
Da tönt's aus dem steinernen Mund wie Gesang,
Wie Lied aus vergangenen Tagen.

Und mächtige Streiter, die kommen heran
Und sammeln sich um die Gebieter,
Sie schlagen die Schilde, die Schwerter an
Und kämpfen und neigen sich wieder.

Und Neue kommen und reiten heran,
Die hinter den Wolken gehalten;
Es jagen und brausen durch luftige Bahn
Die riesigen, wilden Gestalten.

So feiern sie lustig die Bundesnacht,
So grüßen sie froh die Gebieter,
Bis über den Bergen die Sonn' erwacht,
Bis morgentlich schallen die Lieder.

Dann fliehn die Gestalten. Auf steinernen Höhn
Stehn wieder die steinernen Reiter;
Sie glänzen im Sonnenlicht hell und schön,
Und spornen und kommen nicht weiter.

Die Münsterschwalben.

Hoch über Kron' und Rose braust
Mit wildem Fittig der Sturm;
Die Wetterwolke vorübersaust
Und grüßt im Fluge den Thurm.

Und tief im Grund, um Mitternacht,
Da geht ein Singen auf;
Da fahren in dem dunkeln Schacht
Erdmännchen hinab und hinauf.

Sie schöpfen sich den reinsten Trank
Aus klarem Münsterquell,
Sie fahren in „Kupferschifflein“ blank
Durch's purpurne Wasser schnell *).

Und brauset oben Sturmesflug,
Und tobt an der Felsenwand,
So hält der Zwerge Zauberspruch
Tief unten den Bau gebannt.

Sie hüten des Meisters stille Gruft
Allnächtlich im dunkeln Haus,
Und flattern, am Tag, durch blaue Luft,
Als Münsterschwalben hinaus.

Johannistag 1439.

Es war am Sankt Johannistag,
Im letzten Abendschein,
Da that Hans Hülz den letzten Schlag
Am letzten Münsterstein.

„Gesellen alle kommt herauf
Und faltet eure Händ'!“
Es zuckt ein Hall hinan zum Knauf,
Hinab zum Fundament.

Und unsichtbar, in Andachtgluth,
Knie'n tausend Todte stumm,
Die in des Zeitstroms rascher Fluth
Gebaut am Heiligthum.

Der Meister aus der Todeshaft
Vor Allen ist erwacht;
Erwin sich aus dem Grabe rafft,
Zu schau'n des Werkes Pracht.

Der Leib schon längst im Grabe ruht,
Doch schwebt der kühne Geist
Stets um den Bau in treuer Hut,
Daß nimmer er verwaist.

So schwebt er noch, in alter Kraft,
In unsre junge Zeit,
Uns wahrt das Werk der Meisterschaft
In ew'ger Herrlichkeit.

Das Uhrwerk im Münster ¹).

1790—1838.

Man spricht von sieben Schläfern, die schliefen sieben Jahr,
Dazu noch siebenhundert und siebenzig fürwahr;
Doch endlich eines Morgens brach auf ihr Augenlicht,
Sie strichen die dunkeln Locken aus ihrem Angesicht.

Ich mein', du altes Leben, du bilderreicher Bau,
Hätt'st auch genug geschlafen, viel Jahren schon zur Schau.
Will dich kein Meister lösen vom tiefen Todesschlaf?
Hieß Ewigkeit der Schwertstreich, der dir das Herze traf?
Ich mein' die zwölf Apostel die hätten, uns zum Hort,
Auf den erstorb'nen Lippen manch' ein Erlösungswort;
Der Löwe hätt' zu brüllen in seinem heil'gen Zorn,
Streift' Einer ihm die Spinnweb' vom offnen Rachen vorn.
Den Hahn vor Allem wecket; er ist zum Schein nur todt,
Hell möcht' er krähn und künden ein neues Morgenroth!

1842.

Und sieh' nach langen Jahren, da steht ein Meister auf,
Der bringt die todten Bilder in frischen Lebenslauf;
Es tritt ein's nach dem andern verklärt aus dunkler Gruft,
Gehorchend treu dem Worte, das Vater Schwilgue ruft.
Heil dir, du Mann der Weihe! du Held der Wissenschaft!
Der meisterlich noch schöner das Meisterwerk uns schafft!

Johannes Geiler von Kaisersberg.

1445—1510.

Im weiten Münsterdome liegt
Wohl manch ein frommes Herz,
Das tief in dunkle Gruft geschmiegt,
Ausschläft den Erdenschmerz;
Und wogt von oben Orgelschall
Von Säul' zu Säul' im Wiederhall,
So schweigt in seligem Vereine
Die stille Todtengemeine.

Doch immer zu der Kanzel lenkt
Geheimer Drang mich fort:
Da liegt, in kalten Stein versenkt,
Ein starker Lichteshort,
Deß kühnberedter Sehermund
That schön'rer Tag Schimmer kund,
Ließ hell die mächtigen Hallen
Von Gotteswarten erschallen.

Der Doktor Kaisersberger schlaft
Da unten still und tief,
Der oft mit ernster Rede Kraft
Vom Schlaf die Geister rief:
Da trüber Sinn mit starrem Band
Sich noch um Vieler Herzen wand,
Thät sie gefangen halten
Mit Wahn und Truggestalten.

Es sammelt' sich von nah und fern
Der Gläub'gen dichter Chor,
Dem Auserkorenen des Herrn
Lauscht' gerne Herz und Ohr:
Denn was er sprach, ein Jeder fund
Tief in der eig'nen Seele Grund;
Und bald mit Spott, mit Strenge
Straft' er des Volkes Menge.

Oft unter seiner Hörer Zahl,
In schmuckem Hofverein,
Fand sich, in goldner Krone Strahl,
Herr Max, der Kaiser, ein;
Der, wenn er in die Reichsstadt kam,
Erbaut und labt sich wonnesam,
Des theuern Mannes Lehren
Mit frommem Sinn' zu hören.

Und Geiler dann mit kühnem Wort
Tritt als ein Seher vor;
Ihm ist erwünscht, an solchem Ort,
Solch lauschend Fürstenohr!
Nicht hemmet er der Rede Kraft,
Laut spricht er von der Geisterhaft,
In der die Welt gebunden,
Und blutet an vielen Wunden.

Und in der Zukunft Tagen kreist
Dann freudig auch sein Herz;
Er sieht den hohen Heldengeist,
Der stillen soll den Schmerz.
Laut ruft er's vor dem Kaiser aus:
„Versinken muß des Wahnes Graus!
Bald Einer aus den Ketten
Kommt alles Volk zu retten!

„Es steigt, es steigt der helle Tag,
Sein Roth die Nacht durchbricht!
Kein Kaiser und kein Pabst vermag
Gen Gottes Wort und Licht!"
So rief's der theure Gottesmann.
Der Kaiser lächelnd saß, und sann
Den Worten nach, die hell erklangen
Und tief ihm in die Seele drangen.

Der Doktor Kaisersberger ruht'
Im kalten Stein nicht lang:
Da schon des Lichtes Morgengluth
Durch alle Lande drang.
Auch in das Münster, auf sein Grab,
Fiel solch ein heitrer Strahl herab.
Es mußt' in jenen Tagen
Sein Herz im Sarge wohl schlagen!

Das Münster in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn von Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkündst du was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine;
Im fernen Süden ist der Nacht entblüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längst vergangne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen
Und wisset was das Heil gebunden hält.

Wasgau und Schwarzwald.

Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh auf euern lieben Höhn
Die Schlösser alle leuchtend stehn;
Die Pfade seh' ich durch den Wald,
Ahn' manche wandelnde Gestalt.

Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: Ihr müsset Brüder sein!
Und schau' ich euch in's Auge klar,
So find' ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menschen, zwischen drin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

Erinnerungen an Pforzheim.

1. Enz, Nagold und Würm.

Drei Bäche, die ihr klar, allsegnend strömt dahin,
Zu einem Fluß vereint, ihr deutet hohen Sinn:
Ihr lehrt das Menschenherz, das schlägt an euerm Strand,
Wie Lieb' und Eintracht sind ein freundlich Himmelsband.

2. Die Todtenmusik auf dem Marktplatze.

Wie hallen auf dem Markte die Hörner dumpf und bang!
Ruft schon zum Richterstuhle der Weltposaune Klang?
Dem Friedhof langsam rollet der Todtenwagen zu.
Nimm auf den müden Wandrer, du stille Grabesruh!

3. Der Wartthurm.

Es schaut der Thurm im Abendstrahl
Herab in's freundlich stille Thal.
Hochwächter, laß von seinen Höhn
Uns stets der Freiheit Gruß ergehn!

Am Ende der Welt.

1844.

Am Ende der Welt, über Land und Meer,
Wo's nicht lenzet, wo's nicht sommert mehr,
Da ist's vernagelt mit Brettern,
Ja mit Brettern!

Da wohnen die Leute gar winzigklein,
Schaun trüb in's neblige Land hinein;
Da ist's vernagelt mit Brettern.

Und 's ist auch, fahr' aus und ein die Welt,
In keinem Lande so herrlich bestellt;
Da ist's vernagelt mit Brettern.

Denn wer den tüchtigsten Brettkopf hat,
Der führt 's Präsidium im Magistrat;
Da ist's vernagelt mit Brettern.

Ist Einer ein Fisch an Red' und Verstand,
Den wählen sie gleich zum Volksvorstand;
Da ist's vernagelt mit Brettern.

Läuft Einer davon wenn's Mäuschen schreit,
Den nehmen als Feldherrn sie im Streit;
Da ist's vernagelt mit Brettern.

An Leib und Seel' hat Einer die Gicht:
Der leitet den Landesunterricht;
Da ist's vernagelt mit Brettern.

Und wer vom heiligen Feuer nichts weiß,
Den kränzen sie mit dem Dichterpreis;
Da ist's vernagelt mit Brettern.

Ist Einer recht stumpf und dumpf und dumm,
Der sitzt als Priester im Heiligthum;
Da ist's vernagelt mit Brettern.

So steht's im Lande, Jahr aus, Jahr ein,
's hat Alles einen ganz eignen Schein;
Da ist's vernagelt mit Brettern.

Am Ende der Welt, über Land und Meer,
Wo's nicht lenzet, wo's nicht sommert mehr,
Da ist's vernagelt mit Brettern,
Ja mit Brettern!

Der Zecher an die Lorelei.

Du sitzest auf einsamem Steine
Und kämmest dein goldenes Haar,
Du blickest hinunter zum Rheine
Und singest so wunderbar.
Lorelei, Lorelei,
Lock' dir einen Andern herbei!

Wär' ich noch ein rosiger Springer,
Bethörend wohl wirkte dein Sang;
Dein zauberisch winkender Finger
Er machte das Herze mir bang.
Lorelei, Lorelei,
Lock' dir einen Andern herbei!

Doch wisse, ich bin längst der Schule
Entlaufen, an Lehre zwar leer,
Kein schmachtender König von Thule,
Möcht' trinken der Tropfen noch mehr.
Lorelei, Lorelei,
Lock' dir einen Andern herbei!

Der Tropfen nicht etwa des Rheines,
Wie rein sie auch rinnen darin;
Mir sind nur die Tropfen des Weines
Im blinkenden Römer Gewinn.
Lorelei, Lorelei,
Lock' dir einen Andern herbei!

Umwindst du die Stirne mit Reben
Und reichst mir den Römer voll Gold,
So bleib' ich auf Sterben und Leben,
Rheinweinige Lore, dir hold!
Lorelei, Lorelei,
So lockst du den Zecher herbei!

Zecherlied.

In Musik gesetzt von Karl Jungnickel

Wir dürsten, wir brennen, wir Zechbrüderlein,
Wir leiden unleiblich unleibliche Pein.
Dem Durst eine Gasse
Zum Wein in dem Fasse!
Beim Wein, beim Wein,
Soll's ausgefochten sein!
Einverstanden?
— „Wein verstanden!"
Weinverständniß
Ist das beste Einverständniß!

Wir nippen, wir saugen, wir schlürfen, es gilt!
Wir sind zu den besten Vorsätzen gewillt;
Der Wirth wird uns letzen,
Vom besten vorsetzen.
Beim Wein u. s. w.

Wir nippen, wir saugen, wir schlürfen doch sehr,
Wir dürsten kehlunter und dürsten noch mehr;
Der Durst wächst im Kampfe,
Er nährt sich vom Dampfe.
Beim Wein u. s. w.

Das Fäßlein tönt hohler, so hohl, o so hohl —
So holt der Herr Wirth uns ein anderes wohl;
Nur schnelleren Schrittes,
Ein zweites, ein drittes!
Beim Wein u. s. w.

Unendliches Dürsten, wann löschest du aus?
Es schlagen die Flammen zum Dache hinaus.
Das Fünfte! das Sechste!
Sind wir denn Verhexte!
Beim Wein, beim Wein,
Soll's ausgefochten sein!
Einverstanden?
— „Wein verstanden!"
Weinverständniß
Ist das beste Einverständniß!

Zechbruders Leiden.

Ich bin ein armer armer Mann
Und habe viel zu leiden,
Muß tragen mehr als oft ich kann
In diesen schweren Zeiten.

Das machet nicht der klare Quell
Mit seinem kühlen Wasser,
Und flöß' er noch so silberhell,
Nie macht' er mich zum Prasser.

Das machet nicht die Maienluft,
Nicht Stern- und Mondgeblinke,
Und nicht der süße Blütenduft,
Den ich gemüthlich trinke.

Mein Dränger ist der böse Wein,
Der falsche, undankbare,
Dem ich doch ungetheilt und rein
Mein treuestes Herz bewahre.

Schlürft' ich ein Dutzend Flaschen kaum
Getrosten Muths hinunter:
So steigen auch aus ihrem Schaum
Gleich tausend blaue Wunder.

Weht noch so lau und lind der Wind,
Ohn' Saus und ohn' Gebrause:
So komm' ich oft zu Frau und Kind
Im größten Sturm nach Hause.

Ich geh' zur Schenke zwar allein
Heraus, ohn' jeden Schlüssel,
Doch, tret' zu meiner Thür' ich ein,
Begleitet mich — ein *Büffel*.

Der Wein, der Wein nimmt mich beim *Schopf*,
Sucht wie er mich beliste:
Beschwert mich bald mit einem *Zopf*,
Bald gar mit einer *Kiste*.

Letzthin an meinem Pudelhund
Verübt' er arge Tücke:
Ich ging mit ihm zur Schenke, und —
Kam mit 'nem *Spitz* zurücke.

Oft scheint er zu versöhnen sich,
Schenkt mir ein niedlich *Hähnchen*,
Und wählet gar zum Träger mich
Von manchem leichten *Fähnchen*.

Er lacht mir zu und sieht es gern,
Steh' ich in vollem *Dampfe*,
Und schmückt mich dann mit einem *Stern*
Nach treubestand'nem *Kampfe*.

Klagen eines armen Teufels,

mit Accompagnement der Mülhauser Straßensänger.

In Musik gesetzt von Friedrich Ulrich und gesungen am 14. Jahres-Bankett des Gesangvereins Harmonie, 20. Hornung 1864.

Einst war ich an heitrer Sonnen
Froh wie eine junge Braut;
Doch mein Glück ist längst zerronnen,
Ach, auf was hab' ich's gebaut?
»Sond! Gäl-Sond!
»Rhin-Sond!«

Nach dem neusten Modenschnitte
Ging ich sonst in's reichste Haus;
Jetzt, aus schmutzgen Aermels Mitte
Schaut mein bloßer Arm heraus.
»Han 'r Lumpe jetz?
»Alti Lumpe!«

An dem prunkenden Kamine
Saß ich stolz im Schlafsalar,
Schmauchend mit getroster Miene,
Und jetzt fehlt mir ganz und gar —
»Holz! Holz!
»Wälle! Wälle!«

Einst von feinen Erstlingsspeisen
Hatt' ich stets die feinste Art;
Jetzt muß ich mich müde beißen
An dem Brode schwarz und hart!
»Ghremmt Eier
»un Anke!«

Einst trank ich in gier'gen Zügen
Manchen edeln Feuerwein;
Wer schenkt mir aus vollen Krügen
Jetzt auch nur ein Gläschen ein?
»Dollerwasser!
»Kanie Dollerwasser!«

Schales Wasser soll ich trinken,
Dies sei mir ein Lebens-Grog!
Sagt man, doch mich will bedünken,
Daß ich würde gar zum Stock —
»Fisch!«
»Füsch!«

Wasser innen, Wasser außen;
Wie's jetzt schüttet, 's ist ein Graus!
Nichts zu schlürfen, nichts zu schmausen
Und durchnäßt wie eine Maus!
»Parapluie!
»Parapluie kof!«

Vor dem Haus, dem wohlbekannten,
In dem schönsten Stadtquartier,
Sitz' ich mit den Amtsverwandten,
Streck' mich, gähn' und simulier....
»Kaländer!
»Neie Kaländer!«

Hätt' ich doch in Jugendtagen
Einst gelernt ein Handwerk fein!
Aber jetzt, mich durchzuschlagen,
Wer möcht' wohl mein Meister sein?
»Scheerschleif! Pfannenflick!
»Rübballe! Mausfalle!«

Auch ein Mägdlein liebt' ich, blühend
Wie des Lenzes schönste Ros';
Doch, für einen Andern glühend,
Ließ sie mich und gab mir blos....
»Han'r Kerb z' flicke
»oder Zaine!«

Manchmal träum' ich vom Vergangnen,
Von des Lebens Maienkranz,
Von den duft- und blüthbehangnen
Tagen voller Sonnenglanz....
„Maiblüemle!
»Chaufet schöne Maiblüemle!«

Doch der Traum ist bald verflogen —
Einsam wein' ich, dürst' und frier'...
Selbst hab ich mein Glück betrogen,
Ach! was wird, was wird aus mir?
„Besche! Besche!«

II.

Lyrisch-epische

und

erzählende Gedichte.

Der Vogler.

Im Morgenwald der Frühthau blitzt;
Der Vogler in der Laubhütt' sitzt,
Ein frischer Junge wohlgemuth,
Mit Wangen voller Rosengluth.

„Ich lockt' und fing der Vögel viel
Im Garn mit listigem Pfeifenspiel;
Kibitz und Drossel, Fink und Specht
Mir waren, wie sie kamen, recht.

„Ein Häuschen steht mir auch im Wald,
Der Lenz umspinnt's grün alsobald;
In meinen Käfigen singet klar
Manch traut und heimlich Vogelpaar.

„Hör' ich ihr Singen so allein,
So möcht' ich auch zu Zweien sein,
Möcht' drücken auch in süßer Lust
Ein lieblich Liebchen an die Brust!"

Und wie der Vogler also spricht,
So fliegt ein Vöglein goldiglicht
In's Garn ihm, und er säumt nicht lang,
Will haschen gleich den guten Fang.

Das Vöglein schaut ihn an so mild:
— „Grüß Gott, du junges Menschenbild!
Ich will dir sein dein treues Lieb,
Den Brautkuß deiner Lefzen gib!"

Die Fäden drauf hat's losgepickt;
Der Vogler weiß nicht wie sich's schickt;
Der Fittig schwirrt, das Aeuglein blickt,
Das Schnäbelein sich zum Kusse spitzt.

Und eh' der Knabe sich's versehn,
Ist auch das Wunder schon geschehn —
Ein holdes Mägdlein voller Lust
Herzt ihn und drückt ihn an die Brust.

Wie hell erschallt sein Lied zur Stund'
Hoch in die Luft aus Waldesgrund:
„Fliegt hin, ihr Vöglein all', fliegt hin!
Mein ist des Waldes Königin!"

Liebestod.

Im warmen Sommerhauche
Schwimmt mondbeglänzt die milde Nacht,
Im duft'gen Rosenstrauche
Allein der Elfe wacht.

Ob auch im dunkeln Flieder
Die Nachtigall in Sehnsucht singt,
Keins ihrer süßen Lieder
Des Elfen Herz bezwingt.

Es thaut herab die Wangen
Ihm Thrän' um Thrän' mit wildem Drang,
Er schaut mit schwerem Bangen
Die stille Flur entlang.

Vom Dorfe drüben tönet
Ein Glöcklein dumpf wie Todeskund';
Der Elfe lauscht und stöhnet,
Das Herz bricht ihm zur Stund'.

Als sich der Tag ergossen
Lag eine Maid wohl auf der Bahr',
Von Rosen war umflossen
Ihr braunes Lockenhaar.

Als sich der Tag ergossen
Stand matt und welk der Rosenstrauch,
Von Silberthau umflossen
Rauscht' er im Morgenhauch.

Die Waldjungfrau.

Jubelnd auf dem sattellosen
Hengste sitzt der schöne Knabe;
Durch der Wiese Herbstzeitlosen
Jagt er nach des Waldes Labe.

Wild des Rosses Mähnen wallen,
Wallen wild die blonden Locken;
Von des Hufschlags schwerem Schallen
Niederrieseln Blätterflocken.

Hinter herbstlichrothen Gittern
Lauscht die Waldjungfrau voll Sehnen,
Ihre Brust durchfährt ein Zittern
Und ihr Auge schwimmt in Thränen.

„In drei Tagen, seufzt sie, fallen
Alle Blätter meiner Bäume!
Mit der Braut zum Altar wallen
Wirst du, Knabe meiner Träume!“

Der Berggeist.

Der Berggeist sitzt am Quelle,
In kühler Abendluft,
Die Vögel singen helle,
Es strömt der Blumenduft.

Ein Mägdlein kommt gegangen
Den Waldespfad allein,
Rosen auf zarten Wangen,
Augen wie Sternenschein.

Es regt sich in dem Knaben
Wie süßer Liebesschmerz;
Er gäb' die reichsten Gaben
Für solch ein blühend Herz.

Da kommt aus Waldesmitten,
Die Büchse abgespannt,
Der Jägersmann geschritten,
Der hat sein Lieb erkannt.

Sie fliegen sich entgegen,
Sie zittern voller Lust,
In heißen Doppelschlägen
Hebt sich und sinkt die Brust.

Nun, Arm in Arm geschlungen,
Beseligt wunderbar,
Wallt durch die Dämmerungen
Zuthal das traute Paar.

Der Mond ist aufgegangen,
Am Quell der Berggeist sitzt,
Und von den blassen Wangen
Ihm Thrän' um Thräne blitzt.

Untreue.

„Du stehst am Wasser stundenlang,
Du schaust auf eine Stelle;
Mir wird bei deinem Träumen bang,
Bei deiner Lieb' zur Welle.

„Die Wasserlilien sind es nicht,
O liebes Kind, die schwanken,
Die um dein glühend Angesicht
Ziehn heimliche Gedanken.

„Die Silberfischlein sind es nicht,
O liebes Kind, die stillen,
Die dir im Abendrosenlicht
Das Aug' mit Thränen füllen.

„Ich ahn' es wohl, ich weiß es gut,
Du falsche Maid!... im dunkeln
Krystallnen Grund voll Liebesglut
Zwei wilde Augen funkeln!

„Du falsche Maid! du sagst nicht nein,
Ob ich vergeh' in Schmerzen.
Leb wohl! und in die Fluth hinein
Mit dem gebrochnen Herzen!"

Die Nacht ist still; der Mond geht auf,
Wehmüthig ist sein Scheinen,
Es ist als ob in seinem Lauf
Er möchte bitter weinen.

Ja, weine nur! Wenn heiß zur Stund'
Sich Nix und Maid umfassen,
So trägt die Welle ob dem Grund
Den Jünglingsleib, den blassen.

Gleich und Gleich.

Der braune Kobold, der weiße Elf',
Sind sich zwei feinde Leute;
Sie spannen eben, — die Liebe helf'!
Selbander auf eine Beute.

Der Kobold pocht an der Nixe Haus!
„Mach' auf, mach' auf, du Holde!
Ich bring' dir den schönsten Hochzeitstraus
Aus blankgediegnem Golde!"

Der weiße Elfe tritt auch herfür:
„Mach' auf, mach' auf, du Süße!
Ich öffne dir meines Reiches Thür',
Des Waldes Paradiese!"

Der Kobold: „Im stillverschwiegnen Schacht,
Wie läßt sich's lieben und träumen!
Der Edelsteine funkelnde Pracht
Glüht in den Wunderräumen."

Der Elfe: „Im luftgen Waldesgrund
Die frischen Quellen schäumen;
Es gießt die Sonne weit in die Rund'
Ihr Gold ob allen Bäumen."

Die Nixe lacht in seliger Lust,
Hat eben kein groß Verlangen:
Heißküssend hält ihre Silberbrust
Ein loser Nix umfangen.

Der Wöchnerin Wiederkehr.

Der Schnee liegt draußen kalt und dicht;
Im Kämmerlein, beim Lampenlicht,
In später, stiller Mitternacht,
Der Vater bei dem Säugling wacht.

Er sitzt allein; vom Schmerz gedrückt,
Er unverwandt zur Wiege blickt;
Denn die den Säugling erst ihm gab,
Liegt unterm Schnee im tiefen Grab.

Vom Wachen und vom Weinen matt,
Der Schlaf ihn übernommen hat,
Schließt mild ihm zu der kurzen Ruh'
Die müden Augenlieder zu.

Da öffnet sich die Thüre leis,
Und sieh! — in Linnen schimmerndweiß,
Mit unhörbarem Geisterschritt,
Ein Frauenbild zur Wiege tritt.

Den Säugling hebt mit süßer Lust
Sie an die treue Mutterbrust,
Wiegt in den Armen weich und lind
Ihr einzges, ihr verlassnes Kind.

Und als gewartet sie der Pflicht,
Die ruhn sie ließ im Grabe nicht,
Legt sie die weiße Hand auf's Herz
Dem, den sie ließ mit seinem Schmerz.

Dann, segnend beide, schwebt sie fort;
Ihr Bleiben ist an anderm Ort.
— Auf fährt der Mann aus bangem Traum,
Verzeiht die kurze Rast sich kaum.

Er eilt zur Wieg' in hastgem Lauf,
Er hebt sein liebes Kindlein auf:
Das lächelt an ihn wohlgemuth —
Es war ja in der besten Hut!

Das Mährchen
von der bösen Stiefmutter.

1.

Die böse Stiefmutter sitzt und spinnt
Und drüber manch' böse List ersinnt.

Das Knäblein springt lustig zur Thür herein:
„Frau Mutter, schenkt mir ein Aepfelein!“

— „Du weißt in der Kammer da steht die Truh',
Da liegen viel Aepfel, da greife nur zu! —“

Das Knäblein hebt auf den Deckel schwer;
Die böse Stiefmutter ist hinter ihm her.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh';
Der schwere Deckel klappt drüber zu.

2.

Die böse Stiefmutter sitzt und spinnt
Und drüber manch' böse List ersinnt.

Das Mägdlein springt lustig zur Thür' herein:
„Frau Mutter, wo ist mein Brüderlein?“

— „Dein liebes Brüderlein nascht allein
In der Kammer die süßen Rothäpfelein.“ —

„Frau Mutter, möcht' auch ein Aepflein süß!“
— „So schau', was dein Brüderlein übrig ließ!“ —

Das Mägdlein hebt auf den Deckel schwer;
Die böse Stiefmutter ist hinter ihm her.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh',
Der schwere Deckel klappt drüber zu.

3

Die böse Stiefmutter sitzt und sinnt,
Am Rocken blutige Fäden sie spinnt.

Der Vater tritt spät zur Thür' herein:
„Wo sind meine lieben zwei Kinderlein?"

— „Die Kinderlein liegen in guter Ruh',
Sie schlafen selbander in einer Truh'." —

4.

Es flattert, es pickt an's Fensterlein;
Zwei schneeweiße Vöglein schauen herein:

„Frau Mutter, habt Dank für die Aepflein roth!
Frau Mutter, habt Dank für den süßen Tod!"

Die fällt vom Sessel zu Boden schwer.
Der Platz ist hinter dem Rocken leer.

Ein schwarzer Vogel die Kammer durchsaust,
Und ächzend, krächzend durch's Fenster braust.

Zwei Vexier-Mährchen.

1. Das eiserne Kästchen.

Ein Büblein ist einmal
Gangen in's Thal;
Birkenreiser zu Besen
Wollt' es zusammenlesen.
Da kommt's an einen Wurzelstock
Und bleibt dran hangen mit dem Rock;
Und wie sich's bückt, mit aller Kraft
Zu lösen sich von seiner Haft,
So hört's was klingen an der Stell',
Wunderhell!
Und wie's die Blätter und das Moos
Und Gras macht von der Erde los,
So fällt ein Stein
Auf ein eisern Kästlein;
Dabei ein Schlüsselein
Liegt, goldig, fein
Und zierlich gemacht,
Eine Pracht!
„Was werden in dem Kästlein
Für reiche Schätze sein!"
Denkt's Büblein,
„Die sind alle mein!
Aber wenn ich doch
Nur fände das Schlüsselloch!"

Und ist ganz verwundert,
Denn mehr als hundert,
Als hundertmal am Kästlein
Hat's beguckt jed' Plätzlein,
Und nichts vorn' und nichts hinten,
Nichts oben, noch unten konnt's finden.
Aber endlich nach vielen Stunden
Hat's doch das Schlüsselloch gefunden.
Das Schlüsselein paßte genau sogleich;
Und wollt ihr wissen wie reich
Das Büblein worden ist,
So wartet noch eine kleine Frist,
Bis das eiserne Kästlein
Wird vollends aufgeschlossen sein

2. Das Eierkuchenhäuslein.

Ein hungrig Mägdlein gieng im Wald,
Kam an ein Häuslein alsobald,
Das war gebauet wunderbar
Aus lauter Eierkuchen gar.
Ein weißes Kätzlein auf dem Dach
Spinnt knurrend, putzt sich allgemach.
„Ei, liebes Mägdlein, sei willkomm!"
Sagt 's Kätzlein, „bist du gut und fromm,
So halt' ein Weilchen bei mir Rast,
Ich lad' heut' Mittag dich zu Gast.
Doch eh' wir zusammen schmausen und ruhn,
Mußt mir einen kleinen Gefallen thun:

Und zählen im Walde her und hin
Alle Blätter grün,
Und zählen im Walde aus und ein
Alle Sandkörnlein,
Und zählen im Bache hell und rein
Alle Tröpfelein:
Dann wollen wir lustig leben und essen
Und alles Leids vergessen.

Ihr Knäblein und Mägdlein,
Sagt mir fein:
Wird das Mägdlein
Mit zählen bald fertig sein?

Das Mährchen
vom Fürchtenlernen *).

Es war der Schneider-Hans, ein lustig Blut,
Der sprach eins Morgens: „Vater, seid so gut
Und hört mich eine kleine Weile an:
Hab' in der Welt mich tüchtig umgethan,
Das wißt ihr, Wandern war mein Seligkeit!
Drum hatt' ich auch mein Bündlein stets bereit,
Und weiß auch wohl, ich sag' es mit Vergunst,
Ein Stücklein mehr als meine Schneiderkunst!
Im Singen thut mir's Keiner je voran,
Im Trinken steh' ich meinen besten Mann.
Doch von den Wissenschaften, die ich trieb,
Noch immer eine ungelernet blieb:
Die Kunst mich recht zu fürchten kenn' ich nicht,
Da brennt im Geist mir immer noch kein Licht.
Drum, Vater, laßt noch einmal mich hinaus,
Daß ich die schöne Kunst mir bring' nach Haus!"

— „Hat man einmal gesehen solchen Wicht!
Hansdampf! die Kunst verstünd' ein Schneider nicht?
Wer muß mehr leiden denn gerad' für das?
Furchtsamer Schneider und furchtsamer Has',
Das gilt, außer der Sippschaft, einerlei!" —
So sprach der Alt', kopfschüttelnd, und dabei
Schlang er die Arm' kreuzweis, so wie die Bein',
Daß, wer ihn so erblickt' im Morgenschein,
Ihn für eine lebend'ge Brätzel nahm.

„Ei, eben drum mir der Gedanke kam,“
Sprach Hans, „ich sei nicht würdig noch der Zunft,
Und hoffe, daß nach meiner Wiederkunft
Nicht klüger als die Henn' erschein' das Ei,
Und ich ein recht furchtsamer Schneider sei!“

Und ob noch lang, kopfschüttelnd, beingeschränkt,
Der Alte sich die Frage überdenkt,
Der Bube läßt nicht nach: „Schickt mich hinaus,
Damit ich Furcht erlern' und Angst und Graus!“

— „Wohlan, du weißt, dein Oheim ist Herr Abt,
Als Kind hat er dich oft im Arm gehabt,
Wenn ich zum Segen dich in's Kloster trug
Und er das Kreuz ob deiner Wildheit schlug.
Dort in den Zellen und den Gängen gehn
Gespenster mehr als gern du möchtest sehn;
Beharrst du brauf, so mach' dich rüstig fort,
Vor Nacht erreichst du noch die Klosterpfort!“ —

Der Alte sprach's. Das Ränzchen ward geschnürt;
Hans eilt' die Straß', die zu dem Kloster führt.
Sie zogen drin die Vesperglocke grad
Als pochend er an's Pförtnerhäuschen trat.

Der Ohm empfieng, wie's einem Abt wohl stand,
Mit Salbung unsern Hans, bot ihm die Hand,
Und fragt' nach Vater, Mutter, Magd und Knecht;
Freut' sich, da der Bescheid auf Alles recht,
Und setzt dem Wandrer, aus dem besten Jahr,
Voll Weins den größten Klosterbecher dar.

„Herr Ohm, erlaubt, auf euer Wohlergehn!“
Sprach Hans, und trank bis er den Grund konnt' sehn:
„Das ist ein Weinlein, solches schlürft kein Mund
Wohl auf zehn Stunden in die Rund';
Und weil der Wein erschließt das Menschenherz,
So will ich gleich verkünden meinen Schmerz:
Vergebens macht' ich nicht zu euch die Reis',
Was lernen sei des Aufenthaltes Preis!
Wißt nur, woran 's mir einzig noch gebricht:
Die Kunst mich recht zu fürchten kenn' ich nicht.“

Der Abt, ein lustiger Kauz, spricht: „Ist's nur das?
Da kann geholfen sein! doch möcht' der Spaß
Dich noch gereun, drum sinn' auf dein Begehr,
Man trägt soviel man kann, mehr ist zu schwer.“ —

„Sagt nur die Prob', ich will sie schon bestehn,
Herr Ohm, ihr sollt in mir kein Feigherz sehn!“
— „Wohlan, ruh' heut von deiner Wandrung aus,
Und morgen Nacht verkehr' mit unserm Graus!“ —

Hans schlief bis weit zum hellen Tag hinein;
Vergnügt' sich dann bei guter Speis' und Wein,
Daß ihn nicht wundert mehr wie rund, gesund,
Vor ihm ein jeder Klosterbruder stund.
Doch wie zu später Nacht die Mönche gehn
All' in die Zellen, bleibt der Abt noch stehn:
— „Nun Hans, das Fürchtenlernen? ist's dein Ernst?
Jetzt, oder nie du diese Kunst erlernst.

Bleib' hier im Refektorium allein,
Du wirst um Mitternacht bald in Gesellschaft sein!" —
Hans winkt dem Ohm; der geht, und lachend trinkt
Der Bub' das Restchen aus, das noch im Glase blinkt.

Zwölf Schläge tönen dumpf und hohl und bang;
Lebendig gleich wird's draußen auf dem Gang;
Die Thür' fährt auf, und zwölf Gerippe fahl,
Die stürzen rappelnd, klappernd in den Saal.
Schnell ist der Raum von Tisch und Bänken leer,
Und Kegel setzen die Gerippe her;
Geld klirrt, die Spieler stellen sich in Reihn,
Und jeder wirft — mit seinem Schädel drein.

Hans sieht das Ding sich so ein Weilchen an,
Drauf spricht er: „Kenn' mich auch auf mancher Bahn,
Ihr Herrn, vergönnt, ich setze mich euch ein,
Doch kann mein Schädel mir nicht Kugel sein,
Was maßen er gewachsen fest und gar
Und ihn umwallt ein dichtes Lockenhaar,
Drum, kommt mein Wurf, dann, aus Gefälligkeit,
Halt' Einer nur mir seinen Kopf bereit!"
Es nicken die Gerippe rasselnd: „Ja!"
Und Hans steht in den Reihn stets lachend da.
Es ist ein Rappeln, Klappern, Rollen toll,
Bis daß der Hahn kräht: eure Zeit ist voll!
Da schwinden rasselnd wieder aus dem Saal
Die zwölf Gerippe alle auf einmal.
Und Hans ermüdet streckt sich auf den Tisch
Und schnarcht im besten Schlaf sein Liedchen frisch.

„Herr Ohm," spricht er beim Morgenims, „habt ihr
Für mich kein ander Schreckgesindel hier,
So lohnt sich nicht zu euch die Reis',
Und ich verdien' auch keinen Siegerpreis!"

„Du bist ein Prahler, Hans, und jubelst früh'!
Laß sehn, gib dir heut' Mitternacht die Müh'
Und läut' die Glock' in unserm obern Gang
Nur ein ganz kleines Viertelstündchen lang;
Bestehst dieß zweite Pröbchen du so gut,
Dann halt ich etwas mehr von deinem Muth!"

Der Oheim sprach's. Mit Ungeduld harrt Hans
Auf Geisterstund' und neuen Geistertanz.

Noch rückt der Zeiger nicht. In keckem Lauf
Will schon der Held die Treppen rasch hinauf;
Doch geht's so schnell nicht, denn im Leichhemd liegt
Auf jeder Stuf' ein Todter angeschmiegt.
„Ist das der Spuk, Herr Ohm? wißt ihr nicht mehr?
So ist euer Gehirn gewaltig leer!"
Und Einen nach dem Andern packt er an,
Und trägt lautlachend sie die Trepp' hinan.
Der Glocke Seil hängt an der Decke fast,
Doch Hans sich klüglich in der Kürze faßt:
Er baut von seinen Todten alsogleich
Zum Glockenseil empor sich eine Steig'.
Hoch oben drauf steht er und zieht mit Lust;
Die Glocke dröhnt aus wildbewegter Brust.

So mächtig schallet das Getön' durch's Haus,
Daß jedes Mönchlein zu der Zell' heraus
Im Hemde eilt, sich kreuzend, blaß und bleich:
„Ei, spukt denn heut' das ganze Geisterreich?"

Hans steht, ein Sieger, auf dem Leichenhauf
Und bricht in schallendes Gelächter auf,
Nimmt von den Todten einen da und dort
Und wirft sie auf die bleichen Mönche fort.

„Hans, bist du toll? zürnt schäumend voller Wuth
Der Abt. „Laß ab, laß ab! du sündig Blut!" —
„Nun, weil ihr wollt, Herr Ohm, doch frisch bekannt,
Daß ich das zweite Pröbchen auch bestand!"

Der Abt frühmorgens zu geheimem Rath
Die Klosterbrüder all' beschieden hat.
„Was fangen wir mit solchem Wildhirn an?
Der ist mit allen Geistern nicht zu fahn;
Laßt sehn, ob wir ihm kühlen nicht das Blut
Und etwas legen ihm den stolzen Muth!
Er sei heut' Nacht von uns, im Saal versteckt,
Mit Ruthenstreichen aus dem Schlaf geschreckt!"

Hans liegt in weiche Kissen hingestreckt:
Da naht ein Mönch, hat leis ihn aufgedeckt
Und führt mit kräftgem Arm den Ruthenstreich.
Hans packt den Mann und wirft ihn alsogleich,
Rund wie er ist, zum Fenster frisch hinaus;
Legt sich zurück, und schnarcht daß bebt das Haus.

Ein zweiter Mönch naht sacht' sich auf den Zehn,
Gut' Nacht, Herr Pater! 's ist um euch geschehn!
So fliegen alle zwölf, der Ohm zuletzt,
Zum Fenster rasch hinab, doch unverletzt,
Denn drunten steht ein breiter Lindenbaum,
Der nimmt sie auf in seiner Aeste Raum.

Der Bruder Pförtner traut den Blicken nicht,
Als er den Hof betritt im Morgenlicht,
Und sieht welch' sonderbare Frucht gebracht
Der Lindenbaum in der verwichnen Nacht:
Da hieng ein Mönch, und dort im Aste lag
Ein andrer eingezwängt, welch ein Gelag!
Hoch von der First — er wollt' stets oben 'naus —
Guckt ächzend aus dem Laub der Abt heraus.

Hans aber hatt', lang eh' verstrich die Nacht,
Durch's Hinterpförtchen sich davon gemacht.

Müd' von dem Abenteuer, irrt er bald
Wegsuchend, tappend, durch den nahen Wald,
Verstrickt in Dornen sich, versinkt in Moor;
Da bricht von fern ein 's Lichtleins Schein hervor.
Er schnell drauf los! Ein Hüttchen vor ihm steht,
Und pochend er gleich zu dem Fenster geht.

— „Wer draus, so spät zu Nacht? welch ein Gesell?" —
Ruft drinnen leis und heisch ein Stimmchen schnell.

„Ach, laßt mich ein, um Gotts Barmherzigkeit!
Hab' mich verirrt, komm' in der Nacht schon weit!"

Die Schlämpe klirrt und auf das Pförtchen geht:
Vor Hans ein alt' gebuckelt' Weiblein steht,
Wie eine Spindel dürr, und Nas' und Kinn
Gekrümmt sich biegen zu einander hin.
Hans huscht hinein; doch, ob dem Zwerggebild'
Bricht er in Lachen aus, unmäßig wild.
„Weiblein, wie habt das Stückchen ihr geschafft,
Daß Nas' und Kinn sich stutzen Bruderschaft?"

Als hätt' es nichts gehört, das Weiblein thut;
Bläst auf dem Heerd' die halberstorbne Gluth,
Und führt ihn dann in's dürftge Kämmerlein.
— „Hier ruh' dich aus! Zwei Stunden noch, dann graut
Der Tag, und durch des Waldes Zweige schaut
Die Sonn' und gibt dir weiter das Geleit'." —

Hans legt ins Bettlein sich, streckt lang und breit
Die Glieder aus und schlummert friedlich ein.

Das Weiblein aber schleicht sich leis herein:
— „Wart', Bürschlein, nur, es soll dich fürderhin
Nicht stören mehr mein seltsam Nas' und Kinn!"
Still zieht sie von ihm alle Decken ab,
Gießt siedheiß Wasser über ihn hinab,
Als eben er geträumt, — wie wunderlich! —
Daß er einem gesottnen Krebse glich.

Heisch kichernd geht das Weib. Er, fluchend auf!
Wirft seine Kleider um. In schnellem Lauf

Stürzt er, versenkt und naß zur Hütt' hinaus,
Und keuchend, athemlos kommt er nach Haus.
„Ich hab's gelernt, Herr Vater," ruft er aus, —
Jetzt bring' ich euch die schöne Kunst nach Haus!
„Jetzt fürcht' ich mich! zwar nicht vor Geistern bleich,
Und käm' mir auch das ganze Todtenreich!
Doch zittern werd' ich stets an Seel' und Leib,
Erblick' ich nur von fern — ein altes Weib!"

Bischof Kletus.

Legende.

Der Kaiser sitzt auf goldnem Thron,
Im Purpurkleid, mit goldner Kron';
Auf seidnen Kissen funkelnd ruht
Des Golds und der Kleinodien Gluth.

Es letzt sein Blick sich an dem Licht,
Das blitzend aus den Schätzen bricht;
Es tönt ihm süßer als Gesang,
Der goldnen Stücke heller Klang.

„Ihr Diener, alle um mich her,
Wann werden meine Kisten leer?"
— „Ausschöpfen läßt das Meer sich nicht,
Nicht wägen deines Golds Gewicht!" —

„Ihr Diener nennt mit einemmal
Mir meiner Edelsteine Zahl!"
— „Wer zählt der Sterne zahllos Heer?
Der Edelsteine hast du mehr!" —

„Wo blitzt etwan ein hellrer Schein
Als der aus meins Geschmeides Schrein?"
— „Die Sonne hat wohl funkelnd Licht,
Wie dein Geschmeide sprüht es nicht!" —

So prahlt des Kaisers stolzes Wort;
Es schmeicheln so die Knechte fort.
Da schreitet durch der Söldner Chor
Mit finstrer Stirn Sankt Aletus vor.

Der Bischof tritt zum Kaiser hin:
„Mein Herr, nicht bringt dir das Gewinn!
Laß ab! laß ab von Trug und List,
Vernimm was an der Wahrheit ist!

„Wohl funkelt hell der Schätze Gluth,
Doch weh! dran klebt manch schuldlos Blut!
Doch weh! dran klebet brennendheiß
Der armen Unterthanen Schweiß!

„Doch weh! dran haften Seufzer bang,
Die schallen das ganze Land entlang,
Und Waij'- und Wittwenthränen viel
Träufeln von deinem Augenspiel!

„So roth und hell die Schätze sprühn,
So heiß sollt' dein Gewissen glühn,
Sollt' schelten in dein sündig Thun
Und nimmer mit seinem Schelten ruhn!"

Der Kaiser flammt in Zorneswuth,
Er zückt sein Schwert in wilder Gluth:
„Ihr Knechte, was haut sogleich ihr nicht
Zu Stücken den kecken, freveln Wicht!"

Der Knechte Schwerter blitzen hell,
Sie zücken nach dem Bischof schnell;
Der stehet furchtlos und ruhig doch:
„Herr Kaiser, vergönn' ein Wörtlein noch!

„Reich' mir aus deiner Schätze Zahl
Ein Goldstück her nach eigner Wahl,
Reich einen Edelstein mir klar,
Und prüf' ob ich geredet wahr!"

Der Kaiser willigt das Begehr,
Reicht Edelstein und Goldstück her.
Der Bischof bricht entzwei den Stein —
Es quillen draus viel Thränen rein.

Er bricht entzwei das Goldstück schnell —
Draus träufeln viel Blutstropfen hell.
Den Kaiser greifet Angst und Graus;
Die Knechte stürzen zum Saal hinaus.

Es sitzt ein Bild auf goldnem Thron,
Im Purpurkleid, mit goldner Kron'.
Die Schätze funkeln... Stumm und bleich
Starret herab die Kaiserleich'.

Die Salzburger.

1730.

Auf stiller Alm', im Alpenrosengarten,
Kniet eine fromme Schaar in heilgem Sang:
„O Herr, laß oben deinem Dienst uns warten,
Da unten rings des Todes Wort erklang!

„Der Himmelshort, die Bibel, ist gerettet!
Ehr' in den Höhn, Dir, Gott, und Jesu Christ!
Du hast von Schmach und Sünden uns entkettet,
O bleib' bei uns, da 's Abend worden ist!"

Und aus dem Thale gällt ein wüstes Rufen,
Ein Mordgeheul zur Bergesschlucht hervor;
Und über jäher Felsen zackge Stufen
Bricht eine Rotte grimmen Fluchs empor.

Die Büchse knallt, die Säbel blitzen, grollend
Sie hauen ein — da bebt, da dröhnt die Rund':
Von Bergesfirst wälzt die Lawine rollend,
Dumpf donnernd sich herab zum Alpengrund.

Der Gemsenjäger der die Alm erstiegen,
Im Frühroth, hat die Todten rings erblickt:
Die Bibel haben die noch vor sich liegen,
Und die den Säbel drohend noch gezückt.

Fünf Stücklein
aus den Schriften Geiler's von Kaisersberg.

1. Die Nase.

(Predigten über die Sünden des Mundes, Fol. 31).

Beim Fürsten ward getafelt frisch,
Fast brach von Speis' und Trank der Tisch;
Und unter den Rittern einer saß,
Dem war bescheert eine riesige Nas'.
Zum Nachtisch erscheint der Narr und spricht:
„Welch' große Nas' sitzt dir im Gesicht!"
Der Fürst rollt die Augen zornentbrannt;
Der Ritter nimmt gar das Schwert zur Hand.
Der Narr sich eilig faßt und spricht:
„Welch' winzig Näslein zeigt dein Gesicht!"
Der Fürst noch zornentbrannter blickt,
Der Ritter hat schon das Schwert gezückt.
Der Narr stößt ein schallend Gelächter aus,
Er drückt sich und trollt sich zur Thür' hinaus;
Doch ruft er zuletzt noch dem tobenden Ritter:
„So hast du denn gar keine Nas', du Zwitter?"

—

Das Mährlein ist denen zu Nutz gemacht,
Die tadeln ohne klugen Bedacht,
Und denen auch, die Mängel und Fehl'
An Leib und Seel' gern halten hehl.

2. Vom Sauermilchtöpflein und vom Ferklein.

[illegible]

War einst ein arm Wittfräulein,
Das trat beim strengen Richter ein;
Es nimmt sacht' unter der Schürz' von Zwilch
Hervor ein Töpflein Sauermilch.
„Herr Richter," hebt es mit Züchten an,
„Wollt euch dies Töpflein schmecken lan!
Ihr wißt, Armuth nicht viel vermag,
Es bringt ihr jeder Tag neue Plag,
Zumal wenn böse Nachbarschaft
Ihr weg den letzten Heller rafft;
Doch kennt ihr ja schon meine Sach
Und wißt welch' Unbill mir geschach;
Drum schirmt mich arme Frau und sprecht
Das Urtheil aus nach gutem Recht.
Der Richter zeigt sich alsbald willig
Und nimmt das Töpflein Sauermilch.

Da kommt nun auch die Widerpart,
Der Nachbar reich und schlimmer Art,
Der bringt ein Ferklein rund und feist.
Der Richter ihn willkommen heißt.
Das Ferklein schnüffelt rings herum
Und wirft das Sauermilchtöpflein um.
Der Nachbar macht der Wort' nicht viel,
Er weiß, er hat gewonnen Spiel.
Der Richter zeigt sich allzeit willig;
Das Ferklein leckt die Sauermilch.

Und als der Richter zu Gericht
Saß auf dem Stuhl, im Amtsgesicht,
Da nahm sein falscher Spruch der Armen
Den letzten Heller ohn' Erbarmen.
Und wie sie weinend hub zu schrein:
„Gebt mir mein Sauermilchhäfelein!"
Der Richter antwort't unverdrossen:
„Das Zerklein hat es umgestoßen."

—

„Koller, Zoller,
„Schergen, Bergen,
„Arzet, Pfarren und Juristen
„Seind sieben böser Christen." *)

---

9. **Die Gänslein.**

(Volksb., Th. III, Fol. 46).

Ein junger Mönch kam zu dem Thor
Des Klosters noch kein mal hervor;
Es war die Welt ihm unbekannt,
So Mensch als Vieh, so Stadt als Land.
Da führt' ein Alter einst ihn aus
Durch eines Städtleins Gass und Braus.
Sie sahen auf der Straße ziehn
Viel schöner Mägdlein her und hin.
Darob der Jung', verwundert heiß,
Den Alten frägt: „Ei, was sind das?"

— „Sind Gänslein!“ der Bescheid ihm gab,
Doch ihrer nimmer Achtung hab'!“

Und als zum Kloster sie gekehrt,
Der Junge rief: „Mich sehr begehrt
Nach einem Gänslein! Auf der Welt
Nichts anders mir so sehr gefällt!“
Und nun zu weinen er begann,
Und wollt' sich nimmer trösten lan:
„Ein Gänslein, Gänslein will ich haben,
Sonst könnt ihr mich sogleich begraben!“

—

Es ist oft um ein solches Gänslein
Noch heutzutag dasselbe Tänzlein.

---

4. Birnen und Gerten.

([illegible], Bl. 16.)

Ein Bischof gerne Birnen aß;
Da kam, als er zu Tische saß,
Ein Bäuerlein, bracht' ihm fürwahr
Ein Körbchen voll der schönsten dar.
Beim Bischof saß ein Diakon,
Noch blutjung, den verlangt es schon
Zu kosten von der süßen Frucht;
Das Körbchen er zu fassen sucht.

„Gnadherr,“ so bat er, laßt mich sie
Behalten euch mit Fleiß und Müh'.“
Der Bischof lachend zu ihm spricht:
„Du ißt mir sie, du schlimmer Wicht!“

War Einer da, der hört' das Wort
Und sprach zum Bischof alsofort:
„Mein Herr, daran thut ihr nicht recht!
Ist dieser Junge euch zu schlecht,
Daß Birnen er nicht mag behalten,
Was laßt ihr Seelen ihn verwalten?“

---

5. Der Bischof und der Bauer.

(Synodalpredigt, [illegible]; Fol. 9.)

War einst ein Bischof stolz und mächtig,
Der saß zu Roß stattlich und prächtig;
Mit seinen Dienern er geritten
Kam rasch durch zweier Felder Mitten.

Ein Bauer hinter'm Pfluge stand,
Mit müß'ger Hand und off'nem Mund,
Ob all dem Glanz und Reichthum gar
Ueber die Maßen verwundert war.

Der Bischof sah ihn also stahn,
Red't ihn mit gütigen Worten an:
„Ei, lieber Sohn, was sinnst du lang
Wohl über mich und meinen Zug.

Bist du darob so hoch betroffen
Daß Aug' und Mund dir stehen offen?"

— „Mein Gnadherr," hub der Bauer an,
„Wer bin ich doch, ich armer Mann,
Und wer sind doch die Eltern mein,
Daß ihr mir wollt so gnädig sein
Und gönnen eures Amtes Segen,
Den man kann brauchen allerwegen?
Doch wißt warum ich also stand
Mit müßiger Hand und offnem Mund:
Ich dacht', ob Sankt Martinus auch,
Der Bischof war, solch sondern Brauch
Wie ihr, bei seiner Lebzeit hatt',
Daß er durchzog so Land und Stadt
Mit Sporenklirren, hoch zu Roß,
In schmucker Ritter und Knappen Troß."

Der Bischof stutzt, doch faßt er bald
Sich wieder, und entgegnet kalt:
„Wiß, daß ich Bischof nicht allein,
Daß ich auch Fürst dazu thät sein;
Als solcher bin ich ausgeritten;
Kommst du zu meiner Kirch' geschritten,
So sollst du auch den Bischof sehn."

Der Bauer bleibt nachdenklich stehn:
— „Gnadherr, noch Eines sagt mir recht,
Nehmt mir mein vorlaut' Red' nicht schlecht!
Wenn einstmals — daß sei Gott dafür! —

Der Teufel pocht an eurer Thür,
Und will den Fürsten für sein' Sünd'
Fortschleppen in die Höllenschlünd' —
Wie wird's dem Bischof dann ergehn?"

Der Bischof läßt den Bauer stehn.
Auf und davon auf hohem Roß
Sprengt er mit seinem Dienertroß.
Hat er sich wohl in stiller Nacht
Des Bauern Frage überdacht?

Die vier Jungfrauen.

(Aus Johann Pauli's Schimpf und Ernst.)

Vier Jungfraun, zart und frischen Mut,
Saßen beisammen und scherzten gut:
Feuer und Wasser hießen zwei,
Luft und Wahrheit waren dabei.

Nun sollte von den Gespielen fort
Jede wieder an ihren Ort.
Da sagt' die Eine: „Feuer, sprich!
Wo können, du goldige, wir finden dich?"
Das Feuer: „Schlagt mit hartem Stahl
Den Stein, so glänz' ich in hellem Strahl."

Da fragt eine Andre: „Luft, sag' an,
Wo sollen wir folgen deiner Bahn?"
Die Luft: „Ihr dürft nur sehn und lauschen,
Wenn die Blätter im Wald erzittern und rauschen."

„Und, Wässerlein, du, wo hältst du Haus?
Wo setzt du und deine Wellen aus?"
„Wo blaugelbe Lilien, wo Binsen weich,
Da grabet, da quell' ich heraus sogleich."

„Und du, liebe Wahrheit, wo weilest du?
Sag's, daß wir Alle dir eilen zu!"
Die Wahrheit: „Ach, Schwestern, auf Erden ist
Mir keine Heimat beschieden zur Frist;
Ich irr' umher, bin wenig werth,
Kein' Seel', kein Mensch mein je begehrt."

Der Handel.

Sie tranken lange zusammen,
Der Vater, der fremde Mann;
Es schürt' ihnen rothe Flammen
Der Wein in den Köpfen an.

Wem gilt der Handel? Sie quälten
Sich miteinander herum;
Sie schätzten die Wiesen und zählten
Die Felder im Eigenthum.

Darauf lachte der Fremde wacker:
„Topp! Alter, was soll der Geiz?
Nach einem fetten Acker,
So lad' ich mir auf das Kreuz!"

Der Vater sprach halb in Irre,
Mir schnitt 's ins Herz hinein;
Sie schlugen beim Gläsergeklirre
Auf einmal die Hände ein.

Nun riefen sie mich zum Tische;
Der Fremde that so vertraut:
„Schau' mich an, und küß' mich, du frische,
Du junge, rosige Braut!"

Abendrast in der Schenke.

Fern sind wir hergekommen,
Geschritten durch manches Thal,
Ueber Fels und riesge Berge,
Durch Staub und Sonnenstrahl.

Nun sitzen wir drei Gesellen
Beim frischen funkelnden Wein,
Lassen unsre Gedanken fliegen
Weit, weit ins Land hinein.

Es schweigt ein Jeder, und redet
Mit dem stillen Herzen allein,
Und lächelt, wenn ihm begegnet
Das Bildniß der Liebsten sein.

Deins strahlt mir jetzt entgegen,
Wie milder Frühlingsschein,
Mit dem Auge himmelbläulich,
Mit der Stirne engelrein.

Drum möcht' ich jubeln und rufen —
Doch die Andern träumen noch licht:
O schweige Herz, und wecke
So selige Träumer nicht!

— —

Seliger Tod.

Es steht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fischerhaus.
„Du allerliebste Meine,
Du Meine,
Schau' nur einmal heraus!"

— „Heraus will ich wohl schauen,
Auch treten vor die Thür;
Vorm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei dir!" —

„Und mag dir nimmer grauen,
So ist's die beste Zeit!
Und willst du ganz mir trauen,
Ja trauen,
Mein Schifflein steht bereit!"

Sie springen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind.
Ob alle Donner krachen,
Ja krachen,
Sie küssen sich so lind.

Ein Blitzstrahl kommt gefahren,
Der trifft die zwei zugleich.
„Leb' wohl, leb' wohl, zum klaren,
Zum klaren,
Zum lieben Himmelreich!"

Der Sturm der hat getrieben
Das Schiff hinab den Rhein,
Wohl mit den todten Lieben,
Den Lieben,
Ins weite Meer hinein.

Die Sonne schaut mit hellen,
Mit goldnen Blicken drein,
Wie auf den dunkeln Wellen,
In Wellen,
Hintreibt der Todtenschrein.

Scheintod.

Im Saale rings so tiefes Schweigen!
Ein traurig Wörtlein leise hallt;
Ich fühle sich hernieder neigen
Manch lebenathmende Gestalt.

Ach, und *mein* Leben scheint entflohen
Weil es nicht frisch nach Außen bricht;
Tief in dem Herzen fühl' ich's lohen,
Wie ein erlöschend Grubenlicht.

Ich möchte gern die Hände drücken,
Die schmerzlich drücken meine Hand!
Ich möcht' in manches Auge blicken,
Das auf mir haftet unverwandt.

Die Schüler stehn zum Leichensange
Schon um den Sarg in stummem Chor;
Zum letzten Gang, zum Grabesgange,
Webt schon der Todtenträger Flor.

„O haltet! halt! . . ." so bricht ein Rufen
Tief unten aus dem Hof herauf;
Es fliegt, es stürzt der Treppe Stufen
Empor in der Verzweiflung Lauf.

Und in den Armen, in den kalten,
Liegst du, mein Liebchen, mir so warm;
Du willst des Sarges Deckel halten
Mit deiner Liebe mächtigem Arm!

Und Kuß auf Kuß!... Ich bin gerettet!
Das Leben das gebunden schlief,
Es ist erwacht und losgekettet,
Da deine Lieb' es weckend rief!

Die Todtenrosen laß zum Strauße
Dir winden an die treue Brust,
Und aus dem schwarzen Leichenhause,
Schall' jubelnd hell die Hochzeitlust!

Der Schatzgräber.

Mit dem zeichenvollen Hute,
Mit dem Spiegel in der Hand,
Mit der leichten Wünschelruthe
Steht ein Mann an felsiger Wand;

Murmelt unverständge Worte,
Hält zur Erde bang das Ohr:
Ob nicht öffne sich die Pforte,
Ob nicht steig' der Schatz empor.

Ihn umschwärmen finstre Geister,
Und es wird ihm schwer zu Muth:
Er verschrieb der Hölle Meister
Seine Seel' mit seinem Blut.

Wie durch Wolkenmassen schaurig
Niederfällt das Mondenlicht!
Wie der Unke Ruf so traurig
Aus dem feuchten Moore bricht!

Doch ihn stört's nicht. Sonder Beben
Murmelt er und gräbt er fort;
Heute muß den Schatz erheben,
Denn er kennt das rechte Wort.

Aber horch! Aus der Kapelle,
Drüben auf dem Bergeshang,
Tönt so wundersüß und helle
Frommer Kinderstimmen Sang:

„Heb', o Mensch, zu lichten Fernen
Dein von Sünd' gebrochnes Herz,
Ueber deines Gottes Sternen
Heilt dein tiefster Erdenschmerz!

„Laß am Himmelsborn dich letzen,
Such' nach ewigem Gewinn,
So erschließt mit allen Schätzen
Sich der Himmel deinem Sinn."

Also tönt's in heilgen Liedern
Aus dem frommen Kindesmund,
Und des Thales Laut' erwiedern
Sie beseligt in die Rund'.

Und sie hört an finstrer Stelle
Stillbewegt der finstre Mann,
Blickt hinüber zur Kapelle,
Fühlt daß er noch beten kann.

Von sich wirft er Stab und Spiegel
Und den bunten Zauberhut,
Sinkt anbetend auf den Hügel
Aufgelöst in Thränenfluth.

„Der du schenkst den reu'gen Sündern,
Seufzet er, dein Himmelreich,
Laß mich werden diesen Kindern
So an Sinn, an Schätzen gleich!"

Die Teufelskanzel und die Engelskanzel, bei Baden.

Du schauerst, Wandrer, ob dem Graus,
Rings hier in Thal und Wald umher;
Du siehst nur Felsen grau und schwer,
Kein freundlich Blümlein ragt heraus.
Da frägst, woher das Schrecken kam?
Das weiß die Sage wundersam
Und treulich dir zu deuten.

Es war in alten, fernen Zeiten,
Der Teufel hergezogen kam,
Aufsteigend aus den heißen Fluthen,
Aus Badens tiefverborgnem Quell.
Noch flammend von der Hölle Gluthen,
Den Blick von rothem Lichte hell.
So bricht er auf, erklimmt die Höhn
Und heißt umher die Diener gehn,
Daß sie versammelten um ihn
Der Bäuerlein und Ritter viele.
Man sah's von Schloß und Hütte ziehn
Als ging's zu Tanz und Waffenspiele.

Der Böse stellt sich drauf mit Neigen
Gar sittsam auf den höchsten Stein,
Und als die Hörer alle schweigen,
Beginnt er leise, mild und fein,
Die Rede süß und klug ersonnen,
Und spricht von seines Reiches Wonnen,

Von ewgem Glanz und Herrlichkeit,
Die seinen Dienern stehn bereit.
Er weiß mit losem Trug und Spott
Die Geister listig zu bethören,
Daß schon in mancher schwachen Brust
Sich hebt und regt die sündge Lust,
Und spöttelnd über den lieben Gott
Man kann viel leidge Worte hören. —

Da fällt's, wie lichter Rosenschein,
Tief in den finstern Wald hinein:
Genüber des Bösen Höllenthron
Erklingt ein goldner Harfenton;
Ein Engelknabe niederrauschet,
In silberleuchtendem Gewand,
Die Palme tragend in der Hand,
Und still bewegt die Menge lauschet.

Und wie er spricht, beginnt's zu tagen
Wie Himmelsroth in jeder Brust;
Sie fühlen mächtig, unbewußt,
Sich zu dem Engel hingetragen.
Der Böse wüthet bald allein
Auf dem verlassnen Kanzelstein;
Er bricht empor im wilden Grimme;
Doch höher tönt des Engels Stimme,
Und immer heißer wird der Drang;
Von allen Lippen festlich klingt,

Aus allen Herzen gläubig schwingt
Empor sich heiliger Bußgesang.

Der Böse mit dem Dienerchor
Bricht in der letzten Wuth hervor;
Mit den Riesenkrallen gewaltig faßt
Er niederdonnernd der Felsen Last,
Und schleudert die Bäume groß und schwer,
Wie Blüthenflocken im Thal umher,
Und öffnet der Erde Nacht und Graus,
Daß schwarze Quellen fluthen heraus;
Und fluchend schlägt er den scharfen Huf
Zum ewigen Zeichen tief in den Stein,
Und stürzt sich dröhnend, mit wildem Ruf,
In der Erde klaffenden Schlund hinein. —

Zieh schnell vorüber, o Wandersmann!
Noch ficht der Böse die Menschen an,
Und will er dich locken zur sündigen Lust,
So öffne dem guten Engel die Brust!

Das Lindenkirchlein bei der Hub.

Badische Volkssage.

Still ist's schon im Waldesraume,
Vöglein alle flogen ein;
Bei der Heerd', am Wiesensaume,
Steht ein Knabe noch allein;

Bläst in die Schalmei anmuthig,
Daß sich sammle Groß und Klein —
Sieh, da bricht, goldrosengluthig,
Aus der Höh' ein Wunderschein!

Lichte Sterne sich gestalten
Ob ihm, wie zum Strahlenkranz;
Ihn ergreift des Himmels Walten,
Und in Andacht sinkt er ganz.

Süße Töne niederschwimmen,
Wie von selger Engel Mund,
Und es thun die holden Stimmen
Ihm ein nahes Wunder kund.

Auf springt klingend schon die Rinde
Von dem alten Lindenbaum,
Und vor dem entzückten Kinde
Glänzt ein Bild in heilgem Raum.

Mit dem Knäblein in den Armen
Steht die Himmelskönigin,
Winkt in gnädigem Erbarmen
Nach dem jungen Hirten hin.

Bald verbreitet sich die Kunde
Des Gesichtes fern und nah,
Und auf dem geweihten Grunde
Steht ein heilig Kirchlein da. —

Kindesreinheit schaut erschlossen
Manch geheimes Wunderbild,
Himmelsgnade hat ergossen
Sich in Herzen fromm und mild.

Der Professor.

(Wahre Anekdote.)

Kollegien- und kollegensatt
Flieht der Professor aus der Stadt;
Er macht sich auf höchsteigne Sohlen,
Sich in der Landluft zu erholen.
Er stolpert über Stock und Stein,
Dörflein aus und Dörflein ein,
Freut wie ein Kind sich der Natur,
Lustwandelnd durch die grüne Flur.

Jetzt eben ein Bauernjunge wild
Springt pfeifend her aus dem Gefild;
Dem winkt er zu ihm sich zu setzen,
Sein Ohr will er mit Weisheit letzen.
Der Junge guckt ihn verwundert an:
„Ei Herr, was seid ihr für ein Mann?
Versteh' ich von Allem was ihr da sprecht
Auch nicht das kleinste Wörtchen recht!“

Es zieht der Gelehrte die Stirne kraus:
— „Mein Sohn, ich bin der Professor Flaus.“ —
„Professor? je nun, das begreif' ich auch nicht,
's kommt Keiner so vor in der biblischen G'schicht;
Was ist ein Professor? Herr, sagt's mir an!“
— „Mein Sohn, 's ist Einer der Alles kann;

's ist Einer der durch Genie und Fleiß
Beinah mehr noch als Alles versteht und weiß." —
Der Bube zieht's Käpplein, und ganz verzückt
Hat er den Wundermann angeblickt.

Nun gehn sie weiter. Bei einem Steg
Da trennen sich kreuzend zwei Wiesenweg.
Es guckt der Professor nach Ost und nach West,
Nimmt Kompaß und Fernrohr: „Wo liegt das Nest?
Sprich, Söhnlein, da rath' mir und sag' mir zur Frist
Wo das Dorf Nußberg gelegen ist!" —

Der Bube setzt 's Käpplein schnell wieder auf
Und schüttelt den Kopf und lacht hellauf:
„Ei! ei! ein Professor das ist ja ein Mann,
Der Alles und fast noch mehr weiß und kann;
Nun muß ein Professor auch wissen, mein Treu!
Wo unser Dorf Nußberg gelegen sei!
Doch wollt ihr nur foppen, ich sag's euch frei,
Ruft euch einen andern Tölpel herbei!"

Es stolpert über Stock und Stein,
Bei Nacht, der Professor zu Nußberg hinein.
Er hat seitdem wohlweislich schon
In etwas geändert die Definition.

III.

Gedichte

in elsässischer Mundart.

(Die sieben ersten in straßburger, das achte in sundgauer Mundart.)

Gredel in d'r Heck.

(Nigella damascena.)

Es steht bi Blüemle allerhand
Au eins, e Jümpferle, im Gardeland:
Verzäst im Wind fliejt 's Hor 'm uff,
Es het e blaßblöü's Käppel druff,
Un gückt so schmächdi hien un her,
Als wär sin Bluemeherzel schwer.
Es blie't alsfurt uff einem Blätzel,
Wart's ebbe gar do uff sin Schätzel?

D'Jumpfer Sara. *)

(Eidechse).

E Jumpfer isch's un au e Dier,
E wußli's Dierel, werzina!
E hellgrüens Reckel isch sin Zier.
Es huscht de Rain wohl uff un a,
's blie't nitt gern lang uff ein're Stell.
Wie blitze d' Eickle funkelhell!
Wie geht diß Schwänzel rechts un links!
Git's noch e Dierel so, e flinks?
Jetz kummt e Stork — Ja adrebo!
Meint der du seisch sorr inne do?
Nein, nein, Herr Langbein, heidebritsch
Schlupft's dief ins Gras 'nien in eim Witsch!

Zweierlei Kätzle. **)

Si sitze-n am Näschel, wie Sammet so zart; —
Nein, schau nurr! si schlecke, Milch hängt 'ne am Bart!

Si wachse, un 's gickle schun d'Blättle-n-erüs; —
Nein, schau nurr! si lüstre dort grad uff e Müs!

Si wachse, doch riehrt sich ken's vun 'ne vum Platz; —
Was? schau nurr uff 's Dach dort! 's het jed's sine Schatz!

Hérsch nitt diß Kunzert, diß Miau, diß Gekratz?
's isch März, un e Kätzel wurd endli e Katz!

D'Ostereier.

„Ga gäh! ga gäh! d'r Has het gelait!“ *)
Isch diß e Gewussel, e Jüx un e Fraid!
Was gischde, was heschde, durch Dick un durch Dinn,
Zuem Garde, — 's mécht Jedes am Erste drin sin!

Jetz sueche nurr d'Eier im Buchs un im Gras,
Do het si verdeckt un versteckt unser Has;
Grad haw i 'ne gsehn noch; jetz isch er schun wit,
Er mueß ewwe laije noch manches Ei hit.

Wer het eins?.. D'r Fritzel! jo wajer, 's isch blöü,
Un jetz noch e rothes; d'r Fritzel isch schlöü!
D'r Schorschel het d'Aue grad am réchde Fleck:
Er nüschelt nitt fül an d'r Kanzdriwelheck:
E gél's un e grüens, un eins vejelet,
Di leje bisamme im Nestel gar nett!
Un 's Linele dibbelt und däbbelt gemach,
Diß denkt: langi Wil will guet Ding un guet Sach.
Jetz under d'Arikle grift's, 's Ei mueß es han,
E roserothe's isch's mit 'me Bändele dran.
Doch unser Blöügikele, 's Nikele, müxt
Si gar nit; wär diß denn elleini belüxt?
Nein, nein, unser Nik isch nitt halwer so dumm,
Es krawwelt un zawwelt sich dichdi 'erum:
Ein's het's nöch 'in andre im Buchs dort sich gholt,
Mit Sprichle schen bschriwwe, mit Blüemle bemolt.

Jehr lustigi Kinder, wie gunn' ich 's i nitt!
So farwi wie d'Eier isch noch euer Zit!
Jehr kenne ken Sorje, ken Weh un ken Leid,
Erwache mit Singe, un schlofe-n-in Fraid.
Doch kummt 's emol andersch, doch kummt's emol so,
Daß drüri Jehr sitze: „Wär zell Zit noch do!
Zell Zit, wo am Ostre d'r Has noch gelait,
Wo d'Liechtle-n-am Dannebaum noch uns erfrait;
Wo Alli m'r gsesse sin, kerngsund un frisch
Mit Babbe-n-un Mamme, am hislije Disch!
Jetz simm'r verflattert, Eins do 'nüs, Eins dort;
Jed's böüt sich sin Nest am e-n-andere-n-Ort.
D'Sunn schaut au nitt alle Da esterli üs,
Es wind't un es wettert, 's isch manchmol e Grüs!
Un die, wo de Has in de Garde han bstellt,
Mit Liechtle de Dannebaum frindli erhellt,
Die sin nimmi do: uff Sang-Galle dort drüs,
Do schlofe si lang schun, un rüehje dort üs."

Na, komm'r diß jetz! — M'r sin Alli noch froh,
Un Alli binander, wär's lang noch eso!
Doch horche! d'Kätt rueft: „D'r Disch isch gedeckt!"
Ze kumme, allwil 's eß bisamme noch schmeckt!

———

An d'Frau Sunn ¹⁾

im lange Räjesummer 1860.
(10. September.)

Frau Sunn, Frau Sunn, isch diß e-n-Art,
Daß Si so 's Liecht un d'Wärmi spart?
Het Si ken El meh in de-n-Aemble?
Wo düet Si lehri Hitz verblämble?
Was hämm'r Jehre denn gedon,
Daß Si so lang uns het verlon?
Gern dät i 's 're ins Gsicht 'nin saüe
Un unsri Noth un Bräste klaüe —
Doch, gsicht m'r denn Jehr Gsicht?
Küm daß es üs den Wolke bricht
Blaß, matt un schwach, se zeijt Si vor
Glich widder Jehre Newwelflor:
Un Räje, Räje, nix als Räje,
Hämm'r in dänne brüewe Däje!
Sogar an Jehrem Nammesda,
Am Sunnda, fallt's un batscht's era!

Frau Sunn, Frau Sunn, schick Si e Strahl
Erab ins Feld, uff Berj un Dahl:
Schau Si nurr wie d'Erdäpfel stehn,
So schwarz un welk, — 's isch zuem Vergehn!
's Omt isch nitt d'heim, der Hawwre nitt,
's wart manchs Stück uff de-n-Aernteschnitt;
Un vun de Driwel — 's Herz bluet Ei'm —
Kummt nix als Blämbel, Surôms heim!

Hart sin noch d'Beere, mit'm Hammer
Mueß m'r si klopfe, 's isch e Jammer!
Un 's henke d'Stéck voll üewweral.
Frau Sunn, Frau Sunn, e Sunnestral
Schick Si 'erab mit Extrapost
Un koch Si unsre Rèwemost!
's isch Zit, 's isch d'allerhechsti Zit,
Denn zuem Oktower isch's nimm wit!

I weiß wohl, isch m'r im e Hüs
Schun lang nimm gsin, se isch's e Grüs
Forr Eine widder d'erst Visit
Ze mache drin, m'r dröüt fast nitt;
M'r duet si sperre-n-un scheniere,
Het alli Ußredd un Maniere,
Exküse, d'schlechtste wo's nur gitt,
Bis m'r gemacht de-n-erste Schritt.

Frau Sunn, nimm Si sich 's Herz in d'Hand,
Schin widder Si uff Stadt un Land!
Si weiß jo, duet Si widder kumme,
Wie frindli Si wurd uffgenumme
Vun Groß un Klein, vun Jung un Alt!
Nurr d'Wolke furt! brüch Si Gewalt,
Mach Staüwüs Si im Himmelsaal,
Un glich wurd's lusti üewweral!
Kumm Si, Frau Sunn, o kumm Si her,
In Jehrer guldje Herrlikeit,
D'no nemme m'r gern forr e-n-Ehr
Jehr groß un lang Unhéflikeit!

„Wenn d'r Nußbaum Küechle brat." *)

Bin i nitt e ganzer Mann,
Kann i 's doch noch wêre;
Wer geduldi warde kann,
Kummt zue Glick un Ehre;
's het m'r 's Einer leschthin g'sat:
„Wenn d'r Nußbaum Küechle brat."

Wenn d'r Nußbaum Küechle brat,
Brüch i nimm ze brumme,
Denn do wurd, wie 's Zwelfi schlat
Au d'groß Erbschaft kumme.
Zeller het mer's richdi g'sait:
„Jo, wenn's grüeni Flocke schneit!"

Jo, wenn's grüeni Flocke schneit!
Leer isch's Faß im Keller,
Doch e voll's wurd ingelait,
's kostt mi nitt e Heller!
's kummt, m'r steche 's lusti an,
„Wemm'r d'Gäns gemolke han."

Wemm'r d'Gäns gemolke han,
Due i d'Milch verkaufe;
Brüch, schaff i e Roß m'r an,
Nimm ze Fueß ze laufe.
's gschieht „am Jung Sankt-Kippersda,
„Wenn i 's Goldmachmännel ha!"

Wenn i 's Goldmachmännel ha,
D'no git 's erst e Lewe!
's Nochber's Sälmel, werzina,
Mueß min Wiwel gewe!
„Zwische Pfingst' un Märjedal
Halte m'r de Hochzitbal.

Zwische Pfingst' un Märjedal
Sin gar manchi Stunde;
In d'r Lieb, im Sunnestral
Sin si ball verschwunde.
D'Buewe kumme, d'Maidle - n - au,
Denn min Sälmel wurd min Frau.

Isch min Sälmel ersch min Frau,
Kamm'r 's nimmi fehle,
Daß si mi einstimmi au
Zuem Gemeinroth wähle.
's wurd sich treffe akkerat:
„Wenn d'r Nußbaum Küechle brat."

Bin i nitt e ganzer Mann?
Alles duet m'r glücke!
Wemm'r ruewi warde kann,
Geht 's in alle Stücke.
Nurr nitt stolz, nitt obsenat,
„Bis d'r Nußbaum Küechle brat!"

Das versunkene Kloster

zu Rheinau. [15])

Volkssage.

„Hansbännel, dräj de Labbe,
's Stechrueder laij ins Schiff;
M'r lon 's gemächli driwe,
D'r Rhin isch do ze dief."

Ken Lüftel geht. Ze Rhinau
Mürt si nix wit un breit,
D'r Mond het 's Lienbuech silwre
Um's Derfel üsgelait.

„Was zucksch? was hesch ze lüstre?
Hèrsch was d'r Wächter sat?
D'r Kirchehammer lipst si
Un d'Zwelferglocke schlat."

Un dief im Rhinstrom drunde
Hebbt au e Hammer üs:
Zwelf Glockeschläj erdöne
Zuem Wassergrund erüs.

E Mettegleckel drunde
Fangt hell ze libbe-n-an,
E Zugg vun Klosterbrüedre
Kummt schmächbi, bleich un rahn.

Si schribbe-n-sis 'm Wasser;
E Jeder brat e Kerz,
Un murmelt vor sich nidder,
Un schlat d'rzue uff 's Herz.

Jetz sin si Alli howwe,
Un 's Glöckel drunde schweit.
's schellt dreimol noch, un Jeder
Still uff de Kneije leit.

Si bette-n- um Erbarme:
Sei gnädi, Herr un Gott!
Vergange-n-isch es Alle
Do hunde Druej un Spott!

's isch gsin e lusti's Velkel,
Diß het im Kloster g'hüst;
Gebet't hänn si nitt selli,
Doch beste besser gschmüst.

Un isch m'r z'Nächt noch gange
Am Rhinaukloster hien,
Se het m'r 's hére rabble
Mit Würfle druff un drin.

So sin emol si gsesse
Grad in 're Osternächt,
's het bi d'r ew'je-n- Ambel
Ken Brueder meh gewacht.

Druff, wie die isch erlosche —
Uff einmol rüscht's un süst
Durch alli Gäng un Zelle,
Wie wenn e Wasser brüst.

D'r Rhinstrom wild un zorni
Het 's Kloster ball umringt,
In sine diefe Rache
Er 's gribbi 'nunderschlingt.

Do drunde steht's, versunke
Jetz viel Johrhundert schunn;
M'r sieht's, wenn d'Welle schweije,
Oft glänze - n - in d'r Sunn.

„Hansdännel, dräj de Labbe,
's Stechrüeber laij in's Schiff;
M'r lon 's gemächli briwe,
D'r Rhin isch do ze dief."

Ken Lüftel geht. Ze Rhinau
Mürt si nix wit un breit,
D'r Mond het 's Lienduech silwre
Um 's Dersel üsgelait.

E Sundgauer Lied.

In Musik gesetzt von Joseph Heyberger.

E lustig's Lied wo 's Härz erfreit
Dürt niemet iß verwehre:
's Lied git ersch d'rächte Fraidigkeit,
Drum wird iß Keiner stere.

Wänn 's Lüftle frisch dur d'Blätter sust,
Se meint mr fast 's dät singe;
Wänn d'Quälle üs 'm Felse brust,
Dürt 's grad wie Müsik klinge.

Wänn d'Imm um d'Blüemle ummersummt,
Se dürt 's 're gwiß rächt schmecke,
Un wänn d'r Maiechäfer brummt
Isch Blüest an Bäum un Hecke.

Un 's Lerchle, fliegt 's zuem Himmel hoch,
Se trillert 's frisch un munter,
Mr hört 's so hell, chûm sieht mr's noch,
Un mit 'me Lied chummt's 'runter.

Bi uns, im Sundgau hin un her,
Isch 's Brüch, wänn d'Gläser klinge,
Daß mr in aller Zucht un Ehr
E lustig's Lied dürt singe.

E lustig's Lied, wo 's Härz erfreit,
Dürt niemet iß verwehre:
's Lied git ersch d'rächte Fraidigkeit,
Drum wird iß Keiner stere.

IV.

Elsässische

Sagen, Legenden und Geschichten.

Die elsässische Sage. **)

Das muß das Land der Sage sein
Am Wasgau und am Rhein!
Es klingt herab die Felsenwand,
Die Welle trägt's zum Strand.

Im Uferschilfe lispelt leis'
Manch alte Liebesweis';
Es tönen aus der Bergkapell'
Legenden rein und hell.

Und tief im Schloßgemäuer lauscht
Der Geist wenn's oben rauscht,
Hat sich dem Sarge still entrückt,
Das Schwert zu Hand gezückt.

Auf, Sage, denn! im Abendduft
Geh' zu der Helden Gruft,
In Flur und Wald, in Berg und Thal,
Weck' Leben allzumal!

Sing', wo ein Wanderbursche frisch
Rast hält im Waldgebüsch!
Sing' wo im Fischerkahn gewiegt
Ein Knab' entschlummert liegt!

Sing' wo verschlungen steht ein Paar,
Sich blickt in's Auge klar!
Sing' wo an kühler Quellenfluth
Ein munterer Jäger ruht!

Wo Mägdlein drehn die Spindel fein,
Spinn' goldne Fäden drein!
Und wo im Stillen weint ein Herz,
Nimm tröstend ihm den Schmerz!

So zieh' allfliegend aus und ein,
Halt Herz und Seele rein,
Und sing' durch jeden traulen Ort
Zu hellen Tönen fort!

Der Knabe vom Wölchensee.

1.

Dem goldigblauen Käfer nach,
Der durch den Wald geschwirrt,
Zum wilden See, zum Wölchensee
Hat sich die Maid verirrt.

Die Wange glüht, das Herzlein bebt,
Tiefathmend sinkt sie hin;
Sieht ab und an mit hellem Schwung
Die dunkeln Wasser ziehn.

Da taucht empor zum Wellenschaum
Ein goldig Lockenhaupt,
Mit Augen blau, krystallenklar,
Mit schilfnem Kranz umlaubt.

Zu holdem Gruße öffnet sich
Des Knaben rother Mund,
Zwei weiße Arme streckt er aus
Und sinkt zurück zum Grund.

2.

Das Mägdlein tief im Fieber brennt;
Am Bett die Mutter wacht.
„Ach, Mütterlein! ach, Mütterlein!
Das ist die letzte Nacht!

„Den Knaben aus dem Blüthenreihn,
Den hab' ich heut' geschaut;
Er sprach so süßen Liebeslaut,
Und ich bin seine Braut!"

Und horch! es rauscht wie Flügelbraus,
Es klirrt am Fensterlein;
Ein lockig Haupt, ein heller Aug'
Schaut in das Kämmerlein.

Und brausen wild im Mondenschein
Ein hochgewaltiger Vogel —
Das Mägdlein lächelnd, todtenstill,
Sich in die Lüften schwingt.

Der Mönch von Schwarzenburg. *)

1.

Auf Schwarzenburg, im Pfaffenthurme, muß
Ein Mönch' als Eul' verzaubert halten Runde;
Den Zauber lösen kann nur Eins: der Kuß
Von eines reinen Mägdleins rothem Munde,
Das nie geliebt und niemals würde lieben.

Zur Geisterstund' verirrte sich Marie,
Der armen Wittwe Kind, in diesen Hallen.
Schön ist die Maid, und siebzehn Jahr! und nie
Noch konnt' ein Jünglingsherz ihr wohlgefallen,
Denn einsam wohnt sie, tief im Wald verborgen.

Krank liegt die Mutter; drum im Städtchen weit
Holt sie ein Tränklein ihr zu später Stunde;
Nicht achtend daß ein schweres Wetter droht,
Nur daß die Mutter wieder ihr gesunde,
Hat sie des Berges Gipfel schon erstiegen.

Wild schnaubt der Wind; die Blitze Streich auf Streich!
Am Pfaffenthurm sieht sie ein Pförtlein offen;
Sie wankt hinein, verschmachtend, matt und bleich;
Vom Regenguß ihr Kleid und Haare triefen;
Doch für die Mutter kann sie Alles hoffen!

Jetzt hält' der Schlaf das Aug' ihr zugedrückt,
Sie rafft mit Müh' die Sinne doch zusammen.
Was ist's das sie zu Füßen sich erblickt,
Beschienen von den gelben Abendflammen?
Ein Fittig rauscht — es ist die Grasmücke!

Verwundet scheint das Thier; bekümmert sehn
Und starr der Augen feuerrothe Kreise,
Als wollten was vom Mägdlein sie erflehn
Und fänden nicht dazu die rechte Weise;
Mitleidig drum bückt sich Maria nieder.

Den Vogel nimmt sie an die warme Brust,
Streicht ihm die Flügel, heilt mit ihm die Wunde;
Er fühlt sich wohl, laut schlägt er voller Lust,
Fliegt schwebender empor zum süßen Munde,
Und — stiehlt den Kuß ihr von dem rothen Munde!

2.

Es fährt wie Blitz ihr durch die Glieder jach,
Vom Fuß zum Scheitel bebt es glühend wieder;
Der Mutter gilt erschreckend noch ihr Ach!
Und todtenbleich sinkt sie zur Erde nieder,
Die Sinne von dem Zauber ganz gebunden.

Und wie sie aufwacht aus dem schweren Traume,
Steht ihr ein greisenhafter Mönch zur Seite;
Sein Lämpchen in der Hand erhellt den Raume,
Die Glieder birgt des braunen Mantels Weite,
Halb in's Gesicht fällt die Kapuze nieder.

„Du riefst mich, Herrin, und ich steh' bereit
Die Schätze deines Reiches dir zu zeigen;
Komm', in der Kammern tiefe Heimlichkeit
Darfst du mit reinem Fuß hinuntersteigen
Und schauen Alles was drin sprüht und funkelt."

Und nieder wandeln sie geheimen Gang,
Und, auf des Mönches Wink, lautdröhnend springen
Die Pforten auf mit hellem Silberklang
Und führen zu des Schlosses Wunderdingen,
Die farbenreich aus goldnen Schreinen blitzen.

„Was du geschaut, ruft ihr der Mönch nun zu,
Ist dein! du hast vom Zauber mich entbunden!
Durch dich erlöst, find' ich im Grabe Ruh'
Und bin geheilt von meinen Seelenwunden,
So lang du rein verbleibst von Erdenliebe!"

3.

Drei Jahre sind's. Im Münsterthale hebt
Ein stattlich Schloß empor die lichten Zinnen;
Von Liederklang und Jubel ist's belebt
Und duftge Blumenkränze prangen drinnen,
Denn seine Herrin hält den Brautlauf heute.

Es kommt der Zug. Marien, goldgeschmückt
Wie eine Königin, bringt das Geleite;
Der Ritter, den die Liebliche beglückt,
Geht ihr in süßen Träumen an der Seite,
Versunken ganz in seines Glückes Himmeln.

Und vor dem Altar knien Beide schon;
Der Priester nennet segnend ihre Namen,
Und auf zu Gottes reichem Gnadenthron
Steigt das Gebet, und Amen! schallt es, Amen!
Von alles Volkes Lippen durch die Gänge.

Was ist der Braut? Sie wankt, sie sinkt erblaßt
Mit lautem Schrei an dem Altare nieder.
Entsetzen alle Gäste rings erfaßt;
Es schweigt der Priester, schweigt der Klang der Lieder;
Der Bräutigam ringt jammernd sich die Hände.

Habt ihr ihn nicht gesehn, mit Geistergruß,
Den Mönch von Schwarzenburg, der Jungfrau nahen?
Der ihn gerettet einst, den Lebenskuß,
Hat sie von seinen Lippen nun empfahen,
Den Tod gekostet an dem Tag der Wonne!

Auf Schwarzenburg, im Pfaffenthurme, muß
Ein Mönch, als Eul' verzaubert, halten Runde;
Den Zauber lösen kann nur Eins: der Kuß
Von eines reinen Mägdleins rothem Munde,
Das nie geliebt und niemals würde lieben.

Graf Hugo von Egisheim. *)

Lawinen donnern, es rast der Föhn,
Ein Mann irrt auf den Alpenhöhn;
Die dunkeln Haare fliegen wild,
Kaum hält der Stab das Jammerbild.

Sturzbäche brausen in's Gletscherthal,
Er schreitet drüber, er achtet's kein mal;
Er ruft ins dumpfe Wellengetös':
„O heilger Vater, die Seel' erlös'!"

Schon winket ihm drüben das blühende Land,
Er schürzet rascher das Bußgewand;
Aus der schwellenden Goldorange Saft
Saugt er sich gierig belebende Kraft.

So wankt er fürder zum Tiberstrom,
Vor den Blicken liegt ihm das heilige Rom;
Doch will er nicht gönnen den Gliedern Rast
Bis er losgewälzet des Frevels Last.

Er wirft sich flehend vor Leo's Thron:
„Gib Gnade! Gnade! dem sündigsten Sohn!
Verkünd' ihm ob der Kirche Huld
Kann tilgen des Kindermordes Schuld!

„Graf Hugo bin ich, an Gütern reich,
An Jammer, ach, keinem Sünder gleich!
O Bruno! Bruno! mein Knabe süß,
Den ich um Geld ermorden ließ!

„In wilder finstrer Sturmesnacht
Hat der Mordgesell sein Herz mir gebracht,
Des Knaben rothes Herz, zum Pfand,
Daß sein Haupt er zerschellt an der Felsenwand!“

Laut jammernd verhüllt er sein Angesicht.
Und Leo hält sich länger nicht:
„Graf Hugo!... mein Vater! — an Bruno's Herz
Soll brechen dein letzter Erdenschmerz!

„Der Knappe, dem du bezahlt mein Blut,
Er ließ mich wandern in Gottes Hut;
Ein Hirschlein hat er statt meiner erlegt,
Sein Herz dir gebracht, das meine schlägt!

„Das meine schlägt, o Vater, so hell,
Laut ruft es und fleht zum Gnadenquell:
O Heiland, der am Kreuz erblich,
Des Vaters, des Vaters erbarme dich!“

Die Hochzeit auf Weckmund. *)

1.

Vom Weckmundschloß die Gräfin, das gottvergess'ne Weib,
Hat an den Fürst der Hölle verkaufet Seel' und Leib.

Nun ist die Frist verlaufen. Zum Teufel tritt sie schnell:
„Herr Satan, schürt für mich nicht das Feuer in der Höll'!

„Neun Jährlein noch vergönnt mir zu leben in Saus und Braus,
Und seid zum Dank heut' Abend beschieden in mein Haus!

„Der Preis den ihr empfanget, er wird euch nicht gereun:
Als Bräutchen soll euch werden mein schmuckes Töchterlein."

2.

Sie sitzen im Gemache um Mitternacht zu drei'n:
Die alte Hex', der Teufel, das arme Töchterlein.

Beim Hochzeitims da funkelt der Wein wie Feuergluth;
Dem Teufel und der Hexe schmeckt auch der Braten gut.

Dem Mägdlein aber sieht er etwas verdächtig aus,
Nicht will ihr eben munden die fette Fledermaus.

Der Bräutigam spricht zierlich, reißt manchen feinen Witz
Und dreht sich ganz manierlich auf seinem Sammetsitz.

„Wo steht wohl euer Schlößlein? welch' ist euer Wappenschild,
Herr Graf, gewiß ihr führet darin ein Engelbild?"

Es spricht die Maid. Der Böse rückt her und hin den Pfühl:
— „Ja, selbst in meinem Dienste hab' ich der Engel viel!"

„Herr Graf, wie heißt der Heilge, zu dem ihr täglich fleht,
Damit auch ich ihn rufe fortan in mein Gebet!“

— „Mein Heilger?... Ja, mein Heilger gar viele Namen
führt,
Ich geb' ihm stets die Ehre, die Ehr'... die ihm gebührt!“

„Herr Graf, ihr habt im Schlosse doch ein Kapellchen auch,
Drin man die Gottesmutter verehrt nach Christenbrauch?

„Drin man dem Gottessohne, dem Heiland Jesu Christ....“
— „Fluch! dreimal Fluch!...“ Lautheulend Satan verschwun-
den ist.

3.

Zu Egisheim da strömet das Volk die Straß' hinauf,
Blickt zu dem Holzstoß schaudernd; die Flammen prasseln auf.

Zwölf Hexen sollen büßen für Zauber und Teufelsbund,
Darunter heißt eine: Frau Gräfin von Weckmund.

Johannes Rösselmann. **)

Der böse Bischof Walter hat
Bedrängt so Land als Stadt,
Vergessend Meß' und Chorgesang
Labt ihn nur Waffenklang.

Auch Colmar hält er lange Frist
Umstrickt mit arger List;
Sie harrt des Retters in der Still',
Doch keiner nahen will.

Was steht am Thor?.. Ein Riesenfaß!
Drin schäumt wohl goldnes Naß?
Hoch oben steckt ein grüner Mai'n.
Wie heißt der Edelwein?

Ist's Reichenweihrer klar und gut?
Ist's purpurn Türkenblut?
Rauscht frisch drin Rappoltsweiler Fluth?
Sprüht's von Sankt Pilter Gluth?

Und durch die Gassen dumpf und schwer
Die Tonne rollt daher.
Sie haben erst in später Nacht
Den Krahnen aufgemacht.

Da springt heraus ein gut Gesell
In Waffen blank und hell:
Der Schultheiß Johann Rösselmann,
Den hielt des Bischofs Bann.

Er schleicht an's Thor; in tiefem Schlaf
Er da die Wächter traf;
Nicht stört er gern so süße Rast,
Schließt auf das Thor in Hast.

Und, „Habsburg da! hei Habsburg da!"
Schallt's lustig fern und nah;
Mit lautem Spiel, mit Schwert und Speer,
Durch's Thor bringt Rudolfs Heer.

Des Bischofs Söldner haben Eil',
Flucht ist das beste Theil;
Denn keiner wohl noch kosten mag
Was tief im Fasse lag.

Im Rathhaus aber ab und auf
Drängt sich der Bürgerhauf';
Da schallt empor zum Becherklang
Des Sieges Jubelsang.

Des wackern Küfers habet Acht,
Der euch den Wein gebracht!
Schenkt ein! schenkt purpurn Türkenblut!
Hell sprüht der Freiheit Gluth!

Die Wallfahrt zu Dreien-Aehren. **)

Aus der Waldeskirche schleichet
Bangen Tritts ein bleicher Mann,
Seine Haare sträuben wild sich —
Ach, daß er nicht beten kann!

Hat mit frevelhaftem Sinnen
Frech geraubt ein heilig Gut,
Und ihn treibet das Verbrechen,
Und sein Antlitz loht wie Gluth.

Also zieht er fluchend fürder,
Feindlich gegen Gott und Welt;
Bebend greift er nach der Hostie,
Wirft sie rasch in's Aehrenfeld.

An drei Halmen bleibt sie hangen:
Bienlein fliegen schnell herbei,
Bauen emsig drum die Waben,
Summen sanfte Melodei.

Aus den süßen Brombeerblüthen
Ziehn sie frischen Honigsaft,
Können gar nicht ruhn und rasten,
Hüten treu die Himmelskraft.

Und allnächtlich schweben Klänge
Nieder zu dem selgen Ort,
Blumen öffnen sich und lauschen,
Lüftchen trägt die Klänge fort.

Und die Wandrer die vom Thale
Still betreten jene Höhn,
Fühlen mild ihr Herz erschlossen,
Himmelswonnen sie umwehn.

Betend wallt herauf ein Priester,
Weihet die beglückte Stell';
Bald umschließet die drei Aehren
Eine heilige Kapell'.

Fromme Einfalt trägt das Wunder
Weithin über Thal und Höhn;
Manch ein Waller aus der Ferne
Naht mit heißem Herzensflehn.

Freundlich schaut das Kirchlein nieder,
Die Drei-Aehren jetzt genannt,
Streuet reichen Aerntesegen
Auf das schöne Alsaland.

Der Hirzsprung bei Tusenbach. *)

Graf Anselm ist's von Rappoltstein,
Der jagt den schönsten Hirsch waldein.

Längst schon verlor ihn der Knechte Troß,
Ins Dickicht reißt ihn sein wildes Roß.

Wohl sieht er den Abgrund der gähnend klafft,
Doch traut er des Rosses Schwung und Kraft.

„Hilf Maria!"… Und hinübersetzt
Der Ritter und athmet unverletzt.

Da schaut er empor an der jähen Wand;
Der Hirsch sich röchelnd im Blute wand.

Nicht ferne von der Gnadenstell'
Baut er Marien eine Kapell'.

Vom Bächlein das tosend durch Felsen rennt,
Man die Kapelle Tusenbach nennt.

Die Brüder von Rappoltstein. **)

„Und morgen wieder, lieb Bruder mein,
Laß uns der edeln Jagd erfreun!

„Wer zuerst erwachet zur frühsten Stund'
Deß Bolzen thu' es dem Andern kund.

„Am Fensterladen ertöne der Schuß,
So ziemt sich des Jägers Morgengruß!"

Schloß Girsberg und Sankt Ulrich stehn,
Zwei Brüderburgen, auf Nachbarhöhn.

Sankt Ulrichs Herr, nach kurzer Nacht,
Am frühsten Morgen auferwacht.

Geschlossen noch drüben der Laden ist,
Und der Bruder scheint zu verträumen die Frist.

Gleich hält er bereit den besten Schuß,
Zu künden am Ersten den Morgengruß.

Da öffnet auch drüben der Laden sich schnell,
Der Bruder schaut ihm in's Auge hell.

Doch wehe!... Die Bolzen sind abgedrückt!
's hat Einer dem Andern den Tod geschickt.

Der Silberzwerg von Mariakirch.

Zu Mariakirch einst fördert' man Silber viel zu Tag,
Nun sind die Gänge verschüttet, all' wie auf einen Schlag.

Der Zwerg im Felsengrunde schloß längst des Segens Thor,
Nur Bröcklein wirft er spottend zu Zeiten noch hervor.

Was hat den winzgen Gnomen in solchen Grimm gebracht?
Das war zwei blauer Augen sternhelle Zauberpracht.

Des Steigers Mägdlein hat er am Quelle einst erspäht
Und für des Berges Schätze nur Liebe sich erfleht.

Sie aber sprach: „Dem Knappen, dem bin ich treu und hold;
Ist deine Liebe Silber, so ist die seine Gold!"

Den Knappen gleich zur Stunde stürzt' er vom Felsen jach.
Dem Mägdlein ob der Kunde das Herz im Tode brach.

Der Silberzwerg im Berge schloß drauf des Segens Thor,
Nur Bröcklein wirft er spottend zu Zeiten noch hervor.

Doch wollt' er wieder kommen, aufthun die Wunderschrein':
Würd' ihn ein Mägdlein lieben und ihm treueigen sein.

Ihr Jungfraun, auf im Thale! ihr Jungfraun zu Berge fein,
Frisch auf! frisch auf! will keine die Silberkönigin sein?

Die St. Odilienquelle.

Zu Sankt Odiliens Kloster zieht ein frommer Pilgersmann:
Für's arme, theure Töchterlein die Heil'ge helfen kann.

Umnachtet ist des Sehens Quell, des Auges kranker Stern;
Drum wandert er getrosten Sinns, trägt Hitz' und Mühen gern.

Und schon hat er den Berg erreicht, naht dem geweihten Ort,
Da fühlt er glühnden Durstes Qual, er schleppt sich nimmer fort.

Er sinkt auf's Knie, er lispelt leis, denkt an sein Töchterlein:
„Wie fänd' ich gerne hier mein Grab, könntst du gerettet sein!"

So ruft er, fällt ins dunkle Moos, die blasse Lippe bebt;
Sein sterbend Aug', gebrochen halb, sich noch zum Kloster hebt.

Da rauscht es durch der Zweige Grün: aus ihrer Nonnen Chor,
Tritt mit geweihtem Wunderstab' Odilie hervor.

Sie schlägt an graue Felsenwand und hebt den Blick hinan —
Da hat mit segensreicher Fluth ein Quell sich aufgethan.

Den Pilger weckt vom Todesschlaf der Wellen Silberklang;
Er bückt sich nieder schnell und stillt des heißen Durstes Drang.

Odilie längst verschwunden ist, die reine Gottesmaid,
Sie hatt' durch ihrer Wunder Macht geheilt ein doppelt Leid:

Denn aus des Pilgers Haus, zur Stund, ein lauter Jubel bricht —
Dem Töchterlein strahlt frisch und hell des blauen Auges Licht!

———

Graf Salen von Rosheim. *)

1.

Der Graf von Rosheim landaus, landein
Nennt die schönsten der schönen Kinder sein:
Zwölf sitzen sie da in bunten Reihn,
Sechs Mägdlein wonnig, sechs Knäblein fein.

Am Strauch die Rose, der Abendschein,
Sind so roth nicht wie ihre Wängelein,
Und Himmelblau und Vergißmeinnicht
So blau wie die blauen Aeuglein nicht.

Sie sitzen im Garten beim Blumenspiel
Und kosen und singen und lachen viel;
Und der Graf am lautsten, sieht schon die Zeit
Wo sechs Ritter, sechs Fräulein um ihn gereiht.

Da brummt's zum Gartenthor herein:
„Die Knäblein müssen mein eigen sein!"
Und ein Wolf mit wilder gierger Hast
Ein Knäblein nach dem andern faßt.

Da brummt's zum Gartenthor herein:
„Die Mägdlein müssen mein eigen sein!"
Und ein Wolf mit wilder gierger Hast
Ein Mägdlein nach dem andern faßt.

2.

Der Ritter liegt in Traum gewiegt,
Ein goldgelb Vöglein um ihn fliegt:
„Herr Graf, zwölf Kindlein warten dein,
Frisch auf! du sollst ihr Vater sein!"

Der Graf fährt aus dem Schlafe jach,
Springt schnell dem goldnen Vogel nach,
Der flattert fort von Baum zu Baum,
Er eilt ihm nach in halbem Traum.

Und immer heller tönt der Sang:
„Herr Graf, die Kindlein warten schon lang!"
Das Vöglein auf einer Linden Ast
Hält endlich nach langem Fluge Rast.

Und aus des Baumes dichter Kron'
Dringt leis empor ein süßer Ton,
Und aus den Zweigen duftig und licht
Ein helles Funkeln und Leuchten bricht.

So hört der Graf dreimal im Traum
Wie das Vöglein singt auf dem Lindenbaum;
Am vierten Tag geht er zum Wald,
Steht vor dem Baume alsobald.

„So will ich Hab und Gut allein
Gott dem Herrn zum Opfer weihn!
Die Linde fället, ihr Knechte, schnell!
Es heb' sich ein Bethaus an der Stell'!"

Und wie man legt das Fundament,
Da kommt eine Magd herbeigerennt:
„Herr Graf, die Frau Gräfin eben genas
Des schönsten Knaben der jemals was!“

Zwölf Jahre baut' man am Gotteshaus,
Und es kam jahrein, es kam jahraus
Dem Grafen die frohe Lebenskund',
Seine Frau sei eines Kindleins gesund!

Und wieder nennt landaus, landein,
Der Graf die schönsten Kinder sein;
Zwölf sitzen sie da in bunten Reihn,
Sechs Mägdlein wonnig, sechs Knäblein fein.

Die Geißenkapelle bei Innenheim.

Ein lustig Zicklein im Grase hüpft
Und mäckernd durch die Sträuche schlüpft.

Ein grimmer Wolf kommt in die Quer,
Will über das lustige Zicklein her.

Das schaut ihn an und dreht sich schnell,
Entwischt zur offenen Kapell.

Der Wolf stürzt nach, grad zum Altar;
Das Zicklein hinter der Thüre war.

Gleich springt's hinaus und schlägt sie zu.
Ei du witziges Zicklein, du!

Der Feengarten im Breuschthal.

Hoch auf des lichten Berges Höhn,
Da blüht der Feengarten;
Der Blumen die dort oben stehn
Braucht Keiner je zu warten.

Die sind in wundersamem Flor
In Düften rings ergossen,
Drum hat ein dichter Felsenchor
Sich als ein Zaun geschlossen.

Doch schauet auf die Felsen wild,
Von braunem Moos umfangen!
Ob nicht daraus manch Frauenbild
Euch anlockt mit Verlangen?

Da stand der mächtgen Feen Haus
Von Gold hoch aufgethürmet,
Die haben oft in Nacht und Graus
Den Wandersmann beschirmet.

Doch auch, in stiller Mitternacht,
Sie irrer Pilger harrten,
Die lockten sie durch Berg und Schacht
In unterirdschen Garten.

Und wollt' ein gläubger Pilgersmann
Nach heilgem Orte wallen,
So ließen sie ihm auf die Bahn
Manch sündig Lied erschallen.

Da kam einst aus dem Lande fern
Ein Bruder hergegangen,
Der ließ des Kreuzes Gnadenstern
Zu Aller Segen prangen.

Und ob dem lichten Himmelsstrahl
Der rings sich drum ergossen,
Sind Haus und Hallen allzumal
Zerronnen und zerflossen.

Und in Gestein verwandelt sind
Die Feen starr und stille;
Sie haben sich vor Sturm und Wind
Gesteckt in moosge Hülle.

Doch, mein' ich, noch der Zauber blieb,
Es tanz' der Feenreigen:
Denn Manchen seh' in heißem Trieb
Ich nach den Höhen steigen.

Viel Wunder sind hier aufgestellt,
Ich hab' mich nicht betrogen,
Drum hat der Himmel sein Gezelt
Als Zauberkreis gezogen.

Die Riesenmaid von Rideck.

Des Riesen Tochter zum erstenmal
Steigt frisch hervor aus dunkelm Thal.

Sie steht erstaunt auf ebnem Feld,
Schaut kecklich in die neue Welt.

Ein Pflüger mit zwei Räpplein wild
Durchfähret lustig das Gefild.

Die Riesenmaid, verwundert, drauf
Hebt sich die winzgen Zwerglein auf.

„Was zappelst du, vielkleiner Mann,
Mit deinem Käferleingespann?

„Ich sperr' euch in krystallnen Schrein,
Sollt mir mein liebstes Spielwerk sein!“

Und vor den Vater keck und frisch
Stellt sie die Zwerglein auf den Tisch.

„Schau, Vater, was im ebnen Land
Ich mir ein seltsam Spielwerk fand!“

Der schlürft den ehrnen Becher leer
Und nickt ihr zu und lächelt sehr.

— „Ei Mägdlein, du hast tollen Sinn!
Nicht bleiben mag dir dein Gewinn.

„Zu seiner Arbeit wieder stell'
Den Mann mit seinen Rößlein schnell!

„Baun nicht die Zwerge Gut und Feld,
Gebricht's den Riesen an Brod und Geld.

„Und seien die Menschlein noch so klein,
Nicht dürfen sie unser Spielwerk sein!"

Sankt Florentin.

1

Sankt Florentin hat sich ein Hüttchen erbaut
Von Reisern und blühenden Zweigen;
Kein Thürchen, kein Fenster ward dran geschaut,
Es stützten 's nicht Sparren und Speichen.

Der Frühling umwob es mit Rosen ringsum,
Die Vöglein drin sangen und sprangen,
Und um das duftende Heiligthum
Die silbernen Brünnlein erklangen.

Das Gärtchen stand offen, kein Zaun drum her
Zu wehren des Waldes Gethieren,
Und Ur und Wolf und Rößlein und Bär
Die kamen oft durchzuspazieren.

Sie legten dem Heiligen reichliche Beut',
Wenn er schlief am Bache, zu Füßen,
Und wenn er zog durch die Berge weit,
Vergaß ihn nicht Eines zu grüßen.

Frau Sonne sogar aus eigener Wahl
Die litt des Heiligen Wunder:
Oft hing von einem goldenen Strahl
Sein Linnenmantel herunter.

2.

Der Frankenkönig, Herr Dagobert,
Der hatt' ein Töchterlein milde,
Stumm, taub und blind, von Leib beschwert,
Ein bleiches Jammergebilde.

Da sandte der König zum Heiligen hin,
Ließ ein Rößlein mit Purpur belegen,
Damit es trüge Sankt Florentin
Zur Rettung aus felsigen Wegen.

Den lockte wenig so reicher Gewinn,
Begehrt nicht so vornehm zu reiten,
Und zäumt sich selbst mit demüthgem Sinn
Sein Eselein schlicht und bescheiden.

Und wie er gegen das Königshaus kam,
Das Töchterlein fühlt sich genesen:
Schaut aus den Augen so wonnesam
Als wär' es nie blind gewesen.

Und laut begrüßt es Sankt Florentin
Ihr fernher gekommen zum Horte.
Der will nicht mit Gaben weiter ziehn,
Nicht hören des Dankes Worte.

Was kann auch Königsgold verleihn
Dem Manne der stammt von Oben,
Dem stets das Haupt von lichtem Schein
Und Wundern ist umwoben?

Die Sage vom Rohracker, bei Westhoffen. *)

„Du schaffst uns Fleisch zur Stelle,
Mag 's immer Freitag sein!
Fort, träger Bursch', nur schnelle!
Zum Braten erst schmeckt Wein."

Die freveln Mönche stoßen
Den Klosterknecht hinaus,
Dem heiße Thränen flossen
Ob solch unheilgem Graus.

Er geht, recht wider Willen,
Westhoffen zu — „O Gott!"
Seufzt er, „wann wird sich füllen
Das Maaß von Trug und Spott?"

Es überläuft ihn schaurig,
Wie er zurücke kehrt,
Gedankenvoll und traurig,
Den Korb mit Fleisch beschwert:

Denn, wie er an dem Saume
Des Waldes stille steht,
So ist's als ob im Traume
Sich Alles um ihn dreht'.

Das sind die Klosterwiesen!
Das ist der Klosterwald!
Die Brünnlein alle fließen
Durch Kräuter mannigfalt.

Er hört des Hahnes Krähen,
Den er gefüttert kaum,
Doch kann er nicht erspähen
Des alten Klosters Raum;

Das ist zur Stund' versunken
Hinab in tiefen Moor.
Es klagen jetzt die Unken
Wehmüthig draus hervor,

Und Schilfrohr biegt sich flüsternd
Im leisen Windeswehn,
Und Erlenbüsch' umdüsternd
Am Klosterbrunnen stehn.

Rohracker heißt die Stelle,
Noch jetzt ein öder Ort;
Es schleicht thalab die Quelle
Durch Riedgras traurig fort.

Und oft zu später Stunde
Hört man unheimlich, bang,
Tief unten in dem Grunde
Der Mönche Bußgesang.

Die Spille bei den Schlössern Ochsenstein. [33])

Ein Häuschen stand am Bergeshang,
Drin wohnt' kein lichter Sinn,
Drin haust' die böse Spinnerin,
Die flink das Rädchen schwang.

Sie saß verlassen, bleich und wild,
Mocht' nie zur Kirche gehn,
Und Keiner sah sie betend stehn
Vor heilgem Gnadenbild.

Doch oft, zu später Mitternacht,
Man hört', rings um den Ort,
Manch' sündig Lied, manch' sündig Wort,
Vom Bösen angefacht.

Der kam als grüner Jägersmann
Und legt' ihr um die Spill'
Des schönsten Flachses goldne Hüll',
Trieb ihr das Rädchen an.

Oed' und verlassen rings verblieb
Der gottverfluchte Ort;
Das Höllenspiel vom Thale fort
Die frommen Hirten trieb.

Doch hört man's einst in schwarzer Nacht,
Wie hohlen Donners Schall;
Von Berg zu Berg im Wiederhall
Es tobt und tost und kracht.

Und lichter, gelber Schwefelstrahl
Bricht zu der Kluft heraus —
Zerstoben ist das sündige Haus!
Frisch athmet Berg und Thal.

Ein Felsenbild noch aufwärts strebt,
Das ist die böse Spill',
Um die sich braunen Mooses Hüll'
In dichten Locken webt.

Und oft in wilden Nächten bringt
Ein seltner Klang heraus;
Im Sturmeswehn, im Sturmesgraus,
Die Maid das Rädchen schwingt.

Der irre Wandrer bange lauscht,
Wenn er vorüber geht;
Er spricht im Herzen sein Gebet
Wenn's brauset und wenn's rauscht.

Frau Itta von Lützelburg. *)

Frau Itta, die Hex', im Thurme lag;
Drein schimmert kein Stern, drein leuchtet kein Tag.

„Laß, Männchen," so bat sie, „noch *einmal* mich schau'n
Den blauen Himmel, die frischen Au'n!

„Laß *einmal* mich prüfen, vom Thurmeshöhn,
Ob noch die Geister mein Wörtlein verstehn!

„Es brennet die Sonne so sengend, so heiß,
Laß rufen mich kühlend ein *Lüftchen* leis!"

Herr *Peter*: „So sei's noch, zu meiner Qual!
Doch, ritterlich schwör' ich's, zum letztenmal!"

Es öffnet sich knarrend das steinerne Thor,
Frau Itta, die Hexe, tritt bleich hervor.

Sie steigt auf die Zinnen; es flattert ihr Kleid,
Als wären es Flügel zum Schwingen bereit.

Sie summet ein Liedlein, sie brummet ein Wort;
Die Geister, sie hören's und tragen es fort.

Und bald aus den Tiefen, und bald aus den Höhn,
Es stürmet und sauset wie Sturmeswehn.

Es bersten die Felsen; es splittert die Ficht',
Aus den Wolken ein höllisches Leuchten bricht.

Frau Jlla breitet den Mantel aus:
„Lieb Männchen, halte nun selber Haus!

„Das Lüftchen, es kühl' dir das heiße Blut,
Doch hab' dein festes Schlößlein in Hut!"

Das dröhnet und bebet im Blitzesstrahl,
Und rollt zerschmettert in's tiefe Thal.

Die Hexenschule bei Zabern. *)

In lichter warmer Maiennacht,
Was ist das für ein Brausen?
Viel blasse Weiber sind erwacht,
Die kommen hier zu hausen.

Die Rößlein die sie hergebracht,
Sind schwanke Besenstiele;
Sie fliegen wie die wilde Jagd
Im nächtigen Windesspiele.

Sie bücken sich, sie nicken leis,
Sie küssen sich, und neigen
Bald sittig sich zur Liebesweis',
Bald saust der wilde Reigen.

Frau Itta hoch mit stolzem Sinn,
Thront auf dem Felsenstuhle;
Sie ist die hohe Meisterin
Der tollen Hexenschule.

Jed' Hexlein bringt das Zauberbuch
Und liest ihr eine Stelle,
Raunt bald ihr zu geheimen Spruch,
Singt bald ein Liedlein helle.

Dann wieder fliegt mit Windeshast
Der ganze Hexenreigen,
Und auf und nieder, sonder Maß,
Sie tanzend sich verneigen.

Wie fern des Wächters Morgenlied
Durch Thal und Waldung klinget,
Und jedes Herzlein matt und müd'
Zur grünen Haide findet.

Doch wenn erschallt der Meisters Wort,
Sind alle aufgesprungen,
Sie haben auf die Rößlein fort
Sich rüstig gleich geschwungen.

Hei! Morgenluft herniederfuhr,
Hui sich ergossen linde —
Da ist schon lang der wilde Troß
Zerstreut in alle Winde.

Das Schellenmännlein von Ottendorf. *)

Es weht so still, so lau die Luft
Vom Mondlicht silbern übergossen;
Ein wogiger, verlorner Duft
Hat alle Hügel rings umflossen.

Was klingt so hell, kryställenrein,
Wie eine traute Märchenkunde?
Das ist das Schellenmännelein,
Das macht heut' wieder seine Runde.

Im Dorfe klirrt manch' Fensterlein,
Dem süßen Tone still zu lauschen:
„Glück zu! es wird ein goldner Wein
Und schäumend in die Tonnen rauschen!“

Der schwarze Egert, bei Buchsweiler.

Geh' spät zu Nacht am schwarzen Egert nicht vorbei!
Da ruft's beim Namen dich leis zweimal oder drei;
Und ruft's, und lockt's dich so, — laß sagen dir's zum Heil —
Antwort' nicht; sieh nicht um; geh' fort in rascher Eil'!
Denn, gibst du Antwort, weh! verfallen bist du gar
Für jene ganze Nacht der bösen Geisterschaar.
Ein Zauber blendend dann die Sinne dir umstrickt,
Dein irres Aug' vor sich die schönsten Wunder blickt.
Ein Baumgang frühlingsgrün, voll duftger Blüthen nimmt
Dich auf; im Rosenhauch der laue Aether schwimmt.
Ein Gitterthor springt hell tönend die Flügel auf,
Springquellen steigen sanft hoch in die Luft hinauf,
Viel holde Stimmen ziehn dich durch den Garten fort;
Das Herz pocht wildbewegt, der Sehnsucht fehlt das Wort;
Du taumelst zauberrauscht in Lust und in Genuß,
Fühlst auf dem glühenden Mund den süßen Liebeskuß.

Doch, guten Morgen, Freund! das Tageslicht trügt nicht mehr!
Du sitzest tief im Moor, und Dornen rings umher.
Reib' dir die Augen!... Und, ruft's wieder hier zu Ort,
So spar' die Antwort fein; zieh' schnell des Weges fort!

Die Kinder vom Spitzing, bei Kirrweiler. *)

Ich geh' allein den Berg empor,
Still ist und kalt die Nacht;
Durch trüben Herbstnebelflor
Kein leuchtend Sternlein lacht.

Was steigen vor mir her die Straß'
So spät zwei Wandersleut'?
Zwei Kindlein sind's, so bleich und blaß,
Ohn' schützendes Geleit!

„Ihr Kleinen, laßt mich mit euch ziehn;
Ist euer Weg noch lang?"
Kein Wort erschallt, und weiter fliehn
Die stillen Kinder bang.

Wie sträubt sich wild das Haar, und Graus
Durch alle Glieder zieht:
Hätt' wie zuvor ein Klosterhaus,
Kein Kirchlein hier erblickt.

Die Kinder sind verschwunden gleich;
Nur schallt ihr Klaggeschrei.
Es bringen Mönche, geisterbleich,
Zwei Kindersärg' herbei.

Blumenkronen welken bald herab;
Nun sind sie an der Stell',
Die Särge rollen dumpf in's Grab;
Die Wünsche fliehen schnell.

Und wenn ich auch vielleicht einst
Zu später Nacht würd' gehn,
So würd' ich auch die Kinder bleich
Und still dort wandeln sehn.

Entstehung des Dorfes Ueberach.**)

Die Bäche schwellen, lau weht der Wind;
Hugnotten fliehen mit Weib und Kind;
Sie finden in Nacht nicht Furt noch Steg —
Dragoner jagen daher den Weg.

Die Flüchtgen knien am Moderbach:
„Hol' über, ach! ... hol' über, ach!"
Die Säbel blitzen schon hinterdrein —
„Gott woll' mit uns in Gnaden sein!"

Und horch! ein Nachen sanftgewiegt
Vom Ufer her zur Rettung fliegt!
Der Fährmann ist ein Knabe mild,
Hellstrahlend wie ein Engelsbild.

Die Wellen tönen weit entlang
Vom Ruderschlag, wie Harfenklang;
Kein Wort des Knaben Mund entschwebt,
Doch jedes Herz in Wonne bebt.

Und alle ladet er hinein,
Winkt mit des Auges Himmelschein;
Es will der Nachen sinken fast,
Doch rudert er mit Blitzeshast.

Schon nahet rettend sich der Strand,
Es dünkt sie Fahrt ins bessre Land!
Am Ufer dankend kniet die Schaar —
Der Fährmann längst verschwunden war.

Der Morgen wirft den Rosenstrahl
Ins stille heitre Wiesenthal,
Und an den klaren Moderbach
Baun sie das Dörflein Ueberach.

— Laß Herr, in Angst und Erdennoth,
Stets leuchten uns dein Morgenroth!
Hol' über!... Aus dem Todesland
Rett', Fährmann, uns zum Himmelsstrand!

Der Abt von Neuenburg.

„Herr Abt, ihr sollt uns schwören
Bei Gottes Schöpfermacht,
Daß ihr gerecht ans Kloster
Dies Grundstück habt gebracht!“

Die Dörfner stehen wartend,
In dichte Schaar gereiht,
Sie wollen gütlich enden
Den langen, argen Streit.

Im prunken Ordenskleide,
Aus seiner Mönche Chor,
Tritt rasch, mit kühnem Trotze,
Der böse Abt hervor.

Ringsum hat er gebietend
Den stolzen Blick gewandt,
Und hält zum falschen Schwure
Hoch auf die sündge Hand:

„Ich schwöre, so wahrhaftig
Der Schöpfer über mir,
Ich steh' auf meines Klosters
Rechteignem Grunde hier!

„Und wer ihn will entreißen
Dem frommen Gotteshaus,
Den treibe Fluch und Bannstrahl
Ins weitste Land hinaus!“

Und wie er's hat gerufen,
Die Dörfner stehen stumm;
Ein tiefes banges Seufzen
Geht in den Reihen um.

Da fällt ein Knecht den Frevler
Hart an mit starkem Stoß,
Reißt ihm die Mütze nieder,
Reißt ihm die Schuhe los.

„Seht an, bei welchem Schöpfer
Er euch der Eidschwur that:
Er schob — den Suppenschöpfer
In seiner Mütze Naht!

„Seht, wie auf seinem Grunde
Der falsche Pfaffe stund:
Er füllte sich die Schuhe
Mit Klostergartengrund!

„Ich sah wie er dem Koche
Den Schöpfer schlau entwandt!
Ich sah, wie er gefüllet
Die Schuh' im Gartenland!"

Und hundert Lippen strafend
Ihm Tod und Rache schrein;
Und hundert Arme fallen
Gehoben auf ihn ein!

Sie schleppen ihn gebunden
Zum tiefsten Weihergrund,
Daß drin sich ewig schließe
Der leidge Frevelmund.

Am Weiher liegt in Stücken
Ein schweres Kreuz von Stein,
Das muß der Abt allnächtlich
Mit frischem Grund bestreun.

Muß schwingen seine Mütze,
Muß irren fort und fort,
Und sprechen im Windesrauschen
Das böse Meineidswort.

Der Bergknappe von Uhrweiler.

Der Knappe löscht im Schachte das Grubenlichtlein aus,
Geht durch die Nacht alleine zu seinem Lieb nach Haus.

Er weiß für wen sein Hammer geschlagen und geklopft,
Für wen ihm von der Stirne der Schweiß herabgetropft.

Er steht schon auf dem Hügel, Uhrweiler liegt im Thal;
Da hält ihn ein Gesichte den Schritt mit einemmal:

Drei blasse Männer sitzen am runden vollen Tisch,
Funkelnden Wein in Golde heben und schlürfen sie frisch.

„Hei da! du schöner Knappe, halt einmal bei uns Rast!
Das Plätzlein zwischen uns innen gilt dir, dem lieben Gast!"

Den Knappen zieht's zum Stuhle; nicht ist's sein eigner Will',
Aus dem gebotnen Becher trinkt er drei Züge still.

„Was blinkt dir so am Finger, ein Ringlein silberhell?
Das ist wohl von dem Bräutchen, du schmucker Junggesell?"

Der Knappe hört es nimmer; der Trank hat ihn verzückt;
Mit starrem Aug', verwirret er auf die Zecher blickt.

So lag er ganz versunken tief wie in Todesschlaf,
Bis daß sein Ohr vom Dorfe das Frühglockläuten traf.

Verschwunden ist der Zauber... Er, auf! mit wildem Schrei;
Er schüttelt den blutigen Finger: der Ring dran ist entzwei.

Er stürzt hinab zum Thale; pocht an bei seinem Lieb:
„O Kind! o Kind! mir Armen, einen Gruß, einen Laut mir gib!"

Still ist die Kammer; helle hinein blickt schon der Tag:
In weißen Todtenrosen eine bleiche Jungfrau lag.

Das Thierkirchlein. [illegible])

Bei Rothbach, tief im Walde liegt
Ein Mauerstück versenkt,
An das sich schwankend Epheu schmiegt,
Und Brombeerrank' sich hängt.

Thierkirchlein heißt der Ort, und weit
Geht eine Sag' im Thal:
Daß einst in einer bösen Zeit
Erlosch des Glaubens Strahl.

Die Menschen hatten ihren Spott
Und folgten sündger Lust;
Verschwunden war der alte Gott
Aus ihrer freveln Brust!

Da, ihnen recht zum Hohne, baut'
Des Waldes Wild ein Haus,
Da brach's zur Nacht wie heilger Laut,
Wie fromm Gebet heraus.

Und kam ein Wildrer frech herbei
Zu lauschen auf Hirsch' und Reh,
Wohl knallt der Schuß; wohl fliegt das Blei!
Doch that's nicht Einem weh!

Die ihn allein noch hatten in Ehr',
Er hielt auch sie in Schutz!
O Mensch, wohl brauchst du solcher Lehr'
Gen deines Herzens Trutz!

Bruderrache.

Sage vom Schloß Lichtenberg.

1.

Es starrt ein wüstes Steingebild
Vom Thurme groß und wild;
Auf seinem Munde sitzt ein Wort,
Es heißet — Brudermord!

Im mächtigen Sturme weit umher
Erschallt die schlimme Mähr',
Erschallt der enge Richterspruch,
Erschallt des Todten Fluch.

Zwei Brüder führten bösen Streit,
Zu Rach' und Tod bereit,
Als säugte nie mit gleicher Lust
Sie einer Mutter Brust.

Der Jüngste schwor: „Des Hungers Pein
Sollst du verfallen sein!"
Der Aeltste schwor: „Des Durstes Pein
Sollst du verfallen sein!

2.

Der Jüngste zog mit Pfeil und Speer
Im finstren Wald umher;
Da tönet dumpfer Stimmen Ruf,
Da tönet Rossehuf.

Der Bruder bricht auf wildem Roß
Hervor mit mächtgem Troß;
Er schleppt gebunden eng und fest
Ihn nach dem Felsennest.

Ins schwarze, tiefe Burgverließ
Er ihn hinunter ließ.
Er sprach: „Ich schwör's, des Durstes Pein
Sollst du verfallen sein!"

3.

Er saß beim Mahl, am prunken Tisch:
„Auf, Knappe, sag' mir frisch,
Noch ward mir gute Kunde nicht
Daß brach sein Augenlicht!

„Drei Wochen schon, bei dürrem Brod,
Wie lange säumt der Tod!"
Der Knappe stieg zum Felsengrab
Mit frechem Sinn hinab.

Da, wimmernd er, an feuchter Wand,
Den Lebendtodten fand;
Der sog, als wär's ein goldner Wein,
Die kalten Tropfen ein.

4.

„Herr Ritter, aus den Mauern hell
Träuft ihm der Rettung Quell:
Er saugt, als wär's ein goldner Wein,
Die kalten Tropfen ein."

Der, finster seine Braunen rollt,
Und sinnt und flucht und grollt:
„Ins höchste, hellste Kämmerlein
Soll er geschlossen sein!

„Da soll, an heißer Sonnengluth
Er laben Blut und Muth,
Soll saugen, als wär's goldner Wein,
Die goldnen Strahlen ein."

3.

Der Knappe tritt im Morgenschein
Mit Brod und Fluchen ein:
Da liegt am Fenster, starr und wild
Das blasse Todtenbild.

— So schaut es zürnend noch umher
Und kündet euch die Mähr',
Und spricht im Sturmeswehn das Wort
Vom grausen Brudermord.

Wie die Offweiler Bauern den Teufel prellen.

Das ist ein hartes theures Jahr,
Die Früchte sind mißrathen gar!
Da gehn die Offweiler Bauern schnell
Zum Teufel: „Schaff uns Waizen zur Stell'!"

— „Den Waizen schaff' ich euch gleich daher,
In goldnen Aehren kräftig und schwer,
Ich will vom Schulzen nur alle Jahr'
Sechs Sester Hafer, drei Blutstropfen klar;

„Die schlechtste Seel' noch alle Jahr, —
So schaff' ich euch Waizen immerdar.
Sechs Sester Hafer, drei Tropfen Blut,
Eine Seel' — ist noch nicht alles Gut!

Das erste Jahr ist bald dahin,
Der Teufel will seine Zinsen ziehn:
Er kommt das Thal hervor und frägt:
„Wo habt ihr den Lohn mir hingelegt?"

Sie führen ihn mit Gramanz' und Knix
Hin zu dem steinernen Kruzifix:
„Da nimm den Hafer, da nimm das Blut,
Da nimm die Seel in deine Hut!"

Kaum sieht der Teufel das Gottesbild,
So rast er im grimmsten Zorne wild;
Er faßt den Hafer und hat ihn weit
Ringsum auf alle Felder gestreut.

Es stehn davon viel Halmen noch
Alljährlich im Feld und ragen hoch;
Doch alle Körner sind schwarz verbrannt
Und werden Teufelshafer genannt.

Der Kellermeister auf Arnsburg. [34])

Ein Köhlersmann im Walde geht noch in später Nacht,
Die Luft ist schwül und stille, im Laub kein Vogel wacht.
Die Sonn' hatt' heiß geschienen ihm auf dem ganzen Weg,
Es rann kein Brünnlein nieder aus moosgem Felsensteg.

Möcht' gern die Lippen netzen, die Zunge klebt ihm an,
Die müden Füße wanken den schroffen Pfad hinan.
„Ha, steigt nicht aus den Buchen die Arnsburg dort empor?
Die morschen grauen Trümmer umwebt ein lichter Flor.

„Was weht so mild und duftig vom alten Schloß herab?
Was will das braune Männlein mit Schlüsselbund und Stab?"
„Die Brünnlein sind versieget in heißer Sonnengluth,
Doch tief im Burggemäuer rinnt goldne Lebensfluth.

Das Männlein nickt und winket dem müden Köhlersmann,
Es führt ihn durch die Hecken zur alten Burg hinan;
Es schließt mit schweren Schlüsseln die Felsenthüre auf,
Die halbverfallnen Treppen weht duftger Wein herauf.

Da liegt ein kühler Keller mit manchem vollen Faß,
Drin ruht in würzgen Strömen das helle goldne Naß;
Und viel krystallne Becher stehn da im Lampenschein;
Das Männlein füllt den größten hochvoll vom besten Wein,

Und reichet ihn dem Köhler, der führt ihn rasch zum Mund
Und zieht und leert den Becher bis auf den tiefsten Grund.
„Der ist von alten Zeiten, ein edler Alfawein,
Den schenkt beim frohen Mahle der Schloßherr selber ein;

„Der fluthet oft im Fasse und gibt so süßen Schaum,
Der braust und rauscht und glühet, als hätt' er alten Traum,
Und schlägt in wilden Wellen ans enge Kerkerhaus,
Möcht' Ritterherzen wieder erfreun nach kühnem Straus.

„Ich darf hier unten wohnen, in weinesselger Welt,
Und bin als Kellermeister viel Jahre schon bestellt.
Doch, Zeit ist um! es regen schon Vöglein sich im Hain,
Ein Sternlein nach dem andern löscht aus den Silberschein."

Der Köhler wankt und sinket, weiß nicht was ihn erfaßt,
Fühlt weit sich fortgetragen mit mächtiger Windeshast.
Schon dringen Morgenlichter in Waldesnacht herein,
Da steht er auf dem Pfade stillselig ganz allein.

Nun zieht er rasch von dannen mit heiterm Sinn und Blick,
Wünscht oft sich auf die Lippen den süßen Trank zurück.
— Noch weht, in Sommernächten, vom Schloß der duftge Wein,
Doch lud der Kellermeister schon lang mehr Keinen ein.

Die Ritter auf Arnsburg.

Auf Arnsburg ist's, um Mitternacht,
Die todten Ritter sind aufgewacht,
Und weit hinab ins waldge Thal
Wirft sich der Fackeln rother Strahl.

Die Silberkegel stehn in Reihn,
Goldkugeln klingen und rasseln drein;
Und in den Hütten, auf Bergen, im Thal,
Da seufzen die armen Bauern zumal.

Sie hören der Herren Uebermuth,
Sie denken der Väter Schweiß und Blut;
Die schlummern längst in stiller Gruft,
Da jene stets die Lust noch ruft.

Weltlust, du arge, toll' dich aus!
Steig' nicht uns nach ins Todtenhaus!
Ob unsres Grabes Blumenhöhn
Sollen nur Friedensgeister gehn!

Der Küfer von Falkenstein. [55])

Im Philippsburger Thale
'Hebt sich der Falkenstein,
Wirft in den klaren Weiher
Sein dunkles Bild hinein.

Es geht hier manche Sage
Erfreulich in die Rund',
Sie klingt in hellen Liedern
Aus Köhlermägdleins Mund.

Doch Einer ist's vor Allen
Den laut ihr Singen preist:
Der lustige Küfermeister
Der guten Wein verheißt.

Den hat kein Mensch gesehen,
Doch, wenn erschallt sein Lied,
So wird im ganzen Thale
Kein Ohr mit Horchen müd'.

Und wenn ein Herbst soll bringen
Recht süße Traubenlast,
So hat der fleißge Meister
Im Schlosse keine Rast.

Es tönet mitternächtlich,
Oft bis zum lichten Tag,
Tief aus den grauen Trümmern
Sein heller Küferschlag.

Man hört ihn Fässer rollen
Und füllen bis zum Rand;
Man hört ihn sie versenken
In kühle Felsenwand.

Deß freut sich in dem Thale
Manch' durstig Brüderlein,
Möcht' gern dem reichen Meister
Ein gut Geselle sein.

Doch, wie er steigt zum Berge
Und hoch im Schlosse steht,
So ist im Blätterlispeln
Der Zauber längst verweht.

Eine dunkelgrüne Tanne
Steht da in starrer Ruh;
Sie rüttelt sich und schüttelt
Ihm braune Zapfen zu.

Die Wallfahrtkirche Unsrer Lieben Frauen zu der Eiche.

Bei Görsdorf lag im Abendlichte
Ein Hirt auf hohem Bergesplan,
Dem hat ein wunderhaft Gesichte
Des Herren Willen kund gethan.

Vom Thal herauf, im letzten Schimmer,
Tritt die verklärte Gottesmaid;
Es strahlt ihr Haupt wie Sterngeflimmer,
Wie Mondensilber strahlt ihr Kleid.

Sie wandelt langsam durch die Zweige,
Blickt freundlich noch den Hirten an;
Drauf dünkt's ihn, eine riesge Eiche
Hab' schnell sich vor ihr aufgethan.

Ihn faßt ein heimlich süßes Grauen,
Ihn faßt ein Sehnen nie gekannt;
Stets muß er nach der Stelle schauen,
Mit giergen Blicken, unverwandt.

Er rafft empor sich von der Erde,
Er hält es mehr als Bild und Traum;
Er läßt den Stab, er läßt die Herde,
Und tritt beseligt vor den Baum;

Deß Zweige wundersamlich rauschen,
Daß tief 's ihm durch die Seele dringt:
Und wie er stille steht, zu lauschen,
Es drin wie heilge Lieder klingt.

In Andacht ist er ganz ergossen —
Da plötzlich öffnet sich der Baum;
Er hat sich seinem Blick erschlossen
Wie heimlicher Kapelle Raum.

Draus strahlet goldner Kerzenflimmer,
Und Weihrauch rings den Ort erfüllt,
Und vom Altar, in sanftem Schimmer,
Blickt freundlich ein Madonnenbild.

Die Schäflein alle sind gekommen,
Umstehn den Baum in dichten Reihn;
Sie haben auch den Klang vernommen,
Gesehn den lichten Wunderschein.

Der heilge Klang sollt' nimmer schweigen:
Bald schaut ein Kirchlein weit ins Land,
Zur Lieben Frauen in der Eichen
Ist's von dem Wunder zugenannt.

Der Geisen-Major. [*)]

1633.

Es war ein Held, der that sich hervor,
Der stolze, grimme Geisen-Major!

Die Straßburger hatten, zu starkem Troß,
Den Tapfern gesetzt auf ein stattlich Roß;
Er sollte begangenen Frevel rächen
Und in Beinheim die frechen Räuber erstechen:
Denn manches Schäflein, manch' edles Rind
Drin standen, geraubt von des Markgrafen Gesind';
Das wollte sich letzen an duftenden Braten
Und hatte zum Schmause viel Gäste geladen.
Doch aus ist's, Gesellen! Laßt Braten und Wein!
Stellt eilig nur Singen und Tanzen ein,
Denn er nahet; er schaut aus dem Wald schon hervor:
Der stolze, der grimme, gewaltge Major!
Rings hat er die donnernden Mörser gestellt,
Uebersät mit den Reisgen das ganze Feld.
Den Trompeter, mit seinem letzten Wort,
Schickt er mahnend und drohend ins Dörflein fort:
Das soll ihm, gebunden die Händ' auf dem Rücken,
Die frechen Räuber gleich alle schicken!
Doch dem ward gegeben kein freundlich Bescheid,
Er hat noch mit Müh' sein jung Leben befreit,
Denn hinter ihm schallen weit in die Rund
Markgräfliche Stücklein aus gutem Schlund.

Das dünkt wohl den tapfern Major nicht gelegen,
In die Scheide steckt er den blinkenden Degen
Und wendet sich trabend der Straßen,
Läßt traurig das Liedlein vom Abmarsch blasen.

Was hält noch den Kühnsten? was flammet sein Blick?
Was wirft er sein muthiges Rößlein zurück?
Er hat ihn erspäht: an des Waldes Rand —
Ein Knabe mit zweien Geislein stand.
Und er zücket das Schwert, und mit eigner Hand,
Er den gewaltigen Feind überwand.

Läßt wohl er sich ziehen auf prunkendem Wagen?
Bekränzt im Triumphe zur Reichsstadt sich tragen?
An den Thoren harret des Volks Schaar,
Dem zeigt er das kühnlich errungene Paar.
Die Kunde fliegt weiter von Ohr zu Ohr —
Das war der gewaltige Geisen-Major!

Der Maidebrunn. [37])

Bei Hohenburg, das Brünnlein,
Hat wohl die reinste Fluth;
Vom Schloß das todte Fräulein
Hält es in treuer Hut.

Sie kömmt in weißer Hülle
Holdlächelnd jede Nacht;
Vom Haupt in goldner Fülle
Wallet der Locken Pracht.

Sie schaut nach allen Wegen,
Sie harrt so bang und lauscht;
Wem fliegt ihr Herz entgegen,
Wenn 's tief im Walde rauscht?

Sie hat Ihn herbeschieden
Zur alten Liebesstell',
Wo einst vom süßen Frieden
Nur Kunde war dem Quell.

Doch kommen will Er nimmer,
Viel' Jahr sitzt Sie allein;
Sie wascht im Mondenschimmer
Das Aug' von Thränen rein.

Dann stille fragend blickt Sie
Ins Thal hinab und geht;
Vieltausend Küsse schickt Sie —
Alle der Wind verweht.

Die weiße Dame vom Pauliner Schlößchen.

Die Weissenburger haben's gut,
Die können 's trefflich machen!
Sie haben reiche Traubengluth
Und brauchen sie nicht zu bewachen.

Zur Herbstzeit kommt von Sankt Paulin
Die weiße Dame herunter;
Sie wandelt durch die Reben hin
Und hütet die goldenen Wunder.

Sie hütet treu vor Frost und Sturm,
Vor Hagel und Wetterschaden;
Auch hat sie in ihren Geisterthurm
Schon Manchen eingeladen.

Da ist versenkt ein reicher Hort,
Wer den sich wohl mag heben?
Er müßte wissen das rechte Wort
Und das rechte Stündlein eben.

Straßburgs Wappenschild.

Die Gottesgeißel steht am Rhein,
Die Hunnenschaar zieht hinterdrein;
's sind Donnerwolken vor dem Sturm:
„Wie heißt die Stadt mit Mau'r und Thurm?"

— „Es heißt die Stadt Argentorat,
Die reiche feste Römerstadt!"
„Die soll mir werden ohn' Erlaß
Nach Gallien eine blutge Straß'!"

Und wie ein Wetter stürmt das Heer
Brennend und mordend zur Stadt daher;
Schutt liegt auf Schutt, Blut rollt über Blut,
Dunkelroth glühet die Abendgluth.

So haut sich Etzel ohn' Erlaß
Nach Gallien seine blutge Straß' —
Und noch in Straßburgs Wappenbild
Flammt die Blutstraß roth im Silberschild.

König Heinrich II. und die Meisenlocker. *)

(Gedichtet 1835).

Es weht von Straßburgs Thürmen roth weiß und blaue Fahn',
Drauf schwingt sein hell Gefieder ein goldner Frankenhahn;
Doch führt um drei Jahrhundert euch jetzt zurück mein Sang,
Da in der alten Reichsstadt nur deutsches Wort erklang;

Da kräftig, weitgebietend, der deutschen Lande Zier,
Sie, nächst dem Kaiserbanner, hoch aufschwang das Panier:
Im Kriege stets gewappnet zu Trutz und guter Wehr,
Im Frieden, Frieden haltend, und fest in Treu und Ehr'.

Den Frankenkönig Heinrich, den Zweiten zubenannt,
Den lockt' so „edle Perle" einst in das Alsaland;
Er legt mit mächtgen Schaaren sich trotzig rings umher,
Läßt donnern das Geschütze, läßt blinken Schwert und Speer.

Gern säh' er auch sich öffnen das gut verschlossne Thor,
Pflanzt' gern auf Wall und Thürmen die Liliensahn' empor;
Doch, ob mit Trug und Listen sich regt sein böser Sinn,
Noch ist ihm nicht errungen der herrliche Gewinn.

So muß er lange harren, er spinnet Plan auf Plan,
Läßt immer höher steigen den übermüthgen Wahn.
Die Führer läßt er sammeln ins Königszelt, zu Nacht,
Es sollt' sich ihnen öffnen in reicher Festespracht.

Es kreist in goldnem Becher der edle Finkenwein,
Trompet' und Pfeife schmettern manch lustig Lied darein.
Der König ruft vermessen: „Noch besser Mahl und Fest,
Ihr Herrn, ist euch bereitet im alten Römernest.

„Hei! morgen auf dem Münster, da halten wir den Tanz,
Vom Knauf bis zu dem Grunde soll leuchten heller Glanz!
Die armen Wichte tappen in trübem Nebelduft,
Wir wollen ihnen zünden mit Fackeln durch die Luft."

So hat er's ausgesprochen. Er stürzt den Becher keck,
Und lächelt unterm Trinken — da faßt ihn jäher Schreck;
Er läßt den Becher sinken, blickt auf des Tisches Rund —
Den hat ein Schuß zerschmettert aus einem guten Schlund.

Die Kugel ist geflogen fast eine Stunde weit,
Vom Wall ein Meisenlocker gab ihr so gut Geleit'.
Der ließ „die Meise" singen und pfeifen ein Liedchen fein,
Sie flog auf Feuerschwingen ins Königszelt hinein.

Wie all' der laute Jubel so bald verschwunden ist!
Wie Plan und Wahn zerronnen! wie schweigt die böse List!
Herr Heinrich ist verstummet, die Krieger stehn erbleicht,
Und Einer nach dem Andern still durch die Nacht entweicht.

Die Sonn' ist aufgegangen, sie scheint dem Herrn zu hell:
Er kann die Reichsstadt schauen, drum wendet er sich schnell.
Derweil sind auch erwachet die Meisen all' im Hag,
Sie wünschen dem guten König einen schönen guten Tag.

Gutenberg im St. Arbogastkloster, bei Straßburg. [**)]

Es wandelt in des Klostergartens Räumen
Mit stillem Sinnen hin ein bleicher Mann,
Blickt mit bewegter Brust, wie bang aus Träumen,
Lichtsuchend oft empor zum Sternenplan.

Fern von dem Heimatlande, ein Verbannter,
Im Ringen, im Entsagen früh geübt,
Steht er allein, ein Dulder, ein Verkannter,
Dem schwarz und schwärzer sich das Leben trübt.

Nicht ist's der Heimwehschmerz allein der glühet,
Der ihm mit wilder Flamm' vom Herzen zehrt;
Es ist ein heimlich Sehnen das ihn ziehet,
Ein Weltgedanke der den Geist durchfährt.

Brich nicht, du Herz, in welchem Gott sich reget!
Brich nicht, du Träger eines Heiligthums!
Du Rüstzeug das der Herr mit Ruthen schläget,
Damit es tüchtig sei des höchsten Ruhms!

Brich nicht, Gefäß, in dem das Licht soll flammen,
Das Licht, das leuchtet in die Geistesnacht!
Brich nicht, du Wächter, brich noch nicht zusammen;
Bald tönt dein Ruf: Ihr Schläfer, auf! erwacht!

Und mächtig, als ob Himmelsstimmen riefen,
Durchbebt es mahnend also ihm die Brust,
Und aus des Geistes geheimnißvoller Tiefen,
Wie Wetterstrahl durchfährt ihn hohe Lust.

Zur Werkstatt stürzt er; die Lampe zücket,
Im Tiegel fluthet der metallne Brei;
Gluthrothen Angesichts, der Erd' entrücket,
Nimmt er in Hast heraus das flüß'ge Blei;

Und schnell in Stäbchen drückt er's, gräbt und schneidet
Mit Jubellaut die ersten Zeichen drein;
Vom rohen Stoff sich das Gebilde scheidet,
Und „Licht! Licht!" ruft er, „soll es ewig sein!"

Die Kniee wanken, betend sinkt er nieder:
„O Dank sei dir, du treuer Weltenhort!
Von Land zu Land hall' es gewaltig wieder:
Licht! ewig Licht!... Unsterblichkeit dem Wort!"

Kaiser Heinrich II., der Heilige. *)

Noch erhob zum Himmelsblau
Sich mit Thürmlein und mit Bogen
Nicht des Münsters Wunderbau,
Da gen Straßburg kam gezogen
Kaiser Heinrich von Baiern.

In der Kirche schlicht und klein
Funkeln doch geweihte Kerzen,
Und den Kaiser treibt's hinein,
Daß mit Andacht er von Herzen
Huldige Gott dem höchsten Herrscher.

Vor den Altar tritt er gleich,
Läßt sich einsam betend nieder;
Aus dem Chore voll und reich
Strömen wogend heilge Lieder;
Alle Chorherrn sind versammelt.

Und es schweigt der fromme Sang,
Nach und nach die Gläubgen schwinden,
Heinrich kniet und betet lang,
Kann sich nicht zur Erde finden,
Wandelt oben in den Himmeln.

Endlich hebt er sich, und hell
Ihm die Augen beide leuchten;
Jede Sünde will er schnell
Einem Chorherrn treulich beichten
Und empfahn der Kirche Segen.

Drauf er spricht: „In eure Reihn
Laßt mich, heilge Väter, treten;
Will dem Gottessohn mich weihn,
Am Altare stehn und beten
Und des Heiles Wort verkünden!"

Seine Diener ängstlich nahn:
„Herr, was soll dem Reiche werden,
Nimmst du sein dich nimmer an?
Uns zum Heile hat auf Erden
Gottes Gnade dich gegeben!"

Doch der Kaiser ruft empor
Schon den Eid der Priestertreue,
Dringt zum Bischof ein ins Chor,
Bietet sich zur heilgen Weihe,
Wirft den Erdenpurpur nieder.

Ernst umfängt ihn Werinchar,
Läßt ihn gläubig sich verneigen
An dem lichten Fronaltar.
Alle stehn in bangem Schweigen,
Und der Bischof spricht zum Kaiser:

„Sohn, wohlan, Gehorsam nur
Leihet dir die Priesterwürde;
Du gelobst mit heilgem Schwur
Stets zu tragen seine Bürde
Und zu thun des Herrn Befehle!

„Priester seist du Gott dem Herrn,
Doch dein Altar steh' im Reiche!
Leucht' ihm dort, sein heller Stern,
Daß es nimmer von ihm weiche,
Treuer stets an ihm nur hange!

„Und des deutschen Reiches Kron'
Schmücke noch dein Haupt auf Erden!
Einst, vor Gottes Gnadenthron,
Wird dir die des Himmels werden,
Und uns sollst du Heilger heißen!"

Kaiser Karl V. und der Stättmeister Jakob Sturm.

Nach Augsburg zu dem Reichstag kamen
Auch Straßburgs freie Bürger her,
Bei denen war in gutem Samen
Erblüht des Evangeliums Lehr',
Die freudig zu dem Licht erstanden,
In wundersamer Freiheit Flor;
Bald ringsumher nach allen Landen
Mit reichem Segen brach hervor.
Manch kühnes Wort schon war erklungen
Und tief in manches Herz gedrungen.
Da sprach, aus mächtger Fürsten Menge,
Herr Kaiser Karl mit finstrer Strenge:
„Von Straßburg ward mir schlimme Müh',
Da zieht ein böser Geist umher,
Der manchem frommen Klosterthor
Schob frevelnd Schloß und Riegel vor,
Und aus geweihter Erde Hallen
Mußt' mancher heilge Bruder wallen."

Herr Jakob Sturm konnt 's nicht verschweigen,
Er trat hervor mit sittigem Neigen,
Er sprach mit kühnem Muth sofort:
„Herr Kaiser, trauet meinem Wort!

So lange Unsrer Lieben Frauen
Sie liebe Brüder wollten bleiben,
In ihren Mauern sich erbauen,
So mochten sie 's wohl fürder treiben;
Doch kam's manch lüstern Mönchlein an
Zu sein auch unsrer Frauen Mann —
Herr Kaiser, traun! auch euch nicht bei;
Möcht' wohl ergötzen solcher Spaß!"

Der Wind hinter dem Straßburger Münster.

Der Wind der weht in Saus und Braus
Stets über den Münsterplan,
Durchwühlt der Mägdlein Locken kraus,
Bläst ihnen die Wangen an.
Nicht immer strich der Geselle
Mit dem Brummbaß über die Stelle;
War eine lange, gute Zeit,
Da regt er sich hier nicht so breit.
Dem Teufel, kündet die Sage,
Dem war's gar große Plage,
Doch nicht es hinderte seine Macht,
Daß der Gottesbau ins Werk gebracht.
Einst kommt er, schleicht sich leise herbei
Und späht wo der Thurm zu fällen sei;
Doch überall ist er herrlich gefügt
Und seine List ihm nimmer genügt.
Da ruft er grollend den Wind zur Stelle;
Und es kommt in der Nacht der brausige Geselle.
„Hier bleib' nur stehn und warte fein!
Will erst noch in die Kirche hinein;
Will schauen die Wunder alle,
Die mir so trieben die Galle!"
Und, husch! durch ein Pförtlein wischt er hinein.
Der Wind harrt draußen ganz allein,
Pfeift derweilen ein lustig Lied;
Doch endlich ist er des Pfeifens müd',

Denn immer säumet der Teufel zu kommen;
Das mag dem Lustigen wenig frommen.
Erst flüstert er leise durchs Schlüsselloch,
Dann übernimmt 's ihn am Ende doch;
Da Herr Satanas immer nicht kommen will,
Fährt er brausend dahin durch die nächtliche Still',
Stürmt und klirrt an den Fenstern wild,
Rüttelt manch' steinern Heiligenbild,
Beginnt zu heulen und grimmig zu fluchen
Und um den ganzen Bau ihn zu suchen.
Und weil er dort braust noch zur heutigen Stunden,
So hat er den Teufel auch noch nicht gefunden.

V.

Weinblüth-Phantasieen

auf

Hohkönigsburg.

(1845.)

Wilhelm Wackernagel

freundlichst gewidmet.

Weinblüth-Phantasieen auf Hohkönigsburg.

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Unterm Himmelbaldachine,
Auf den aarumkreisten Höhen,
Ragen deine stolzen Zinnen!
Goldne Sonnenfunken blitzen
Auf die frischen Wälderkränze,
Die um deine Riesenhüften
Sprühn wie ein smaragdner Gürtel.

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Aber jetzo übergossen
Hat der Mond mit Silberlichtern
Deine moosumfangnen Trümmer.
Eine blaue, laue, linde
Juninacht umhaucht dich kosend,
Und herauf die grünen Hügel

— Die wie Kindlein dich umlagern,
Schmiegend sich um deine Knie —
Weht der süße, resedane
Rebenblüthenduft berauschend.

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Daß ich kam zur guten Stunde,
Wo erblühn die nächtgen Wunder,
Dank' ich einem weineskundgen
Zellenberger Küpermeister,
Der sein Handwerk nicht empirisch,
Grob und sinnlich nur betreibet,
Wein zu schönen und zu schwefeln,
Nur weiß, und mit Wasser kühlen,
Oder in die Fässer kriechen —
Nein, der bis zum Geist gedrungen,
Und des Göttertrankes höhre,
Metaphysische Bedeutung
Aus dem Grunde hat begriffen;
Der historisch es erweiset
Daß zu küpern er ein Recht: denn
Küpermeister war sein Vater,
Sein Großvater Küpermeister,
Küpermeister sein Urahne,
Urahne Küpermeister.
Nun der edle weineskundge
Zellenberger Küpermeister

Hat, bei einem ächten goldnen
Glase Strohweins, mir vertraut
Daß auf Königsburg, in dieser
Mondesſilbern Juninacht,
Wunder solln die Augen schauen,
Wunder solln die Lippen kosten,
Wunder, denn nur Sonntagskinder
Sonst, die Günstlinge des Himmels,
Ihre Seelen sich erlaben.

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Waságauburgen!

In des größten Saales Trümmern
Leg' ich ab den Wanderstab,
Lagre mich auf Haideblüthen,
Strecke mich auf schwellend Moos.
Drüben schlägt Frau Nachtigall
Aus den wilden Rosenbüschen;
Und im Traum halb, Brust an Brust,
Girrt ein Ringeltaubenpärchen;
Leuchtmännlein, Johannisritter,
Ziehen funkelnd ihre Kreise;
Und Phalänen schwingen lüstern
Um die Lindenblüth' die Fittige.
Ferne Quellen plätschern leise,
Wollen noch ins Thal hinunter,
Und mit andern Felsenbrünnlein
Ihre Fluth zur Alsa tragen;

Nixen haben sie geladen
Heute Nacht zum Wellentanze.

Hat ein Jägermund gezaubert
Aus dem Waldhorn euch, ihr Töne,
Die ihr süßmelodisch schwimmet
Durch der Lüfte Wellenringe?
Oder ist's ein flüchtiger Elfe,
Wandelnd über Gräserspitzen,
Der von Liebessehnsucht trunken,
Seiner Elfin Herz zu rühren,
Euch durch diese Wipfel zittert?
Walle, walle, weiches Klingen,
Durch die laue Sommernacht!
Wunderhorn, du hast getroffen!
Geister wachen auf und regen
Zu dem Wunderbau die Hände.

Aus den grauen Mauerstücken,
Epheutapezirt und moosig,
Heben sich die goldnen Wände
Eines prunken Rittersaales.
Himmelhohe Säulen, Bogen,
Streben kühn empor zur Kuppel;
In den Nischen, festbekränzet,
Stehn die weißen Marmorbilder.
Und inmitten steigt ein Springquell
Dessen Strahlen sich im Mondglanz
Regenbogenfarbig brechen.

Auf den Tischen funkeln Krüge,
Funkeln mächtige Stiefelgläser,
Duften glühnde Goldorangen,
Prangen lichte Blumensträußer.

Ei, mein edler weinekundger
Zellenberger Küpermeister,
Hast mir nicht beim Glase Strohweins
Blaue Mährchen aufgetischet,
Bin ich doch vom Kopf zur Sohle
Rings von Wundern schon umflossen!

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Weingauburgen!

Klingend springen auf die Pforten;
Und die flinken Dienerinnen,
Alle Hände voll zu thun,
Bringen hochgethürmte Schüsseln,
Stellen Stühl' umher im Kreise,
Hängen Harfen an die Wände,
Und Guirlanden ans Gesimse.

Klingend springen auf die Pforten,
Kommt ein Männlein hergeschritten,
Dunkelgrün trägt er das Jäckchen,
Dunkelgrün das schlappe Hütchen,
Doch das Antlitz trägt er rosig,
Und das Näslein gar in Purpur.
Rasselt mit dem Schlüsselbunde

Auf mich zu und stellt sich mir
Vor als Hohenkönigsburger
Wohlbestallten Kellermeister.
„Wer," so spricht das Männlein zürnend,
„Wer, du freches Menschenkind,
Gab dir Einlaß durch die Pforten,
Heut' in dieser Zaubernacht,
Wo des Weines mächtige Geister
Aus dem ganzen Alsalande
Sich versammeln zu dem Feste,
Das seit Anno vier und dreißig
Nicht so glänzend ward begangen?
Wiss', du bist ein Kind des Todes!"

Also sprach ich arm Poetlein:
„Werther Herr und Kellermeister
Auf Hohkönigsburg, der Krone
Aller schönen Wasgauburgen,
Wißt, des Tods wär' ich nicht gerne!
Hätt' mich auch nicht unterfangen
Heut' in dieser Zaubernacht
Diese Räume zu betreten,
Hätte nicht ein Geistsverwandter,
Hätte nicht ein Freund der Dichter,
Hätte nicht der weineskundge
Zellenberger Küpermeister,
Bei dem ächten goldnen Glase
Strohweins mir gesagt: Poetlein,

Heut' in dieser mondbesilbern'
Juninacht, auf Königsburg,
Solln die Augen Wunder schauen,
Solln die Lippen Wunder kosten!"

Sprach das Männlein dunkelgrüne
Mit dem Näslein gar in Purpur:
„Bist ein Glückskind, denn der wackre
Zellenberger Küpermeister
Ist von meinem Stamm ein Sprößlein,
Und ein Enkel- Enkel- Enkels-
Kind von einem Enkelskinde.
Nur von sonstigen Menschenkindern
Dulden manchmal unsre Gäste
Sonntagskinder und Poeten,
Drum magst du, mit dem Charakter
Eines Weinlandtagspoeten
Und geheimen Kellerrathes,
Diese Nacht bei uns verweilen!"

Sprach darauf ich arm Poetlein:
„Schönen Dank für eure Güte,
Werther Herr und Kellermeister,
Auf Hohkönigsburg, der Krone
Aller schönen Wasgauburgen!
Will dafür auch in Romanzen,
In Sonetten und Terzinen,
Preisen euer grünes Jäckchen,
Sammt dem Hütchen und dem Antlitz
Und des feinen Näsleins Purpur."

Und verneigt' mich vor dem Männlein,
Das mit seinem Schlüsselbunde
Rasselnd aus dem Saal verschwindet,
Hier und dort Befehle rufend.

Wieder mild melodisch schwimmen
Durch der Lüfte Wellenringe
Zaubervolle Waldhorntöne.
Klingend springet auf die Kuppel;
Süßer Duft von Rebenblüthen
Strömt balsamisch in die Runde,
Und drei Wölkchen, abendgoldne,
Senken langsam sich hernieder,
Alles rings mit Glanz verklärend.
Und wie sie auf einmal platzen,
Springen draus drei holde Knaben,
Lächelnd; um die Locken winden
Sich des blühnden Weines Ranken;
Ihre weißen Lilienhändchen
Tragen goldgeschnitzte Thyrsus;
Und von frischen Rosenlippen
Tönt's: „Grüß Gott du edle Weinburg!
Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!“

Trat vor mich Einer der dreien
Holden weinumkränzten Knaben,
Reicht mir eins der Lilienhändchen:
„Ei willkomm, willkomm Poetlein,

Sind wir doch schon Längstbekannte!
Bin der Weingeist vom Gelände
Zwischen Oberbronn und Rothbach,
Dessen roth und weiße Tränklein
Du einst schlürftest, nicht nachlässig.
Hab' dich oft im Tann belauschet,
Wenn du träumend mit der Laute
Schrittst auf alter Sage Spuren.
Falkensteiner Küperlein
Läßt dich grüßen, hat zu schaffen
Tag und Nacht nun, klopft und hämmert
An vielhundertöhmgen Fässern.
Auch der Arnsburg Kellermeister
— Dessen Spuk du ausgeplaudert
Im bekannten und bequemen
Breiten Nibelungenversmaaß —
Läßt dir seine Huld entbieten.
Diese, meine zwei Begleiter,
Kennst du auch: der Weissenburger,
Mit dem kecken Pfälzerantlitz,
Ist der weißen Dame Söhnlein;
Dieser hier, ein duftig Breuschkind,
Hält in Wolxheim seinen Hofhalt;
Thut nicht wenig sich zu gut,
Daß ein Kaiser ihn vorzüglich
Seiner Gnade hat gewürdigt.

Sprach's der holde, weinumkränzte
Götterknabe freundlich nickend.

Und dagegen wollt' ich zierlich
Dank ihm sagen gleich in Reimen:
Aber wieder leise schwimmen
Durch der Lüfte Wellenringe
Zaubervolle Waldhorntöne.
Und drei Wölkchen, abendgoldne,
Senken langsam sich hernieder;
Wieder springen draus drei holde
Weinumkränzte Knaben, lächelnd,
Küssend ihre trauten Brüder.

Alle drei von gutem Adel:
Herr im Rangen heißt der Eine,
Der die Thanner Rebgelände
Mit dem reichsten Segen füllet;
Herr von Türkheim in dem Brande
Ist der andre glühendrothe,
Gen den edelsten Burgunder
Hat er manchen Strauß erfochten;
Und der dritte ist der Schalk,
Herr von Kitterle, im Wappen
Führt er zwei gekreuzte Waden,
Deren manche er gebrochen,
Und darob mit gutem Recht
Heißt er Ritter Wadenbrecher.

Schwamm noch oftmals durch die Lüfte
Zaubervoller Waldhornklang;

Auffsprang oftmals noch die Kuppel,
Senkten abendgoldne Wölkchen,
Weindurchblühte, sich hernieder
Mit den schönsten Wunderknaben:
Finkenweingeist, Heilgensteiner —
Treu gehegt vom Heilgenscheine
Sankt Odiliens —, Reichenweihrer,
Zellenberger, Rappoltsweilrer,
Oberberger und Sankt Bilter,
Und noch viele andre kamen,
Süßdurchduftet, geistgewichtig.

O mein wackrer, weineskundger
Zellenberger Küpermeister,
Preis dir, daß du meiner Seele
Solch ein Königsfest bereitet!
Preis dir Königsburg, du Krone
Aller schönen Wasganburgen!

Jetzo sprang mein edler Gönner,
Oberbronner Weingeist, lustig
Auf mich zu: „Wohlan, Poetlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten,
Sing' ein Liedlein uns und preise
Deines Landes beste Weine!
Weiß ich doch wohl, daß die Krone
Du mir nimmer zuerkennest,
Bin ein kühles Geisteskindchen
Gegen meine Feuerbrüder!

In die Händchen patschten alle,
Hüpften um mich her eindringlich:
„Sing' Poetlein uns dein Liedlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten!
Dann, zum Dank für dein Gesinge,
Sollst du, der getrunken manche
Alt' und neue Alfaweine,
Einmal mit des Weines Geistern
Trinken manch' zukünftig Weinlein;
Weinlein, die noch ungeboren,
Schlummern in der Erde Grund,
Die wir stillverborgen ziehen
Auf zu einstgen Geisteskindern,
Die der Nachwelt zum Erquicken
Sollen auf den Hügeln prangen,
In den kühlen Tonnen rauschen,
In den goldnen Bechern blinken!"

Und wie ich auch, in Verzweiflung,
Lang' mich spreizte, wand und zierte,
Mich mit heischer Stimm' entschuldgend,
Mit Verzagtheit ob dem Anblick
Der Berühmtheit um mich her —
In die Händchen patschten alle,
Hüpften um mich her eindringlich:
„Sing' Poetlein uns dein Liedlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten!"

Also sang' ich arm Poetlein:
„Alsaland, du süße Braut,
Mit dem grünen Eichenkranze
Um die himmelblaue Stirne,
Mit dem reichen Aehrenkleide
Um die kräftgen Riesenglieder,
Mit dem Silberfluthensaume,
Der dir um die Füße rauschet;
Alsaland, du süße Braut,
Der ich Lieb' und Treu geschworen,
Preisen laß zu dieser Stunde,
Wo ich fast nicht bin mehr ich,
Wo ich wandle unter Geistern,
Ein gebrechlich Menschenkind,
Preisen laß mich deine besten,
Preisen deine Weinesgaben!

„Von der Lauter fernen Wellen
Bis zur himmelblauen Thur,
An den Wasgauberg sich schmiegend,
Blühn die schönsten aller Blumen!
Tulipane, magst dich spreizen
Mit dem Ostereierkelche
Ohne Duft, doch voller Stolze!
Lilie, blaß und schmachtend Fräulein,
Doch von reinem, mildem Sinne!
Veilchen, arm verlassen Kind,
Tief verloren unter Halmen!

Und Vergißmeinnicht, du blaues,
Lichtes Blumenliebessprüchlein!
Rose, sonst die Königskrone
Tragend in der Flora Reichen!
Andre Lieder mögt ihr schmücken,
Ihnen Duft und Farbe geben:
Auf den Hügeln blühen meine
Allerschönsten Sonnenkinder!
Auf den Hügeln strömen labend
Goldnen Weines Blüthendüfte!
Hei, welch' Jubeln auf den Bergen!
Hei, welch' Jubeln in den Thälern!
Jeder Mund hat Liebesgrüße,
Jedes Auge Liebeslächeln!
Ahnungsvolle Träume klopfen
In den frohen Menschenherzen.
Und ich hör' schon Winzerlieder,
Seh' der Winzerinnen Schwärme;
In bekränzte Kufen strömen
Schon die würzgen Zauberfluthen!....

„Die ihr in geheimen Kammern
Uns die edlen Gaben schaffet,
Die ihr nächtlich schützend wallet
Durch die Rebenlaubengänge;
Die ihr lenkt der Sonne Strahlen
Und des Thaues kühle Perlen,
Süße Geister, die ihr würdigt

Eurer Huld mich arm Poetlein,
Nehmt von meinen Menschenlippen,
Nehmt von meiner schwachen Laute,
Dieses ungelenke Liedlein!

„Preisen soll ich meines Landes
Beste Weine, soll den besten
Eine Liederkrone flechten?
Das erlaßt mir, hohe Geister,
Bringt mich nicht, als neuen Paris,
In verderbliche Versuchung!
Wollt nicht daß, wie Griech' und Troer,
Oberrheiner, Niederrheiner,
Zu den ehrnen Waffen greifen,
Und nach zehnjährigem Jammer
Etwa Straßburg, als Neu-Troja,
Auf in hellen Flammen prassle!
Laßt mich die Entscheidung geben:
Finke singt nicht so wie Drossel,
Lerche nicht wie Nachtigall;
Veilchen blüht nicht so wie Lilie,
Nelke nicht wie Centifolie;
Aber jene Vöglein singen,
Aber diese Blümlein blühen
Jedem zu mit Herzenslust:
So, ihr edeln Weinesgeister,
Munden eure goldnen Kinder
Eines nicht so wie das andre!

Doch, ihr glaubt mir's wohl, ihr Holden,
Ob thatkräftiger Beweise,
Doch, ich trink' sie — alle gerne!
Gießet drum auf unser Land —
Ich erfleh's von euch, im Namen
Einer löblichen und edeln
Heimschen Zecherinnung, kühnlich —
Gießt in unsre leeren Tonnen,
Gießt in unsre leeren Kannen,
Gießt in unsre leeren Becher,
Gießt zum Frommen durstiger Herzen,
Zum Erquicken trockner Lippen,
Einmal wieder eures reichsten
Segens volle Schalen aus!"

Also sang ich arm Poetlein.
Und die guten Geister brachen
Sämmtlich aus in hell Gelächter.
Doch Herr Kitterle, der Edle,
Wandte drauf sich zu mir: „Grüße
Deine löbliche und edle
Heimsche Zecherinnung bestens,
Und verkünd' ihr, daß wir Geister
Ihrer gnädig stets gedenken,
Daß die Weinzahl zwischen vierzig,
Zwischen fünfzig steh'; da werden
Reich gefüllt die leeren Tonnen,
Reich gefüllt die leeren Kannen,

Reich gefüllt die leeren Becher,
Reich erquickt die durstigen Herzen,
Reich erquickt die trocknen Lippen,
Und ich selber gieß die Schale
Allerreichsten Segens aus!
Zwischen vierzig, zwischen fünfzig
Steht die goldne Weineszahl!"

Also sprach er. Da ergriffen
Alle Geister ihre Harfen,
Schlugen drein und sangen jubelnd,
Bis sie endlich, endlich fanden,
Daß es Zeit sei nun die Lippen
Mit zukünftgem Wein zu netzen.

Waldhornklang schwamm durch die Räume,
Rebenblüthenduft schwamm gleichfalls;
Und derweil die beiden schwammen,
Nahmen alle Weinesgeister
Ihre goldgeschnitzten Thyrsus,
Und eins, zwei und dreimal klopften
Sie damit an alle Säulen.

Alsobald, dem Marmorboden
Sich entschwingend, schlugen Schosse
Frischer Reben bis zur Kuppel,
Voll von duftgen Edeltrauben,
Golddurchflossnen und purpurnen.
Mägdlein sprangen wunderlieblich,

Emsig schneidend sie in Kufen
Und sie pressend gleich in Schalen.
Kufen waren all' von Golde,
Schalen waren all' von Golde,
Aber rosenblühsam waren
Aller Mägdlein Wang' und Lippen.
Schalen kreisten, Lippen nippten
Wein sowohl, zukünftgen süßen,
Als auch Küsse, süße, diese
Waren aber gegenwärtge.

Waldhornklang schwamm durch die Räume,
Rebenblüthenduft schwamm gleichfalls;
Und derweil die beiden schwammen,
Und derweil wir, Geister, Mägdlein,
Und ich arm Poetlein fleißig
Wein und Küsse wechselnd tranken,
Fiengen alle Rebenblätter,
Alle Ranken, alle Schosse
Lustig an zu musiciren.
Springquell, sonst in Silberbogen
Klar' und deutlich Wasser sprudelnd,
Sprudelt jetzt vom besten Weingold,
Spritzt umher in tausend Strahlen,
Bis zur Kuppel sich in Tönen
Hebend, und in Tönen fallend.
Vollmond droben sieht den Jubel,
Hält mit seinem Wandern ein,

Und als heller Strahlenknauf
Glänzt er ob der offnen Kuppel.
Weit ins Thal hinab und allwärts
In die Wälder dringt das Klingen,
Dringt das himmlische Gedüfte.
Zu den Pforten, zu den Fenstern
Schaun herein des Waldes Bäume,
Aus der Wurzel hat Gelüsten
Sie mit heißem Drang gerissen;
Tanzend über Fels und Busch,
Auf dem Stamme all' einfüßig,
Kommen sie und lauschen lüstern
Mit den tausend Blätteraugen.
Vögelein aus ihren Nestern
Flattern wie berauscht umher;
Eichhörnlein macht tolle Sprünge,
Fuchs und Dachs und Hirsch und Rehlein,
Und all' sonstig Waldgesindel,
Hüpfen sammt und sonders selig
Um die selgen Weinesgeister,
Um die selgen Rosenmägdlein,
Um mich seliges Poetlein.

Haltet fest, ihr Marmorsäulen,
Brich nicht ein, du stolze Kuppel,
Fall' zusammen nicht, o Himmel,
Ob der großen Seligkeit!

Mond hoch oben auf der Kuppel,
Muß was führen in dem Schilde,
Zwinkt die losen Schimmeraugen.

Lacht mit vollen Silberbacken —
Und herab in das Gejauchze
Wirft er eine Handvoll Sterne.
Wie Raketen fliegen sprühend
Sie umher; ein Feuerregen
Von Millionen Sternenflocken
Prasselt allenthalben nieder.
Waldhornklang und Weinblüthdüfte,
Sterngefunkel, Geisterreigen,
Wirbeln durcheinander, drehend
Sich in immer wildern Tänzen.

Haltet fest, ihr Marmorsäulen,
Brich nicht ein, du stolze Kuppel,
Fall' zusammen nicht, o Himmel,
Ob der großen Seligkeit!

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasganburgen!

Deine aarumkreisten Zinnen
Glühn im Morgensonnenbrande.
Funkelnd blitzt im Thau die Haide,
Jubilirend schmettern alle
Vöglein durch die Waldesgipfel;
Jubilirend zieh' ich weiter
Mit den wundervollsten Träumen,
Jubilirend in die Thäler:

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasganburgen!

Anmerkungen.

Anmerkungen.

I.

Lieder, Bilder und Sprüche.

1. Wahres Ereigniß: s. Grenzboten 1862, IV, 416.
2. In's Französische übersetzt von Hrn. Jeanmougin, Vorsteher des Collegiums von Weissenburg.
3. Von demselben übersetzt.
4. Dieser und die nachfolgende sind Namen, die abwechselnd badische und elsäßische Oertlichkeiten bezeichnen.
5. Alter Name des Berges und Klosters St. Odilien, im Elsaß.
6. Alte straßburger Stadtsage.
7. Die große künstliche Uhr, eines der alten Wahrzeichen Straßburgs, wurde 1571 begonnen und später mehrmals restaurirt; seit 1790 stand sie stille, bis sie der gelehrte und geniale Vater Schwilgué wieder völlig herstellte und bedeutend vervollkommnete. S. C. Schmidt, Notice sur Strasbourg, 1842, p. 290—292.

II.

Lyrisch-epische und erzählende Gedichte.

8. Nach der im Elsaß gangbaren Volkserzählung, die von derjenigen der Brüder Grimm, in den Kinder- und Hausmärchen etwas abweicht.
9. Diese vier Zeilen führt Geiler als »ein gemeyn Sprüchwort«, gelegentlich der mitgetheilten Geschichte, an.

III.

Gedichte in elsässischer Mundart.

10. D' Jumpfer Sara. An diese volksthümliche, nur Straßburg eigene Benennung der Eidechse, habe ich ein Mährchen geknüpft, welches in den Elsässischen Neujahrsblättern 1846, S. 57 u. f. abgedruckt ist.

Wörtererklärung: wußli, von kleinen Menschen oder Thieren, flink, schnell in Bewegungen; — werzina, wahrlich, fürwahr. — apredo! à-propos; oft scherzweise angewandt. — heidebritsch, vom Slavischen heide! komm! und britsch, schnell; ein wahrscheinlich durch Kriegsleute eingebrachtes Wort, das auch der allemanische Dialekt (Hebel) kennt; — in eim Witsch, in einem Nu.

11. Zweierlei Kätzle. Der erste Vers der drei ersten Strophen bezieht sich, wie mancher Leser schon selbst gefunden hat, auf die flockige Blüthe der Haselstaude, Weide, u. a., Kätzchen, franz. chatons genannt.

12. D'Osterreier, Ga gäh u. s. w. ist der in Straßburg übliche Ruf, mit welchem man die Kinder auffordert, die vom Osterhasen im Garten versteckten Eier zu suchen.

Wörtererkl.: Gewussel, buntes Gewimmel, z. B. von durcheinander laufenden Kindern; s. 10. wußli; — was gischde, was heschde! so schnell als möglich; eine schon bei Moscherosch vorkommende Straßburger Redensart; — jo wajer (mittelhochd. wæger), fürwahr, wahrlich; — nüschle, genau, im Einzelnen herumsuchen; — dibble un däbble, vom kurzen, schnellen Schritt der Kinder, herumtrippeln; — belürt, betrogen; — Sang-Galle, der Kirchhof zu St. Gallen, bei Straßburg.

13. An d'Frau Sunn. Wörtererklärung: verblämble, leichtsinnig und für unbedeutende Dinge Geld ausgeben oder sonst etwas verthun; — Bräste, Weh, Uebel; — in dünne, in diesen; — Plämbel, Sürems, schlechte, saure Weine.

14. „Wenn d'r Nußbaum Küechle drat.“ Die im Text durchschossenen Zeilen sind volksthümliche Scherzreden.

Wörtererklärung: drat, trägt; — am Jung Sankt-Kirrerlda, sonst auch: am St. Nimmerlisdag; wie französ. aux calendes grecques; dans la semaine des quatre jeudis; — Märjedal, Marienthal, ein berühmter Wallfahrtsort, bei Hagenau, im Unter-Elsaß.

15. Das versunkene Kloster zu Rheinau. Die Sage ist in Erstein, Matzenheim, Benfelden und der Umgegend bekannt. Näheres darüber s. in meinen Sagen des Elsasses, St. Gallen bei Scheitlin und Zollikofer, 2. Aufl., S. 140—141.

Worterklärung: Hannsdännel, Johann Daniel, ein unter der ältern Straßburger Bürgerklasse allverbreiteter Vorname; — Labbe, das Steuerruder; — m'r lon's, wir lassen es; lon = mittelhochd. lân; — lüstre, lauschen; — rahn, hager; — selli, sehr, viel, gewaltig; — gridi, gierig; mittelh. gît, Geiz, Gier.

IV.

Elsässische Sagen, Legenden und Geschichten.

16. Die elsässische Sage. Der geniale, zu früh gestorbene Maler J. Klein in Straßburg hat hiezu eine höchst gelungene Illustration gefertigt *).

17. Der Mönch von Schwarzenburg. Diese Sage wurde in deutscher Sprache nachgebildet von J. Bräsch, in seinen Vogesenklängen und in französischer von Laurent, in den Légendes alsaciennes; auch in französischer Prosa ist sie als romantische Erzählung ins Breite gezogen worden.

18. Graf Hugo von Egisheim. Sein Sohn Leo IX., wurde den 21. Juni 1002 geboren, gelangte auf den päpstlichen Thron 1049 und starb den 19. April 1054.

19. Die Hexe von Weckmund. Der Hexenbrand ist historisch; das im Gedichte vorkommende Hexenmal kennt die Volkssage; poetische Zuthat ist nur, daß die Hexe eine Gräfin von Weckmund war; es gab keine solche; Weckmund heißt einer der drei Hauptthürme des Schlosses Egisheim. — Eine sehr charakteristische, bildliche Darstellung der Sage gab J. Klein.

---

*) Eingehendere Erläuterungen über die Sagen geben meine beiden Elsäss. Sagenbücher.

20. Johannes Rösselmann. Die Begebenheit fiel in der Nacht vom 21. Oktober 1261 vor. Der Bischof war Walter von Geroldseck.

21. Die Wallfahrt zu Dreien-Aehren. Nach Ichtersheim's Elsäss. Topographia, 1710. Eine Handvoll Staub aus der Klosterkirche unter die Getreidesaat gemengt, wirkt, nach dem Volksglauben, gedeihliche Aernte. Es sind noch mehrere andere Varianten dieser Sage in Umlauf.

22. Der Hirzsprung. S. meine Sagen des Elsasses (St. Gallen) S. 116.

23. Die Brüder von Rappoltstein. Ueber den beiden Schlössern Girsberg und St. Ulrich, liegt noch Hohrappoltstein; alle drei sind auf demselben Berge gelegen.

24. Graf Salen von Rosheim. Die nach der Volksüberlieferung erbaute Kirche ist St. Peter und St. Paul geweiht und eine der schönsten des Landes.

25. Die Sage vom Rohracker, bei Westhofen. Allverbreitete Sage in Westhofen und der Umgegend. S. Alsatia 1858–1861, S. 132: (Der Flecken Westhofen im Unterelsaß von Karl Heßmann.)

26. Die Spille, bei den Schlössern Ochsenstein. Die Sage ist eine Erinnerung an die Feen, aus denen das Volk später Hexen und andere Teufelsbuhlen machte. Das aufrechtstehende Felsstück heißt Spille, Kunkel; quenouille des fées in Burgund. Die Schlösser Ochsenstein liegen in der alten Grafschaft Dabo oder dem Dachsburger Lande.

27. Frau Itta von Lützelburg. In der Volkssage gilt Itta, Gattin Peter's von Lützelburg, für eine Hexe. Ihr Gatte ließ 1126 die Abtei St. Johann erbauen; Frau Itta hat die Urkunde mit unterschrieben.

28. Die Hexenschule, bei Zabern; also, oder auch Hexenloch, heißt eine unterhalb der St. Michaels-Kapelle gelegene Felsengrotte, an welcher die mitgetheilte Sage haftet.

29. Das Schellenmännlein von Ottendorf, ein Weinorakel, wie das „Weingeigerlein“ von Brunnstatt.

30. Die Kinder vom Spitzling; eine in der ganzen Umgegend bekannte Volkssage. Der Spitzling ist ein Hügel zwischen Kirrweiler und Buchsweiler, über welchen die Straßburger Straße zieht.

31. Entstehung des Dorfes Ueberach. Der Name des bei Pfaffenhofen gelegenen Dorfes Ueberach kömmt von über, jenseits, und Ach, Wasser her. Die Volkssage deutet ihn anders; gewiß ist es jedenfalls, daß das Dorf einst von flüchtigen Hugenotten gebaut worden ist.

32. Der Abt von Neuenburg. Die noch sonst, z. B. in Colmar, Bendorf, Mumpfwilbach (in der Schweiz), mit einigen Varianten verbreitete Sage, hat sich auch in Neuenburg, bei Uhlweiler, lokalisirt. Das Kreuz, von welchem in der vorletzten Strophe die Rede ist, heißt noch jetzt das Haberkreuz. Das Geschichtliche, so wie des Abts Ehrenrettung, s. in meinen »Sagen d. Elsasses« S. 312 u. 313. Illustrirt von J. Klein.

33. Das Thierkirchlein, zwischen der kleinen Mothbacher Mühle und dem Weg nach dem Schlosse Lichtenberg. Es wird noch jetzt nach dem Kirchlein gewallfahrtet; Besen und kleines Kupfergeld werden in eine Mauernische niedergelegt.

34. Der Kellermeister auf Arnsburg. Die letzten Besitzer des Schlosses waren die Edeln »Fäßler von Arnsburg«; sie führten ein goldenes Fäßchen im Wappenschilde. Diese und die folgende Sage erzählt das Volk.

35. Der Küfer von Falkenstein; ein Weinorakel, wie das Schellenmännlein von Ottendorf und das Brunnstatter Weingeigerlein. Die Felsenhöhle, in welche der Küfer gebannt sein soll, wird vom Volke das Küferkämmerlein genannt.

36. Der Geisen-Major. Die Begebenheit ist in den handschriftlichen Zusätzen zu Zeller's Topographie des Elsasses (Exemplar der Straßb. Stadtbibliothek) verzeichnet.

37. **Der Maidebrunn.** Hohenburg, ein Schloß hinter Lembach, gegen die baierische Gränze zu. Die Sage hat G. Schweighäuser zuerst mitgetheilt in den Antiquités du Bas-Rhin.

38. **König Heinrich II. und die Meisenlocker.** Heinrich II. hatte sein Lager 1002 vor Niederhausbergen aufgeschlagen. Das Stück, aus welchem geschossen worden, war eine 18 Schuh lange Feldschlange, die Meise genannt, wovon die Straßburger ihren Spitznamen Meisenlocker herschreiben.

39. **Gutenberg im St. Arbogastkloster, bei Straßburg.** An die Stelle des ehemaligen Klosters St. Arbogast ist seitdem das Gasthaus zum Grünen Berg getreten.

40. **Kaiser Heinrich II., der Heilige.** Derselbe verzichtete auf die Ehre als Chorherr im Münster aufgenommen zu werden; stiftete aber eine Pfründe für einen sein Amt vertretenden Chorherrn, welcher der Chorkönig genannt wurde; die Chorkönigspfründe bestand bis zur ersten französischen Revolution. — Bischof Werinhar oder Werner, von Habsburg, ist derselbe, welcher 1015 den Grundstein zu dem heutigen Münster legte; seine Bildsäule, von Friedrichs Künstlerhand, ist dem berühmten Uhrwerk gegenüber aufgestellt.

V.

Weinblüth-Phantasien auf Hohkönigsburg.

(Die vor den nachfolgenden Bemerkungen stehenden Zahlen, geben abermal die Nummern des Gedichtes an.)

1. **Königsburg, Hohkönigsburg,** die weitläufigste und herrlichste Burgruine der Vogesen, westlich von Schlettstadt, an der Gränzscheide des obern und untern Elsaßes, in einer der vorzüglichsten Weingegenden des Elsaßes gelegen.

215. **Hallensteiner Käperlein,** s. S. 203.

219. **Auch der Frankburg-Kellermeister,** s. S. 202.

229—232. Wolxheim. Der Wolxheimer Wein soll der gewöhnliche Tischwein Kaiser Napoleons I. gewesen sein, wenn er in Straßburg verweilte.

216—238. Die hier genannten Weine haben zu dem bekannten Volkssprache Anlaß gegeben:

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wanne,
Zu Türkheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land."

Die Reichenweiherer Rebenbesitzer fügen jedoch hinzu:

„Aber gegen den Reichenweiherer Sporen
Haben sie alle 's Spiel verloren."

Wadenbrecher. Etwas zu viel geschlürft, läßt der starke würzige Kitterle von Gebweiler zwar den Kopf frei, schlägt aber in die Waden und erschwert das Aufstehen und Fortgehen gewaltig.

Arnold läßt im Pfingstmontag den Großrathsherren Starkhans sagen:

. . . .
„Rangenwein, Olwiller, Finkenwein
[illegible]
[illegible]
'S Straßburger Wadebrecher!"

263. Finkenweingriß. Der Finkenberg, bei Molsheim, liefert einen der vorzüglichsten Weine des Unterelsaßes.

418. »Daß die Weinzahl zwischen vierzig,
»Zwischen fünfzig steh' . . . .«

Das Gedicht entstand im Frühling 1865; das folgende Jahr 1866 gab bekanntlich einen der besten Weine des Jahrhunderts.

432. »Aber reisalliäplem wenn . . . ;« das liebliche Wort reisalliäplem ist von Fischart im Gargantua gebraucht worden und verdient wohl erhalten zu werden.

Zu berichtigen:

S. 61. 10. Zeile v. u. statt „Geißeschals" l. Geißeschall

Vom Verfasser dieser Gedichte erschienen in der Verlagshandlung J. P. Risler u. Comp. in Mülhausen, und sind durch alle inländischen und ausländischen Buchhandlungen zu beziehen:

Alsatia, Beiträge zur Geschichte, Sage, Sitte und Sprache des Elsasses 1850—1861, 7 Bände; vom achten Bande ist die erste Hälfte bereits erschienen; die zweite im Drucke begriffen, wird im Laufe des Monats Jänner ausgegeben werden.

Der Aktuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Straßburg. 1855.

Der Kochersberg, ein landwirthschaftliches Bild aus dem Unter-Elsaß. 1857.

Der Hünerhubel und der Weiler Ell. 1859.

Das vordere Illthal (mit Titelbild und Kärtchen). 1861.

Chr. Fr. Pfeffel, der Historiker und Diplomat. 1859.

L'École militaire de Colmar pendant les années 1776–1779. 1859.

Elsässisches Volksbüchlein, 2. Auflage, erstes Bändchen 1859.

Jörg Wickram, Volksschriftsteller und Stifter der Colmarer Meistersängerschule im 16. Jahrhundert. 1860.

Sonst erschienen noch von Aug. Stöber u. A.: Die Sagen des Elsasses, 2. Auflage, bei Scheitlin und Zollikofer, St. Gallen. — Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim; — Beiträge zur Kenntniß des Volksaberglaubens im 15. Jahrhundert; Schweighauser'sche Verlagshandlung, Basel. — Pfeffels Gesang an die Nachwelt, nebst ungedruckten Briefen. C. Decker, Colmar.

Drei-Aehren

im

Ober-Elsaß.

Gedichte von August Stöber.

Neue vermehrte Auflage.

Straßburg,
Druck und Verlag von R. Schultz und Co.
(Berger-Levrault's Nachf.)
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des Elsasses.
1877.

Dem lieben Freunde
Dr. Prof. Fr. W. Bergmann
vom
Verfasser

Drei-Aehren.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Yo 14772

-34 2029-

Dem Andenken

des dahingeschiedenen Freundes

August Meßner

Den Drei-Aehren-Genossen und Freunden

Wilhelm Ph. Schimper — Hubert Kugler

Jakob Eck — Alfons Pick — Max Frey

gewidmet

Vorwort.

Daß dieses, zuerst im Sommer 1873 erschienene Büchlein, jetzt schon in zweiter, vermehrter Auflage erscheinen kann, verdankt es der gütigen Nachsicht der Freunde, die es sich erworben; mehr noch aber, den reichen Naturschönheiten, den geschichtlichen Merkwürdigkeiten selbst, die sich an die Drei-Aehren, diesen herrlichen Höhepunkt unseres theuren Elsasses, knüpfen.

Von einem Orte, den man lieb gewonnen hat, nimmt man gerne ein Andenken mit, zumal von den Bergen, wäre es nur ein duftiger Maien, oder ein Kränzlein von Haideblüten.

Mögen diese Blätter den Besuchern der Drei-Aehren ein solch schlichtes Andenken bieten; mögen sie bei ihnen, auch nach der Rückkehr in die Ebene, Erinnerungen an schön verlebte Tage erwecken und sie öfters zu ähnlichen Genüssen veranlassen.

Mit den Anmerkungen, welche am Ende des Bändchens beigefügt sind, versuchte es der Verfasser, den Drei-Aehren-Gästen den doppelten Dienst: als Führer zu den schönsten Punkten der Umgebung, und als geschichtlicher Erörterer von einigen derselben, zu erweisen.

Mülhausen, den 24. März 1877.

Der Verfasser.

Gruß in die Ferne.

Hier oben auf luftigem Bergesplan,
Von keinem Gärtner gebaut,
Da sprießet der Ginster, das Haidekraut,
Und Farren und Steinbrech und Enzian,
Mit blaßblauem Krönchen die Scabios',
Süßduftend am Strande die wilde Ros'.
Die allerschönsten, ich suche sie aus,
Ich will sie euch pflücken und winden zum Strauß.

Hier oben auf luftigem Bergesplan,
Da schallen die Lieder froh himmelan;
Es flötet die Amsel, die Meise piept,
Der Buchfink schmettert so laut's ihm beliebt:
So will ich denn singen frei, fröhlich auch,
Es fliege mein Lied im Windeshauch!
Es fliege hinaus über Berg und Thal
Und grüß euch, ihr Lieben, allzumal!

Herauf zu den Höhn!

Herauf zu den Höhn, wem der Sinn gesund,
Wem die Pulse jugendlich schlagen;
Wen zur Firn' hinan, wen zu Thales Grund
Die Füße stets rüstig noch tragen!

Herauf zu den Höhn, wem das Herz erquickt
Des Waldes gewaltiges Rauschen,
Und wen es entzückt und wen es beglückt
Den silbernen Quellen zu lauschen!

Zu lauschen des Wildes wechselndem Gang,
Des Spechtes hellknarrendem Picken,
Und fröhlich und selig vom Felsenhang
In den blauen Himmel zu blicken!

In den blauen Himmel, in's tiefe Thal
Und ringsum nach allerlei Wegen,
Und fernhin, so weit der sonnige Strahl
Versendet den goldenen Segen!

Die Wallfahrt-Legende.[1]

Nach Schiersheim's Elsässischer Topographia, 1701.

Aus des Dorfes Kirchlein schleichet, bangen Tritts, ein bleicher Mann,
Seine Haare sträuben wild sich — ach, daß er nicht beten kann!

Hat mit frevelhaftem Sinnen frech geraubt ein heilig Gut,
Und ihn treibet das Verbrechen und sein Antlitz loht wie Glut.

1 Siehe die Anmerkungen am Schlusse des Büchleins.

Also zieht er fluchend fürder, fluchend gegen Gott und Welt;
Fluchend greift er nach der Hostie, schleudert sie in's Aehrenfeld.

An drei Halmen bleibt sie hangen: Bienlein fliegen schnell herbei,
Bauen emsig drum die Waben, summen sanfte Melodei.

Aus den süßen Brombeerblüten ziehn sie frischen Honigsaft,
Können gar nicht ruhn und rasten, hüten treu die Himmelskraft.

Und allnächtlich schweben Klänge nieder zu dem sel'gen Ort;
Blumen öffnen sich und lauschen, Lüftchen trägt die Klänge fort.

Und die Wandrer die vom Thale still betreten jene Höhn,
Fühlen mild ihr Herz erschlossen, Himmelswonnen sie umwehn.

Betend wallt herauf ein Priester, weihet die beglückte Stell';
Bald umschließet die drei Aehren eine heilige Kapell'.

Fromme Einfalt trägt das Wunder weithin über Thal und Höhn,
Aus der Nähe, aus der Ferne kommen sie mit heißem Flehn.

Freundlich schaut das Kirchlein nieder, die Drei-Aehren, wohlbekannt,
Streuet reichen Aerntesegen auf das schöne Elsaland.

Warum zieht's dich nach Drei-Aehren?

„Warum zieht's dich nach Drei-Aehren,
Sprich, mein Freund, von Jahr zu Jahr?
Keine Heilquell' kann bewähren
Daß ein Kurort da fürwahr."

Wie du irrst, mein Freund! Hier fließen
Heilesquellen ohne Zahl,
Ihre Wunderkraft ergießen
Sie umher aus Berg und Thal.

Zwar kein zünft'ger Pharmazeute
Mischt die Tränklein, kocht den Brei:
Himmelblau kurirt die Leute
Von Beschwerden jederlei.

Aus den Haidenblüten saugen
Sie den besten Honigthee,
Und der Tannen Harzduft brauchen
Sie für Spleen und Herzensweh.

Thymian und Mentha laden
Rings sie ein zur Sommerkur,
Und das Kraut Heilallenschaden
Wächst auf unsrer Bergesflur.

Auch ein andrer Sorgenbrecher
Fließet hier stets frisch und rein:
Wackrer Becher, heb' den Becher
Voll von goldnem Alfawein!

Schlürf' ihn nur getrost hinunter
In der trauten Freunde Reihn,
Und es wär' das größte Wunder
Sollt'st du nicht geheilet sein!

Auf der Freude ros'gen Schwingen
Fliehn die Tage wonnig hin;
Freies Wort und heitres Singen
Lichten auch den trübsten Sinn.

Sieh, mein Freund, auf den Drei-Aehren
Blüht dieß Alles, Jahr für Jahr,
Und als Kurort drum bewähren
Sie sich mir stets wunderbar.

Der Bergwald.

Ich liebe dich, Wald,
An würziger Hald':
Wenn heimlich im Düstern
Die Blätter nur flüstern;
Wenn Bienlein umschwirren
Und Wildtauben girren;
Wenn farbig und sonnig,
Durchduftet und wonnig,
Die blühenden Ranken
Im Lenzhauche schwanken.
Ich liebe dich, Wald,
An würziger Hald'!

Ich liebe dich, Wald,
In Wetters Gewalt:
Wenn Stürme herbrausen
Und wild dich durchsausen;
Wenn schallend und hallend,
Von Felsen abprallend,
Die Donnerschläg' dröhnen,
Im Echo ertönen,
Die Eichen zersplittern,
Die Gründe erzittern.
Ich liebe dich, Wald,
In Wetters Gewalt!

Sonntagsfeier

im Drei-Aehren-Paradiese.[1]

25. August 1867.

Der Freundin A. F. geb. B.

Auf der Drei-Aehren prächt'ger Bergeshalde
Ziehn sich der Pfade viel nach Trift und Walde.
Soll' ich zum Belvedèr', wo zu erschauen
Des Münsterthales frische, duft'ge Auen,
Durch die des Fechtbachs muntre Wellen fließen,
Und wo uns Plixburg und Hohlandsperg grüßen?
Soll ich zum Frauenkopf die Schritte wenden?
Zum Rabenfels, längs Erika-Geländen,
Die weiß und lilafarbig dort erblühn,
Indeß am schwanken Zweig die Vogelbeeren glühn?

Soll ich hinauf, die Firn' des Galz ersteigen,
Wo sich des Rheinthals reiche Wunder zeigen,
Im Westen unsre Wasgauseen blinken,
Und der Hohnacke Doppelkulme winken;
Aus fernem Norden Straßburgs Münster blickt,
Vom Silberwiederstrahl des Rheins durchzückt?

*

's ist Sonntagmorgen, drum ich mir erkiese
Der Pfade schönsten der mich führt zum Paradiese.
Wie würzig duften sie, die feierlichen Räume,
Voll moosbedeckter dunkler Tannenbäume!
Kein Lüftchen regt die leichten Aetherschwingen;
Nur wilde Bienen summen, Drosseln singen
Im nahen Eichenhurst, deß grüne Dolden
Die Sonnenlichter feenhaft vergolden.
Und, da ich fürderwandle durch die Ranken,
Das Herz bewegt von trauten Festgedanken,
Tönt wonniglich herüber an mein Ohr
Ein heilig Psalmenlied, ein frommes Chor,
Das zögernd erst beginnet, sanft und leise,
Sich aufschwingt dann in voller Kirchenweise.

Ich nahe sacht', und durch der Zweige Schleier
Lausch' ich in Andacht still der Sonntagsfeier,
Die hier, in grüner Waldkirch', ungesehn,
Die Mutter mit den Kindern will begehn.
Geweihter Ort! gebenedeite Hallen!
Derweil zum Thal herauf die Glocken schallen,
Gießt durch die Wipfel die sich säuselnd regen,
Auf den geliebten Kreis der Himmel seinen Segen.

Abends auf dem Galz.[1]

Hier oben auf felsigem Raume,
Wo Geister der Vorzeit gehn,
Da flüstert's von Baume zu Baume,
In lindem, kühligem Wehn.

Ich blicke hinaus in die Ferne,
Zum Thalgrund und nach den Höhn,
Und sing' es und sag' es so gerne:
Mein Elsaß, wie bist du schön!

Wie herrlich sind deine Gefilde,
Ein Garten ist dein Bereich!
Drin kräftige Geistesgebilde
Stets blühen so segensreich!

Dort unten im duftigen Norden,
Wo Straßburgs Münster sich hebt,
Dort hat in den vollsten Accorden
Einst Gottfried's Leier gebebt.

Die Hohenburg blicket hernieder
Weit in die Lande dahin,
Dort sang ihre süßesten Lieder
Frau Herrad, die Aebtissin.

In Schlettstadt's Hochschule da lehrten
Rhenanus und Wimpheling,
Die machten ein End der verkehrten
Scholastik und anderm Geding.

Und Colmar — gebar's nicht den Blinden,
Den Pfeffel, deß lichter Geist,
Die Wege der Weisheit zu finden,
Den Seh'nden sinnig noch weist!

Und weiter, dort über dem Walde,
Liegt Ensisheim wohlbekannt,
Das bracht' uns den rühmlichen Balde,
Der deutsche Flaccus genannt.

Jetzt sinken die Schatten hernieder,
Es dunkelt in Wald und Flur;
Der Bergvöglein fröhliche Lieder
Sie zwitschern halbträumend nur.

Herab nun die waldigen Gänge,
Halbträumend zieh' ich dahin:
Im Herzen der Dichter Gesänge,
Im Herzen den Heimatsinn!

Das Alpenglühen vom Halz gesehen.[1]

Schon hat sich der Dämm'rung Schleier
Ueber Höh'n und Thal gelegt,
Und zur trauten Abendfeier
Flüsternd sich's im Walde regt.

Doch im Süden aus dem Dunkel,
Ob der Alpenfirnen Reihe,
Bricht ein rosenlicht Gefunkel
Lieblich wie Verklärungsschein.

Hehres Sinnbild! selbst die Nächte
Sind vom Himmelsgold durchglüht,
Wo der Freiheit heil'ge Rechte,
Wo ihr reicher Segen blüht!

Cfr. № 269

Bellevue.

Am östlichen Abhange des Thals.

Wenn sich das Auge satt gesehn
An prächt'ger Fernsicht weitem Raume,
So liebt der Sinn sich zu ergehn
In der begränzten Landschaft Saume.

Du heimlich Plätzchen, nahgerückt
Dem stillen, dunkeln Waldesthale,
Dem Wiesengrund den stets erquickt
Des Quellenbornes gefüllte Schale!

Die Häusergruppen wohlgemuth
Sich rings um ihre Kirchlein drängen,
Und drüber hin, in Sonnenglut,
Die Hügel mit den Rebengängen.

*

Das Winzerschloß im Morgenschein,
Im Windeshauch die Fruchtgefilde,
Des Simmenberges duft'ger Rain —
Sind's Bilder nicht zu schönem Bilde!

Der Wöchnerin Wiederkehr.[1]

Sage vom Dorf Ingersleben.

1.

Der Schnee liegt draußen kalt und dicht;
Im Kämmerlein, beim Lampenlicht,
In später, stiller Mitternacht,
Der Vater bei dem Säugling wacht.

Er sitzt allein; vom Schmerz gedrückt,
Er unverwandt zur Wiege blickt:
Denn, die den Säugling erst ihm gab,
Liegt unterm Schnee im tiefen Grab.

Vom Wachen und vom Weinen matt,
Der Schlaf ihn übernommen hat,
Schließt mild ihm zu der kurzen Ruh'
Die müden Augenlider zu.

Da öffnet sich die Thüre leis,
Und sieh! — in Linnen schimmerndweiß,
Mit unhörbarem Geisterschritt,
Ein Frauenbild zur Wiege tritt.

Das Kindlein hebt in süßer Lust
Sie an die treue Mutterbrust,
Wiegt in den Armen weich und lind
Ihr einz'ges, ihr verlassnes Kind.

Und als gewartet sie der Pflicht,
Die ruhn sie ließ im Grabe nicht,
Legt sie die weiße Hand auf's Herz
Dem, den sie ließ mit seinem Schmerz.

Dann, segnend beide, schwebt sie fort,
Ihr Walten ist an anderm Ort.
— Auf fährt der Mann aus bangem Traum,
Verzieht die kurze Rast sich kaum.

Er eilt zur Wieg' in hast'gem Lauf,
Er hebt sein liebes Kindlein auf:
Das lächelt an ihn wohlgemuth —
Es war ja in der besten Hut!

Der Katzenthaler.*

Bei Katzenthal, am Sonnenrain,
Da steh'n im Flor die Reben,
Die einen süßen, goldnen Wein
Für durst'ge Kehlen geben.

Laßt euch ihn munden frisch vom Faß,
Da schmeckt er stets am besten;
Er glänzt so hell im vollen Glas
Und lächelt zu den Gästen!

Die Gäste schlürfen alle gut,
Die Stunden fliegen schneller;
Der Wirth nichts Böses sonst noch thut,
Wie oft er muß zum Keller.

Da steht der Mond am Himmel hoch,
Lacht durch die runden Scheiben,
Er denkt: wie lange werden 's noch
Die Immerdurst'gen treiben?

*

Mit Gebenthaler-Traubenblut,
Habt Acht! läßt sich nicht spaßen,
Vom Kopf zum Fuß rinnt es wie Glut,
Führt euch durch krumme Gassen.

*

Und mancher aus dem Zecherheer
Wacht auf in dumpfer Kammer,
Ihm ist so bang, ihm drückt so schwer —
Der Gebenthaler-Jammer.

Nebellandschaft,

vom Belvédère gesehen.[1]

Wie aus Silberschaum gewoben
Liegt der Nebel rings im Thal,
Deckt die Ebne, und hier oben
Stehn wir hell im Sonnenstrahl.

Fröstelnd gehn die Menschlein drunten
Tief in Mäntel noch gehüllt,
Harrend bis nach trüben Stunden,
Warm und licht die Luft sich füllt.

Sieh', schon trennen sich die Räume!
Aus dem Riß, dem Nebelgrau,
Heben Kirchlein sich und Bäume
Wie verklärt zum Himmelblau.

Und ein Dörflein nach dem andern
Schüttelt ab den duft'gen Flor;
Hier zur Arbeit, dort zum Wandern,
Oeffnet Thüre sich und Thor.

Grüß euch Gott! und schenk' euch Segen,
So zum Fleiß, zur Wanderlust!
Beide würz' euch allerwegen
Frohes Lied aus voller Brust!

Das weiße Fräulein

vom Schloß Pitsburg.*

Volkssage.

In warmer stiller Mondesnacht,
Im Felsengrab die Maid erwacht.

Von Pitsburg kommt sie, durch den Wald,
Ein weißer Schleier sie umwallt.

Doch drunten an dem Fechtbach klar
Löst sie das reiche goldne Haar.

Und bückt sich nieder in die Flut,
Zu kühlen ihres Herzens Glut.

Sie harrt und harrt viel Jahre her
Auf des Geliebten Wiederkehr,

Und schickt der Grüß' und Küsse viel,
Die sind der losen Lüfte Spiel.

Bang blickt sie weit ins Thal hinein:
„Läßt Er denn ewig mich allein?“

Und wieder jammernd bergauf wallt
Im Mondeslicht die Schmerzgestalt.

In der Solitude.*

Wenn schwüle Lüfte drückend liegen
Auf unsrer Berghöh' um und um,
Die Wipfel kaum sich flüsternd wiegen,
So weiß ich mir ein Heiligthum.

Da, fern vom fröhlichen Gewühle,
Einsame Stille mich beglückt,
In tannenduft'ger Waldeskühle,
Die Leib und Seele gleich erquickt.

Besel'gend ist's in engern Schranken
Sich sammeln zu erneutem Thun
Und in den eigenen Gedanken
Vertieft und träumend auszuruhn.

Auf der Steinbank der Surprise.

Am nördlichen Abhang des Frauenkopfes.*

Komm', Freund, laß hier auf diese Bank uns setzen,
Die Blicke an der Bergrundschau zu letzen!
Hoh-Königsburg, sei uns gegrüßt im Wälderkranz,
Hoh-Rappoltstein im Morgensonnenglanz!
Der Tännchel hebt das stolze Haupt empor,
Schloß Bilstein bricht aus düstrer Tannen Flor.
Altweiher's Häuschen dort auf hoher Firne liegen
Und hier sich sanft an Wiesenbachten schmiegen.

Doch, drunten wo das dunkle Waldthal mündet
In reiche Ebne, frisch und hell verkündet
Ein Lied aus voller, kerngesunder Brust,
Der rüst'gen Wandrer frohe Sangeslust.
Ja, singt! laut hall' es von der Felsenwand,
Und halle wieder: Hoch dem Heimatland!

Die Waldwiese.

Am Weg nach dem Chaos.

Den Wald begränzt der Wiesenraum,
Die Wiese ruht am Waldessaum.
Wie flüstert's heimlich im Gebüsch!
Wie lacht der Anger duftig, frisch!
Waldvogel singt so erbaulich,
Die Blume schaut so vertraulich.
Sie nickt den Gruß in's wald'ge Haus
Und jener singt den Gruß heraus.
Sind die Kinder so einträchtiglich,
Gewiß nicht zanken die Alten sich;
Ja, Wald und Wiese, jederzeit
Seid ihr die besten Nachbarsleut'!

Das Chaos.[*]

Es engt der Pfad sich immer dunkler ein,
Durch schwanke Zweige spärlich nur gelichtet.
Ei, welch ein Graus von wildem Felsgestein,
Im Bergeswald chaotisch aufgeschichtet!

*

Die plumpen Riesen haben da ihr Spiel,
Zur Kurzweil, nach dem Humpenfest, getrieben;
Zerschmetternd, schleudernd, ohne Maas und Ziel,
Die Felsenballen ringsum nach Belieben.

*

Doch eine mächt'ge Königin zuletzt,
Sie macht' dem Spiel ein End', das sie begonnen;
Hat an die Zauberspindel sich gesetzt
Und alle Felsenstücke übersponnen.

Aus Oxalis, aus Polypodium,
Hat grüne Teppiche sie zart gewoben,
Und weiche Moose legt' sie um und um,
Draus blaue Blumenglocken sich erhoben.

Dank dir, Natur, du mächt'ge Königin,
Du waltest, du versöhnest allerwegen!
Hat finstre Macht geschreckt den zagen Sinn,
So tröstest du ihn bald mit reichem Segen.

La Roche du Corbeau.

Es hausten einst Herren hier oben
Auf moosiger Felsenwand;
Längst sind sie alle zerstoben,
Sie flogen als Raben in's Land.

Und wo einst die Herlein im Tanze
Sich drehten beim Mondenschein,
Da sieht im sonnigen Glanze
Der Frauen holdblühender Reihn.

Die Augen sie leuchten so helle,
Die Lieder verlocken den Sinn;
Im Reihn sitzt, o hüt' dich, Geselle!
Manch' liebliche Zauberin.

Auf der Fia-Côte.

Oberhalb des Dorfes La Baroche.[13]

Du traute Stelle, zwischen Felsgestein
Und würz'gem Tannenhurst, an moos'gem Rain,
Sei uns willkomm, nach kurzer Wandrung Mühe,
Willkomm in feierlicher Sonntagsfrühe!
Das Panorama dehnt die Ringe weit
Hier aus, in goldner Sonnenherrlichkeit:
Im Westen drüben recken sich die Riesen,
Die Firnen, wo die blauen Seeen fließen;
Und, Kindlein gleich in zarten Mutterarmen,
Die Häuschen all' im Morgenglanz erwarmen;
Weißblinkend zwischen Baumgebüschen, diese
Und andre auf dem frischen Grund der Wiese.
Der Hohenacke stolze Häupter heben
Frei aus dem Dufte sich empor; es schweben
Am Cra-Berg Silberwölkchen friedlich hin
Und leicht mit ihnen zieht der heitre Sinn.

Jetzt aber tönen tief aus Thalesgrunde
Die Feierglocken, und rings in der Runde
Regt sich's auf allen Höhn; von allen Pfaden
Herab strömt Jung und Alt, vom heil'gen Klang geladen
Seht, wie sie eilen! ihres Kirchleins Raum,
Er faßt die Schaar der gläub'gen Beter kaum.
Die Orgel tönt; die Chorgesänge schallen,
Wie rein und voll sie aus der Tiefe wallen!
Sie wallen auf zu uns. Und wenn in andern Weisen,
Als unsre, sie den Herrn der Welten preisen, —
Es gilt demselben Gott, der seines Himmels Bogen,
Der Liebe Bogen, über alles Land gezogen!

Der Riese vom Hohnack. [11]

Ich weiß nicht ob mit Lust und Wohlbehagen
Du dich gestreckt auf deinen Sandblockschragen,
Du Hohnack-Riese, aus uralter Zeit,
Prachtexemplar vergangner Herrlichkeit!
Am Kessel der zu deinen Füßen dampft,
Am Hexenkessel, sitzt und schwitzt und stampft
Ein Hexenweib, um deine alten Knochen
Mit Zauberkräutern wieder jung zu kochen.
Vergebne Müh'! vergebnen Eifers Glühe!
Der Qualm dien' dir zur Schlaf- und Uebelmühe,
Und, thut dir's wohl, laß hohl wie Donnerdröhnen.
Dem Grolle Luft durch Brummen und durch Stöhnen!

Horch, wie im Thal das Dampfroß pfeift und braust,
Auf Sturmesfitt'gen durch die Gauen saust!
Im Fluge grüßt's die waldumkränzten Raine,
Das Rebgeländ' im goldnen Sonnenscheine,
Die Dörflein rechts und links am Fechtbachrand,
Die Hütten drüber auf der Felsenwand;
Und, wie ein Pfeil entschnellt des Jägers Bogen,
Ist's zu der Berge Füßen schon geflogen.

Vorüber ist die alte Riesenzeit!
Die neue strahlt in junger Herrlichkeit;
Kein Ziel ist ihr gesteckt; sie regt die Schwingen,
Das Weltgeheimniß siegreich zu durchdringen!

La Fontaine Brian.

Am südwestlichen Abhang des Hohnack's. [1]

„Ihr Herrn und Frau'n, gegrüßet sei't
In meiner Waldeseinsamkeit!
Ihr Jungfrau'n hold, ihr wilden Knaben,
Mein Wässerlein soll Alle laben.
Setzt euch in's Moos, auf's Felsgestein,
Und singt und lacht und plaudert drein!
Die Tannen schütteln Zapfen viel,
Ich gönn' sie euch zum lust'gen Spiel,
Und Haidenblüt' und Haidelbeeren
Will ich von Herzen gern bescheeren.
Doch hab' ich Andres noch zu thun,
Darf nicht hier oben müssig ruhn;

Ich muß in's Thal hinunter fließen,
In's Schwesterlein, die Fecht, mich gießen;
Ich muß mit ihr die bunten Auen
Mit frischem Quellenguß bethauen,
Das Mühlrad und die Säge treiben,
Daß sie in munterm Gange bleiben.
Ihr lacht kopfschüttelnd in die Rund',
Ihr glaubt ich thu' euch Märchen kund,
Weil ich ein dürftig Wässerlein. —
Doch wißt! Nichts ist zu schwach und klein,
's kann in der Welt doch Etwas sein."

Graf Ulrich von Pfirt.[13]

1233.

Sage vom Schloß Hohnack.

Im Schloß Hohnack, zu später Nacht,
Von Pfirt Graf Friederich noch wacht;
An Volk und Land und Gut einst reich,
Gefangen jetzt, dem Aermsten gleich.

Gefangen auf des Sohns Geheiß,
Im Bußgewand, der schwache Greis,
Im feuchten Thurme, frostigkalt,
Die blasse, hagre Grabgestalt!

Da knarrt der Thüre Angel grell,
Herein tritt frech der Mordgesell —
Der Sohn, Graf Ulrich: „Mach bereit
Zum Tode dich, aus ist die Zeit!

„Du hast's verschuldet arg und schwer,
Geschändet unsres Wappens Ehr',
Da baarfuß, mit geschornem Haar,
Du dich gebückt dem Harneskar!

„Gebückt dich unter Bischofszwang,
Am Halse den Verbrecherstrang!
Fahr' hin, fahr' hin! Im Blute dein
Nur wascht das Pfirter Haus sich rein!"

Kein Auge sah die finstre That,
Kein Zeuge kündet' den Verrath.
Der Vatermörder schnell entweicht
Eh' noch des Mondes Schimmer bleicht.

Doch als der Mord ward offenbar,
Versammelt er die Söldnerschaar:
„Den Mörder, ruft er, kenn' ich gut —
Es ist des Vaters eigen Blut!

„Mein Bruder ist's der, wie bekannt,
Vom Grimm, der Grimmel stets genannt;
Gebunden sei der freple Wicht,
Gestellt vor ritterlich Gericht!"

Und, auf des Vatermörders Eid,
Gibt das Gericht den Spruchbescheid:
„Graf Ludwig, gegen dich erkannt
Ist Schwertestod durch Henkershand!"

Umsonst ist seines Herzens Schrei:
„Ich bin vom Vatermorde frei!
Statt ein's, habt ihr der Opfer zwei,
Gott meiner Unschuld Zeuge sei!"

Jetzt vom Schloß Pfirt, als Herr allein,
Blickt Ulrich weit in's Land hinein:
„Mein auf den Höhn, mein sind im Thal,
So Städt' als Dörfer allzumal!

„Mir folgen Ritter hoch zu Roß,
Mir folgt der treuen Knechte Troß;
Und wieder weht in Glanz und Ehr'
Der Grafschaft Banner stolz und hehr!"

So schwindet eilig Jahr um Jahr,
Herr Ulrich steht im Greisenhaar;
Getrunken ist der Freudenwein,
Erblaßt des Glückes goldner Schein.

Auf's Leidenslager hingestreckt,
Hat ein Gedank' ihn aufgeschreckt:
„Kann Vatermord, kann Brudermord
Verbleiben ungesühnt sofort?"

Der schwersten Sünde sich bewußt,
Schlägt er voll Reu' die bange Brust,
Und aus der Lützeler Abtei
Ruft einen Beicht'ger er herbei.

Vor Gott und vor Maria rein
Nennt er als Mörder — sich allein!
Da bricht im Tod des Auges Schein.
Gott mög' der Seele gnädig sein!

Waldmeister.

Asperula odorata.

Rings durch alle Waldeswege,
Durch die saftigen Gehege,
Dringt ein wundersüßer Duft
In die frische Lenzesluft.
Dank dafür, Waldmeisterlein,
Hoch sollst du gepriesen sein!
Deine milden Gaben
Werden uns erlaben,
Groß und klein,
In dem würz'gen Maienwein.

Rothe und weiße Haidenblüte.

Was suchst du dich so müde
Wohl auf und ab die Höhn,
Nach weißer Haidenblüte?
Die ros'ge ist so schön!

Sieh, zu den Blütenlippen
Die Bienlein emsig ziehn
Und süßen Honig nippen
Und summen froh dahin!

So frisch im Sonnenglanze
Steht sie in dichten Reihn,
Und füget sich dem Kranze
So wunderlieblich ein.

„Auch mir lacht hold entgegen
Das ros'ge Blütenkind,
Das hier ich allerwegen
Im reichsten Flore find'.

„Stünd' mir so nah das weiße —
Sucht' ich das ros'ge auf:
Das ist so Menschenweise,
Das ist so Weltenlauf!

„Wir gehn an manchem Gute,
Das nahe liegt dem Blick,
Vorbei mit leichtem Muthe
Und suchen fernes Glück."

Parnassia palustris.

Am Fuße des Hohnack's.

Die bunten Kinder der Natur
Sind längst im Sonnenbrand verglüht,
Doch ist auf hoher Wiesenflur
Ein zartes Blümchen noch erblüht.

Du bist's, dem Waldessaume nah',
Hebst aus dem Moosgrund licht und mild
Den Silberkelch, Parnassia,
Du, reinen Sinnes lieblich Bild.

Viola tricolor grandiflora.

(Pensée des Vosges. Denkeblümlein. Kirschleger.)

Am weißen See.

Wer hat so reich mit zarter Hand
Dich hingestreut an Seees Rand,
Ringsum auf hoher Bergesau,
Du Blümchen weiß und gelb und blau,
Schön wie im schönsten Gartenflor,
Viola tricolor?

Das that mit liebevollem Sinn
Der Wassernixen Königin:
Gedenket mein! gedenket mein!
Rief sie und sank zur Flut hinein —
Da blüht' ich tausendfach hervor,
Viola tricolor."

(S. 36 S.)

Arnica montana.**

(Plantain des Vosges. Wohlverleih. Kirschleger.)

Auf der Hochebene über den See'n.

Hoch und höher stets hinauf
Geht des rüst'gen Wandrers Lauf,
In des Wiesbergs tief'gem Grat
Bahnt er selber sich den Pfad.

Weithin unterm Himmelblau
Dehnt sich die Torfmoosaue,
Mit der wilden Arnica
Uebersä't fern und nah.

Wie im Windeshauch sie hold
Wiegt des Strahlenkelches Gold!
So in rechter Blumenlust,
Ihrer Heilkraft sich bewußt.

*

Wunden stillt sie mancherlei,
Heißt drum sinnig — Wohlverleih.
Wohl verleih' auch du dem Schmerz,
Wo du kannst, o Menschenherz!

Sonnwendnacht.

Auf dem Platze vor dem Tore.

Ist des Wanderns noch kein Ende,
War nicht lang genug der Tag?
Nein, es bringt die Nacht zur Spende
Was ihr *Schönes* nur vermag!

Auch die Nacht hat reiches Leben,
Oeffnet Herz und Augen hell!
Frisch hinaus! was will es geben?
Springt ein neuer *Freudenquell*!

Seht, es bricht ein Glanzgefunkel
Ob des Paradieses Wald;
Aus geheimnißvollem Dunkel
Steigt der Vollmond alsobald.

*

Weithin wirft die Silberlichter
Er umher in Berg und Thal,
Füllt, ein lichtromantischer Dichter,
Alles rings mit Zauberstrahl.

*

In den Zweigen hin und wieder
Wiegt er sich im sanften Wind;
Mit dem Springquell auf und nieder
Spielt er wie ein fröhlich Kind.

*

Allerquickend weh'n die Düfte
Aus dem üpp'gen Rosenstrauch,
Und Reseda in die Lüfte
Streu'n den süßen Blütenhauch.

Flattervolk, Phalänen, schwirren
Kreisend um manch Blumenherz,
Und die wilden Tauben girren
Halb in Wonne, halb in Schmerz.

Und im Busch, auf duft'gem Flieder,
Sind die Vöglein auch erwacht,
Zwitschern leis nur ihre Lieder
In die prächt'ge Mondennacht.

Drum hinaus, es glänzt so milde
Der verklärte Sternenraum!
Seine schönsten Lichtgebilde
Weben wir in sel'gen Traum.

Fee Carabos

auf den Drei Aehren.

Wahrheit und Dichtung.

Es sandte die Sonne den goldenen Strahl
Auf des Berges liebliche Halde;
Es glänzten die Höh'n, es glänzte das Thal,
Die Vögel sangen im Walde.
Da, einsmals verschwindet das himmlische Li
Im Walde die Lieder verhallen:
Aus schwarzem Gewölke, hell und dicht,
Die Tropfen rauschen und fallen.
Eine Fee, eine schlimme, warf das Loos.
Carabos, Carabos,
Deine Tücke war groß!

Der Frauen, der Fräulein mannige Schaar,
Sie stieg zu der duftigen Wiese:
Daß in den Becher, so süß und klar,
Der labende Milchtrank fließe.
Da einsmals, — war's nur ein böser Traum? —
Da schütteln sich Alle voll Schauer:
Denn grau ist und trüb der milchige Schaum,
Wie Essig so scharf und so sauer.
Eine Fee, eine schlimme, warf das Loos.
Carabos, Carabos,
Deine Tücke war groß!

An des Tisches traulem, freundlichem Ort,
Da flog durch die Reihen der Gäste
Manch heiteres, leichtgeflügeltes Wort;
Man lacht' und man scherzt' auf das Beste.
Da, einsmals verstummt' der geschäftige Mund,
Er schwieg wie das böse Gewissen;
Es brachte die Hand zum hungrigen Schlund
Versalz'ne, versauerte Bissen.
Eine Fee, eine schlimme, warf das Loos.
Carabos, Carabos,
Deine Tücke war groß!

Doch, einsmals schien wieder auf Berg und Thal
Die Sonne, die Vöglein sangen;
Die Milch floß wieder süß allzumal,
Gar süße die Lieder erklangen.

Woher die Wandlung? — Ich will euch vertrau'n
Was gewendet das Zagen und Klagen:
Der Unhold fuhr fort im Morgengrau'n,
Auf drachenbespanntem Wagen.

Der Fee, der schlimmen, sind wir los!
Carabos, Carabos,
Deine Tücke war groß!

Nächtliches Abenteuer

im alten Hotel, Zimmer Nr. 2.[*]

14. August 1872.

„Die Ratte die raschle so lange sie mag,
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!“

Goethe.

Was, Ratte? Ich bitte mir's förmlich aus
Mich etwas Beßres zu achten!
Ich bin eine feine, gelehrte Maus
Und nicht auf Speck geht mein Trachten.

Was, Bröselein? Auch auf Bröselein nicht
Und nicht auf Bröcklein noch Brocken:
Ich lab' mich im silbernen Mondenlicht —
An eines Gelehrten Socken.

Denn gelehrt ist er, vom Kopf bis zum Fuß,
Drum sind's gewiß auch die Socken!
Und die will ich mir, zu geist'gem Genuß,
In meine Suppe zerbrocken.

Der Briefbote.

«Le facteur! le facteur!»

Aus Ost und West, aus Süd und Nord,
Brieftauben fliegen fort und fort.
Der Bote kommt gegangen,
Er hat die Tauben gefangen,
Und aus dem wohlverwahrten Sack
Zieht er den räthselvollen Pack.
Drum eilt auch Alles, Groß und Klein,
Umstürmet ihn in bunten Reihn.
Es klopft das Herz:
Freud' oder Schmerz?
Hier, ros'ger Rand —
Der Liebe Pfand!
Dort, Trauerband —
Ein Pilger schwand!

So lautet in die Runde
Die Kunde
Von froher und von trüber Stunde,
Wie 's eben sich begeben
Im wechselvollen Leben.
Wir rufen mit den Frohen: Heil!
Wir nehmen treu am Leide Theil;
Des Dichters Spruch erfüllt das Herz:
„Getheilte Freud' ist doppelt Freud',
„Getheilter Schmerz ist halber Schmerz!“

Zum Abschied.

Scharf weht der Wind, es röthen sich die Zweige,
Im Wiesengrund die Herbstzeitlose blinkt;
Die holden Sommertage gehn zur Neige,
In matterm Schein die Sonne niedersinkt.

Wie bald, wie bald hat alle Lust ein Ende!
Hier, wie im Leben, heißt die Losung: fort!
Lebt wohl! Wir reichen treulich uns die Hände —
Auf Wiedersehn! ist unser tröstlich Wort.

Anmerkungen.

Der Bergplan auf welchem sich das Kloster und die Wallfahrtkirche U. L. F. zu den **Drei-Aehren** befindet, nebst zwei größeren Gasthöfen, dem Hôtel aux Trois-Épis und dem Hôtel des Trois-Rois, sowie einigen Wirthshäusern und Privatgebäuden, erhebt sich 582 Meter über die Meeresfläche und gehört zu den drei Gemeinden Ammersweiher, Niedermorschweiher und Türkheim. Die Wallfahrtkirche wurde bis zu Ende des Jahres 1874 von den Missionaren „des kostbaren Blutes Jesu" verwaltet; seitdem ist diese Sorge zwei Weltgeistlichen übertragen. Als Sommerstation zählen die Drei-Aehren zu den schönsten Punkten des ganzen Rheinthals.

I.

Die **Wallfahrt-Legende**. Außer dieser frommen, nach Ichtersheims Elsässischer Topographie behandelten Sage, sind noch einige andere in Umlauf. Die von den Pilgern als wirkliche Begebenheit angenommene, ist folgende:

„Ein Schmied von Orben, Namens Dietrich Schöre, begab

sich den 14. September 1491 zu Pferd aus seinem Orte nac
Niedermorschweiher, um auf dem Markte daselbst Getreid
zu kaufen. Da gelangte er, oben auf dem Bergplane, z
einem alten Eichbaume, in dessen mächtigem Stamme da
Bild „der schmerzhaften Mutter" aufgestellt war. Bei seinem
Anblicke stieg der fromme Mann vom Pferde, kniete niede
und sprach ein herzliches Gebet für die Seele eines armen
Mähders, der in demselben Jahr an dieser Stelle durc
einen Schlangenbiß um's Leben gekommen war und zu desse
Andenken jenes Bild von dessen Freunden und Verwandten
gestiftet worden. Siehe, da füllte sich der Raum um di
Eiche plötzlich mit rosenlichtem Glanze, und vor ihm stan
die Himmelskönigin selbst, in weißem strahlendem Gewande
In der rechten Hand hielt sie einen Fruchtstengel aus den
drei Aehren sich erhoben; in der linken, einen Eis
zapfen. Mit sanften eindringlichen Worten belehrte Mari
den Mann über die Bedeutung der sinnbildlichen Zeichen
die sie in den Händen trug: Fruchtbarkeit und Segen alle
Art verkünden die drei Aehren den Umwohnern, wenn si
ihre Sünden bereuen und sich zu besserm Lebenswandel be
kehren wollen; der Eiszapfen aber bedroht sie mit Krank
heiten, Hagel und Miswachs, im Falle sie unbußfertig i
ihren Sünden beharrten. „Gehe dahin, setzte sie hinzu

verkündige den Leuten drunten was Du gesehn und gehört· ermahne sie zur Reue, zu guten Werken und Bittgängen.“ Mit diesen Worten verschwand die glänzende Erscheinung.

„Schöre ritt in Gedanken über dieselbe versunken und übe den Auftrag, den er erhalten, langsam den Berg hinab.

„In Niedermorschweiher angelangt, begab er sich auf de vielbesuchten Markt; allein er getraute sich nicht Jemande von seiner Erscheinung und von dem aufgetragenen Befehl zu sprechen, aus Furcht man möchte ihm keinen Glauben bei messen und seiner nur spotten.

„Er kaufte also sein Getreide und schickte sich an den volle Sack auf sein Pferd zu laden, wie er dieß immer gethan Allein trotz aller Kraft, die er anwandte, konnte er den Sac nicht von der Erde bewegen. Er rief einen Bekannten dann mehrere andere zu Hülfe; auch ihren vereinten An strengungen wollte es nicht gelingen den Sack emporzuheben

„Jetzt aber durchfuhr ihn plötzlich der Gedanke an di Erscheinung auf dem Berge und an den Befehl der heilige Jungfrau, den er aus Menschenfurcht verheimlicht hatte Er fiel auf seine Knie nieder, bat Maria inbrünstig un Vergebung und verkündete allem Volke was er gesehn un gehört und rief alle zur Buße auf. Nun trat er wieder z seinem Pferde und siehe, der Sack ließ sich wie sonst mi

leichter Mühe aufladen und getrost ritt Schöre seinem Wo
orte zu.“

Seine Erzählung wurde nach und nach in der gan
Umgegend bekannt; Buß- und Bittgänge wurden in al
Dorfschaften gehalten. An der Stelle wo der Eichbaum
dem Gnadenbilde gestanden, erhob sich bald nachher e
Kapelle, die der heiligen Jungfrau zu den Drei-Aehr
geweiht wurde und später die Erbauung einer Kirche u
eines Klosters veranlaßte.

2.

Sonntagsfeier im Drei-Aehren-Paradies
Paradies heißt ein von mehreren Pfaden durchkreuzte
mit Ruhebänken versehener Tannenwald und Eichenhurs
östlich und nordöstlich vom Hôtel aux Trois-Épis, der als de
beliebteste Spaziergang in nächster Nähe, zu allen Tageszeite
vielfach besucht wird.

3.

Abends auf dem Galz. Der Weg zum Galz, nord
östlich vom Hotel, führt durch's Paradies oder oberhalb dem
selben hin, beim Bras de fer vorbei; eine Inschrift auf einem

Steine weist den Pfad nach der Höhe. Auf dem von einem Steinkreis umgebenen Gipfel dieses 740 Meter hohen Berges genießt man der herrlichsten Rundsicht, östlich: nach der Ebene, vom Straßburger Münster an bis zum Fuß des obern Jura's, und vom östlichen Abhang der Vogesen bis über den Rhein und den Kaiserstuhl bis zum Schwarzwald, mit unzähligen Ortschaften: — westlich nach den hohen Bergrücken in deren Vertiefungen der weiße und der schwarze See in stiller Einsamkeit fluten; auf den nähern Höhen weißblinkende Häusergruppen oder einzelne Höfe. Die vogesischen Burgruinen, die man von der Galzspitze aus sehn kann, sind, vom Norden beginnend: Ortenberg, am Eingang des Leberthales; die Hohkönigsburg; die Rappoltsteiner Schlösser; Bilstein, oberhalb Hunaweiher; Wineck, bei Katzenthal, — Plixburg; Hohlandsperg, Egisheim und Schrankenfels, südwärts.

4.

Das Alpenglühen, vom Galz gesehn. Dieses prachtvolle Schauspiel sieht man schon vom Hotel aus, oft auch bei Sonnenaufgang, wo dann der gefällige Gastwirth das Zeichen dazu durch Klopfen an den Thüren gibt, mit den Worten: On voit les Alpes!

5.

Ingersheim ist ein schöner Marktflecken an der Fecht und an der Bergstraße gelegen. Fußgänger nehmen, von Colmar aus, gerne den Weg zu den Drei-Aehren hierdurch und über Niedermorschweiher.

Es ist ein hie und da verbreiteter Volksglaube, daß verstorbene Wöchnerinnen, noch sechs Wochen nach ihrem Tode, allnächtlich die verlassenen Säuglinge besuchen und stillen. Man muß ihnen deswegen ein Paar Schuhe anlegen, denn es heißt „sie müssen über spitzige Steine, durch Disteln und Dornen." Ueber diese und noch einige andere Ingersheimer Volkssagen, s. meine Sagen des Elsasses, St. Gallen, 2. Aufl., S. 97—101.

6.

Katzenthal, ein altes elsässisches Dörfchen, über dem sich das schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts zerstörte Schloß Wineck erhebt, ein ehemaliges Lehen des Grafen von Pfirt. Von der Bellevue aus wendet sich der Waldweg rechts und führt in einer kleinen halben Stunde nach dem Dörfchen.

Der Katzenthaler Wein war schon in alten Zeiten berühmt, auch preist ihn der Straßburger Satyriker Johann Fischart, in folgenden Reimen:

> O Katzenthaler und Lüppelsperger von Reichenweyer,
> Wie halten euch meine Lippen so theuer!

7.

Nebellandschaft vom Belvédère gesehn. Das Belvédère bildet den südlichen Abhang des 735 Meter hohen Frauenkopfes; es ist wenige Minuten vom Drei-Aehren-Plateau entfernt und bietet eine herrliche Aussicht in den Anfang des Münsterthals, nach den über den Pachthöfen von St. Gilles gelegenen Schlössern Plixburg und Hohlandsperg, hinter welch letzterem die beiden höchsten der drei Warttthürme von Egisheim hervorschauen; über die von der künstlichen Bergstraße verschlungenen Windungen hinaus, nach der Rheinebene; westlich und nordwestlich nach den Wasgaubergen.

8.

Das Schloß Plixburg liegt am Eingange des Münsterthals auf einem kleinen Vorberge unterhalb des Schlosses

Hohlandsperg. Sein Ursprung ist unbekannt, fällt aber wahrscheinlich in die Zeit der Hohenstaufen. Die älteste Meldung davon befindet sich in den Colmarer Dominikaner-Annalen, in welchen, zum J. 1276, die Meldung vom Tode der Gattin des elsässischen Landvogts Wernher von Hattstatt, einer Tochter Ulrich's von Pfirt, verzeichnet ist. S. über Plixburg noch: Sagen des Elsasses, S. 89, und Alsatia 1868–1872, S. 419 u. f., wo das, im Colmarer Bezirks-Archiv im Original vorhandene, merkwürdige Testament Wilhelm's von Plixburg, vom J. 1513, abgedruckt ist.

9.

Um zur Solitude zu gelangen, schlägt man die neue prachtvolle Straße nach Urbeis ein, links vom Chalet Hartmann, und geht etwa 20 Minuten vorwärts bis zu einem Punkte, wo sich linker Hand ein Felsblock befindet, mit Bezeichnung des Weges; weiterhin, immer links, ist ein zweiter mit dem Namen Solitude. Nachdem man sich dort ausgeruht, kehrt man auf demselben Pfade zurück und geht der Meierei zu, bis ein Stein die Aufschrift Sentier Louise zeigt, der reich an schönen Waldtheilen, gewöhnlich zum Rückweg genommen wird und unten am Hôtel des Trois-Rois ausmündet.

10.

Die Surprise ist ein mit Steinbänken versehener, lieblicher Aussichtspunkt, auf dem nördlichen Abhang des Frauenkopfes. Der Weg dahin führt links vom Kloster hin, wo man den ersten Pfad, ebenfalls zur linken Seite, aufsteigt und verfolgt bis zu dem Punkte wo er sich nach und nach abwärts senkt; noch auf der Höhe, muß man sich rechts wenden und kommt nach wenigen Schritten an die gewünschte Stelle.

11.

Zum Chaos gelangt man zwischen den beiden Wirthshäusern l'Étoile und Notre-Dame hin, indem man den Pfad verfolgt, der die Waldwiese durchschneidet, und sodann im Walde weiter geht bis zu einem das Chaos bezeichnenden Steine. Auf der Höhe biegt der Pfad links hin und führt zur Roche du Corbeau, einem herrlichen Punkte, den Freund Kugler, von Colmar, entdeckt und zuerst bekannt gemacht hat.

12.

Zur Fia-Côte zu kommen, wählt man einen der Pfade, welche vom mittlern Theile des Frauenkopfes, links vom Kloster, zuerst etwas aufwärts, sodann abwärts führen; im Thälchen angelangt, steigt man wieder empor und wendet sich rechts hin. Die Stelle ist an der Tannengruppe, die sich auf dem Hügel erhebt, von weitem schon leicht erkennbar.

13.

Der Riese vom Hohnack. Der gewaltige, wallförmige Gipfel des 980 Meter über die Meeresfläche liegenden Hohnack's dient, der Sage nach, dem Riesen der mit seinen Armen die Berge aus einander riß und das Münsterthal bildete, zur Grabstätte und heißt deswegen das Riesengrab. Auf diesem Gipfel befinden sich eine Menge über einander liegender Sandblöcke, 3 bis 8 Meter lang und 1, 2 und 3 Meter breit. Der seltsamste ist ein kreisförmiger Block, der auf mehrern andern wie auf einem Gestelle ruht; auf demselben sind 4 Tröglein eingegraben, in welchen sich das Regenwasser sammelt. Dieser Block, wahrscheinlich ein celtisches Denkmal, wird vom Volke Hexenkessel genannt.

14.

Fontaine Brian. Der Weg zum großen Hohnack führt auf der Süd- und Südwestseite des Belvédère's hin; man kann entweder die breite Landstraße oder am Anfange des Waldes, linkshin den Pfad verfolgen, der dann wieder auf einen breiten Weg, zu den obern Häusern von La Baroche, leitet. Man wendet sich linksum und verfolgt, über die Wiese, den am südöstlichen Ende des Hohnacks anhebenden Pfad bis ein Stein mit der Inschrift der Quelle sich zeigt. Ehe man an denselben gelangt, weist ein anderer Stein nach dem Rappenfels, von dem aus man eine schöne Aussicht in's vordere Münsterthal hat.

15.

Graf Ulrich von Pfirt. Zum nähern Verständniß dieser Sage, die nach dem Volksmunde erzählt ist, jedoch zum Theil auf geschichtlichem Grunde ruht, diene folgende kurze Darstellung der vorhergehenden Begebnisse:

Im Jahr 1232 hatte Friedrich II., Graf von Pfirt, den Bischof von Basel, Heinrich von Thun, nebst seinem Gefolge, Geistlichen und Laien, bei Altkirch überfallen, geplündert

und gefangen nach dem dortigen Schlosse gebracht. Die Freiheit wurde ihnen nur unter Zurücklassung einiger Geißeln und einer schriftlichen Erklärung gewährt, in welcher der Bischof auf den Besitz einiger streitigen Herrschaftsgüter im Ajoie und Salignac verzichtet, auf die er, gegen Friedrich von Pfirt, Anspruch machte. Sobald er wieder in Sicherheit war, verklagte der Bischof seinen Feind beim Landgrafen des Ober-Elsasses, Albrecht IV., Grafen von Habsburg. In Folge dieser Anklage, erließ das Landgericht von Meyenheim den 31. Dez. 1232 seinen Spruch gegen Friedrich von Pfirt. Er lautete unter Anderm dahin, daß der Graf selbst, die Dienstleute seines Hauses, sowie seine Kinder, zur Sühne des begangenen großen Verbrechens, die unter dem Namen Harneskar bekannte Strafe zu erdulden hätten. Jedes, seinem Range gemäß und nach üblichem Brauche, sollte denselben vom Spalenthor bis zur Kirche der h. Jungfrau, dem Münster, tragen. Die Strafe des Harneskar, vom italienischen anese-carica, Last des Sattels, bestand darin, daß die Schuldigen mit einem Sattel auf dem Rücken eine gewisse Strecke weit gehn und also belastet zurückkommen mußten; sie wurde im Mittelalter oft gegen Ritter angewandt. —

Daß Friedrich II. durch seinen Sohn Ulrich ermordet wurde, daß dieser aber die Schuld auf Ludwig zu schieben

wußte, jedoch auf seinem Todesbette die Wahrheit bekannte, ist geschichtlich erwiesen. In seiner Histoire des Comtes de Ferrette (1863) weist A. Quiquerez nach, daß der Mord im Schlosse Pfirt vollbracht wurde. Andere Geschichtsschreiber, sowie die Volkssage, versetzen jedoch die Scene nach dem Schloß Hohnack, welches damals, nebst Thann und dem Schlosse Wineck, zu Pfirt gehörte. Grimmel war in der That Ludwig's Uebername, den er seiner zornigen Gemüthsart wegen erhalten hatte.

Ulrich hatte auch noch einen zweiten Mord auf seinem Gewissen, den von Rudolf, Grafen von Sogren, wie er es ebenfalls in seiner Beichte bekannte. Die von ihm auf seinem Todesbett gemachte Erklärung, hat sein Beichtiger, auf Ulrich's Bitten, in lateinischer Sprache auf Pergament geschrieben und mit des Sterbenden Insiegel versehen. Das Original besitzt Hr. Quiquerez. Da diese Urkunde zum Verständniß des Schlusses unserer mitgetheilten Sage gehört, so mag sie hier in der Uebersetzung folgen:

„In Gegenwart Gottes und Maria's, seiner Mutter, erklären Wir Graf Ulrich von Pfirt, hiemit, daß der Mörder „unseres Vaters Friedrich, nicht unser Bruder Ludwig ist, „den Wir fälschlich angeklagt und, auf den väterlichen Fluch, „von der Erbschaft ausgeschlossen haben, sondern Wir

„Ulrich Gott verzeihe mir [1] diesen Vatermord und auch den „Tod Rudolf's, Grafen von Sogren, den Wir mit demselben „Dolche ermordet und heimlich in der Burg Sogren begraben „ließen. Am Ende unserer Tage angelangt, beichten Wir „daher alle unsere Sünden dem Ehrw. Benedikt (von „Lützel) der meine Beichte aufschreibt, als ein Denkmal „meines Verbrechens und meiner wahrhaften Buße. Deß „zum Zeugniß, ist gegenwärtiger Urkunde Unser Siegel an„gehängt. Gegeben im Jahr des Herrn MCCLXXV, am Tage „vor dem Februar."

16.

Die **Haidenblüte**, Calluna, Erica vulgaris und Erica alba, ist besonders üppig auf dem Frauenkopfe, des Wegs entlang, der obenhin nach der Roche du Corbeau führt.

17.

Parnassia palustris auch hepatica alba, Studentenblume, elsäss. wysses Lewerblüemle. Kirschleger, Flore, 2e éd., tome I, p. 64, sagt davon: «C'est une des plantes les plus intéressantes au point de vue morphologique.»

---

1. Ich und Wir, ego und nos, stehen abwechselnd im lateinischen Texte.

18.

Arnica montana, heißt auch volksthümlich Panacée des chutes, Fallkraut, Engelstrank. »C'est une des plus belles synanthérées des Hautes-Vosges et du Schwarzwald; rare dans le Jura.« Kirschleger, I, 353.

Riesberg ist der allgemein übliche Name des hohen, breiten Bergrückens hinter dem weißen und dem schwarzen See. Einige elsässische Schriftsteller nennen ihn Reisberg.

19.

Nächtliches Abenteuer im alten Hotel, Zimmer Nr. 2. Der elsässische Gelehrte, dessen Name weithin berühmt ist, wurde durch wiederholtes Gekratze an der Bettdecke geweckt; beim Mondlicht bemerkte er eine Maus, die bei seiner ersten Bewegung davon sprang. Des andern Morgens, als er nach seinen Socken suchte, fand er eine derselben zur Hälfte in ein Mausloch gezogen. Beim Frühstück forderte mich Freund Reffster auf das nächtliche Abenteuer in Verse zu bringen, was demnach alsobald geschah. — Der sinnige Leser findet wohl von selbst, welche Art von Schriftstellern, durch die Maus im Gedichte sinnbildlich dargestellt werden soll.

Nachschrift. Obige Worte schrieb ich im August 1872. Friedrich Bodenstedt, der geniale Mirza-Schaffy, bringt, in seiner 1876 erschienenen „Einkehr und Umschau", folgende Verse, die mit meiner Idee im vollem Einklange sind:

„Das Große bleibt in allen Landen
Der großen Menge unverstanden.
Erst wenn man es zerstückelt und verkleinert,
Wird es in Brocken verallgemeinert."

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorwort.	VII
Gruß in die Ferne. 1873	1
Herauf zu den Höhn! 1869	3
Wallfahrt-Legende. 1834	5
Warum zieht's dich nach Drei-Aehren? 1872	8
Der Bergwald. 1868	11
Sonntagsfeier im Drei-Aehren-Paradiese. 1867	13
Abends auf dem Galz. 1872	16
Das Alpenglühen vom Galz gesehen. 1869	19
Bellevue. 1873	20
Der Wöchnerin Wiederkehr. 1864	22
Der Katzenthaler. 1876	25
Nebellandschaft, vom Belvédère gesehen. 1872	27
Das weiße Fräulein vom Schloß Plixburg. 1875	29
In der Solitude. 1873	31

	Seite.
Auf der Steinbank der Surprise. 1873	32
Die Waldwiese. 1839	34
Das Chaos. 1873	35
La Roche du Corbeau. 1872	37
Auf der Fia-Côte. 1872	38
Der Riese vom Hohnack. 1872	40
La Fontaine Brian. 1872	42
Graf Ulrich von Pfirt. 1873	44
Waldmeister. 1877	49
Rothe und weiße Haidenblüte. 1873	50
Parnassia palustris. 1873	52
Viola tricolor grandiflora. 1873	53
Arnica montana. 1873	55
Vollmondnacht. 1873	57
Fee Carabos auf den Drei-Aehren. 1874	60
Nächtliches Abenteuer im alten Hotel. 1872	63
Der Briefbote. 1873	65
Zum Abschied. 1873	67
Anmerkungen	69

Erwinia,

ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung,

in Verbindung mit Schriftstellern

Deutschlands, der Schweiz und des Elsasses,

herausgegeben

von

August Stöber.

Erster Jahrgang. 1838.

Straßburg,
Druck und Verlag von G. L. Schuler, kleine Gewerbslaube Nro. 5.
1838.

Inhaltsverzeichniss.

(* Die Ziffern geben jedesmal die Nummern an.)

I. Vermischte Gedichte.

Bechstein, Ludw., (Sachsen-Meiningen).
Ein Trost. 4.
Bopp (Darmstadt).
[illegible]. 9.
Buchner, Karl, (Darmstadt).
Die drei Federn. 4.
An Anast. Grün. 11.
Hartmann, K. Fr., (Strasburg).
Erwinia. 5.
Kirchlein. 8.
Die weiße Rose. 16.
Hirtz, Daniel, (Strasburg).
Der Gang zur Kirche. 23.
Der [illegible] auf Girbaden. 23.
Kilzer, Wilh., (Frankfurt a. M.).
Weltgenuß. 2.
Hohe Sendung. 12.
Nachtfeier. 23.
Seelenleben. 29.
Küntzel, Heinrich, (Darmstadt).
Poetische Medaillons. 20.
Kurtz, Herrmann, (Buoch, bei Waiblingen).
Diesseits und Jenseits. 24.
Lamey, August, (Strasburg).
Das ledige Pferd. 1.
Die Orgel. 13.
Die zwei Mönche. 18.
Die Unschuld. 30.
Die letzte Feier. 30.
Otte, Fr., (Mülhausen).
Erde und Luft. 11.
Der Dom von Hildesheim. 17.
Sch., C., geb. S.
Lieder einer Frau an ihren gefangenen Gatten. 6.
Schnezler, August, (Karlsruhe).
Berthold Schwarz. 9.
Tod und Leben. 14.
Erwin von Steinbach. 32.
Saris, Lev., (Strasburg).
Waldblätter. 10.
Stöber, Adolf, (Oberbronn).
Frühlingsbote. 5.
Lied zur 300jährigen Feier des Straßburger Gymnasiums. 15.
Heiliger Zorn. 18.
Wolkenbild. 21.
Beim letzten Abendsonnenblick. 28.
Gang durch den Herbstnebel. 27.
Der Auswanderer Ueberfahrt. 33.
Stöber, August, (Buchsweiler).
Maientag. 3.
Spruch. 4.
Distichen. 10. 21. 31.
Lied zur 300jährigen Feier des Straßb. Gymnasiums. 15.
Das Herz. 19.
Herbstbilder. 26.
Im Winter; die [illegible]. 31.
Weihnachtslied. 34.
Winfred — C. A. Candidus, (Strasburg).
Das Strumpfband. 1.
Die Engelein. 7.
Himmelsschlüsselchen. 22.
Spruch. 25.
Maria. 35.

Jocelyn, nach Lamartine. 7. 8.
Menschenleben, nach Ph. Brucker. 25.
Volkslieder aus den Inseln des westlichen Indiens. 22.

II. Elsässische Bilder und Sagen.

Lamey, Aug. — [illegible]. 24.
Otte, Fr. — Die Geisterherre. 28.
Stöber, Ad. — Der Züricher Fahrt mit dem Hirsebrei. 2. 3.
Der Schatzgräber im [illegible]. 8.
Die Legende von der heiligen Odilie. 12. 13. 14.
Stöber, Aug. — Der Bollberg. 16.
Der Silberzwerg von Mariakirch. 10.
Hugo von Egisheim. 21.
Mönch von Schwarzenburg. 21.
Witt, Karl. — Niedermünster. 34.

III. Erzählungen, Novellen, u. s. w.

Drei Küsse, von August Stöber. 1. 2. 3. 4.
Der Tag der Edelknaben. 3. 4. 5. 6.
Der Feudalbauer, von Herrmann Kurtz. 6. 7.
Liebe stärker als der Tod, Legende von Bulwer. 9.
Der Blinde und der Taube, von Luise Schimmer. 10. 11.
Anselm, von Georg Laßner (Aug. Stöber). 13. 14.
Herr von der Seit, von Georg Laßner. 15.
Die beiden Müller. 17.
Der italienische [illegible], nach Browne, von Karl Ott. 20. 21.
[illegible], nach Fr. Soulié. 22. 23.
Eine Frau für einen [illegible]. 26. 27.
Eine unvortheilhafte Heirath (aus der Europa). 27. 29.

Der Landreiter, von Franz Dingelstedt (aus der Europa). 28.
Das Mädchen von Auvergne, von Wilhelm von Chezy. 29. 30. 31. 32. 33.
Ivo und Manetti, aus dem Englischen von Karl Ott. 34.
Der Tribut der Reben. 34.
Der Verlobungsabend, aus dem Französischen von Fr. Braun. 35.

IV. Literarische Abhandlungen, Kritiken, u. s. w.

Nikolaus Lenau (aus dem Prager). 4. 5.
Ferdinand Freiligrath, von Aug. Schnezler. 16.
Friedrich Rückert, von Aug. Nodnagel. 21. 22.
Jos. von Eichendorff, von Aug. Nodnagel. 29. 30.
Der heilige Gral, von Aug. Nodnagel. 30.
Ueber Savoye's Panorama de l'Allemagne, von August Stöber. 18. 19.
Der Satyriker J. M. Moscherosch, von Aug. Stöber. 21. 23.

V. Reiseberichte; Mittheilungen aus der Völker- und Länderkunde; Naturgeschichte.

W. Schimper's Reise in Asien und Afrika. 8. 9. 10. 11. 12.
Schiefe Heiraths. 12. 13. 14. 15.
Hochzeitgebräuche bei den Algierern. 5.
Die Juden in Algier. 7.
Die Wälder in Brasilien. 13.
Die Ossetén. 22.
Fastnachtsfeiern in Brasilien. 25.
Die Korallenfischerei. 24.
Heilverständniß der Thiere. 16.

VI. Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Briefe aus den vier Jahreszeiten des Lebens, von K. Büchner. 7. 8. 9.
Laura, von K. M. 7.
Die Schlacht von Lützen. 18. 19.
J. Douglas, Charakterzeichnung, nach Froissart. 26.
Karls des Großen Reise nach Jerusalem. 32.
Der Philosoph. 31.
Die Pomeranze bei verschiedenen Völkern. 22.
Schweizerbilder. 24. 29. 33.
Englische Gerichtsform. 2.
Morgenfeier von W. Kilzer. 23.
Vom Beten, von W. Kilzer. 26.
Die drei Kronen der Römischen Kaiser. 9.
Anekdoten von Göthe. 21.
Autorschaftsgewinnst. 22.
Sanskritisches Sprichwort. 9.
Sprachbemerkung. 10.
Klassisch und Romantisch, von A. Schnezler. 34.
Thorwaldsens Rückkehr nach Kopenhagen (aus dem Kunstblatt von D. Schorn.) 23.

VII. Aphorismen.

Von Schnezler, Aug. 30. 31.
Stöber, Aug. 1. 4. 28. 29.
Winfred. 24. 25.

VIII. Kunstausstellungen.

Ausstellung des elsässischen Kunstvereins 1838, Gedichte von Winfred. 14. 15. 16.
Ausstellung des rheinischen Kunstvereins 1838, Gedichte von Winfred. 19. 20. 21. 22. 23.
Düsseldorfer Kunstausstellung 1838, von C. v. d. H. 30. 31.
Ausstellung altdeutscher Gemälde in Straßburg. 17. 18.

IX. Elsässisches.

Wir reden Deutsch! 5.
Das Bankett bei der Jubelfeier des Straßb. Gymnasiums. 13.
Rückblick auf das dreihundertjährige Gymnasiumsfest, von Adolf Stöber. 18. 19.
Das Kleistfest, von Leo Sarre. 6.
Fr. Ph. Reinhold, Biographie. 6. Beiblatt.
J. Fr. Kirchein, biographische Skizze. 8.
J. G. Kastner, biographische Skizze, von Ferdinand Braun. 10. 11.
Über die Fortsetzung des Dictionnaire de l'Alsace, von Herrer, durch Advokat Lobstein. 16.
Die Kirche, elsässische Sage. 28.
Ein Besuch bei Pfeffel, von Ehrenfried Stöber. 18.
Gedichte von Daniel Hirtz, Kritik von August Stöber. 23.
Die Dreikönigsbrunnen am Münster. 1.
Die Bünderstrasse und der Narrenstein. 6.
Die Rebrafen an der Münsterorgel. 9.
Kloster Stephansfelden. 23.

X. Räthseln, Charaden, u. s. w.

Homonyme (Hahn). 1. — Homonyme (Strauß). 3. — Charade (Eisenbahn). 7. — Räthsel (…). 9. — Charade (Ballast). 9. — Palindrom (Strot). 14. — Charade (Hasenjammer). 19. — Logogryph (Saul, Maul, u. s. w.). 21. — Räthsel (Sterne). 22. — Palindrom (Sie, Eis). 25. — Logogryph (Heim, Keim, u. s. w.). 26. — Homonym-Charade (Schneeball). 29. — Logogryph (Kruste, Kuste). 32. — Räthsel (ab). 33. —

XI. Miscellen.

6. 8. 15. 20. 28. 32. 33.

XII. Kleine Chronik.

1. 2. 3. 5. 6. 9. 10. 13. 14. 17. 20. 21. 22. 24. 26. 28. 29. 31. 32. 33. 34. 35.

Musikblatt.

Maiblume von Aug. Stöber, componirt von J. G. Kastner.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 1.

Samstag, den 3. Mai 1838.

Das letzte Pferd.

Auf der Wahlstatt Saum ein Renner
Still bei allen Todten lag;
Dröhnt ein Hügel von Trompeten
Ob der Strau' am frühen Tag.
Sieh, das Roß ist aufgestanden,
Lauschend wo das Spiel erklingt,
Hebt die Nüstern, die entflammen,
Und die süßen Klänge trinkt.

Schüttelt wiehernd bald die Mähne,
Die vom Blut der Wunden starrt;
Schlag der Hufe tönt ihm näher,
Helme glänzen und Standart'.
Wohl geordnet zog Geschwader,
Pferde mit dem Reiter schwer;
In die Reih'n der Gaul sich drängt,
Folgt im Trab, den Sattel leer.

Hauptmann kam herbei geritten:
»Bist ein gar zu wackres Thier!
Aber soll der Reiter fehlen?
Lieber Mann gebietet dir.«

Seiner Mähr' entstieg der Führer,
Nahm den Gaul am Zügel blank,
Doch vom letzten Trieb erschöpfet,
Vor ihm todt der Rappe sank.

[illegible]

Drei Küsse.

Erzählung.

»[illegible]
[illegible]«
Uhland.

Auf der Plattform des Straßburger Münsters war, an einem schönen Junitage des Jahres 1822, eine fröhliche Gesellschaft versammelt. Herr Werner, der wackre Küfermeister, feierte mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern Luise und Kätchen, nach einer bei ihm althergebrachten Sitte, seinen, [illegible] Geburtstag, auf dem Münsterthurme. Zwei Jugendfreunde und einige Gespielinnen der beiden Mädchen nahmen an dem heitern Familienfeste Theil.

TIMBRE ROYAL

Die Alten brachten noch in voller Gemüthlichkeit dem wohlbesetzten Abendessen zu, welches Herr Werner durch seine Knechte hatte herauf tragen lassen, und dazu floß reichlich schäumendes Weißbier, oder perlte, nach Belieben, der edelmuthige Wolxheimer Rießling, der seinem Geburtsjahre 1811 Ehre machte. Die Mädchen waren längst schon aufgesprungen und tummelten sich in den Gängen um die Pyramide und um das Wächterhäuschen in frohen Spielen umher, oder liefen zusammen die sogenannte Schneckentreppe hinauf, und zeigten sich auf beiden Seiten, bald von oben, bald von unten, nickend zu.

An einem einsamen Tischchen, auf der nordöstlichen Seite des Thurmes, saß, ein aufgeschlagenes Buch vor sich, ein junger bleicher Mann, dessen dunkles Auge sonst wohl feurigblitzend umherschweifen mochte, jetzt aber, von tiefer Wehmuth umflort, auf innern Seelengram schließen ließ. Das leicht angeflogene Schnurrbärtchen, das schwarzsammtne Barett mit silbernem Kreuzchen, der kurze schwarze Rock, machten den deutschen Studenten an ihm kenntlich. Das Lachen und Jauchzen der Mädchen, die oft an ihm vorüberhüpften, brachte ihn nicht aus seinem träumerischen Nachsinnen; auf einen Arm gestützt, sah er unverwandt über den Rheinstrom, nach den fernen Bergen des Schwarzwaldes, als wäre die Ursache seines Kummers dort drüben zu suchen, und oftmals machte er demselben durch lautes Seufzen Luft.

Einer der Thurmwächter trat freundlich zu ihm: «Nichts für ungut! lieber Herr,» sagte er in zutraulichem Tone, «Sie scheinen hier fremd zu seyn, und wenn's Ihnen recht ist, will ich Ihnen die Merkwürdigkeiten des Thurmes zeigen, und Sie mit den Hauptgebäuden der Stadt, und mit der Umgegend bekannt machen.» «Ich will Euch gerne folgen, lieber Mann, sagte der Fremde, nur bringt mich nicht mit der lauten Gesellschaft da zusammen; meine finstre Miene möchte ihre Heiterkeit stören!» Er machte sein Buch zu und folgte dem Wächter in den innern Raum des Thurmes, wo dieser ihm zuerst das herrliche, im Jahr 1786 vollendete Uhrwerk, von Marbaum Vater und Sohn, aufschloß. Der Hammer hob gerade aus und auf der mächtigen Glocke über ihnen schlug in gewaltigen, betäubenden Tönen die siebente Abendstunde. Lange zitterten die Klänge in wogenden Schwingungen nach.

«Der Herr ist wohl aus Deutschland?» fragte der Wächter, nachdem er den Glockenschlag wiederholt, und nun den Fremden, der den verhallenden Tönen nachzulauschen schien, aus seinen Träumen weckte: «Sehn Sie, an der Wand hier haben einige berühmte deutsche Männer, welche unsern Thurm bestiegen, ihre Namen einhauen lassen, und ich habe schon manchen ihrer Landsleute recht andächtig davor stehen sehn.»

Der junge Mann hatte kaum die gefeierten Namen: Klopstock, Göthe, Herder, Lenz, Lavater, Oehlenschläger u. A. gelesen, als er wehmüthig ausrief: «So müßt auch ihr Edelsten meines Volkes, mich daran erinnern, daß ich auf fremdem Boden, von Eltern und Freunden verlassen, aus eigener Schuld, ruhelos und landesflüchtig [illegible], mitten in den schönsten Tagen meines Jugendlebens!... O wohin? wohin wirst du mich noch führen, verhülltes, räthselvolles Schicksal?»

Sie waren wieder herausgetreten und der gesprächige Wächter zeigte nun seinem schweigsamen Begleiter, oft weit ausholend und mit manchem Geschichtchen aus der Vorzeit schmückend, die hervorragenden Gebäude der Stadt: das Schauspielhaus mit Ohmachts herrlichen Musenbildern, die Präfektur, das Stadthaus, den alten Heidenthurm, bei der St. Wilhelmskirche am Rheingießen, wo die wackern Zürcher im Jahr 1576 mit dem warmen Hirsebrei gelandet, u. s. w. Auch nannte er ihm die Berge des Wasgaus und Schwarzwaldes, theilte ihm manches Merkwürdige über den wundervollen Bau des Münsters mit, und unterließ zuletzt nicht, ihm die Geschichte von dem verwegenen Engländer und seinem Hunde zu erzählen, der seinem Herrn auf dem gefährlichen Gang um das Geländer der Pyramide folgte und sich endlich mit ihm in die schwindliche Tiefe hinabstürzte. Er wies ihm, zur Bekräftigung seiner Erzählung, das in Stein gehauene Bild des treuen Thieres, und strich zufrieden lächelnd das blanke Thalerstück ein, das ihm für seinen vielfach verschlungenen Bericht zu Theil wurde.

Der Fremde setzte nun seine Wanderung um den Thurm allein fort und schaute bald fernhin über das schöne, üppig blühende Gartenland des Elsasses, bald hinunter in das bunte Gewühl, das sich in den Gassen bewegte.

Die Mädchen, die sich müde gelaufen, lagerten sich auf der Seite des Wächterhäuschens in traulichem Kreise zusammen und begannen ein Pfänderspiel. Der ältere Theil der Gesellschaft saß noch um den Tisch und pflegte ergötzlicher Rede; oft und wacker klangen die Gläser.

Die Abendsonne neigte sich nach und nach gegen die Vogesen; sie warf ihr feuerrothes Licht auf die beschneiten Höhen des Schwarzwaldes: der Kniebis, die Hornisgründen schauten bräunlich herüber, bis in die Hälfte von dunkeln Waldungen umgürtet; an ihrem Fuße breiteten sich hellbeleuchtete Schlößchen und Dörfer aus; der Rheinstrom fernhin sichtbar rauschte in silbernen Wellen.

«Unser gesegnetes Rheinland, das Elsaß, lebe hoch!» rief, mit dem Glase aufstehend, Herr Sch[illegible], der biedere Zimmermeister, aus.

»Auf Straßburg!« stimmte Herr Schwarz, der dritte Kumpan, bei.

»Auf Erwin, den kühnen Meister!« erhob sich Herr Werner, und die Gläser klangen lustig in dem Kreise der fröhlichen Männer.

»So soll von mir der kunstreichen Sabina, Erwins frommer Tochter, ein Lebehoch gebracht seyn!« sagte itzt, nachdem die Männer sich niedergelassen, Frau Werner.

Und nochmals klirrten die Becher.

»Seht, wie er da über uns thront, an das unsterbliche Werk seines Geistes gelehnt, der sinnreiche Erwin, die Hand vor der Stirne, als sey er von den Strahlen der Sonne geblendet!« setzte Werner hinzu.

»Damit ist es ein Anderes,« unterbrach ihn einer der Wächter, der mit frischen Bierkrügen zu der Gesellschaft getreten. »Seine Stellung da oben soll wohl andeuten, daß er nach dem zweiten Thurme hinüberschaue, der, seinem Plane gemäß, sollte aufgeführt werden. Das Bild steht auch nicht immer so stille und ruhig auf seinem Postamente, wie zu dieser Zeit, und ich habe den in die Höhe gehaltenen Arm schon herabsinken, den Kopf unter der Mütze nicken, und die steinernen Füße sich in Bewegung setzen sehn.«

»Ihr seyd sonderbar,« sagte Frau Werner, »ihr geht Nachts auf, seyd doch so gut, Meister Wächter, und löst sie uns selber auf!«

»Das wissen wir Münsterwächter am Besten weiß, ehrsame Frau Werner,« entgegnete etwas empfindlich der Gefragte, »wir haben schon in mancher Neujahrsnacht im Wächterstübchen der [illegible] Münsterrunde beigewohnt, und wenn mir die geehrte Gesellschaft ein günstiges Ohr leihen will, so soll mich die Geschichte nicht reuen.«

»Nun, so erzählt,« sagte Werner, »ihr habt ja ohnedieß noch ein Stündchen Zeit, bevor ihr die Thurmglocke läuten müßt.«

Der Wächter ließ sich auf die Steinbank nieder, und leerte, der Gesellschaft zu Ehren, das ihm dargebotene Weinglas.

»Wenn in den Neujahrstagen der Mond wieder in's erste Viertel tritt,« so begann er mit geheimnißvollem Tone, »da gibt es für uns Wächter eine böse Nacht; aber wir sind's nun schon so gewohnt, und es thäte uns, als fehle etwas, wenn die Münsterrunde einmal ausbliebe. Derjenige von uns, welcher um diese Zeit die Mitternachtsstunde wiederholen muß, hat dann jedesmal Eile, sich so schnell als möglich in's Häuschen zurückzuziehen: denn mit dem letzten Glockenschlage fährt ein gewaltiger Schlag durch das ganze Gebäude, vom Grundsteingewölbe, in welchem die Wassergeister in steinernen Schiffen umherfahren sollen, bis hinauf zu den letzten Zacken des Kreuzes; ein dumpfer Hall zieht durch die Glocken und läßt sie mit summendem Schalle erklingen. — Und alsbald machen vier hohe, alterthümlich gekleidete Wächter, mit langen Hellebarden bewaffnet, die Runde um den Thurm und lösen uns gleichsam ab, denn sie schlagen jede Viertelstunde richtig, bis Punkt Ein Uhr, wo der Zauber verschwindet; und singen sie abwechselnd allerlei hübsche geistliche Lieder auf die schlummernde Stadt hinunter, so wie es vor alten Zeiten üblich war. Das wäre nun Alles schön und gut, aber bald hebt es in den vier Thurmtreppen an mit schweren dumpfen Tritten heraufzukommen; die Steinbilder des ganzen Doms werden lebendig, machen sich nach und nach auf, marschieren über den Platz hier, und lagern sich gruppenweise zusammen: die Engel, die Propheten, die Apostel, die Heiligen, die Ritter; Salomo mit dem Schwerte, der drunten an der östlichen Kirchthüre so ruhig sitzt, als könnte er kein Wässerchen trüben; die vier Könige sind von ihren steinernen Rossen gestiegen und lassen sie auf dem Platze weiden; und Alle rufen wie aus Einem Munde, in lautem Jubelgeschrei zu Erwin empor, der nun sein Postament gleichfalls verläßt, und sich zwischen den Königen niederläßt. Da muß nun wohl geheimer Rath gepflogen werden, denn es geht an ein Kopfzusammenstecken, Munkeln und Flüstern, es werden Stimmen gesammelt, [illegible] Beschlüsse gefaßt, und dazu kreist immer in mächtigen Pokalen goldner Wein herum, davon den Gesellen die Antlitze lichter erglühen. Aber plötzlich springt hier der große Kaiserstuhl in der Mitte des Platzes mit furchtbarem Dröhnen auf, und mit schwerem steinernem Tritte, von zwölf Zwergen gefolgt, steigt ein riesenmäßiger bellmacher Mann empor, um Kopf und Schultern ein Bärenfell, in der Hand eine ungeheure Keule, die er zum Gruße mit wildem Lachen schwingt. Mißbilligendes Murren tönt alsobald durch die Reihen, und deutlich werden die Worte gehört: »Hat denn Krutzmann noch immer keine Ruhe?« Der ungeschlachte heidnische Kriegsgott kehrt sich aber daran nicht, vielmehr geht er mit höhnischen Blicken in den Reihen umher und treibt seinen Spott mit der ehrenwerthen Versammlung; zupft den weisen Salomo am Barte und belästigt ihn durch allerlei Anzüglichkeiten, schilt den König Chlodwig einen Verräther, weil er den Gott seiner Väter verlassen, singt dem Dagobert das Spottliedchen:

« *Le bon roi Dagobert,*
Qui mit les culottes de travers; »

nennt Rudolf von Habsburg einen *parvenu*, und erkundigt sich bei Ludwig dem Vierzehnten, ob ihn denn die Dragonaden wirklich aus dem Fegfeuer erlöst hätten. So eben will er sich von seinen Zwergen einen artlichen Humpen reichen lassen —

da tönt der heilige Gesang: *Gloria in excelsis!* aus all' den steinernen Lippen, und mit wildem Fluche stürzt sich Kruzmann wieder, zwischen dem von selbst aufprallenden Kupferdeckel, in die Tiefe hinab. Die Glocke schlägt Eins, und....«

»Das ist gegen die Abrede!« riefen in diesem Augenblicke die Mädchen, aus ihrer Ecke hervorspringend, und den Schluß der Erzählung unterbrechend, und stürmten, Luise Werner vorführend, zur Gesellschaft hin. Und so sah sich dieselbe, aus den grausenhaften Spukerscheinungen der Vorwelt, auf einmal wieder von den lieblichsten Gestalten der Gegenwart umringt.

»Nun, das ist zu arg!« riefen die Mädchen von Neuem.

»Nun was denn, um alle Welt! du stürmischer Jungfernchor, was ist denn zu arg? was hat euch denn also in Aufruhr gebracht?« rief ihnen Herr Werner zu.

»Mit Ihrem Luischen haben wir's, Herr Pathe,« nahm Schott's muthwilliges Töchterlein das Wort; »ja hören Sie nur und richten Sie selbst: Wir spielten Pfänder und machten's zum Gesetze, daß jedes Pfand von seiner Besitzerin treu und redlich müsse eingelöst werden; nun trifft's Luise, und — (setzte sie etwas leiser und schelmisch lächelnd hinzu) sie soll dem jungen bleichen Fremden dort drüben an der Ecke, mit einem Kusse die Falten auf der Stirne glätten, und ist nicht dazu zu bringen!«

»Seyd doch gescheidt, Mädchen!« fiel Frau Werner ein, »dem landfremden Menschen? Luise, einen Kuß geben? Nein, das geht durchaus nicht!«

Aber die Mädchen bestanden auf ihrem Beschlusse; die Männer stimmten ihnen endlich auch bei, und Herr Schwarz sagte: »So will ich's bei dem fremden Herrn verfechten, wenn's ihm etwa zu sauer werden sollte, ein Paar frische Straßburger Mädchenlippen zu küssen!«

Unter dem Jubel der Freundinnen zog er die sich vergeblich sträubende Luise mit sich fort, und trat mit seiner Begleitung dem Fremden entgegen, der eben den Thurm verlassen wollte.

»Lieber junger Herr, sagte er, wer Sie auch seyn mögen, verziehen Sie noch eine Minute, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, es soll Sie nicht gereuen; und weil wir Straßburger immer grade von der Brust, und ohne Umschweif reden, wie's uns um's Herz ist, so — machen Sie daß diese ehrsame Jungfrau wieder zu ihrem verpfändeten Ringlein komme, das nur ein Kuß von Ihnen einlösen kann.«

»Sie treiben ihren Spott mit mir!« entgegnete der junge Mann mit sichtbarem Unwillen, und wollte gehn. Schott hielt ihn lachend zurück und schüttelte den Kopf über eine so seltsame Schamhaftigkeit, und die Mädchen bestätigten einstimmend die Wahrheit des Gesagten. Doppelt beschämt zog sich d[illegible] erröthende Luise zurück; da blickte ihr der Fremde in das klare blaue Auge, unwillkürlich fortgerissen trat er zu ihr hin und drückte schweigend einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen.

»Gut gemacht! gut gemacht! hier ist dein Pfand!« riefen die Mädchen, und auch vom Tische drüben schallte Gelächter und Klatschen; aber der Fremde hatte unter dem lauten Jubel den Gang gewonnen und war um die Ecke des Wächterhäuschens verschwunden.

Der Spätabend war indessen herabgesunken; der Wind wehte kühler über die Platteform; die Münsterschwalben flogen ein und die Sonne versank eben hinter den Schlössern Geroldseck und Hohbarr, die mit ihren scharfgezeichneten Umrissen, aus den abendgoldigen Wolkenfernen wie Himmelsburgen herüberleuchteten. Da machte sich auch Herr Werner mit seiner Gesellschaft auf; sie schauten noch einmal, Abschied nehmend von der herrlichen Aussicht, hinüber zu den halb erhellten Schwarzwaldbergen, und herüber zu St. Odilien, die sich schon wie ein riesenhaftes Nonnenbild in trüben Dämmerungsschleier gehüllt hatte, drückten den ehrlichen Wächtern die Hand, und stiegen unter dem Läuten der Thorglocke, heitern Sinnes, und mit frohen Erinnerungen an den schönen Abend, die Thurmtreppen hinunter.

Am folgenden Morgen stand Wilhelm Löhr, so heißt der junge Mann, der sich gestern auf dem Münster unsern Blicken so geheimnißvoll entzogen, auf dem Erker des Gasthofs zur Blume und schaute in das bunte Gewühl der Güterfuhrleute und Karrenzieher, welche sich vor dem gegenüberstehenden Kaufhause in emsiger Thätigkeit bewegten. Der stille tiefe Gram, der in seiner Seele ruhte, verdüsterte noch sein Gesicht; die trüben Gedanken, die in ihm aufstiegen, lagerten sich alle auf der sonst so freien und offenen Stirne. Zuweilen zuckte ein wehmüthiges Lächeln um seinen Mund, und er schien auf kurze Zeit mit dem Leben versöhnt, denn das Bild des schönen Mädchens, das er gestern auf so sonderbare Weise, ganz wider Willen geküßt, stellte sich ihm in voller Lieblichkeit dar, und der klare Schein ihres blauen Auges, der trotz der Flüchtigkeit womit er hineingeblickt, sich in sein Herz gesenkt hatte, säumte ihm, augenblicklich wenigstens, die Sturmwolken seines Lebenshimmels mit goldenem Rande.

Löhr war der einzige Sohn eines reichen und angesehenen Goldfabrikanten in Pforzheim; er hatte auf seiner Landesuniversität Heidelberg Medizin studirt und war wegen seiner

biedern treuen Seele, seiner glänzenden Talente, seines ausharrenden Fleißes von allen Mitstudirenden geliebt und geachtet. Lebendiges Gefühl für Sittlichkeit und Wissenschaft, Liebe zur Freiheit, thätiger Vaterlandssinn, hatten ihn, nebst vielen Gleichgesinnten, in die Verbindung der Burschenschaft geführt, die sich's zur Ehre anrechnete, daß ihr schwarzrothgoldnes Band auf seiner Brust glänzte. Noch hatte er sein vierundzwanzigstes Jahr nicht erreicht, und schon war sein leztes Examen glücklich bestanden; da sollte plötzlich ein trauriges Ereigniß so viele herrliche Lebenshoffnungen niederschlagen.

Die Burschenschaft feierte ihr Verbindungsfest in den alten ehrwürdigen Räumen des Heidelberger Schlosses. Hell erklangen die Gläser; feierlich wogten die heiligen Vaterlandsgesänge, und begeisterte Trinksprüche für Deutschlands Kraft und Einigkeit, für die Freiheit Europa's, für die Verbrüderung der Völker! drangen zum Himmel empor. Löhr hatte sich in einem Zwischenraume an den Arm eines Freundes gehängt, um sich mit demselben im Freien zu ergehen. Sie waren nicht ferne vom Schlosse gekommen, als ein wildschreiender Chor zur Landsmannschaft der *** gehöriger Studenten ihnen nachkam.

»Seht die Teutonen! die Cherusker! die Vaterlandsbefreier!« rief ihnen Einer derselben aus rauher Kehle höhnisch zu, »zieht doch den altdeutschen Rock aus und werft das Bärenfell über euch, damit man euch ganz an Haut und Haaren erkenne!« Unwillig wollte sich Löhrs Freund gegen den frevelhaften Spötter wenden, jener zog ihn aber besänftigend mit sich fort. Sie kehrten nach einer Viertelstunde zurück; als sie eben in den Schloßraum treten wollten, stürzten die tobenden Gesellen wieder an ihnen vorbei, und Löhr, welcher ausweichen wollte, stieß dem Wortführer an den Fuß.

»Ha, Bube!« rief dieser knirschend, »das ist Tusch! und dein schlechtes Blut wohl viel zu gering den Frevel auszumerzen! Ich heiße aber Franz Wüthing, wohne dem »faulen Pelz« gegenüber, und bin Morgen frühe um fünf Uhr hinter der Neckarmühle zu treffen!«

»Mein Freund wird nicht säumen zu kommen!« sagte Löhrs Begleiter, ließ den noch immer forttobenden Raufbold verächtlich stehn, und die Beiden traten wieder zur Versammlung.

In Güte war den andern Morgen nichts auszumachen. Der rohe Wüstling wollte einmal sein Müthchen an Löhr kühlen, der ihm wegen seiner ihm längst bekannten geistigen Ueberlegenheit doppelt verhaßt war. Die leichte Armwunde, die dieser ihm gleich anfangs beibrachte, ließ er, troz der Einreden beiderseitiger Sekundanten, nicht gelten.

»Ich will dein Herzblut, Teutone!« brüllte er, »oder du mußt das meinige haben!«

Löhr holte aus, und unter seiner gewandten Klinge quoll aus der Gegners Brust ein heller Blutstrahl. Er fiel besinnungslos nieder. In Verzweiflung stürzte Löhr über den Unglücklichen hin, um ihm beizustehn. Die Freunde desselben trugen ihn fort, und ein rascher Einspänner, in den ihn die Seinigen schoben, brachte den Besinnungslosen an das Ufer des Rheins. Er stieg aus, und erreichte auf einem schwanken Schiffchen den elsässischen Boden.

Zu Straßburg wollte er nur so lange verweilen, bis er Antwort von seinem Vater erhalten haben würde, dem er den ganzen Vorfall offenherzig, und mit den bittersten Vorwürfen gegen sich selbst, berichtete. Seine Mutter war längst gestorben; er bat sich von ihrem Hinterlassenen nur so viel aus, als er für die nächste Zukunft brauchen würde. Sein fester Entschluß war, sich nach Marseille zu begeben und sich dort nach Griechenland einzuschiffen, um in dem heiligen Kampfe der Hellenen gegen ihre ungläubigen Bedrücker den gewünschten Tod zu finden.

Was ihm für seinen jetzigen Zustand fehlte, war ein theilnehmender Freund, dem er sich ganz anvertrauen könnte, der ihm in seinem Schmerze ein treuer Rathgeber würde. Er fand ihn in einem jungen Juristen aus dem obern Elsaße, Reber genannt, der zufällig heute die Mittagstafel im Gasthofe nahm. Er war Löhrs Tischnachbar, und die treuherzige Offenheit, womit er ihm begegnete, brach nach und nach die scheue Zurückgezogenheit, in der sich dieser bisher gehalten. Beim Austausch ihrer Ideen, trafen die jungen Männer auf manche gleichgestimmte Saite; sie schloßen sich schnell und warm aneinander, und Löhr fand während des Spaziergangs, den Beide nach dem Essen auf den nahe bei der Stadt gelegenen Contades machten, daß er sein Geheimniß ohne Rückhalt Rebers biederm Herzen offenbaren könne. Mitleidig drückte ihm dieser die Hand und drängte die trüben Erwartungen zurück, die Löhr von seiner ganzen Erdenzukunft hegte; er meinte durch treue Übung seiner Pflichten, durch aufopfernde Hingabe für das Wohl seiner Nebenmenschen, könne dennoch nach und nach Frieden in seine Seele kommen, und das Urtheil des Richters, der ins Innere schaut und dem Reue gefällt, für ihn einst gnädig ausfallen. Löhr gab sich diesen liebevollen Worten des Trostes mit zaghaftem Bangen hin; er versprach sich heilig, fürder nicht sich, sondern der Menschheit zu leben, und doppelt fest blieb ihm sein Vorsatz, diesen Zweck in den Reihen der Hellenen zu erreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Strumpfband.

Romanze.

Guirlanden, duftig frische,
Umhingen das Gesims;
Man saß vergnügt bei Tische
Wohl bei dem Hochzeit-Imbs.

Ein blinder Flötenspieler
In einer Ecke saß,
Und seines Spieles Weise
Gar so bedenklich was.

Kam der Champagner eben;
Sie jubelten so laut:
Der Bräutigam soll leben
Und seine junge Braut!

Die Braut, die hat gelächelt,
Ein Lächeln freudenlos,
Wie wenn's am Grabe fächelt
Um eine weiße Ros'.

Du arme Braut! du Bleiche!
Du weiße Ros' am Grab!
Du siehst wie eine Leiche!
Sag' an, was blühst du ab?

Der blinde Flötenspieler,
Der in der Ecke saß,
Er flötet eine Weise,
Die gar so trübe was.

Es klang wie Grabesklage
Und wie ein brechend Herz;
Es klang wie eine Sage
Von tiefem Liebesschmerz.

Aufschäumt der Saft der Reben.
Sie jubelten so laut:
Der Bräutigam soll leben
Und seine junge Braut!

Man hat sich zugenickt
Und lächelnd was vertraut:
Erröthend ist erzittert,
Gesenkten Blicks, die Braut.

Ein Jüngling triumphirte,
Das Strumpfband in der Hand –
Um Gott! — Alles erblaßte —
Es ist ein schwarzes Band!

Das Flötenspiel verhallte.
Gesenkt ihr Blick. Im Saal
Das Kranzgehänge wallte —
Es ist ein Leichenmahl.

Winfred.

Aphorismen.

— Leset die Gedichte alle noch einmal, in welchen die Musen und Götter beschworen werden, und schaut ob ein Einziger darin sich rühre!

— Dichter, rufe den Gott nicht! er weiß deine Stunde und kommt von selbst. Wenn er aber da ist, so sag' es uns nicht; laß uns hören, ob er dich geküßt.

— Die deutsche Sprache ist jetzt so reich, so geschmeidig, so leicht gemacht zum Versifiziren, Reime und Bilder quellen so üppig, allein im Gedanken liegt die Poesie!

— Verkauft uns doch nicht die alte abgeschliffene Münze für neu Gepräge; der Betrug hält nicht, das Bischen Silbersand ist gleich abgegriffen, und läßt keine Inschrift, kein Bild zurück.

— Ein armer Delinquent, der durch eine lange Spießruthenreihe durchgetrieben, wird mit jedem Streiche matter. Was anders ist ein Gedanke, den der Dichter in zwei Versen poetisch, wahr, ergreifend darstellen kann, und ihn durch lange breite Strophenreihen durchgeißelt?

— Der Ueberschwengliche sagt uns: ich bin überschwenglich, weil ich überschwenglich bin; wie der Verdrießliche: ich bin verdrießlich, weil ich verdrießlich bin.

— Aus den Alten, aus den Neuen trägt der die Verse zusammen, singt das alte Lied in der hundertsten Auflage, als das Seine. Der singt wie Quellenrauschen, wie Maienhauch, wie Vogellied, auf das alte Lied, aber es ist neu wie jeder Frühling neu ist, und trägt wie die Natur den Stempel ewiger Jugend.

— Wenn Einer ein Paar Verse gesungen, fühlt er den Beruf die Heroen der Dichtkunst anzusingen; als ob der Sonne daran gelegen wäre, wenn der Sperling piept: Sonne ich sehe dich!

— Pikant! nur pikant wollen wir's heute haben! Den alten Gott aus den Herzen reißen; das Vaterland höhnen; an Liebe und Treue zweifeln; die Sprache verzerren; die Natur verkrüppeln — Alles lassen wir uns gefallen, wenn's nur pikant gesagt ist! —t.

Die Chorkönigspfründe am Münster.

Die reiche Stiftung, Chorkönigspfründe genannt, bestand bis zur französischen Revolution. Ihr Ursprung ist, wie uns die Chroniken erzählen, folgender:

Als im Jahr 1012 Kaiser Heinrich II., aus baierischem Herzogshause entsprossen, und seines frommen Sinnes, seiner reichen Schenkungen an Kirchen und Klöster wegen später der Heilige genannt, nach Straßburg kam, gefiel ihm die Ordnung und Regel der Domherren des Frauenmünsters so sehr, daß er sich entschloß, die Kaiserkrone niederzulegen und als Chorherr unter ihnen zu leben. Vergebens machte ihm sein Hof die dringendsten Vorstellungen, sich dem Reiche, das seiner Führung so sehr bedurfte, nicht zu entziehen. Nur einer List des edeln Bischofs Werner von Habsburg (Werinchar) gelang es, ihn von seinem festen Vorhaben abzubringen. Werner führte ihn zum Altare, und nahm ihm das Gelübde des Gehorsams ab; nachdem er dasselbe geleistet, befahl ihm der Bischof, zur Ehre Gottes die Kaiserkrone zu behalten und dem Reiche noch länger ein treuer Führer und Vater zu verbleiben. Heinrich versprach dies, unter der Bedingung, daß an seiner Stelle ein andrer Chorherr das Amt versehn solle und für ihn am Altare singen; er sollte den Namen Chorkönig führen, und er stiftete für ihn die reiche Chorkönigspfründe.

Im Jahr 1002 ward von Herrmann, Herzog von Elsaß und Schwaben, der mit Heinrich um die Kaiserkrone gestritten, das von Chlodwig erbaute hölzerne Münster fast ganz niedergebrannt; das Chor Karls des Großen war stehn geblieben. 1007 stürzten, von einem Blitzstrahl getroffen, die geretteten Ueberreste vollends in Trümmer und 1015 erst legte der rastlose Bischof Werner den Grundstein zu dem heutigen steinernen Münster.

Kleine Chronik. *)

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Der berühmte dramatische Künstler Seydelmann, vom Stuttgarter Hoftheater, erhielt zu Ende 1837 einen Ruf nach Berlin, den er angenommen.

— Im verflossenen Jahr wurden in Paris 299 neue Stücke aufgeführt, von 212 Dichtern; unter diesen Stücken waren 220 Vaudevilles.

— Das Morgenblatt, Jänner 1838, Nummer 25 u. f., Februar 28 u. f., enthält ungedruckte Briefe von Göthe, aus der Zeit seines Aufenthalts in Straßburg; sie sind an den Aktuar Salzmann gerichtet, und im Original auf der Straßburger Stadtbibliothek vorhanden, wo sich auch die vom Dichter Lenz an Salzmann gerichteten Briefe befinden, die das Morgenblatt (1831) mittheilte. — Der Musenalmanach von Chamisso und Schwab, 1838, theilt einige bisher ungedruckte Gedichte Göthe's an Friederike mit.

— Die deutsche Lyrik ist in diesem Jahre so reich gesegnet worden wie je. Außer dem Leipziger Musenalmanach, dem Berliner, dem Schlesischen, erschien für 1838 einer von Fr. Rückert; ein Österreichischer von Braun von Braunthal; das Rheinische Odeon von Hub, Freiligrath und Schnezler gibt seinen zweiten Jahrgang. Lewalds Europa enthält jeden Monat ein lyrisches Album; der laufende Jahrgang ist mit Umrissen zu Uhlands Dichtungen geschmückt.

— Unter den angekündigten oder bereits erschienenen Gedichtesammlungen erregen besonderes Interesse: Rückerts Gedichte, vierte Auflage des ersten Bandes; Lenau's Gedichte, dritte Auflage; die Nächte, gepanzerte Lieder von C. Beck; Gedichte von Anastasius Grün (Grafen von Auersperg), zweite Auflage; Lieder des Sturms, von Alexander Grafen von Würtemberg; Gedichte von Freiligrath; Gustav Schwabs Gedichte, neue Auflage in Einem Bande, mit des Dichters Bildniß.

— Braga, vaterländische Blätter für Kunst und Wissenschaft, erster Jahrgang, erstes Heft, Heidelberg, C. F. Winter 1838. Aus einem ganz neuen Gesichtspunkte will dieses, mit kräftigen Schritten ans Licht tretende Blatt, Kunst und Wissenschaft mit dem Leben versöhnen. Sein Plan ist neu, großartig, umfassend, denn das ganze Gebiet des Wissens und der Kunst soll darin, in so ferne sie in das Wesen des Volks eingreifen, in einer Reihe einzelner Aufsätze, die aber alle durch die gemeinsame Seele verbunden sind, dargestellt werden. Da Erwinia über die neusten Erscheinungen der Literatur nur Winke und keine eigentliche Kritik geben will, so begnügen wir uns mit der Anzeige der interessantesten Beiträge des ersten bereits erschienenen Heftes, dem das zweite bald nachfolgen soll.

*) Es sind hier manche Nachrichten vom Anfange des Jahrs nachgeholt; denselben werden sich in Zukunft immer gleichzeitige Berichte anreihen. D. Red.

Die Aufsätze zerfallen in poetische und prosaische. Die Gedichte (unter andern: Scenen aus Wittekind und den Sachsenkriegen, Tragödie in drei Theilen), sind in frischem männlichem Geiste verfaßt, von der süßlichen Sehnsüchtelei, in welche sich so manche neuere Dichtungen versenken, von philosophischer Declamation und seichter Prosa gleich entfernt. Unter den prosaischen Aufsätzen sind besonders folgende zu nennen: Über den gegenwärtigen Standpunkt der Bildung des Menschengeschlechts; Auch ein Wort über Weltliteratur, Kosmopolitismus und Patriotismus; Bedeutung der Kunst; über lyrische Dichtkunst; Dichter der Gegenwart (Wir geben hieraus in einer der ersten Nummern den Artikel N. Lenau.); Regel der Gegensätze.

— Die deutschen Bühnen wetteifern mit Vorstellungen zu Gunsten des in Salzburg zu errichtenden Denkmals für Mozart. Mozart ist den 27. Juni 1756 zu Salzburg geboren; er starb den 5. Dezember 1791.

— Den 16. Januar fand zu Frankfurt-am-Main das Leichenbegängniß des ausgezeichneten Clavierspielers und Componisten Ferdinand Ries statt.

— Den 7. Februar starb zu Dresden der als Historien- und Portraitmaler berühmte Joseph Graffi.

— Auf was nicht Alles ein Dichtergenie gerathen kann! In München ließ sich ein Herr St. einfallen, eine Ottoniade, eine lyrisch-didaktische Epopee zu Ehren der Thronbesteigung Otto's von Baiern, Königs von Griechenland, zu verfassen und vorzulesen.

Theater.

—

Am 30. April ist das verflossene Theater-Jahr 1837—1838, nachdem wir während demselben manchen Genüsse durch die französische, deutsche und eine italienische Gesellschaft hatten, geschlossen worden. Für das beginnende Jahr 1838—1839, soll uns, vor der Hand, in der ersten Hälfte dieses Monats Mai, eine auserlesene deutsche Gesellschaft, unter der vortheilhaft bekannten Direction des Hrn. Hebl, eine Reihe der vorzüglichsten deutschen und italienischen Opern zu Gehör bringen, worüber wir uns vornehmen, das geeignete zu berichten.

Die Gesellschaft, bei welcher die HHrn. Schrameck, als Orchester-Director, Kaibel, als Opern-Regisseur und Duray, als zweiter Regisseur und Chor-Director angestellt sind, soll aus folgenden Mitgliedern bestehen:

Mad. Schrameck, erste hohe Sopran-Sängerin;
Dem. Schindler, erste Adagio-Sängerin;
Hermes, *Mezzo* Sopran und Alt.
Mad. Hebl, erste Soubrette und Spielparthieen;
Dem. Müller, zweite Soubrette.

Dazu kommen zunächst die Gast-Spiele der Mad. Janik, erste Rouladen-Sängerin vom Theater zu Pesth, und der Dem. Hannemann, erste jugendliche Sängerin vom Stadt-Theater zu Cölln.

Das männliche Personal soll aus folgenden Mitgliedern bestehen:

HHrn. Bayens, erster hoher Tenor;
Nicolini, erster tiefer Tenor;
Stoffregen, erster Spiel-Tenor;
Göze, zweiter Tenor und Tenor-Buffo;
Sommer, zweiter und dritter Tenor;
Braffin, erster hoher Baß, Bariton;
Rez, erster tiefer Baß;
Becker, zweiter Baß;
Pichon, zweiter Bariton;
Kaibel, Baß-Buffo.

Ein Chor von dreißig Personen aus tüchtigen Sängern und Sängerinnen soll diese Gesellschaft zu einer der vollständigsten machen, die wir je hier sahen.

Unter den aufzuführenden Werken, sollen sich folgende befinden: Von Mozart: Die Guerillas, neue Bearbeitung der hier nie aufgeführten Oper: *Cosi fan tutte.* — Von Marschner: Der Templer und die Jüdin, der Vampyr. — Von C. M. v. Weber: Euryanthe, Silvana. — Von C. Kreuzer: Das Nachtlager von Granada. — Von Winter: Das unterbrochene Opferfest. — Von Rossini: Moses, Wilhelm Tell, Armida, das Mädchen vom See (*Donna del lago*), Coradino. — Von Bellini: Die Puritaner, die Fremde (*la Straniera*), die Nachtwandlerin (*la Sonnambula*), Norma, Romeo und Julie, der Seeräuber (*il Pirata*). — Von Donnizetti: Anna Boley, Torquato Tasso. — Von Picci: Das Abenteuer des *Scaramuccia*: diese sämmtliche Werke des deutschen und italienischen Repertoirs, lassen uns, neben andern beliebten Opern von Meyerbeer, u. s. w., hohe Genüsse hoffen; auch soll für die Verbesserung des Orchesters hauptsächlich gesorgt worden seyn.

Homonyme.

Ein Steinpicker der Funken sprüht,
Oder im Morgenlicht hoch oben glüht,
Oder ein Sultan im Weiberhaus,
Oder ein Bild auf dem Fahnentuch.

—t.

Dies Blatt erscheint jeden Samstag. Der Preis desselben ist vierteljährig 3 Fr. 75 C., im Büreau genommen. Die Postkosten sind besonders zu entrichten. — Abonnements unter drei Monaten werden nicht angenommen. — Man abonnirt sich bei G. L. Schuler, und in allen Buchhandlungen des Elsasses und des Auslands.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 2.

Samstag, den 12. Mai 1838.

Weltgruß.

—

Nimm, was das Leben freundlich gibt!
  Genieß es ohne Harm!
Ein Herz, das treu und redlich liebt,
  Wird nie auf Erden arm.

Des Guten, das es lieben kann,
  Gibt's überall so viel.
Nur frisch gewollt, nur frisch gethan,
  Es winkt ein schönes Ziel!

Sieh' um dich her, wie glanzerhellt,
  Wie herrlich ausgeschmückt,
Liegt vor dir Gottes schöne Welt,
  Von ihm so reich beglückt.

Wie schön ist sie zur Tageszeit,
  Wie feierlich bei Nacht,
Wenn Gottes ew'ge Herrlichkeit
  Am Himmelszelt erwacht!

Und in dies reiche Meer der Lust
  Wirf dich voll Liebesdrang.
Da wird's lebendig in der Brust,
  Da jubelt der Gesang.

Such' dir ein Herz, das dich versteht,
  Das auch von Gottes Geist,
Von seiner Liebe Hauch umweht,
  Mit dir das Leben preis't!

Such' dir ein Herz, ein klangvoll Herz,
  Und nenn' es liebend dein;
Es wird in Lust, es wird in Schmerz
  Ein Himmel dir seyn.

Ein sel'ges Land, ein Raum,
  Von Ahnungen erhellt,
Darin die Seele schauen kann
  Schon eine bess're Welt.

Wilhelm Kilzer.

Drei Küsse.

(Fortsetzung.)

Früh Morgens desselben Tages saß das muntere Rieckchen, Werners zweites Töchterlein, schon lange in der reinlich aufgeputzten Wohnstube, am Fenster mit dem Strickzeuge beschäftigt, als Luise, ihre ernstere Schwester, erst hereintrat.

»Luischen, vertritt mir die Eier nicht!« rief sie ihr entgegen hüpfend, in muthwilligem Scherze zu. »Ei, ei! Du sonst der Frühauf im Hause, bist heute die Letzte!«

»Ist's denn schon so spät?« entgegnete diese beschämt, und die morgenrothen Wangen überfloz noch höherer Schimmer. —

— »Das will ich meinen!« sagte Rieckchen, »der Vater schlägt drunten im Hofe mit den Knechten bald zwei Stunden am großen hundertöhmigen Fasse, und Herr Fadner raucht in voller Verzweiflung, Dich so lange nicht am Fenster zu blicken, schon die dritte Cigarre vor seinem Kramlädchen.«

»Böse Schwester!« sagte Luise in halbem Unwillen, »kommst Du immer mit Diesem, und weißt doch, daß mir der zudringliche Geck schon lange zuwider!«

— »Und nun ganz ausgestrichen ist!« setzte die Muthwillige hinzu. »Wenigstens war er wohl diese Nacht nicht gemeint, als Du im Traume ausriefest: Der Arme! o laßt ihn! was muß ihn so quälen?«

»Du bist diesen Morgen unerträglich, Rieckchen, und hast's recht darauf angelegt, mich zu ärgern!«

— »Verstelle Dich nicht, Schwesterchen! sage was Du willst, aber Eines wirst Du mir nicht nehmen: daß Du den heitern Sinn, den Du gestern mit auf das Münster genommen, und den ganzen Abend hindurch erhalten, nicht wieder mit herunter brachtest!«

»Und was sollte mir denn meine Fröhlichkeit geraubt haben, du närrisches Mädchen?«

— »Das kleine Ereigniß am Ende, die Auslösung Deines Pfandes!«

»Wozu Ihr mich wider Willen, mit Gewalt brachtet!«

— »Allerdings! Du bist unschuldig, aber es ist Thatsache, daß seit eben diesem kleinen Ereignisse, Luischen ernster, noch viel ernster geworden ist, als gewöhnlich.«

»Rieckchen, gerne will ich Dir gestehn, daß der bleiche junge Mann, der sich gestern so sittsam unsern Blicken entzogen, meine Gedanken auf sich gerichtet, mein Mitleid für sich in Anspruch genommen hat; denn es muß wohl ein tiefer Gram seyn, der seine sanften, sonst gewiß freundlichen Züge mit so trüben Wolken überdeckt.«

— »Und dieses Mitleid hat Dich sogar in Deinen Träumen beunruhigt!«

»Wie Du auch bist, Rieckchen! was ist wohl natürlicher, als daß die Bilder des gestrigen Abends in bunter Verworrenheit sich in meine Träume gewoben, und auch die düstere Gestalt des Unbekannten zufällig aus denselben hervortauchte.«

— Und Du zufällig laut ausriefest: O der Arme!«

»Was ich auch wachend wiederholen kann, ohne dabei den geringsten Nebengedanken zu haben.«

Das Hereintreten der Eltern machte dem scharfen Examen ein Ende, das die gute Luise von ihrer Schwester zu bestehn hatte.

Das Frühstück versammelte die Familie, wie jeden Tag, auf ein halbes Stündchen; nach demselben begab sich der Vater gewöhnlich wieder an seine Küferarbeit, und Frau Werner in die Weinstube und wartete den Gästen auf, während den beiden Mädchen der übrige Theil der Haushaltung übertragen blieb.

Herr Werner gehörte zu jener interessanten Klasse der alten Straßburger von gutem Schrot und Korn, die ihren natürlichen, herkömmlichen Sinn und Charakter durch alle politischen Stürme und Veränderungen gerettet und rein erhalten haben. Frei von ängstlichen Vorurtheilen, schaute er mit hellen, muntern Blicken in die Zukunft, denn er versprach sich Großes von der Entwicklung der nächsten Zeiten. Dagegen war es aber auch fester Grundsatz bei ihm, sich zu hüten vor allem blinden, hastigen Auffassen des Neuen, ohne es geprüft zu haben, und dafür alte Erfahrungen, alte Liebe herzugeben. Nicht wenn etwas neu, sondern wenn das Neue gut, wenn es wahr und schön, wenn es das Alte mit Recht verdrängte, fand es bei ihm Gehör. »Soll ich,« sagte er, »meine alten, treuen Freunde, den dreiundachtziger, den Zweier, den Eilfer auf die Straße schütten, weil die Reben jetzt gerade erträglich blühen? An den alten erprobten Gesellen hab' ich mich schon manchmal gelabt, ihren süßen Duft geathmet, ihr geistvolles Naß gekostet; die kenn' ich, aber der Junge, der auf dem Rebhügel wirklich so freundlich thut, so süßduftend blühet, ist wetterwendisch und kann im Herbste mit saurem Gesichte heimkommen. Und so werfe ich auch meine Liebe zur alten Zeit nicht hinweg, es sey denn, daß die neue mich eines Bessern belehre.« — Die Liebe zu Straßburg, seiner Vaterstadt, und dem Elsaß, dem gesegneten Heimatlande, war bei ihm tief ins Herz gedrungen. Oft, und immer mit jugendlichem Entzücken, bestieg er den Münsterthurm, und schaute sich droben nach dem lieben Rheinthale

um. Auch ließ er es, bei seinen oft bedeutenden Weinkäufen, keineswegs damit bewenden, blos die Keller des Elsaßes zu besuchen; sondern, wenn seine Geschäfte abgethan, nahm er den Wanderstab zur Hand, und durchstreifte mit Frau und Töchtern, die ihn bei solchen Reisen oftmals begleiteten, die Berge der Umgegend, und wußte ihnen aus den vaterländischen Chroniken manche schöne Sage, manche erhebende Geschichte der Vorzeit zu erzählen. Ein stehender Artikel in seinen Ausflügen war die fast jedes Jahr in den Pfingstfeiertagen unternommene Wandrung nach dem Odilienberg, die er seine vaterländische Wallfahrt nannte, um in dem freudigen Frühlingsgeiste, der ringsum auf Berg und Thal seine herrlichen Wunder gehaucht, sich an dem herrlichen Schauspiele der Natur und an der Erinnerung an die Zeiten frommer, wundervoller Einfalt zu laben.

In der Erziehung seiner Töchter befolgte Herr Werner seinen eignen Gang. Er war, trotz der in ihn dringenden Vettern- und Basenschaft nicht dazu zu bringen, seine Kinder auf ein Jahr nach Pfalzburg oder Sankt-Didel (*St. Die*) zu schicken, damit sie mit einem französischen Knix und ein Paar fein ausgesprochenen Brocken zurückkämen; sondern er ließ sie durch einen tüchtigen Hauslehrer aus dem innern Frankreich, mit dem Geiste der französischen Sprache und den Meisterwerken der Literatur bekannt machen, wie es gebildeten Elsässerinnen ziemlich ist. Zugleich schickte er sie in eine der besten Erziehungsanstalten in Straßburg, in der ein von Oberflächlichkeit und Schimmertande fernes, gründliches und hausfrommes Wesen waltete, und wo auch der deutschen Muttersprache ihr gutes Recht zu Theil wurde. Höchst zuwider war ihm alles Zwitterwesen in Sinn und Ausdrucksweise; deswegen that es seinen Ohren stets wehe, aus elsässischem Munde zu hören, wie in einem und demselben Satze, deutsche Worte von französischen überschwemmt wurden, ja derselbe Gedanke zuerst deutsch, sodann, wie zur Erklärung, französisch gegeben wurde. »Seyd doch Straßburger! seyd doch Elsässer!« predigte er unaufhörlich, »sprecht mit Franzosen in Gottes Namen ihre Sprache, aber verdreht, belastet und vermischt die Eurige nicht stets mit fremden Lauten! Bleibt bei der Natur, sie ist die beste Lehrerin in Allem! Hört Ihr denn auch die Nachtigall, der Taube zu Gefallen, girren? oder seht Ihr die Lilie, der Rose zu lieb, sich mit Dornen umstricken?« — Doch genug von Dir, lieber Werner, ich drücke Dir die Hand und fahre in meiner Geschichte fort.

Der dreiundzwanzigste Junius 1822 war ein Sonntag, der wohl den meisten Straßburgern, die ihn erlebten, im Gedächtniß geblieben seyn wird. Der Nachmittag war schön, aber drückend schwül. Die Ill wogte voller Nachen, die zu den nahen und fernen Inseln und Belustigungsorten hinruderten. Im leichten Waidlinge schaukelten, unter allgemeinem Gelächter, ein Paar unerfahrene Gesellen, bald quer über den Fluß, bald hart am Ufer hin; während andre, schwerer beladene Fahrzeuge unter den geübten Ruderschlägen eines Schifferknaben pfeilgerade dahinflogen. Dunkelgrüne Schifflein mit bunten Flaggen führten heitere Familiengenossenschaften. In größern, mit schützenden Leindecken überzogenen Schiffen, waren Handwerksbursche, Ladendiener, Soldaten, Dienstmädchen, in bunter, lärmender Gesellschaft beisammen. Auch der alte »Hundertthalermann« stemmte das Steuer an die hagere Brust, und führte die ihm anvertraute Sippschaft zum grünen Berge. Das Singen und Jubeln der fröhlichen Menschen schallte das Wasser entlang.

Die Freunde Löhr und Reber, die seitdem unzertrennlich geworden, waren schon in der Morgenfrühe auf einem selbst geleiteten Kahne nach St. Oswald gefahren und hatten sich in dem freundlichen Gehölze, unter einem üppigen Eichenstamme gelagert. Löhr, der die Fahrt zum erstenmale gemacht, fand die Ufer der Ill entzückend schön. Zu beiden Seiten duftige Wiesen oder dunkle Waldungen; im Hintergrunde, westlich die Vogesen, östlich die kerzengerade Pappelallee des Rhein- und Rhone-Kanals, und hinter derselben der Schwarzwald; und je nachdem sie sich in einer der vielgestaltigen Windungen des Flusses befanden, erhob sich das Münster weit herab sichtbar, bald zur rechten, bald zur linken Seite von den Sonnenstrahlen, wie ein flammender Leuchtthurm geröthet. Sie hatten den Tag unter traulichen Gesprächen und musikalischen Genüssen zugebracht. Reber blies die Flöte meisterhaft, ihre weichen melodischen Töne bebten sanftwogend durch die Baumhallen des Waldes; dazu sang Löhr mit frischer klangvoller Stimme Lieder, die der Zustand seiner Seele hervorrief. Kaum bemerkten die in ihrer waldigen Einsamkeit so seligen Freunde, daß mit dem vorrückenden Nachmittage, die Luft immer schwüler und drückender wurde. Unheimlich flüsterten im glühendschweren Windhauche die Blätter; mit unstätem Schwirren sausten die Waldbienen; die Vögel flatterten in ruhelosen Kreisen; das reine Dunkelblau des Himmels zerfloß in grauliche Tinten, und vom Südweste getragen, wälzten sich langsam braungelblich gesäumte Wolkenberge daher.

»Die Luft drückt schwül!« sagte Reber, »laß uns aufbrechen. Wilhelm, ich wittre den Oberländer, der bringt Regen; auch

thürmen sich die Wolken da oben nicht gerade zu einem Zernschlosse.»

«Mich beengt die Schwüle ebenfalls,» stimmte Löhr bei, und ergriff das an den Baum gelehnte Ruder, «wir haben kurze Frist dem Unwetter zu entkommen.»

«Flußabwärts geht's zwar um ein Gutes schneller,» sagte Reber; «doch dürfen wir der Arme nicht schonen.»

Sie traten eilig aus dem Gehölze hervor und gewannen das Ufer. Das Schifflein flog unter ihren rüstigen Ruderschlägen durch die Illwellen, die es lautplätschernd umleckten. Vor und hinter ihnen wogten um die Wette, kleine und große Nachen, die alle noch vor dem Gewitter in Straßburg anzulangen hofften. Allein auf eine augenblicklich eingetretene angstvolle Stille, folgte plötzlich ein hohles, heftiges Windbrausen; dumpfe weithin polternde Donnerschläge brachen aus dem schwarzen Gewölke, welches die stechenden Sonnenpfeile mit bödgelbem Scheine durchzuckten. Emsiger ruderten die Schiffer. Die Uferbäume flogen an ihnen vorüber; schon lag der Murrhof hinter ihnen, und sie waren über die Strömung gefahren, welche die wild herein brausende Breusch in die Ill macht.

«Wenn wir den grünen Berg erreichen, sind wir geborgen!» sagte Reber, dem häufige Schweißtropfen über Stirn und Wangen rieselten.

«Wir wohl,» entgegnete Löhr, «aber sieh die vielen, theils so schwer belasteten Schiffe, die noch weit hinter uns zurück sind!»

«Das Wetter ist da!» rief Reber, das Ruder mit Hast schwingend, «nur heißt's noch einige kräftige Züge, und wir sind im Hafen!»

Indeß brauste der Sturmwind heftiger herein und fuhr über die Wellen, die, sich kräuselnd, weithin erbebten; mit ungestümer Macht wühlte er in den alten Kastanien- und Pappelbäumen des grünen Berges und schüttelte die graulichten Uferweiden, deren schwanke Zweige wie Greisenhaare auf und nieder flatterten. Grell tönten noch die Geigen und Pfeifen der Tanzmusik darein; allein bald schwiegen sie. Die Freunde hatten ans Land gestoßen, als schon große Regentropfen aus dem Sturmgewölke fielen; starke Blitzstreiche zuckten nieder, gleich darauf von krachenden Donnerschlägen begleitet. Und nun begann das verzweiflungsvollste Schauspiel. Der schrecklichste Sturm, der seit Menschengedenken in der Nähe von Straßburg gewüthet, brach mit furchtbarem Grimme los. In das Heulen des Windes, das fast ununterbrochene Zücken des Blitzes und das Donnergeroll, tönte das Jammergeschrei der vielen Unglücklichen, die, noch fern vom Land, von den wildschäumenden Wellen des Flusses hin und her geworfen wurden. Die jetzt in Strömen herabstürzenden Regengüsse füllten die kleinen Nachen in wenig Augenblicken so an, daß manche gerade untersanken. Schauderhaft war der Anblick eines größern Schiffes, in welchem wohl zwanzig Personen sitzen mochten. Hülferufen und Heulen tönte dumpf und verworren durch die Nacht des Sturmes; der Wind hatte die Leinwanddecke auf der einen Seite losgerissen, und faßte sich darin, so daß sie bald hoch emporflatterte, und das Schiff, einem riesenmäßigen Gespenste gleich, vor sich her trieb.

Löhr und Reber hatten gleich anfangs ihren Kahn wieder losgebunden und waren, mit eigener Lebensgefahr, manchem zu Hilfe gekommen. Sie ruderten, trotz Blitzstreichen und Wellengetöse, dem Schiffe zu, das von einem heftigen Stoßwinde auf eine Seite getrieben, einen Theil seiner Ladung in's Wasser warf. Einige retteten sich durch Schwimmen; Andre zog Reber glücklich in seinen Kahn, während Löhr sich in den Fluß stürzte, um ein eben untersinkendes Frauenzimmer noch am Saume des Kleides zu erhaschen. Mit starken Armen umfaßte er das Mädchen und trug es, eine Furt gewinnend, ans Ufer.

«Bald bin ich wieder bei dir! wage dich indeß nicht über Noth!» rief er Reber zu, der so eben mit seinen Geretteten anlandete, und er eilte mit der zarten Last durch die angstvolle Menge.

Neben dem grünen Berge steht ein von Wiedertäufern bewohntes Haus. Dahin trug Löhr die gerettete Unbekannte, die zwar lebte, aber in tiefer Ohnmacht lag. Die freundliche, mitleidige Hausfrau öffnete ihm willig eine reinliche Kammer, und versprach ihm — die Börse zurückweisend, die er ihr anbot — die Jungfrau bestmöglichst mit Kleidung und Erquickung zu versorgen.

«Aber Sie, lieber Herr,» sagte die Wiedertäuferin, «wollen nicht auch Sie ihre Kleider wechseln, Sie traufen ja über und über!»

«Laßt das gut seyn! Frau, und sorgt für die Jungfer, für mich wäre es ja doch nur auf einen Augenblick; mancher Unglückliche kämpft noch mit Sturm und Wellen, ich muß wieder zurück ans Ufer!»

Nachdem er der Frau eilig einige Verhaltungsregeln für die Behandlung der Geretteten gegeben, flog er die Treppe hinab. Er war wieder ans Ufer gelangt, als lauter Jubelgeschrei mitten durch das Jammerrufen brach: Baldner, der wackre Gastwirth zum grünen Berge, der mit eigener Lebensgefahr schon sechs Personen dem Tode entrissen hatte, landete eben wieder, und legte einer trostlosen Mutter das gerettete Kind in die Arme. Mit freudig leuchtendem Auge blickte Löhr auf den Edeln und konnte sich nicht entwehren, ihm die Hand zu drücken.

Der Sturm schien inzwischen den höchsten Gipfel seiner Wuth erreicht zu haben; nach einigen heftigen Blitzstreichen war das Gewölke entladen; der Donner grollte langsamer und verhallte in weitem Rollen; der Regen ließ nach. Jetzt strömte die Volksmenge, die sich größtentheils in die benachbarten Häuser zurückgezogen hatte, mit Ungestüm heraus. Von dem plötzlichen Unwetter vertrieben, waren Viele von den Ihrigen getrennt worden, und schwebten nun in der qualvollsten Ungewißheit, ob sie gleichfalls in Sicherheit, oder ob sie den Tod in den Wellen gefunden hatten. Auch Herr Werner, der sich mit den Seinigen und einigen der früher genannten Freunden, auf dem großen verunglückten Schiffe befunden hatte, lief in angstvoller Verzweiflung bald über die Illbrücke, bald durch den Garten des Gasthauses, bald am Ufer hin, denn, als er die Häupter seiner Lieben gezählt, fehlte ihm seine Luise! Er hatte bei Bekannten und Unbekannten nach ihr gefragt, es wollte sie Niemand gesehn, Niemand etwas von ihr gehört haben.

»Luise!« rief er in wildem Vaterschmerze, »Luise! mein Mädchen! Luise! mein geliebtes Kind!«

Ein Schiffer, der eben vom Lande stechen wollte, wies ihn mit der Hand auf Löhr, der mit seinen Freunden um die Verunglückten beschäftigt war:

»Der Herr dort im schwarzen Rocke, hat mitten im Gewitter ein Frauenzimmer aus dem Wasser gerettet, und in das Melkerhaus neben dem Garten getragen; sie lebt, denn ich habe sie so eben gesehn, gebe Gott, daß es ihre Tochter sey!«

Werner, von dem einzigen Gedanken der seine Seele bewegte erfüllt, hatte die Worte kaum vernommen, als er, vergessend sich an den Retter selbst zu wenden, nach dem bezeichneten Hause lief, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Und Luise war es auch wirklich, die er dort mit niegekannter Vaterwonne in die Arme schloß.

Löhr hatte über dem fremden Unglück sein eigenes trauriges Schicksal beinahe vergessen. Schon in der Morgenfrühe des Johannistages trieb es ihn hinaus nach dem grünen Berge; er wollte den gestern so wild empörten Schauplatz des Sturmes sehen, und sich nach der Unbekannten erkundigen, die er das Glück gehabt zu retten. Unter der Illbrücke lagen in einigen Nachen die Leichname der Verunglückten, und noch immer zogen die Schiffer, die mit langen Haken auf dem Flusse hin und her fahren, neue Opfer heraus. Ein Schrei des Entsetzens tönte ringsum, als sie eben mit vieler Anstrengung eine Gruppe von drei Personen zum Wasser emporhoben: einen Unteroffizier, der seine Geliebte noch im Arme hielt, und an deren Fuß sich ein anderes Mädchen festgeklammert hatte. Die bleichen Leichname tauchten aus den Fluthen wie Todesengel, die der Bildner aus einem einzigen Marmorblocke gehauen hatte. Löhr konnte sich bei diesem Anblick der Thränen nicht enthalten, die den Mann, der auch mit der That geholfen und das Leben für Andre gewagt, nicht entehrten.

Ein alter Fischer; der ihn so seinen Gedanken nachhängend, auf die Brückenlehne gestützt fand, trat jetzt zu ihm: »Das war gestern ein harter Tag!« sagte derselbe, »einen solchen haben wir und unsre Väter nicht erlebt!«

— »Ja wohl!« entgegnete Löhr. »Wer nur die armen Hinterbliebenen alle trösten könnte, denen die Ihrigen mitten in Gesundheit und Heiterkeit entrissen wurden! Wie mancher Andre wäre gern an ihrer Stelle gewesen!«

»Jedem seine Stunde!« sagte der Fischer; »der Tod ist ein genauer Schuldherr; er streicht das Seine ein, bald früh, bald spät, und ihm ist's einerlei, wo er uns am verfallenen Schuldtage treffe. Aber glauben Sie mir, mein Herr, mit dem St. Basiliustage, vor Johannis, hat es eine besondere Bewandniß, da fordert er seine Opfer jedesmal auf eine ungestüme Weise, und wer bei ihm für jenen Tag eingeschrieben ist, stirbt keines natürlichen Todes!«

— »Glaubt Ihr an solche Mährchen, Alter? Ein jeder Tag steht in des Herrn Hand und wenn er seinen Engel gehen heißt, ist's wohl am Besten! Aber daß er dazu besondere Tage gesetzt, wo er jedesmal auf so schreckliche Weise die Seinigen abruft, das steht wohl nirgends geschrieben.«

»In den Sternen!« fiel der Fischer bedeutungsvoll, mit aufgehobenem Finger ein. »Sie sind ein ungläubiger Thomas, Herr, aber ich könnte Sie durch manche selbsterlebte Unglücksgeschichte eines Bessern belehren. Das Wasser ist für uns Fischer das rechte Element, die liebe Heimat, und wir kennen die krystallenen Wellen des heimatlichen Illstroms, von Winkel an, wo er als wildes Bächlein über Kiesel rauscht, bis zur Wanzenau, wo er sich dem Rhein in die rauschenden Arme wirft, Stelle für Stelle, Furt, wie tiefe Gründe; aber es hüten sich doch selbst die beherztesten und besten Schwimmer unter uns, am Basiliustage mit ihm zu tändeln. Gar Manchen schon, der warm und freudig ins Schifflein gestiegen, haben wir kalt und starr aus der Tiefe gezogen, und wer nicht ein recht glaubiges Christenkind wäre, könnte wohl neckigen Wassernixen und Flußgeistern die mancherlei Unbill zuschreiben, die wir schon erlebten.«

— »Schwatz ein andermal, Daniel!« rief ein Fischer drun-

len, »bind' einen Nachen los und hilf uns das Netz loswinden, das sich an einem Pfosten unter dem Wasser festgestrickt!«

»Denken Sie an den Basilius, mein Herr!« rief der Fischer, der Aufforderung folgend, »und an den alten Daniel, von der Schiffigen Zunft, der Ihnen das gesagt! und wolle Gott, jener Tag möge sich nie Eines von den Ihrigen zum Opfer ausersehn haben!«

Löhr schüttelte lächelnd den Kopf über den bedenklichen Ernst des wunderlichen Alten. Da kam die Wiedertäuferin, welcher er gestern das gerettete Frauenzimmer anvertraut hatte, in Begleitung eines ältlichen Herrn, hastig über die Brücke auf ihn zugeschritten: »Dort, Herr Werner,« rief sie schon von Weitem, »steht der Retter ihrer Tochter!«

Werner lief in freudiger Eile auf den jungen Mann zu und faßte ihn bei der Hand:

»Vergönnen Sie, mein Herr,« sagte er, »einem Vater, dessen liebes Kind Sie gestern gerettet, ihnen die Hand zu drücken, und nehmen Sie, zu seinem schwachen Danke, seine warme Freundschaft an!«

Löhr wollte die Hand, welche Werner noch immer mit kräftigem Drucke umschloß, ablehnend zurückziehen, allein die Frau betheuerte auf Alles, was ihr heilig, daß er und kein Andrer es gewesen, der gestern im Sturme, Luise Werner aus dem Wasser gerettet, und die Ohnmächtige ihr zur Pflege zurückgelassen habe.

»Setzen Sie ihrer edeln That noch vollends die Krone auf, lieber junger Mann,« sagte Werner, mit Treuherzigkeit in ihn drängend, »und begleiten Sie mich zu meiner Familie, die sich freuen wird den Retter unsrer Luise kennen zu lernen!«

Nach vergeblichem Sträuben willigte Löhr in die Bitte des biedern Mannes; er folgte ihm und brachte den größten Theil des Tages im Kreise der Familie zu, deren rührende Dankbarkeit und herzliches Zuvorkommen seiner Seele wohl thaten.

Es ist fast überflüssig zu sagen, daß Rickchen, die trotz ihres heitern Sinnes einen sehr guten und richtigen Blick hatte, und Luise, die von dem gestrigen Unfall noch immer angegriffen, in dem lieben Fremdlinge bald den bleichen Unbekannten des Münsters herausfanden. Rickchen konnte diese Entdeckung nicht lange zurückhalten, und Alle freuten sich über das seltsame Zusammentreffen. Löhr, der von seinem nur flüchtigen Aufenthalte in Straßburg gesprochen, mußte beim Abschiede Herrn Werner in die Hand geloben, so lange er noch in Straßburg verweilen würde, die Familie recht oft zu besuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Züricher Fahrt mit dem Hirsebrei. 1576.

1. Das Freischiessen zu Strassburg.

Zu Straßburg aus den Thoren zieht auf den Schützenrain
Die Bürgerschaft hinüber in festlich schmucken Reih'n,
Das Schießen anzuheben, zu dem der weise Rath
Die lieben Eidgenossen allsammt zu Gaste bat.

Es stellten sich zum Feste viel tapfre Schützen ein,
Vom Schweizerland, von Baiern, von Schwaben und vom Rhein.
Nun hat der Zug betreten den grünen Rasenplatz,
Mit klingendem Spiele schreitet die Stadtmusik voran.

Drauf kommen Knabenschaaren mit Fähnlein roth und weiß,
Das ist für brave Schützen der schlichte Siegespreis:
Den haben unsre Väter in Kindeshand gelegt,
Daß früh im Knabenherzen der Bürgermuth sich regt.

Und jezo, festen Schrittes, im schwarzen Mantel naht
Mit weißen Spitzenkrägen der hohe Magistrat;
Den Degen an der Seite, das Hütchen unterm Arm,
Lustwandeln sie bedächtig durch all' den jungen Schwarm.

Es kommen angezogen die Schützen in froher Eil,
Mit Büchsen und mit Bogen, mit Pulverhorn und Pfeil;
Sie schwingen ihre Mützen und springen und jauchzen hell —
Bald gilt es zu erproben, wer Meister, wer Gesell.

Und jetzt von allen Zünften die Schaar der Bürger naht,
Mit ihren Ehefrauen im reichen Sonntagsstaat,
Sie führen auch in Züchten die Töchterlein daher
In seidenen Gewändern, mit Ketten goldesschwer.

Der Reichsstadt Söldner schreiten entlang das Schießrevier,
Inmitten der Hellebarden das alte Stadtpanier,
Darauf die Muttergottes zu schau'n auf güld'nem Thron,
Das Kindlein auf dem Schooße, mit Purpurkleid und Kron'. —

Und über'm Schützenhause Fortuna's Bild sich hebt,
Im Winde hin und wieder ihr flatternd Segel schwebt;
Sie kehrt euch bald die Fersen, bald lächelt ihr Angesicht —
Habt Acht, daß sie beim Schießen euch drehe den Rücken nicht

Und in der Halle sizen die Richter jezt im Kreis;
Sie prüfen erst die Waffen, sie rüsten Kranz und Preis:
Das Zeichen ist gegeben — alsbald die Büchse klirrt,
Und sausend von der Armbrust der Bolz die Luft durchschwirrt.

Juchhe! 's war ein Tyroler, der traf in's Brüderlein,
Wie schwenkt er seine Müze, wie jauchzt er auf dem Rain!
Aus allen Zelten drängen die Gäste sich heran,
Und Jubelruf und Klatschen durchhallt den weiten Plan.

Breitschattig ragt zur Seite der alte Lindenbaum;
Der hat auf seinen Aesten für viele Gäste Raum,
Die sizen an den Tischen im kühlen Blätterdohl
Und trinken manchen Becher auf braver Schüzen Wohl.

Auch um die Pritschenmeister, im Wammse buntgestückt,
Mit Schellenkapp' und Geißel, ein lustig Volk sich drückt;
Die Schalke sind auf Kurzweil heut sonderlich bedacht,
Auf Reimlein und auf Schwänke, drob Alles hellauf lacht.—

Wohl stellten sich zum Treffen viel tapfre Schüzen ein,
Vom Schweizerland, von Baiern, von Schwaben und vom Rhein;
Doch unsre lieben Zürcher, die fehlen noch zum Fest:
Warum doch keiner heute bei uns sich blicken läßt?

Habt Acht! und rühmt, ihr Treffer, zu hoch nicht euer Glück!
Die Zürcher üben heute wohl noch das Meisterstück:
Es kommt ein Pfeil geflogen vom weiten Zürich her —
Habt Acht! er saust durch Bogen — am besten heut trifft der!

2. Das glückhafte Schiff von Zürich.

[illegible]
Heut würd ein Glückschiff noch genennt.«
Fischart.

Als kaum auf Zürichs Thürmen die erste Stunde schlug,
Schon regte sich am Strande der muntre Schifferzug:
Sie wollen heute zeigen, wie nah sich Freunde sind,
Wie sie den Raum, der scheidet, durcheilen so geschwind.

Ihr Schiff ist reisefertig: in Straßburgs Mauern heut
Soll es den Anker werfen noch vor dem Nachtgeläut;
Drei Tage muß man fahren mit starkem Ruderschlag
Ihm soll die Fahrt gelingen an einem Sommertag.

Nun tragen die Gesellen den Eisentopf herbei,
Drin wallt mit süßen Düften der heiße Hirsebrei;
In sandumgossner Tonne, noch glühendwarm und frisch
Soll der, aus Zürichs Küche, heut stehn auf Straßburgs Tisch.

So haben sie's beschlossen, der Hans im Weerd ersann's,
Er spricht: »Wohlauf, Genossen! wer frisch es wagt, der kann's!«
Er winkt, da fliegen hurtig die Ruder ab und auf,
Der Kiel, vom Ufer stoßend, beginnt den Riesenlauf.

An beiden Enden flattert die Zürcher Schüzenfahn',
Trompetenstöße schmettern — fahr' wohl, glückhafter Kahn!
Nun wachet auf, Ihr Schläfer! Die Helden ziehen aus:
»Glück zu!« hallt's an den Ufern aus jedem Bürgershaus.

So rauscht die Stadt hinunter, beim Sternenlicht der Kiel;
Der Stern der Bundestreue winkt ihm an's ferne Ziel.
Die Zürcher-Thürme schwinden, und trozig reißt das Schiff
Sich durch der Limmat Strudel, durch klippenvolles Riff.

Nun trägt die Aar es weiter mit sanftem Wellenguß,
Und mit Trompetenschalle begrüßen sie den Fluß;
Da fängt es an zu dämmern, im Frühlicht blizt der Strand,
Man wünscht sich guten Morgen, man drückt sich froh die Hand.

Hie sizt die ganze Mannschaft, leibfarbig angethan,
Mit spizen Schweizerhüten und Federbüschen dran;
Und stattlich ragt vor Allen der Kaspar Thomann vor,
Den sich die Schaar zum Sprecher und Obmann auserkor.

Sie steuern lustig weiter im Morgensonnenschein,
Sie hören mächtig rauschen von ferne schon den Rhein;
Und jezt mit flinken Rudern, mit sicherm Steuergriff,
Einlenken sie in's Strombett das pfeilgeschwinde Schiff.

Sekingen grüßt herüber, zur Frühmett läutet's just;
Wohl thut es Noth zu beten aus inbrunstvoller Brust:
Denn jezo dräu'n mit Grausen versteckte Klippenreih'n,
Und Wasserwirbel brausen durch zackiges Gestein.

Das ist der Höllenhaken, der tückisch niederriß
Manch Schifflein sammt der Mannschaft in Todesfinsterniß;
Doch unsre Männer bahnen sich wohl die rechte Furch',
Und fahren zwischen Klippen und Strudeln mittendurch.

Und wie sie nun entronnen so großer Fährlichkeit,
Rheinfeldens Brücke nahen, da steht ein Korb bereit,
Den läßt man eilends nieder, voll Weines goldenblank —
Wie mundet unsern Helden der frische Rebentrank!

Es liegt, wohlüberstanden, im Rücken die Gefahr;
Der Strom fließt wie ein Weiher so glatt und spiegelklar.
Und als auf Basels Thürmen die zehnte Stunde schlug,
Kam eben angefahren der muntre Schifferzug.

Zu Basel auf der Brücke die Eidgenossen stahn,
Aus drei Kanonen donnert ihr Ehrengruß dem Kahn,
Und »Gott mit Euch!« so ruft es; doch, hurtig wie ein Bolz,
Entflog schon unter der Brücke die Fähre leicht und stolz.

Und weiter, immer weiter mit immer frischem Muth
Handhaben sie die Ruder bei schwüler Mittagsgluth;
Wohl ladet manches Eiland die Schmachtenden zu Gast,
Sie trocknen sich die Stirne, sie gönnen sich nicht Rast.

An Breisach nun vorüber, den Alsagau entlang,
Fliegt munter unsre Fähre mit immer schnellerm Drang,
Bis tiefer steht die Sonne — und sieh im Abendschein
Dort leuchtet schon das Münster ins weite Land herein.

Hoch schlagen jezt die Herzen, und sachter schwebt der Kiel;
Nun rüstet euch, ihr Helden! euch winkt der Kranz am Ziel:
Ihr sollt die Becher üben am frohen Ehrenmahl,
Wie ihr das Schiff getrieben im heißen Sonnenstrahl.

Adolf Stöber.

(Der Schluß nächstens.)

Englischer Gerichtsfall.

Die Engländer sind doch die eigensten Originale. Ein gut gekleideter Mann erscheint vor dem Polizeibüreau in Bow-Street, und bringt vor dem Beamten, Herrn Minshull, Folgendes vor: Ich verklage einen ägyptischen Reisenden, der gleich wie ich in Lincoln-Inn, unweit von Drurylane wohnt. Dieser Ägyptier, welcher wunderbare Geheimnisse in Bezug auf Galvanismus besitzt, ist auf den Einfall gerathen, mich zur Zielscheibe seiner Experimente zu machen. Zu jeder Stunde des Tages, wie auch bei Nacht, steht es in seiner Macht, troz der Entfernung die uns trennt, seine voltaische Säule so zu richten, daß ich dadurch auf's Heftigste angegriffen werde. Ich empfinde Nervenzuckungen und es scheint mir, als wenn mir die Beine ausgerissen würden. Hiezu kommt noch, daß er mich nach seiner Willkühr somnambul macht; ich spreche im Schlafe Dinge, die Niemand hören sollte; es sind Familiengeheimnisse, die mich auf's Äußerste compromittiren könnten. Und um diesem unsichtbaren Wesen zu entkommen, begab ich mich in die Kirche von Chelsea. Allein der Mensch fand Mittel, mich selbst bis hieher mit heftigen Schmerzen zu verfolgen. Nun komme ich denn her, um Sie zu bitten, dem fraglichen Ägyptier zu untersagen, mich ferner zum Gegenstand seiner Experimente zu wählen.

Der Beamte. Ich sehe hieraus, daß Sie an rheumatischen Schmerzen leiden, welche durch die Einbildungskraft allerdings gesteigert werden, und rathe Ihnen in ein Hospital zu gehen.

Der Kranke. Das kann nicht seyn! Ich würde dann nur noch mehr den Fallstricken meines Feindes erliegen.

Der Beamte. So begeben Sie sich nach Hause.

Der Kranke. Das kann ich noch weniger. Mein Bett und mein ganzes Mobiliar sind so stark galvanisirt, daß ich die größten Schmerzen empfinde, wenn ich nur ein Stück davon anrühre. Das Beste würde natürlich seyn, wenn ich beständig auf der Straße bliebe, allein das ist doch bei einer Kälte von zehn bis zwölf Grade nicht gut auszuführen.

Der Richter konnte dem armen Manne nicht rathen noch helfen, und dieser mußte sich trostlos entfernen. (Europa.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Unter der Überschrift: »Ein weltberühmter Unbekannter« gibt ein Correspondent in Lewalds »Europa« (März), den bis jezt unbekannten Componisten von drei der lieblichsten neuern Volksmelodien, mit dem Namen Friedrich Glück an; er ist Dorfpfarrer im würtembergischen Remsthale. Wer kennt nicht die Musik des Eichendorff'schen Volksliedes: »In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad;« vom Schweizerheimweh: »Herz mi's Herz, worum so trurig?«; vom Abschied Bertrands: »Leb' wohl du theures Land, das mich geboren.«?

— Die Cotta'sche Buchhandlung gibt Aug. von Platen-Hallermünde's sämmtliche Schriften heraus. Wer an der Biegsamkeit, Weichheit und Melodie der deutschen Sprache zweifelt, der studiere Platen und Rückert.

Dies Blatt erscheint jeden Samstag. Der Preis desselben ist vierteljährig 3 Fr. 75 C., im Büreau genommen. Die Postkosten sind besonders zu entrichten. — Abonnements unter drei Monaten werden nicht angenommen. — Man abonnirt sich bei G. L. Schuler, und in allen Buchhandlungen des Elsasses und des Auslands.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt
zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 3.
Samstag, den 19. Mai 1838.

Maientag.

—

Morgen ist ein Maientag!
Ei wie geht's doch rührig aus
Heut' im ganzen Erdenhaus!
Alles will sich emsig schicken
Bräutlichselig sich zu schmücken:
Anger hat die ganze Nacht
Schon mit Sticken zugebracht,
Hat von Veilchen ein Geschmeid
Sich gehaucht auf's grüne Kleid;
Bächlein schlingt als Gürtelschnur
Seine Perlen um die Flur;
Blüthenbaum, umduftet ganz,
Bietet sich zum Hochzeitkranz;
Vöglein rühren frisch die Schwingen,
Wollen Tafellieder singen.
Unten ist schon Alles fertig,
Erde harret froh gewärtig;
Aber hoch in Himmelsräumen
Noch die grauen Wolken säumen.
Schau'n so recht in Wintergraus
Drohend aus dem luft'gen Haus.
— Wenn die Erd' in Lust entglommen,
Soll denn Leid vom Himmel kommen?
Morgen ist ein Maientag!

August Stöber.

Drei Küsse.

—

(Fortsetzung.)

—

Die abentheuerlichen Begebenheiten der letzten Tage hatten Löhr wohl etwas aus seiner gewöhnlichen Stimmung gebracht; allein, nachdem er wieder zu seiner vorigen stillen Lebensweise zurückgekehrt, stellte auch sie sich wieder ein. Aus seiner Heimat erhielt er Briefe, die jedoch seinem Schicksal immer noch keine andre Wendung geben konnten, denn ein naher Anverwandter schrieb ihm, daß sein Vater auf einer Geschäftsreise nach Baiern und Östreich begriffen sey, wobei er zur Sommerzeit

gewöhnlich gieng, daß er aber in einigen Wochen zurückerwartet werde. Von Heidelberg aus erhielt er keine Nachricht, da seine genausten Freunde selbst seinen jetzigen Aufenthalt nicht bestimmt kannten. Reber theilte des Freundes Sorgen und war ihm Trost und Aufmunterung, wenn er verzagen wollte. Auch besuchte er, seinem Worte getreu, Werner und seine Familie von Zeit zu Zeit; diese fand nur, daß es, wider Abrede, zu selten geschehe. Es war nicht Gleichgiltigkeit gegen sie, sondern eine unüberwindliche Schüchternheit, die, seit jener unheilvollen Stunde, da ein Menschenleben unter seiner Klinge geendigt, sein ganzes Wesen erfaßt hatte. Er fühlte sich immer wohl und heimlich in dem freundlichen Familienkreise, wo ihm Jedermann mit theilnehmender Freundschaft und Achtung begegnete. In dem alten Werner lernte er den verständigen, biedern Straßburger kennen, den Gradaus und Ohnefalsch; in dessen Gattin, eine schlichte, gemüthliche Bürgersfrau; Rieckchen verscheuchte oft durch ihre launigen Spaße die düstern Wolken von seiner Stirne, und Luisens stiller Ernst sprach wohlthätig zu seinem Herzen. Die natürliche Bildung, welche die Mädchen erhalten, ihre Kenntnisse in verschiedenen Theilen der Wissenschaft, das gesunde, anspruchlose Urtheil, welches sie über die Meisterwerke der französischen und deutschen Literatur fällten, waren Löhr überraschend; er verglich sie mit so manchen gebildeten jungen Damen seiner Bekanntschaft, die in ästhetischen Theezirkeln in süßlicher Ueberspanntheit ihr schöngeistiges Wissen zur Schau trugen, und darin so oft neben das Schwarze schoßen, und fand den schlichten stets richtig treffenden Sinn der jungen Straßburgerinnen nur um so anziehender und lobenswerther. Luisens Seele besonders entfaltete im traulichen Gespräche oft einen tiefen und reichen Schatz von Verstand und Gemüth. Sie schien ihm bald sein Innerstes am Besten zu verstehn; sie theilte seine begeisterten Hoffnungen für das Loos des armen Griechenvolkes, das mit so heldenmüthiger Kühnheit das drückende Joch der Türken abzustreifen wagte. Löhr sprach kräftig und schön; in schlagende Worte, in lebhafte Bilder wußte er seine Darstellung zu kleiden. Es hörten ihn alle gerne sprechen, aber Luise hieng mit besonderer Andacht an seinen Lippen und ihre Augen glänzten, wenn er in begeistertem Tone von einem neuen Siege sprach, oder füllten sich heimlich mit Thränen, wenn er einen Unfall zu berichten hatte.

Es war an einem Sonntagnachmittage, als Löhr in Werners Haus trat. Man sagte ihm in der Wirthsstube, Herr Werner sey mit seiner Familie ausgegangen und nur Jungfer Luise, die unpäßlich, sey zu Hause geblieben. Er wollte eben wieder umkehren, als er Luisens Stimme oben, wie hilferufend, zu erkennen glaubte. Schnell lief er die Treppe hinauf und öffnete das Zimmer, da sah er Luise Werner, sich vergeblich gegen einen jungen Mann sträubend, der ihre Hände gefaßt hielt und in lächerlichem Pathos ihr zu Füßen lag. »Herr Jadner!« rief sie, »ich beschwöre Sie, lassen Sie einmal von mir ab, Sie wissen ja meine Gedanken über Sie schon lange!« Löhrs Eintreten machte den Zudringlichen aufspringen, er stammelte eine unverständliche Entschuldigungsrede hin, nahm seinen Hut und drückte sich zur Thüre hinaus, ehe Löhr ihm einige zürnende Worte zurufen konnte.

»Wie froh bin ich daß Sie kommen!« sagte Luise, Löhrs Hand ergreifend, »und mich von der lästigen Gesellschaft befreien; der alberne Mensch, der mich mit seiner Werbung schon lange verfolgt, benutzte die Abwesenheit meiner Eltern, um mich zu schrecken! Aber nehmen Sie Platz, Vater und Mutter sind mit Rieckchen schon über zwei Stunden fort, und werden bald zurückkommen!«

Löhr wäre lieber gegangen. Obgleich das still ruhende Gefühl der Liebe bei ihm noch nicht zum Bewußtseyn gekommen, und er ihm vor seiner redlichen Gewissensstimme nur die Namen Achtung und Wohlwollen geben konnte, so war er doch beengt und schüchtern, sich zum Erstenmale allein in Luisens Nähe zu befinden, und es hatte der ganzen herzlichen Aufforderung von ihrer Seite gebraucht, ihn zum Bleiben zu bestimmen. Auch Luise wußte nicht von mehr als von Theilnahme und Dank gegen ihren Retter.

Nach einem allgemeinen Gespräche über Tagesangelegenheiten, wobei Löhr sich meist schweigend verhalten, fiel die Rede wieder auf die Sache der Griechen, und Löhr erzählte wie, nach den neusten Berichten, in der Nacht vom 18. zum 19. Juni, dreiundvierzig Ipsarioten und Hydrioten sich feierlich dem Tode für's Vaterland weihend, auf leichten Scampavias mitten durch die türkische Flotte gerudert seyen, die auf der Rhede von Chios lag, und Kapitain Georg, Brander an das große Admiralschiff des Capudan Pascha und an ein anderes Linienschiff gelegt; dieses habe sich gerettet, allein das Admiralschiff sey mit 2286 Türken in die Luft gesprungen, und der Pascha selbst sey von den Seinigen todt vom Ufer weggebracht worden.

Luisen, der begeisterten Griechenfreundin, funkelten die Augen in hoher Freude bei diesem Siegsberichte, und Löhr bekannte ihr nun zum Erstenmale, daß er selbst sich in wenig Tagen vielleicht, nach Griechenland begeben wolle, um in den Reihen seiner Heldensöhne zu kämpfen. Er hatte dies ganz bedeutungs-

los, und wie es ihm entwischt war, hingesagt und schwieg. Auch Luise schwieg, und jetzt erst bemerkte er, wie sie plötzlich in sich versunken war, und wie die Hand ihr auf dem Schoose zitterte.

»Ist Luise unwohl?« fragte Löhr bestürzt.

— »Nein,« lispelte sie, »aber,« fügte sie, seine Hand ergreifend, bei: »Sie wollten nach Griechenland gehn?«

»Es ist schon seit einigen Wochen mein fester Entschluß; kämpft doch mancher Deutsche dort für die heilige Sache der Freiheit!«

— »Ach, versprechen Sie mir, daß Sie es nicht thun!« und ihre Hand zitterte heftiger in der seinigen.

»Engel!« rief er Alles vergessend aus, »hast Du Erbarmen mit mir?« Und er umschlang die Holde, und — der Kuß der Liebe vereinigte ihre Lippen.

»Ewig Dein!« riefen Beide zumal, und zwei Lebenswege, die bis jetzt sich abgetrennt gezogen, liefen in einen einzigen Rosenpfad zusammen.

So saßen sie noch ein' seliges Stündchen sich zur Seite, bald schweigend, bald in süßen Herzensergüssen. Die Zukunft lag in rosiggoldnem Hintergrunde vor ihrer Seele; es schien ihnen Alles so eben, so gewiß, als gäbe es keine Berge, und keine Zweifel mehr. Mit Göthe schwärmten sie:

»Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen seyn!«

Es ward jedoch Lärm auf der Treppe; die Thüre gieng auf und die Ältern traten mit Riekchen herein. Löhr blieb den ganzen Abend bei der Familie; es war ihm nie so heimlich. Vom Zauberschlag der Liebe getroffen, giengen seine Gedanken nicht rückwärts in die Vergangenheit und riefen ihn wach, sondern sie träumten weit hinaus in's Erdenparadies, als stände kein Cherub mit dem Flammenschwerte davor.

Bleich und entstellt, mit irren Blicken, hastig durchs Zimmer schreitend, fand Reber seinen Freund des andern Tages. Einige versiegelte Briefe lagen auf dem Schreibtische; seine wenigen Habseligkeiten waren zusammengepackt.

»Was geht mit Dir vor, Wilhelm!« rief Reber stutzend beim Hereintreten, »hast Du eine so eilige Reise vor, daß dein Freund nicht darum wußte?«

Löhr lag in seinen Armen, schluchzte laut und schlug sich vor die Stirne: »Noch ein Menschenleben auf der Seele!« rief er in Verzweiflung.

— »Du sprichst schreckliche Worte! komm' zu Dir, fasse Dich! und vertraue deinem Freunde!«

»O eine Lilie geknickt! einen Himmel eingerissen!« jammerte Löhr fort.

Reber wandte alle Beredsamkeit an, den Armen zu besänftigen. Er wurde ruhiger; unter einem Strom von Thränen erzählte er. »Fort muß ich!« rief er sodann, »fort will ich! noch heute, im Augenblicke fort! der Boden brennt unter mir! O Luise! Luise! Du reines Wesen! Nein, nein, Du sollst nicht in mein dunkles Schicksal geschleudert werden, nicht trostlos mit mir untergehn!«

Reber hörte nicht auf ihm Muth einzusprechen: »Besser allerdings wäre es gewesen, Du hättest den Schritt vermeiden können! Dein Mädchen muß ja eine Zauberin seyn, daß sie Dich so ganz aus der Fassung gebracht, daß sie alle Wirklichkeit, alle Gedanken an dein Schicksal Dir aus dem Geiste verbannen konnte!«

»O ein Engel ist Sie! ich hörte nur Laute des Himmels aus ihren Lippen! ich sah den Himmel selbst entfaltet und offen, mit allen seinen Wundern aus ihren blauen Augen brechen!«

— »Armer Freund! — Und Du wolltest Sie nun verlassen, Sie die Dich so sehr liebt, die, von der Liebe überwältigt, an deiner Seite zitterte, als Du vom Gehen redetest?«

»Ich bin der Unglückseligste aller Menschen! nur zerstören kann ich! nur niederreißen, wohin mein böser Stern mich leitet!«

Rebers liebevolle Vorstellungen beruhigten ihn nach und nach. Der edle Freund bewog ihn seine Abreise doch wenigstens so lange zu verschieben, bis er bestimmte Nachricht aus der Heimat erhalten hätte. Er stellte es ihm als heilige Pflicht vor, nicht also von Luise zu scheiden, sondern ihr nach und nach die Lage seines Schicksals zu eröffnen und seinen Entschluß beizubringen. Er mußte ihm sogar versprechen, noch heute seinen Besuch in Werners Hause zu machen, was Löhr mit banger Seele that.

Das lichte Schimmern der Frühlingsblume, die zum erstenmal durch die grüne Knospenhülle bricht; das helle Schmettern des jungen Vogels, der sein erstes Jubellied singt — for

nur schwache Bilder von dem überseligen Gefühle, das ein reines Herz erfüllt, wenn der Strahl der ersten Liebe es getroffen. — Luise erwachte des andern Morgens aus schönen Träumen; es schien ihr Alles so neu, so gut, so herrlich. Wenn sie über die Begebenheit des gestrigen Tages nachdachte, so war ihr's, als könne es gar nicht anders seyn; als wäre es schon lange gar nicht anders gewesen. Sie hatte nicht den geringsten Zweifel wegen der Einwilligung ihrer Eltern, und dennoch sprach sie weder zu ihnen, noch zu Riekchen ein Wort; nicht als ob sie sich schämte oder fürchtete, es hätte ihr aber Entweihung geschienen. So wie die Religion ihre Geheimnisse hat, so hat auch die Liebe die ihrigen; ihre Sprache ist eine Art von Gebet, und man betet viel wahrer und inniger im verschwiegenen Kämmerlein des Herzens, oder in der einsamen Waldkapelle, wo niemand lauscht, als vor Andern, und wären es selbst die Unsrigen.

Löhr kam gegen Abend. Er sah leidend aus, war still, aber herzlich. Luise zahlte die Liebe nicht nach Worten, und sah ihn, von den süßesten Hoffnungen erfüllt, scheiden.

Löhr und Reber giengen Arm in Arm längs der Werfte des kleinen Rheins hin; es war ein heitrer Abend. Reber fand seinen Freund stets ruhiger und gefaßter, wenn er hinaus kam unter freien Himmel, und riß ihn daher so oft als möglich, aus dem dumpfen Nachbrüten in der Stubenluft. Sie ergötzten sich an dem muntern Spiel der Wellen, die schäumend am Ufer rauschten, und sahen dem emsigen Treiben der Fischerknaben zu, die ihre Stellnetze in den ruhigern Buchten befestigten. Sie waren der Brücke nahe gekommen, über die gerade, hastigen Schritts ein junger Mann gegangen kam. Dieser hatte die Wandelnden kaum erblickt, als er plötzlich stehn blieb, das Auge schärfte, und sodann eilig auf sie zulief. Er lag dem überraschten Löhr in den Armen.

»Arger, böser Flüchtling!« rief er aus, »muß ich Dich endlich finden! Was hat dein Karl Dir gethan, daß Du ihm so lange schwiegest?«

Jetzt erst erkannte ihn Löhr; es war sein Heidelberger Busenfreund, derjenige an dessen Seite er, an jenem verhängnißvollen Abende, im alten Schlosse gewandelt.

»Bringst Du mein Todesurtheil?« rief er, »bringst Du das Verbannungswort?«

— »Leben bringe ich Dir! Leben und Freiheit! und will Dich zur Stunde mit zurück zur Heimat nehmen!«

Löhr zitterte in freudiger Ungewißheit. Der Freund erzählte, daß Franz Wühing, Löhrs Gegner im Zweikampfe, zwar tödtlich verwundet in seine Wohnung gebracht wurde, daß, nach dem bedeutenden Blutverluste, den er erlitten, alle Hoffnung der Erhaltung seines Lebens geschwunden sey, daß aber nach einigen angstvollen Tagen, während welchen er in beständigem Fieber lag, seine kräftige Natur durchgehauen, und er jetzt frisch und gesund sey!

Reber jubelte laut und drückte dem heilverkündenden Boten mit treuherzigem Oberländer-Drucke die Hand. Löhr hatte Mühe sich in seinem Glücke zu fassen.

»Das ist dein Werk, du unendliche verhüllte Liebe da Oben!« rief er gen Himmel blickend aus, »dein Auge wachte, du hast im schrecklichsten Sturme dem verlornen Schiffbrüchigen dein rettendes Anker zugeworfen!«

Die Freunde nahmen Löhr in die Mitte, und Karl Schröder, so heißt der Dritte, erzählte weiter:

»Der Zweikampf war bald ruchbar. Der akademische Senat begann denselben Tag noch die Untersuchung, und dein Name stand am schwarzen Brette. Allein sobald Franz Wühing sich nur aufrecht halten konnte, gieng er selber zu den Richtern, und klagte sich unter den bittersten Vorwürfen, als den alleinigen Schuldigen an; seine Freunde und die Deinigen stimmten bei; Deine Lehrer alle verwandten sich für Dich, und Deine Ehre, Dein wohlerworbener schöner Name klingt hell in Heidelberg. Da wir Deinen Aufenthalt nicht kannten, reiste ich nach Pforzheim zu Deinem Vater, der vorgestern erst von seiner Reise zurückgekehrt und zu gleicher Zeit Unheil und Heil erfuhr. Hier ein Brief von ihm. Franz Wühing schwört nicht höher als auf Dich, den er seinen Retter nennt. Der wilde Bär ist ein Lamm geworden; er liegt seitdem weder in, noch auf dem faulen Pelz, sondern sitzt hinter den Pandekten und dem *Corpus juris* und bittet Dich um Verzeihung und Freundschaft!«

»O Luise, süßer Engel!« rief Löhr, »auch Dein Stern hat geleuchtet!« — Er bekannte nun dem Freunde, vor dem er nie ein Geheimniß gehabt, die seltsamen Abentheuer seiner Liebe, und alle drei beschlossen, daß Löhr gleich den folgenden Morgen der Familie Werner Alles entdecken solle, um Luisens Hand bei ihren Eltern werben, um denselben Tag noch nach Pforzheim abzureisen, wo sein Vater ihn erwartete, und ihm deswegen seinen eigenen Wagen nach Kehl geschickt hatte.

Kein Morgenlicht hatte noch so goldige Strahlen in Löhrs Zimmer geworfen, als das heutige. Er raffte sich auf, und

sobald es ihm schickliche Zeit zum Besuche dünkte, gieng er in Werners Haus. Allein er fand die obern Zimmer geschlossen, und in der Wirthsstube sagte ihm die Aufwärterin, die Familie sey früh Morgens schon nach Barr gefahren, um der Beerdigung eines nahen Verwandten beizuwohnen, sie werde auch wohl erst in einigen Tagen wieder zurückkehren. Löhr war von dieser Nachricht schmerzlich betroffen; mit wehmüthigem Blick verließ er das Haus und schaute zu den Rosenstöckchen empor, hinter welchen Luise ihn so oft schon von Weitem begrüßt.

Fadner stand in seinem Kramladen und rief dem Vorübergehenden mit spöttischer Freude zu: »Herr Löhr sind, glaub' ich, diesmal irre gegangen?«

»Ist Ihnen wohl schon mehr in dem Hause geschehn!« sagte dieser ihm den Rücken drehend, und eilte mit der bösen Kunde zu den Freunden.

Beide stimmten dafür, daß, da ja Luise doch erst in einigen Tagen zurück seyn werde, er heute gleich abreisen solle, um Alles zu beendigen; sie meinten ihre Freude müßte dadurch um so größer werden, wenn sie jedes Hinderniß beseitigt fände. Er hielt dies auch für das Beste, und machte sich mit Schröder auf den Weg.

(Der Schluß folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Züricher Fahrt mit dem Hirsebrei. 1576.

3. Die Züricher in Strassburg.

»Hie sind dieselben Eidgenossen,
Welche vollbrachten was sie bschlossen.
Sie sollen nun die Becher üben,
Gleichwie sie heut die Ruder trieben.«
Fischart.

Bei'm Mondlicht strömen eben zu Straßburgs Thor herein
Die Bürger mit den Gästen zurück vom Schützenrain;
Da hört man aus der Ferne Trompet' und Pfeifenschall,
Bald ist der Zürcher Ankunft gemeldet überall.

Er kommt, er kommt geflogen — der Siegerpfeil an's Ziel!
Er kommt, er kommt gezogen — der wunderschnelle Kiel!
Die Zürcher Schützenflagge, sie flattert schon am Strand,
Die Helden springen munter am Guldenthurm an's Land.

Nun trägt man in der Tonne den ehrnen Topf herbei,
Drin wallt mit süßen Düften noch warm der Hirsebrei;
Hervor tritt Kaspar Thomann im ernsten Sprecheramt,
Und grüßt die edeln Rathsherrn und Bürger insgesammt.

»Ihr lieben Eidgenossen, heut zeigten wir euch gern,
Daß Euch in Noth und Fährde die Zürcher nie zu fern!
Wenn Ihr — was Gott verhüte! — je Feindesobmacht fühlt,
So kommen wir gefahren, eh' sich ein Brei verkühlt.«

Die Rathsherrn ihn umarmen mit brüderlichem Kuß,
Und Händedruck bekräftigt der Städte Bundesschluß;
Rings um die Schiffer drängt sich das Volk in froher Eil,
Und tausend Stimmen jubeln: Heil, brave Zürcher, Heil!

Alsbald zur Maurerstube, wo schon geschmückt der Saal,
Geleiten sie die Gäste zum heitern Ehrenmahl;
Dem Zuge schreitet klingend die Stadtmusik voran;
Nun sitzen sie zur Tafel, die Zürcher obenan.

Und allererst mit Jubel, das Bundesmahl zu weih'n,
Trägt man im ehrnen Topfe den Hirsebrei herein:
Gar Mancher ist verwundert, daß ihn zu dieser Stund
Die Speis' aus Zürichs Küche noch brennet an den Mund.

Sie schwingen rasch die Gläser im ganzen Tafelkreis,
Den treuen Eidgenossen schallt Lebehoch und Preis;
Man wird nicht Rühmens müde, man wünscht einander Glück.
Die Zürcherfahrt deucht allen der Freundschaft Meisterstück.

Elsässerweine fließen, hell klingt es hier und dort,
Man wechselt traute Rede, manch freies deutsches Wort;
Man spricht von alten Tagen, wie beider Städte Bund
Schon zu der Väter Zeiten so kräftiglich bestund.

Nach Mitternacht erhebt sich der Bürgermeister jezt
Und drückt dem Zürcher Obmann die Hand zu guter Lezt:
»Schwingt noch einmal, Ihr Bürger, die Gläser an den Mund:
Preis unsern Eidgenossen! und Heil dem Städtebund!«

Dann führt er sie mit Fakeln zum güldnen Hirsch hinauf,
Der weite Bau nimmt gastlich die müden Zürcher auf:
Nun gute Nacht, Ihr Brüder! von Euerm Werke ruht,
In Gottes Schirm und Schatten, in treuer Freundeshuth.

Adolf Stöber.

Der Tag der Edelknaben.

Chronik von 1429.

— Bei meiner Treu! Meister Glacidas; mag Salisbury reden, was er will, die Dame ist und bleibt gefangen.

— Ganz Eurer Meinung, Sir Kerner, antwortete Glacidas; der Streich ist verwegen, wir müssen ihn uns zu Nutz machen, bevor man uns darüber Vorwürfe macht. Salisbury, der die Belagerung in Person leitet, ist doch auf zwei Tage wenigstens abwesend. Er holt Verstärkung herbei, und bei St. Georg! nöthig haben wir sie, denn seitdem das verwünschte Mädchen — die Jungfrau, wie sie es nennen — in Orleans eingezogen ist, finden unsre Tapfern hie und da harte Nüsse zu knacken.... Es ist so arg, daß ich, ein Meister im Kriegführen, und Stellvertreter des berühmten Salisbury, Commandanten der Armeen Seiner Majestät des Königs von England, die Thürme von St. Loup nicht habe halten können; sie machte mich abziehn, ungefähr wie man einen Gast wegschickt, der seine Zehrung nicht zahlt.

— Sicher ist es daß sie eine Hexe, eine Besessene ist.

— Daran liegt kein Zweifel; aber Teufel hin, Teufel her, sie hat uns tüchtig auf die Ohren geklopft. Darum ist Salisbury fort, um auf der Straße alle Nachzügler, alle Flüchtlinge aus dem Heere aufzulesen. Gott weiß ob er welche antrifft, um sie zur Belagerung zurückzuführen und um endlich ein Mal mit einer großen Macht die ganze Geschichte zu endigen.

— Die Wahrheit zu sagen, wir brauchen Verstärkung. Ich, der ich mit Euch spreche, ich habe schon, ich weiß nicht wie viele, meiner schottischen Kameraden, die Hasenfüße von Natur sind, schwören hören, daß sie nach Haus zurückkehren werden wenn die Jungfrau nicht aufhört Mirakel zu thun.

— Ei, beruhigt Euch nur, sie thut keine mehr. Übrigens ist die Zeit dazu schon vorbei. Und glaubt Ihr nicht daß einige tausend Mann mehr in die Wagschale gelegt, gewaltig das Kriegsglück wenden machen? — Aber, um wieder auf unser Erstes zurückzukommen: Ihr sprecht mir von Eurer Gefangenen und habt mir nicht einmal ihren Namen gesagt, noch ihr Herkommen, noch auch auf welche Art und Weise sie in Eure Hände gerathen ist.

— Das will ich Euch erzählen. Aber, Commandant Glacidas, ich berge Euch nicht daß Weg und Hitze meine Kehle nun ganz ausgetrocknet haben, so daß mein Pegasus auf dem Wege liegen bleibt, wenn Ihr denselben nicht etwas Labung zufließen laßt.

— Ganz recht. Meister Pionelet, drei Maaß von Eurem besten St. Prive, und nun auf Englands Gesundheit!

— England lebe hoch! Tod allen Guepins, *) riefen die Britten um die Wette.

— Nun beginne ich meine Erzählung, sagte Kerner, der sich auf die Rolle eines Erzählers bei dieser Geschichte nicht wenig zu gut that.

— Hört! Hört! — Es entstand eine tiefe Stille.

— Wir, gestern gegen drei Uhr Nachmittags, trieben wir uns im Val herum; wahrlich, ein schön Land! köstliche Reben, alle Art Obst, und Melonen.... endlich treten wir in die Hütte eines Winzers.... er heißt *Grosse Tête de la Mare*... und liebkosen seinen Wein. **) Ein verwünschter Trank! aber in Kriegszeiten lebt man auf des Feindes Rechnung, und langt zu, wo man etwas findet. Während wir zechen, kommt in den Hof, wo die Kälber sind, wer? eine wunderhübsche Frau, groß, wohlgebaut, eine wahre Minerva mit stolzem Antlitz, bezaubernden Gange, und beinahe möchte ich noch hinzu setzen, mit ächt kriegerischem Anstand. Wetter noch einmal! sage ich zu Grosstête, das ist ein schmuckes Frauenbild; wer mag die seyn? Ei, erwiederte der Rebbauer, in halbwürdigem Tone, es ist die Hausfrau, der *Genet rond* gehört (der Name des Landguts, wo wir waren), es ist die Frau des Schultheißen von Orleans, die schöne Katharina Dubey. — Die Frau des Schultheißen, denk ich.... Alle Heiligen!... Nun fang ich an bei mir zu raisonniren. Der Winzer mußte hinausgehn, und ich hielt Rath mit meinen Kameraden. Freunde, hab ich zu ihnen gesagt, wir dürfen diese schöne Gelegenheit, die uns wie vom Himmel fällt, ja nicht vorüberstreichen lassen. Katharina Dubey, des Schultheißen Frau, hat den Muth, ihr, auf der Seite wo die englische Armee postirt ist, gelegenes Landhaus heim zu suchen, weil zwischen Salisbury und der verdammten Jungfrau ein Waffenstillstand geschlossen ist. Darin hat sie Recht, einem Krieger geht nichts über seine Ehre; und soll ihr schlechterdings von uns nichts Unanständiges widerfahren; aber der Waffenstillstand nimmt diesen Abend ein End; in einer halben Stunde läßt sie anspannen, um in die Stadt zurückzufahren.... Verflucht! ein Fang wie dieser.... das wäre eine famose Geisel!... Was machen? — Das ist keine leichte Sache, sagten Alle. Aber ich, der ich mir zu helfen weiß, ich lege die Sache in einer Sekunde zurecht; und eine Minute

*) Spitznamen für die Bewohner Orleans, der zugleich den Begriff der Verschlagenheit in sich faßt.

**) *Vinum acinaticum*.

später schließen wir schon die Thore von Saint-Laud, verstopfen alle Kreuzstöcke und ich stelle eine Wache an jeden Ausgang. Frau Katharina Dubey, eingesperrt wie ein Kaninchen im Kloster, schimpft auf die Engländer, heißt sie ehrlos; umsonst, Niemand regt sich von der Stelle.... Die Gefangene kann nicht heraus. Endlich kommt der Augenblick wo der Waffenstillstand zu Ende geht.... es schlägt die Stunde.... wir öffnen die Thore und... sie ist unsre Kriegsgefangene auf gesetzlichem Wege, ohne daß Jemand uns beschuldigen kann der Ehre zuwider gehandelt zu haben. Nun, was haltet Ihr davon, Meister Glacidas?

— Der Fang ist doch nicht christlich, es ist eine List, die nach der Gascogne riecht.... Aber, wahrlich! man darf es nicht so genau mit Feinden nehmen, die sich auf alle Arten vertheidigen und selbst aus Weibern Armeen bilden. Gelingt übrigens unser Plan, so wird selbst Salisbury, mit allen seinen vielfachen Bedenklichkeiten unserer Meinung werden; und wird er ungehalten, so bieten wir ihm die Schlüssel von Orleans als Antwort an.

— Ja, wir nehmen die Sache auf uns, riefen einmüthig alle Engländer, und wenn er aufbraust, machen wir uns aus dem Staub.

— So laßt uns nun, erwiederte Glacidas, unsern Plan ausführen. Da setze Dich, Kernot, und schreibe an die Obrigkeit der Stadt, was ich Dir dictiren werde. Ich weiß nicht wie sie meinen Vorschlag aufnehmen werden; aber bei St. Jakob! mich kümmerts wenig. Gott und mein Recht! Schmach dem, der dabei Übels denkt.

Kernot schrieb, wie der Hauptmann Glacidas ihm vorsagte, einen wohl bedachten, deutlich abgefaßten Sendbrief, und eine Stunde hernach kam ein Bote, mit der Farbe des Friedens bekleidet, unter dem Stadtthor durch, ging durch die Katharinenstraße, begleitet von einer zahlreichen Menge, die großes Verlangen trug zu wissen, was er vorzuschlagen habe, und stieg die Treppe hinauf, die in den Saal des Rathhauses führte, und deren Steine Alters wegen schon verwittert waren.

Es war gerade ein Tag der öffentlichen Sitzung, und es schien als ob die notabeln Bürger der Stadt sich eben in der Absicht versammelt hätten, um das anzuhören, was des englischen Königs Stellvertreter ihnen mitzutheilen hatte.

So hoch auch immer Glacidas den Werth seines Fanges anschlug, so wenig kannte er dennoch den wahren Werth desselben. Wie groß wäre sein Erstaunen, wie heftig sein Ärger geworden, hätte er gewußt welche glänzende Beweise Katharina von ihrem Patriotismus gegeben, und wie energisch sie in den Seelen der andern Frauen einen glühenden Haß gegen die Engländer anzufachen wußte. Hat wohl das ganze Alterthum eine schönere Ergänzung von Edelmuth und Seelenstärke aufzuweisen, als die, welche diese Frau zeigte, an jenem Tage, wo sie mit flammendem Auge, ausdrucksvoller Geberde, die Stirne von Unwillen und Verachtung geröthet, auf den Hofplatz in den Hallen eilte; als eben die Versammlung sich trennte, wo der Maire, die Schöffen, die Gerichtsleute, die Notabeln sich vereinigt hatten, um über die gefährliche Lage der Stadt sich zu berathschlagen, der sich der Feind in starken Märschen näherte, und die Generäle Karls VII., indem sie ihr Vorhaben, Orleans zu verlassen, laut werden ließen, zugleich den vornehmsten Bürgern den Rath ertheilten, mit den Engländern zu unterhandeln und durch Übergabe der Stadt, ihr Leben zu retten.

Als diese Nachricht sich verbreitete, aber noch keine bestimmte Entscheidung gefaßt war, stürmte Katharina mitten unter die Frauen, zeigte ihnen die schändlichen Pläne der königlichen Generäle an, und flößte durch lebendige, von Muth und Vaterlandsliebe glühende Rede, auch ihren Gemüthern jene unbezwingte Entschlossenheit ein, welche das ihrige erfüllte. Durch ihre Antwort begeistert, schlossen sich die Frauen in zahlreicher Menge an sie an, und eilten zu den Stadträthen, die von ihnen aufgefordert wurden sich bis auf's Äußerste zu vertheidigen; denn sie seyen, sagten sie, entschlossen sich unter die Trümmer der Stadt zu begraben, ehe ein Britte in dieselbe einziehe. An Hingebung den Frauen von Carthago gleich, boten sie ihre goldenen Kreuze, ihre Ketten, ihre Ringe, ihre kostbarsten Juwelen, alle Zierrathen des Luxus an, um Brod, Waffen, Kriegsvorrath zu kaufen. Eine jede von ihnen, Katharina's Beispiel auf edle Weise nachahmend, bestärkte den Gatten in dem heldenmüthigen Entschluß, mit den Waffen in der Hand, auf den Wällen das Leben zu lassen.

Als Jeanne d'Arc ankam fand sie alle Frauen von lebendigem Enthusiasmus und von Vaterlandsliebe belebt; und mehr als eine Heldinn, die, der Geschichte unbekannt, schon längst nicht mehr lebt, und selbst ohne daß Frankreich ihre Verdienste anerkannte, entschlafen ist, hätte damals, so gut wie sie, einen unsterblichen Namen verdient. Doch ist wenigstens Katharina Dubey kein Raub der Vergessenheit geworden: noch spricht man von dem kräftigen Widerstande, den sie an der Spitze ihrer weiblichen Kriegerschaar den Engländern geleistet hat.

Als Salisbury die Belagerung begann, griff er zuerst die beiden Thürmchen an, die an dem Brückenkopf standen; er unternahm es den stärkern zu erobern, und stellte seinen Stellvertreter Glacidas vor den andern. Diese schon alten Thürme, *les Tourneilles* genannt, waren damals aus spitz zulaufenden, groben Sandsteinen aufgeführt, der eine mit ganzem, der

andere mit halbem Dach. Jeder hatte in der Mitte eine Thüre, zwei Pförtchen, ein Schilderhaus, zwei Gatter, eine Zugbrücke mit verhängenden Ketten, drei gewölbte Stockwerke, mit Zinnen und Schießlöchern für Falkonete, Bombarden und anderes Geschütz; überdieß umgab sie ein mit Bohlen und Erde aufgeführter Wall. Die Engländer griffen am 21. Oktober dieselben an, und stürmten vier Stunden lang: aber vergebens; denn auf den Zinnen, an den Schießscharten, am Fuße der Thürme, überall zeigten sich die Städter, entschlossen zu sterben, oder der Stadt Bollwerk zu retten: und wunderbar genug, aber zugleich auch schreckenerregend für die Belagerer — unter den Vertheidigern, neben ihnen, mitten zwischen ihnen, waren die Weiber emsig, alles was sie herbeizutragen und aufzuschichten vermochten: Öhl, Pech, siedendes Fett, Kalk, Asche, Steine auf die Engländer zu werfen; und über allen gleichsam hinschwebend, sah man Katharina Dubey, mit Zuruf, mit Geberde und besonders mit eignem Beispiel Muth einflößen; die einen feuert sie an, die andern hält sie aufrecht; sie zerreißt ihren Schleier, um die Verwundeten zu verbinden, und durch das hin und her fliegende Geschütz hindurch tönt ihre drohende Stimme in die Ohren der Britten. Diese, sehend daß eine ganze Bevölkerung sich in ein Kriegsheer umgewandelt, geben, durch Erstaunen und Furcht ganz vernichtet, ihren Angriff auf, und lassen eine große Menge der Ihrigen todt und verwundet zurück.

Wohl war dieser Triumph nicht von langer Dauer; die Feinde untergruben Bollwerk und Thor; die Belagerten mußten die Thürme aufgeben, und hielten sich nur noch auf der Brücke fest. Dennoch trug die von Katharina gegebene Anregung die glücklichsten Früchte, und als die Jungfrau von Orleans ankam, wurden ihre Aussagen und Versprechungen nur darum als eine Stimme von Oben angenommen, weil die großmüthigen Heldenthaten der Frauen von Orleans dem Mädchen, das im Namen des Himmels erschien, den Weg bereitet hatten.

So hatte sich Katharina Dubey gezeigt, dies war die Frau, die Glacidas und seine Kampfgesellen gefangen hielten, und deren Freilassung sie so hoch anschlugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Kaum sind in Deutschland einige Eisenbahnstücke zusammengehämmert, so erhebt ein Herr von Oppen schon in einem besondern Werke die Frage: »Ob und wie sind Eisenbahnen zu besteuern?« —.

— Eine Figurantin an einem der ersten Pariser Theater, hat eine dramatische Arbeit »*Pastor fido*« bei der Direktion eingereicht, und sie wird nächstens zur Aufführung kommen.

— Victor Hugo's *Notre-Dame de Paris* ist in's Spanische übersetzt worden. (Europa.)

— In den Pariser Blättern stand vor einiger Zeit folgende Anzeige: Magnetismus. *Table d'hôte*, um halb sechs Uhr; Preis: 5 Fr. Man giebt 15 Billets für 50 Fr. Nach dem Mittagessen: Erscheinungen von Magnetismus und unentgeltliche Berathungen über Somnambulismus, wozu nur Tafelgäste Eingang haben. *Rue du Faubourg-Montmartre n° 33.*

— Nachrichten aus Stuttgart zufolge, wird Schillers Denkmal daselbst im Frühjahr 1839 errichtet.

Homonyme.

1.

Süßer Duft, Farbenschein, lach' im Verein;
Liebe flicht freundliche Sinnbilder drein.

2.

Zweibeinig Wüstenroß lauf' ich durch's Land,
Naht sich ein Feind mir — husch! Kopf in den Sand!

3.

Hei! wie das Schwirren erklingt! Strauße voran!
Über der Feinde Leib brecht euch die Bahn!

4.

Aber der Zaub'rer winkt, Geige tönt hell;
's fliegen, wie Elfentanz, Walzer so schnell.

—r.

Auflösung der Homonyme in Nro. 1: Hahn, in vierfacher Bedeutung.

Dies Blatt erscheint jeden Samstag. Der Preis desselben ist vierteljährig 3 Fr. 75 C., im Büreau genommen. Die Postkosten sind besonders zu entrichten. — Abonnements unter drei Monaten werden nicht angenommen. — Man abonnirt sich bei G. L. Schuler, und in allen Buchhandlungen des Elsasses und des Auslandes.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt
zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 5.

Samstag, den 26. Mai 1838.

Ein Trost!

Mein schwaches Auge blickt nicht weit
In eine irdische Ferne;
Doch durch des Raumes Unendlichkeit
Sieht es die ewigen Sterne.
Ich glaube, daß guten Engeln gleich
Die Sterne vom Himmel steigen
Und sich verheißungsreich
Dem sterblichen Auge zeigen.

Nicht weithin tönt der Stimme Schall,
Muß bald im Raum verklingen,
Und doch vermag durch's Weltall
Ein liebendes Wort zu dringen.
Das Menschenwort zum Weltenherrn,
Ihm wohl vernehmlich steigt es.
Der Weltenherr neigt sich dem Wort
Gnädigen Angesichtes.

Nur kurz ist meine Lebensbahn,
Die ich hienieden durchwandre.
Bricht wie ein neuer Morgen an?
Folgt einer Zeit die andre?

Durchfliegt der Blick den Weltenraum,
Faßt Gott mein Wort, mein Gedanke —
Dann ist Unsterblichkeit kein Traum,
Hat Leben keine Schranke.

Doch wie des neuen Tages Licht
Durch unsres Grabes Decke,
Durch die gebrochnen Augen bricht,
Und wie es uns erwecke —
Der Ewige nur weiß das allein,
Der Herr über Tod und Leben;
Er [illegible],
Kann Höheres noch uns geben.

Ludwig Bechstein.

Spruch.

Wohl ist nur klein des Auges Stern,
Doch drinnen strahlt der ganze Gott;
So hab' ich auch ein Singen gern,
Das Viel' in wen'gen Worten preist.

—i

Drei Küsse.

(Schluß.)

Acht Tage darauf, nach Mitternacht, tönten über die schlummernde Stadt die grellen Schläge der Sturmglocke; Feuerruf schallte zugleich Wächterhorn vom Münsterthurme herunter, und bald waren die Straßen lebhaft. Der Generalmarsch schlug; die Feuerspritzen rasselten. »Wo ist das Feuer?« rief die bestürzte Menge. »Auf dem Fischmarkte! in Küfer Werners Behausung!« war die Antwort der Runde machenden Patrouillen.

Aus dem dicken Rauchqualme, der das Haus umhüllte, brach bald eine prasselnde Feuergarbe empor; knisternde Funken flogen wie Sterne weithin über die Dächer; aus den Feuerspritzen zischten häufige Wasserstrahlen; kühne Schornsteinfeger flogen hülfeleistend über die schwindelnden Höhen hin. Jammergeschrei tönte aus dem Hause. Erst nach einer Stunde gelang es den unermüdeten Arbeitern sich der Flammen ganz zu bemeistern. Nur einzelne Dachsparren glimmten noch; die untern Theile des Gebäudes waren wenig beschädigt worden. Die Volksmenge verlief sich; es blieben zur Sicherheit nur einige Feuerspritzen, mit Wache zurück.

Im Innern des Hauses aber wurde herzzerreißender Klageruf laut. Die beiden Mädchen hatten diese Nacht in einem der Dachstübchen geschlafen, da ihre Zimmer vor Kurzem erst ausgeweißt werden mußten, und nun noch nicht ganz getrocknet waren. Das Feuer war neben ihnen, im Schlafzimmer einer unvorsichtigen Magd, ausgebrochen. Kätchen wurde es zuerst gewahr, und weckte die Schwester; beide sprangen auf; Kätchen lief zuerst zur Thüre hinaus und warf sie in der Hast des Schreckens hinter sich zu. Luise suchte noch nach ihren Kleidern, als der erstickende Dampf schon das ganze Zimmer erfüllte. Sie sank ohnmächtig zu Boden, und erst lange hernach sprengte man die Thüre und trug sie leblos heraus. Die armen Eltern waren der Verzweiflung nahe; Kätchen lief laut weinend im Hause umher.

Kein ärztliches Mittel hatte gefruchtet, Luise in's Leben zurückzurufen. Den folgenden Morgen lag sie lilienweiß auf dem Todtenbette; das blaue Auge war geschlossen; um den Mund schwebte ein schmerzlich-süßes Lächeln, als hätte es eben einen Lebewohlruf begleitet, oder ein Versprechen des Wiedersehens; um die lieblichen Locken schlang sich zierlich eine Silberrosenkrone, und vollendete das Engelbild.

Freudig saß Löhe zu dieser Zeit an seines Vaters Seite, im Wagen, der Straßburg zufuhr. Sobald er das Münster von Ferne erblickte, rief er in frohem Entzücken: »Dort! mein Vater, dort steht der Leuchtthurm meiner Liebe! dort drüben athmet meine Luise! o wenn Du sie erst kennen wirst!«

— »Ich kenne sie ja bald, ungeduldiger Junge, gönne mir nur noch ein Viertelstündchen Ruhe,« bedeutete ihn der alte Löhe, und drückte sich wieder in die Ecke des Wagens, aus der ihn seines Sohnes Ruf aufgeschreckt hatte. Dieser sah mit unruhiger Sehnsucht, unverwandt, nach Straßburg hin, und bald öffneten sich ihnen die Thore der alten gastlichen Stadt.

Reber hatte schon den ganzen Morgen in der Nähe des Thores auf die Ankommenden gewartet. Er wollte seinen Freund auf den schrecklichen Schlag, der ihn getroffen, vorbereiten; allein der Schmerz, der ihn selber darob ergriffen, war nur allzudeutlich auf seinem Gesichte ausgedrückt.

»Um Gott! Freund, was ist Dir geschehen!« rief Löhe, ihm aus dem Wagen in die Arme springend zu. »Du bist so blaß! so sah ich Dich nie!«

— »Ich bin unwohl, Lieber,« entgegnete Reber, »aber laß das gut seyn! stelle mich deinem Vater vor, und laß uns nach deiner Wohnung eilen; der gute Mann wird wohl nach der langen Fahrt der Ruhe bedürfen!«

Löhe stellte den Freund unter den herzlichsten Danksagungen vor; er nannte ihn seinen Retter und Wohlthäter, dessen treues, theilnehmendes Herz ihm in mancher trüben Stunde den Blick in die Zukunft licht erhalten. Der alte Löhe drückte Reber gerührt die Hand.

»Aber was macht Luise? weißt Du um sie?« fragte Wilhelm.

— »Ein unglückliches Ereigniß hat in gestriger Nacht Werners Haus in Schrecken gesetzt!« entgegnete Reber ausweichend.

»Gott, was ist geschehen?« rief Löhe, in ihn dringend.

— »Es brach Feuer im Hause aus« — —

»Und Luise?«

— »Sie ist leidend — der Schrecken — die Gefahr« — — stammelte Reber zitternd, und drängte mit Gewalt die Thränen zurück.

»Ach, Du sagst die Wahrheit nicht!« rief Löhe von furchtbarer Ahnung ergriffen.

Sie waren unterdessen über die Brücke gekommen, von wo aus man Werners Haus sehen konnte. Löhe erblickte zusammenschaudernd den brandschwarzen Dachstuhl; er riß sich von der Seite seiner Begleiter los, und stürmte der Wohnung zu, ehe diese ihm folgen konnten.

Bleich und entstellt trat er in's Zimmer. Ein lauter Schrei

schallte ihm entgegen. Werner und seine Gattin, Röschen, einige Freundinnen sahen in Trauerkleidern, schluchzend da.

»Ach, Luise!« rief Löbe außer sich, »Luise! Engel meines Lebens, wo bist Du?«

Werner stieß die Thüre des Nebenzimmers auf, und Löbes irre Blicke fielen auf Luisens Leichenbild!

Er stürzte vor dem Bette zusammen; man mußte ihn wegbringen.

Der alte Löbe war unterdessen mit Reber nachgekommen. Er sprach nur wenige Worte, trösten konnte er nicht, er war von der plötzlichen Todesnachricht selbst zu sehr ergriffen. Werners wußten bereits durch Luise um ihr Verhältniß zu Löbe. Sie hatte ihnen während der letzten Reise Alles gestanden, und um Vater- und Muttersegen gebeten. Die liebenden Eltern hatten ihr die beste Hoffnung gegeben. — Nach einigen Stunden erst erwachte Löbe aus seinem bewußtlosen Zustande, und der erstickte Schmerz ergoß sich in häufige Thränengüsse. Nachdem er ruhiger geworden, bat er, Luise nur noch einmal sehen zu dürfen. Man erinnerte ihn an seine vorigen Zufälle; er drang aber so inständig auf die Gewährung seiner Bitte, daß sie ihn in's Todtenzimmer zurückführten.

Starr, mit gefalteten Händen, blickte er auf das still verklärte Gesicht; er faßte die kalte Hand, die erst vor wenig Tagen noch so warm in der seinigen geruht; beugte sich über den bleichen Mund, der ihm so kurz erst das Geständniß der Liebe zugeflüstert, und drückte den — Kuß des Abschieds darauf.

In tiefem Schmerze sahen ihm die Umstehenden zu.

»Um's Himmels Willen!« rief Frau Werner plötzlich, und stürzte zum Bette; »zuckte nicht eine leise Bewegung um Luisens Mund?«

»Ihre Augenwimpern zittern!« rief Röschen, und eine heilige Stille trat ein, denn Luise schlug ihr helles blaues Auge auf, und blickte lächelnd, wie aus einem langen Traume erwachend, um sich her. Man streifte ihr schnell die Todtenkränze aus den Locken und entfernte alle Zeichen der Trauer. —

Der alte Werner war in seinem Entzücken auf die Knie gesunken; alle beteten leise.

»Wo bin ich?« rief Luise, sich im Kreise umsehend.

— »Ach, bei deinen Eltern! deinen Freunden!« sagte die Mutter.

»Auch Du hier, mein Wilhelm!« sagte sie mit glänzenden Augen, und reichte ihm die bleiche Hand. »Nicht wahr, ich bin wohl schon lange Tage krank und mache Dir Sorge? Ach, ich habe so schöne Träume gehabt; ich habe in eine so holde Zukunft geblickt!«

Löbe drückte ihr sprachlos die Hand; denn Werner bat die Gesellschaft durch einen Wink das Zimmer zu verlassen, damit Luise sich nach und nach erholen könne.

Zwölf Stunden lang lag sie schon ohne alle Lebenszeichen; die Ärzte hielten sie für todt, als aus der tiefen Starrsucht sie der Kuß der Liebe weckte.

»Ja! Wunder thut's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel!«

— Nachdem Luise vollends genesen, ward die Verlobung feierlich gehalten. Löbe eilte darauf nach Heidelberg, um die Doktorwürde daselbst zu erlangen. Er wollte sodann noch ein halbes Jahr auf Reisen gehn und einige Monate die medizinischen Vorlesungen zu Straßburg besuchen. Der dreiundzwanzigste Januar des nächsten Jahrs ward zum Hochzeitstage bestimmt.

Nachdem an diese Zeit die Verbindung im Familienkreise festlich begangen worden, verließ Löbe mit seiner jungen Frau Straßburg, um sich in einem Amtsflecken im Badischen, wohin er berufen, häuslich niederzulassen. Er mußte jedoch Luisen und den Ihrigen versprechen, so oft als möglich zurückzukehren, denn Luise wollte ihrem Heimatlande in treuer Liebe zugethan bleiben, und sich des Wiedersehens oft erfreuen.

Der alte Löbe war schon den vorigen Tag wieder abgereist. Werner und Röschen, nebst dem treuen Reber begleiteten das Paar bis an den Rhein.

»Wie bange, wie verlassen,« sagte Löbe beim Abschied, »fuhr ich einst auf schwankem Nachen über den heimatlichen Rheinstrom, mit nichts als mit meinem Jammer, mit meiner Verzweiflung! und mit welchem Schatze kehre ich jetzt wieder!«

»Den größten Schatz hattest Du bei Dir, Wilhelm,« entgegnete die bescheidene Luise, »es war Dein gutes Gewissen!«

»Ich sagte Dir's ja immer,« fiel Reber ein, »dem Guten ergeht es am Ende doch gut!«

»So schaut denn noch einmal zurück, Ihr bösen Auswanderer!« rief Werner, »dort steht ja der Münsterthurm, der alte treue Wächter! er hat heute seinen hellleuchtenden Sonntagsrock an und ruft Euch zu! Vergiß mir ihn nicht, Luise!«

— »Das wird sie nimmermehr!« fiel Röschen ein, »dort sah sie ja Wilhelm zum erstenmale, den bleichen, jungen Mann von damals, der sich so schüchtern zierte beim Kuß im Münsterstüble!«

»Halt mir seine Küsse in Ehren!« rief Werner Röschen zu, »sie können die Siegel des Todes lösen! — Aber nun geht in

Gottesnamen, Kinder,« sagte er, sich die Thränen entwehrend, »es muß ja doch einmal geschieden seyn! Bleibt wacker und liebt Euch immer, so wird der Gott der Väter Euch nicht verlassen!«

Unter heißen Thränen schieden Löhr und Luise von den Ihrigen und bestiegen den Wagen, der sie dem Orte ihrer Bestimmung zuführte. —

»Und die Griechen?« höre ich manchen meiner freundlichen Leser scherzhaft fragen. — Löhrs tapferes Schwert entgieng ihnen freilich durch die frohere Wendung seines Lebensschicksals; allein seiner Theilnahme für das Heldenvolk treubleibend, stiftete er, gleich nach seiner häuslichen Niederlassung, einen Hilfsverein für sie, und besang stets in begeisterten Liedern ihre schön erfochtenen Siege. —r

Der Tag der Edelknaben.

Chronik von 1428.

(Fortsetzung.)

Es hatte an jenem Tage im Rathhause von Orleans eine der interessantesten Sitzungen Statt, die seit dem Anfang der Belagerung gewesen waren: alle notabeln Burger der Stadt hatten sich hier vereinigt; auf den Gesichtern strahlte Muth und Vertrauen; lächelnd redete man sich an; beim Händedruck zeigte sich jener Ausdruck von Freundschaft und Zärtlichkeit, der sich bei allen öffentlichen Freuden bemerklich macht; so leben und weben arme Sclaven, die sich an einem freien Tage vereinigen: mit einem Wort, man sah hier ganz Orleans, das die ersten Unternehmungen der Jungfrau wieder ermuthigt hatten.

Die Plätze um das Stadthaus her ertönten vom Zuruf des versammelten Volkes, und wie wenn auch sie zur allgemeinen Freude hätte beitragen wollen, summte im Thurme die uralte Glocke, mit sanftem Tone, sie die so oft durch ihr Gewimmer Schrecken um sie her verbreitet hatte.

Noch rauschender wurde der Freudensturm, als Alain Dubey, der Schultheiß, durch die Menge hindurch nach den Stufen der vorspringenden Treppe gieng: das Volk drängte sich dahin wo er ankam, und tausend Segenswünsche begleiteten ihn auf dem Wege von seinem Hause in der Straße *Tabourg* (an der Ecke der Straße zum wachenden Esel) bis an das Eingangsthor zum Gemeindesaal. Aber die freudige Aufwallung, ja religiöse Huldigung, die der Jungfrau zu Theil wurde, wagen wir nicht zu schildern. Tausend Stimmen riefen im Tone liebender Verehrung ihren Namen wiederholt aus: weiße Tücher flatterten von hübschen Händen geschwungen über ihrem Haupte dahin; Büchsen knallten wo sie gieng, den Sieg anzeigend; und wo ihre Füße den Boden betreten sollten, war er mit Blumen übersäet. Da kam sie daher in reizender Majestät, die mädchenhafte Zartheit milderte; sie schien über ihren Triumph verlegen, und bezog dessen volle Ehre auf Gott, der sie auserkohren. Das Volk konnte nicht satt werden, sie zu sehen, ihre Haltung zu bewundern, und ihre Geschicklichkeit, daß sie ihren Gaul eben so geschickt zu lenken wußte, als ein Kriegsmann, der von Jugend auf in dem Heere gedient. Ein Geräusch, dem ähnlich mit welchem sich die Wellen am hohen Strande brechen, kündigte ihre Ankunft am Fuße des Thurmes an. Sie grüßte mit der Hand die freudentrunkene Menge, und trat herein.

Die Knappen und Edelknaben, die sie begleitet hatten, stellten sich außerhalb auf, wie Wachen die an des Königshauses Thoren stehn. Unter den letztern, einer aus den edelsten Sprößlingen erlauchter Familien Frankreichs zusammengesetzten Schaar, stach besonders der junge Stephan Dubey hervor, seiner Mutter Lieblingssohn, nach dem Vaterlande ihr theuerstes Kleinod, und der Stolz seines Vaters. Schon wurde er als Muster von Ehre und Rechtlichkeit gepriesen, und in seinem vierzehnten Jahre war er ein vollkommner Ritter. Ehe diese Tage der Prüfung gekommen, giengen Alain Dubey und seine Frau, Katharina, jeden Abend, mit ihrem Sohne in jenes niedliche Landhaus; in der ganzen Stadt wünschte sich jeder Vater einen solchen Sohn, jeder Sohn verlangt auf diese Weise die Liebe seiner Mutter zu verdienen. Aber schon damals, wo die Zeiten ruhig waren, übte er sich in allen dem Krieger nöthigen Fertigkeiten, gerade wie wenn er geahnt hätte, daß sich der Augenblick nahe, wo jeder Franzose die Waffen tragen müsse; er bändigte Pferde, schwang die Lanze, führte blinden Krieg mit seinen Freunden; so daß, als die Engländer kamen die Stadt zu bedrohen, er bereit zum Widerstand war, und ihn Richemont zu seinem Pagen nahm. Unter den übrigen bemerkte man noch Karl v. Anglebesmes, die beiden St. Albin, Claude Kagennet, die vier Nonneville, Boilandey und andre, die in der Gegend einen Namen und Nachkommen hinterließen.

— Räthe, Schöffen, Notabeln dieser ihrem König treu ergebenen Stadt, sagte Alain Dubey, ich habe Euch zusammenrufen lassen, um Huldigung und Dank der Heldin darzubringen, die ihre Prophezeihungen durch ihre Siege bewährt, und auf diese

Weise unsern Muth gestählt hat. Ehre Ihr, der Gottgesandten! Und ein Knie zur Erde beugend, überreichte er ihr ein Pergament, mit der Stadt Wappen besiegelt, das der Jungfrau nebst ihrer ganzen Familie ewiges Bürgerrecht in Orleans verlieh. Die ganze Versammlung kniete ebenfalls nieder, und ungeachtet Johanna wiederholt bat, ihr so große Ehre nicht zuzuwenden, wurde sie dennoch genöthigt es anzunehmen.

Da trat plötzlich der Bote der Britten in den Saal und übergab dem Schultheißen Glacidas Brief. Kaum hatte ihn Dubey geöffnet, als Todtenblässe seine Stirne überzog, das Papier entfiel seiner zitternden Hand, und wankend stützte er sich auf Johanna's Arm. Ein Schrei des Entsetzens und des Antheils erhob sich überall umher. Doch bald hatte er diese augenblickliche Schwäche überwunden; kräftig erhob er sich wieder, und mit fester, aber von tiefer Erschütterung zeugender Stimme, las er den ihm eben zugekommenen Brief vor. Dieser hieß also:

»Herr Schultheiß! Der Kommandant der englischen Armee berichtet Euch, daß er Eure Frau Katharina in Verwahrsam hält, als Unterpfand Eurer Unterwerfung: ihre Freiheit gilt die Schlüssel der Stadt, ihr Leben zahlt Eure Widersetzlichkeit. Sie ist im Fort St. Laurent eingeschlossen und streng bewacht von einem ganzen darum gelagerten Heere. Ihr seht wohl, daß jeder Versuch, sie zu retten, vergebens ist. Hat sich die Stadt bis morgen Abend nicht ergeben, so laufen wir Sturm. Katharina muß in Ketten vor uns herziehen, und Euer Geschütz wird sie zuerst treffen. Der Waffenstillstand ist auf zwei Tage verlängert, dann werden die Feindseligkeiten wieder beginnen.

»Dabei bitte ich Gott, er möge Euch in seine heilige und ehrwürdige Hut nehmen.

»Glacidas.«

Der Elende! rief alles einstimmig. So treiben's die Britten! o Verrath! o Treulosigkeit!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die drei Federn.

—

»Leb', Hassan, wohl! zur Schule will ich gehn!«
Da sieht er seine Muhme vor sich stehn,
Die mächt'ge Fee, mit Goldkleid angethan,
Der Knabe schaut sie keck und freundlich an.

»»Abdallah,«« fragt sie, »»hast Du Federn auch,
Geschnitt'ne Federn, wie's bei Schülern Brauch?««
»Ja,« sagt er, »Muhme, ja recht fein gespitzt,
Der alte Hassan hat sie mir geschnitzt.«

»»Nimm noch die drei,«« sprach lächelnd drauf die Fee,
»»Im Büchschen hier ruhn glänzend sie gleich Schnee.««
Der Knabe thut's. Das Büchschen schimmert hell;
»Dank,« spricht er, »Muhme;« will zur Schule schnell.

»»Noch Eins, Abdallah. Wenn das Hochgefühl
Der Freiheit Dich umschattet lieblich kühl,
Die Freiheit Dir erscheint als höchster Hort,
Schreib' mit den Federn dann das theure Wort.««

»Gut; doch warum?« — »»Weil, Knabe, nur bewußt
Die Lust erstarkt zur rechten, ächten Lust;
Schreibst Du das Wort, so wird sein Inhalt dein,
Lang Nachgefühl bringt den Moment Dir ein.««

»»Noch dieß, Abdallah. Jede Feder dorrt
In deiner Hand, schrieb einmal sie das Wort;
Und — wohl gemerkt! — wenn es die dritte thut,
Dorrt auch dein Leben wie von Feuersgluth.«« —

Einst jauchzt Abdallah mit den Knabenschaaren
Zum Berg empor aus Tigris Wellenarm:
Rings Palmenwald, rings Saaten, grün und kühl,
Rings blaue Luft, rings Freiheitshochgefühl.

Abdallah denkt der Muhme, und gewandt
Faßt er der Federn eine mit der Hand. —
Doch, wo ist Dinte, wo ein Blatt Papier?
Grünt nicht das Palmblatt hell und duftig hier!

Abdallah ritzt den Namen »Freiheit« ein;
Ha, jeder Buchstab glänzt wie Demantschein!
Die Feder dorrt. Der Knabe merkt es kaum,
Stürmt hin auf's Neu' durch freien Bergesraum. —

Manch Jahr entschwand. Abdallah nahm im Sturm
Mit tapfern Kriegern eines Zwingherrn Thurm;
Da saß er hoch, die Wange sonnverbrannt,
Doch jünglingsfrisch, und blickt' ins freie Land.

»Ha, Freiheit!« ruft er, und der Muhme Bild
Tritt vor den Geist ihm, lächelnd, hold und mild;
Das Federnpaar trägt stets er im Gewand,
Und schnelle faßt die ein' er mit der Hand.

Doch, wo ist Dinte, wo ein Blatt Papier?
Im Schooße liegt entrollt ihm das Panier;
Noch kurz erst trug er's in dem Kampf so heiß,
Da, auf die Feder, sinkt ein Tropfen Schweiß.

Abdallah schreibt ins Banner »Freiheit« ein;
Ha, jeder Buchstab glänzt wie Demantschein!
Die Feder dorrt. Abdallah hat's gesehn,
Läßt doch vom Thurm das Banner »Freiheit« wehn. —

Manch Jahr entschwand. Abdallah saß im Thurm,
Im selben Thurm, den er erkämpft im Sturm:
Doch war das Banner davon abgelöst,
Abdallah's Leib in bitt'rer Noth entblößt.

Entblößt? O nein! Zwei Ketten hingen drum;
Zwei Ketten? Wie? Abdallah! Und warum? —
Für Freiheit hatt' er allzuviel gethan,
Da legt' man ihm die beiden Ketten an.

Als was? Als Narr'n? — Ja, Freiheit ist ein Wahn. —
Als Schwärmer? — Ja, denn Schwärmerei steckt an. —
Auch als Verbrecher? — Ja, wie's grade trifft,
Denn wer die Freiheit will, bereitet Gift. —

Und dennoch blieb ihm Eins: ihr Hochgefühl,
Selbst Kettengluth umschattend lieblich, kühl;
»Ha, Freiheit!« ruft Abdallah, und gewandt
Faßt er die letzte Feder mit der Hand.

Doch, wo ist Dinte, wo ein Blatt Papier?
Kein Palmenblatt, kein Banner fächelt hier;
Selbst in der Stirne, obwohl glühend heiß,
Scheint eingebannt das kleinste Tröpfchen Schweiß.

Da sticht er sich die Feder in den Arm,
Und mählich füllt sich's, quellend roth und warm;
In Kerker's Wand schreibt er da »Freiheit« ein;
Ha, jeder Buchstab glänzt wie Demantschein!

Die Feder dorrt. Abdallah's Lippe bleicht. —
Längst ist im Palmenblatt zermürbt, zerweicht,
Längst im Panier der »Freiheit« glühend Wort,
Doch an der Kerkermauer glimmt's noch fort.

Karl Buchner.

Nicolaus Lenau. *)

Lenau reiht sich mit seinem fast zu zarten und empfindlichen Herzen vielleicht am besten an Hölty an. Dieselbe gefühlvolle Schwermuth, dasselbe schwärmerische Phantasiren in die Natur hinein. Wenn wir ihn mit andern Dichtern unserer Zeit zusammenstellen, so muß er natürlich Rückert und Uhland gegenüber bedeutend verlieren, denn er hat nicht diesen Umfang des Gemüths, nicht den Reichthum an stärkern Empfindungen. Zarte, weiche Sehnsucht und Wehmuth spricht aus allen seinen Gedichten, und nur wo die Erinnerung an heimathliche Scenen durchbricht, wo seine natürliche Kraft noch weniger von äußern Einflüssen getrübt scheint, oder sich momentan davon losmacht, da werden seine Darstellungen eigenthümlicher und plastischer. Wir erinnern zum Beleg nur an »die Werbung« oder »Haideschenke,« und können unser Bedauern nicht unterdrücken, daß uns der Dichter nicht mehre Sachen der Art gegeben hat. In Ersterm ist der Kampf zwischen Liebe zu Waffenthaten und häuslichem Glücke gut geschildert, und Letzteres mit seinen Räubern und Zigeunern fliegt an uns vorüber, wie ein schöner Traum. Alles ist fremdartig, und wenn wir die Dinge genau besehen wollen, entwischen sie und wir erwachen. Unter die schönsten Gedichte der Sammlung möchten wir ferner auch »die Seejungfrauen« zählen. Wer je auf einer Wasserfläche, der lieblichen Sage nachsinnend, die Blicke auf der stillen Fluth ruhen ließ, der wird jene Sehnsucht gefühlt haben, hinunter zu tauchen und das schöne Mährchen mitzuleben, der wird gefühlt haben wie leicht die Phantasie hier den Anschein der Wirklichkeit gewinnen kann. Jedoch neben solchen Darstellungen poetischer Kraft und plastischer Haltung, wie z. B. die angeführte »Werbung«, haben wir auch Gelegenheit, hie und da jene geschraubte Kraft auftreten zu sehn, die eher Folge einer krankhaften Ueberreizung als eines gesunden Lebens- und Thatenmuthes ist. Aber die Ausbeute an jenen kräftigen, gestaltvollen Zügen ist nicht allzureich. Das Leben ist mit seinem weichen Herzen zu hart umgegangen und er scheint sich Einflüssen hingegeben zu haben, die ein kräftiges Erheben nicht begünstigten. Niemand, der einmal ähnliche Gefühle hegte,

*) Wir entlehnen die Charakteristik dieses interessanten Dichters dem ersten Hefte des Braga. Nicolaus Niembsch von Strehlenau, als Dichter Nicolaus Lenau, wurde zu Csadat in Ungarn, 1802 geboren; er lebt gewöhnlich zu Wien. Seine Gedichte erschienen in der dritten Auflage, bei Cotta; er gab auch einen Faust heraus, in episch-dramatischer Darstellung, und einen Frühlings-Almanach.
D. Red.

wird es läugnen, daß der Schmerz betrogner Liebe auf Jahre lang ein tiefes, reines Gemüth trüben und verstimmen kann, er wird es natürlich finden daß bei der unschuldigsten Veranlassung die Klage um den zerstörten Traum des Glückes herauftaucht, aber es scheint uns doch, daß in manchem Gedichte Lenau's auch die Reflexion das Ihrige gethan hat. Manches hätte wenigstens aus der gedruckten Sammlung herausbleiben können, da eine und dieselbe Stimmung zu oft wiederkehrt. Auch die politischen Verhältnisse sind nicht spurlos an unserm Dichter vorübergegangen, aber sie erregen in ihm wieder mehr stille leidende Wehmuth als kräftigen Thatendrang. Er klagt über Polens Unglück, und seine Klage dringt mehr zu Herzen, als sein Zorn über den Unterdrücker. Er schildert die Qual des Gefangnen, aber seine zarten Bilder vom Flöten der Hirten, von Nachtigallgesang und Taubenzirren, vom müden Wanderer an der Quelle, stören den gewaltigen Eindruck den die dunkle, nächtliche Scene mit ihren finstern Zügen machen sollte. Die Wehmuth bricht überall durch und läßt seinen Zorn und seine Kraft nie recht ernstlich hervortreten. Und diese Wehmuth, dieses zarte Verhältniß zur Natur, dieses mystischweiche Hineinfühlen in jede Blume, ist der vorherrschende, charakteristische Zug in unserm Dichter. Wenn er zu einer Rose spricht und auf sie seine Schmerzens-Thränen weint, da mag wohl manches zärtliche Auge sich gerührt feuchten, da mag er mancher empfindsamen Seele die Bilder längst verflossener Tage wieder heraufzaubern, aber für den stärkern, männlichen Geist ist solche Nahrung nicht, und wenn er auch nicht das Recht hat, diese Sentimentalität, diesen Mangel an Kraft feindlich zu verfolgen, so lange nichts erheuchelt ist, so wird es ihm doch Niemand verargen, wenn er sie bei Seite liegen läßt, und sich zu verwandten Naturen wendet. Jene innere Wahrheit jedoch, das Vorhandenseyn seiner dargestellten Gefühle in dem Gemüthe des Dichters, geben wir dem größten Theile der Arbeiten des Dichters zu. — Wir wollen nun noch weiter sehen, wie der Dichter zu unsrer Zeit und zu ihren Anforderungen steht.

Es gab einmal eine Zeit in Deutschland, wo eine Ueberschwenglichkeit des Gefühls an der Tagesordnung war, und die Dichter haben reichlich dazu beigetragen, diese Stimmung, deren Anfang die Siegwarte und Werther bestimmen, zu unterhalten und zu steigern. Wo diese Stimmung das Gemüth selber wirklich ergriffen hat, wie es z. B. bei Hölty der Fall war, da ist doch wenigstens der Mann zu schonen und in seiner Reinheit zu ehren; wenn aber dieses weiche Fühlen zur bloßen manierirten Ostentation wird, wenn man es den Machwerken ansieht, daß der Verfertiger sein Gemüth mit fremden Federn schmückt, um die eigne Kahlheit zu verdecken, wenn diese Menschen winseln, weil sie das für schön halten, wie Salis und der feile Matthisson es thaten: da erregt es Ekel und Zorn. Es ist bloß aus der allgemein eingerissenen krankhaften Stimmung erklärlich, und daß man diesen Quasi-Dichtern nicht sogleich auf den Grund sah, und es gereicht unserm Publikum zur Ehre, daß es sie so ziemlich aus seinem Gedächtnisse geworfen hat.

Gegen diese gehalten kann unser wahrer und inniger Lenau nur gewinnen, ihm ist's mit seinen Gefühlen Ernst. Die Zeit aber ist seitdem männlicher geworden und verlangt kräftigere Kost. Das innige Wesen einer tiefen gemüthvollen Liebe, welches den Deutschen eigen ist und sich im Mittelalter den andern Völkern gegenüber so schön geltend gemacht hat, ist zwar nicht verschwunden, aber es ist ernster geworden und hat sich auch noch über die Familie hinaus in größere Kreise geworfen. Die Zeit hat manche Erscheinung zu Tage gefördert, die die Menschen zum Nachdenken gebracht hat. Stürme sind über Deutschland gefahren und haben Vaterlandsgefühl und Freiheitsliebe gekränkt und gekräftigt zu gleicher Zeit. Der Traum der Verpuppung ist vorbei. Ideen, die früher schliefen, sind lebendig geworden und haben die Seelen der Edeln ergriffen und über persönliche Angelegenheiten erhoben. Freilich gibt es eine große Anzahl Menschen, die nicht den Muth hat, ihre Zeit verstehn zu lernen, sondern lieber nach einem Spielzeug der Vergangenheit greift, um die eigene, wenn sie sich dem Geiste aufdrängen will, zu verdecken, die das Neue verneint, weil sie das Alte gewohnt ist, und durch Veränderung keine Ungemächlichkeit bewahren will. Freilich liegt zwischen Gestern und Heute nicht die Minute, die den Knaben zum Jüngling macht, sondern nach und nach streifen sich die thatenlosen Träume ab, nach und nach wird sich der Jüngling seiner Kraft und seines Ernstes bewußt. Und nun vollends in Völkerentwickelungen, wo ein Jahrzehend so wenig ist! Uns kommt diese letzte weinerlich-sentimentale Epoche in Deutschland, die nicht einmal die Nation, sondern bloß einen Theil derselben ergriffen hat, vor, wie die letzte Entwicklungskrankheit im jungen Körper. Aber, wie gesagt, nicht die ganze Nation, sondern bloß einen Theil derselben hat sie durchdrungen, und die Dichter, die ihr huldigten, kannten mehr das lesende Publikum als ihr eigenes Volk. In diesem sind nur wenige ihrer Lieder gekommen und nur Bürger und in der neuesten Zeit Uhland, die jener Periode fern stehn, haben bei ihm allgemeinern Eingang gefunden. Das scheint uns eine viel größere Empfehlung des letztern Dichters zu seyn, daß seine Lieder in Schwaben allenthalben gesungen werden, als die Menge Auflagen, die der Titel angibt. Lenau aber steht mit seinen Gedichten, deren

Grundcharakter wir angegeben zu haben glauben, dem Volke ferner. Er gehört noch zu jener scheidenden, sentimentalen Zeit, die jede Blume und jeder Vogel rührt; er ist durchdrungen von feinen Gefühlen, aber nicht von denen seiner Zeit, in ihm sind Ideen lebendig, aber keine Idee. Ob er nun Kraft genug hat sich auf diese Weise selbstständig zu behaupten, ob er einen Halt in sich finden wird, der es unnöthig macht daß er ihn außer sich suche, darüber wird die Zukunft entscheiden. Es möchte zu erwarten seyn, wenn die Jugendgefühle hinter ihm liegen, die ihn durch Liebe und Schmerz an Natur und Menschen knüpfen, wenn die zarte Freude an Veilchen und Rosen, an Blätterrauschen und Waldhornklängen, die ältergewordene Brust nicht mehr gänzlich zu füllen im Stande ist, daß er dann entweder dem förmlichen Mysticismus, der sein Zerfließen in's Unbestimmte, sein Streben aus der Gegenwart hinaus, sein ungesundes «Hinübersehnen» begünstigt, geradezu sich in die Arme wirft, oder nur nach einem harten Kampfe als Sieger über ihn hervorgeht, daß er in Gefahr kommt, einer ähnlichen Richtung anheimzufallen, deren Opfer auch ein anderer neuerer Dichter, von solchem Naturell, daß man es dem Lenau's vergleichen kann, geworden ist....

Ueber die neuesten Leistungen Lenau's wollen wir uns des Urtheils enthalten und bloß im Allgemeinen bemerken, daß er uns ganz aus seiner Sphäre herausgedrängt zu seyn scheint, die er hoffentlich später wieder finden wird.

Aphorismen.

— Man muß sich in die einmal gegebenen Verhältnisse fügen. Gut! — aber man soll sich ihnen nicht verkaufen, nicht in ihnen untergehn.

— Ein Volksstamm der seine Lieder, seine Sagen, seine Vorgeschichte vergißt, seine Sprache gering achtet, begeht einen geistigen Selbstmord.

— Balladen und Romanzen, die nur eine Aneinanderreihung von Fakten geben, sind gereimte Erzählungen; Eine Idee wohne ihnen inne und sey die lebendige Seele, und breche belebend durch das ganze Gedicht, wie die Seele durch das Menschenauge bricht und das ganze Wesen verklärt.

— Schillers Balladen und Romanzen werden mit Unrecht mit dieser Benennung belegt; es sind, mit Ausnahme weniger, kleine epische Dichtungen, in herrlicher großartiger Darstellung, mit allen Reizen der Poesie geschmückt, aber zu deklamatorisch, zu prächtig um Balladen und Romanzen genannt zu werden. Diese, ursprünglich Volkslieder, lieben den raschen, frischen Volkston, der einfach und schmucklos, ohne philosophische Reflexion, ohne breite Schilderungen, das Gemüth um so mächtiger ergreift. Viele Volkslieder in des Knaben Wunderhorn sind ächte Balladen. In dieser Bedeutung geben uns Uhland und G. Schwab die schönsten.

—t

Theater.

In unserm ersten Blatt haben wir bereits eine Übersicht über die zu hoffenden deutschen Opern-Vorstellungen, unter Herrn Hehl's Leitung, nebst dem Prospektus der Gesellschaft gegeben. Indessen haben sechs Vorstellungen statt gehabt: Die Nachtwandlerin, Norma, Romeo und die Puritaner; Robert und der Freischütz. In diesen Werken aus dem deutschen, französischen und italienischen Repertoire haben wir sowohl durch die ausgezeichneten Solo-Sänger, als auch den vortrefflichen Chor, hohe Genüsse gehabt. Vor allen hat Mad. Janik, vom Pesther Theater, als Nachtwandlerin, Isabella und Romeo sich als gebildete Sängerin gezeigt; in der letzten Partie besonders, wo sie den Vergleich mit Dem. Schebest zu bestehen hatte, ist sie in Rücksicht auf Gesang, oft auch auf Spiel, mit allen Ehren aus dem Kampf getreten, wozu besonders ihr ausgedehntes Stimmregister und ihre imposante Gestalt beitrugen. Hr. Wapens, erster hoher Tenor, singt mit entschiedener Brust-Stimme in den höchsten Lagen mit tief gefühltem Ausdruck und guter Methode; auch Hr. Nicolini, ebenfalls erster Tenorist, erhielt bis jetzt in Gesang und Darstellung laute Anerkennung seines Verdienstes. In dem vortrefflichen hohen Bassisten, Brassin, ursprünglich aus dem Innern Frankreichs, besitzen wir einen ausgezeichneten Sänger; bei tragendem Gesang rührt seine metallreiche Stimme alle Herzen. Außer den Partien des Richart in den Puritaner und des Max im Freischütz, waren die übrigen wohl dankbar, aber unbedeutend für sein Talent. In der Rolle des Tell, welche Oper angekündigt ist, soll er seinen Triumph feiern. Die jugendliche erste Sängerin, Dem. Hannemann, hat sich ebenfalls als Alice und besonders als Agathe die Gunst des Publikums in hohem Grad erworben. Dem. Schindler, auch erste Sängerin, befriedigte als Norma, ihre Befangenheit abgerechnet, in mehrern Scenen, wo ihre kräftige Stimme von großer Wirkung war. Mad. Hehl sang und unterstützte sie als Adalgisa mit ihrer gewohnten Kunst und Gesangfertigkeit. Dem tiefen Bassisten Retz wünschen wir, bei seiner kernhaften Tiefe, mehr Klarheit in der Höhe, was wir noch gerne der Befangenheit zuschreiben wollen. Endlich haben wir noch von einer vierten ersten Sängerin, Mad. Schrameck, zu sprechen, welche als Elvira in den Puritaner auftrat. Sie besitzt eine hohe dünne Stimme, in welcher in manchen Lagen ein angenehmer Schmelz liegt; sie scheint für unsre Bühne bei überladener Instrumentirung zu schwach, was jedoch nicht immer der Fall seyn wird; wir enthalten uns daher, wenn sie zugleich ihre Befangenheit überwunden haben wird, alles weitern Urtheils.

Noch verdient der vollständige Chor, welcher mit den gehörigen Nuancirungen singt, der ehrenvollsten Erwähnung, was wohl dem Fleiß des Chor-Direktors zugeschrieben werden muß. Da die Gesellschaft blos Opern gibt, so ist begreiflich, warum die ersten Fächer drei und vierfach besetzt sind. Wir sehen noch dem Debut des dritten ersten Tenoristen, Hrn. Stoffregen, entgegen.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 5.

Samstag, den 2. Juni 1838.

Frühlingsbuße.

Wie hat sich, Erde, schnell dein Sinn gekehrt!
Hartherzig warst du lang und kalt verschlossen;
Und nun — wie hast du plötzlich dich ergossen!
Und welch ein warmer Eifer dich verzehrt!
Du schaffst und eilst, daß Alles sich erneue —
Man sieht es wohl, wie herzlich deine Reu.

Jüngst war noch Alles öde, kahl und arm,
Die Kinder seufzten in den dunkeln Stuben,
Die Noth war bitter, bange Vöglein gruben
Ihr Futter aus dem Schnee — daß Gott erbarm'!
Und du bliebst, ungerührt von ihrem Jammern,
Habsüchtig deine Schätz' in tiefen Kammern.

Nun ward am Ende doch dein Sinn erweicht,
Nun reut es dich, nun drängt dich sanft' Erbarmen,
Ausschütten möchtest du dein Gut den Armen,
All' denen du so lange nichts gereicht!
Vor Mitleid ist dir fast das Herz gebrochen,
Man hört es regsam unterm Grase pochen. —

Ja, warmer Eifer treibt die Erde nun:
Sie eilet wieder Alles gut zu machen,
Will spät und frühe bei der Arbeit wachen,
Und wird nicht müde, rastlos wohlzuthun;
Mit jedem Tage treibt sie schön're Blüthe,
Mit jedem Tag ist reicher ihre Güte.

All' dies erquicklich frische Grün umher,
Ist ein Erguß aus ihrer Herzensmilde;
Und rings verbreitet sie durch die Gefilde
Des stillen Wohlthuns Athem um sich her:
Den unsichtbaren Hauch der Blüthendüfte,
Der würzevoll durchzieht die warmen Lüfte.

Wie füllt sich nun der Erde weites Haus!
Die Vögel jubeln, und die Bienen schwärmen,
Die Falter gaukeln, Kinderschaaren lärmen,
Und Greise wandeln in der Sonne draus:
Wie sich an eines reichen Spenders Gaben,
Das Volk der Armen fröhlich mag erlaben.

O Mensch — in dieser milden Frühlingszeit,
Wo Alles athmet lauter Huld und Güte —
Laß diesen Hauch der Lieb' in dein Gemüthe,
Laß deine Brust sich öffnen, warm und weit,
Daß du mitfühlend durch den Frühling schreitest,
Und um dich her der Güte Duft verbreitest.

Adolf Stöber.

Wir reden deutsch.*)

Das Wort sie sollen lassen stahn.
Luther.

Es geht eine Fabel im Lande, und viele Leute glauben daran, daß die Zeit nahe, wo der alte deutsche Geist unsers Elsasses und mit ihm seine Sprache weichen werde vor der siegenden Gewalt der fränkischen Bildung, die seit fünfzig Jahren langsam aber unwiderstehlich über den Wasgau hereindringe. Schon habe sich der trotzige Sinn der Städtler in die herrschaftlichen Formen der feinern Welt gefügt; schon sey durch die politische Gestaltung der Dinge das Interesse der deutschen Provinz in dem des französischen Staates aufgegangen; gleiche Kämpfe, gleiche Siege, gleicher Ruhm haben, wie die Namen beider Stämme in der Geschichte, so ihre Herzen im Leben verbunden; pariser Mode in Rede, Kleid und Geschmack sey der einzige Laufpaß für jeden der etwas werden wolle; die französische Sprache schreite unaufhaltsam von Eroberung zu Eroberung in unsrer Mitte; die Bauerkinder lernen sie in den Dorfschulen, und ihre Brüder und Väter in den Casernen und vor dem Assisengericht; die deutsche Literatur schwinde aus unsern Leihbibliotheken; unsre Klassiker holen wir uns in der Hauptstadt; *George Sand* und *Paul de Kock* haben Schiller und Göthe vom Throne gestoßen; unser ganzes geistiges Dichten und Trachten modle sich mehr und mehr nach dem gallischen; ja auch die ernste Wissenschaft (Gott besser's!) vertausche die alterthümliche deutsche Gravität mit der modernen, gefälligen Leichtigkeit der französischen Methode. Die Gebildeten seyen vorangegangen; das Volk, das gemeine, müsse und werde nachziehn auf der breiten Heerstraße, und nur einzelne Geister, welche ihre Zeit nicht begreifen, von der Geschichte sich nicht belehren lassen und in dünkelhaftem Wesen ihre Kräfte überschätzen, nur solche hegen noch die schwärmerische, kindische Hoffnung auf eine Zukunft deutschen Volksthums, deutscher Bildung, deutscher Sprache im Elsaß.

Laut genug und höhnend zugleich treten uns diese Worte entgegen überall, wo wir mit der von unsern Vätern ererbten Rede und Meinung herausrücken. Aber nicht genug, daß die von drinnen, die sich aus langer, böser Gewohnheit immer noch als unsre Herren geberden, es uns als Staatsverbrechen anrechnen, daß wir noch deutsch können, (wir lassen sie plaudern!) auch unter uns gibt es Abtrünnige, die, wenn sie ein Paar Jahre pariser Luft geathmet und im Salon zur Lehre gegangen, als Meister heimkommen und sich baß wundern, daß — es bei uns noch eine deutsche Literatur gibt. Da rezensiren sie denn,*) nicht etwa unsre deutschen Dichter, sondern unsre Sprache; fragen sich mit komischem Ernste, ob sie jene Dichter ermuthigen oder zurückhalten sollen, als wenn diese sie um Rath gefragt hätten; seufzen, daß das jüngere Geschlecht sich an die »linguistische Vergangenheit« (!) unsrer Provinz hänge und an deren poetische Vorzeit anklammere, als wenn unsre deutsche Sprache eine todte wäre, deren gelehrtes Studium allenfalls einem rostigen Philologen anstände, deren Gebrauch aber nicht dem heitern Freunde der Muse geziemte! Für den alsatischen Dichter sey kein Heil, als daß er französisch schreibe; pariser Modedichter sollen ihm Vorbilder seyn, an ihnen soll er sich erheben und begeistern. Gerechter Himmel! Reiner Vaterlandssinn soll sich erholen an solch hohlem, götzendienerischem Afterliberalismus! fromme Gemüthlichkeit, die schönste Krone des Sängers, an solch unheiliger Leichtfertigkeit sich begeistern! Diese sollen uns beten und lieben lehren! Diese uns patriotische Lieder einhauchen!

Und doch sind wir Thoren, daß wir deutsch singen wollen! In Straßburg, predigen unsre Rezensenten, kaufe man keine deutschen Verse: in Straßburg esse man lieber Gänseleberpasteten und lache die deutschen Poeten aus! Ja wohl, das thut man! Aber wem die Pastete lieber ist als das Gedicht, der lebe wohl daran und esse sich satt, er darf den Dichter ungelesen lassen; er soll ihn ungelesen lassen! Französische Romane gehn vielleicht besser zur Pastetenliteratur; wir wollen's nicht neiden!

Doch lassen wir dies! Daß die Lebenden hart an einander gerathen ist tägliche Erfahrung, ist der Fluch des Lebens. Jeder kämpft für seine Sache, für seine Meinung, und braucht scharfe Waffen, die er mit Eifer und edlem Zorne führt, aber ehrliche! Was sollen wir aber sagen wenn auch Streiche gegen unsre Todten geführet werden? Luftstreiche freilich, aber unziemliche! Zürne nicht, Arnold, wenn ich deinen Namen herabbeschwöre daß du mir helfest unser gutes Recht wahren. Genannt haben sie dich zwar nicht: sie wagten's nicht; aber lächerlich haben sie dich machen wollen, (und sich zugleich) und geschrieben: deinem Gedichte, dem deutschen, volksthümlichen, hätte das Elsaß auch die Thüre gewiesen, wenn es nicht unter der Firma eines christlich-milden Zweckes für sich und Andre Erbarmen erregt hätte! Pfui, Landsmann! Erbarmen erregt nur so schiefes, unwitziges Urtheil; die Noth der Zeit

*) Dieser Aufsatz, welcher ursprünglich für die erste Nummer der Erwinia bestimmt war, ist durch Umstände verspätigt worden.

*) *Album alsacien*, in der Nummer vom 8. April.

welche Arnolds Gedicht ans Licht rief, nicht aber nöthig war um demselben Eingang zu verschaffen, ist längst vorbei, und noch wird es gekauft, gelesen, genossen, und so wird es seyn über unsre Tage hinaus!

Nun aber ist es an der Zeit zu fragen was denn Wahres sey an jener Prophezeiung vom Untergang unsrer deutschen Bildung, an jener Warnung für die, welche sie nicht glauben? Eine Zeitschrift welche gerade jenen deutschen Sinn wecken, erhalten, beleben will; welche in Allem, was Geist und Gemüth in Anspruch nimmt, deutsche Weise mit deutscher Zunge aussprechen will, eine solche Zeitschrift muß vor allen Dingen sagen wie sie's meine und was sie hoffe.

Wahr ist's, einmal, wir sind Franzosen, eng verbunden mit dem Staatsleben einer Nation welche seit bald zwei Jahrhunderten, zuerst theils verbündet, theils regierend mit uns in Berührung kam, nun aber mit uns in Eine politische Masse verschmolzen ist, also daß der deutsche Zweig auf den französischen Stamm gepfropft, durch dieselbe Wurzel seine Nahrung zieht. Vieles, was unsre Väter hoch hielten, ist nicht mehr; Vieles, was sie nicht kannten, Gutes auch, Besseres vielleicht, ist aufgekommen. Alte Formen sind nicht immer eine Bürgschaft für dauerndes Glück, und die neuen, freilich unter wilden Stürmen erbauten, mit theuerm Preise erkauften, sind uns bereits werth und vertraut geworden. Politisch gesprochen sind wir Franzosen und wollen es bleiben. Wir wissen nirgends Formen ausserhalb, die uns mehr anstehn könnten, im Ganzen, als die wir zu Hause haben; was die unsrigen noch mangelhaftes haben, kann sich von innen heraus organisch und gesetzlich ausbilden; es ist der Geist der sich den Körper baut. Das deutsche Staatsleben würde uns jetzt nicht mehr zusagen: dahin können also unsre Wünsche, unsre Rückblicke nicht gehn, wenn wir diese Zeilen schreiben um darzuthun, daß man im Elsasse noch deutsche Lieder dichten dürfe.

Wahr ist's, ferner, daß eine solche politische Verschmelzung, wenn sie für das Ganze ersprieslich seyn soll, auch in der Gesinnung des Volkes wurzeln müsse, und daß dies bei uns auch wirklich der Fall ist. Unsre kriegerischen Erinnerungen wie die Rechte, welche unsre bürgerlichen Verhältnisse ordnen, sind uns lieb geworden; beides aber knüpft das Elsaß unzertrennlich an Frankreich, beides macht die Elsässer mit der Sprache Frankreichs vertraut und gewöhnt sie an die einst fremden Klänge. Eine Antipathie gegen Frankreich existirt nicht in unserm Lande; sie hervorzurufen wäre entweder thöricht und vergeblich oder gefährlich und frevelhaft. Auch dies kann also unsre Meinung nicht seyn, wenn wir unsern Elsässer Dichtern ihre deutsche Redeweise erhalten wollen.

Wahr ist's, endlich, daß in den jetzigen Verhältnissen ein Anstrich von französischer Bildung, eine Fertigkeit in französischer Rede, überhaupt eine Anbequemung an französische Form im öffentlichen Leben, nicht nur wünschenswerth, sondern unentbehrlich ist. Und nicht nur wer eine »carriere« machen und sich zu Staatsämtern erheben will, braucht dies; man verlangt es mit Recht von jedem Gebildeten, und dem geringsten Bürger mag es nicht schaden. So nähern sich die Elemente der Bevölkerung und leben in friedlicher Eintracht neben einander, jedes seine Ecken abrundend, jedes seine Farbe mildernd, jenes nicht bis zur Stumpfheit, dieses nicht bis zum Verwischen.

Denn in den oben genannten Verhältnissen erschöpft sich das geistige Leben eines Volkes nicht; ja, nur für sehr wenige ist darin ein wirkliches Leben gegeben; nur sehr wenige leben in der Politik und im öffentlichen Amte. Für die meisten bleibt das Staatsgesetz und die bürgerliche Ordnung eine bloße todte Form, gegen welche sie sich passiv verhalten, und mit welchen sie nur bei bestimmten Gelegenheiten in Berührung kommen. Für Tausende existirt der Staat nur wenn sie bezahlen, das Gesetz nur wenn sie heirathen, das Recht nur wenn sie verkaufen, erben, prozessiren. Dies alles ist nicht das Leben des Volkes: Das geistige Leben des Volkes ist sein Glaube, seine Religion, seine Gewohnheit, seine Sitte, sein Vergnügen, sein Fest, sein Lied, seine Wissenschaft, seine Geschichte. Wo das alles fehlt, habt ihr keinen lebenskräftigen, organisch sich entwickelnden Körper, nur einen Leichnam; ihr möget wohl noch Soldaten draus machen und Abgaben erheben, aber ihr dürft auch gleich Gendarmen, Polizeidiener und Geschwornengerichte verzehnfachen, wenn die Verwesung nicht euch selbst anstecken soll. Jene Lebenssäfte vertrocknen unausbleiblich, und mit ihnen alles Bessere, Edlere, wo ihr den Zusammenhang mit der Vergangenheit unterbrecht, wo ihr dem Volke seine Sprache und Bildung stehlen wollt.

Zwar ein junges, ungebildetes Volk mag zu seinem Frommen eine fremde, vorangeschrittene Civilisation aufnehmen; es muß sich derselben unterwerfen, denn ihre Gewalt ist größer, als daß natürliche Rohheit ihr widerstände. Darum siegte die griechische Civilisation über die orientalische, die römische über die gallische. Aber wo zwei Völker auf gleicher Stufe der Bildung sich treffen, gleich vorgeschritten in ihrer eigenthümlichen Entwickelung, da können sie nur von einander entlehnen, was sie mögen, ohne sich aufzugeben; keines darf im andern zerfließen, untergehn. Keines wird es, es ginge denn auch geistig und moralisch unter. Und, bei Gott, die deutsche Bildung ist der französischen noch ebenbürtig. Wir sind nicht so witzig, wir reden nicht so schön, wir sind aus gröberer Wolle gesponnen,

wir fabriziren weniger feine Sachen, wir drucken auf schlechter Papier, wir rechnen nicht so fix, wir machen weniger statistische Tabellen — ja, ja, ja, aber dafür sind uns die Menschen auch keine Zahlen geworden; wir sind treuherzig, und jeder weiß gleich wie er mit uns dran ist; wir sind noch einer Begeisterung für das Heilige fähig; wir meinen nicht, daß die Religion für die Pfaffen gut sey; wir haben die Liebe nicht zur Galanterie entwürdigt; wir haben unsre Ideale noch nicht weggewitzelt; wir opfern nicht unser Schooskind, die Wissenschaft, dem Moloch der Industrie; wir lächeln nicht mitleidig, wenn ein Jüngling an die Menschheit glaubt, oder wenn ein Mann sich in ihrem Dienste verzehrt; wir wollen nicht blos scheinen, sondern seyn; unsre Seele ist — ich borge den Ausdruck aus der neuesten französischen Literatur — noch nicht eine verstimmte Windharfe geworden! Wir tauschen nicht, wir dürfen nicht tauschen!!!

Fern sey es von mir, was ich hier geschrieben, jedem einzelnen Franzosen zur Last, jedem einzelnen Deutschen zum Lobe sagen zu wollen. Der Einzelne steht nie für das Ganze ein, das Ganze nie für den Einzelnen; ich sah, ich hörte die Massen, ich zeichnete sie! Haben sie sich doch selbst also gezeichnet!

Und das ist's, was wir wollen! Das ist das Deutschthum, welchem wir huldigen, welches wir heilig halten. Nicht die preußischen Schlagbäume, nicht die hannöversche Constitution reizen uns; zum Oktoberfest singen wir nicht und am Zollverein haben wir kein Theil; wir haben einst unsre Privilegien auf dem Altar des Vaterlandes hingegeben; wir haben die junge Freiheit mit Leib und Gut vertheidigt, ja auch dann noch, als sie nicht mehr war, in Reih' und Glied mit den Helden des alten Frankreichs, unser Blut auf allen Schlachtfeldern Europa's verspritzt; wir haben dann fünfzehn Jahre in den Reihen der Freunde des Gesetzes und der Freiheit gestanden; wir haben die Morgenröthe des neuen Tages mitbegrüßt, welcher der Sache des Volks den Sieg zusicherte; alles haben wir mitgefühlt, alles mit durchgefochten: — es bleibt dabei! Wir trennen uns nicht. Aber von deutschem Sinn und deutscher Art lassen wir nicht. Deutsch müssen wir predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten. Nur unter dieser Bedingung sind wir treu und fromm, tapfer und freiheitliebend. Nehmt uns unsre Sprache — ihr erzieht euch ein Volk von Sklaven, denen ihr selbst nicht mehr trauen möget.

Wir haben viel gegeben, viel geopfert; wir fordern nichts zurück, wir wollen nicht einmal Abrechnung halten mit dem, was wir dafür erhalten haben. Aber das Übrige sollen sie uns lassen. Unser deutsches Christenthum sollen sie uns lassen und unsre Prediger nicht in Paris dressiren wollen; unsern Kindern sollen sie's nicht wehren in derselben Sprache zu uns zu reden in welcher wir zu unsern Vätern und Müttern geredet haben; unsre Liederlust sollen sie uns nicht verkümmern, unsre Vergangenheit uns nicht aus der Seele reissen! O es sind Viele, nicht die Häupter der Nation, nicht die welche mit ächt-politischem Blicke unter den Formen auch das Wesen zu entdecken und zu beurtheilen wissen, sondern solche, denen die Formen Alles sind, und die in ihrer Beschränktheit den Patriotismus und die Bürgertugend nur an Grammatik und Styl erkennen, — die möchten wohl unser ganzes Seyn und Wesen umkehren, unsers Namens uns vergessen machen, einen Sanitätscordon von Bretagnern und Auvergnaten an den Rhein stellen, daß kein deutsches Lüftchen mehr herüber wehte, die gemalten Fenster unsrer alten Kirchen centralisiren, und unser Münster selbst, daß wir ihm Alle nachzögen, mit sich fort führen und es zu einem Antikenkabinet für ihre großen Männer, zu einem Pantheon für ihre Tagesgötzen weihen, oder wieder, wie voreinst, zu einem Tempel der Vernunft machen!

Doch wir lassen diesen Gegenstand, den wir nur deswegen berührt haben, weil ein Angriff auf den Gebrauch der deutschen Sprache im Elsaß uns dazu genöthigt hat. Wir wollten keine politische Frage verhandeln, und haben es auch nicht gethan; der Streit ist rein literärisch und soll es bleiben; ja wir haben zeigen wollen, daß er es bleiben könne, daß die Meinungen darüber ganz frei seyn können, ohne daß die politischen Verhältnisse (welche wir, so gut wie unsre Gegner, als bestehend anerkennen und festhalten) im geringsten dabei in Frage gestellt werden. Es handelt sich nicht um eine Staatssache, sondern um Reden und Gedichte; nicht um die politische Zukunft des Elsasses, sondern um die literärische Zukunft einzelner Söhne desselben. Und so schließen wir:

Mag es wahr seyn, daß wer von uns etwas werden will, vor allem ein Franzose werden müsse, ein Franzose mit Mund und Seele: wir wollen ja nichts werden, wir wollen seyn und bleiben was wir sind.

Und so lassen wir jeden, dem's drum ist, nach der Hauptstadt ziehn und im Salon sein Glück versuchen; wir bleiben auf unserm Grund und Boden, Nahrung saugend an den unversiegbaren Brüsten der vaterländischen Natur; wir lassen's die andern auf den Dächern und in den Hörsälen predigen, daß der elsäßische Jüngling, wenn er das stürmische Meer der Literatur befahren will, die französische Sprache als Nothanker mitführen muß; wir beklagen die verbitterten Herzen, welche die schönern Stunden ihres Frühlings, die sie der deutschen Muse geweiht, nun als Jugendsünden beseufzen. Wir wünschen aber unserm Elsasse Glück, daß es viele Söhne hat, die an seine Zukunft glauben, und die den glänzenden Lohn, der in den

Zeitungen dem Modedichter gezollt wird, willig hingeben für den bescheidnern, reichern, dauerhaftern, für das Bewußtseyn das Schöne gepflegt, das Gute gefördert, und sich selbst eine Quelle von Seligkeit in dem Wirken für's Vaterland eröffnet zu haben.

Erwinia.

Meister, Meister!
Welche Geister
Wirren Dir den Sinn?
Läßt dem Aug' sich kaum mehr trauen —
Willst Dich durch die Wolken bauen
Zu den Sternen hin?

„Bin nicht dreister
„Als es Meister
„Erwin ausgedacht.
„Aber Vorschrift muß ich schauen,
„Kunst und Gott vertrauend bauen
„Bis das Werk vollbracht.“

Soll gelingen
Das Vollbringen,
Ehr' es Schrank' und Ziel.
Überlasten Maaß und Fugen,
Frevelnd Gottes Macht versuchen,
Ist der Sünde Spiel.

„Grundlos' Ahnen!
„Lasset bahnen
„Kunst sich ihren Pfad:
„Will die Wolken sie erreichen,
„Laßt sie Riesenschrittes steigen.
„Großes Großem naht.“

Und wenn, rächend,
Dann zerbrechend
Was von Frevel zeugt,
Das Gesetz der ird'schen Schranken
In des Riesenbaues Wanken
Übermuth dann beugt?

„Habt vergessen
„Ihr zu messen
„Ruhm die Säul' sich hebt?
„Gottes Ehr' sie doch verkündet,
„Und was frommer Sinn gegründet
„Keinem Sturm erbebt.“

Und so schloß mit letztem Steine
Johann Hülz den Bau.
Und so strahlt' des Werkes Reine
Hoch in Äthers Blau.
Und so jauchzte zu den Sternen
Volk: Victoria!
Und so grüßten rings die Fernen
Stumm Erwinia,
Werk des kühnsten Sinn's hienieden,
Tief in Wunderglanz:
Fuß im Haine der Druiden,
Haupt im Sternenkranz.

C. F. Hartmann.

Der Tag der Edelknaben.

Chronik von 1428.

(Fortsetzung.)

Insbesondre machte sich Johanna bemerklich: Feuerflammen sprühten aus ihren Augen, mit fieberhafter Hast fuhr ihre Hand gegen den Knopf des Degens und ihre Lippen bebten, wie wenn sie eben einen Befehl zu zorniger Rache hätte aussprechen wollen. Um Katharina's Gatten hatten sich die Mitglieder des Rathes gedrängt, und Jeder beeiferte sich demselben alles mitzutheilen, was ihm zur Belehrung, zum Troste, zur Hoffnung dienen konnte; aber Alain Dubey schöpfte aus der eignen Brust das Licht und die Kraft zur richtigen Erfüllung seiner Pflicht. „Meine Herren, sprach er, wäre Katharina hier, sie würde gerade so sprechen, wie ich; ihre Liebe zum Vaterlande flößt mir Begeisterung ein. Wir dürfen die ehrlosen Vorschläge des Feindes nicht annehmen; greift er uns an, so kämpfen wir, und fällt Katharina unter unsern Streichen, so bringen wir

ihr Blut Gott dar, damit es zurückfalle auf die Verräther. Da der Waffenstillstand morgen Abend zu Ende geht, laßt uns bis dahin reiflich Alles überlegen und beten; kömmt keine Hülfe von Oben, so geschehe der göttliche Wille!«

Nach diesen Worten beurlaubte er den Bojen und befahl zugleich, daß man selbst gegen diesen das Völkerrecht heilig halten solle. Nun gieng die Versammlung traurig und still auseinander.

Als die Rathsherren, ernst und kummervoll, aus dem Stadthaus heraustraten, erhoben sich alsbald unter der Menge die sonderbarsten Vermuthungen. Wo vor kurzem wiederholtes Freudengeschrei ertönte, zeigte sich jetzt dumpfe Niedergeschlagenheit; und bei dem heimkehrenden Bürger war die ängstliche Unruhe um desto größer, je weniger er den Grund dieser schnellen Veränderung sich zu erklären wußte. Denn der Schultheiß, der seinen Heldenmuth fast bis zur Uebertreibung festhielt, hatte den bestimmten Befehl ertheilt den Zweck der Botschaft geheim zu halten, damit nicht die Bürgerschaft, aus Achtung für seine Familie, einen Kampf unterlasse, an dem sein ganzes Leben hieng.

Dubey gieng nach Hause zurück, begleitet von seinem Sohne, dem die Blässe auf des Vaters Angesicht gänzlich alle Farbe genommen hatte: und als ihm derselbe das seiner Familie drohende Unglück enthüllt hatte, ließ er ihn ohne Zweifel einen Schwur ablegen, nichts davon laut werden zu lassen; denn einige Stunden nachher sah man den jungen Mann die Stadt durchstreifen, und seine Freunde besuchen, mit einer Miene, die eher auf geschäftige Betriebsamkeit, als auf den Kummer hinwies, den ein Sohn empfindet, welchem der Verlust seiner Mutter bevorsteht.

Am folgenden Tag sah es in Orleans gar nicht aus, als ob eine so traurige Nachricht angelangt wäre; die ganze Stadt war in Bewegung: die ehrbaren Matronen schickten sich gegenseitig die Einladungen zu, ja nicht an dem bestimmten Vereinigungsplätzen zu fehlen; Alles hatte, wo nicht ein festliches, doch ein feierliches Ansehn; die Straßen der Stadt waren mit Neugierigen angefüllt, die hin und her giengen, und sich sämmtlich der Brücke und den Staden zuwandten, wie wenn ein großes Schauspiel dort ihrer harrte. Wirklich bereitete sich auch im Stillen eine jener merkwürdigen Begebenheiten vor, die im Andenken der Menschen, und an den Orten, wo sie stattgefunden, lange Zeit noch Spuren zu hinterlassen pflegen.

Meister Johann, ein geschickter Büchsenmeister, dessen Kriegsthaten während der Belagerung, in der Geschichte dieses Ereignisses eine bedeutende Rolle einnehmen, stand auf dem Platz bei der Brücke, und erzählte mit gewichtigen Ausdrücken, was sich alles jetzt zutragen werde.

»Ihr seht doch,« sprach er — und bei diesen Worten wandten sich aller Blicke zu den Gegenständen hin, auf die er zeigte — »dort die beiden Barken, oder vielmehr Schiffe; Jenes, mit englischer Flagge, das am Fuße der Insel hält, wird von den Pagen der Ritter aus London bestiegen. Dieses, das die weiße Fahne aufgesteckt und sich unten am Steindamm von St. Laurent wiegt, gehört den französischen Edelknaben, aus dem Gefolge der Richemont, Dunois, Lahire. Stephan, unsers Schultheißen Sohn, hat den Waffenstillstand benutzt, der noch bis heute Abend dauert, um den englischen Pagen einen Kampf mit stumpfen Waffen *) anzubieten. Auf beiden Seiten haben sie kleine Körbe bei sich, um sich vor den Steinen zu bewahren. Uebrigens wollen sie auf Leben und Tod kämpfen, um zu wissen wem die Standarte bleibt. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, mit welchem Eifer der junge Stephan seine Freunde zu diesem Kampfe angeregt hat; doch muß ich der Wahrheit zur Steuer bezeugen, daß wenige Worte dazu hinreichend waren, und daß Keiner von ihnen nur einen Augenblick gewankt hat. Ohne Gefahr ist die Sache aber nicht, denn, so stumpf die Waffen auch seyn mögen, sie gleichen der Sammetpfote der Katze, aus der manchmal die Klauen hervortreten. Doch, beim heil. Jakob an der Loire! dies ist es am allerwenigsten, was unsre Jugend aufhält, es ist eher ein Mittel sie anzuziehen.... Ah, ich hör' sie!... sie kommen in geschlossenen Reihen. Um nichts zu verlieren, will ich nach meiner Bastion eilen; dort auf meine werthe Büchse gelehnt, die den Herren von der Themse auf der andern Seite, schon mehr als eine Bombarde hat zukommen lassen, will ich aus erster Hand die Streiche beurtheilen und über den Kampf genaue Schau halten.«

Nach diesen Worten verließ er sie, und stieg wirklich auf die Zinne des Thürmchens, das auf die Loire hinausgieng; diese Zinne war dem Feinde wohlbekannt, da Meister Johann, wie er es so eben sehr wohl bemerkt hatte, schon öfters von dorther in die Reihen der Britten Tod und Verwirrung gesandt hatte.

Dennoch hatte, was er vortrug, bei seinen Zuhörern keinen völligen Glauben gefunden; ein gewisses hinterlistiges Lächeln, dessen Meister Johanns Lippen sich nicht entwehren konnten, erregte das Mißtrauen der Umstehenden, die in einem Lande geboren waren, wo die Mode »in den April zu schicken« sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Man fing an zu

*) Wie sie bei Turnieren gebraucht wurden: armes courtoises.

zweifelte, ob er Wahrheit gesprochen, oder wenigstens zu glauben, daß er ein Geheimniß wisse, das er nicht auskramen wolle — als plötzlich ein kriegerischer Trompetenschall ihre Aufmerksamkeit ablenkte; bald war sie ganz nur auf eine Scene anderer Art gerichtet: die Edelknaben näherten sich in Reih' und Glied, mit majestätischem Anstande, begleitet von kriegerischer Musik und das königliche Panier umgebend.

Unter diesen jugendlichen Streitern zeichnete sich besonders Stephan aus. Ein ganz eigenthümlicher Muth strahlte aus seinen Augen. Von Zeit zu Zeit blickte er nach seinem Schwerte, und es schien als ob das sein Gesicht bewegende bittre Lächeln die Erfüllung eines geheimen, tiefen Gedankens ankündigen solle. Beifallklatschen und Freudenrufen begleitete sie, und die Eltern sagten zu ihnen, mit dem Tone des zu Allem entschlossenen Patriotismus: »Es ist zwar nur ein Spiel, dennoch muß Euch der Sieg werden.«

Wenige Schritte nach ihnen kam, in gesammeltem, ernstem Anstande, Alain Dubey, der Schultheiß von Orleans: seine Blicke waren voll Liebe auf seinen Sohn geheftet, der seine süßeste Hoffnung war und mit Festigkeit ihm in's Auge sah. Ehe Stephan das Schiff bestieg, warf er sich in seines Vaters Arme und dieser gab ihm seinen Segen.

Das Zeichen zum Kampfe ertönte; und von beiden Ufern fuhren die Schiffe rasch gegen die Mitte des Stromes hin. Zuerst flogen Steine durch die Luft, aber die Körbe von Wasserweiden — zufällig aufgefundene Schilde — machten ihren Fall schadlos, und man kam sich nahe genug, um zu entern. Stephan der, obgleich im Kampfe begriffen, die Lenkung seiner kleinen Flotte bewachte, ließ sie den Strom hinab gleiten, und die Schlacht wurde allgemein, im Augenblick wo die Barken sich eben unter dem Fort St. Laurent befanden.

Die Ufer waren von einer unermeßlichen Menge bedeckt, welche mit demselben leidenschaftlichen Antheil das Scharmützel beobachteten, als ob es sich wirklich um das Heil der Stadt gehandelt hätte; denn die Nationalehre war bei dem Ausgang des Kampfes im Spiele. So sehr waren die Zuschauer mit den Streitenden beschäftigt, daß kein Mensch wahrnahm, wie an einem der Spitzbogen der Fenster des obern Theils vom Thurme St. Laurent, eine Frau sich ganz ungewöhnlich geberdete: mit vor sich gelehntem Körper, mit unruhigen, doch ausschließlich auf Einen Punkt gerichteten Blicken und ausgestreckten Armen, sah sie unverwandt und gierig nach den französischen Schiffen, wie wenn unter den jungen Edelknaben ihr mütterlich Herze den Sohn erkannt hätte.

(Der Schluß nächstens.)

Mittheilungen aus der Länder- und Völkerkunde.

Hochzeitgebräuche bei den Algierern.

»Das Verheirathen ist in Algier keine religiöse Ceremonie — es ist eine Art Handel, der auf höchst seltsame Weise abgeschlossen wird. Beide Geschlechter dürfen nicht frei miteinander verkehren. Mannbare Mädchen, so wie junge Frauen, verlassen nie, oder äußerst selten das Haus. Aeltere Damen haben diese Beschränkung nicht, sie gehen aus, das Gesicht dergestalt vermummt, daß man nichts sieht, als die Augen, und in so viel Gewänder gehüllt, daß sie wandernden Leinwandpäcken gleichen. Die Mauren gestatten selbst ihren Freunden keinen Eintritt in ihre Wohnung; sie empfangen sie an der Thür in einem Vorsaal, wo man sich auf Teppichen niedersetzt, Kaffee trinkt und raucht. Bei dieser Lebensweise können die jungen Männer die Mädchen nicht kennen lernen und ihnen den Hof machen. Man heirathet daher nach Uebereinkunft der Eltern oder auf die Empfehlung einer Base, ohne daß die Kinder einander je gesehn haben. — Manchmal kann wohl auch der Fall seyn, daß ein junger Mann von der Schönheit und den Vorzügen eines Mädchens viel gehört hat, daß seine Phantasie gereizt, und er ordentlich verliebt wird. Dann wendet er alle Mittel an, um sich über den Gegenstand seiner Zärtlichkeit Auskunft zu verschaffen, und kann er seine Mutter nicht bewegen, daß sie selbst hingehe, um sich von den gepriesenen Eigenschaften der Schönen zu überzeugen, so wendet er sich an eine alte Frau, die als Heirathsunterhändlerin bekannt ist (und dergleichen gibt es dort viele), verspricht ihr Geschenke, wenn sie in das Haus seiner Huldin gehe, und ihm über das, was er blos vom Hörensagen weiß, Kunde bringe. — Die Botschafterin begibt sich, einen Vorwand erdichtend, in das Haus, indem sie aber mit den Eltern plaudert, ermangelt sie nicht, besonders wenn der junge Mann reich ist, auf eine geschickte Weise den Zweck ihrer Sendung merken zu lassen. Finden sie die Partie vortheilhaft, so geben sie der Frau Geschenke und schöne Versprechungen, damit sie die Vortrefflichkeit und Schönheit ihrer Tochter recht in's Licht stelle, und so wird die schlaue Unterhändlerin von beyden Theilen bezahlt.... Sind die Erkundigungen für den jungen Mann befriedigend ausgefallen, so […] seinen Vater,

oder seinen nächsten Verwandten, um die Hand des Mädchens für ihn zu werben. — Wie nun auch die Einleitungen Statt gefunden haben mögen — sind die Väter einig geworden, ihre Kinder zu vermählen, so gehen sie zum Kadi (dem Richter des Orts), erklären ihm ihre Absicht, und bestimmen die Summe, welche der Bräutigam seiner künftigen Gattin zu geben habe. Diese Erklärung wird in ein Register eingetragen, und nun läßt der Kadi Zuckerwasser bringen, das er mit den Vertragsparten trinkt, er kniet mit ihnen nieder, und sie beten zu Gott, er möge den Bund segnen. Nun wird der Tag bestimmt, an welchem das Mädchen in des Gatten Haus geführt werden solle. Unterdessen fertigt dieselbe ein Hemd und Hosen, welche der Bräutigam zur Hochzeit trägt. — Am Hochzeittage nimmt die Braut ein Bad, und man legt ihr die schönsten Kleider an. Das Innere der Hand und das Aeußere der Füße werden mit einem besondern Stoffe (Henna) roth bemalt, mitten auf die Stirne eine Blume gezeichnet, die Augbraunen schwarz gefärbt, und die Hände mit schwarzen Kreuz- und Querstrichen durchzogen. Gravitätisch auf einem Divan sitzend erwartet sie den Sonnenuntergang, wo dann ihre und des Bräutigams Verwandte, beiderlei Geschlechts, nebst ihren besten Gespielinnen, die sie in der Regel bei ihrer Toilette unterstützt haben, erscheinen, um sie ihrem Gatten zuzuführen. Zwei Greise nehmen die Braut bei der Hand und die ganze Gesellschaft, Mehre mit brennenden Fackeln, und unter dem algierischen Freudengeschrei: Ju! Ju! Ju! zieht nach der neuen Wohnung. Hier ist ein prächtig verziertes, und mit Wachskerzen und farbigen Gläsern beleuchtetes Zimmer zum Voraus in Bereitschaft gesetzt: dahin wird die junge Frau mit all ihren Begleiterinnen geführt, es wird eine Mahlzeit aufgetragen und die Damen verweilen essend, trinkend und plaudernd bis Mitternacht beisammen. Die Männer, die unter der Gallerie zurückgeblieben sind, speisen in einem andern Gemach. Der Hochzeiter ist nicht bei ihnen, er speist in einem besondern Zimmer, wahrscheinlich, damit er sich beim Zechen nicht übersehe und sich zur bestimmten Stunde auf eine anständige Art derjenigen vorstellen könne, deren Glück zu machen seine Aufgabe seyn soll. Es ist Mitternacht — die Stunde, wann die Moscheen wieder geöffnet werden. Die Gesellschaft entfernt sich nun und läßt die beiden Gatten allein. —

Die Muselmänner dürfen zwar bekanntlich nur vier rechtmäßige Gattinnen, dafür aber Nebenfrauen haben, so viel ihnen beliebt. Die Algierer machen jedoch von dieser Erlaubniß, die ihnen der Koran gibt, nur selten Gebrauch. In der Regel haben sie nur Eine Gattin, und Viele halten gar keine Nebenfrauen. —

Rozet.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Den 17. April starb zu Jena, die geistreiche Schriftstellerin Johanna Schoppenhauer (geb. Trosina, geb. 1770 zu Danzig); am bekanntesten ist sie geworden durch ihre Reiseerinnerungen und ihren Roman »Gabriele«, der in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

— Über die Kölner Angelegenheit sind in dem schreibseligen Deutschland bereits 65 Schriften erschienen. Das jüngste von einem ganz unparteiischen Gesichtspunkte aufgefaßte Buch darüber, führt den Titel: Die Tiare und die Krone, und wird Professor Gfrörer zugeschrieben.

— In Schleswig wo die deutsche Sprache bis jetzt die herrschende, die Sprache der Gebildeten, der Kirche und Schule, so wie die öffentliche Schriftsprache war, hat sich eine Partei gebildet, an deren Spitze Prof. Paulsen von Kiel steht, um das Deutsche zu Gunsten des Dänischen im öffentlichen Leben zu verdrängen. Ein durch ihn hervorgerufenes dänisches Blatt soll für diesen Zweck besonders thätig wirken.

— Eine recht erfreuliche Pfingstgabe hat uns der so verdienstvolle vaterländische Dichter, G. Dürrbach, durch seine neue Übertragung der Nachtmahls-Kinder *) (Nattwardsbarnen) des herrlichen Esaias Tegner gereicht. In einer lieblichen, frischen, ächt frommen Idylle feiert der Sänger der Fritiofs-Saga, das selbst so freundliche, heilige Fest der Confirmation, den Zeitpunkt in welchem der junge Christ aus der Idylle des Kinderlebens, den ernstern Jahren entgegentritt. Die deutsche Übertragung hat alle Reize eines gelungenen Originalgedichtes; wir wünschen ihr in unserm Heimatlande recht viele christlichfühlende Leser!

— In Berlin macht eine gewisse Partei wiederholte Ausfälle gegen den verdienstvollen Componisten Spontini. Blüchers Bronzestatue, die neben dem Opernhause steht, hielt eines Morgens einen Brief in der Hand. Die Stellung des alten Kriegers, eigentlich eine trotzige Angriffsstellung, läßt sich jedoch auch als die eines Bittenden ansehen. Eine hohe Person bemerkte die Bittschrift in seiner Hand und läßt sie sich holen. Der Held, der so vieles Schlachtengeräusch gehört, erklärt darin, er bitte, ihm, wenn die Proben der Spontinischen Opern in der bisherigen Art fortdauern sollten, einen andern Platz anzuweisen, da es ihm unmöglich sey, den Lärmen noch länger anzuhören. Die Polemik gegen Spontini ist so ausgebeutet, daß man einen Mann, der Werke geschaffen hat, und dessen verderblicher Einfluß längst vorüber ist, wohl endlich in Ruhe lassen könnte. (Morgenblatt.)

*) Straßburg, bei G. L. Schuler. — Preis 30 C.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 6.

Samstag, den 9. Juni 1838.

Lieder einer Frau an ihren gefangenen Gatten.

1.

Ich bin allein! die Stimme hör' ich nicht,
Die traute Stimme die zum Herzen spricht,
Ich höre nicht die heitern Neckerei'n,
Die nur ersonnen sind mich zu erfreu'n.

Ich bin allein! das Aug' ist mir entrückt,
Das liebe Auge, das so zärtlich blickt;
Es schweifet wohl jetzt über Berg und Thal,
Einsam, geküßt vom letzten Abendstrahl.

Ich bin allein! sein Geist umschwebt mich doch,
Des Nachts im Traum hör' ich die Stimme noch,
Ich seh' die Augen, fühl' den Druck der Hand,
Es ist wie sonst, nichts trennet unser Band.

Ich bin allein! doch bin ich nicht verzagt;
Der Kummer, der mir an dem Herzen nagt,
Wird stille Trauer, die vorübergeht,
Wenn sanfter Trost aus meinen Träumen weht.

2.

(Am Verlobungstage.)

Ach! du kannst des Maien Glanz nicht schauen,
Nicht der Blüthen Schmuck, die Pracht der Auen;
Aber denken kannst du jener Stunden,
Da dein Herz zu meinem sich gefunden.

Ach! du kannst mit mir den Tag nicht grüßen,
Aus dem alle unsre Freuden fließen;
Aber wissen kannst du, wie ich liebe
Dich mit meiner Seele stärkstem Triebe.

Und so nimm die Blumen, die ich sende:
Daß dein Geist zu jenem Tag sich wende,
Der so fest und innig uns vereinet,
Der uns, auch getrennt, doch schön erscheinet.

Und so wage du mit mir zu hoffen,
Daß wir bald den Kerker sehen offen,
Daß sich unser Glück wird froh erneuen
Und du bald der Freiheit dich wirst freuen.

C. Sch. geb. S.

Der Feudalbauer.

Skizze aus dem schwäbischen Oberlande.

In einem Bierhause der Residenz saß eines Abends die gewohnte Gesellschaft, die sich seit einigen Monaten hier behaglich zusammen gefunden hatte, Beamte, Künstler, Schriftsteller, Handwerker, bunt gemischt, ohne Anspruch auf irgend einen andern Rang als den, welchen die gesellschaftliche Steuerpflichtigkeit und Steuerfähigkeit begründet, bei einander. Bald war die Unterhaltung zu einem Thema gelangt, das schon mehrere Abende ergötzlich fortgeklungen hatte: ein Maler, ein jovialer Hagestolz, aus der obern Provinz des Landes gebürtig, der als Knabe noch die guten Zeiten des alten Reichs mit ihrer Zopfpoesie genossen, wurde durch allerlei Sticheleien und Anzüglichkeiten gereizt, den Satz, den er schon mehrmals mit wechselndem Glück vertheidigt hatte, wieder aufzunehmen, und war in kurzer Zeit so im Feuer, daß er ganz unumwunden die Behauptung durchführte, das Land habe durch die Acquisition jener alten Reichsprovinzen erst seinen eigentlichen Nerv erlangt, da es vorher innerlich ohne Mark, nach außen ohne Kraft, ja eine wahre Bettlerhaushaltung gewesen. Dies war das Stichwort zu den lustigsten Diskussionen, denn da man wohl wußte, daß der jugendlich-lebhafte Mann es mit seinen radikalen Scheltworten keineswegs böse meinte, sondern nur scherzhafte Anregungen zu geben beabsichtigte, war man stillschweigend übereingekommen, die Zustände blos obenhin zu berühren, Halbwahrheiten gegenseitig für baare Münze anzunehmen, und sich mit den verzweifeltsten Kontroversen zu hetzen. Jeder, der dem Staat erst durch die neue Ordnung der Dinge angehörte, schlug sich auf die Seite des Malers, und so entstanden zwei ziemlich gleiche Partheien, die sich unter dem herzlichsten Jubel die Miene gaben, eine unheilbare Fehde auf Tod und Leben durchzufechten. Von Seiten der alten Landeskinder wurde ihm sogleich der Vorwurf entgegengehalten, daß der Mutterstaat durch seine neuen Erwerbungen sich nicht habe bereichern können, da er genöthigt gewesen sey, eine unermeßliche Schuldenlast von ihnen zu übernehmen, und es fehlte nicht an Ausfällen auf die schlechte und leichtsinnige Wirthschaft der ehemaligen Reichsunterthanen, — Pfeile, welche natürlich so gerichtet wurden, daß sie zugleich deren Vertreter als einen sorglosen Künstler treffen sollten, wogegen er sich jedoch durch Verweisung einer strotzenden Börse (eine humoristische Prahlerei, welche unter vertrauten Bekannten keinen Anstoß erregen konnte) vollkommen rechtfertigte. Er nannte diese seinen Feudalseckel; denn die alterthümliche Verfassung der großen Bauernhöfe im Oberlande war hauptsächlich der Gegenstand, um welchen der Streit sich schon mehrmals gedreht hatte, indem die Unterländer das Majorat als eine barbarische Einrichtung angriffen, welche neben einem einzigen Reichen eine Menge von Armen schaffe, ihr Lebenlang zur Sklaverei verdammt, von dem Willen des despotischen Erben abhängig, der sie nicht als Brüder und Schwestern sondern als Knechte und Mägde zu unterhalten angewiesen sey. Dagegen machte der Maler die politische Selbstständigkeit geltend, welche aus einer solchen Verfassung fließe, erinnerte an die norwegischen Edelbauern welche so kräftig als ehrenvoll auf dem Storthing ihre Rechte behaupten, und rief endlich, als er von allen Seiten gedrängt wurde: Was wollt ihr denn mit der Barbarei sagen? was haben denn eure Bauern davon daß ihre Güter vertheilt werden? bei uns ist doch Einer im Besitz und das macht ihn menschlich gegen seine Untergebenen, aber bei euch hat Keiner etwas! wovon leben denn eure Bauern? mit Hafer und dürren Zwetschen müssen sie die paar Kreuzer zu gewinnen suchen, mit denen sie kümmerlich ihr elendes Leben fristen! dagegen sitzt der Feudalbauer wie ein Fürst auf seinem Gut, und nicht sein geringster Knecht würde mit einem von euren freien Haferbauern tauschen!

Nun hatte er einen harten Kampf zu bestehn, aber er wehrte sich wie einer der alten Ritter, von welchen wir lesen daß sie oft mit einem ganzen Heerhaufen gekämpft und sich herumgetummelt haben; doch wollten seine Gegner behaupten, er hätte diesmal den Kürzern gezogen, wenn nicht ein junger Schriftsteller, ebenfalls aus den neuen Landen gebürtig und somit sein natürlicher Bundsgenosse, noch im rechten Augenblick dazu gekommen wäre und ihm durch hitzige Plänkeleien den Rücken frei gehalten hätte. Als vermöge einer stillschweigenden Übereinkunft die Waffen ruhten und die Kämpfer sich an den Proviant hielten, der weißschäumend vor ihnen perlte, nahm ein noch junger Beamter mit klugem und entschlossenem Gesichte das Wort; man wußte daß er erst vor Kurzem aus einem der obern Landesdistrikte in die Stadt befördert worden war.

Meine Herren! sagte er, ob ich gleich sehr gut weiß daß man in dieser Gesellschaft Scherz verstehn muß und die so eben beschlossene Debatte nicht so nehmen darf wie sie lautete, so glaub' ich doch daß sich ihr eine lehrreiche Seite abgewinnen läßt, und der Humor unsrer heutigen Unterhaltung wird, wie ich hoffe, nichts verlieren, wenn ich einen ernsthaften, das heißt, aus dem Leben geschöpften Beitrag dazu gebe. Ich be-

kleidete bis vor einem Monat einen Posten bei der Verwaltung im Oberland und bei dieser Gelegenheit hab' ich mit einem der Bauern, über welche sie sprechen, merkwürdige Fata gehabt. Der Distrikt in dem ich angestellt war hatte während der französischen Wirren unter andrem ein Jahr lang dem Prinzen von O— gehört, und Blomsperger — so will ich meinen Mann nennen — war eben zu der Zeit als die Umgegend an unsre Regierung übergieng, eines leichten Wildfrevels wegen in Haft. Nun kennen sie alle die Strenge des vorigen Herrn, namentlich in diesem Punkte: ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Angeschuldigte in dem Augenblicke wo sein Vergehen statt fand eine notorisch ganz geringe Strafe riskirte, wurden die bestehenden Gesetze auf einen Fall der gegen andre Gesetze und eine andre Obrigkeit verstoßen hatte angewendet, und — vergebens bot er Geld auf Geld — mein Blomsperger kam vier Jahre unter die Galioten. Er hielt seine Zeit ruhig aus, wurde endlich wieder frei, kam zurück und ward wieder der angesehene reiche Mann der er zuvor gewesen war. Darüber vergiengen lange Jahre, der alte Herr war längst gestorben, die Sache todt und vergessen und Blomsperger wurde in seinem Dorfe zum Schulzen gewählt. Ich muß auf Pflicht und Gewissen erklären, daß ich in meinem ganzen Amtsbezirk keinen vernunftigern Schulzen gehabt habe: er gieng den Andern mit einem guten Beispiel voran und wußte die störrischen Gemüther den heilsamen Maßregeln der Regierung geneigt zu machen. So lernt' ich ihn näher kennen und stand gar gut mit ihm, denn es war eine Freude wenn man mit ihm zu thun hatte. Aber seine Überlegenheit zog ihm Feinde zu, auch der Oberbeamte war ihm nicht grün, denn er verstand sich nicht auf Komplimente und hatte eine unerbittlich ehrliche Zunge, ein Ding das zu heißen was es eben war. Nun kam ein Komplot gegen ihn zu Stande und ein schlauer Kopf besann sich daß dieser Schultheiß einst eine entehrende Strafe erlitten, mithin zu keinem bürgerlichen Amte fähig sey. Dagegen war nichts weiter einzuwenden, und ich ließ daher meinen Mann in der Stille kommen: Blomsperger, sag' ich ihm: seht Euch bei Zeiten vor und blast den Rückzug, es zieht ein Ungewitter gegen Euch auf. — Pohn, sagt er, (denn er hatte einen schnellen Merks): ich weiß schon woher der Wind geht! ist es vielleicht gewissen Leuten eingefallen daß der Schulz von R— einmal Manschetten getragen hat? Nun, da will ich den Ulmer Kühhirten machen und diesen Leuten zuvor kommen! — In der nächsten Amtsversammlung stand er auf und begehrte bescheidentlich seinen Abschied. Der Oberbeamte zog die Stirn zusammen und sprach lateinisch mit mir, ich erwiedert' ihm aber, ich hätt' meinen Schulsack schon längst verschwitzt, er sollte nur deutsch reden. Da sagt' er lachend: Ihr müßt Wind gehabt haben, Blomsperger! es war allerdings an dem, daß man Euch den Marsch gemacht hätte; nun spielt Ihr, so zu sagen, den Ulmer Kühhirten, und zieht Euch gerade noch zur rechten Stunde zurück.

(Der Schluß folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Bastberg, bei Buchsweiler.

Spät aus dem Bergwald kehret
Der Jägersmann nach Haus;
Er schreitet über den Bastberg
Und ruht sich oben aus.

Im Städtlein drunten hallet
Die Zwölferstund' empor;
Warm haucht die Luft', der Schlummer
Deckt über ihn aus den Flor.

Da fühlt im lichten Traume
Er sich gehoben lind,
Gewiegt, als wie auf Wellen
Ein Schifflein schaukelt der Wind.

Da hört er Wasser rauschen;
Ein weites blaues Meer
Hat Berg und Thal und Waldung
Bedecket rings umher.

Am Ufer liegt er sinnend,
Ein Palmbaum ob ihm rauscht,
Die Fischlein schnellen lustig,
Die grüne Meerfrau lauscht.

Und in den Tiefen funkelt
Manch ein korallen Haus
Die Perle schimmert drunten
In blassem Licht heraus.

Seekrebse schreiten langsam,
Stillgierig nach dem Schmaus;
Polypen öffnen hastig
Der Arme Purpurstrauß.

»Ihr Wellen, o ihr Wellen,
Rauscht ewig frisch und rein,
Ihr sollet unsrer Wunder
Krystallne Schleier seyn.

»Ihr Wellen, o ihr Wellen,
Versieget ewig nicht!
Die kühle Fluth ist Leben,
Tod ist der Sonne Licht!«

Es dünket ihn im Traume
Der Sang so wundermild —
Vorüber doch gezogen
Ist jetzt ihm Bild an Bild.

Der letzte Ton verklinget;
Auf wacht der Jäger schnell,
Der Morgen rings begrüßt ihn
Mit Rosenlichtern hell.

Da greift er nach der Büchse,
Will schreiten rasch zuthal —
Was blinkt ihm wohl entgegen
Im ersten Sonnenstrahl?

Gestreut auf Bergesrücken,
In todten Stein gedrückt
Er Muschel, Palme, Fischlein
In Thränenthau erblickt.

August Stöber.

Der Tag der Edelknaben.

Chronik von 1428.

(Schluß.)

War es diese Frau — Stephan wies sie seinen Kameraden — oder nicht, die ihre Kräfte und ihren Muth steigerte: nie zeigten Krieger, entschlossen zu siegen oder zu sterben, eine größere Unerschrockenheit. Die englische Flotte wurde gänzlich rhedelos gemacht; sie steuerte dem Ufer zu, und die Franzosen folgten ihr unmittelbar nach. Beim Landen erhob sich ein allgemeiner Kampf. Die englischen Pagen, lebhaft gedrängt, flohen über die Wiesen der Insel Arraut, neben der Ziegelscheuer von St. Prive, an dem linken Ufer des Stromes hin. Auf französischer Seite ertönte allgemeines Beifallklatschen, während man brittischer Seits sich schämte; aber Niemand verließ seine Stelle um den Besiegten zu helfen oder die Sieger aufzuhalten: es war ja ein Turnierkampf unter Pagen, und Sieg oder Niederlage sollte allein ihre Sache seyn.

Und Johanna!... O, in ihrem edeln Herzen war die Freude am lebhaftesten und wärmsten! Obgleich nur ein verstelltes Gefecht, war es doch ein wichtiger Sieg: sie folgte mit ihren heißen Wünschen, ihrer zarten Liebe, den Ihrigen nach, und rief, wie wenn sie es auf der andern Seite hätten hören können: »Muth, Kinder, es sind Engländer!«

Aber während aller Blicke auf dies Schlachtfeld gerichtet waren, bemerkte Niemand daß Stephan Dubey, nebst einiger seiner Freunde, plötzlich vom Nachsetzen der Feinde abließen: sie blieben stehn, beriethen sich einen Augenblick, und eilten dann mit großen Schritten dem Thurm St. Laurent zu, dessen Garnison zum großen Heerhaufen der am Ufer aufgestellten englischen Armee gestoßen, und der nur noch von wenigen Wachen besetzt war. Rechts sich umwenden, die Wache tödten, in den Thurm dringen, den Posten erwürgen, auf das obere Stockwerk steigen, die Thüre des Gemaches sprengen, in dem Katharina war, wieder herabsteigen, mit ihr heraus gehn, gegen das Schiff laufen, sich hineinstürzen und den Strom durchschneiden, alles dies war nur das Werk eines Augenblicks. Ein Mann allein, es war Alain Dubey, verlor keine ihrer Bewegungen aus dem Auge. Schon lag er auf den Knien, dankte dem Himmel und flehte ihn an, seinen Sohn zu segnen, ehe noch einer der Zuschauer daran gedacht hatte sich von diesem Unternehmen Rechenschaft zu geben. Aber als die Barke schon weit auf der Loire hinaus war und man Katharina unter den Pagen sah, die sich auf derselben befanden, entfuhr dem Kommandanten Glacidas ein Schrei der Wuth, da er seine Beute sich entkommen und seinen Verrath unnütz werden sah. Er gab einen Wink: sogleich warfen sich bewaffnete Männer in das englische Schiff und gewannen durch gewaltiges Rudern bald über unsre jungen Helden einen Vortheil, den körperliche Kraft und Übung ihnen nothwendig geben mußten. Stephan, um ihnen zu entwischen, um seine Mutter zu retten, ließ das Schiff stromabwärts gleiten, aber seine Verfolger thaten dasselbe, und eben näherten sich die Schiffe völlig. Stephan rief den Himmel um Hilfe an, Katharina machte sich bereit sich in den Strom zu stürzen um den treulosen Feinden nicht in die Hände zu fallen. Alles war verloren, schon erscholl vom französischen Ufer ein Schrei des schmerzlichsten Antheils — als plötzlich ein furchtbarer Knall ertönt und das englische Schiff in der Mitte des Wassers verschwindet.

Man schaut: eine Rauchwolke erhob sich von dem Gipfel des Thürmchens, wo Meister Johann, noch die brennende Lunte, die der Blitz entzündet hatte, haltend, mit donnernder Stimme, lauter als das Zurufen der Menge, die Worte ausrief: «Tod den Engländern! Es lebe Frankreich!»

Wirklich war der Sieg, den Frankreich an diesem Tage davon trug, der erste Ring in der Kette von glücklichen Kriegsthaten, die Frankreichs Boden nach und nach von den fremden Unterdrückern reinigten.

Das Schiff landete am Ufer, wo die Freude den höchsten Gipfel erreicht hatte. Ich will nicht von Alain's trunkener Freude, von der Wonne Katharinens und dem tiefen Seelenglücke ihres Sohnes sprechen, der für sein Alter so groß, so brav, so klug, alles ausgedacht, vorgesehn, zusammengestellt hatte, und, durch so viele Tugenden der Himmelsgunst würdig, der süßen Belohnung sich erfreute, seine Mutter gerettet zu haben.

Man weiß nicht ob Meister Johann mit im Geheimniß war, und ob sein Lächeln auf den Genuß hindeutete, den er zum Voraus empfand auf die Engländer, nach seiner löblichen Gewohnheit, Feuer geben zu können; immerhin muß man gestehn daß er sich als einen offenen Kopf gezeigt und daß er nie besser inspirirt war, als in dem Augenblicke, wo er aus Vorsicht, seiner guten Büchse einen Besuch abzustatten gieng.

War aber auch die Familie, deren Thränen ein so kecker Streich getrocknet hatte, glücklich, so war sie es doch nicht mehr als Johanna: sie bedeckte die Stirne Stephans mit Küssen, zeigte ihm mit dem Finger die englische Armee, die über ihren Verrath und den erlittenen Schlag bestürzt war, und sagte in prophetischem Tone zu ihm: Mein Freund! Ihr habt den ersten Streich geführt, mit Gottes und St. Aignan's Hilfe wollen wir verhindern daß sie uns denselben nicht zurückgeben.

Elsässische Sitten und Gebräuche.

Das Kreisspiel.

Ich befand mich auf dem Heimweg nach dem geliebten Vaterhaus. Es war Sonntag Nachmittag. Als ich eben von den Wiesen, an blühenden Obstgärten hin, dem Dorfe zuschritt und die frische Jugend in buntem Gewimmel hier versammelt sah, kam mir die Frage, warum lesen wir so viel von eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen fremder Völker, die uns ihren Charakter und ihre Lebensart so treffend schildern, und vergessen dabei an unser eignes Land und Volk zu denken, das doch des Eigenthümlichen und Charakteristischen noch so Vieles an sich hat?

So dachte ich, als ich das Dorf erreichte; Knaben und Mädchen in ihrer farbigen Tracht sah ich in einem Garten spielen; das manchfaltige Treiben bewegte mich seltsam; ich gedachte der frühern Jugendzeit, freundliche Erinnerungen umschwebten meine Seele. So hat der Knabe sich auch auf den Wiesen herumgetummelt, in vielen Spielen, in Scherz und leichtem unschuldigem Sinn. Aber nie war er froher, auf nichts war er gespannter als auf den Abend, wo man «Kreises» spielte. Dies war, freundlicher Leser, der Gegenstand, der jetzt auf dem Wege zu meiner Heimat so lebendig vor meine Seele trat. Und sollte es mich denn allein gerührt haben, wie oft Dinge, die unser Interesse im höchsten Grad erregen, und die, wenn man sie einem Andern mittheilt, ihn ungerührt und kalt lassen, so daß man oft selbst nicht begreifen kann, wie man sich nur bei so etwas Geringfügigem aufhalten möge? Nein, ich habe Freunde, die noch mit innigem Vergnügen dieser schönen Zeit gedenken, und so darf ich hoffen, daß auch du, Geneigtester, für diese elsässischen Bilder ein empfängliches Herz haben werdest.

Im ersten Frühling, wenn in den Matten und an Rainen das Veilchen und die Himmelschlüssel erst aufblühen, machen die Mädchen schon Sträuße, und wenn sie in ihrem wohlgepflegten Garten noch keinen Morgenstern und keine Hyacinthe finden, so gehen sie hinaus in's Feld und suchen das weiße Schneeglöcklein und die duftende, heimlich blaue Veilchen und stecken wohl auch einen immer frischen Rosmarin dazu. Diese Sträuße hegen sie sorgfältig im Wasserglase zum Sonntag-Abend. Ist die Nachmittagskirche vorüber, das häusliche Geschäft vollbracht und der Abendimbiß genossen, dann kommen die Mädchen, je von gleichem Alter, von neun bis fünfzehn Jahren, zusammen. Wie sie geheimnißvoll thun! Sie flüstern und lachen so heimlich mit einander. Gewöhnlich sind sie bei einer Gespielin im Blumengarten hinter der Scheune versammelt, und sie schleichen sich da zur Hinterthüre des Gartens, die auf das Feld führt, hinaus. Was soll dieses Geheimnißvolle und Scheue? Was haben denn die unschuldigen Mädchen im Sinn? Aber sie wollen nicht belauscht und geneckt werden, wenn sie wieder nach Hause kommen. Draußen vor dem Dorf, in einem dichtumhagten Obstgarten oder einer umzäunten Matte warten die Knaben schon lange; ihr Spiel haben sie vor Ungeduld bereits

entgegeben. Da kommt einer von ihnen und sagt an, die Mädchen seyen drüben im andern Garten und wollten schlechterdings nicht herüber. Die ungeduldige Menge setzt über den Zaun den schönen Gespielinnen entgegen. Diese, wie sie sie erblicken, stieben wie flüchtige Rehe auseinander; aber sie werden von den eifrigern Knaben eingeholt, und nach langem Zögern in den zum Spiel bestimmten Garten geführt. Diese Art von Zusammenkunft ist fast immer dieselbige. Immer müssen die „Maide", die sich blos in gewisser Entfernung halten, herbeigeholt werden. Endlich fügen sie sich; ein Kreis wird gebildet, ein Knabe und wieder ein Mädchen abwechselnd. Die Gesichter sind alle in den Kreis gekehrt. Jetzt tritt ein Knabe aus dem Reihen, umgeht ihn von außen langsam, wie wenn er sich um etwas besinnen wollte; plötzlich geht er rasch herum und schlägt flüchtig mit der Hand einem Mädchen auf den Rücken. Dieses muß dann aus dem Kreis; der Knabe ergreift es; er hat den Arm um die Achseln oder Hüften des Mädchens geschlungen, und es geht mit ihm. Jetzt wird miteinander geredet, aber oft wird auch, besonders bei der ersten Zusammenkunft, nichts gesprochen; sind sie zwanzig bis dreißig Schritte von dem Kreise weg, so zieht das Mädchen verschämt unter dem Fürtuche den Strauß hervor; sein Begleiter nimmt ihn triumphirend und sie kehren wieder zum Kreise zurück; der Knabe mit seinem Strauß muß wieder in den Reihen stehn, und es ist an dem Mädchen um den Kreis herumzugehn. Es währt nicht lange; der Strauß hat jetzt einen Besitzer gefunden, das Mädchen athmet freier, aber das Spiel muß so fort gehn bis alle Sträuße versorgt sind; der von einem leisen Schlage getroffene Knabe wendet sich rasch um, und führt das Mädchen fort. Dieser ist meistens der Schatz von des Mädchens Freundin. Sie schäkern und lachen. Wenn der Knabe herzhaft ist, so wagt er wohl auch einen Kuß, aber es geschieht sehr selten. Das Mädchen steht wieder in den Reihen und sein Führer muß herum. Dieser holt sich gewöhnlich diejenige von der er den Strauß erhält. Oft auch nimmt man nicht grade die man sich ausersehen, um das Spiel zu verlängern, und die Sträuße werden manchmal erst gegen das Ende des Spiels gegeben. Meistens kennen Knaben und Mädchen schon ihre Erwählten. Ist es aber bei dem Einen oder dem Andern nicht der Fall, so giebt es oft Zank und böse Händel. Das Mädchen muß sich dann immer für Einen entscheiden. Der Verschmähte verläßt dann für einige Sonntage die Gesellschaft, bis er ausgetrotzt hat; öfters tröstet er sich aber auch auf der Stelle, indem er von einem andern Mädchen den Strauß nimmt.

Hat ein Jeder seinen Strauß, so löst sich der Reihen auf, und es wird wohl noch ein anderes Spiel gespielt; aber gewöhnlich ist es Abendglockenzeit, und nach der Abendglocke müssen die Jungen daheim seyn. In der größten Eile geht es nach Hause. Die Mädchen nehmen wieder ihren besondern Weg, und so hat das Spiel ein Ende; man legt sich früh zur Ruhe und das freundliche Bild des Tages umgaukelt die fröhlichen Herzen noch im Traume.

Jeder Sonntag-Abend ist diesem Spiele geweiht, das einen wichtigern Einfluß, als man meint, auf das spätere Lebensalter hat. Jeder Sonntag bringt seine neuen Sträuße und mit der heranrückenden Jahreszeit seine neuen Blumen. Und es ist fast unbegreiflich, wo die Mädchen diesen bunten und reichen Blumenflor her haben können. Ist die Ostern da mit ihren Eierfreuden, so giebt das Mädchen, anstatt des Straußes, zwei mit sinnigen Sprüchlein beschriebene Eier, wie z. B.:

Aus lauter Lieb' und Treu
Geb' ich Dir dies Ei,
Und wenn das Ei zerbricht,
Bricht doch die Liebe nicht.

Und was für einen Dank hat das Mädchen, daß es vom Frühling bis Herbst, von den Schneeglöckchen bis zur Zeitlose, ihrem Liebsten Sträuße windet? — Daß es an Pfingsten von ihm ein einfaches seidenes Band von einigen Ellen erhält. Denn an Pfingsten ist für die fröhliche Jugend ein großes Fest. Da gehen die Jungen einen Tag vorher in den Wald und holen sich den schönsten Maien von Föhren oder Tannen. Pfingstmontags früh, wenn die Alten noch ruhen, kommen sie zusammen den Maien zu schmücken. Die Mädchen tragen ihren Strauß, die Knaben ihr Band, und jeder Knabe befestigt sein Band an den Strauß seines Mädchens, und der Maien wogt lustig unter der Sträuße Last. Nach der Kirche beginnt die Feier; die Knaben holen den also gezierten Maien ab, und ziehen damit im Dorfe herum. Ihre frischen Gesichter verkünden hohen Jubel; die bunten Bänder wehen in der Luft, die Mädchen schauen aus einer Ecke dem Zuge selbstvergnüglich nach und blicken gierig nach den ihnen bestimmten Bändern; die ältere Jugend steht in Gruppen vor den Häusern und betrachtet die Vorüberziehenden, während dem die Hausmutter das Hühnerhaus besucht, um der kleinen Truppe die übliche Gabe zu bereiten. Bei jedem Hause stimmen die Jubelnden einen recitativartigen Gesang an, der lautet:

So kommen die [illegible] Maienknecht
Und hätten gern ihr Pfingstrecht,
Drei Eier und ein Stück Speck
Von der Mutter Seite weg.

Ein halb Maaß Wein
In den Kübel 'nein,
Da wollen die ***er Maienknechte zufrieden seyn.

Sie erhalten das Begehrte, Eier, und wenn die Hausmutter an ihre eben so glücklich verlebte Jugend zurückdenkt, so ist sie so gut und holt aus der wohlgefüllten Rauchkammer ein Stück aus der Seite eines Schweins, und der Bauer steigt wohl auch in den Keller um ihnen vom weniger starken Weine zu holen, indem er ihnen die Stärke desselben androht, und sie vor dessen allzugroßem Genuße warnt. So ziehen sie von Haus zu Haus; der Eierkorb wird schwer, das Kößchen füllt sich. Sie bereiten sich zum Schmause. Nachdem sie die Gaben und den Maien an einen bestimmten Ort gebracht haben, geht ein Jeder nach Haus und holt sich vom weißen Semmelkuchen (Weyen), den man an den Feiertagen auf den Dörfern backt. Unterdessen nähern sich die Mädchen dem Hause, wo der Maien steht; viele bleiben aus Scheu in der Ferne zurück. Die Jungen knüpfen jetzt ihre Bänder vom Maien los und bringen sie ihren Mädchen. Sonderbar! oft muß Einer dem Schätzchen durch das ganze Dorf nachlaufen und ihm das Band gleichsam aufdringen. Jetzt wird geschmaust; die Mädchen haben sich auch Eier und Butter zusammen getragen und freuen sich miteinander ihrer Bänder. Ist das Essen vorbei und hat der leichte Wein doch gewirkt, so geht es zum Tanz; den Jungen ist der Tanzplatz nicht verwehrt, und, wie die ältern „Bursche", *) kaufen auch sie ihren Mädchen ein mit Zucker und Vergißmeinnicht gemaltes Lebkuchenherz, das die Verschämten zum Brustlatze stecken, und so zum Tanze geführt werden.

Glückliche, harmlose Zeit! Wo noch jede unlautere Regung schweigt! Es ist die wahre Zeit der Liebe. Die Kinder, sie lieben wie ihre Eltern es gethan, und, so wie sie, kaum der Hut des Kindmädchens entkommen, sich in ihrer Eltern Garten schon freundlich durch den losen Hag anschauen und sich die kleinen Händchen reichen, so treffen sie sich bald auf dem Kreisplatz, ersetzen die ihnen vorangehende ältere Jugend, werden wieder ersetzt, aber sie lieben sich noch immer und vielleicht wird aus ihnen ein Paar. Wohl stellt sich oft, wenn die Glücksumstände ungleich sind, das leidige Interesse der Eltern den Liebenden entgegen, aber es geschieht auch oft, daß die Eltern die Glücksgüter berücksichtigend, ihren Kleinen die Anweisung geben, wen sie zum Kreis-Schatz nehmen sollen, und die Kinder noch durch keine besondre Hinneigung gebunden sind, folgen ihren Eltern meistens ohne Bedenken.

Doch, indem ich an dem Kirchhofe meines Heimatortes vorbei gehe, denke ich in Betrübniß an Etwas, das mich noch oft mit schmerzvoller Rührung erfüllt. Zu unserm Kreisspiel kam auch ein Mädchen, das wir nur den Engel nannten. Es war nicht schön, aber aus dem blassen Liliengesichte schimmerten zwei still-freundliche Augen. In der Schule war es immer das Erste, es wußte am Sonntage jedesmal die gehaltene Predigt auswendig. Eine eigentliche Gespielin hatte es nicht, denn es wurde wegen seines eigenthümlichen Wesens oft bespöttelt, aber die Gespötte trug es Keinem nach, sie brauchte den Leichtsinnigen nur mit einem schmerzlich tiefen Blick anzuschauen, und er war gestraft. Das Kreisspiel schien das stille Mädchen jedoch, obschon es wegen seiner Kränklichkeit und Eigenheit mit Niemanden in innigem Verhältniß stand, sehr anzuziehen. Jedesmal kam es mit seinem Strauß und seinem geheimnißvoll freundlichen Wesen; aber ach! Niemand wollte ihm seinen Strauß abnehmen, und doch war er am sinnigsten gewunden und die Blumen immer die schönsten. So kam es mehre Sonntage, bis endlich der gute Schulmeisterssohn sich seiner erbarmte. Da wurde es ein wenig belebter; es sprang und tanzte mit den andern Mädchen, aber das sehnende Lächeln verrieth, daß es sich wohl nur dazu zwang. Der gutherzige Schulmeisterssohn bekam den Strauß nicht lange, das arme Kind durfte keinen Maien mehr schmücken helfen und anstatt des lieblichen Pfingstkranzes webte ihm bald ein Trauerflor, denn vierzehn Tage vor Pfingsten brachten die Mädchen dem hingesiechten Kinde weinend einen duftenden Todtenstrauß und eine Todtenkrone. Das ganze Dorf begleitete es trauernd hinaus. Auf dem Grab blühen jetzt noch Blumen und ich erinnere mich noch wie, nach ehrendem Gebrauche, drei schöne Engel das Kreuz zierten, mit vergoldetem Goldflitter und bunten Schmetterlingsflügeln, und wie zwischen den Engeln ein großes goldenes Herz glänzte. — Still schritt ich dem Dorfe zu, der Jubel der lebendigen Jugend kam mir immer näher; es war ein wenig düster geworden; die weißen Mädchenschürzen schimmerten mir erinnerungweckend unter dem Dunkel der Bäume zu. Da begegnete ich bei den ersten Häusern einer jungen Frau mit einem Kinde. Sie erkannte mich, es war mein ehmaliger Kreis-Schatz; sie reichte mir mit einem freundlichen Gruße die Hand, wie es bei uns Sitte ist; der gesunde Knabe fürchtete sich als ich ihn liebkosen wollte und er schmiegte sich, vor dem fremden Gesichte, weinend an den Mutterbusen. Sie verkündigte mir das Wohlsein aller meiner Lieben. Die Abendglocke ertönte, die Ju-

*) Bursche werden die Knaben, so wie sie konfirmirt sind und sich ihren Einstand durch einige Maaßen Wein von den ältern Knaben erkauft haben; ihre Rechte bestehen in dem Platz in der Kirche, den sie nun, von den Jüngern getrennt, einnehmen dürfen, und in der Erlaubniß die kleinern Knaben, die sich nach der Abendglocke noch auf der Gasse blicken lassen, nach Hause zu treiben.

gend kam aus den Gärten und ich schritt unter den Heimgehenden eilig dem Vaterhause zu, um, wie in früherer Jugendzeit, nicht zu spät bei dem üblichen Abendgebete bereit zu kommen.

Leo Haris.

Die Bütteleflasche und der Klapperstein.

Verleumdung und üble Nachrede wurden ehemals weit härter bestraft als heutzutage; öffentlich angethane Schmach mußte auch öffentlich gebüßt werden. Dazu brauchte man noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in vielen Städten die sogenannte Bütteleflasche oder den Klapperstein. Sie waren aus Stein geformt und wogen von dreißig bis hundert Pfund. Verläumder und Streitsüchtige mußten sie in Begleitung eines Stadtdieners, und unter dem Spottlärm der Volksmenge, über den Markt und durch alle Straßen der Stadt tragen. Auf manchen solcher Bütteleflaschen waren zwei sich zankende Weiber abgebildet; auf andern ein Kopf, an dessen Mund ein Vorlegschloß lag. Über dem Klapperstein in Mülhausen standen die Reime:

Der Klapperstein bin ich genannt,
Den bösen Mäulern wohl bekannt.
Wer Lust zu Zank und Hader hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Nationalversammlung der deutschen Lyriker des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts; unter diesem Titel gibt Ferdinand Stolle in Grimma eine Literaturgeschichte der deutschen Lyrik in Beispielen heraus. Das Buch enthält drei Bände: I. von Haller bis Göthe; II. von Göthe bis Heine (?) III. Heine und die neuere Dichterschule; er hat zur Mitwirkung für diesen letzten Theil alle lebenden deutschen Dichter aufgefordert.

— In L. Wachler hat Deutschland einen seiner edelsten Männer, einen seiner ehrenwerthesten Literatoren und Geschichtschreiber verloren. Er starb zu Breslau, als Senior der Universität und Bibliothekar, den 4. April, nachdem er ein Alter von 71 Jahren erreicht hatte.

— »Ein namhafter Schriftsteller ist dieses Frühjahr plötzlich in Berlin gestorben, ein wahrer Proteus in seiner Erscheinung und seiner Lebensgeschichte. Das Collegium der Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster zeigt mit Bedauern das Hinscheiden des Professors von Mebbihammer an. Er war statutenmäßiger Lehrer der italienischen Sprache an der Streit'schen Stiftung, welche mit diesem Gymnasium verbunden ist. Auch als Privatlehrer war der liebenswürdige Mann in Berlin wohl bekannt. Dem Theaterpublikum stirbt aber damit der Bühnendichter Albini, dessen Stücke auf allen deutschen Theatern Eingang fanden, und deren einige ihren leichten Werth haben. Diese Doppelgängerschaft hat Mebbihammer nie geleugnet; aber von seinen andern Namen hat er im Leben einige nicht ganz anerkannt, z. B. den Namen Alexander, unter welchem italienische Skizzen erschienen sind. In einem Korrespondenten für einige Blätter, der sich Theodor von Neuhof unterzeichnete, will man Alexander und Albini wieder erkennen. Vor langen Jahren trat auf mehreren deutschen Bühnen ein junger Schauspieler Flet auf, verschwand aber nach verunglückten Versuchen. Auch diesen verschollenen Flet will man mit dem verstorbenen Herrn von Mebbihammer identifiziren. Mehrere Bücher, besonders Ungarn wie es ist, von August Ellrich, haben Aufsehn und Glück gemacht. Man ist der Meinung, daß August Ellrich zugleich mit Herrn von Mebbihammer gestorben sey. Ein bewegtes Leben leuchtete aus Allem, was er sprach, that und schrieb, auch ein Talent, welches bedeutender geworden wäre, wenn seine Bildung durch andere Schulen als die des Lebens gegangen wäre, und die Gunst der Umstände ihm Ruhe und Sorgenfreiheit gewährt hätte. So viel uns bekannt, aus einer niederländischen Familie, trat er früh in österreichische Militärdienste, und lernte in seinen verschiedenen Standquartieren in Ober-Italien und Ungarn das dortige Volksleben gründlich kennen; eben so die Schweiz und Frankreich, wohin er als Kriegsgefangener in den Revolutionskriegen gerieth. Er sprach gerne davon, und seine zerstreuten Aufsätze geben darüber interessante Skizzen. Wie er nachher Schauspieler, Lehrer, Schriftsteller und Bühnendichter geworden, darüber schwieg er gegen seine Freunde. Seine Memoiren, hätte er Alles darin sagen können und wollen, was ihm im Leben begegnet, wären ein Werk von großem Interesse geworden.«

(Morgenblatt.)

Miscelle.

Als der berühmte Zschokke mit andern Kommissären die Inventur im Kloster Muri aufnahm, gelangte man auch an die Bibliothek. Zschokke wollte wissen, was sich in einem gewissen geschlossenen Schranke befinde? — Bücher! rief der sie begleitende Mönch. Man schloß auf: Oben standen Voltaire's Schriften und neben denselben — Zschokke's eigene Werke!

[Mit einem Beiblatt.]

Beiblatt zu Nro. 6 der Erwinia.

Biographieen ausgezeichneter Elsässer.

Friedrich Philipp Rosenstiel. *)

[illegible]

Unter den wenigen bekannten Söhnen unsers elsässischen Vaterlandes, welche sich in der neuern Zeit einen glänzenden Namen durch auswärtige Staatsdienste erworben haben, gebührt ebenfalls Demjenigen, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind, eine glänzende Stelle, was den Einsender verleiten zu der Hoffnung berechtigt, der in ihnen enthaltene kurze Lebenslauf werde von vielen Lesern dieser Zeitschrift, welchen des edlen Landsmanns Lebensverhältnisse nicht genauer bekannt sind, nicht ohne einiges Interesse gelesen werden.

Friedrich Philipp Rosenstiel, geboren den 1. October 1754, zu Westhofen, einem Dorfe in der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg, war der zweite Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers und Assessors des Konsistoriums zu Buchsweiler, bekanntlich dem Sitze der damaligen hanauischen Regierung im Elsaß. Der ältere Bruder, während des Congresses zu Rastatt Generalsekretär der dasigen französischen Gesandtschaft, hat durch seine wundervolle Errettung am Tage des Gesandtenmordes (28. April 1799) eine weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt, und war später, so viel dem Einsender bekannt, Publicist bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris, welche Stelle im Jahr 1824 der bekannte Apostat Carl Ludwig v. Haller erhielt.

Der fromme Sinn, die strenge Rechtlichkeit und die gewissenhafteste Pflichterfüllung, welche durch Lehre und Beispiel von den Eltern auf die Kinder übergiengen, wurden für diese das unschätzbare und reiche Vermächtniß, durch welches das Glück ihres Lebens gegründet und dauernd befestigt ward.

Unser Friedrich Philipp zeichnete sich schon als Knabe durch eine große Lernbegierde und durch eine lebendige und schnelle Auffassungsgabe rühmlich aus. Bis zu seinem siebenten Lebensjahre genoß er den Unterricht des Vaters; dann bezog er das damals blühende Gymnasium zu Buchsweiler, wo er sich hauptsächlich den Sprachen und den Vorstudien zur Theologie widmete, und schon als vierzehnjähriger Jüngling das Zeugniß völliger Reife zur Universität erhielt. In Straßburg setzte er nun seine Studien bis zum fast erreichten achtzehnten Lebensjahre unter Schöpflin, Koch, Oberlin, Schweighäuser, Brackenhoffer und Andern fort, und wandte sich mit dem Studium der Rechtswissenschaft in allen ihren verschiedenen Zweigen. Vielseitig ausgebildet und beseelt von dem ermuthigenden Bewußtsein, eigenen Kräften vertrauen zu dürfen, glaubte der junge Mann vor allen Dingen die Pflicht erfüllen zu müssen, sich ohne weitere Unterstützung aus dem Vaterhause selbstständig einen künftigen Wirkungskreis zu bereiten. Durch ein günstiges Geschick ward ihm die Bekanntschaft mit der Familie v. Stein in Nassau, bei welcher er, ein neunzehnjähriger Jüngling, die Erziehung des jüngern Bruders des nachmaligen königl. preuß. Staatsministers Freiherrn v. Stein übernahm und dadurch Gelegenheit erhielt, sich auch für den Umgang mit der höhern Welt vollständig auszubilden. Der mehrjährige Aufenthalt in Nassau war nicht allein für seinen Geist und für sein Herz ein wohlthuender, glücklicher Zeitabschnitt seines Lebens, indem er sich dort mit dem Minister v. Stein innig befreundete — ein Freundschaftsbund, den nur der früher erfolgte Tod des Letztern aufzulösen vermochte — sondern er war für sein ganzes künftiges Leben dadurch entscheidend, daß er zu der Bekanntschaft mit dem Freiherrn v. Heinitz Veranlassung gab, der sich damals in kurfürstlich-sächsischen Diensten befand, und die Kenntnisse, Talente und das von pflichtmäßiger Berufstreue erfüllte Gemüth des jungen Mannes sogleich erkannte und in der Folge zur Ausführung seiner umfassenden Pläne zu benutzen beschloß. Nach vollendeter Erziehung des

*) Wir übergeben hiermit unsern Lesern, in einem außerordentlichen Beiblatte zur Erwinia, diese Biographie eines ausgezeichneten Landsmanns, die wir einem Freunde und im Fache der Literaturgeschichte unsers Elsasses bewanderten Manne verdanken, der uns noch ähnliche Arbeiten hoffen läßt. Durch Sammlung unserer Sagen, durch Sittenbilder, durch Schilderung unserer ausgezeichneten Landsleute, kann Erwinia ein für den geschichtlichen Gesichtspunkt des Elsasses anziehendes Archiv werden. D. Red.

jungen v. Stein ward er in das Haus des Grafen von Los eingeführt, um die Erziehung des Sohnes zu übernehmen, wozu er sich nur aus dem Grunde entschloß, Gelegenheit zu einem Aufenthalte in Paris zu erhalten, wo er durch den Besuch der Vorträge bei der Akademie der Wissenschaften seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern hoffte. Indeß entsprach, wie aus Briefen an Verwandte und Gönner erhellt, dieser Aufenthalt im Ganzen seinen Erwartungen nicht; er sehnte sich nach einem andern Wirkungskreise, und bald reichte die Erfüllung seinen Wünschen die Hand, denn als der Freiherr von Heinitz im Jahr 1777 von Friedrich dem Großen in königl. preuß. Dienste gezogen und zur Reform oder eigentlich zur Bildung des Berg- und Hüttenwesens nach Berlin berufen ward, war es sein erstes Geschäft, den nun zum Manne herangereiften Jüngling aus Frankreichs Hauptstadt zu sich kommen zu lassen, wo er von der Familie des Grafen von Los nur mit großem Widerstreben entlassen wurde. Seiner ganzen Gesinnung nach mehr Deutscher als Franzose, mußte Rosenstiel, auch unter minder günstigen Aussichten, sich gern in Preußen, dessen großer König seine Seele mit Bewunderung erfüllte, und dessen segensreiche Regierung mit dem damaligen Zustand der Dinge in Frankreich in dem grellsten Widerspruche stand, ein neues Vaterland erworben haben, wenn nicht das Vertrauen zu den edlen Gesinnungen seines Wohlthäters und das Bewußtsein eigener innerer Kraft ihn zu der Hoffnung berechtigt hätten, in der preußischen Monarchie sehr bald kein Fremdling mehr zu seyn. Dankbarkeit gegen seinen Gönner und Beschützer und eine wahrhaft kindliche Anhänglichkeit an ihn, blieben die vorwaltenden Gefühle in seiner Seele, die er in der Folge auf die Familie seines Wohlthäters übertrug. Schon in den letzten Tagen des August 1777 traf Rosenstiel in dem Heinitz'schen Hause in Berlin ein, und fand hier sogleich volle Beschäftigung für seinen unermüdlich thätigen Geist. Seinem eben so geistreichen als gemüthlichen Gönner ward er täglich unentbehrlicher, und nachdem er noch am Schlusse desselben Jahres den Befehl erhalten hatte einige Probe-Relationen auszuarbeiten und sich der mündlichen Prüfung zu unterwerfen, um dadurch seine Tüchtigkeit zu einer Anstellung zu bewähren, ward ihm letztere unterm 28. Januar 1778, als Assessor bei dem damaligen Bergwerks- und Hütten-Departement zu Theil. Durch die am 1. Februar erfolgte Einkleidung war sein Wunsch, eine Anstellung im preußischen Staatsdienst zu erhalten, erfüllt, und dem talentvollen thätigen Manne konnte es nun nicht mehr fehlen, sehr bald zu wichtigern Geschäften zugezogen zu werden. Obgleich er nach dem ganzen Gange seiner geistigen Ausbildung in die eigentliche Technik des Bergwerks- und Hüttenwesens nicht eingreifen konnte, auch bei dem damaligen höchst dürftig angebauten wissenschaftlichen Zustande dieses Zweiges der National-Industrie, welche für Preußen erst geschaffen werden sollte, kaum Gelegenheit hatte, die nothwendigen technischen Kenntnisse anders als aus sich selbst zu entwickeln; so hat er doch durch zweckmäßige Einrichtung des Staatskassen- und Rechnungswesens, durch Einführung eines geregelten Geschäftsganges, so wie durch zweckmäßige und für den damaligen Zustand des Gewerbes sehr scharf und richtig erkannte allgemeine finanzielle Maßregeln, sich ein ewig bleibendes Verdienst um den preußischen Bergbau und Hüttenbetrieb erworben. Bei einer Geschäftsreise, auf welcher er den Minister v. Heinitz, im Jahr 1780 begleitete, gewann er durch zweckmäßige Vorschläge und Anordnungen zur Hebung des wichtigen Eisenhütten-Gewerbes in jener Provinz, dessen Vertrauen in einem so hohen Grade, daß der Minister sich veranlaßt sah, bei dem Könige seine Ernennung zum Bergrath in Antrag zu bringen, welche im April 1781 erfolgte. Wenn einerseits der vertraute Umgang mit Ramler, v. Göckingk, Engel, Nicolai, Biester, v. Dohm, Teller und vielen andern ausgezeichneten Männern, und später mit seinen innigsten Freunden Klaproth, Zöllner und Karsten seinem immer nach höherer Entwicklung strebenden Geiste ein dringendes Bedürfniß war, so blieb er nicht weniger eifrig bemüht, durch die freundschaftlichen Verhältnisse mit F. Gerhard und mit dem Grafen v. Reden, dem eigentlichen Schöpfer der Technik des preußischen Bergwesens und seinem nachmaligen, bis zu seinem Tode ihn hochschätzenden, Chef, sich in seinen speciellsten Berufsgeschäften in dem Grade zu vervollkommnen, daß er demnächst einen thätigen Antheil an der obern Leitung des Bergwesens erhalten konnte. Die allgemeine und fast [illegible] Achtung und Liebe, welche Rosenstiel sich in der äußern Welt zu erwerben gewußt hatte, in dem Brennpunkt eines innern eng begränzten Kreises zu vereinigen, ward ihm in vollem Maße durch seinen ehelichen Bund mit der ältesten Tochter des Geheimen Ober-Hof-Buchdruckers Decker gewährt, durch einen Bund, der am 25. Oktober 1781 geschlossen ward, und aus welchem über fünfzig Jahre lang eine reiche Quelle der Freude und des Segens für ihn geflossen ist. Wenn die häuslichen Verhältnisse eines Mannes, dessen Leben dem Staatsdienste geweiht ist, wie einen Einfluß auf seine Geschäftsführung seyn können, so darf man wohl sagen, daß die Tugenden seiner Lebensgefährtin ihm eine noch größere Sicherheit für sein äußeres Leben gewährt und ihn in der Ausübung aller der edlen Vorzüge gestärkt haben, welche er, wie aus einem unter seinen Papieren aufge-

hatten, die Überschrift: »Meine Vorsätze. August 1777,« führenden kurzen Aufsatze zu ersehen war, schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten gefaßt hatte.

Eine abermalige Geschäftsreise nach Schlesien, im Jahr 1786, sollte das früher begonnene Werk vollenden und bewirkte nach seiner Rückkehr aus der Provinz seine Ernennung zum Ober-Bergrath, am 7. Dezember 1786. Der zunehmende Flor des Bergbaues, die Erweiterung der Porzellan-Manufaktur, die obere Leitung der Münzgeschäfte und endlich die allgemeine Geschäftsführung bei der Akademie der Künste boten ihm vielfache Gelegenheit dar, sich wiederholte Beweise von dem Vertrauen zu verschaffen, welches ihm zugewendet war, weshalb er auch im Jahr 1787 zum Mitgliede der neu errichteten königl. Porzellan-Manufaktur-Commission, und im Jahr 1790 zum ordentlichen Mitgliede und Assessor des Senats der Akademie der Künste ernannt ward. Als demnächst im Jahr 1794 das früher für sich bestandene Salz-Departement mit dem Berg- und Hütten-Departement vereinigt ward, erfolgte als Belohnung für die dadurch auch für ihn entstandenen mehreren Arbeiten, am 14. Dezember seine Ernennung zum geheimen Oberbergrath. Im Jahr 1802 wurde ihm die Direktion der Porzellan-Manufaktur übertragen; auch ward er in demselben Jahre noch zu den Arbeiten beim Accise-Departement des damaligen Generaldirektoriums zugezogen. Dieses machte bei dem jetzigen König Friedrich Wilhelm III. im Jahr 1804 den Antrag, Rosenstiel zum geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänenrath bei dem Bergwerks- und Hütten-Departement des Generaldirektoriums zu ernennen, welchen der Monarch in den huldreichsten Ausdrücken genehmigte, indem er in einer Ordre vom 6. März 1804 dem Generaldirektorium zu erkennen gab, daß der Antrag mit seiner Schätzung der Verdienste dieses Staatsdieners so übereinstimmend sey, daß er ihn, wie aus eigener Bewegung genehmige.

Das besondere Vertrauen, mit welchem sein König ihn beglückte, bekundete sich unter Anderm auch durch seine Sendungen nach Paris im Jahre 1801 — er überbrachte damals der Kaiserin Josephine die herrlichen Vasen von berliner Porzellan, die ihr von der Königin Luise von Preußen geschenkt und nachher im Schlosse Malmaison aufbewahrt wurden — und später nach Wien im Jahre 1815. Aber auch unter seinen Mitbürgern ward seiner Geschäftskunde, seinem redlichen Sinn und seinem Eifer für das allgemeine Wohl dadurch eine gerechte Anerkennung, daß er in einer schwierigen Zeitperiode, im Jahr 1808, von der städtischen Verwaltungsbehörde als deren Mitglied zur allgemeinen Leitung der Geschäfte erwählt wurde, welchem Vertrauen er der Erwartung gemäß entsprach. Seit dem Jahr 1810, als der damals verminderte Umfang des Staats eine Beschränkung der Zahl der Staatsdiener nothwendig machte, verlor Rosenstiel die Theilnahme an der Leitung der Bergwerksgeschäfte, und seine Wirksamkeit war von nun an auf das Münzwesen und auf die Direction der Porzellan-Manufaktur gerichtet. Durch die Ertheilung des rothen Adlerordens dritter Klasse gab ihm sein König im Jahr 1811 einen abermaligen Beweis seines Wohlwollens, den Rosenstiel mit einer um so dankbarern Rührung empfing, als der Landesvater ihm die Insignien des Ordens an seinem Geburtstage (2. August) zusandte. Eine tiefe Wunde schlug ihm das verhängnißvolle Jahr 1813, wo er von den vier Söhnen, die er unter Preußens Kriegern zählte, zwei derselben an dem heißen Schlachttage bei Lützen (2. Mai) verlor. Schien nun, nach der wiederhergestellten Ordnung der Dinge, unser Rosenstiel nicht mehr nach einem höhern Wirkungskreise zu gelangen, sondern das Vertrauen, das Wohlwollen seines Königs, so wie des ungetheilten Beifalls seiner Mitbürger sich bewußt, mit Würde und Besonnenheit festhalten, so gewährt es eine eben so große Freude, die rege Thätigkeit seines schaffenden Geistes andern Gegenständen, die nicht minder des Staates Wohlfahrt befördern, in einem höhern Grade zugewendet zu sehen, als es sein vielbewegtes Geschäftsleben ihm früher möglich gemacht hatte, und kaum dürfte in dem an Wohlthätigkeitsanstalten vielfacher Art so reichen Berlin nur irgend eine gefunden werden, bei welcher er nicht ein treuer Rathgeber und Führer, oder wenigstens ein eifriger Theilnehmer zur Beförderung ihrer Zwecke gewesen wäre. Ganz besonders aber zogen ihn die Institute an, welche auf die Erziehung und auf eine größere geistige Entwicklung des Menschen gerichtet waren, unter welchen vorzüglich die Luisen-Stiftung und das Luisen-Stift zu nennen sind.

Seine Geselligkeit, die Lebhaftigkeit und die vielseitige Ausbildung seines Geistes, sein redlicher Sinn, seine Dienstfertigkeit und seine wahrhafte aufrichtige Menschenliebe, die er zuweilen, wiewohl vergeblich, in ein hartes Gewand zu kleiden versuchte, machten ihn zu einem der liebenswürdigsten und angenehmsten Gesellschafter, und erwarben ihm Freunde, deren er eine große Zahl in der Nähe und in der Ferne gewonnen hat. Die allgemeine Achtung und Liebe, die er bei seinen vielen und verschiedenartigen Verbindungen im öffentlichen und im Privat-Leben genoß, sprachen sich am lebendigsten bei einem schönen Feste, bei der Feier seines 50jährigen Amtsjubiläums, aus, welches die Vorsehung ihm am 1. Februar 1828 erleben ließ. Das ehrenvolle und [illegible] Verdienst [illegible] freudenreichen Tages war ein [illegible] [illegible] seines

König mit den Insignien des rothen Adlerordens zweiter Classe mit Eichenlaub, welches der Staatsminister des Innern, von Schuckmann, dem Jubilar glückwünschend selbst überreichte.

Das erneuerte Diplom als Bürger von Berlin, welches eine Deputation übergab, Glückwünsche und Geschenke von Collegien, Corporationen und gesellschaftlichen Verbindungen der verschiedensten Art und von einer zahlreichen Menge von Personen, welche ihm mündlich und schriftlich aus allen Gegenden Preußens dargebracht wurden, gaben dem gefeierten Greise die freudige Ueberzeugung, daß er in dem langen Zeitraume seines Wirkens als Staatsdiener den Vorsätzen treu geblieben war, mit denen er sein zweites Vaterland betreten hatte. Auch bei seinem Jubiläum als Freimaurer, welches zu Berlin in der Loge zu den drei Weltkugeln, deren National-Großmeister er war, festlich begangen ward, erhielt er die rührendsten Beweise der Liebe und Verehrung.

Die Erfüllung eines andern, seinem Herzen besonders theuren Wunsches wollte die gütige Vorsehung ihm ebenfalls gewähren. Am 28. October 1831 erneuerte er mit seiner geliebten Gattin, im Kreise seiner Kinder und Enkel, den Bund ehelicher Liebe und Treue. Die Feier der goldnen Hochzeit, hatte er oft geäußert, werde der Culminationspunkt seines Lebens seyn, und wirklich gieng diese Ahnung bald von einer Seite in Erfüllung, die ihm aufs Schmerzlichste ergriff. Die treue und heißgeliebte Gattin ward ihm am 28. März 1832 nach einem kurzen Krankenlager durch den Tod entrissen; für einen so großen Verlust konnte ihm selbst die verdoppelte Liebe der Kinder und Enkel keinen Ersatz bieten, und der geschwächte Körper unterlag trotz der noch immer rüstigen Thätigkeit seines edlen Geistes, dessen gläubige Sehnsucht nach einer andern Heimath durch irdische Wünsche nicht mehr gefüllt und befriedigt zu werden vermochte. Am 19. Mai desselben Jahres schied er, das Herz im letzten Augenblick voll Dank für die Vorsehung, voll Liebe für alle die ihm seine Wohlthäter gewesen, voll Segen für die Seinigen, im vollen Bewußtsein, von Kindern und Kindeskindern, die sein Krankenlager trauernd umringten. Seine Hülle ward am 22ten den irdischen Ueberresten der ihm vorangegangenen Gattin beigesetzt, und sein würdiger Freund, der berühmte Schleiermacher, der noch vor wenigen Monaten den Segen über das glückliche Ehepaar gesprochen hatte, übergab sie mit tröstenden und erhebenden Worten dem Schoos der Erde. Zahlreich hatten sich Freunde und Verehrer eingefunden, um sich dem, nach dem ausdrücklichen Wunsche des Entschlafenen, einfach eingerichteten Zuge anzuschließen. — Von sechs Söhnen und fünf Töchtern — eine derselben ist an den großen Bildhauer Schadow, Direktor der königlichen Akademie der Künste in Berlin, verheirathet — überleben ihn vier Söhne und vier Töchter, die ihn als ein Vorbild der gewissenhaftesten Berufserfüllung und der allgemeinsten und uneigennützigsten Menschenliebe in dankbarer Erinnerung zu bewahren suchen.

Straßburg. — Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 7.

Samstag, den 16. Juni 1838.

Die Engelein.

Das Loos der alten Götter war entschieden.
Die schöne Psyche nahm den Schleier fein;
Ihr süßes Haupt umgab ein Heil'genschein
Von Selbstverläugnung und von Himmelsfrieden.

In ihrer Zelle von der Welt geschieden,
Entschlief sie einst. Da ließen Engelein,
Goldlockig und mit goldnen Flügelein
Zu ihren Häupten sich im Glanze nieder.

»Ihr Himmelskinder! bat sie, wollt bewachen
Mein schwaches, ach, der Weltlust blödes Herze!« —
Pausbäckchen schwirren — »Steht bei mir Armen!« —

Die Eng'lein brachen aus in lautes Lachen.
Sieh! da erkannte sie die losen Scherze,
Und Amor lag, der Schalk, in ihren Armen.

Winfred.

Der Feudalbauer.

Skizze aus dem schwäbischen Oberlande.

(Schluß.)

Damit war die Sache gut, aber der Bauer war fuchsteufelswild und schwur Stein und Bein, es müsse anders werden und wenn er sein ganzes Vermögen dran rücken müßte. Ich war auf seiner Seite, denn es ließ sich nicht läugnen, daß man eine große Ungerechtigkeit gegen ihn begangen hatte, also setzt' ich ihm eine Schrift auf und schickte ihn mit allerlei Instruktionen in die Residenz: Geld müßt Ihr mitnehmen, Blumenberger! sagt' ich ihm; Geld voll auf, denn es ist ein theures Pflaster dort, Ihr versteht mich schon! Mein Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, er steckte ein ganzes Kapital in seine Taschen und so marschirte er dahin. Vor dem Schloß angekommen, that er, wie ich ihm unterwiesen hatte, zu dem rothen bordirten Hahn, der dort *auf* und ab spazierte, drückt' ihm einen Kronenthaler in die Hand und bat, er möcht' ihn hineinlassen, er habe eine wichtige Sache abzumachen. Also ließ der

ihn durch. Er gieng aber nicht ganz oben hinauf, sondern zu einem gewissen andern Herrn im Kabinet, den ich jetzt nicht nennen darf und dem er meine Supplik zu übergeben hatte. Dort stellte er sich nach Art der Bauern, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, nindsnagelsdumm, richtete dem Herren einen schönen Gruß von mir aus, was ihm Gott vergeben wolle, und bot ihm einen Kronenthaler dar. Der Herr war bitterböse, und wollte wissen, ob schon jemand Geld von ihm genommen hätte. Nun war er doch so gutmüthig, das nicht zu verrathen, nur, sagt' er, habe er gehört, daß man ohne zu schmieren nicht wohl durchkommen könne. Da lachte der Herr, daß er sich den Bauch halten mußte, sah die Schrift durch und sagte: Eure Sache ist gerecht; geht nur wieder nach Hause, guter Mann, Euch soll bald geholfen seyn! —

So kam er wieder zu mir, erzählte mir seine Gänge und verdielt sich stille. Lange Zeit vergieng und es kam nichts. Da trat er mich wieder an, und fragte was zu thun sey. Nichts habt Ihr zu thun, sag' ich ihm: bleibt nur ruhig, ich merke schon an welchem Nagel die Sache hängen geblieben ist; in vierzehn Tagen muß ich einer Angelegenheit halber in die Stadt und da will ich auch nach eurem Buben sehen. — Als ich hieher kam, gieng ich gleich in's Kabinet zu dem bewußten Herrn, entschuldigte mich wegen des unberufenen Besuchs und fragte ob die Sache noch nicht im Reinen sey. Teufel! wie war der Herr so zornig! nun erfuhr ich, was ich längst geahndet hatte: das Restitutionsdekret für den Blomsperger war schon vor sechs Wochen hinausgeschickt worden, und der Oberbeamte hatte es *mala fide* liegen lassen. Ich bat, von meiner Mittheilung keinen Gebrauch zu machen, besorgte meine Geschäfte und reiste zurück. Noch in derselben Nacht, in der ich ankam, schickt' ich hinaus (es war drei Viertelstunden weit) und ließ dem Blomsperger sagen, morgen mit dem Frühesten solle er sich bei mir einfinden und alle Taschen voll Geld mitbringen, es stehe nicht gut und er werde unchristlich zahlen müssen; dem Boten aber habe er einen Sechsbätzner zu geben, wegen der späten Nachtzeit, und zwei Schoppen vom Guten dazu. Das geschah. Morgens um fünf Uhr — ich lag noch tief in den Federn — kommt mein Knecht herein: der Blomsperger stehe schon draußen! Laß ihn herein, rief ich lachend, und wie er vor meinem Bette stand, hub' ich an: Hört, Mann! es thut mir leid: Euer' Sach' steht schief und Ihr werdet noch obendrein gestraft! habt Ihr Geld bei Euch? So ziemlich, sagt' er gleichmüthig, und zog rechts 200 Fl. und links 200 Fl. aus den ledernen Taschen. Reicht nicht! sagt ich bedenklich: Ihr werdet mehr brauchen; versucht's einmal und geht in die Brannung hinüber, heißt das wenn die Leute erst auf seyn werden, und fragt ob noch nichts für Euch da sey, jetzt aber schiebt Euch fort, und laßt mich noch ein wenig schlafen, ich bin müd' von der Reise. — Neun Uhr schlägt's, da stand mein Blomsperger schon wieder vor mir. Nicht wahr, es steht heillos? rief ich ihm entgegen. Ja, zum Heulen! sagt' er lachelnd und berichtete mir den Hergang. Als er vor den Oberbeamten getreten war, mochte diesem schon ein Vögelein gesungen haben, er war sehr freundlich und sagte: Blomsperger! ich hab' Euch eine angenehme Neuigkeit mitzutheilen. Das Dekret ist eigentlich schon vor einiger Zeit angekommen und durch ein Versehen, das ich recht sehr bedaure, unter andere Akten verlegt worden: Eure Strafe ist aufgehoben, Ihr seyd in eure bürgerlichen Ehren wieder eingesetzt, ich gratulir' Euch, jetzt könnt Ihr Schulz oder Bürgermeister werden, was Ihr wollt. — Nichts will ich werden, Herr! hatte er erwiedert: Mir ist's genug, daß ich wieder ein ehrlicher Mann bin.

— Nun, und was habt Ihr bezahlen müssen? fragt' ich ihn. Fünfzehn Gulden Sporteln. (Das war von Rechtswegen.)

— Hat euer Geld gereicht? .

Und 's reicht doch nicht! rief er, indem er an seine Taschen schlug; denn jetzt muß ich fragen, was ich Euch schuldig bin!

Hab' ich Euch denn die Zeche schon zu machen begehrt? rief ich, während er seine Rollen herauszuziehen und auf den Tisch zu legen anfieng: eingesteckt, wenn wir gute Freunde bleiben sollen! Wollt Ihr aber mit Gewalt wissen, was Ihr mir zu bezahlen habt, so will ich's Euch sagen: für Papier, Dinte und gehabte Mühewaltung seyd Ihr mir einen Gulden und vierzig Kreuzer schuldig; damit könnt Ihr auf der Stelle herausrücken, wenn Euch so darnach juckt.

Nein, das geb' ich Euch nicht, der Teufel soll mich holen! rief er wild: Ihr seyd mein Vater, Ihr habt mich wieder zu einem Mann gemacht, und das sollt Ihr nicht umsonst gethan haben.

Er wiederholte den Versuch noch mehrmals; da er aber sah, daß bei mir nichts anzubringen war, führte er sich ab und gieng zu meiner Frau. Diese war schon von mir instruirt, und wies ihn ebenfalls ab. Nun versteckte er noch eine Kronenthalerrolle, 108 Fl. in Betrag, in einen Wandschrank, wo das Geld sogleich nachher aufgefunden und ihm in's Wirthshaus zur Traube nachgeschickt wurde; denn dort hatte er Standquartier genommen, und trank nach Herzenslust. Nachmittags um zwei Uhr machte ich einen Spaziergang mit zwei Bekannten und kam zufällig an der Traube vorüber; ich dachte, er sey längst fort, aber er lag unter dem Fenster mit feuerrothem Gesicht und rief uns hinein. Da half kein Widerstreben. Ich verlangte ein Glas Bier, aber er schlug dem Traubenwirth das Glas aus der

Hand und ließ Champagner kommen. Ich trank ein paar Gläser und gieng nach Hause zurück an mein Geschäfte. Abends um Acht, es fieng an zu dämmern, gieng ich wieder denselben Weg vorbei: wer sieht zum Fenster hinaus? mein Blomisperger, der mich gleich wieder drin haben wollte. Jesus, Mann! rief ich, warum denkt Ihr nicht an's Heimgehen? Ihr habt so viel getrunken, seht zu daß Euch kein Unglück widerfährt! — Heimgehen? rief er; ja daß ich ein Narr wäre! holen sollen sie mich! ich habe schon nach dem Wagen geschickt; nun ich wieder ein ehrlicher Mann bin, will ich heimfahren wie ein Herr! — Ich mußte lachen und blieb unter dem Fenster stehen; hinein citiren ließ ich mich nicht. Unterdessen kam sein Sohn mit dem Wagen und einem stattlichen Geschirr angefahren. Vorzüglich gefiel mir das eine Pferd, ein Rappe, jung, glänzend, wohlgenährt, groß und von der besten Haltung. Der Junge mußte ein paar Mal vor mir auf und abfahren, um mir die feurigen Bewegungen des Rosses zu zeigen. Ich wünschte ihm glückliche Reise und machte meinen Spaziergang.

Morgens in aller Frühe kommt der Knecht vor mein Bett und sagt: Von wem haben Sie denn das schöne Pferd gekauft, Herr? — Esel! sag' ich, was werd' ich ein Pferd kaufen? reib' Dir die Augen aus! Aber er blieb bei seiner Aussage und versicherte, es stehe ein prächtiger Rappe im Stall, und ein nagelneues Geschirr hänge über der Krippe. Ich zog mich schnell an und gieng hinab; siehe da, es war Blomispergers Rappe. Der kommt mir wie gerufen! sagt' ich, geh' und spann' gleich ein! Nun macht' ich mit meiner Frau ein paar Tage lang Spazierfahrten zu benachbarten Bekannten, denen ich Besuche schuldig war. Wie dies abgethan ist, sag' ich meinem Knecht: heute Nacht führst du das Pferd nach R—, stellst es ihm ganz leise in den Stall und hängst das Geschirr über die Krippe, gerade wie er's mir gemacht hat.

Das geschah. Am andern Tage kam er und sagte mir vollwichtige Grobheiten: ich wolle ihn zu einem schlechten Manne machen, er habe das Pferd selbst aufgezogen, es koste ihn nicht so viel, und dergleichen mehr. — Blomisperger, sagt' ich ihm, wenn ich ein Pferd nöthig hätte, auf mein Wort! ich hätte euern Rappen behalten, aber ich brauch' ihn nicht und die Fütterung ist mir zu theuer. Nun wiederholte er das alte Manöuvre mit dem Geld und ich hatte Mühe ihn zu überzeugen, daß ich mich nicht von ihm belohnen lassen könne.

Endlich gab er sich zufrieden, aber die Geschichte ist noch nicht ganz aus. Nach einigen Tagen hatt' ich Geschäfte in W—, einem meiner Amtsorte. Wie ich fertig bin, geh' ich vom Rathhaus in den Hirsch, laß mir einen Schoppen und etwas zu essen geben: Hirschwirth, was bin ich schuldig? — Nichts, Herr! der Blomisperger hat's schon bezahlt. — Ei, zum Teufel, so macht mir die Zeche! — Kann nicht seyn! sagte er kopfschüttelnd: heilige Mutter Gottes, er thät' mir das Haus einreißen, wenn ich einen Kreuzer von Ihnen nähme! — Der Hirsch war meine gewöhnliche Herberge. Ich gieng in's goldne Roß, trank einen Schoppen Bier, fragte nach der Zeche — mein Blomisperger war auch dort gewesen und hatte mir den Paß verrannt. Um es kurz zu sagen, alle Wirthshäuser in meinem ganzen Amtsbezirk, von denen er nur im Entferntesten denken konnte, daß ich sie besuchen würde, hatten den Auftrag, mich auf seine Kreide zu schreiben, so daß ich in die größte Verlegenheit kam und in meinem eigenen Amtsbade nicht mehr zum Bier gehen konnte, bis mit meiner Versetzung, die mich gerade um jene Zeit hieher führte, das Wesen ein Ende nahm. Aber auch hier bin ich nicht sicher vor ihm, denn, wie er mir zum Abschied sagen ließ, muß ich jeden Tag seines Besuches gewärtig seyn.

Seht ihr Herren! rief der Maler triumphirend, das ist der Feudalbauer! das kann keiner von euern dürren Zweischenbauern thun!

Alle lachten. Die Erzählung von dieser starren und treuen Seele hatte allgemeinen Beifall gefunden und man trennte sich mit dem Versprechen, morgen hier wieder zusammenzukommen, und mit dem Wunsche, sich wieder so angenehm zu unterhalten. Zum Beschluß mußte der Erzähler noch versprechen, wenn der angekündigte Besuch wirklich eintreffe, seinen Feudalbauer Abends zur Gesellschaft mitzubringen.

Herrmann Kurz.

Briefe

aus den vier Jahreszeiten des Lebens.

Frühling.

Wie ein Land des Hoffens und der Träume,
Blickt im Blüthenschmuck der Lenz dich an,
Und die vollen, sanft geschwollnen Keime
Breiten freundlich sich auf deiner Bahn.

1.

Gustav an Karl.

Schon sind vier Wochen verflossen, daß Du von hier abgereist und immer noch habe ich keine Zeile von deiner Hand

erhalten. Die Einrichtung an deinem neuen Wohnort wird doch nicht auf eine solche Weise deine Aufmerksamkeit beschäftigen, daß Du nicht schreiben kannst, oder bist Du vielleicht gar krank geworden? Ach, ich kann Dir nicht sagen, wie leid es mir that, als ich mich von Dir trennen mußte, als Du mir zum Andenken das schöne Buch mit der rothen Decke schenktest, und dann schnell in dem Wagen davon fuhrst. Ich ging nun in den Garten und setzte mich in die Laube, deren Zweige sich schon recht weit und grünend über einander neigen. Da weinte ich dann lange ganz still und einsam, und pflückte von den Veilchen, welche neben umher wachsen und die wir beide so lieben; Du, weil sie blau und glänzend sind, wie der Himmel, und ich, weil sie lieblich duften und sich doch bescheiden im Grün verstecken. Da kam mein Vater und sagte, ich möchte nicht mehr weinen, ich würde Dich bald wieder sehen. Und als er mir nun versprach, daß ich im nächsten Sommer Dich besuchen sollte, und daß wir in L. (Du kennst ja die schöne, reiche Stadt) in drei Jahren mit einander studiren und auf diese Weise einen bedeutenden Zeitraum unsers Lebens zusammen an einem Ort zubringen würden, da hörte ich auf zu weinen, und wurde wieder ruhig und heiter. Ja, heiter wurde ich sogar, mein Karl. Darum denke ich aber nicht weniger an Dich, darum wünsche ich mich nicht weniger zu Dir hin.

Oft stehe ich am Fenster, durch welches ich Dich so manchmal aus deiner Gartenthür schlüpfen sah. Dann gingen wir mit einander in die Laube, oder wenn es regnete, in die Stube, arbeiteten oder spielten und eilten dann im Garten umher.

Die Maiblumen, welche Du im vorigen Jahr heimlich an meinem Geburtstag auf mein Gartenbeet pflanztest, fangen sämmtlich an zu blühen. Es sind gar schöne weiße und gefüllte darunter. Ach, wenn Du sie nur sehn könntest. Lebe wohl und schreib' ja bald

Deinem

Gustav.

2.

Karl an Gustav.

Verzeihe, daß ich Dir nicht früher geschrieben habe. Die Reise, welche mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden war, und eine ziemlich bedeutende Unpäßlichkeit waren Schuld daran. Da ich aber nun an Ort und Stelle bin, und nur noch die Stube, nicht aber mehr das Bett hüten muß, so erfülle ich jetzt mein Versprechen mit desto mehr Vergnügen, da ohnedieß dein Bild im Reisewagen und auf dem Krankenlager mich umschwebte.

Ja, lieber Gustav, die Trennung von Dir hat mir sehr leid gethan. Lange Zeit saß ich stumm in der Kutsche, der Kopf schmerzte mich, die Augen brannten mir. Nur bisweilen sah ich zum Schlag hinaus, um die Bäume, die eilend vorüberflogen und zu Dir hinzueilen schienen, noch einmal zu grüßen. Als aber endlich die Thürme der Stadt verschwanden, und ein Wald jeden entfernteren bekannten Hügel mir verdeckte, da begann ich laut zu weinen, und meine Eltern vermochten lange Zeit nicht, meine Thränen zu stillen. So fuhren wir immer fort, und immer unbekannter und fremder wurde die Gegend. Vor drei Wochen kamen wir hier an.

Was soll ich Dir noch schreiben, mein Gustav? Weißt Du doch, daß ich Dich liebe, Dich ewig liebe. Neulich sagte mein Vater, Ewigkeit sey das größeste Wort, aber auch das schönste. Ich glaube, er hat Recht.

Hier ist es viel kühler, als bei Dir. Die Maiblumen fangen erst an zu blühen; aber der Himmel ist blau und hell.

Wir werden uns bald nur noch selten schreiben können, denn mein Vater wird mich schon im Sommer nach L. schicken, wohin er mir wahrscheinlich bald nachfolgen wird. Also werde ich Dich erst in drei Jahren wiedersehen. Drei Jahre! — Lebe wohl.

Dein

Karl.

Sommer.

Auf die Ähren und die Früchte nieder
Strahlt der Sonne sengend heiße Gluth;
Kraft und Stärke strömet durch die Glieder,
Durch die Adern wallet rasch das Blut.

1.

Karl an Gustav.

Ich nehme heute zum Zweitenmal meinen herzlichen Abschiedsgruß. Freundlich ließ uns Beiden die Kindheit vereint dahin; wir mußten uns trennen. Da sahen wir uns erst als Jünglinge wieder; das Haar hatte sich dunkler gefärbt, die Wangen waren bräuner geworden, aber unser Herz, unsre Liebe war sich noch immer gleich. Wir sahen uns nicht ganz so wieder, wie wir uns verlassen hatten, aber wir kannten uns noch; denn nur verändert hatten wir uns, wir waren aber nicht anders geworden; ein bedeutender Zeitraum, eine große Länderstrecke hatte uns getrennt, aber wir waren stets beisammen geblieben. Wie so entschwanden uns glücklich die Jahre, in welchen Wis-

senschaft und Kunst unser Freundschaftsband mit noch feinern und stärkern Fäden umspann.

Nun müssen wir uns zum Zweitenmal trennen, während ein zweites Wiedersehen nicht so nah an die Trennung als das erste gränzt. Du gehst freundlichen Verhältnissen entgegen, während die meinigen sich getrübt haben. Doch keine düstern Ahnungen der Zukunft sollen an dieser Stelle stehen; hat nicht mein Herz genug an der Vergangenheit für ewig, und warum sollte mir bangen vor dieser kurzen irrdischen Lebens-Spanne?

Ach, könnte ich doch auf dieses Blatt einen glühenden Kuß hinhauchen, könnte doch mein Auge, welches jetzt auf den Zügen meiner Hand ruht, aus ihnen so liebend zu Dir sprechen, wie es einst gethan, könnte doch mein Geist in die Falten dieses Briefs sich verstecken und mit leisem Wehen an deinen Lippen vorüberziehn. Träume, liebliche — leere Träume sind dieses freilich nur, und der feine Weltmann, der klügelnde Alltagsmensch, die nur lieben, weil sich das Unedlere dieses Gefühls wie ein giftiger Wurm in ihrer Brust bewegt, würden meine Worte mit einem kalten Lächeln überlesen. Aber, ist das auch ein Traum, daß ich Dich liebe, daß Du mich liebst? Laß mir diesen Glauben, und ich bin glücklich. Siehst Du den Kometenschweif den Dunstkreis der Sonne entzünden, daß diese die Erde aus ihrer Bahn hinaus stößt und ihre Wärme sich in verzehrende Gluth verwandelt? Zittre nicht, ich lächle.

Dein

Karl.

2.

Gustav an Karl.

Gewiß war mir die Trennung eben so schmerzlich, als sie Dir war. Ist diese doch eine von den Begebenheiten, deren Daseyn schon die ältesten Bewohner der Erde empfinden mußten; lößte sie doch den goldnen Faden, welcher das Glück des ersten Menschenpaars an den Himmel knüpfte; treibt sie sich doch, als eine immer alternde Gespielin unter den Menschen herum, die sich von Allem zu trennen lernen müssen, nur von der Trennung selbst nicht. Und so wandelt sie mit uns von Ort zu Ort, von Freude zu Leid, von einem Freundes Busen an den andern, von der Wiege zum Grab, wo sie noch den Markstein unsers irrdischen Lebens setzt.

Warum glaubst Du indessen nicht, daß wir uns bald wiedersehen werden, warum hoffst Du nicht, daß dem Mann dasjenige ganz zu Theil werde, was dem Jüngling nur zur Hälfte ward? Stein nicht hinter der Trennung die Hoffnung her, folgt nicht dieser das Wiedersehen? Und das Letztere ist uns doch auf der Erde zu erblicken vergönnt, wenn es auch für den Himmel nur von der Hoffnung verkündigt wird.

Du beunruhigst mich mit deinen trüben Ahnungen, hoffentlich — gewiß werden sie Dich täuschen. Mein Leben liegt freundlich vor mir da, wie sommerliche Flur, deren Halmen schon zu reifen beginnen. Und sind die Rosen auch verblüht, so fangen sie doch jetzt an, für mich auf's Neue zu blühen, und zwar recht leuchtende, glühend rothe — liebende Rosen.

Niemand fehlt mir zu meinem Glück als Du. Lebe wohl.

Dein

Gustav.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jocelyn.

Tagebuch eines katholischen Dorfpfarrers.*)

Proben des also benannten Gedichtes von A. v. Lamartine.

Ich war sein einz'ger Freund auf dieser Erde,
Nach seiner armen Gläub'gen Heerde.
Wie ich's um Sanct-Johannis pflegte, klomm
Zur Pfarre ich hinauf, den Gemsenpfad,
Die Flinte unterm Arm', die Hühnerhund' gekoppelt,
Vom Gange aber immer steiler Berge
Ermüdet zwar, doch an die Freude denkend,
Die mir des Abends würd', wenn an ich klopfte,
Hinaufstieg' und an sein Kamin mich setzte,
Wo glänzend hell der Ahorn knisterte;
Nun auf das Tischlein, blendend weiß gedeckt,
Des Freundes Hand die Milch, die Früchte setzte,
Und bis nach Mitternacht uns traute Zwiesprach' legte.
Schon dünkt' es meinem Ohr, als wenn ich seiner Rede
So zärtlich bebenden Accent vernähm';

*) Der werthe Verfasser dieser Uebertragung von Lamartine's berühmtem Jocelyn, wünscht das Urtheil der literarischen Blätter Deutschlands über seine Arbeit zu vernehmen, um etwaige Verbesserungen bei der Bearbeitung des ganzen Gedichtes, benutzen zu können.

Die Redakt.

Als wenn, wo wir umsonst nach Worten rangen,
Ich seines Herzens Sprach' empfänd' im Händedruck,
Denn, wenn der Liebe Fülle uns heißt schweigen,
Da hilft die Hand dem vollem Herzen zeugen.
Jetzt war ich oben. Auf der freien Stelle,
Von wo man seines Hauses Giebel sah,
Lehnt' ich die Flinte an ein Felsenstück
Und wischte mir den Schweiß ab von der Stirne,
Um die ein kühles Lüftchen trocknend weht'.
Drauf blickt' ich hin und staunte, nicht zu sehen
Im Gärtlein dort des schwarzen Rockes Flattern:
Es war die Stunde doch, wo frei und ernst
Er sein Brevier im Abendscheine las.
Noch mehr erstaunt' ich, daß von seinem Dache
Des gastfrei'n Heerdes Rauch empor nicht stieg.
Nun fiel mein Blick auf seiner Kammer Fenster —
Es war geschlossen! und ein dumpfes Weh,
Ein Unglücksahnen zog mir über's Herz,
Wie wenn des Windes Schauer Fluthen kräuselt.
Erklären konnt' ich nicht, was mich ergriffen,
Doch eil'ger dehnten meine Schritte sich.
Ich spähte ringsum, Einen auszufragen;
Leer war es rings! nicht Hirt, nicht Heerde da:
Am staub'gen Raine weideten die Mäule:
Wachtlos, und in der angefang'nen Furche
Lag, wie im Schlaf, die Pflugschaar müßig da.
Statt aller Stimmen, die des Abends Kommen
Anregt und tosend auf die Höhen sendet,
Vernahm ich nur der Heimchen fern Gezirp.
Ich lange an; ich klopfe. Niemand regt sich.
Des Hauses treuer Wächter selbst ist stumm.
Die Thür' weicht meiner Rechten; in dem Hofe
Ist Alles leer. Leer? Nein! Dort an des Hauses Staffel
Saß, wie ein Armer an der Kirchthür' Schwelle,
Im Schatten eine dunkele Gestalt,
Starr, auf das Knie herabgebeugt die Stirne
Und das Gesicht verhüllet in die Schürze.
Nicht Klage hörte ich, nicht Seufzer;
Das schwarze Tuch nur, des Gesichtes Hülle,
Das krampfhaft, leise, unermüdlich bebte,
Verrieth die Thränen, die der Brust entquollen.
Bei diesem Anblick rieth ich auf den Tod,
Die Magd beweinte ihren lieben Herrn.
»Martha!« — rief ich, — »ist's wahr?« — Bei meiner Stimmme
Erhub sie sich und mit der flachen Rechten
Die Augen wischend: »Ach, nur allzuwahr!
»Gehn Sie hinauf! Sie können ihn noch sehen;
»Erst morgen frühe tragen sie ihn fort.
»Die liebe Seele wird mehr Frieden haben,
»Wenn dorthin sie geleitet Ihr Gebet.
»Von Ihnen sprach er bis zur letzten Stunde:
»Martha! wenn Gott gebietet daß ich sterbe,
»Sag' ihm: sein Freund vermach' ihm alle seine Habe,
»Um deiner, meiner Vögel und des Hunds zu sorgen.
»Seine Habe?! — Nichts zu besitzen, war ja all sein Ruhm!
»Das Ganze füllte nicht ein Brett im Schrank'.
»Das Wen'ge, was er hatt', gieng Groschenweis
»In Leinwand, Speisen, fort, Gott weiß: wohin?
»Die ganze Zeit der langen Krankheit durch,
»Gab Alles er dahin, mein Herr, sein Leben selbst,
»Denn Tag und Nacht die heil'ge Beichte hörend,
»Fand er den Tod.« — »Ja, sagt' ich, und den Himmel.«

(Der Schluß nächstens.)

Laura.

(Aus dem Reisetagbuche eines jungen Elsäßers.)

Den 4. April des Jahr 1348 drangen zu Avignon durch die gemalten Scheiben eines gothischen Zimmers, die ersten Strahlen des Tages, und warfen ihr freundliches Licht auf einen schwarz belegten Betstuhl auf welchem das Wappen der Crein von Sade prangte; darüber erhob sich ein silbernes Cruzifix.

Laura von Noves, die Gemahlin Hugo's von Sade, saß auf ihrem Schmerzenlager, den Blick zum Gnadenbilde des Erlösers gerichtet. Um sie herum knieten ihr Gemahl, die Söhne und die Tochter, die sie ihm geboren. Zitternd erhob Laura die Arme ihre Kinder zu segnen und dem Gatten für die erwiesene Liebe zu danken: »Mein Herr und Gemahl, lebet lange und glücklich! lebet für unsre Kinder; dieser Gedanke läßt mich ruhig scheiden.« Sie schwieg. Die Glocken der Kirchen und Klöster riefen die Glaubigen zum Opfer der heiligen Messe. Das Geläute wirkte mächtig auf Laura's Seele. Ein frischer Lebenshauch schien die blasse Wange zu überziehen; noch einmal den Blick zum Himmel richtend ver-

schied Laura, die Liebe und der Stolz von Avignon. — Aber welch ein Zauber lag in diesen Glockentönen! Sie kündigten an demselben Tage dieselbe Stunde an, in welcher sie vor zwanzig Jahren zum erstenmale Petrarca in der Kirche gesehn — Petrarca, der mit ewig treuer, ewig neuer Liebe ihr den Schwung der Phantasie, des Liedes Opfer geweiht, Petrarca, den sie als Engel umschwebte, den sie groß und rein erhalten hatte.

— Zwei Jahrhunderte waren dahin seit sich Laura's schöne Seele zur Heimat geschwungen. Ihr Name blühete noch frisch im Angedenken des Volkes, aber vergessen und unbekannt war die Stätte, wo ihr Leib ruhte. Da erschien im Jahr 1533 in Avignon Maurice de Seve aus Lyon, der mit Jerome Marelli und Bontemps die Gruft wieder aufsuchte. Nach Petrarca's Angabe war Laura den 6. April 1348 in der Kirche der Cordeliers beigesetzt worden. Dort entdeckten sie auch wirklich in einer Kapelle den Stern mit acht Strahlen, das Wappen der von Sade. Man öffnete den mit einer Rose geschmückten Sarg und fand einige Gebeine, die letzten Überreste der schönen Laura. Zugleich entdeckte man eine kleine bleierne Büchse, welche eine Denkmünze und ein versiegeltes Pergament enthielt. Die Denkmünze stellt eine Frau dar, welche mit beiden Händen die Brust bedeckt, am Rande stehn die Buchstaben M. L. M. I. (vielleicht Madonna Laura morta jace). Das Pergament enthielt ein Sonett von Petrarca (oder von einem seiner Freunde in dessen Namen?)

Den 8. September desselben Jahres begab sich Franz der Erste nach Marseille, wohin ihn die Vermählung seines zweiten Sohnes, Heinrichs von Orleans, mit der Tochter des Lorenz von Medizis rief. Clemens VII. hatte in eigener Person die Braut, seine nahe Anverwandte, nach Frankreich begleitet, um als Priester ihren Bund zu segnen. Auf seinem Zuge dahin, hielt sich Franz einige Tage in Avignon auf und besuchte, in Gesellschaft des Dichters Clement Marot, das kurz vorher entdeckte Grab. Er ließ den Leichenstein heben, blickte wehmüthig zur Gruft hinab und eine Thräne stieg ihm ins Auge. Marot ergriff das Pergament und las mit lauter Stimme das Sonett. Als er geendet, rief Franz die Worte aus: »An einem Solchen Tage darf eines Königs Muse nicht schweigen!« und rasch zog er aus dem Gürtel ein Täfelchen und schrieb:

En petit lieu compris vous pouvez voir
Ce qui comprend beaucoup par rénommée:
Plume, labeur, la langue et le savoir
Furent vaincus par l'amant de l'aimée.
O gentille ame! etant tant estimee
Qui te pourra louer qu'en se taisant?
Car la parole est toujours reprimée
Quand le sujet surmonte le disant.

Der königliche Sänger hatte geendigt und überreichte die Verse seinem Begleiter, welcher sie dem Pergamente beifügte und die Gruft wieder schließen ließ.

So hatte Franz als Ritter und Sänger gethan; nun wollte er sich auch als König zeigen. Er ließ den Ordensbrüdern tausend Goldgulden geben, womit sie der Geliebten Petrarca's ein ihr würdiges Denkmal errichten sollten.

Den 22. Mai 1837, heute am Namensfeste der Holdseligen, besuchte ich ihr Grab. Es steht noch ein Theil der Kirche der Cordeliers; die Klosterbrüder hatten ihre tausend Gulden empfangen, aber des Königs Wille blieb unerfüllt. Das bleierne Kästchen nebst Denkmünze, Pergament und Versen, wurde schon 1730 durch einen Engländer entwendet, dem der Sacristan Basse bei seinem Raube behilflich war. Auf der Stelle, wo einst Laura ruhte, liegt ein Marmor mit einer lateinischen Inschrift, die im Jahr 1832 ein durchreisender Engländer, Carl Kelsall, ihr zu Ehren anordnete. Unter dem lateinischen Epitaphium stehn die Verse von Franz dem Ersten. Als ein Dekret des Convents verordnete die Gebeine in den Kirchen auszugraben, öffnete man auch Laura's Grab und fand in demselben nur noch einige Zähne und Haare, die man unter einem Felsen auf dem Kirchhofe beisetzte....

An der Quelle von Vaucluse.

Nicht der Wasser wilde Wogen,
Nicht des Himmels Azurschein
Hat mich zu dem Quell gezogen,
Fluthet doch auch schön der Rhein.
Nein die alte Wundersage
Tönte frisch in meiner Brust,
Und Petrarca's süße Klage
Gibt dem eignen Schmerze Lust.

Aus der Fremde.

L. R.–

Mittheilungen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die Juden in Algier.

Juden findet man fast in allen Städten der nördlichen Küstenstriche Afrika's; Algier allein zählt deren mehr als 5000. Wie in allen übrigen Weltgegenden, ist das Volk Israels auch hier dem Handel, der Schacherſucht, dem schmutzigen Geldgewinne ergeben. Man erkennt sie auch hier auf den ersten Blick, an ihren Sitten, Gewohnheiten und religiösen Gebräuchen. — Sie scheinen, nach dem Untergange Jerusalems, unter dem Kaiser Vespasian in Afrika ihr Unterkommen gefunden zu haben. Diejenigen von Algier jedoch knüpfen ihre Ansiedlung auf diesem Boden an ein sonderbares Mährchen, das nichts destoweniger bei ihnen eine unumstößliche Tradition geblieben ist. Sie erzählen Folgendes: »Als die Muselmänner Spanien in Besitz hatten, verstatteten sie den Unsrigen, unter ihnen zu wohnen, Handel zu treiben und unsre heilige Religion zu üben. Als aber die Christen dieselben verjagten und das herrliche Land wieder eroberten, ließen sie uns eine Zeit lang in Ruhe; bald aber fiengen sie an, auf die Reichthümer, die wir durch unsre Mühe und Arbeit gesammelt, neidisch zu werden und uns mit unerhörter Grausamkeit zu drücken. So wurde 1390 der Großrabbiner von Sevilla, Simon Ben Sucia, mit sechzig Familienvätern ins Gefängniß geworfen. Dies war das Zeichen der Tyrannei, die jetzt über uns losbrach. Der Tod des Großrabbinen und seiner übrigen Unglücksgefährten wurde beschlossen, sie sollten getödtet werden, als plötzlich der Himmel selbst sie durch ein Wunder rettete. Simons Genossen waren, der entscheidenden Stunde harrend, von Schmerz und Verzweiflung ergriffen; er, der große Mann allein blieb unerschütterlich und stille, muthvoll in sein Geschick sich ergebend. Plötzlich flammten seine Augen wie Feuer; in begeisterter Gestalt erhob er sich, das Haupt von einem leuchtenden Schimmer umflossen; er ergriff eine Kohle und zeichnete damit ein Schiff an die Wand, indem er zu seinen verzagten Gefährten sagte: Wer von Euch an die Allmacht Gottes glaubt, und mit mir auf der Stelle will von hinnen ziehen, der lege mit mir die Hand an dieses Schiff. Alle folgten, und siehe, das an die Wand gemalte Schiff verwandelte sich plötzlich in ein wirkliches Fahrzeug, das sich in Bewegung setzte, und zur großen Verwunderung aller Einwohner, durch die Straßen von Sevilla, mit seiner Ladung in das Meer rauschte. Der Wind trieb das wunderhafte Schiff an den Strand von Algier, welches damals nur von Muselmännern bewohnt war. Die Juden erzählten denselben die grausame Art, womit sie von den Christen behandelt worden waren; diese faßten Mitleid für sie und fragten einen berühmten Marabut (Priester) in Meliana, um Rath. Dieser antwortete: Man lasse die Kinder Israels in Frieden einziehen, und sogleich gieng ihnen alles Volk, die Priester an der Spitze, entgegen und empfieng sie an der Stadt.« — Alle Privilegien welche die Juden in Spanien, unter der Oberherrschaft der Mauren genossen, wurden ihnen nun in Algier zugesagt; sie durften sogar Wein und Liqueure bereiten. Die Bedingungen der wechselseitigen Übereinkunft wurden aufgesetzt und auf Pergamente niedergeschrieben, welche die Rabbiner noch heute in ihren Archiven aufbewahren. — Als die Türken sich der maurischen Städte bemächtigten, drückte ihr Despotismus bald die Einwohner aller Religionen, besonders wüthete er gegen die Juden, und erst das französische Heer befreite sie aus ihrer Sklaverei.

Rozet, (der Feldzug in Algier).

Kirstein. — Unsre nächste Nummer wird eine nekrologische Notiz über die Verdienste dieses ausgezeichneten Künstlers liefern.

Dreisylbige Charade.

1 und 2.

Im dunkeln Erdenschrank lieg' ich versteckt,
Stein drückt mich rings und schwarze Nacht mich deckt,
Doch seh' ich Gnomen und Kobolde lauschen,
Und hör' geheime Quellen um mich rauschen.
Hol mich herauf! entscheidend manchem Reiche
Sind Leben oder Tod von mir, die Streiche.

3.

Die letzte so mein Wort benennt,
Ist Allen offen; schleichend zieht der Eine,
Mit saurem Antlitz grämlich und alleine;
Der Andre tändelnd fliegt, und drängt und rennt
Im lauten fröhlichen Vereine.
Hast du nach Wahl die eig'ne eingeschlagen,
So mög' das Glück dich auf den Händen tragen!

Das Ganze.

Windeswehn, Vogelflug, Blitzstreich zumal,
Hei! welch ein Sausen! hei! ist das nicht Qual!
Bäume sie fliegen, Felder und Au'n,
Vor mir kaum, muß ich sie rückwärts schon schau'n!
Leser, der Zauber wird dir bald wahr —
Frag' nur die Herren, in wie viel Jahr? —r.

Auflösung der Homonyme in Nro. 3: Strauß, in vierfacher Bedeutung.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 8.

Samstag, den 23. Juni 1838.

Jocelyn.

—

Tagebuch eines katholischen Dorfpfarrers.

—

(Schluß.)

—

Ich gieng hinauf. Die Stub' war öd' und düster;
Zwei Kerzen nur erhellten ihren Schatten,
Und mischten ihren bleichen Flackerschein
Auf seiner Stirne mit des Abends Strahlen,
Die golden durch der Laden Spalten drangen.
So ringet in dem heil'gen Todeskampfe
Mit Lebens Nacht ein unvergänglich Hoffen.
Still war sein Antlitz und so mild zu schauen;
Auf seinen friedlich eingeschlaf'nen Zügen,
Schwamm noch ein Glüh'n begonnener Begeist'rung.
Sein letztes Denken hatt' den Himmel schon erkannt,
Mit sanftem Lächeln grüßt' er noch das Land,
Wohin der fromme Geist genommen seinen Schwung.
Ein weißes Linnen, drauf der schwarze Priesterrock,
Bedeckt' das Todtenbett'; ein elfenbeinern Kreuz
Ruht' auf des Schläfers Brust in den gefaltnen Händen,
So wie ein Freund am Herz des Freundes ruht,
Und, auf ihn blickend, lag zu Füßen seines Herrn
Sein weißer Hund, und knurrt' beim mindesten Geräusch,
Und horcht', ermüdet von der langen Huth,
Ob sich auf's Neu' sein Athem nicht bewegte.
Ein dürrer Buchszweig stand in dem geweihten Wasser;
Dreimal erhub ihn leise meine Hand
Zum heil'gen Kreuzeszeichen über ihn.
Dann küßt' ich Füße ihm und Hände; das Gesicht
Trug schon das Siegel der Unsterblichkeit,
Und an der Stirne, die den Stempel zeigte,
Erkannt' mein Auge einen Auserwählten.
Drauf, mit dem Priester, Todtenlieder betend,
Setzt' ich mich weinend an die theure Hülle,
Und betend, singend unsre Todtenklag'
Verbracht' die Nacht ich, bis aufdämmerte der Tag.
Nah' an des Kirchleins Thüre, in die Ecke
Des Friedhofs senkten den Sarg wir ein;
Der Dörfler Jeder streut', ein letztes Todtenopfer,
Von der geweihten Erd' Etwas auf seinen Sarg;
Sie weinten Alle, als die Gruft sich füllte,
Und in das dumpfe Poltern niederrollender
Grabschollen, mischte heißes Schluchzen sich.

Als ich mich nun auch nahte — »Edler Freund!«
Sprach weinend ich — »schlaf', ruh' in Gottes Frieden.
»Mein Auge thränt und Freude geht durch's Herz.
»Bedecket wird dein Lager zwar hienieden,
»Doch — Du bist nicht mehr da! — tönt's tröstend unserm
Schmerz.
»Du bist, wo deiner Tugend Flammen glühen,
»Wohin sich längst dein Geist gesehnt zu fliehen.«
So sprach ich. Abends durch der Berge Klüfte
Erschallt', als weint's um ihn, Geläut' der Trauer
Und durch der Todtenglocke Wimmern drang
Des Hundes Heulen, der ihn nächtlich suchte.
Allein, mit Martha, an dem öden Orte,
Gieng, kam ich, bald zum Gärtchen, bald zum Hof;
An jeder Stelle fand ich seine Spuren,
Sah, sprach ihn! blätterte in einem frommen Buche,
Das aufgeschlagen war auf seinem Pult geblieben,
Und las, die Augen wischend, was er noch gelesen.
»Schrieb Er niemals?« — »Doch, Herr,« erwiedert' Martha;
»Des Sonntags sah ich ihn oft spät noch sitzen,
»Und hatt' er einen Bogen voll geschrieben,
»So warf er ihn in einen alten Korb;
»Die Blätter trug ich morgens auf den Boden —
»Und was die Mäuse droben nicht zernagt,
»Kann noch in einem Winkel liegen.«
Ich schnell hinauf und fand die Seiten noch,
Wo seine Rechte plan- und kunstlos hatt' verweilet,
Den Worten ähnlich, die ein träumerischer Wand'rer
Mit seinem Stabe in den Sand hinschreibt,
Die Sturm und Regen nur zu rasch verwischen,
Und die, wer ihm nun nachkömmt, nicht versteht.
Gar manche Blätter fehlten in dem Buche,
Sey's, daß er selbst zerriß die kaum beschriebne Seite,
Sey's, daß die Dienerin damit die Lampe
Hatt' angesteckt, oder sie der Wind verweht.
Ein jedes mir entriss'ne Blatt bejammernd,
Setzt', aus den Trümmern, ich sein Leben mir zusammen.
So sieht das Auge, in der Dämmerung,
Weithin am unbegrenzten Horizonte schweifend,
Die nassen Ringe auf des Stromes Schimmer.
Jetzt legt sein Spiegel funkelnd auseinander
Sich; schwindet nun am düstern Rasenbord,
Erscheinet reiner wieder unten in der Eb'ne,
Und spaltet sich auf's Neu' durch Wiesen die er tränkt.
Der ersten Furche folgt jedoch der Blick,
Erräth im Schatten ihre Krümmung auch,
Und bildet sich des Flusses Strömung aus.
So habe ich durch hingestreu'te Bilder
Zusammen dieses Buches Seiten mir gereiht.
Trefft einen Schatten ihr auf dieses Lebens Wegen:
Ersetzt, ergänzt ihr selbst. Ich reich' es euch entgegen.

Bruchstücke
aus Wilhelm Schimper's *) Reiseberichten aus Asien und Afrika,

mitgetheilt von

W. Ph. Schimper.

1.
Abreise von Europa. Suez. Die Ufer des rothen Meers. El-Tor.

Ich kam (Juni 1834) von der Heimat nach Triest, von da durch Schiffbruch auf die jonische Insel Cephalonien, von da nach Patras in Griechenland, sodann nach Alexandrien in Egypten; hierauf, im Dezember 1834, nach Cairo, wo ich einige Monate verweilte und die Anstalten zu einer weitern Reise traf.

Mit einem Beduinen aus der Gegend des Berges Sinai, der mir als Geleits- und Sicherheitsgefährte dienen sollte, zwei Dienern (einem halbschwarzen Berbern und einem weißen Kopten) und sechszehn Kameelen, die mein Gepäcke trugen, reiste ich, versehen mit allen Erfordernissen zum Verfolg naturhistorischer Arbeiten, während eines langen Aufenthalts in der Wüste, anfangs März 1835 von Cairo nach Suez.

Ich war kaum zwei Tagereisen weit gekommen, als mein Beduine mitten in der Wüste an der Pest erkrankte und somit

*) Wilhelm Schimper reist als Naturforscher im Auftrag des würtembergischen naturhistorischen Reisevereins. Gegenwärtige Berichte sind geschrieben aus Adoa, Hauptstadt der habessinischen Provinz Tigre, Ende März 1837. Er befindet sich jetzt im Samen-Gebirge, den habessinischen Alpen, von wo aus er weiter ins Innere von Afrika vorzudringen gedenkt. Gegenwärtige Mittheilungen, die aus dem noch ungedruckten Manuscripte gezogen sind, verdanken wir einem Bruder des Reisenden, unserm Freunde und Mitarbeiter W. Ph. Schimper, der sich selbst als ausgezeichneter Naturforscher und literarischer Beobachter bekannt gemacht hat. Die Redakt.

nur mit den größten Schwierigkeiten weiter bis nach Suez gebracht werden konnte, wo ich am vierten Tag der Reise ankam und sogleich von allen Leuten geflohen wurde, weil sie mich in Berührung mit einem Pestkranken bemerkt; denn man fürchtet die Pest auch im Orient, als eine ansteckende Krankheit. Nur wenn sie sich einmal völlig in einer Stadt erklärt hat, sind die Menschen gleichgiltiger dagegen.

Dieser traurige Umstand hielt mich acht bis zehn Tage beschäftigungslos in Suez auf, und nur nach vieler Mühe, auf Geheiß des Gouverneurs und durch die Wirkung des Geldes, das ich geboten, erhielt ich theuere Kameele, welche mich in acht Tagen nach El-Tor, dem alten Elim, trugen, wo einst zu Moses Zeiten siebenzig Palmen standen.

Mein Bedienter, den ich in Suez an einen abgesonderten Platz gebracht, erholte sich etwas, wurde in seine Heimat transportirt, und kam nach einem Monate vollkommen gesund zu mir.

Der Weg von Suez nach Tor führt immerwährend durch die Wüste, nahe am Strand des Meeres hin, das dem Reisenden oft sichtbar, oft durch niedre Kalk- und Kreideberge verborgen ist.

Zuerst berührt man, von Suez kommend, nach drei Stunden die Mosesquellen, Aiun Musa, wo einige Palmbäumchen und einige Mimosen schmachten und ein kleiner Cyperus wächst. Diese zwei kleinen Quellen, welche dicht beisammen sind, haben ein salziges, jedoch zur Noth trinkbares Wasser; eine dritte Quelle gibt Wasser von gelinder Wärme.

Diejenigen, welche den Übergang der Israeliten durch das Meer bei Suez annehmen, behaupten, daß hier der erste Landungsort gewesen sey.

Die spärliche Vegetation der Wüste unterscheidet sich von der unsres gesegneten Deutschlands hauptsächlich durch ein minderes Grün und eine große Zerstreutheit der Pflanzen, welche, weit eine von der andern entfernt, isolirt aufwachsen. In Deutschland sind die meisten Gewächse saftgrün, in der Wüste häufiger graugrün.

Leguminosen, *Compositae* und Gräser stehen gewöhnlich büschelweise, acht bis zehn Individuen beisammen, oder ein Individuum bildet einen holzigen, stachelichen Busch, immerhin bilden diese Pflanzen, wenn ich so sagen darf, kleine Inseln in einem Meere von Sand.

In ganz ähnlicher Weise, wie die Gewächse gruppirt sind, erscheinen die menschlichen Bewohner der Wüste, welche in kleinen Gruppen von zehn bis zwanzig, wenn es hoch kömmt, in den bessern Thälern, von fünfzig bis hundert Individuen, beisammen leben....

Ohne Unfall erreichte ich am achten Tage sehr gesund und vergnügt El-Tor, ein kleines Dörflein am Meere, das seit einigen Jahrhunderten von Griechen bewohnt ist, welche aber heute arabisch reden. In der Gegend wachsen viele Dattelpalmen, welche in scharf begränzten Gruppen beisammen stehen und einen Nahrungszweig für die Bewohner dieses Landes bilden; vorzüglich werden die hiesigen Datteln zu Branntwein benützt, welchen die Griechen in El-Tor und die griechischen Mönche im Kloster am Berge Sinai etwas allzugern trinken. Im Halbschatten der Dattelbäume kultiviren die Einwohner von Tor, deren Zahl sich auf zwanzig Familien-Väter erstreckt, einiges Gemüse, z. B. Spinat, Bohnen, Bamien, Gurken, Zwiebeln u. s. w., jedoch sparsam und schlecht, das sie an Reisende und an die Schiffleute verkaufen, welche hier anlanden, um Wasser einzunehmen, das im Überfluß vorhanden und erträglich gut ist.

Der Hafen ist angefüllt mit Weichthieren, Zoophyten, auch Madreporen, welche die Griechen zum Bau ihrer Häuser benützen.

Das Dörflein Tor liegt dicht am Hafen, am Rande einer mäßig breiten Ebene, in deren Hintergrunde (östlich) kahle Granitberge sind. Eine Hügelreihe von Kreidegebilde erhebt sich nord-westlich von Tor und zieht sich längs des Meeres bis nach Suez hin, mit einzelnen Unterbrechungen, welche hervortretende Zweige des Hauptgebirges (der Urformation) geben.

Hier wo diese Kreidehügel bei El-Tor beginnen, war wahrscheinlich Elim, denn es sind viele Quellen daselbst, auch eine warme Quelle, welche Hamam Musa, das Bad Moses, heißt....

Die Griechen in Tor stammen von religiösen Einwanderern ab, welche das am Berge Sinai erbaute Kloster hierher gezogen hat. Die Leute mußten im Laufe der Zeit von den Mohamedanern, vorzüglich von den arabischen Landesbewohnern sehr vieles erdulden. Jedes Haus hat jetzt, und schon seit langer Zeit, einen Araber als Raffer, das heißt einen für alles Unheil garantirenden Wächter, welcher auf Kosten des Hausherrn nach Wohlgefallen ißt und trinkt und sich's auch sonst wohl seyn läßt. Stirbt der Hausherr ohne Erben, so nimmt dieser Raffer die Hinterlassenschaft in Besitz. Die Töchter — so hörte ich — sollen hier von aller Erbschaft ausgeschlossen seyn. Auch in Suez haben die Handelsleute, meist Griechen, einen arabischen Raffer dessen Rechte und Freiheiten geschmälert sind. Einige Griechen in Suez stammen von denen in El-Tor ab und haben sich ziemliche Reichthümer erworben, welche sie jedoch nicht recht zu benutzen wissen und stehen auf einem niedern Grade von Geistes- und Charakter-Bildung. Ich habe

durch die Unsolidität dieser Leute das Unglück gehabt, eine große Quantität Weingeist zu verlieren, was mich verhindert hat die im Meere bei El-Tor verschiedenen, höchst merkwürdigen Thierformen einzusammeln....

2.

Das Thal Hebran; das Manna.

— Am 2. April verließ ich nach achttägigem Aufenthalt El-Tor, durchwanderte zuerst in schiefer Richtung die Wüstenfläche und trat dann in das Granitgebirge ein, wo alsbald eine frischere und manigfaltigere Vegetation mich erfreute. Mein Weg führte durch das enge und tiefe Thal Hebran, wo ein Bächlein die Vegetation insbesondre begünstigt. Die kahlen und hohen Granitberge erheben sich steil zu beiden Seiten des Thales, das in vielen Windungen aufwärts in das Innere des Gebirges führt. An den Stellen, da das Thal sich erweitert, trifft man an trockenen Orten eine langstachlige Mimose mit langen Früchten, welche am Stamm und an den dickern Ästen einen rothen Gummi ausschwitzt. An feuchtern Stellen sind einige Palmen und die baumartige, dickrindige *Asclepias fruticosa*. Rings um die Wasserbecken herum, welche das im Thal fließende, von Fels zu Fels fallende Bächlein bildet, stehen die Pflanzen nicht zerstreut und einzelnen, wie sonst in der Wüste, sondern wie an analogen Orten in unsrer Heimat, gesellschaftlich beisammen. Unter andern wohl bekannten Pflanzenformen sieht man hier ein hohes Arundo und eine Typha. An den Felsen macht sich eine große Capparis bemerkbar. Im Allgemeinen ist in diesem Thale, auch nur wenig abseits des Bächleins, die Vegetation eben so gruppirt, wie sonst wo an andern Orten in der Wüste, doch etwas reichhaltiger. Nach einer Tagreise schließt sich das Thal Hebran am Fuße hoher trockener Berge, die ich nun übersteigen mußte; als ich sie überstiegen hatte, kam ich in ein breites Sandthal, das, nach der Beschreibung der heil. Schrift, die Wüste Sin seyn durfte, welche zwischen Elim und dem Berge Sinai ist. Es münden hier einige breite Sandthäler ineinander, die Raum genug für ein großes Lager geben.

In einem solchen wenig von meinem Wege abseits gelegenen Sandthal wachsen viele Tamarixstauden, auf denen sich (an dieser Örtlichkeit besonders viele) Manna erzeugt. Gewöhnlich erscheint solches nach der ersten Woche des Monats Juni, etwa am 10ten desselben und dauert bis zum letzten des Monats. Es erzeugt sich auf folgende Weise: Ein kleines Insect (eine Larve), das ich jedoch nie unverletzt zu sehen bekam, weil es im Jahr 1835 ausnahmsweise nur sparsam erschien, lebt auf der Staude, gräbt sich in die Rinde der dünnen Zweige ein und macht sich ein kleines, weißes, dichtes Gespinnst. Aus diesem Gespinnste schwitzt während der Nacht ein fetter farbloser Saft, welcher in der Frische des Morgens, während des Sonnenaufganges und kurz vorher, in Tropfen gerinnt, abfällt und alsbald zäh und fest wird, in der darauf folgenden Wärme des Sonnenscheins aber wiederum verschmilzt; theils fallen diese Tropfen ab, theils bleiben sie auch wegen ihrer Zähigkeit auf den Zweigen am Gespinnste kleben. Kömmt man gerade während der Zeit des Sonnenaufgangs, so kann man das Manna ganz frisch genießen, das einen angenehmen, süßen und erfrischenden Geschmack hat. Anfänglich erhält es sich nur im Schatten, wird immer fester und fester, und erträgt endlich auch eine gelinde Wärme; fällt aber, alsbald nach dem Entstehen, Sonnenschein darauf, so verschmilzt das Manna und vergeht wie Wasser. Das im Feuer fest gewordene und auf Feuer geschmolzene Manna ist braun und hat so ziemlich den Geschmack des auf Feuer geschmolzenen Zuckers. Das Manna heißen die Araber Man.

Die Wüste Sin hat jetzt verschiedene Namen, jedes Thal einen besondern, als Wadi Buehra, Wadi Gonabi, Wadi Saletz u. s. w. In diesen breiten Sandthälern ist die Vegetation dürftiger als im verlassenen Thal Hebran, jedoch trifft man im Frühjahr manche von den Höhen abstammende Pflanze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Schatzgräber im Seelhof, bei Rothbach.

Im Walde liegt, auf stiller Au,
Seelhof, ein alter Klosterbau.

Dort grub ein armes Bäuerlein
Nach Schätzen einst im Mondenschein.

Da trat aus einer geheimen Thür
Eine weiße Klosterfrau herfür.

Sie reicht' ihm ein seltsam Waldblümlein:
»Das lege dort auf den alten Stein.

Aufspringen wird alsbald der Grund,
Und finden wirst du den besten Fund.«

Und als er die Blume kaum erfaßt,
Durchschauert's ihn wie Fieberhast.

Fort, aus dem Seelhof stürzt' er hinaus,
Und kam in Todesangst nach Haus.

Der arme Bauer am dritten Tag
Entseelt auf seinem Strohbett lag.

Gefunden hat er den besten Schatz:
Jenseits den ewigen Ruheplatz.

Adolf Stöber.

Briefe
aus den vier Jahrszeiten des Lebens.

(Fortsetzung.)

Herbst.

Durch der Bäume roth-gestreifte Blätter,
Die gleich spät gekeimten Blumen blühn,
Stürmen feindlich wild des Herbstes Wetter
Auf der Wolke feuchten Flügeln hin.

1.

Gustav an Karl.

Wer hätte jemals glauben sollen, daß wir so lange wechselseitig schweigen könnten? Freilich fällt auf mich die Schuld allein, denn ich habe deinen letzten Brief noch zu beantworten. Die Pflichten, welche der Staat auf meine Schultern gebürdet hat, die Pflichten, welche mein Herz, das Herz des Gatten und Vaters, mir auflegt, lassen mich — ja, ich muß es gestehn — seltner an die Verhältnisse denken, welche mich einst wie ein Zauberkreis umgaben, welche mir theuer waren, und mir immer noch theuer sind.

Du bist nicht glücklich, mein Freund? Du kannst das Ziel nicht finden, das Du suchtest und dessen Verheißungen Du mit glühenden Zügen in deine Seele schriebst? Aber, die Verheißungen gehen ja auf die Zukunft, die Erfüllung liegt in der Ewigkeit.

Ich bin glücklich; denn wenn es auch das idealisirte Glück nicht ist, so ist es doch ein recht freundliches, irdisches, das man innig lieben kann. Meine äußern Verhältnisse sind — glänzend, möchte ich sagen, wenn dieses Wort nicht so nah mit schimmernd verwandt wäre, und mein häusliches Glück wird jeden Tag durch meine gute Frau und liebliche Kinder noch mehr begründet. Das Jüngste von diesen schaukle ich eben jezt auf dem Knie.

Du bist noch nicht verheirathet und wirst es vielleicht nie? Freilich schreibst Du mir, daß unangenehme Verhältnisse Dich davon abhielten, aber gewiß würdest Du alsdann weit heiterer, und — wenn ich so sagen darf — weit menschenfreundlicher werden. Wirklich beginnt immer mehr dein Blick getrübt zu werden, der schon früher einen leisen Anflug davon hatte. Ach, es gibt eine Art von Augen-Krankheit, welche peinlicher, Unheil bringender ist, als die physische! Diese läßt uns doch noch richtig fühlen, denken und handeln, aber jene schiebt dem gesunden Auge ihre falschen, düstern Bilder unter, die sich immer stärker mit grellen flammigen Farben überziehn.

Der Landmann sammelt jezt seine Garben ein, die Früchte reifen an den Bäumen der Hand des Pflückenden entgegen, und Du willst nicht erndten, was Du in deiner Jugend gesät hast? Schreibe mir ja bald.

Dein

Gustav.

2.

Karl an Gustav.

Ich muß Dir Glück wünschen, denn Du verdienst es und besitzest es schon. Ganz kann ich Dich mir denken, wie Du aus den Fenstern deines neuen Hauses über seltne Scherben-Gewächse hinschaust, wie deine Kinder Dich umjubeln, deine freundliche Gattin Dir entgegen kommt, die Leute auf der Straße sich tief vor Dir verneigen, und hohe Aktenbündel sich auf deine Tische lagern. Kurz, Du bist ein Hausvater und ein Geschäftsmann geworden, und als beides ein glücklicher.

Es ist Dir bekannt, daß kurz nach meiner Rückkehr von der Universität meine beiden Eltern starben, daß ich einen kleinen Posten erhielt und meine Schwester zu mir nahm. Vor einem Jahr wurde mir eine bessere Stelle angetragen, (denn ich mochte um keine nachsuchen, weil man nur zu oft beim Suchen sich bücken und kriechen muß,) aber unter Bedingungen, welche einzugehen meine Ehre mir nicht verstattete.

Menschenfreundlicher soll ich seyn? Ja, wenn die Menschen freundlicher gegen mich geworden sind, dann will auch ich es werden, und will ihnen reuig die Sünde abbitten, welche ich dadurch auch gegen Dich begangen.

Als Du mir schriebst, da breitete auch hier noch der Herbst seinen Segen aus, die Verheißung des Lenzes schien zur Erfüllung geworden, aber bald schlug der Hagel die sanft gerötheten Früchte von den Bäumen und der Sturm verdarb die wenig geschwollnen Trauben. Was sagst Du hierzu?

Ich arbeite viel, wenn Du es Arbeit nennst, daß täglich zwölf Stunden lang meine Feder das Papier mit Dinte besudelt, um meinen Unterhalt und den meiner Schwester zu erwerben. Arbeit, rein menschliche Anstrengung ist nur da, wo das Herz das Ziel setzte, und der Verstand es zu erreichen sucht. Aber, ich arbeite, um zu leben; was, leben? ja, in seinem engsten, niedrigsten Sinn.

Warum treibt doch das leichte Stroh oben auf der Welle, während der schwere Kern zu Boden sinkt? warum wirft die Hand den kleinen, schlecht gefügten Ball höher in die Luft, als den dichtern, bessern? Wie viele Warum könnte ich noch aneinander reihen, ohne anmaßend zu scheinen; denn gewiß darf ich mich besser dünken, als jener Menschenschwall, dem das Glück die Güter zuschleuderte, und der in dumpfem, gedankenlosem Treiben sich durch's Leben bewegt.

Ich sehe bisweilen die Sterne zweifelnd an und frage sie, ob sie noch die nämlichen sind, welche einst über dem Haupt des Jünglings dahin zogen. Sie scheinen mir alle entfernter zu seyn und lächeln auf mich herab, wie entfloh'ne Freuden.

Doch ich will Dich nicht trüb machen, kein dunkler Schatten meines Lebens soll an dem Deinigen, das so gleich und glänzend ist, vorüberziehn. Lebe wohl.

Dein

Karl.

(Der Schluß folgt.)

Jakob Friedrich Kirstein.

Eine biographische Skizze.

Wie im Gebiete der Wissenschaft und Literatur in gewissen Epochen einzelne Fächer in den Hintergrund treten, und ganz beseitigt zu seyn scheinen, bis wieder ein Mann von Geist und Talent sich denselben unverhofft zuwendet, und mit kräftigem Wirken das schon Veraltete erneut, dem Verschollenen auf's Neue Namen und Haltung giebt, so geschieht auch Ähnliches im Gebiete der Kunst. Auch hier zeigt sich dasselbe Phänomen des Verschwindens und des Wiederauftauchens. Eine Kunstfertigkeit, die noch vor Kurzem trefflichen Gebilden Ursprung und Dasein gab, verläßt plötzlich die Stelle, die sie unter den andern Künsten einnahm, und wird dann nach kürzern oder längern Zeiträumen unversehens wieder ins Leben gerufen.

Dieses beurkundet auch ihrer Seits die getriebene Arbeit in kostbaren Metallen. Schon im Alterthum von den Griechen geübt, dann seit dem Wiederaufleben der schönen Künste bis in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hinein von einzelnen tüchtigen Männern *) auf einen hohen Grad von Vollkommenheit geführt, war sie seit diesem letztern Zeitpunkte nach und nach so sehr in Abgang gekommen, daß sie, wo nicht als eine verlorne, doch als eine ganz verschollne Kunst gelten konnte.

Einem straßburgischen Künstler, J. Fr. Kirstein (eigentlich Kirstenstein), gebührt nun das Lob in diesem Fache nicht nur neue Versuche gemacht, sondern auch durch das ihm inwohnende Kunsttalent, dieselbe auf eine ausgezeichnete Weise geübt zu haben, die seinem Namen eine bleibende, rühmliche Erinnerung sichert, und der Stadt, die ihn unter seine Mitbürger zählte, zu keiner geringen Ehre gereicht. Seinem Andenken soll auch unser Blatt, dessen Losungswort Erwinia auf Huldigung dem Schönen in Kunst so wie in Wissenschaft hindeutet, einige seiner Columnen öffnen.

Kirstein, geboren zu Straßburg den 25. Mai 1765, stammte aus einer Familie in der sich seit mehrern Generationen Liebe und Talent zur Kunst vom Vater auf den Sohn fortgeerbt haben. Dem väterlichen Willen zufolge widmete er sich, zugleich mit seinem ebenfalls talentvollen jüngern Bruder (der aber schon im 21. Lebensjahre starb) der Goldschmiedekunst. Hiedurch kam er mit vielen Personen von Stande, die damals in unsrer Stadt residirten, in Berührung, unter andern auch mit dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, Obristen eines Infanterieregiments in französischen Diensten, der später noch als König von Baiern mit unserm Kirstein mehre Male in Baden zusammentraf, sich ihm sehr huldvoll erzeigte und ihn verschiedenen Personen von Range, denen er denselben vorstellte, auf das ehrenvollste empfahl.

Unterdessen war die Zeit herbei gekommen, wo eine allgemeine Staatsumwälzung die alten politischen Verhältnisse Frankreichs aufzulösen und mit neuen Begriffen und Grundsätzen,

*) *Benvenuto Cellini*, dessen Biographie von Göthe übersetzt worden. In Frankreich: *Claude Ballin*, Goldschmied zu Paris, geboren 1615, gestorben 1678; *Nicolas Delaunay*, ebenfalls von Paris, geboren 1647, gestorben 1727. In Deutschland: Adolph Gaab, von Augsburg, lebte um 1700; David Schwestermüller von Ulm, starb 1678, 84 Jahr alt; J. Andreas Thelot zu Augsburg, starb 1734, 80 Jahr alt, u. a. m.

auch eine neue Ordnung der Dinge einzuführen begonnen hatte. Der gewaltige Drang der Zeit, das ungestüme Wogen der Ereignisse berührten auch unsern Kirstein: ihn ergriff ebenfalls der zauberischwirkende Enthusiasmus, der sich in jener Epoche der Jugend unsrer Vaterstadt bemächtigte und eine große Anzahl unsrer Bürgerssöhne unter die Fahnen des jungen Freistaats führte. Schon war sein Name in das Verzeichniß der Freiwilligen eingetragen, als der Wille des Vaters, der sich bestimmt gegen diesen Schritt aussprach und freilich nur mit vieler Mühe seine Ausstreichung von dieser Liste erwirkte, ihn am väterlichen Heerde festhielt.

Schon in diesem Zeitpunkt zeigten sich bei ihm die ersten Regungen jenes großen Talentes, das sich späterhin so herrlich entfaltete. Er begann mit Ornamenten, die er in Kupfer ausführte; er verfertigte Kabinetsstücke; aber mit ernsterm Willen fieng er die Ciselirkunst erst um 1804 und 1805 an, als bei den immerwährenden Kriegsläuften sein Goldschmiedgeschäfte nothwendig wenig Fortgang haben mußte, ja durch die ungünstigen Zeitverhältnisse immer mehr eingeschränkt wurde. Wenige Zeit nachher mußte ein herber Verlust den er erlitt, auch das seinige beitragen, seine künstlerische Betriebsamkeit noch zu vermehren: im Jahr 1807 verlor er seine Frau. *) Der gelehrte Antiquar und Philolog, Professor Jeremias Jakob Oberlin, sein Verwandter, rieth ihm sich nun mit aller Kraft der Ciselirkunst zuzuwenden, da ununterbrochene Thätigkeit und fortgesetztes ernstes Bestreben, die untrüglichsten Mittel seyen, sich bei einem empfindlichen Verlust zu zerstreuen und aufrecht zu erhalten. Kirstein folgte dem Rathe des erfahrenen Mannes.

Die folgenden Lebensjahre unsers Kirsteins bieten im Ganzen keinen Stoff zur geschichtlichen Darstellung dar: seine Tage flossen ihm in einer glücklichen Einförmigkeit dahin, die nur durch eine kleinere oder größere Reisen, **) die er machte, unterbrochen wurde. Seine Zeit war getheilt zwischen der Ausübung seiner Kunst, dem Umgang mit Freunden und dem Genuß der Natur in den schönen Gegenden, die diſseits- und jenseits des Rheins unser Thal in bunter Abwechslung umgeben. Diese Streifereien durch Wald und Flur, durch Berg und Thal, außerdem daß sie ihm als Mittel dienten seine Gesundheit zu stärken und zu erhalten, lieferten ihm zu gleicher Zeit reichen Stoff zu seinen kunstreichen Leistungen. Auch wandte sich sein Talent vorzugsweise solchen Darstellungen zu, welche Scenen aus dem Naturleben darbieten. Seine Jagdstücke, seine wilden Thiere im Dickicht des Forsts, sind von seinen gelungensten Arbeiten, und gewiß einzig in ihrer Art. Sprechende Beweise seiner künstlerischen Schöpferskraft sind sie zugleich augenscheinliche Proben des tiefen Studiums, das er den Scenen der Natur gewidmet und des lebendigen Sinnes mit dem er dieselben erfaßt hat.

Unter den Arbeiten andrer Art, die er verfertigte, steht die große Vase oben an, die den Triumphzug Alexanders, nach Thorwaldsen, darstellt. Sie wurde im Jahr 1822 angefangen und 1825 geendigt. In diesem letztern Jahre nahm er sie, nebst andern Arbeiten mit sich nach Paris. Der damalige Regent ertheilte dem Kunstwerk großes Lob, und ließ dessen Meister, der ihm vorgestellt worden, hoffen, daß es von der Regierung würde angekauft werden. Doch geschah es nicht; denn hatte nicht Kirstein zwei Jahre zuvor für den liberalen Deputirten, Jakob Köchlin, und für den Sergeanten der Pariser Nationalgarde Mercier, der sich geweigert hatte einen der Volksvertreter mit Gewalt aus der Kammer zu führen, zwei Vasen gefertigt? »Sie haben, sagte ihm bei dieser Gelegenheit ein erfahrener Mann, durch diese beiden Arbeiten unsern Hof beleidigt, der so etwas nicht verzeiht. *) Dennoch ließ derselbe Fürst, als er 1829 nach Straßburg kam, unsern Kirstein zu sich kommen und bezeugte sich sehr leutselig gegen ihn. Auch der jetzige König fand bei seiner Anwesenheit in unsrer Stadt, im Jahr 1831, Kirsteins Arbeiten in hohem Grade interessant, und ließ zwei seiner Jagdstücke ankaufen.

Mehrere Male wurden ihm als Anerkennung seines Kunsttalents Medaillen zu Theil; im Jahr 1834 zu gleicher Zeit mit seinem ältesten Sohn. Das erste Mal geschah es 1810 als er im Musée Napoléon zwei Jagdstücke und neun Medaillons ausgestellt. Leider wurden ihm beide größere Bilder nebst drei der letztern von Dieben entwendet. Alle Nachsuchungen von Seiten des Direktors, des berühmten Denon, waren ver-

*) Geborne Krämer, mit welcher er seit 11 Jahren verheurathet gewesen. Eine zweite Verbindung bewerkstelligte er im Jahr 1809.

**) Eine Anekdote, die sich auf seinen Ausflug in die Schweiz im Jahr 1835 bezieht, und die er mit Vergnügen erzählte, ist zu sehr ergötzlich, als daß wir sie gänzlich mit Stillschweigen übergehen sollten. In dem Postwagen machte sich ein junger Reisender durch etwas weitgetriebene Redseligkeit bemerklich; er wußte eine Masse Neuigkeiten von den Orten zu erzählen, wo er durchgekommen war. Als er hörte, daß Kirstein, dessen Namen er übrigens nicht kannte, von Straßburg sey, wandte er sich an ihn mit der Frage: ob er auch wiße, daß vor Kurzem daselbst der berühmte Ciselirer Kirstein gestorben sey? Er könne ihn gewiß versichern, daß die Sache sich so verhalte, denn er habe vor wenigen Tagen in desselben Laden die Familie in tiefer Trauer gesehn und die Nachricht von ihr erhalten. — Man denke sich des Erzählers Erstaunen, als Kirstein sich ihm bekannt machte!

*) Er verfertigte noch mehrere Vasen derselben Art, als Geschenke für den Präfekten Lezay-Marnesia und den Maire Brackenhoffer; ferner nach 1830 für Hrn. Friedrich von Türckheim und Hrn. Liechtenberger.

TIMBRE ROYAL

gebens, so wie alle Erkundigungen die ein Freund Kirsteins, Herr Kupferfabrikant Thomire deßwegen anstellte; die Thäter wurden nicht entdeckt.

Mit seinen seltenen Künstlergaben verband unser Kirstein einen gleich schätzbaren Character. Eine unverwüstliche heitere Laune erhielt in seinem Innern immerwährend jenen reinen Himmel, der über der Künstlerseele schweben muß, wenn sie in ihrer Wirksamkeit sich glücklich fühlen und thätig erzeigen soll. Das materielle Glück der Bequemlichkeit und des verfeinerten Sinnengenusses, das Reichthum und hohe Stellung in der Gesellschaft, denen, die es suchen, gewähren können, war kein Gegenstand seines Bestrebens: höchst einfach in seinem Äussern, zufrieden mit dem was dem Mittelstand erreichbar ist, und mit wenig Aufwand sich leicht finden läßt, verlebte er seine Tage in stets gleichmüthiger Stimmung; mit Ruhe und Hingebung das Unangenehme tragend, das ihm zufiel; bescheiden in seinem Sinne; anspruchlos und frei von jeder leidenschaftlichen Aufregung. Dabei, ein aufrichtiger Freund der Wahrheit, der seine Überzeugung Niemanden aufdrang, sie aber auch treu aussprach ohne Berechnung und Rückhalt.

Darum wird sein Andenken nie erlöschen bei denen, die ihm nahe standen, so wie die Werke die sein Genius ins Dasein rief beim Nahen und Fernen seinem Namen eine unsterbliche Dauer erworben haben.

Er starb den 4. Juni. Eine zahlreiche Menge seiner Mitbürger, worunter mehrere der höchsten Beamten der Stadt und des Departements, begleiteten seine irdische Hülle zur Ruhestätte, an der noch der Präsident der Gesellschaft der Kunstfreunde, in einer inhaltvollen Rede dem Andenken des ausgezeichneten Verstorbenen die verdiente Huldigung darbrachte. *)

Wir glauben, daß nachstehendes Gedicht von C. F. Hartmann, hier ausschließlich seiner rechten Stelle gewidmet ist:

Kirstein.

Du zeichnest, Fremdling, auf in deinem Buche
Was Kleber's Vaterstadt Erhab'nes dir
Zu schau'n gewährt, und willst im Wanderzuge
Schon weiter gehn? — Weil' noch und folge mir.

Ich sah dich stumm vor Erwin's Pyramide,
Sah staunend dich vor Sachsens Moritz stehn;
Doch hast das Drei der Kunst im Kunstgebiete,
Was dir die Welt nicht zeigt, du nicht gesehn.

Komm, eh' des Wanderns Lust dich in die Weite
Fortzieht: dort, nächst dem Wunderriesendom,
Sieh' Kunstwerk eines Mann's in schlichtem Kleide;
Sieh' recht, und du vergiß'st Athen und Rom.

Sieh' schnell und recht; denn nach dem ersten Schauen
Verwirrt dich Staunen und Bewunderung:
Willst deinem Blick, dem Werk, dem Mann nicht trauen,
Rufst zweifelnd: »Wie, so hoch der Künste Schwung!«

Und bist du wach aus deinem Zaubertraume,
Schiedst vom metall'nen Panorama du,
Dann wahr' die Stund' in deines Buches Raume
Und deinen spätern Enkeln setz' hinzu:

»Was heut' ich sah, es werden's eure Blicke
Vielleicht, gleich Raphael'sches, einst ersehn;
Ich aber danke Höh'res dem Geschicke:
Ich durft' beim Werk und seinem Meister stehn!

»Mag auch, des Seltnen Höhe zu ereilen,
Wohl Mancher kühn derselben Bahn sich weih'n,
Der Vorwelt Ruhm wird Kirstein ewig theilen:
Wird, ihren Meistern gleich, unsterblich seyn.«

---

*) S. die Rede des Herrn Präsidenten Schneegans im Album alsacien, n° 13.

Miscellen.

Bei einem medizinischen Examen fragte ein Professor aus Chicane den Candidaten: »Wie lange kann ein Mensch ohne Gehirn leben?« Entschuldigen Sie, Herr Professor, sagte dieser gelassen: Wie alt sind Sie?

Ein Hofnarr Franz I., Königs von Frankreich, beklagte sich bei demselben, daß ein Cavalier ihm gedroht habe, er wolle ihn ermorden. Wenn er das thut, erwiederte der König, so lasse ich ihn fünf Minuten darauf hängen. »Angenehmer wäre mir's, Sire,« sagte der Narr, wenn Sie ihn fünf Minuten vorher hängen würden.«

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 9.

Samstag, den 30. Juni 1838.

Berthold Schwarz.

—

Wer kennt die schöne Freiburg nicht?
Mit ihrem hehren Dome,
Der mit ernstheiterem Gesicht
Steht in dem Zeitenstrome;
An reichere Vergangenheit
Für uns die beste Mahnung,
Doch vorwärts blickend in die Zeit,
Voll sorgentrüber Ahnung.

Bei seiner Glocken vollem Ton
Umwehn mich alte Sagen,
Vergönnt's dem Sänger, euch davon
Heut eine vorzutragen;
Ich will zurück euch führen weit
Ins Franziskanerkloster,
Woran der Sturm sich bricht der Zeit,
Nur noch von Ferne tost er. —

In dem Laboratorium
Voll Tiegel und Phiolen,
Umstellt mit Büchern ringsherum,
Schürend des Herdes Kohlen,
Sitzt Bruder Berthold eingewiegt
In grübelnde Gedanken,
Ach! jeder Blick des Geistes fliegt
An allzuhohe Schranken.

Er forschet wohl mit heißem Fleiß
Nach der Natur Bekanntschaft,
Er sucht in aller Wesen Kreis
Geheime Wahlverwandtschaft,
Der Elemente herben Kampf
Zur Harmonie zu gleisen,
Doch unter Qualm und Ofendampf
Umsonst den Stein der Weisen.

Er sucht umsonst die Goldtinktur,
Es will ihm nicht gelingen
Dem Zaubermeister der Natur
Den Schlüssel abzuringen;
Er stampft im Mörser emsiglich
Salpeter, Kohlen, Schwefel,
Und rief' den Teufel gern zu sich,
Wär' es kein solcher Frevel.

Nun schürt die Glut er wieder frisch,
Daß alle Funken sprühen,

Und einer [illegible] in dem Gemach,
[illegible] zuckt mit Blitzen
Die Mitternacht ein Donnerschlag
In des Gewölbes Decken.
Geschleudert auf den Boden lag
Der Mönch in Todesängsten.

Und als er wieder schaudernd empor,
Ist ihm, als ob er träume;
Durch des getheilten Rauches Flor
Schaut er in seine Räume,
Und deutlicher stellt sich ihm dar
Ein schauerlich Gebilde,
Es drängen Krieger Schaar an Schaar
Sich auf das Schlachtgefilde.

Aus Rohrgewehren knallen sie
Sich Blitz um Blitz entgegen,
Und tausendweise fallen sie
Von einem Kugelregen;
Er sieht, auf Rädern hergeschafft,
Viel Mörser, deren Mündung
Speit Kugeln aus mit Donnerkraft
Teuflischer Erfindung.

Wo das Geschoß hin wettert,
Da reißt es Reihen nieder,
Es liegen rings zerschmetterte
Zuckende Menschenglieder;
Es stürzen Felsenburgen ein,
Zertrümmert unter Bomben,
Die Thürme werden Wüstenein,
Die Städte Katakomben.

Da schreit der Tod in [illegible]
Aus Leichenfeld [illegible],
Die Seele triumphirend schwang
Nun Berthold er [illegible];
Und rief ihm zu: «Wie bin ich dir
O Mönch! so sehr verbunden,
Daß du ein solches Elixir
In meinem Dienst erfunden.»

Und wie das Bild verschwunden war,
Kniet Berthold in der Zelle:
«Die [illegible] war entdecket
Der Teufel [illegible];
In diesem Pulver war mir mit
Der Hölle schwarzer Samen;
O Gott! verzeihe was ich that,
Gieb mir nicht Schuld dran! Amen.»

August Schnezler.

Liebe stärker als der Tod.

Legende von Bulwer.

Die Engel spielten ihre Harfen in dem Himmel und ihre Musik stieg empor zu den Zelten des Allmächtigen, gleich einem Strome von Wohlgerüchen. Aber die Harfe Seralims klang lieblicher als alle andern, und die Stimme des Unsichtbaren (denn die Engel selbst kennen nicht die Herrlichkeit Jehova's — nur fern in den Tiefen des Himmels sehen sie ein nie schlafendes Auge, das über der Schöpfung wacht) ertönte also:

«Fordere eine Gabe für die Liebe die aus deinem Gesange strahlt, und sie soll Dir gewährt seyn!»

Und Seralim antwortete: «In dem Orte, welchen die Menschen Fegfeuer nennen, und welcher ist die Zuflucht vor der Hölle, aber der zeitweilige Durchgang zum Himmel, dort sind viele Seelen, die Dich anbeten, und jetzt gerechte Strafe leiden für ihre Sünden. Gewähre mir die Gabe, sie bisweilen besuchen zu dürfen, um sie zu trösten in ihren Leiden, durch die Hymnen der Harfe, welche Dir geheiligt ist.»

Und die Stimme antwortete: Deine Bitte ist erhört, o Weiser der Engel! und sie erscheint gut vor Ihm, der züchtigt, aber aus Liebe. Gehe, Du hast deinen Willen.»

Nun sang der Engel das Lob Gottes, und als der Gesang verhallt war, erhob Seralim sich von seinem azurnen Throne zur rechten Hand Gabriels, entfaltete seine Regenbogenflügel und schwebte zu jenen lichtern Engel, welche der Erde am nächsten, von dem Schooße der Gottheit [illegible], die hier durch Feuer geläutert werden. Dort sehen die Angesichter von ferne jene glänzenden Räume, in welche sie dereinst sollen aufgenommen werden, und erkennen fast die Gestalten der seligen Wesen, welche, entfernt von dem Quelle der Unsterblichkeit, in den Gefilden des Paradieses umherwandeln, und fühlen, daß ihre Seligkeit keine Gränze kennt; — und dieser Gedanke erhebt sie mitten unter den Qualen und macht den unermeßlichen Unterschied zwischen dem Fegfeuer und der Hölle.

So senkte der Engel seine bethränenten Flügel und trat ein in die krystallenen Thore; er ließ sich auf einen ausgebrannten Felsen nieder und rührte seine göttliche Leier; und es verbreitete sich Ruhe unter den Unglücklichen; der Dämon hörte auf zu quälen, und das Opfer zu wehklagen. Was der Schlaf für die Trauernden auf der Erde, war der Hymnus des Engels für die Seelen auf dem läuternden Sterne.

Eine Stimme mitten in der allgemeinen Stille schien allein nicht befriedigt durch Seraline; es war der Schmerzenslaut einer Unglücklichen, denn sie hörte fort in herzzerschneidenden Tönen zu rufen:

»O Arenheim! — Arenheim! traure nicht um die Verlorene!«

Der Engel griff in die Saiten und diese hauchten ihre süßesten Weisen aus; aber noch — gefühllos und taub für die lieblichste Harfe in dem Chore der Engel — rief die einsame Stimme:

»O Arenheim! — Arenheim! traure nicht um die Verlorene!«

Seralims Brust athmete inniges Mitgefühl und er nahte sich der Stelle von wo her der Ruf kam, und er sah dort den Geist eines jungen holdseligen Mädchens, angekettet an einem Felsen, und die Dämonen müßig neben ihm liegend. Und Seralim sprach zu den Dämonen:

»Hat mein Lied euch in diese Ruhe gebannt?« —

Und sie antworteten: »Ihre Sorge um einen Andern ist bitterer als unsre Qualen, deshalb sind wir müßig.«

Darauf trat der Engel zu dem Geiste und sagte mit einer Stimme, vor der alles Jammern verstummte — denn welcher Schmerz überhörte eine solche Theilnahme? —:

»Worüber, Tochter der Erde, worüber erhebst Du diese lange traurige Wehklage und warum wird die Melodie der Harfe, welche die Schuldigsten deiner Gefährten beruhigt, kein Balsam deinem blutenden Herzen?«

»O strahlender Fremdling,« antwortete der arme Geist, »Du sprichst zu Einer, die auf Erden Gottes Geschöpf mehr liebte als Gott; darum ist sie mit Recht verurtheilt. Aber ich weiß daß mein armer Arenheim unaufhörlich um mich trauert, und der Gedanke an seinen Kummer ist unerträglicher für mich, als Alles was die Dämonen mir anthun können.«

»Und wie weißt Du, daß er nach Dir jammert?« fragte der Engel.

»Weil ich weiß, wie traurig ich nach Ihm gebeugt hätte,« war die einfache Antwort des Geistes.

Die göttliche Natur des Engels war gerührt, denn die Liebe ist die Natur der Kinder des Himmels. »Und wie,« sagte er, »kann ich deiner Sorge Dich entheben?«

Eine Entzückung kam über den Schatten und erhebte seine nebligen, außerweltlichen Arme aus, und rief:

»Laß mich, o laß mich auf die Erde, nur eine kleine Stunde, zurückkehren, daß ich meinen Arenheim wieder sehe, daß ich, meine Leiden ihm verbergend, ihn trösten möge, in seinem eigenen.«

»Ach!« sagte der Engel, und wandte seine Augen weg, denn die seligen Geister weinen nicht körperliche Zähren. »Wohl kann ich deine Bitte Dir gewähren, aber unbekannt ist Dir die Buße; denn die Seelen im Fegfeuer, können sie auch zurückeilen auf die Erde, gewärtigen schreckliche Strafe bei ihrer Heimkehr. Wisse: für eine Stunde, wieder bewilligt auf der Erde, siehst Du um tausend Jahre verlängert die Qualen deiner jetzigen Haft!«

»Und viel wäre Alles!« rief der Geist, »kommt's ja! von Herzen; ich unterwerfe mich diesem Urtheil! Ach, sicherlich liebt ihr im Himmel nicht, sonst würdest Du wissen, o himmlischer Gast, daß eine Stunde des Trostes, dem Einen verliehen, den wir lieben, tausend Jahrhunderte der Qual für uns selbst nicht aufwiegen. Ich will meinen Arenheim trösten und überzeugen, mag denn mit mir geschehen, was höherer Wille verhängt!...«

Der Engel blickte in die Höhe und er sah in weit entfernten Regionen, welche auf dieser Sphäre Niemand sonst unterscheiden konnte, die Strahlen, die von dem allwachenden Auge ausgiengen, und hörte die Stimme des Ewigen, die ihm befahl zu thun, wie sein Mitleid ihm gebieten. Er blickte den Geist an, und dessen Schattenarme waren liebend gegen ihn ausgebreitet. Er sprach das Wort, das die Riegel der Thore des Fegfeuers öffnet, und ach! der Geist war zurückgekehrt in die Menschenwelt. —

Es war Nacht in den Hallen des Herrn von Arenheim und er saß eben an seiner glänzenden Tafel; laut und lang war das Lachen und lustig das Scherzen, das ringsum wiederhallte; aber das Lachen und Scherzen des Herrn von Arenheim war lauter und lustiger als Alles.

Und an seiner rechten Seite saß eine schöne Dame und immer wieder beugte er sich von den Andern, um zarte Liebesworte ihr ins Ohr zu flüstern.

»Aber, ach!« sagte die strahlende Dame von Falkenberg, »wie können Damen Männern glauben. Schwurst Du nicht die nämlichen Eide, versprachst Du nicht gleiche Liebe deiner Ida, der schönen Tochter von Lowen; und haben nicht erst drei kurze Monde ihr Grab beschienen?«

»Bei meiner Seligkeit!« sagte der junge Herr von Arenheim, »Du thust deiner Schönheit erbärmlich Unrecht. Ida? Nein, Du spottest meiner. Ich die Tochter von Lowen lieben! wie

würde ich denn auch Deiner würdig seyn? Einige wenige schöne Worte, einigemale ein vorübergehendes Lächeln — darin ist all' die Liebe enthalten, die Wenheim jener Ida weihte. Was kann ich dafür, wenn das arme Närrchen die gewöhnlichen Höflichkeiten falsch auslegte? Gewiß, Theuerste, dies Herz schlägt rein und treu für Dich!»

«Wie!» sagte das Fräulein von Hallenberg, widerstrebend, während Wenheims Arm ihren schlanken Leib umfaßte, «Du grämtest Dich nicht über ihren Verlust?»

«Nun ja in den ersten Tagen; aber in deinen strahlenden Augen las ich bald den schönsten Trost.»

In diesem Augenblick war es dem Herrn von Wenheim, als hörte er hinter sich einen tiefen Seufzer; er wandte sich um, aber er sah nichts, außer einen leichten Nebel, der allmählig abnahm und in der Ferne verschwand. Welche Nothwendigkeit war aber für Ida, sich selbst ihm zu entdecken?

— — «Und Du verkündetest also deine Botschaft nicht dem Geliebten?» fragte Geralim, als der Geist der unglücklichen Ida in das Fegfeuer zurückkehrte.

«Gebiete den Dämonen, ihre Qualen wieder zu beginnen,» war die Antwort der armen Ida.

«Und war es Dir lohnend, daß Du um tausend Jahre deine Buße zurückführtest?»

«Ach!» seufzte Ida, «nach dieser einzigen Stunde, die ich auf Erden zubrachte, haben tausend neue Jahre im Fegfeuer wenig Schreckliches für mich.»

Grabesrosen.

Rosen mir als letzte Gabe
Eure Liebestreue weiht.
Tragt ihr meinen Leib zu Grabe,
Decket ihn mit Rosen leicht!

Rosen hab' ich gern gelitten,
Mich ergötzte ihre Pracht.
[illegible]
Durch die lange Grabesnacht!

Und bricht an der Tag, der große,
[illegible]
Dann die allerschönste Rose
Leuchtet auch in meiner Hand.

Bopp.

Bruchstücke
aus Wilhelm Schimper's Reiseberichten aus Asien und Afrika,

mitgetheilt von

W. Ph. Schimper.

(Fortsetzung.)

3.

Der Horeb. Der Berg Sinai und seine Umgebungen.

Von Naßeb hat es nur einige wenige Stunden nach dem Berge Sinai dessen Vorhügel oder Vorberge mit dem Kloster der heiligen Catharina wir bald ansichtig wurden. Man kömmt zuerst auf eine nach dem Sinai hin sich etwas senkende Ebene und zugleich in ein anderes, kühleres Clima, das im Sommer sehr angenehm ist. Im Hintergrunde dieser Ebene zeigt sich eine isolirte große Berggruppe, welche Horeb heißt. Der höchste Gipfel dieser Gruppe, den man, von Naßeb, vom Nordwest kommend, nicht sieht, wird für den Berg Sinai gehalten, welchen die Mahomedaner — «Gebel Musa,» den Berg Moses heißen. Die Berggruppe Horeb bildet ungefähr ein Viereck und kann, umschließenden Thälern folgend und einige Zwischenhügel übersteigend, im Verlaufe eines Tages bequem umgangen werden.

Auf der Südseite ist das Thal Raphidim, das von Nordwest nach Südost streicht; auf der Nordseite ist in einem sehr verengten, mit dem Thale Raphidim fast gleichlaufenden Thale das Kloster gebaut, das durch katholische Mönche der heiligen Catharina geweiht ist, und nicht dem Manne Gottes, der früher war als alle Catharinen dahingekommen. Das enge Klosterthal schließt sich östlich durch einen abgerundeten nicht sehr hohen Berg, welcher mit dem Horeb zusammenhängt. Westlich von Horeb und nord-westlich liegt die Ebene von der ich gesprochen, und südlich ist ein von Süden nach Norden hinabziehendes, breites und trockenes Sandthal, das durch andere Berge, hier vom Thal Raphidim, wie dort vom engen Klosterthal getrennt ist.

Das Kloster hat mehr das Ansehen einer Citadelle, als eines religiösen Gebäudes, und gewährt, von Außen betrachtet, einen unerfreulichen Anblick, indem es weder Fenster noch Thüren hat; aber lustig und geräumig ist es im Innern. Es umschließt eine Menge Gebäude, einige Kirchen, auch eine

Weicher! viele Zimmer und Mönchszellen, Gallerien, Gewölbe und unterirdische Gänge; alles bildet jedoch hinsichtlich der Stellung zu einander, ein ungeregeltes, wirres Stückwerk.

Unterhalb des Klosters, auf der Nordwestseite desselben, ist ein großer von einer hohen Mauer umgebener Garten, der mir durch sein mannigfaltiges Grün und blühende Obstbäume, die ich schon von der Ferne sah, ein sehr erfreuender und labender Anblick nach meiner ziemlich lange gedauerten Wüstenreise war. In diesem Garten, der mit dem Kloster durch einen unterirdischen Gang verbunden ist, sind Äpfel, Aprikosen, Birnen, Feigen, Cypressen, Granaten, Mandeln, sehr viele Oliven, Orangen, Pfirsiche, Pflaumen, Weintrauben, Zwetschgen, einige Zierpflanzen und einiges Gemüse cultivirt; er ist aber gegenwärtig, ungeachtet seiner gut eingerichteten Wasserleitungen, schlecht besorgt, jedoch auch nicht gänzlich vernachlässigt.

Als ich am Kloster angelangt war, ließ ich mich an einem elenden Strick hinaufziehen, und präsentirte mich dem Prior, der hier auf arabisch Wakil oder Vakil, d. h. Vorsteher, oder richtiger Vertreter genannt wird (hier der Vertreter des Bischofs von Sinai), einem kleinen etwas dick und corpulenten, freundlichen Manne mit halb grauem und halb schwarzem Barte und starken Augenbrauen, der mich willkommen hieß, mich mit zwei Eiern und schwarzem Kaffee bewirthete, aber meine Bitte, um Aufenthalt im Kloster zum Zweck und für die Dauer meiner Arbeiten in dieser Gegend, nach langem und freundlichem Umschweif, rund abschlug. Für kurze Zeit wäre ich gerne aufgenommen worden. Ich glitt am Seile wieder herab und schlug vor dem Kloster mein Zelt auf, wo ich aber alsbald von einem elenden Gesindel umringt war und mancherlei Kleinigkeiten beraubt wurde.

Am folgenden Tage erschien ich abermal beim Klostervorsteher und verlangte nun in höherem Tone als früher, gestützt auf die Ordre des Patriarchen in Kairo und des regierenden Pascha's in Egypten, welche ich beide überbracht hatte, Aufnahme in's Kloster, welches Verlangen ich mit einem hier zwar unrecht angewendeten, aber wirksamen Geschenk an die Priester unterstützte. Dieses Verfahren bewährte sich zugleich als nützlich, denn man bot mir nun den durch eine hohe Mauer geschützten, freundlichen Garten zum Wohnsitz an, der mir weit lieber als die kleinen Zellen des allen Ein- und Ausgangs beraubten Klosters war.

Ich schlug unter einem großen Mandelbaum mein geräumiges Zelt auf, und ließ zur Aufbewahrung meiner besten Effekten eine verschlossene Steinhütte ausbauen und verschiedener machen. Als ich alle eingerichtet und darin zum Verlaß der mir aufgegebenen Arbeiten war, bestieg ich am 9. April den Berg Sinai.

Der Weg auf diesen Berg hinauf ist eng und steil, aber etwas treppenartig zugeformt, so daß man ziemlich bequem in die Höhe steigen kann. Man begegnet auf einem ebenen Bergplatze zuerst der jetzt verlassenen und vernachlässigten Kirche Elia, bei welcher ein Cypressenbaum von ungemeiner Dicke und Höhe steht. Die Kirche soll den Ort umschließen, wohin sich der Prophet Elia vor der Isabel geflüchtet. 1 B. Könige 19, 8 und 9.

Die Fläche, auf welcher die Kirche Elia steht, kann man als ein kleines Plateau der Horeb-Berge betrachten; man durchschreitet sie und kömmt darauf an den Berg Sinai im engern Sinne, indem man etwas mehr als ein Drittel des Weges zurücklegt und etwas weniger als zwei Drittel desselben, nämlich bis zum Sinaigipfel, vor sich hat. — Nach zwei bis dreiviertelstündigem Marsch (vom Katharinenkloster an), der aber der Steilheit des Berges wegen langsam ist, erreicht man den Gipfel wo zwei Kapellen sind, eine für die Christen und eine für die Mahomedaner. Die erstere heißt Metamorphosis — auf arabisch [illegible] — zur Erinnerung des Vorgangs auf einem Berge, beschrieben Evangelium Matth., Kap. 17. In dieser Kapelle befindet sich folgende Note von [illegible]: «J. R. von Frankfurt a. M. beobachtete den Barometer in dieser Kapelle, am 7. Mai 1831, um 12 Uhr: 21' 7'' 6'''; Therm. 13 1/4 R.»

Man übersieht vom Gipfel des Sinai fast die ganze tiefer liegende Berggruppe Horeb. Die weißen Horebspitzen sind nord-westlich vom Sinai gegen die Ebene hin, wo sie ganz steil abfallen. Südlich hängt sich der Berg Sinai unmittelbar zum Thal Ruphidim ab; man kann ihn also von dort besteigen, ohne einen der Berge zu berühren, welche man Horeb nennt, obschon auch sie einen großen Theil des Thales Ruphidim begränzen.

Der südlich an den Sinai angränzende, aber durch das Thal Ruphidim von ihm geschiedene Berg der heiligen Catharina ist von bedeutender Höhe, beherbergt fünf bis sechs Monate lang auf seinem Gipfel Schnee, und hat von seinem Fuße an, bis zu seiner Höhe, eine theils ganz eigenthümliche, theils weit reichere Vegetation als der Sinai und die andern Berge der Umgegend. Ich wandelte mich am 14. April durch die Schneefälle, welche ich auf dem hohen Gipfel des Catharinenberges einathmete und durch einige [illegible], welche ich mir zubereitete. — Unter den eigenthümlichen Gewächsen dieses Berges verdient die schöne Primula verticillata einer besondern Erwähnung; ihre Blüthezeit ist im hohen Sommer, von Juni

bis Sugeh. Ich traf sie nur an einem Orte, nämlich auf dem gewöhnlichen Weg vom [illegible] zum [illegible], ziemlich weit unten am Berge. Man nennt sie Merr, vielleicht nach dem Stammworte Meriba, denn wahrscheinlich war hier der Ort, wo die Israeliten des Wassers wegen haderten. Auch hieß der Ort Massa und Meriba. Es ist fast glaubwürdig, daß die Juden, ehe sie murrten, Wasser da gesucht haben, wo es in gewöhnlichen Jahren, ja fast immer sehr reichlich vom beschneiten Katharinenberge, in Schluchten, theils offen und frei, theils streckenweise verborgen herunterkommt. In der heiligen Schrift heißt es am Berge Horeb, allein vielleicht wurde dieser Ort, der kaum eine Viertelstunde vom heutigen Horeb entfernt ist, damals auch Horeb genannt. Ich hatte kein Barometer um die Höhe des Katharinenberges zu ermitteln, weshalb ich nicht wissen kann, ob ich mich irre, wenn ich ihn für 6500 bis 7000 Fuß hoch angebe. Von seinem Gipfel aus, sieht man die beiden Arme des rothen Meeres, die egyptischen Gebirge und einen Theil der [illegible] Küstenlandschaft [illegible]. Unten auf der Nordseite erblickt man den Horeb nebst dem Sinai.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe

aus den vier Jahreszeiten des Lebens.

(Schluß.)

Winter.

Kalter Nord saust durch die alten Mauern,
Von dem Himmel wirbelt leicht der Schnee,
Und umschleiert von winterlichen Schauern
Blickt der Wanderer schwermüthig in die Höh'.

I.

Karl an Gustav.

Ha, wie die Schneeflocken und der Hagel an meinem kleinen Fenster widerschlagen, wie die Fahne auf dem nahen Thurm vom Wind getrieben wird! Spärlich lodert die Flamme im Kamin, und bewegt sich nur bisweilen lebhafter, wenn ein mächtiger Luftzug durch die glimmenden Kohlen fährt.

Es ist schon spät, das Öl in der Lampe ist bald verzehrt. Ja, mein Gustav, ich muß nur die Stunden abwarten, in welchen ich Dir schreiben darf.

Es ist Winter; es ist Nacht, ich bin alt und — krank. Gustav! Kummer und Sorge haben früh meine Haare gebleicht und meine heitere, sonnige Stirn mit Runzeln bedeckt. Ich bin krank, ein Siechen verzehrt meine Kraft und ein beständiges Frösteln durchzittert meine Glieder.

Darum sey nachsichtig, und nimm meinen Dank für die wiederholt angebotene Unterstützung. Immer habe ich mir [illegible], bald werde ich Nichts mehr bedürfen.

Ich bin sehr ruhig, mein Gustav, sehr ruhig. Wenn ich nun jetzt schlaflos liege, so denke ich oft daran, wie ich sonst als Knabe, ehe ich zu Bett ging, auf dem großen Sessel hinterm Ofen ein wenig nickte, und dann leichte Träume an mir vorüberzogen. [illegible]

Die Menschen scheinen mir nicht besser, als sie mir sonst erschienen, aber ich habe gelernt, ihre Fehler milder zu beurtheilen; mein Schicksal kann ich noch nicht für glücklich halten, aber Zeit und Gewohnheit haben allmählich die steile Scheidewand niedriger gemacht, welche zwischen jenem und mein Herz sich geschoben hatte. Ich habe aufgehört zu glauben, die Welt könne ein Schauplatz ungetrübter Freude seyn, aber dafür hält sie auf der andern Seite nicht mehr der dunkle Vorhang ein, der mir vor wenigen Jahren alle ihre Freuden verdeckte, wie die [illegible] Wolkendecke die Gestirne des Himmels. Jetzt ist es darüber lichter geworden, und der Winter lächelt mit tausend goldenen Augen meinem [illegible] Blick entgegen.

Noch einmal wünsche ich Dich zu sehen; denn ich fühle, daß [illegible] mir nicht lange mehr vergönnt seyn wird. [illegible] dein und mein Bild [illegible], welches uns beide als Jünglinge noch darstellt?

Schöne, glückliche Zeit der Jugend, du Zeit des Hoffens und Vertrauens, des Wollens und der That, des [illegible] und des herzlichen Umfassens, nimm meinen Dank und meine letzte Thräne hin!

Dir will ich kein Lebewohl sagen, ich thue es schon. Denn Du bist der Punkt, auf den alle meine Erinnerungen, wie die Radien nach der Mitte des Kreises hinziehen. Lebe nochmals wohl — wohl! bald....

Dein

Karl.

2.

Gustav an Karl.

Ich bin auch krank, aber doch will ich, weil ich Dir schreiben. Wundere Dich also nicht, daß die Buchstaben sich so zitternd aneinander reihen, und dein Auge manche meiner Worte zu entziffern nicht vermögen wird.

Leid thut es mir, daß ich nicht selbst zu Dir zu eilen vermag, daß ich Dir nicht helfen kann mit meiner Kraft, um Dir [illegible] beizustehen in deinem letzten irdischen Kampf. Ja, Du bist sehr krank, das lese ich aus dem, was Du mir schreibst, aber mehr noch aus dem, was Du mir nicht schreibst.

Mein Leben löst sich allmählich von der Erde ab, wie der Bach, der aus den bekannten, lieben Ufern hervorströmt, und mit dem Strome, mit dem Meer sich vermischt. Warum soll ich es läugnen, daß ich auf mein Leben mit süßer Zufriedenheit zurückblicke, daß ich ihm gern sagen möchte, wie lieb es mir war und ist. Hat es mir auch manche Wünsche versagt, so gab es mir doch ebenso viel mehr, als ich begehrte, und jede seiner Jahreszeiten hat es mit schönen, besondern Blumen geschmückt.

Meine Kinder sind alle wohl, meine gute Frau sorgt für mich mit unermüdeter Thätigkeit, Freunde und Verwandte umstehen mein Krankenlager mit den Wünschen aufrichtiger Theilnahme. Und so sehe ich [illegible] vom Tod hervortreten, [illegible].

In einem Jahre traten wir in's irdische und in's bürgerliche Leben; warum sollten wir nicht auch in einem Jahr in das ewige, himmlische Leben treten? Lebe wohl.

Dein

Gustav.

Nachschrift des Verfassers.

Es war im März 1816, als ich vorstehende »Briefe« niederschrieb. Ich hatte in mir selbst die Personen der beiden Briefverfasser getrennt; meine bessern Lebensanschauungen, meine Hoffnungen von der Zukunft, das Idealische, Beseligende, Zufriedene in mir, nannte ich Gustav; Alles, was dem entgegengesetzten Seite in mir war, Karl. Daß ich dem Letzteren meinen wirklichen Namen gab, spricht wohl dafür, daß ich in diesem mich besonders ausgebildet glaubte oder doch wünschte. Mehr noch die Beiden zu individualisiren verbot mir damals mein Alter — ich hatte erst ein halbes Jahr lang die Universität bezogen — aber überhaupt meine Unzulänglichkeit. Es war mir genug, Beide in gewissen Gegensätzen, aber in gemeinschaftlicher Liebe, zum gemeinschaftlichen Ziel gebracht zu haben, und damit die Idee einer Versöhnung — namentlich des Schicksals Karls — zu verbinden, welche weniger die Erde als den Himmel für den Schmelztiegel erkennt, worin edle und unedle Metalle sich scheiden und nach ihrem wahren Werthe gewogen werden.

Welche Veränderungen sind, seit ich jene »Briefe« schrieb, in mir und um mich vorgegangen! Mit Andacht und Rührung nehme ich sie zur Hand. Ihre [illegible] Zeilen sind mir eben so viele Fäden, die mich durch die Gewinde von zwanzig Jahren führen. Wohl auch manches Erreichte, aber auch wie viele untergegangene, gescheiterte Wünsche! Wie viele Gräber! Gleich einer langen Hügelreihe sind sie hinter einander aufgeschichtet, und das Entferntere darin schmerzt nicht deßwegen weniger, weil es das Vergessenere, sondern nur deßwegen, weil das Nähere zugleich das theurere ist, welches der Moment, die Leidenschaft gesteigert hatten, bis sie als [illegible] zu noch neuern Gräbern ziehen. Und so ist Karl und Gustav, Gustav und Karl noch immer wirksam und [illegible] in mir, nur daß ich jetzt mehr dem Gustav angehöre, als damals, wo ich die jugendliche Feder zum Dollmetscher [illegible] Empfindungen machte.

Karl Buchner.

Die Rohraffen an der Münsterorgel.

An der [illegible] Münsterorgel waren in alten Zeiten gewisse Bildwerke angebracht, die durch den Wind aus den Blasebälgen in Bewegung gesetzt wurden, den Mund aufsperrten und dadurch das Volk zum Lachen reizten. Bei kirchlichen Festen, besonders in der Pfingstwoche bestiegen oft lose Gesellen die Orgel, verbargen sich während des Gottesdienstes hinter die Bilder und lachten, schrien und sangen Spottlieder dadurch, daß Alles den Altar verließ und sich um die Rohraffen sammelte. Geiler von Kaisersberg, der während dreißig Jahren im Münster predigte und für den der Magistrat die schöne steinerne Kanzel bauen ließ, erhob sich gewaltig gegen diesen Mißbrauch, und trug beim Rathe ernstlich auf Abschaffung derselben an. In seinen Predigten über Sebastian Brants Narrenschiff sagt er: »Die Schande

Schell der Thomarten ist schweigen und gienen (gähnen) oder dem Narraffen gesehen.»

Ein altes Lied von welchem Königshoven (Chron. S. 375) spricht, läßt einen Narraffen sich beklagen daß der Hahn oder Gockel auf dem [illegible] Münster [illegible] alle Bewunderung auf sich ziehe, und daß er, der doch älter ist, gar nicht mehr besucht werde; der Streit, der zwischen beiden entsteht, wird dem [illegible] beim gewiesen; der ihn schlichten soll.

Die drei Kronen des römischen Kaisers.

Königshoven sagt in seiner Chronik: «Ein keyser muß dreige (drei) cronen enphohen: die erste crone ist yferin, die betütet das ein keyser oder künig soll starg und mechtig sin; die enphohet er von dem Bysschove von Kölle in unser Frowen Münster zu Oche. Die ander crone ist silberin, die betütet das er soll luter und gerecht sin; die enphohet er von dem Byschofe zu Mergelan in der kirchen zu Mundecia. Die dirte crone ist guldin, die betütet das ein keyser an adel und tugent und gerechtikeit soll alle herren übertreffen also gold die andere gesmyde (Geschmeide) übertrifft; diese crone muß er enphohen zu Roma von dem bovese (Pabst), oder von dem an den es der bobest sezet. So ist er denne recht keyser.»

Sanskritisches Sprichwort.

Der Hundertfuß hat sein Gift im Kopf, der Skorpion im Schwanz, die Schlange in den Zähnen. Man weiß also, wo das Gift dieser Thiere sich befindet. Aber das Gift des schlechten Menschen ist in seiner ganzen Person, man darf ihm nicht zu Nahe kommen.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Auf Göthe's Denkmal in Frankfurt, sollen nach Thorwaldsens Vorschlag, die Musen und Grazien abgebildet werden.

— In Paris hat sich eine Commission gebildet, um zu Ehren Moliere's in der Straße Richelieu, dem Hause gegenüber, wo er gestorben, ein Denkmal zu errichten.

— In Albi soll dem verunglückten Weltumsegler Lapeyrouse ein Denkmal gesetzt werden.

— La Chûte d'un ange von A. von Lamartine, das vor Kurzem erschienen, ist ein neues Bruchstück von dem großen Gedichte zu dem auch sein Jocelyn gehört. Schon ist die erste Auflage erschöpft.

— Seidenfabrikation in St. Etienne. In St. Etienne und in der Umgegend arbeiten 27,500 Männer, Weiber und Kinder in der Seidenfabrikation. Dazu werden jährlich 5,750 Ballen Seide, im Werth von 23,385,600 Fr. verarbeitet; der Arbeitslohn, die Interessen des Kapitals und der Gewinn der Fabrikanten werden zu 14,031,390 Fr., also zu 3/5 jenes Materialwerthes angeschlagen, wodurch der ganze Werth auf 37,416,960 Fr. steigert. Täglich werden ungefähr 350,000 Ellen Band verfertigt, und die Fabrikation wird von 200 Fabrikanten und 500 Commis geleitet.

— Eine neue Gemüseart, Chenopodium Quinoa, wurde dieses Frühjahr in Schlesien häufig gepflanzt; sie wird an Ertrag wohl von keiner fruchtreichern Pflanze übertroffen, denn sie trägt 40,000fältige Frucht. In Deutschland ist diese vorzügliche Pflanze noch wenig bekannt und erprobt, desto mehr in England. Die Blätter des Quinoa geben als Spinat zubereitet, ein gutes Gemüse, und der Same in Suppen ein kräftiges Nahrungsmittel.

Räthsel.

Ein seltsam Wort! daß du's gefunden, sieh!
Du findest es doch immer nie.

—r

Charade.

Hell flimmern die Leuchter, es schallen die Geigen,
Es klingen die Hörner und Flöten zumal,
Und rufen die Jugend zum lustigen Reigen,
Zum Ersten herein in den festlichen Saal.

Das Zweite bald wiegt sich's in sonnigen Blicken,
Bald hängt es erstarret im frostigen Wind.
Und droht das beladene Schiff zu versinken,
So schleudert das Ganze hinüber geschwind!

W.

Auflösung der Charade in Nro. 7: Eisenbahn.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 10.

Samstag, den 7. Juli 1838.

Waldblätter.

1.

Jetzt hab' ich zugeschlagen
Die Bücher kalt und todt;
Ich kann mich doch nicht plagen
Von früh bis Abendroth.

Jetzt hab' ich ausgelesen,
Geht, Bücher, ihr seyd kalt!
Da draußen will ich genesen,
Im frischen, farbigen Wald.

Da steht so viel geschrieben
Auf jedem kleinen Blatt,
Da les' ich mit allen Trieben
Und lese mich doch nicht satt.

2.

Im tiefsten Waldesgrunde,
Da hab' ich mich versteckt,
Im dichtesten Weidenbusche,
Da lieg' ich hingestreckt.

Es wehet durch die Zweige
Ein frischer, lauer Wind,
Wie labt er die glühende Wange
Mit seinem Duft so lind!

Die Blätter rauschen kühlend
Auf Wang' und Stirn herab;
Doch glüht es heiß da innen,
Das thut kein Lüftchen ab.

Leo Savis.

Der Blinde und der Taube.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Isidor Real und Hippolyt Bolnais, die Söhne zweier ausgezeichneten Gelehrten von Marseille, waren beide ausgestattet mit hohen Naturgaben; aber jeder war eines edeln Sinnes beraubt. Hippolyt hatte im neunten Jahr durch eine Erkältung das Gehör verloren; Isidor war blind geworden in einer Feuersbrunst. Er lag noch in der Wiege, als er seine Mutter

verlor, und drei Jahre nach diesem unglücklichen Ereignisse brach in seines Vaters Hause Feuer aus. Die Bewohner blieben in tiefem Schlafe versenkt, bis die Flamme anfing ihr Gesicht zu erleuchten. Des Vaters erste Bewegung richtet sich nach dem Lager seines Kindes; er faßt es in seine zitternden Arme, und stürzt mit Blitzesschnelle die Treppe hinunter. Kaum hat er die Straße erreicht, so brechen die Balken und Stockwerke des Hauses zusammen. Er sieht sich wunderbar gerettet mit dem geliebten Sohne, der sein einziges Gut bleibt; denn die treue Gattin lag in der Erde, und seine Ersparnisse in den Flammen begraben. Er küßt mit Schmerz und Liebe das erwachende Kind; aber welch ein namenloser Jammer war ihm noch aufbewahrt! er entdeckt, daß bei dem Brande, der sein Haus verzehrt, sein einziges Kind erblindet ist: Wehe mir! ruft er aus: ich bin dem Tode entronnen, um mein ganzes Leben hindurch das Elend meines Kindes zu beseufzen. — Doch seine erste Regung bereuend, fügt er mit väterlicher Rührung bei: Darf ich murrend das Geschenk des Lebens empfangen! Was sollte ohne mich aus dem armen Knaben werden, der schon der mütterlichen Zärtlichkeit beraubt ist? Ich soll ja der Führer, der Leitstern auf seinem dunkeln Lebenspfade seyn. Das Feuer wurde indessen gelöscht; die übrigen Hausgenossen waren unbeschädigt geblieben, und der Tag ging über den schwarzen Trümmern des Hauses auf.

Der trostlose Vater hatte sich mit seinem blinden Lieblinge in ein Nachbarshaus geflüchtet, und bot nun die ganze männliche Kraft auf, um seinem Verhängnisse nicht zu unterliegen. Noch kämpfte Selbstbeherrschung mit dem Schmerz in seiner Seele, als ein Fremder eintrat, und ihm mit zarter Theilnahme eine Wohnung bei sich anbot. Dieser Menschenfreund war Herr Bolnais, Hippolyts Vater. Herr Real glaubte einen Gesandten des Himmels in ihm zu erblicken, und nahm das unerwartete Anerbieten mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit an.

Hippolyt und Isidor wurden nun Bewohner desselben Hauses, und von der Zeit an, wo Hippolyt das Gehör verlor, waren sie unzertrennlich; wenn Einer den Andern verließ, so war es nur um freundliche Eindrücke aufzunehmen, die er dann mit kindlichem Eifer dem Harrenden mittheilte. Jeder vergaß seine eigene Entbehrung und strebte darnach, die seines zweiten Ichs zu ergänzen.

Der Taube freute sich doppelt der Gabe des Gesichtes, und theilte dem Blinden Alles mit, was seine Blicke anzog; besonders schilderte er ihm die herrlichen Bilder der Schöpfung. Auch las er ihm gerne vor, und da er den Sinn des Schriftstellers auffaßte und nachfühlte, so übertraf er in seinem Vortrag manchen selbst geschickten Leser, der nicht taub ist.

Der Blinde folgte mit angestrengter Aufmerksamkeit einer schönen Rede, einer belebten Unterhaltung zu, und es war rührend anzusehen, wie er dann, dem Genius des Traumes gleich, sein Gesicht mit den geschlossenen Augen auf das Ohr des Freundes hinrichtete, wie seine klare Stimme dessen Hülle durchdrang, und er die interessantesten Stellen, welche er aufgefaßt, in die Sprache des Unglücksgefährten übertrug. Dieser Sinn für das Schöne und Erhabene war in ihnen geweckt und genährt worden durch die würdigen Eltern, welche mit unsäglicher Anstrengung, mit zahllosen Opfern, ihren Söhnen einen Unterricht beibrachten, der geeignet war ihre innere Welt zu bereichern, und ihnen Ersatz zu verleihen, für das, was in der äußerlichen Welt für sie verborgen blieb. — Die gefühlvollen Söhne erkannten das glückliche Einwirken einer solchen Erziehung, und ehrten ihre Eltern gleich einer irdischen Vorsehung. — Die Bildung des Geistes, sagte Hippolyt, ist die Blume unseres Lebens; — und die des Herzens, fügte Isidor bei, ist dessen herrlichste Frucht. Auch ihre Freundschaft war ein schöner Beleg zu diesem Ausspruche; hatte sie sich ursprünglich auf gleiches Mißgeschick, auf gegenseitige Bedürfnisse gegründet, so wurde sie befestigt und gehoben, durch den Einklang ihrer zarten, veredelten Gefühle, durch ihr Streben nach eigener und gegenseitiger Vervollkommnung.

Außer der moralischen Übereinstimmung, boten jedoch die beiden Freunde große Abweichungen dar, so wohl in ihrem geistigen als physischen Wesen. Hippolyt hatte unregelmäßige, auffallende Züge; aber sein großes feuersprühendes Auge herrschte gleich einem Gott in diesem Chaos, und verlieh dem Ganzen eine sinnige, pikante Beweglichkeit. Isidor's Gesicht war bewunderungswürdig schön und zart gebildet, aber ihm fehlten die beiden Himmelslichter, welche Leben und Seele darüber gestrahlt hätten. Seine Physionomie trug jedoch den Ausdruck seiner Gemüthlichkeit. Sein ganzes moralisches Wesen, all' seine innern Klänge standen immer in voller Harmonie, und nichts konnte seine schöne Heiterkeit trüben. Mit diesen Eigenschaften verband er einen tiefen, klaren und richtigen Verstand. Hippolyt hatte dagegen viel Witz, Scharfsinn und Originalität; Isidors Geist, obgleich poetisch, war immer gesammelt; der seinige war zerstreut und schweifte gerne über die Grenzen der Vernunft hinaus, in die weiten Gebilde der Phantasie.

Doch mehr noch war Hippolyt von seinem Freunde verschieden durch seine ungleiche Stimmung; bald war er ernst, düster, bald muthwillig, sogar ausgelassen, kurz er gieng leicht auf Extreme über. Während Isidor Jedermann anzog durch seine liebenswürdige Hingebung und Zutraulichkeit, entfernte Er alle Fremden durch kalte Zurückhaltung und scharfprüfende Blicke.

Sein warmes Herz schien den ganzen Reichthum der Gefühle nur über die Eltern und den Freund auszugießen; seine Zuneigung für Isidor war daher vielleicht noch reger und wärmer, als die seines Freundes für ihn.

Die angebornen Contraste verliehen übrigens ihrem Umgang noch ein Interesse mehr. Durch einen fortdauernden Austausch der Gedanken, der Gefühle und der zärtlichsten Aufmerksamkeit, verschönten sie ihr Dasein, versüßten sie sich ihr Unglück, und keiner von beiden hatte noch laut über sein Schicksal geklagt.

Herr Real hatte sich indessen zum zweitenmale vermählt mit der Schwester seiner ersten Gattin, und bei dieser Wahl auch seines Sohnes Wohlfahrt väterlich erwogen. Der Erfolg übertraf seine Erwartung; nicht allein fand er selbst in der neuen Gattin so süßen Anklang an die Verklärte, sie erwarb und sicherte sich auch seine Liebe und Verehrung durch ihre rührende Zärtlichkeit für Isidor. Dieser besaß wieder eine liebende, aufopfernde Mutter, und erfreute sich in der Folge auch eines allerliebsten Schwesterchens, das durch seine Liebkosungen und naiven Einfälle ihm die Zeit oft freundlich ausfüllte, bis es in eine ziemlich ferne Pension kam.

Die ökonomischen Verhältnisse hatten sich wieder ausgeglichen, sowohl durch Herrn Reals Fleiß, als durch ein bedeutendes Legat, das Isidors Pathe dem blinden Täufling und seinem Vater hinterließ.

Die zwei Jünglinge hatten nun ihr fünfzehntes Jahr erreicht und eines Tages, als sie einen Frühlings-Spaziergang machten, fühlte sich Hippolyt so begeistert von der neu auflebenden Natur, daß er versuchte seinem Freunde ein Bild davon zu entwerfen.

Dieser wurde nachdenkend, und seine heitern Züge nahmen den Ausdruck der Wehmuth an. Hippolyt, der ihn immer mit seinen Blicken bewachte, fragte mit dem zärtlichsten Tone um die Ursache seiner innern Bewegung; von Hippolyts Schilderung ergriffen, setzte Isidor das Sprachrohr an den Mund, und mit erstickter Stimme, seine Worte langsam betonend, rief er dem Freunde folgende Strophe zu:

»Dürft' ich den herrlichen Frühling auch schauen,
»So wie ich ihn fühle in warmer Brust;
»Dürft' ich sie grüßen, die Hügel und Auen,
»Mit trunkenen Blicken, mit kindlicher Lust!«

Er schwieg eine Zeit lang; dann rief er sich selbst zu: Wie schön muß diese Sonne glänzen! Hippolyt sagt: sie verleihe den Blumen ihr buntes Farbenspiel, und Alles werde durch ihren Anblick erfreut und belebt. — Die ganze Natur ist dann festlich geschmückt! — Millionen Blicke weiden sich an ihrem hohen Reiz! nur für mich allein ist sie mit ewiger Nacht umhüllt!

Hippolyt errieth seine Aeußerungen, warf sich in seine Arme und bat, ihm seine unbesonnene Erzählung über die Naturschönheiten zu verzeihen. — Warum kann ich nicht, sagte er, den Genuß mit Dir theilen, den mir die Sehkraft verleiht! Aber betrübe Dich nicht so sehr, lieber Isidor; Du athmest mit mir diese reine Luft ein; Du hörst, was mir nicht vergönnt ist, das Murmeln der Bäche, das Rauschen der Wogen, den Gesang jener glücklichen Geschöpfe, welche den Vater des Lebens preisen: All' die Stimmen der Natur verkünden ihre Reize, so wie die menschliche Stimme, die Schätze des Geistes und die Gefühle der Seele ausspricht.

Isidor. Wie sehr beklage ich Dich, Du Lieber, daß dein Ohr diese Töne nicht vernehmen kann; doch hast Du sie in frühern Zeiten gehört; sie leben fort in deiner Erinnerung. Ich hingegen habe nur eine unbestimmte und gewiß unrichtige Vorstellung von dem, was ich nicht sehe.

Hippolyt. Die Phantasie ist eine schöpferische Kraft, welche nicht selten die Wirklichkeit übertrifft. Du schmückst die Welt mit einem idealischen Reiz, so wie die Maler, welche Gegenstände ins Leben rufen, die keine Ähnlichkeit haben mit denen, welche wir gesehen, und ihnen dann eine poetische Gestalt verleihen. O schildere nur die Bilder deines Lebens! sie müssen sanft und rein seyn, denn sie sind der Abglanz deiner Seele!

Isidor. Du wirst sagen, ich bin ein Blinder der Gesicht-Erscheinungen hat; dennoch will ich Dir gestehen, daß ich im Traume zu sehen glaube; ob mit den Augen meiner Einbildungskraft, oder meines Gedächtnisses — wer kann es bestimmen? — Genug, ich bin umgeben von verschiedenen Gegenständen, die ich mir nahe weiß, ohne daß ich sie berührt oder gehört habe. Oft bin ich auch dem Meere gegenüber, und dieses bringt auf mich eine doppelte Wirkung hervor; ich höre das dumpfe Brausen, welches Dir noch aus der Erinnerung nachtönt, und zugleich habe ich einen andern Eindruck, der wirksamer, lebendiger ist, als der durch das Gehör angeregt wird. — Sind dieß wohl Bilder der Vergangenheit oder Vorgefühle der Zukunft?

Hippolyt. Ich setze das Erste voraus, und was Du mir hier eröffnest, ist wichtiger als Du glaubst. Theurer Isidor! ich schöpfe einen Funken Hoffnung für Dich; Du hast deine Sehkraft erhalten, gleich wie ein Mensch, im Traume; vielleicht ist nur ein äußerer Dunst über den Augen, Gott, welch ein unaussprechliches Glück, wenn man ihn lösen könnte!

Isidor. Täusche dich nicht mit solchen Hoffnungen! weißt Du nicht mehr, theilnehmender Freund, daß unsere Verwandten für uns, drei berühmte Ärzte kommen ließen? Das Resultat

sollte uns verschwiegen bleiben; aber meine kleine Schwester sagte mir einst in ihrem unschuldigen Kosen: »Die bösen Herren die da waren, haben Vater und Mütterchen weinen machen, weil sie sagten, Hippolyt werde taub, und Isidor blind bleiben.« — Laß in unser Schicksal uns ergeben! so innig verbunden wie wir es sind, trägt ja jeder von uns nur die Hälfte seines Kummers. Du bleibst mein treuer Begleiter und mein Licht auf dem nächtlichen Pilgergange durch's Leben. Ich kann für dich nur ein sehr unvollständiger Dollmetscher seyn; aber dafür genießest Du das süße Bewußtsein, daß Du mehr Wohlthaten ausstreuest, als empfangen darfst. —

Hippolyt. Ach! ich wäre weniger unglücklich wenn ich dein ruhiges heiteres Gemüth besäße; wenn ich, besonders in Rücksicht auf die Menschen, so wenig Erfahrung hätte als Du. Du leihest allen Sterblichen dein Herz; du verwandelst sie selbst in schützende Engel.»

Isidor. Sie behandeln mich so liebreich; sie sprechen so viel Antheil für mich aus; ich müßte sehr undankbar seyn, wenn ich sie nicht liebte.

Hippolyt. Ja, ich sehe mit unendlichem Vergnügen, daß Du der Gegenstand ihrer Theilnahme bist. Ich möchte sie aus diesem Grunde schon lieben, aber sie stoßen mich zurück, sie verletzen mich durch ihre Gleichgültigkeit; sie flößen mir Mißtrauen ein, weil sie mich zum Stichblatte ihres beißenden Witzes machen. Der Spottgeist siegt bei ihnen über Mitleid und christliche Liebe.

Isidor. Du sprichst wohl nur von einigen Individuen?

Hippolyt. Ach, zuweilen ist es eine ganze Horde, die gegen mich Verschwörung anspinnt. z. B. Die Schüler, die Studenten, fragen mich nach Wegen und Häusern in der Stadt; sie richten Reden an mich in der Straße, und wenn ich mich nicht anstrenge um sie zu verstehen, und so höflich wie möglich antworte, so lachen mir die einen in's Gesicht, und die andern verbergen ein ironisches Lächeln. O, in solchen Augenblicken möchte ich gleich Dir, blind seyn, um die Hohnlacher nicht zu sehen!

Isidor. Aber lieber Freund, kann denn ein Schwarm von Windbeuteln dein Urtheil über die Menschen bestimmen? Man sollte glauben, Du wollest durch diese Aufstellungen meine Betrübniß mildern, daß ich die menschlichen Gesichter nicht sehen darf. Welch ein Vergnügen muß es seyn in diesen Gesichtern Mitleid, Freundschaft, Güte, Liebe, genug alle die verschiedenen Neigungen der Seele, gleich wie in einem Buche zu lesen!

Hippolyt. Diese wohlwollenden Gesichter sind seltner als Du glaubst; dann verlieren sie auch viel, wenn man die Töne nicht hört, welche die Mienen begleiten. Die Höflichkeit, die in den Mienen liegt, ersetzt oft die mangelnde Herzensgüte. Dies findet in meinem Handbuch über die Sitten; aber der Blick, die Mienen sind treue Spiegel der Seele. Auch habe ich schon die fremden Gesichter studiert, die ich bei meinen Eltern sehe, sie lassen mir Ruhe dabey, weil sie sich nicht mit mir einlassen. —

Isidor. Ich erkenne Dich nicht, mein Freund. Wie, Du willst in deinen Jahren ein Lavater werden, um die Verstellung der Menschen aufzuspüren? Du willst den Schleier heben, der ihr Herz bedeckt, und umringst das Deine mit einer Eisrinde.

Hippolyt. Du thust mir Unrecht. Ich bin nicht gegen alle Menschen kalt; ich erkenne in ihnen, so wie Du, eine reine erhabene Tugend. Ich sehe diese Tugend versinnlicht in meinen theuern, edeln Umgebungen. Auch wenn ich anderswo einen Zug der Aufopferung, der Großmuth finde, so bin ich bis zu Thränen gerührt. Aber diese wohlthätigen Gemüthsbewegungen werden nur selten angeregt; ich werde weit öfter durch den weltbeherrschenden Egoismus gereizt. — Die Bücher unterhalten uns von den Fortschritten des menschlichen Geistes in Wissenschaften, in Künsten, in Erfindungen; aber nirgends steht geschrieben, daß ganz Geschlecht habe sich seit der Sündfluth gebessert. Du glaubst nicht, welche auffallende Contraste in diesen Wesen, die man alle menschliche nennt, herrschen. Die Einen handeln und gebärden sich, als hätten sie in einer andern Welt, als Tiger, Katzen, Affen, Währwölfe, Füchse und Raben sich umhergetrieben; Andere hingegen, in kleiner Anzahl zwar, scheinen ihre Natur von höhern Wesen geliehen zu haben.

Isidor. Ich bin überzeugt, daß auch in dem Schlimmsten für jeden Fehler eine löbliche Eigenschaft zum Ersatze verborgen liegt. Aber dein lebhafter Verstand verurtheilt sie allzu voreilig, ehe das Herz mitsprechen und um Nachsicht bitten kann. Wenn Du eine angefaulte Schaale siehst, so wirfst Du die Frucht weg, ohne den Kern zu untersuchen. Ferner, lieber Hippolyt, verlangst Du daß die Menschen dir zuvorkommen, ohne daß Du ihnen mit gutem Beispiele vorangehest. Du hast mir in den Kinderlehren mit bewunderungswürdiger Geduld, die Fabel: Das Kind und der Spiegel, vorgesagt: Wende die Moral auf dich an. Du beobachtest die Menschen als kalter Censor; wie kannst Du verlangen daß sie Dich dagegen mit Zärtlichkeit überströmen? O, sey weniger einsylbig und mißtrauisch; sieh nichts mit trüben Blicken an, Du Glücklicher, der alles in so hellem Lichte sehen darf! Laß auch Andern, so wie mir, dein sichtbares Wohlwollen angedeihen; und, glaube mir, sie werden ihre menschliche Natur nicht verläugnen, und Dir ihre Dankbarkeit zollen. Doch bist Du auch dankbar gegen sie? erkennst Du was Du ihnen schuldig bist? Die Bücher, die schönen Künste, sind dies nicht Freudenquellen, aus denen dein armer Blinder allein nicht schöpfen darf?

Während Du an den Darstellungen unserer Künstler dich ergötzest, bringt deine Unwissenheit, der Mangel an Beschäftigung des Geistes, oder der Hände mir Langeweile, die ich verwünsche, weil sie eine grämliche Stimmung gibt.

Hippolyt. Was dieses Übel betrifft, so nehmen auch hochstehende ihren gehörigen Antheil daran; namentlich die, welche man so sehr um ihren Reichthum und um ihr scheinbares Glück beneidet.

Isidor. Dieß ist ein Räthsel für mich. Wie, alle die, deren Daseyn durch das Angenehme erhellt wird, sollten nicht jeden Augenblick ausfüllen, dem Wohl der Menschheit weihen? Du gibst wohl mir zum Troste, so manchen Dingen eine andere Deutung. Doch wozu dieses Kränken unserer Betrachtungen? Laß uns doch die Wohlthaten, die Genüsse abschätzen, die der Himmel auch über uns ausgießet; und sind diese dem Einen in geringerem Maaße zugetheilt, so wird er Ersatz finden, in dem Gedanken daß sein Inneres weniger Kummer empfindet, mehr ... gemacht. Du hältst Dich für unglücklicher als mich, weil das unzarte Betragen der Menschen Dich drückt. Noch einmal theurer Hippolyt, willst Du das Wohl, den Frieden deiner Seele einigen thörichten, oder auch blos leichtsinnigen Subjecten aufopfern? O, erhebe Dich über sie, und schenke Vertrauen zu wohlwollenden, würdigen Menschen. So wie Du treu gesinnt, mittheilend, philosophisch bist, so muß dein Geschick dem meinigen überlegen seyn. Doch wen wird dieß mehr erfreuen als mich? Strahlt nicht deine Zufriedenheit auf deinen unzertrennlichen Lebensgefährten zurück?

Hippolyt. Unvergleichlicher Junge! Du versüßest mir alle bittern Momente, durch deine Zärtlichkeit und Großmuth. Ich erkenne dein edles Streben: Du willst diese leidenschaftliche Spannung meines Gemüthes gegen deine sanfte Tugenden umtauschen; Du hast Dich nicht an taube Ohren, sondern an ein Herz gewendet das deiner würdig werden will. Ja, ich will die Menschen lieben weil Du ihrem Geschlechte angehörst; ich will glücklich seyn, um deine frommen Wünsche zu erfüllen; ich will dankbar seyn gegen die Vorsehung, weil sie mich Dir zugesellte, um mich zu vervollkommnen, um mir Ersatz zu bieten für Alles was mir versagt ist.

(Der Schluß folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Silberzwerg von Mariakirch.

In Mariakirch einst förderte man Silber viel zu Tag,
Nun sind die Gänge verschüttet, all' wie auf einen Schlag.

Der Zwerg im Felsengrunde schloß längst des Segens Thor,
Nur Bröcklein wirft er spottend zu Zeiten noch hervor.

Was hat den winz'gen Gnomen in solchen Grimm gebracht?
— Das war zwei blauer Augen feenhafte Zaubermacht.

Des Steigers Mägdlein hat er am Quelle sich erspäht,
Und für des Berges Schätze um Liebe sich erfleht.

Sie aber sprach: »Dem Knappen, dem bin ich treu und hold.
Ist deine Liebe Silber, so ist die seine Gold!«

Den Knappen gleich zur Stunde stürzt' er vom Felsen jach —
Dem Mägdlein ob der Kunde das Herz im Tode brach.

Der Silberzwerg im Berge schloß drauf des Segens Thor,
Nur Bröcklein wirft er spottend zu Zeiten noch hervor.

Doch will er wieder kommen, aufthun den Wunderschrein,
Will ihn ein Mägdlein lieben und ihm zu eigen sein.

Ihr Jungfern, auf im Thale! ihr Jungfern zu Berge sein!
Frisch auf! frisch auf! will keine die Silberkönigin seyn?

August Stöber.

J. G. Kastner.

Biographische Skizze.

Die biographische Skizze Hrn. Kastners, welche wir den geneigten Lesern dieses Blattes mittheilen, ward durch einen Artikel veranlaßt, der sich in der Leipziger musikalischen Zeitung vom 25. Februar, Nro. 9 dieses Jahres, vorfindet. Um das Unrichtige jener biographischen Notiz zu berichtigen, das Unwahre zu widerlegen, das Mangelhafte zu ergänzen, fühlten wir uns bewogen in gedrängter Kürze dasjenige zu sagen, was von einem Lebenden gesagt werden konnte. Es kann ja übrigens unsern elsässischen Landsleuten nur erfreulich seyn, von den Kunstleistungen eines ihrer Mitbürger zu hören, in welchem

nähere Bekannte eben so wohl den bescheidenen Künstler als den treuherzigen **Freund** hochschätzen.

Johann Georg Kastner wurde den 9. März 1810 in Straßburg geboren.

Früh schon muß sich bei dem Knaben eine unverkennbare Vorliebe zur Musik ausgesprochen haben, denn im sechsten Lebensjahre finden wir den jungen Georg, wie er unter Aufsicht eines Musiklehrers, seine kleinen Finger auf den Klaviertasten herumbewegt und wie er mit Aufmerksamkeit den ihm ertheilten Unterricht aufzufassen sucht. Der junge Anfänger spielt und übt sich mit unermüdlichem Fleiße, und im zehnten Jahre hat er es schon so weit gebracht, die Orgel einer, in geringer Entfernung von Straßburg gelegenen Dorfkirche, spielen zu können.

Neben den Musikbeschäftigungen besuchte der Knabe das Gymnasium in Straßburg, und wohnte dem Singunterrichte bei, welcher damals von dem seit einigen Jahren verstorbenen Baumann ertheilt wurde.

Wie nun Hr. Kastner allmählich heranwuchs und seine Eltern einen entschiedenen Hang zum zurückgezogenen Studienleben an ihrem Sohne bemerkt hatten, so bestimmten sie denselben der theologischen Laufbahn. Hrn. Kastners stilles Leben schien ihn auch vorzüglich dem geistlichen Stande zu eignen. Doch waren seine Geistesanlagen ein anderes Saatfeld, welches der Kunst aufbewahrt werden sollte und wo jede sonstige Frucht nur eine verkrüppelte geworden wäre. Hr. Kastner fühlte dies jetzt schon und folgte ungehindert dem geheimnißvollen Zuge seiner Seele, der ihn zur Kunst hinzog.

In seiner geräuschlosen Zurückgezogenheit saß er beständig am Klavier, er arbeitete und übte sich und erstrebte immer mehr und mehr Fertigkeit; schon ist er auch nimmer zufrieden fremde Musik zu spielen und zu hören, er fühlt sich selbst gedrungen dasjenige auszudrücken und niederzuschreiben was so melodisch seine Seele füllt.

Hr. Kastner fängt an zu componiren. Nach und nach erscheinen einige kleinere Musikstücke, wovon die meisten als unvollkommene Jugendproducte, doch nie ungünstig aufgenommen worden sind.

Auch hatte es Hr. Kastner schon längst gewußt, daß dem Componisten die richtige Kenntniß der Musikinstrumente ein nothwendiges Erforderniß ist, und darum steht er keinen Augenblick an, die zu seinem Zwecke unentbehrlichen Instrumente zu erlernen; er behilft sich hierbei zum Theil mit Lehrern, oder er bringt es durch eigene Arbeit so weit, seine Bemühungen auf eine unzweifelhafte Weise belohnt zu sehen. Mit einer richtigen Kenntniß der Instrumente, wie wir dieselbe ihrem ganzen Umfange nach verstehen, konnte sich Hr. Kastner in seinem Hange zum Schaffen und Bilden schon freier bewegen, aber noch hatte ihm bis jetzt ein Hauptmittel gefehlt, wodurch die Möglichkeit eines eigentlichen Componisten bestehen kann: er hatte noch keine Theorie der Musik studiert. Es wird uns daher nicht wundern, wenn wir Hrn. Kastner mit Neugier über ein altes Manuscript herfallen sehen, das über Harmonielehre handelte und welches er zufällig im Jahr 1826 zu Gesicht bekam. Hr. Kastner las die veraltete Schrift zu wiederholten Malen, und fand sich nun heftiger gedrungen seinen Durst anderswo zu stillen als an einer vertrockneten Quelle sich länger aufzuhalten. Er versäumt keine Gelegenheit mehr, er vernachlässigt keinen Umstand, sobald seine Mittel es ihm möglich machen, sucht Hr. Kastner sich in den Besitz von theoretischen Musikwerken zu setzen, womit er nach seinem Zimmer eilt. Allmählich ersehen wir, daß es das Studium der Musik war welchem Hr. Kastner sich weihte, und ob er gleich bis jetzt seine literärische Bildung mit ununterbrochener Thätigkeit fortgesetzt hatte, so mußte er es sich täglich abmerken, daß die Theologie, die wie ein fernes Ziel ihm vorstand, doch nicht der Kreis seiner Thätigkeit werden sollte. Die Musik blieb immerhin das Augenmerk seiner Wünsche, der eigentliche Beweggrund seiner Regsamkeit, die Athmosphäre seines Athmens und Wohlseyns; auch finden wir ihn mit vertrauten Freunden wöchentlich an bestimmten Tagen und Stunden vereinigt, in künstlerischem Treiben, die Musik aufführen, welche er selbst (ohne jedoch theoretisch gebildet zu seyn) entweder componirt oder arrangirt hatte, und worüber er als vorstehender Direktor das Scepter führte.

Im Spätjahr 1827 hatte Hr. Kastner seine schulwissenschaftlichen Studien im Gymnasium geendet und konnte sich jetzt unter die Zahl der protestantischen Seminaristen aufnehmen lassen. Noch in der Ferienzeit dieses Jahrs fieng er auch an, die Ouvertüre, Chöre, Märsche und Zwischenacte zum Kreiß'schen Drama, »die Belagerung von Missolonghi« zu schreiben, welches 1829 in Straßburg aufgeführt wurde. Man hätte glauben sollen daß eine ununterbrochene Beschäftigung mit Musik, in ihrem mannichfachsten Begriffe, Hrn. Kastner zu sehr vom literärischen Felde hätte wegziehen sollen, aber eben in demselben Jahre ließ er sich auf der Academie in Straßburg zum Bachelier-Examen einschreiben, welches er auch glücklich bestand.

Schon vor zwei Jahren hatte unser Landsmann Bekanntschaft mit dem Kapellmeister, M. Maurer, gemacht, welcher unserm aufstrebenden Künstler, während sechs Monaten Unterricht über Instrumentation ertheilte, so daß Hr. Kastner im Jahr 1828, immer unter Maurers Leitung, die zum Kreiß'schen Trauerspiele gehörigen Musikstücke instrumentiren konnte. Später (1830)

setzte der nun verstorbene Musikdirector, J. C. Röder, diesen Unterricht fort, welcher sich hauptsächlich auf Compositionslehre beschränkte, und bald ward Hr. Kastner nicht mehr als Neuling in der mit so vielem Eifer betriebenen Wissenschaft erkannt.

Im Jahr 1831 fand er Gelegenheit die sämmtlichen Werke des berühmten Reicha zu kaufen, worüber er sich mit eisernem Fleiße hermachte und der Nacht die Muße abstahl, welche der Zeitmangel des Tages ihm unaufhörlich verweigerte. Hr. Kastner legte eine besondere Wichtigkeit auf das sich Aneignen der Wissenschaft jener Werke, denn schon jetzt hoffte er, über kurz oder lang, den Verfasser derselben selbst kennen zu lernen, mit welchem er sich auch wirklich in der Folge innig verband, und dessen liebreichsten Schutz er bis an Reicha's Tod genoß.

Im Jahr 1832 versuchte es Hr. Kastner zum ersten Male die Flügel seines Genius zu entfalten, um den gefährlichen Flug zu wagen — er componirte eine große Oper in fünf Acten, »Gustav Wasa.« Es muß die innere Stimme des Genius dem jungen Künstler damals gewaltig zugerufen haben, denn im Spätjahr 1832 verließ Hr. Kastner die theologische Laufbahn, und jetzt wurde seine fernere Zukunft entschieden.

Augenblicklich zwar, auf einige Zeit hin erblicken wir Hrn. Kastner ohne bestimmte Aussicht und allein, doch mit dem Drange zur Kunst. Aber eben dieser ließ dem Künstler keine Ruhe, in seiner Brust war so viel Gefühl, es regten und bewegten sich die Ideen, er hörte immer und immer inwendig eine ewige Musik — und jetzt machte er sich daran und schrieb, zu Anfang des Jahres 1833, eine zweite große Oper in fünf Akten, die Königin der Sarmaten, wovon im Frühlinge 1835 endlich, und nach rastlosen Bemühungen, die drei ersten Akte von der deutschen Truppe, welche sich damals in Straßburg aufhielt, aufgeführt wurden. *)

Welche Wirkung das Anhören dieses Musikstückes in den Gemüthern des zahlreichen Auditoriums hervorgebracht hatte, davon dürfen wir wohl hier Einiges zurückrufen; ohnerachtet der äußerst kümmerlichen Aufführung der Oper (keiner der Sänger wäre im Stande gewesen 30 Takte richtig auswendig zu singen), wurde Jedermann und hauptsächlich unpartheiische Sachkenner berechtigt, die schönsten Erwartungen von dem elsässischen Künstler hegen zu dürfen.

Unter lautem Jubel mit allgemeiner Theilnahme für den Componisten verließen die Zuhörer das Schauspielhaus; es läßt sich dieser Jubel und diese Theilnahme wohl auch erklären, es war ja das erste Mal, daß man die Musik einer Oper, von einem Straßburger componirt, auf hiesiger Bühne gehört hatte. Von allen Seiten her strömen nun dem jungen Künstler Glückwünsche und Beifallsbezeugungen, und zu dem schon einmal und schon längst gefaßten Entschlusse nach Paris zu ziehen, kommt noch die Anregung und der herzliche Rath von Freunden und Bekannten, die Hrn. Kastner vollends bestimmen, sein Vorhaben, wie es auch gehen möchte, auszuführen. Im Municipalrathe erhoben sich auch einige kräftige Stimmen, die darauf antrugen, Hrn. Kastner eine Erleichterung zu verschaffen, dadurch daß ihm eine Subvention aus der Kasse zugesagt wurde; dies geschah auch. Hr. Kastner vereinigt diese Zulage mit seinen Ersparnissen, sagt unverzüglich seiner Heimath Lebewohl, und kommt im September 1835 in der Hauptstadt an.

Ehe wir Hrn. Kastner nach Paris folgen, ist es nöthig zu bemerken, daß der Verfasser von Gustav Wasa, im Laufe des Jahres 1834, den Tod Oscar's, eine große Oper in vier Akten, componirte, und daß er in der ersten Hälfte 1835, und ehe noch die drei ersten Akte der Königin der Sarmaten zur Aufführung gekommen waren, die Musik einer komischen Oper in zwei Akten: »der Saracene,« verfertigt hatte.

(Der Schluß nächstens.)

*) Das Wegziehen der deutschen Operngesellschaft, die gerade daran war, Straßburg zu verlassen, und sonstige Kabale, waren die Ursachen, warum gegen ein gegebenes Versprechen, die ganze Oper aufzuführen, nur die drei ersten Akte zur Darstellung gekommen waren.

Bruchstücke
aus Wilhelm Schimper's Reiseberichten aus Asien und Afrika,

mitgetheilt von

W. Ph. Schimper.

(Fortsetzung.)

4.

Der Volksstamm Arab Mesene.

Die Arab Mesene nebst den Arab Alevad sind mit den übrigen Araberstämmen nicht immer in Friede, doch hatten sie seit mehreren Jahren keinen Streit miteinander. Die Arab Mesene haben weniger Kameele als die Araber, welche auf der südwestlichen Landesabdachung wohnen, die man gemeinhin alle zusammen mit dem Namen Arab-el-Tor bezeichnet. Die Mesene geben sich weniger mit Transport-Besorgungen

ab, bleiben mehr in ihrem Landestheile, wo sie theils als Hirten herumziehen, theils vom Fischfang leben, festen Wohnsitz haben. Ihr Fischermahl halten sie sehr einfach, sie zerspalten nemlich die Fische, waschen sie in salzigem Meerwasser und lassen sie an der Sonne trocknen, worauf solche, ohne irgend eine Zubereitung, roh gegessen werden. Die Fische fangen sie mit Lanzen, indem sie dieselben auf die Fische werfen; sie stehen zu diesem Geschäfte stundenlang wie die Fischreiher, auf einem einzigen Platze. Auch bedienen sie sich eines kleinen Wurfgarnes. Diese Fischer bereiten sich ihr Brod aus den Sammenkörnern einer Fettpflanze, die am Seestrande wächst, und Sam heißt. Die Körner mahlen sie zwischen runden Steinplatten und das Mehl backen sie ohne Sauerteig in der Asche. Viele von diesen Menschen haben nie eine andere Speise genossen, als dieses Brod, Fische, Muscheln, Butter und Milch, vielleicht mehrmals im Leben Fleisch und jährlich zur Dattelreise essen sie Datteln. Schiffe oder Kähne haben sie in den gewöhnlichen Zeiten des Mangels nicht, dennoch wissen sie Perlmuscheln zu sammeln, die sie an die Kaufleute in Suez verkaufen (auch große Schildkröten). Dieses und der seltene Verkauf von getrockneten Fischen an die Mönche am Sinai macht ihre einzige Geldeinnahme aus, welche sie in den Stand setzt auf ihre einfache Bekleidung einigen Bedacht zu nehmen.

Die Richter bei Streithändeln unter den Arabern sind die Schechs; hauptsächlich ist Schech Saleh, der competente Richter für alle Stämme.

Ernsthafte Streithändel fallen nur sehr selten vor; die Ursache liegt wohl darin, daß die Bevölkerung klein ist und zerstreut lebt. Raub und Mord an Fremden verübt, ist keine vom Schech oder Richter Mißfallen findende Handlung, und wird nicht bestraft, wenn nicht vom Schech selbst mit dem Fremden ein Vertrag abgeschlossen war, dessen Grundlage in der Regel Geschenke sind. Als Bestrafer bei Verbrechen gegen fremde Nicht-Araber tritt gewöhnlich die türkische Gewalt auf. Das Land steht unter der Oberherrschaft des Pascha's von Egypten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprachbemerkung.

Die Endsylbe lei in den Wörtern »einerlei, vielerlei, mancherlei,« u. s. w., war ehemals ein sehr gebrauchtes Hauptwort, die Lei, d. h. die Art, die Weise. So kömmt es oft in Geilers von Kaisersberg Schriften vor; z. B.: »Die grosser sünd unnd solche in denen da sot verlichrit (Gefahr)« der selen, die solln sie eigentlich erkennen leren unnd die fleissig nach yrer ley entdecken.« (Irrig schaf, S. 16.) Scherz hat des Wort nicht in seinem Glossarium.

Distichen.

Zur Beherzigung.

Stör' ich, ihr Herren, euch wohl, so sagt mir's nur frei vor die Stirne,
Aber den Treffer fürwahr schändet im Rücken der Pfeil!

Die Gedanken.

Wie vom Bogen der Pfeil, so fliegen dir deine Gedanken!
— Sey 's drum! aber gesteh', alle nicht treffen in's Ziel.

Die Musen.

Musen, wohl mag ich euch nicht in hochfrisirten Perücken,
Aber als Dirnen auch nicht mit der bemaleten Wang'.

—r.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Göthe's Faust ist vor Kurzem in's Russische übersetzt worden.

— Der bekannte französische Schriftsteller Saint-Beuve hält in diesem Augenblicke zu Lausanne, Vorlesungen über die Literatur von Port-Royal; er bespricht die Leistungen dieses Instituts in theologischer, historischer, philosophischer, literärischer und poetischer Hinsicht. Seine klare, warme, vorurtheilsfreie Darstellung, hat ihm viele eifrige Zuhörer versammelt.

— Die Herzogin von Sermoneta hat bei Civita-Vechia, zu St. Marinella, in den Ruinen eines prachtvollen Thermengebäudes, den Torso einer Meleagerstatue entdeckt, welche zu den Marmorbildern ersten Ranges gehört.

— In Paris soll ein grosses Concert gegeben werden, dessen Ertrag zu Gunsten von Mozart's Denkmal in Salzburg, verwendet werden wird.

— Boieldieu's Monument wird in Rouen, seiner Vaterstadt, auf einem Platze der seinen Namen trägt, aufgestellt werden.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt
zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 11.

Samstag, den 14. Juli 1838.

An Anastasius Grün. *)

Fern von Paris gekommen
Und von der Themse Strand,
Grüßt Dich, Du Mann der Lieder,
Dein deutsches Vaterland!

Es grüßt Dich gleich der Wittwe,
Gebeugt und thränenschwer;
Es grüßt Dich gleich der Liebsten,
Glanzäugigt, froh und hehr.

Doch, Wittwe oder Liebste,
Hegt es dieselbe Treu',
Wie Du dieselbe Treue
Ihm auferzieh'st stets neu.

Es spricht: »Nimm hin die Kränze,
Die Dir entgegen wehn,
Und deinem edeln Haupte
So schön, so kräftig stehn.«

»Wer sie erstritt mit Liedern,
Wer sie bescheiden trägt,
Dem wird zu Immortellen
Der Kranz einst aufgepflegt.«

»Und in die Immortellen,
Im Geist', füg' ich schon jetzt
Zwei Blumen und zwei Blätter,
Von keinem Wurm verletzt.«

»Zuerst: die rothe Rose!
Sie ist Dir wohl geneigt,
Seit aus der Liebe Blätter'n
Ein Meer von Rosen steigt.«

»Alsdann: die weiße Rose!
Wer mädchenhaft und rein,
Dem wird ihr blasses Strahlen
Erst rechten Glanz verleihn.«

*) Der liederreiche deutsche Dichter traf am 26. Februar 1838, Nachmittags, auf seiner Rückreise von London nach Wien, in Darmstadt ein, von wo er Abends nach Stuttgart weiter reiste. Der Güte und Gefälligkeit des Hrn. Dr E. Duller, welcher schon viele Jahre mit Anastasius Grün genau befreundet ist, verdankte eine Anzahl Verehrer der sittlichen, freien und vaterländischen Muse Grün's, mehrere Stunden in seiner Gesellschaft zubringen und so zugleich mit seiner angenehmen Persönlichkeit sich befreunden zu können.

»Das eine Blatt: der Lorbeer,
  Grünt an Italia's Strand,
Der Dir viel' Nachtigallen
  Auf deinen Schutt gesandt;«

»Auf deinen Schutt, — gleich Trümmern
  Von Göttern liegt er da,
Doch auch in Göttertrümmern
  Ist Dir die Menschheit nah!«

»Umsonst ist nicht der Lorbeer
  So lanzenscharf gespitzt!
Du hast schon manchem Unthier
  Damit den Bauch geschlitzt.«

»Du hast der Zukunft Felsen
  Kräftig mit angebohrt,
Hast Morgenroth gestochert
  Aus Gräbern, tief umflort.«

»Das andre Blatt: das Eichblatt,
  Ist, Dir gleich, deutscher Art;
Es hat vergang'ner Zeiten
  Gar manchen Traum bewahrt:«

»Vom Max, dem letzten Ritter,
  Bis hin zu Aspern's Feld,
Drauf Du, spazieren gehend,
  Von Helden sangst als Held.«

»Das Eichblatt grünt im Freien,
  Im freien Wald erst recht,
Und kräftig schirmt's im Frieden,
  Was Lorbeer im Gefecht.«

»Das deutsche, freie Eichblatt,
  Dem treu Du warst als Grün,
Es wird auch noch als Grafen
  Dir grüne Funken sprühn!«

»Denn stets um eine Mitte
  Biegst Du Dich, kräft'ger Zweig; —
Bald Eiche und bald Lorbeer,
  Sey Lied und Glückes reich!« — — —

Gern schreib' ich meinen Namen
  An dieses Liedes Rand,
Du hieltest dann beim Lesen
  Dem Blick darauf gewandt.

Und in dem Kreis der Freunde,
  Der Dich umgab im Saal,
Träf' dann vielleicht dein Auge
  Mein Auge noch einmal.

Und wo so viele Herzen
  Denselben Wunsch umfleh'n,
Da muß der einzle Name
  In Aller Wunsch vergeh'n.

Darmstadt, den 27. Februar 1838.

Karl Buchner.

Der Blinde und der Taube.

—

(Schluß.)

—

Den folgenden Tag eröffnete Hippolyt seinem Vater den Wunsch, die Wundarzneikunde zu studiren. Der Vater machte ihn aufmerksam auf alle Hindernisse, die ihm sein Taubsein bei diesem Studium entgegenstellen werde; allein Hippolyt ließ sich nicht abweisen, und immer wieder auf sein Ansuchen zurückkehrend, versprach er sein Möglichstes zu leisten, damit er durch seinen Eifer das fehlende Organ ersetze.

Hippolyts Vater beredete sich mit seiner Gattin über diesen so wichtigen Gegenstand: Sollen wir, sagte er, seiner entschiedenen Neigung zu diesem Fache Gehör geben, oder uns widersetzen? Er kann sich weder zum praktischen Chirurgen ausbilden, noch die Heilkunde mit Erfolg ausüben ohne Gehilfen. Ich würde vorziehen, ihn meinem Stande zu widmen, in welchem er nur die Feder als Organ brauchte. Er muß sich ausgezeichnete Kenntnisse erwerben, oder alle unsre Opfer sind verloren. »Sie können auch Früchte tragen,« versetzte die zärtliche Mutter; »Hippolyt wird seinen Beruf erfüllen, ich habe die glückliche Ahnung davon.« Nun denn, erwiederte Herr Volnais, ich will sie als segenreiche Vorbedeutung annehmen, und ihr vertrauen. Aber wir wollen unserm Hippolyt noch nichts versprechen, bis ich Gewißheit habe, daß wir seine Wünsche erfüllen können.

In dem Sohn einer armen Wittwe, die Alles aufgeopfert hatte für diese Erziehung des einzigen Sohnes, war Herr Volnais so glücklich einen Dollmetscher zu finden, der seinen Wünschen entsprach. Gleich Hippolyt fühlte dieser Jüngling eine

unwiderstehliche Neigung für die Arzneikunde. Der Arzt und der Wundarzt schienen ihm der Gottheit näher zu stehen; er sah sie als die Wohlthäter der leidenden Menschheit an. Nachdem Hippolyts Vater seinen Charakter, seine bedrängte Lage erforscht, auch seine Kenntnisse geprüft hatte, machte er ihm auf eine zarte Weise den Vorschlag, auf seine Kosten zu studiren und seinem Sohne den ganzen Kursus seiner Studien, theils schriftlich, theils durch das Sprachrohr mitzutheilen. Olivier, dieß war der Name des Jünglings, gieng freudig in jede Bedingung ein, denn ihm wurden große Sorgen von der Brust gelöst. So durfte er nun seiner armen Mutter nicht mehr das geringe Einkommen schmälern; er fühlte sich geschmeichelt durch das Vertrauen eines würdigen Mannes, und hingezogen zu dem Jüngling, der ihn durch sein Unglück, so wie durch die Wahl desselben Berufes, so sehr ansprach. Herr Volnais bewog Olivier ihm sogleich nach Hause zu folgen, weil er ihn an Hippolyts Freude wollte Theil nehmen lassen. — Sie thun sogleich einen Blick in sein Herz, fügte Herr Volnais bei, das zuweilen mit einer harten Schaale umgeben scheint.

Bei der Eröffnung dieser getroffenen Anstalten hatte auch wirklich eine rührende Scene Statt. Hippolyt warf sich in die Arme seiner gütigen Eltern, und seine Lippen strömten in Worten und Küssen den heißen Dank des Herzens aus. Dann, Isidors Lehren eingedenk, redete er den Fremdling mit einer ihm ungewohnten Freundlichkeit an, und versprach ihm seine Pflichten zu erleichtern.

Von diesem Tage an wurden Oliviers Schriften durchstudirt, und bald wagte sich Hippolyt auch in öffentliche Vorlesungen. Da er sich nun gar nicht mehr damit befaßte, andere Gesichter auszuforschen, so richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Physionomie des Professors, und es gelang ihm zuweilen einen Theil der Rede darin zu errathen. Was ihm entgieng, wurde ergänzt durch Oliviers Schnell-Schreibkunst und sein ungewöhnliches Gedächtniß.

Hippolyt, der durch einen geheimen Impuls vorwärts getrieben wurde, machte auffallende Fortschritte, und sein Gefährte war nicht weniger gewissenhaft als er, in der Erfüllung seiner Pflichten; ja Olivier schien seine Fähigkeiten verdoppelt zu haben, um sie mit Hippolyt zu theilen.

In diesen eifrigen Studien brachten sie die zwei Jahre hin, und Hippolyt konnte nun seine Wissenschaft in Marseille selbst fortsetzen.

Isidor hatte in diesem Zwischenraum oft Stunden durchlebt, in welchen er den Druck der Einsamkeit und der Langweile empfand. Aber er beklagte sich nie darüber, denn er bemerkte mit innerer Zufriedenheit, welch einen günstigen Einfluß dieser neue Wirkungskreis auf seinen Freund ausübte. Hippolyt lernte die Welt aus einem ganz neuen Gesichtspunkte kennen, seit sein Mißtrauen und seine Launen sich in einen liebenswürdigen Frohsinn umgewandelt hatten.

Durchdrungen von den Ermahnungen seines Freundes wurde er zuvorkommend, mittheilend, selbst gegen die Studenten; diese schienen ihm alle verwandelt; denn, obgleich sie nach wie vor, Neck- und Plagegeister blieben, so zeigten sie doch jetzt große Schonung und ein lebhaftes Interesse für ihren tauben Mitschüler, weil sie dessen Genialität erkannten. Die Väter ihrerseits behandelten ihn mit Achtung, weil sie in ihm ein Vorbild des Fleißes für ihre Söhne sahen; und der Professor, der nun überall für sein mimisches Talent Beifall einärntete, erklärte dagegen, daß er niemals einen so aufmerksamen und wohlgebildeten Zuhörer gehabt habe, als den jungen Volnais. Was fehlte noch um seine aufkeimende Menschenfreundlichkeit zu erhöhen?

Indessen war die bestimmte Zeit verflossen, und Herr Volnais war darauf bedacht, die Jünglinge auf eine andere Akademie zu senden.

Sie bereiteten sich daher zur Reise, und die Glieder der beiden Familien vergaßen ihr eigenes Leid, und dachten nur an den armen Isidor. Um ihm das Schmerzliche des Abschiedes zu ersparen, reiste Hippolyt ohne Abschied fort. Er selbst konnte kaum seine Reise-Ungeduld zähmen; sie war nichts weniger als Wirkung von Unempfindlichkeit, aber sein Feuergeist, der Zeit und Raum überschritt, schwebte schon in den Entwürfen und Hoffnungen, die er zum Wiedersehn nährte. Isidor fühlte eine peinliche Leere, denn ihm fehlte sein Führer, sein Leser, sein zweites Ich, das seine Gedanken beleuchtete und erhöhte. Auch würde seine liebliche Heiterkeit sich mehr und mehr getrübt haben, wenn nicht die zärtlichen Eltern beschlossen hätten, seine geliebte Schwester aus der Pension zurückzurufen.

Fanny erschien, und bald erfreute sich das ganze Haus ihrer holden Gegenwart. Sie war eines jener anziehenden Wesen, welche Alles was sie umgibt, mit den lachenden Gebilden ihrer Einbildungskraft umgaukeln. Sie hatte ihr vierzehntes Jahr erreicht, und vereinte mit einer sanften, reinen Seele, die Anmuth, die Lieblichkeit und den unbefangenen Frohsinn ihres Alters. Ihr reizendes Gesichtchen trug die zarten Züge des Bruders. Wenn man sie zusammen sah, so konnte man Isidors Gesicht mit Pygmalions Marmorbild, und Fanny, mit seiner beseelten Galathea vergleichen. Sie war auch der Inbegriff des regsten Lebens. Ihre ausdrucksvollen Bewegungen bezeichneten die Provençalin. Ihr Auge strahlte immer von süßer unschuldiger Freude; doch wenn sie es auf Isidor erhob, und

seinem Blick nicht begegnete, so senkten sich die langen schwarzen Wimpern, um die Thränen zu bergen, die schwesterliche Theilnahme ihr entlockten. Und, gleich als ob sich dem bedauernswerthen Bruder dieselben Gefühle mitgetheilt hätten, besann sie sich schnell auf Mittel ihn zu erheitern, und holte dann ihre Laute, die sie mit der Stimme begleitete. Isidors Herz hob sich bei diesen Zaubertönen. Er konnte nicht müde werden, seine Fanny zu hören, und sie wiederholte ihm so gerne dieselben Arien, bis er zuletzt mit einstimmte. Seine Stimme war so melodisch, daß Fanny ihrer Seits darüber entzückt wurde. Welch eine glückliche Entdeckung! Sie unternahm nun ihren Bruder im Singen anzuleiten. Sie errieth seinen Wunsch auch die Laute zu lernen, und beeiferte sich, ihn zu erfüllen. So schwer der Anfang war, so erfreute sich doch die liebenswürdige Lehrerin in einiger Zeit eines unerwarteten Erfolgs, Isidor hatte Geschmack und Ohr für Musik. So war sie denn gefunden, die süße Beschäftigung, welche die ihm so lästige Muße ausfüllte, welche die Zeit beflügelte, die ihn von seinem Hippolyt schied.

Dieser theilte ihm alles Interessante seines neuen Aufenthaltes mit, und seine Briefe waren die erfreulichsten Episoden der langen Trennung. Fanny war das Organ dieses Briefwechsels, welcher für alle drei unendlichen Reiz hatte. Hippolyt erwähnte seiner Rückkehr noch nicht gegen Isidor; aber seinem Vater kündete er sie an, mit der Bitte, Isidor nicht davon zu sprechen.

Von verschiedenartigen Gemüthsbewegungen erschüttert, betrat Hippolyt das väterliche Haus. Es kostete ihm viel, seine Stimme zu verstellen, und dem Herzensfreunde sich nicht zu nähern; aber es hatte seine Gründe. Nun erst entdeckte er seinen und Isidors Eltern, daß der Wunsch, Isidors Augen zu öffnen, ihm die Neigung zu den ärztlichen Studien eingeflößt hatte; daß er diesem Antriebe seinen Erfolg bei einigen Augenoperationen zu verdanken habe. »Die Stunde ist endlich da, fügte er bei, wo meine schönsten Träume sich verwirklichen, oder auf immer schwinden sollen. Die beiden Familien wurden höchst überrascht und bewegt durch diese Mittheilung, und vereinten mit ihm ihre innigen Gebete und Wünsche. Hippolyt wurde als fremder Augenarzt vorgestellt, und Isidor, durch ein sympathetisches Vertrauen geleitet, bereitete sich sogleich zur Operation. Hippolyt bebte zuerst, indem er das Instrument ergriff, von dessen Leitung das Heil seines Freundes abhing; dann aber sammelte er all' seine Geisteskräfte, und die Vorsehung beschützte sein frommes Unternehmen.

Aber erst nach vier langen Wochen durfte ihm das Resultat kund werden. Es war an einem milden Frühlingsabend, als die beiden Familien mit Olivier sich in Isidors Zimmer vereinten. Alle waren in fieberhafter Spannung, als Hippolyt die Binde lösete. Da schlug Isidor die großen blauen Augen empor. Hippolyt faßte seines Isidors ersten Blick auf. Dieser Blick drang gleich einem Himmelsstrahl in seine Seele. Eine heilige Stille brach ein, welche gehaltreicher, ausdrucksvoller war, als alle Begeisterung der Worte. Aber als Isidor in stillem Entzücken seine Umgebungen betrachtete, als er dann noch weinend in die Arme der Seinigen sank und Aller Augen von Wonnethränen überströmten, da konnte Hippolyt die heftigen Regungen nicht mehr in seiner Brust verschließen. Gott der Güte! rief er aus, indem er auf seine Knie niedersank, nimm meinen heißen Dank! Diese Stunde gibt mir das Vorgefühl der himmlischen Freuden! — Es ist mein Hippolyt! ja er ist's! ertönte Isidors Stimme, und aus den Armen des Vaters stürzt er auf ihn zu, und drückt ihn sprachlos an sein Herz; sein seelenvolles Auge spricht den Dank aus, den die Lippe versagt! Endlich findet er wieder Worte:

Hippolyt! Schutzengel meiner Kindheit! rief er aus, heute hast Du all' deine Wohlthaten gekrönt!

Du hast mir das Freuden-Paradies des Lebens eröffnet! Ich erblicke die Engel der Güte und Liebe um mich her. Gesegnet sey der Vater des Lichtes dessen herrliche Geschöpfe und Werke ich nun alle schauen und preisen darf! —

Ich bin nicht weniger glücklich, noch weniger dankbar als Du, fiel Hippolyt ein; der Zweck meines Daseins ist nun erreicht. — Alle Umstehenden, auch Olivier, umringten Hippolyt, um ihn mit Segenswünschen zu überströmen; Isidor der auf's neue seinen Vater umarmte, versicherte ihn, daß sein Bild in seinem Andenken sich erhalten, und besonders im Traum, so milde ihm vorgeschwebt sey. Fanny war überglücklich; ihre Fröhlichkeit nahm jedoch einen andern Charakter an; dieser auf immer unvergeßliche Tag hatte ihren Gesichten eine höhere Deutung gegeben, und sie war seitdem nur um desto anziehender. Nach einigen Jahren wurde sie Hippolyts Gattin, und nun war ihr einziges Streben dem Wohlthäter ihres Bruders zu vergelten, ihn vergessen zu lassen, daß ihm alleine sein Gebrechen geblieben war. Sie widmete ihre Zeit, ihr ganzes Leben dem edeln Mann, der seinem Freunde die Jugendjahre ausgefüllt, erheitert, und zuletzt beseligt hatte. Ihre Ehe war ein Vorbild des häuslichen Glückes, und ihre Liebe erhielt die höchste Weihe durch gegenseitige Achtung und Dankbarkeit.

Isidor widmete sich nun den schönen Wissenschaften; die Liebe dazu hatte sein Vater längst in ihm geweckt.

Ein neues Leben war in ihm aufgegangen das ihm mit jeder Stunde neue Reize bot; — und sein Dankgefühl begeisterte ihn zu Poesien, welche die Reinheit und Tiefe seiner Seele aussprachen. Sie hatten den himmlischen Wohlthäter; seinen Sternenhimmel und alle Wunder seiner Schöpfung zum Gegen-

stande; dann wieder die Freundschaft, die kindliche und brüderliche Liebe. Er setzte seine Lieder in Musik und sang sie im trauten Familienkreise. Niemals entstand in ihm der Wunsch zu einer Vermählung: sein Herz war ausgefüllt mit so beglückenden Empfindungen, und sein musikalisches und dichterisches Talent stund damit in herrlichem Einklang.

Er schrieb bald eine kleine Abhandlung über den physischen und moralischen Zustand des Blinden und des Tauben. — „Da mein Freund Hippolyt, bemerkte er zum Schlusse, trotz seiner tiefen Taubheit, so glücklich ist, daß viele nicht Taube, und alle Blinde ihn beneiden können, so folgere ich, daß die Misgefühle nicht so wohl von dem Mangel des Organes als von einer innern Verstimmung ausgehen. Er hängt zwar weit weniger von seinen Umgebungen ab, als der Blinde, dennoch üben sie den wichtigen Einfluß über ihn aus, daß sie oft durch unzartes, liebloses Benehmen, durch unzeitigen Witz, seinem Charakter einen Zug des Mistrauens aufdrücken, der sein inneres und äußeres Leben trübt. O Ihr Glücklichen! die Ihr seht und hört, fährt Isidor fort, zeigt auch dem Tauben die schöne Aufmerksamkeit und Theilnahme, die Euch für den Blinden beseelt. Wohl regt dieser zuerst die menschliche Rührung an, dem Beklagenswerthen ist Alles versagt, was den Menschen bereichert, erhebt und beglückt, ihm fehlen die Mittel zur Ausbildung der innern Kräfte und zur Selbstständigkeit; er darf nicht wirken, weder im kleinern Kreise noch in dem großen Bereiche der Menschheit; ach! er entbehrt des höchsten Genusses, des Anblicks der herrlichen Schöpfung mit allen Schätzen, die sie in sich schließt. Der Taube hingegen, kann, mit Hilfe der übrigen Sinne, alle seine Begriffe aufklären, beinahe Alles fassen und befolgen, was Erde und Menschen vor ihm ausbreiten, dennoch ist auch er eingeschränkt durch große Entbehrungen; sein Schöpfer hat ihm daher einen Schuldbrief auf seine begünstigtern Brüdern ausgestellt, damit sie ihre Vorzüge, ihre Himmelsgaben auf ihn zurückstrahlen.

Möge jeder Hippolyt aufopfernde Eltern, einen Freund oder eine Freundin finden, die Töne der Liebe in seine Seele hauchen, die sein Dasein erheben und beglücken! Heil diesen Edeln! Der Vater des Lebens und der Liebe wird sie segnen, mit seinem himmlischen Lohne!

Luise Schimmer.

Erde und Luft.

Ihr sagt, daß drauf zu bau'n sich eigne
Nur unsrer Erde fester Grund,
Und scheltet Thor mich daß ich's leugne,
Doch nur die Wahrheit thu' ich kund.

Zeigt mir die Schlösser all', die reichen,
Die Ihr auf dieser Erde schuft,
Ob sie wohl meinen Schlössern gleichen,
Die ich erbaut' in weiter Luft?

Ja, liebe Luft, dich muß ich loben,
Denn in dein unbegrenztes Reich
Hab' ich so manchen Bau erhoben,
Dem keiner wohl hienieden gleich!

— Doch auf der Erde starrem Grunde,
Trotz meines Grübelns Tag und Nacht,
Hab' ich es bis auf diese Stunde
Zum kleinsten Hüttchen nicht gebracht!

J. Otte.

Bruchstücke
aus Wilhelm Schimper's Reiseberichten aus Asien und Afrika,

mitgetheilt von

W. Ph. Schimper.

(Fortsetzung.)

Unter den Arabern selbst fallen nur höchst selten, fast nie, Diebstähle und Mordthaten vor; geschieht aber ein Mord, so ist dieser Fall höchst gefährlich und störend für die ganze Bevölkerung, weil die Rache, wenn der Mörder entflieht, auf dessen Bruder übergeht, welche von den Hinterlassenen des Gemordeten ermordet wird, wenn nicht, was auch Gebrauch ist, Versöhnung durch Erlegung eines Blutgeldes statt hat, das die Verwandten des Geschlachteten bieten. Diese Gebräuche hat, so viel ich mich erinnere, Michaelis in seiner Abhandlung über das mosaische Recht ganz richtig dargestellt. Diebe aber werden vom Stamm gewiesen und müssen in ein entferntes

Land ziehen, sie müssen nauern, d. h. sich flüchten, unstet und unsicher als fremd bei andern Volksstämmen sich aufhalten, daher der Name »Nauer« für Zigeuner, welche aus dem glücklichen Arabien abstammen, sich bei Streithändeln geflüchtet haben sollen, ausgewiesen worden sind. Bei Verwundungen findet ähnliche Versöhnungsart statt, wie bei Mordthaten. Bei ernsten Streitsachen, welche größere Stämme in Conflickt bringen und ein ganzes Land beunruhigen, sollen die Araber des felsigten Arabiens, wie auch Andere, ja alle Araber insgesammt, selbst jene in der Barberei, Marocco, Algier u. s. w. im geeigneten Falle eine Deputation der beiden Streitpartheien mit Geschenken an den Schech in Muähle senden und von ihm Entscheidung annehmen, welche in Rücksicht auf die urältesten Gebräuche des arabischen Volkes in Vereinbarung mit dem Koran gegeben wird. Muähle ist ein sehr kleiner, ganz unbedeutender Ort auf der arabischen Küste (Hedschabs) des rothen Meeres, gegenuber dem Ras Mahomed, unfern von Midian.

Was den Charakter der Araber im felsigten Arabien betrifft, muß ich meine Erfahrung als etwas Bezeichnendes darstellen. Ich fand nämlich in einem manchfaltigen Verkehr mit diesen Leuten eigentlich nicht einen Mann von Wort und wahrhaftiger Redlichkeit obschon sie weit, ja unvergleichlich weit besser sind, als die ganz in Schlechtigkeit versunkenen Araber in Hedschabs. Vielleicht sind selbst diese Sinai-Araber die besten von all den auf der Erde verbreiteten Arabern; sie haben sehr viel Empfehlendes in ihrem Äußern, ein schönes Aussehen, große Dienstbereitwilligkeit und viele höfliche und angenehme Manieren, und verbinden damit eine freimüthige Offenheit. Aber das Geld ist eine unwiderstehliche Verführung für sie. Sie lügen um dasselbe zu gewinnen mit einer so ehrlichen und aufrichtigen Miene, daß dadurch Jeder betrogen wird und alle Menschenkenntniß scheitert. Zugleich lügen sie so äußerst schlau, und wissen ihre Lügen so fest mit wahrhaftigen Umständen zu verknüpfen daß ihnen nur sehr schwer auf die Spur zu kommen ist. Ich habe auch nicht einmal mit diesen Leuten einen Accord abgeschlossen, der im strengsten Sinne strict wäre gehalten worden.

So wortlos sie aber gegen Fremde sind (und fremd sind ihnen alle Nicht-Araber, alle andern Völker der Erde und selbst einigermaßen andere Araber nach den Stämmen gradweise) so strict halten sie ihre Verträge unter sich.

Alle Araber im felsigten Arabien sind arm, und es gibt sogar Einzelne unter ihnen, welche blos von Milch und Datteln leben, und kein Brod zu essen haben. — Getreide wird aus Egypten eingeführt, woher es die Kameelführenden Araber bringen. — Ihre Kleidung ist sehr einfach, sie tragen ein langes weißes Hemd, binden einen ledernen Gürtel um den Leib, der zur Befestigung eines breiten säbelartigen Messers dient. Den Kopf bedecken sie mit einem weissen, baumwollenen oder — Wohlhabendere — mit einem grünen, roth und gelb gestreiften seidenen Tuch; um die Schulter hängt, gleich dem Säbel-Bandelier der europäischen Soldaten, ein geflochtenes Band von Leder, woran Patronen, ein Täschchen mit Feuerzeug und eine kleine Feuerzange. — Die Patronen sind in hölzernen Capseln (Röhrstöcken) welche, eine nach der andern, der Länge nach auf dem Lederband befestigt sind; (sie haben Luntenflinten). Die Füße sind mit Sandalen bekleidet. — Die Frauen tragen ein großes dunkelblaues Baumwolltuch, das vom Kopfscheitel an, bis an die Füße den ganzen Körper deckt. Das Gesicht ist ebenfalls mit Ausnahme der Augen und der Augenbrauen mit einem besondern Tüchlein von gleicher Farbe verdeckt. — Musik ist in einem niedern Grade cultivirt; sie haben Tambourinen, Rababa d. i. eine Art Geige und kleine Flötpfeifen aus Rohr, an denen viele seidene Schnüre und kleine Geldmünzen hängen. Gesang und Händeklatschen begleiten diese Instrumente.

5.

Das Mosesfest.

Am Fuße des Sinai, nicht weit vom Kloster, am Rande der kleinen Ebene, ist eine arabische Capelle, woselbst sich alljährlich die Araber von Tor, zu einem Opferfest vereinigen; sie schlachten ein Kameel und besprengen das Innere dieser Capelle mit Blut, besuchen auch den Sinai und opfern dort in ihrer Capelle ebenfalls. Es ist das Mosesfest. — Wenn sich an diesem Festtage die Araberfamilien in der Ebene am Sinai versammelt haben, so halten die Männer zuerst ein Wettrennen auf Dromedaren. Sodann wird das Opferkammeel geschlachtet, indem man dem auf der Erde in gewöhnlicher Stellung liegenden Thiere den Kopf nach hinten hält, wodurch die Vorderseite des Halses vorbeugt. Die Versammlung stimmt ein feierliches Gebet an, und der Schech schneidet nun mit seinem Säbelmesser die Gurgel entzwei, indem zugleich andere in Gefäßen das auslaufende Blut auffangen. — Die ältesten Araber begeben sich in die Opfercapelle, wo sie das Blut dem Herrn und dem Andenken Moses darbringen. — Das Kameelfleisch wird gekocht und mit den Händen gegessen. Hier aß ich zum erstenmal Kameelfleisch, dessen Geschmack ich dem eines harten Ochsenfleisches gleichhalte.

Der schon oben genannte Araber Hassan Abu Ajad, Schech Musa und meine arabischen Kameelführer hatten mich zu diesem

Feste eingeladen, und mich sehr freundlich bewirthet. Man trank Kaffee und rauchte bis es Nacht war.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang, bei der reinsten und sternhellsten Nacht, fand nun die eigentliche Lustbarkeit des Festes in einer so ernsten und feierlichen, zugleich so still erfreuenden Art statt, daß der wundervolle Eindruck davon, schwer sich selbst vorgestellt, viel weniger schriftlich hier ausgesprochen werden kann. — Die Araber, Männer und Weiber, treten gruppenweise zusammen, abwechselnd ein Mann und ein Weib, in einem Gliede auf; jede Gruppe besonders, da und dort eine, vertheilt sich in die Nähe. — Die Mitte eines solchen Gliedes stimmt einen Gesang, begleitet mit Händeklatschen an, und die streng verhüllten Frauen in dunkelm Gewande tanzen in einem Bogen von den beiden Glied-Enden äusserst schön, wie Grazien hervor, ohne besondere Kunst, sehr natürlich, in einer Manier, die der des Contretanzes ähnlich, aber sittlicher und etwas ernster, weniger possenhaft; sie tanzen vor und rückwärts ihrem Platze entgegen und entlang, und bücken sich öfters dabei auf und nieder. Immer sind zwei Tänzerinnen ausserhalb des Gliedes. — Der Eindruck, den diese Scene macht, ist höchst eigenthümlich. Man denke sich die öde Wüste, den Schauplatz unter freiem Himmel, Nacht, Sternenhelle; schwarzvermummte Frauenfiguren, höchst reizend in natürlicher Stellung, ohne Zwang, ohne Gemeinheit und Sitten-Verletzung; — den eigenthümlichen, monotonen, arabischen Gesang, Frauen- und Männergesang, wechselnd und auch momentenweise miteinander vermischt, Händeklatschen und Auf- und Niederbücken der Verstärkung und dem Tact des Gesanges angemessen. — Alles dieses ist so eigen, daß man sich in eine Nacht stiller Freude in einer andern Welt versetzt glaubt. — Am folgenden Tage begibt sich die gesammte Araberschaft auf den Gipfel des Sinai, wo einige Schaafe geschlachtet werden. — Die Arab Mesene feiern diesen Festtag ebenfalls aber nicht am Sinai selbst, sondern in ihrem Landestheile.

(Der Schluß der ersten Abtheilung folgt.)

J. G. Kastner.

(Schluß.)

In Paris sollte dem neuen Ankömmlinge ein ungewohntes Leben aufgehen. Er war nun endlich dort, wohin er sich schon so lange gesehnt hatte, als wie nach dem Ziele wo seine lebhaftesten Wünsche allein verwirklicht werden konnten. Er sieht nun und hört, und hört wiederum, und da entgeht es ihm auch nicht, was zu thun übrig bleibt und, was seinen Zweck allein zu befördern im Stande war: Fleiß, Anstrengung, Ausdauer. Kaum hatte Herr Kastner sich in der Hauptstadt umgesehn, als er sich sobald auch an den Meister Reicha erinnerte, dessen Werke der junge Künstler schon früher studirt hatte. Reicha empfängt den bescheidenen Fremdling mit Freundlichkeit, und bald bewegt sich Herr Kastner unter der Zahl der Schüler des ausgezeichneten Musiktheoretikers. Es stand nicht lange an, Herr Kastner hatte sich die ganze Zuneigung seines Lehrers erworben, und als der schüchterne Schüler jenem von seinen bereits verfertigten Opernpartitionen sprach, so war Reicha nicht nur damit befriedigt, dieselben für sich allein durchzusehn, er regte im Gegentheil den Straßburger Componisten an, die geschriebenen Kunsterzeugnisse bewährten Kunstrichtern der Hauptstadt vorzulegen. Herr Kastner nimmt also bald seine Partitionen unter den Arm, und zagend und hoffend besucht er die Meister Meyerbeer, Rossini, Cherubini, Berton, Halevy, Auber, Paer, &c., die, verwundert über die in so jungem Alter verfertigten Werke, Hrn. Kastner die wohlwollendste und herzlichste Aufmunterung ertheilten.

Er arbeitete nun mit rastlosem Fleiße; bewegte er sich ja doch eigentlich in seiner Lieblingssphäre; hier war ihm keine Arbeit zu groß, keine Schwierigkeit zu unüberwindlich, kein Ermatten unbesiegbar. Als Probe seiner ununterbrochenen Thätigkeit schickte er, zu Anfang des Jahrs 1836, an den Municipalrath von Straßburg eine Hymne, welche er in Paris verfertigt hatte, und welcher, mit sechs Certificaten von großen Meistern, die durchgängig das günstigste Urtheil über Herrn Kastner aussprachen, auch ein Brief von Reicha an den Maire gerichtet, beigelegt war, worin wir folgenden Satz lesen: *Je considère le jeune Kastner comme un de mes meilleurs élèves.*

Reicha hatte Herrn Kastner nicht umsonst lieb gewonnen, der eifrige Schüler entsprach in ungetheiltem Maße den Erwartungen des Lehrers, und wenn allmählig aus dem jungen Künstlergeiste ein Funken nach dem andern hervorglänzte, so waren es nur solche, welche der Lehrer geahnt, und deren Erscheinen er auf eine unzweifelhafte Weise vorhergesagt hatte. Und darum, und weil Reicha es wohl wußte, daß dem künftigen Componisten die Theorie der Musik in ihrer ganzen Ausdehnung und Manchfaltigkeit durch und durch bekannt seyn müsse, rieth er seinem jungen Freunde dringend, sich vor Allem hauptsächlich in der Theorie der Musik auszubilden.

Herr Kastner machte sich unverzüglich an's Werk — er liest und forscht, und prüfet —, aus dem Lernenden geht der Lehrer hervor; Herr Kastner combinirt das Resultat seiner Studien

mit eigenen Ansichten, und so hatte er bald ein Werk geendet, welches folgenden Titel führt: Traité général d'instrumentation, comprenant les propriétés et l'usage de chaque instrument, précédé d'un résumé sur les voix, und wodurch er in der Künstlerwelt Bürgerrecht erlangen sollte.

Reicha hatte seinem Schüler und Freunde eine Vorrede zum obengenannten Werke versprochen, als er unerwartet schnell durch den Tod (28. Mai 1836) an seinem Vorhaben gehindert wurde.

An diesem Manne hatte Herr Kastner eine zuversichtliche Stütze verloren; aber er sollte nicht lange allein bleiben, denn bald sehen wir Herrn Panseron, ohne ihm den verstorbenen Lehrer zu ersetzen, liebreich Herrn Kastner entgegen kommen. Auf Anrathen dieses wohlwollenden Freundes läßt Herr Kastner seine Schrift durch den Minister des Innern dem Institut der schönen Künste vorlegen, welches in einem Bericht vom 30. Julius 1836, dem Werke nicht nur seine völlige Beifallsbezeugung ertheilte, sondern dasselbe auch zum Unterrichte der classe de composition du Conservatoire royal de musique bestimmen ließ.

Herr Kastner, der bis jetzt in der Kunstwelt noch nicht sehr bekannt war, wurde nun auf einmal aus seinem Dunkel hervorgehoben. Die Mitglieder des Ausschusses, welche Herrn Kastners Arbeit geprüft hatten, erinnerten sich mit Wohlgefallen des angehenden Componisten, und bald finden wir unsern Landsmann unter den Schülern des Herrn Berton (professeur de haute composition au Conservatoire), der von jetzt an und nach Ansicht des ersten Werks, wie ein väterlicher Freund den jungen Künstler zu sich hinzieht, und ihm, wie die übrigen Kunstrichter, ungetheilten Beifall zollt.

Durch die so eben erwähnten Aufmunterungen ermuthigt und angeregt, schreibt Herr Kastner ein zweites Werk: Traité de l'instrumentation musicale, considérée sous les rapports poétiques et philosophiques de l'art, welches gleich wie jenes erste, durch die Approbation der königlichen Akademie der schönen Künste des Instituts, sanctionnirt, als Lehrbuch des Conservatoriums angenommen wurde. In einem zweiten Bericht, vom 11. März 1837, welcher der Akademie der schönen Künste von der Musiksektion, über Herrn Kastners Arbeit gemacht wurde, lesen wir am Schlusse folgende Worte: Nous pensons donc, que, par ces deux ouvrages, M. Kastner s'est placé avec avantage au rang de nos meilleurs auteurs didactiques en ce genre, et que l'Académie ferait une chose juste, en daignant accorder son honorable approbation à notre rapport.

Signé à la minute: *Cherubini*, *Lesueur*, *Auber*, *Paer*, *Halévy*, *Berton*, rapporteur.

Die beiden so eben genannten Werke hatte Herr Kastner in der Musezeit geschrieben, welche er sich neben den zu seinem Lebensunterhalte unumgänglich nothwendigen Unterrichtsstunden erübrigen konnte.

Hatte er sich auf der einen Seite schon den Beifall und die Achtung der Akademie erworben, so sollte auf der andern sein anhaltender Fleiß, seine rastlose Thätigkeit nicht weniger unbelohnt bleiben. Durch eine glückliche Wendung seines Lebensschicksals, sieht sich Herr Kastner bald nicht mehr genöthigt nach Unterrichtsbilleten zu haschen, und er kann dankbar auf die Unterstützung verzichten, welche der Municipalrath von Straßburg ihm zugesagt hatte. Mußte nun Herr Kastner früher die dürftige Zeit, welche ihm des Tages übrig blieb mit oft allzulangen Nachtwachen verbinden, um seine Pläne zu verwirklichen und um seine Ideen in's Leben zu rufen, so konnte er jetzt ungehinderter und zwangloser sich der Kunst hingeben, welche er bisher mit so vieler Liebe gehegt hatte.

Bald sehen wir auch wieder ein neues Werk, eine Grammaire musicale erscheinen, welche in einem dritten Bericht vom 25. November 1837 durch die königliche Akademie approbirt, gleich wie die beiden andern, als Lehrbuch im Conservatorium aufgenommen wurde.

Nach diesem letzten Werke gab Herr Kastner sechs Elementarschulen für Gesang, Piano, Geige, Flöte, Flageolet und cornet à pistons heraus, die sich einer schnellen nach allen Richtungen gehenden Verbreitung erfreuen. Außer diesen angeführten Arbeiten dürfen wir folgende kleinen Musikstücke nicht vergessen, die mehr oder weniger bekannt, hier einer Erwähnung bedürfen; Herr Kastner componirte Walzer, Märsche, Galloppaden, Romanzen, Variationen für verschiedene Instrumente, Cantaten, Hymnen, Fugen, u. s. w.

Als kritischer Schriftsteller ist Herr Kastner seit zwei Jahren Mitarbeiter an der Revue und Gazette musicale und Correspondent mehrerer anderer Blätter. — Dieß ist der kurze Überblick über das Leben und die Leistungen eines jungen Mannes der kaum 28 Jahre zählt, und der als Theoretiker jetzt schon eine so bedeutende Stellung einnimmt, wie sie wohl kein Elsässer in gleichem Fache je eingenommen hat. Deß sind wir stolz und schauen voll Freude auf unsern einfachen Landes- und Stadtgenossen, und wünschen ihm auch künftighin viel Glück und fröhliches Gedeihen in der betretenen Laufbahn.

J. Braun.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 12.

Samstag, den 21. Juli 1838.

Hohe Sendung.

Göttliches senkt sich zur Erde,
  Liebend ziehet sie es groß;
Doch es ruht mit Klaggebärde
  Weinend in der Mutter Schooß.
Mag sie noch so Vieles geben,
  Fremd doch fühlet es sich hier,
Und es fehlt dem Götterleben
  Dornenloser Rosen Zier.

Aus dem Dunkel seh' ich ragen
  Einen Berg auf Kreta's Flur.
Kinderweinen, Kinderklagen
  Leise schallt's durch die Natur.
Höchster Gott, als hilflos Wesen,
  Ruht er in der Grotte da.
Kann er irdisch auch genesen,
  Ist ihm Nahrung, Pflege nah?

Leise, leise! Bienen bringen
  Für das Kind den Honig her;
Tauben regen ihre Schwingen,
  Tragen Speise über's Meer.
Auch die Ziege tränkt den Knaben,
  Göttliches nährt ird'scher Trank.
Für die Pflege soll sie haben
  Reichen Lohn und hohen Dank.

Seh'n wir nicht aus Himmelsfernen
  Noch das Bild der Pflegerin?
Lächelt sie nicht aus den Sternen,
  Bringt ihr Horn uns nicht Gewinn?
Wer den Göttern hier zu dienen
  Freudig seine Kräfte weiht,
Wird sich ringen auf zu ihnen
  Aus des Staubes Niedrigkeit.

Göttliches senkt sich zur Erde,
  Nachzieh'n will es unerkannt,
Aus der irdischen Beschwerde,
  Was ihm geistig ist verwandt.
Nicht verschmäht es, sich zu kleiden
  In die rauhe Erdentracht,
Hat es nur nach kurzen Leiden
  Seine Sendung schön vollbracht.

Wilhelm Kilzer.

Schloß Hainfeld.

Gegen Ende April 1834, an einem herrlichen Morgen, beim schönsten Sonnenscheine verließ ich Rom um nach Neapel zu ziehen. Meine Frau und meine Kinder begleiteten mich, in tiefer Betrübniß über meine zerrüttete Gesundheit. Die treulose Schönheit des römischen Clima's, seine tödtende Verführung, seine unglückseligen Reize, hatten meinen Geist ermüdet, meine Sinne niedergedrückt. Meine gleichgiltig gewordene Beobachtung sah die endlosen Trümmer des alten Roms, die Wunderwerke seines Vaticans, seinen Wald von Kirchen, seine prachtvollen Palläste, selbst sein riesenmäßiges Colisäum, nur noch mit kaltem Auge an. Immer mehr und mehr schwächte sich die Theilnahme für alle diese Gegenstände: ein rheumatischer Anfall vollendete mein Elend und mein trefflicher Arzt, der Doktor Gloag hatte für mich nur noch ein Hilfsmittel, eine Antwort: Machen Sie eine Luftveränderung.

Wie wohl gieng eine Weissagung der Zukunft, - ich eine schnellere und vollständigere Umwandlung in Erfüllung. So lange ich noch in der unmittelbaren Nähe Roms verweilte, stürzte sich der Dämon auf seine Beute los. Da half weder die Harmonie der Farben, noch die berauschende Sonnenhitze, noch die bewegte Luft, noch des Himmels reines Blau, meine trübe, düstere Stimmung strafte die Herrlichkeit des Landes Lügen. Erst als mein Wagen den vulkanischen und in sanftem Abhange sich hinwindenden Rücken des alten Albanerberges erklimmte, fieng ich an wieder aufzuleben. Hundert Schritte oberhalb Sankt Peter, verließ mich die Last die mich bisher gedrückt; ich athmete endlich; die Lebensflamme erwachte in mir, und das Spiel des Luftzuges der sie anfregt und belebt, ward lebendiger und frischer.

Nun war ich wieder in's Leben zurückgetreten, mit Wonne staunte ich das Blau des Himmels an, die scharfgezeichneten Schatten, die starken Lichter der Landschaft. Es war eine Wiedergeburt. Oft streckte ich meine Arme zum Wagen hinaus und suchte mit dem Windhauche wieder Kraft, Frische und Gesundheit einzuschlürfen. Hundert Schritte über der Wasserfläche der Tiber gewann ich vollkommenen Appetit, fühlte ich mich vollkommen glücklich. Ja ich ward in dem Maaße glücklich und hungrig, daß ich mich, ohne den leichten Zwang meines Gliederschmerzes, aus dem Wagen gestürzt hätte, um uns eine Mahlzeit zu bestellen.

Wir sind in Albano. Da wir im vetturino reisten, mußten wir uns zwei Stunden hier aufhalten. Aus unsern Fenstern erblicken wir das weite Meer, das edle Mittelmeer, das so reich ist an großen Erinnerungen. Zwischen uns und dem Strande bildet ein Raum von zehn bis zwölf englischen Meilen einen Gürtel von sumpfigem Striche; die einzeln stehenden weißen Hütten erschienen uns im Sonnenlichte wie glänzende Punkte. Der Charakter der Landschaft wird fruchtbarer und reicher, jemehr er sich dem vulkanischen Zolus nähert; die seltsam gezeichneten Landschaften, die durch Erdbeben abgerissenen, abgewälzten Felsen sind mit Gärten, Villen, Olivenpflanzungen, schönen Weinstöcken bedeckt und entfalten die ganze Pracht eines italienischen Frühlings. Die bewegliche Masse eines düstern Grüns lüftet sich von Zeit zu Zeit und läßt die charakteristischen Trümmer der alten Denkmale zwischen sich durchblicken: Triumphbögen und wohl erhaltene Thürme; aufeinander geschichtete Ziegeln; Marmorblöcke, die einst von Menschen behauen worden und die nun die Natur selbst vollendet; links, gegen Süd-Ost, erschien die Insel Ponzo wie ein schwarzer Punkt. Man behauptet selbst, daß man bei ganz heller Luft die Insel Ischia mit bloßem Auge erblicken könne.

Mit Entzücken verweilten wir in dieser herrlichen Natur, deren Zauber nichts zu vergleichen ist. Bald jedoch mußten wir uns zur Weiterreise anschicken. Andre Fuhrwerke, welche entweder Reisende brachten oder fortführten, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. In einem derselben befand sich eine polnische Dame, deren Liebenswürdigkeit uns bekannt war; sie heißt Fürstin Rzewuska, wenn ihr das aussprechen könnt. Sie kam von Neapel zurück, wohin wir uns wandten.

»Ach, sagte sie, sobald sie uns erblickte, das ist doch der sonderbarste Zufall! ich habe interessante Briefe für Sie und wußte Sie nirgends zu finden. Ohne dieses Zusammentreffen wären die Briefe ihrer Correspondentin (es ist eine Correspondentin!) wieder mit mir nach Polen gegangen, oder einmal mit meinem Sarge begraben worden. Das Päckchen, das Ihnen bestimmt ist, kommt von der Gräfin Purgstall, einer schottischen Dame, deren reifes Alter der Abgelebtheit ziemlich entgegen eilt, und die, nachdem sie einen östreichischen Offizier geheirathet, sich im Schlosse Hainfeld, in Steiermark, niedergelassen hat. Ich habe den besondern Auftrag, Sie zum Besuche in der alten Burg, die sie bewohnt, einzuladen. Ich vermag es Ihnen kaum zu schildern, wie großen Antheil sie an Ihnen, an ihrer Familie und besonders an ihrem Vater nimmt; sie hat mich oft gefragt, ob Sie wirklich ein Sohn desselben seyen.«

Mir kam der Vorschlag gelegen und angenehm. Wir reisten ja ohne irgend einen andern Zweck, als denjenigen eben zu reisen, ohne Vorbedacht, ohne Plan, ohne zuvor bestimmte

Anordnungen getroffen zu haben. Und so hatten wir doch einmal eine Richtung, ein Ziel vor uns. Der Aufenthalt in einem alten steiermärkischen Schlosse ist für einen englischen Weltdurchstreifer nichts Alltägliches oder Gewöhnliches. Ich schrieb der Gräfin, die, beiläufig gesagt, die Schwester des Herrn Dugald-Stewart ist, und die also sehr enge mit Schottland verbunden ist. Dies war übrigens der einzige Umstand, den ich von ihr wußte; es däuchte mich wohl, ich hätte schon früher in meiner Familie von ihr, als von einer originellen, geistreichen Dame reden hören, die einen deutschen Grafen geheirathet hatte, allein ich war weit entfernt, die Sonderbarkeiten ihres Charakters und die interessanten Wunder ihres Lebens zu ahnen. Bald aber ließ mich ein Lichtschimmer in diese ungewöhnliche Seite hineinblicken, als ich Schlag auf Schlag zwei von ihr unterschriebene Briefe erhielt, woraus ich hier einige Bruchstücke mittheilen will. Der zweite, welcher viel umständlicher ist als der erste, war bestimmt diesen, den ich unter meiner Correspondenz verloren gegangen glaubte, zu ersetzen. Sie enthalten interessante Thatsachen für den Beobachter und den Reisenden; der Philosoph wird darin das Gepräge eines originellen Charakters finden, dessen ursprüngliche Kraft die Welt nicht zu verwischen vermochte.

7 Mai. Hainfeld.

„So eben, mein lieber Herr, erhalte ich Ihren, den 21. April von Albano aus geschriebenen Brief. Eine angenehme Empfindung ist für mich etwas so Neues und Fremdartiges, daß ich ganz zittere, wenn ich Ihnen schreibe, daß ich Ihren Besuch und denjenigen von Madame Hall, als eine große Gunst betrachte. Ihre lieben Kinder bedürfen gewiß auch der Ruhe: mein Schloß Hainfeld möge ihnen solche gewähren. Mein Haus ist groß: wir haben neununddreißig Zimmer auf dem Erdgeschoß, die jedoch nach dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts meublirt sind; gute Luft, herrliches Wasser, ein wohlangebautes Land, das so mannigfaltig ist, daß es Ihnen gefallen muß. Ich verspreche Ihnen keine Vergnügungen. Ihre Wirthin ist Wittwe, ein dürrer, unfruchtbarer Ast, vom Lebensbaume losgerissen. Wenn aber die herzlichste Aufnahme die Einsamkeit erträglich machen kann, so werden Sie diese Aufnahme bei uns finden. Wir sind nur drei Stunden von Ungarn, einem noch sehr wenig bekannten Lande entfernt. Meine Gränznachbarn werden Sie gut aufnehmen, und Sie werden hier ein von dem übrigen Europa ganz verschiedenes Geschlecht finden.

Reisen Sie durch Steiermark um nach Deutschland zu gehen, Sie haben einen trefflichen Weg, das versichere ich Sie, der in jeder Hinsicht demjenigen durch Tyrol vorzuziehen ist. Durch einen Zufall sind die ersten englischen Reisenden aus Italien gekommen; alle ihre Gefährten haben seitdem ihren Zug nach der nämlichen Richtung eingeschlagen, instinktmäßig, wie ein Bienenschwarm. Grätz wiegt Insbruck wohl auf, unsre Alpen, unsre Seen weichen denen Tyrols nicht im Mindesten. Der Weg den ich Ihnen angebe, bietet Ihnen auch einen Vortheil dar, den Sie würdigen werden, ich bin es gewiß, denjenigen die Bekanntschaft des Erzherzogs Johann zu machen, der als einfacher Bürger in seinen Eisenwerken lebt. Die Anmuth seines Wesens, seine ausgedehnten Kenntnisse, seine praktischen Erfahrungen werden Sie in Erstaunen setzen. Als Mensch hat er wenige seines Gleichen, als Fürst ist er eine Wundererscheinung.

Von meinem ersten Vaterlande wage ich nicht Ihnen zu sprechen. Die Abwesenheit ist ein grausamer Schwamm der uns aus dem Andenken unserer Freunde wischt. Wenn Sie aber so gütig sind, mich zu besuchen, so wird Ihre wohlthätige Hand eine Ecke des Schleiers lüften und meinem gierigen Blicke vergönnen nach jenen so, so entfernten, aber ewig theuern Gegenständen zu dringen!

Ist Ihnen mein erster Brief wohl zugekommen? Ich weiß es nicht. Ich hatte eine unrichtige Adresse darauf gesetzt: alle meine Begriffe wirren sich durcheinander, wenn ich der grausamen Krankheit verfalle, die meine Nerven stückweise zerreißt; die Ärzte belieben sie schmerzhaftes Zucken zu nennen. Ich bat Sie innigst zu kommen. Ich wiederhole Ihnen diese Bitte. Bringen Sie nicht nur Ihre Familie, sondern alle Freunde mit die Sie begleiten können, es fehlt uns nicht an Platz. Sie werden ein gutes, sehr gesundes Land finden; Menschen, die eben so fleißig und gehorsam wie ihre Ochsen sind; wenig Nachbarn, ausgenommen in Ungarn, einem wenig bekannten Land, das aber eine größere Beachtung verdient. Steiermark ist den Engländern gleichfalls unbekannt, sie bestehen hartnäckig darauf, es nicht zu besuchen. Wenn ich auch nicht mit Kotzebue behaupten will, daß das Gepäcke eines Engländers nothwendiger Weise aus seinen Vorurtheilen und seiner Theekanne besteht, so hat jener doch Recht, wenn er von dem Wege spricht den er von Italien nach Deutschland nimmt.

Unsre Straßen sind nicht schlecht. Der Eilwagen geht in sechsundfünfzig Stunden von Triest nach Grätz, und in fünfundzwanzig von Grätz nach Wien. In Östreich wandelt Mensch und Vieh langsamen Schrittes, da müssen unsre Wege gut bleiben.

Ich möchte Ihre Neugierde ganz rege machen, und will Ihnen Alles sagen, was Sie für Steiermark gewinnen kann.

Unser Eigenthum wird durch Gesetze gesichert, die von denjenigen anderer Nationen durchaus verschieden sind. Sie haben ja die Verfassung der vereinigten Staaten studirt, und da muß Sie die unsrige anziehen. Das Land ist in Kreise getheilt. Mein Kreis begreift 4200 Seelen; mein Amtmann ist zugleich Taxeneinheber, besorgt die Conscription, die Polizei, das Criminalgericht erster Instanz, und beschützt die Güter der Minderjährigen. Er muß seine Rechtsstudien gemacht und seine Prüfungen bestanden haben. Ich besolde seine Schreiber, oder wie man dies nennt, seine Kanzlei. Zeigen Sie mir eine Verwaltung, die weniger kostet als diese. Er nimmt meine Grundzinse ein, oder wie man dies nennt, das Dominicale, und verwaltet meine Güter, die wir sonst selbst besorgen, und zwar ohne Pächter, wie in Schottland. Gestern haben wir unser erstes Heu eingebracht; wenn Sie mit zwei Pferden reisen, so ist ihre Nahrung ganz bereit. Nach der Korn- und Waizenernte säen wir Buchwaizen, der selbst unter dem Schnee keimt; er ist die Nahrung unserer Bergbewohner, wie einst das Hafermehl die der schottischen Bauern war. Allein wir haben keine Armen, merkt's Euch wohl, Ihr Herren Engländer! Das Volk ist im Ganzen gehorsam und gut; der durch die Kriege zu Grunde gerichtete Adel lebt von seinen Erbrenten. Um sich heirathen zu dürfen, muß man beweisen können, daß man eine Frau und Kinder ernähren könne. Das Gesetz, das des Priestercölibats und das, welches von jedem Offizier, der sich heirathen will, die Hinterlegung einer gewissen Bedingungssumme fordert, setzen dem Wachsthume der Bevölkerung drei mächtige Dämme entgegen, die unsern Malthus und Fräulein Martineau vor Bewunderung aufhüpfen machen würden. Das Resultat dieser schönen Gesetze ist das gänzliche Sittenverderbniß des Volkes. Vergebens versucht man es ihr durch nichts bewirkende religiöse Gaukelspiele entgegen zu kämpfen. In meiner nächsten Pfarrei sahen wir am letzten Tage des großen Jubiläums, siebenundsiebenzig Jungfrauen sich dem Altare nahen, die keuschen Stirnen umwanden weiße Rosen, der Gürtel war, als Symbol der vollkommensten Reinheit, mit weißen Blumenkränzen geschmückt. Acht Monate nachher reichten vierundvierzig dieser Jungfrauen, der Frucht ihrer Liebe die Mutterbrust. Frau Natur ist seine Staatsverwalterin.

Wollen Sie noch andere Beweggründe um ihre Theilnahme und Neugierde zu reizen? Wir haben in unserer Nähe einen Arzt, der ungefähr alle nur möglichen Wunder verrichtet; nur die Todten, glaube ich, läßt er noch nicht auferstehen. Wenn ich nicht in meinem Todeszustande so gefaßt wäre, würde ich seinen Rath einholen. Er ist ein Homöopathe; seit November haben ihn 40,000 Kranke besucht, und es zweifelt kein Einziger an der Wirksamkeit seiner Orakelsprüche. Die Allopathen machen unerhörte Anstrengungen, um Hahnemann und seine Schule zu ersticken; es ist aber Alles vergeblich. So kommen Sie denn selbst an Ort und Stelle: diese für das Menschengeschlecht so wichtige Frage muß von Ihnen entschieden werden.«

Auf diese von pikanter Originalität und natürlicher Gutherzigkeit erfüllten Briefe, antwortete ich aus Neapel, den 7. Juli 1834, mit einem Danksagungsschreiben, woraus hier einige Stellen:

». . . . Ich will nicht länger säumen, Madame, Ihnen die Danksagung der Madame Hall und die meinige, für die liebenswürdige Einladung zu erstatten, die Sie an mich ergehen ließen. Es ist schwer den Zeitpunkt zu bestimmen, an welchem wir uns in ihrer Nähe befinden werden, und die Gastfreundschaft ihres Schlosses in Anspruch nehmen können. Neapel beschäftigt uns in diesem Augenblicke; ich hoffe, daß wir mit Ende Juli seine herrliche Umgegend, seine unerreichbaren Schönheiten verschlungen haben werden, und uns um die Mitte September in der Nähe ihrer Güter befinden werden. Von den drei Dutzend Zimmerreihen die Sie uns ankündigen, werden uns drei bis vier Zimmer durchaus genügen, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß unser Besuch Ihnen Freude machen werde.

Ich danke Ihnen recht sehr für ihren Rath, hinsichtlich des Weges durch Steiermark und Tyrol. Tyrol ist noch nie der Gegenstand besonderer Anhänglichkeit für mich gewesen. Ich hätte mich nur darum in seine Berge vertieft, um das Geleise der liebenswürdigen Gaffer, meiner Landsleute zu verfolgen. Man muß jedoch gestehen, so einfältig diese Gaffer oft sind, so haben sie im Allgemeinen den Instinkt, die merkwürdigsten Wege und die anziehendsten Seltsamkeiten zu entdecken. Ich verlasse mich übrigens ganz auf ihre Ortskenntniß; ich bekenne es, es ist etwas recht Wundersames, um ein neues Land in Europa! Ich habe oft zu mir selbst gesagt: Wer wird mir nur einen Zoll Landes geben, der nicht schon nach allen Richtungen hin von der Feder der Reisenden, die mir vorangegangen, durchkreuzt worden ist! Schaut einmal das arme Italien an! Dichter, Gelehrte, Archäologen, Protestanten und Katholiken; Maler und Musiker; blaue Weiber und Männer von allen Farbenmischungen, haben es so hübsch ausgebeutet, ausgeplündert, Ernte und Nachlese darin gehalten, daß kaum noch ein grünes Grashälmchen, eine arme Distel

übrig geblieben ist, die den Appetit des bescheidensten Reisenden kitzeln könnte. Was Sie mir von Steiermark gesagt haben, erweckt meine Neugierde und wühlt schon die Tiefen meines Tintenfasses auf; wenn ich keinen Quartband daraus mache, so trage ich allein die Schuld davon. Wie glücklich bin ich, Madame, nach dem mühevollen Vergnügen, das uns die tausend Seltenheiten dieses südlichen Italiens aufgebürdet haben, auf ihren Gütern eine Zufluchtsstätte, einen Haltpunkt zu finden; die mir neuen Sitten Steiermarks, mit den Sitten Italiens zu vergleichen, und seine dichten Wälder mit dem alten Besitzer, dessen glühendes, von Feuerkreisen durchzucktes Haupt ich jetzt flammensprühend schaue.«

Auf die Antwort brauchte ich nicht lange zu warten. Man wird darin mitten unter den charakteristischen Zügen, welche die Gräfin Purgstall bezeichnen, den Ausdruck der peinvollen Unruhe bemerken, mit der sie ihre Landsleute erwartete und uns durch alle nur erdenklichen Lockungen anzuziehen suchte.

Den 12. August.

»Lieber Herr, Ihre Briefe von Rom und Ischia sind richtig zu mir gelangt: die Furcht, Sie durch meine Geständnisse zu langweilen, hat mich allein abhalten können, Ihnen auf der Stelle wieder zu antworten. Madame Hall und Sie zweifeln gewiß nicht an dem Glück, das mir die Töne einer Sprache, die ich schon so lange nicht mehr vernommen, die Töne des Herzens, verursacht haben. Ich hoffe, Sie werden hier eine angenehme Ruhe finden, und sie müssen ihrer bedürfen. Die Gesundheit Ihres Kleinen beunruhigt mich; die außerordentliche Hitze ist ihnen schädlich. Hier sogar zeigt das Thermometer 31° Reaumur und 102° Fahrenheit an.

Ich will nicht gerade behaupten, daß Tyrol zu verachten sey. Man kann es ganz wohl besuchen, wenn man in seinem Leben noch keinen Berg gesehen hat. Sie hätten Ihre Reise diesen Weg demjenigen durch Steiermark vorgezogen können, den sie nicht gemacht? Grätz, eine unbedeutende Stadt, hat die schönsten Umgebungen von der Welt; ich kenne nur Florenz, das in dieser Hinsicht mit ihr wetteifern könne. Glücklicherweise für die Stadt, wissen die Engländer, die sonst wollen, nicht, daß sie die einzige Stadt Europa's ist, in welcher man am wohlfeilsten lebt.

Der Erzherzog Johann hat in Grätz ein geologisches Museum gegründet, in welchem sich von ihm selbst ausgewählte Exemplare befinden; es wird Ihnen einen Begriff von den alten Erdgebeinen geben, die in dem Boden ruhen, den wir betreten. Meine Pferde erwarten Sie und die Freunde die Sie mir zuführen werden, sie sollen Sie geleiten und wohlbehalten in meine traurige, verwaiste Einsamkeit von Hainfeld bringen; sehen Sie eines herzlichen Empfangs gewärtig, bereiten Sie sich nur auf das halbwilde Leben vor, das Sie hier erwartet. Gute, einfache Speisen verspreche ich Ihnen, weiter nichts. Vergessen Sie nicht, drei Poststationen von Triest, gegen Steiermark zu, die Adelsberger Höhle zu besuchen, die, wenn sie beleuchtet wird, einen herrlichen Anblick darbietet. In dem Bache der sie durchfließt, leben Fische von seltsamer Art; ihr Kopf ist mit einem Hahnenkamme geschmückt. Sie haben keine Augen und scheinen doch zu leiden, wenn man sie den Sonnenstrahlen aussetzt. Der Cirknitzersee, der in der Nähe von Adelsberg liegt, verdient ihre Aufmerksamkeit ebenfalls. Vermittelst fünf bis sechs Tunnel, verläßt das Wasser einmal des Jahres sein Becken. Dann jagt man, man pflügt, man erntet da wo man vor Kurzem fischte. Bei seiner Rückkehr reißt das Wasser eine große Menge von Fischen mit sich, die es aus ihren unterirdischen Höhlen fortgeschwemmt hat, manche darunter wiegen sechs bis acht Pfund. Von Laybach nach Grätz bieten sich zwei gleich gute Straßen dar. Die eine durch Cilli ist zwölf Poststunden weit; die andere durch Clagenfurt, neunzehn; diese letzte wird Ihnen schöne Berge, Zwillingsbrüder der Tyroler Alpen, zeigen; jeder Bergliebhaber kann sich damit begnügen. Ach! Sie kommen zu spät! Sie werden nur noch eine dürre Landschaft erblicken, über welche, wie Walter Scott sagt, »der Herbst die Falten seines röthlichen Mantels wirft.« Wir können Ihnen, als Ersatz für die Pracht des italienischen Sommers, nur unsere bunten herbstfarbigen Wälder darbieten, dunkle Stoffe mit goldener Stickerei. Aber es vergeht ja Alles, wie Sie wissen.

Der sechsunddreißig-jährige Aufenthalt in diesem Lande, machte mich mein Englisch vergessen, und ich bitte Sie, mir diesen langen, ermüdenden Brief zu gut halten zu wollen. Man hat mir neulich eine in London gedruckte Revue geliehen, in welcher ich so viele neue und unbekannte Wörter gefunden habe, daß ich mich gar nicht herausfinden konnte. Schrecklich ist es Alles übersetzen zu müssen was dem Leben Werth gibt, selbst seine Sprache! Ich gestehe Ihnen, daß mich heute Kraft und Muth verlassen. Leben Sie wohl.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Die Legende von der heiligen Odilia.

1.

Der Herzog Attich ritt herein
Mit seiner Jägerschaar,
Als eben ihm ein Töchterlein
Frau Berswind gebar;
Sie hielt es in den Armen,
Ihr erstgebornes Kind,
Ein Mägdlein zum Erbarmen
So schwach und mutterblind.

Und als Herr Attich kam und sah
Das Mägdlein blind und schwach,
Mit lauten Flüchen schwur er da
Zu tilgen diese Schmach:
„Im Wald, an Felsenwänden
Zerschmettre mir's ein Knecht!
Der Wurm soll mir nicht schänden
Mein adelig Geschlecht.“

Darob erschrack Frau Berswinde,
Sie fleht' und weinte sehr:
„Laß ab! und bringt dies arme Kind
Vielleicht noch Heil und Ehr;
Christ sprach vom Blindgebornen:
Derselbe so blind war,
Auf daß sich am Verlornen
Die Allmacht offenbar'.“

Das war dem Herzog schlechter Trost,
Er schied in Zorneshast. —
Die blinde Welt — sie zürnt und tost.
Sie hat es nie gefaßt:
Wie unter armer Hülle
Der Himmel, unentdeckt,
So reiche Gnadenfülle,
So großes Heil erweckt.

Derweil in seiner Wiege schlief
Das blinde Mägdelein,
Dem rosig' Antlitz überlief
Ein goldner Heil'genschein.

Als nun Frau Berswinde
Den Herrn um Hülfe bat,
Vernahm sie auch geschwinde
Des Himmels besten Rath.

Sie rief die Amme gleich herzu:
„Um Gott! reis' eilig ab,
In's Stift zu Palma trage du
Mein armes Kind hinab:
Dort halte mir's geborgen,
Bis ich's darf wieder schau'n,
Sie sollen's wohl versorgen,
Die guten Klosterfrau'n.“

Sie hat's in Gottes Hand gestellt,
Die fromme Herzogin;
Nun trägt man in die fremde Welt
Das blinde Mägdlein hin,
Daß nicht in zarter Kindheit
Die Himmelsblüthe bricht,
Daß nicht des Vaters Blindheit
Verlöschte noch ihr Licht.

2.

Ein Bischof, Sankt Erhardt genannt,
War dazumal im Baierland;
Der fuhr in tiefer Nacht empor,
Des Herren Stimme weckt' sein Ohr:
„Wohlauf! nach Palma sollst du gehn,
Im Kloster wirst ein Mägdlein sehn,
Das sollst du taufen und benedein,
Odilia soll sein Name seyn.“
Erhardus machte sich auf zur Stund;
Als er das blinde Mägdlein fand,
Und über dem steinernen Becken eben
Ihm wollte Namen und Segen geben,
Da giengen ihm über der heiligen Tauf'
Plötzlich die beiden Äuglein auf,
Und leuchtend blickt' es den Bischof an.
„Der Herr hat Großes an dir gethan;
Wie lieblich sehn dir die Äuglein offen!“
Rief jetzt Erhardus freudebetroffen:
„Odilia, du glückselig Kind!
Deine Mutter hat dich geboren blind;

Nun hat der Himmel in seiner Macht
Dich wunderbarlich sehend gemacht,
Dein Auge, von Geburt geschlossen,
Hat uns die heilige Tauf' erschlossen:
Nun wolle der Christus dein Gesicht
Kräftig erleuchten mit seinem Licht,
Daß nie die arge Welt dich blende
Und deinen Blick vom Heil abwende,
Nein! daß du schauest allezeit
Nur Christi Gnad' und Herrlichkeit."

2.

In der Franciskaner Klause
Wuchs das edle Kind im Stillen
Weit vom stolzen Herzogshause,
Lebend nur nach Gottes Willen.

In der heil'gen Schrift zu lesen
War ihre liebste Mühe,
Christi Reich und heilig Wesen
Lernte sie erkennen frühe.

An die Orgel sich zu setzen,
Aus dem Psalmenbuch zu singen,
War ihr innigstes Ergötzen,
Half ihr jedes Leid bezwingen.

Nach der Blumenflur zu warten
War beschieden ihrem Theile,
Selber, wie im Klostergarten
Eine strahlend weiße Lilie.

Schweigend in sich eingesogen
Keimen Thau der Himmelsweisheit,
Hingen ihre frommen Augen
Unverwandt an Gottes Klarheit.

So erwuchs in ihrer Klause
Sie zur Jungfrau bald im Stillen,
Weit vom stolzen Herzogshause,
Lebend nur nach Gottes Willen.

Adolf Stöber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke

aus Wilhelm Schimper's Reiseberichten aus Asien und Afrika,

mitgetheilt von

W. Ph. Schimper.

(Schluß der vorigen Mittheilung.)

6.

Weitere Schilderung des Berges Sinai und dessen Umgebungen; schädlicher Wind; Krankheit; Abreise.

In der Gegend des Sinai sind die Berge beinahe ganz kahl, steil, kegelförmig, zackig und nicht selten gleich [illegible] alten Thürmen. Die Luft ist trocken, das Clima, ungeachtet seiner großen Verschiedenheit zwischen Winter und Sommer, sehr gesund. Im Winter schneit und gefriert es, weshalb es bemerkenswerth ist, daß Orangen, Feigen, Mandeln und Oliven gedeihen, und zwar die zwei letzteren Früchte vorzüglich gut und in Menge. Im Thale [illegible] bilden die halbverwilderten Olivenpflanzungen kleine Waldgruppen.

Die Hitze übersteigt im Klostergarten, wo ich wohnte, in den Monaten Juli und August selten 21° R., nie kam sie auf 23°. In den entfernten niederen Thälern aber ist es während der Monate Juni, Juli und August sehr heiß. Dort erzeugt sich auch ein sehr heißer und eigenthümlicher Wind, der durch die schädliche Einwirkung auf die Gesundheit sich sehr von der gewöhnlichen Atmosphäre unterscheidet. Bevor er erscheint, bemerkt man eine totale Windstille im natürlichen Verein mit einer großen und ungewohnten Hitze; die Luft ist schwerer und scheint gleichsam von oben auf die Erde gedrückt zu sein. Das Befinden wird so unbehaglich, daß man genöthigt wird, die schattigsten Orte zum Aufenthalt aufzusuchen; allein statt — gelagert auf der Erde — Erquickung zu finden, trifft man nahe am Boden eine Hitze, die man hier im Contrast mit Schatten nur noch peinlicher empfindet, als im Sonnenschein selbst; sie ist hier wie dort ganz gleich der Hitze rings um eine Feuerflamme herum. Es ist fast unmöglich den Kopf auf der Erde liegend zu halten. Untersucht man, auf und nieder sich bückend, den Ort der größten Hitze, so findet man ihn im Raume von ein bis ein und ein halben Fuß über der Erde, wo es fast unmöglich ist zu athmen. Unten ist alle die Luft heiß und oben kühler und zwar nicht allein im Sonnenschein, sondern auch

im Schatten, zum Theil an den Orten wo die Sonne gar nie hindringt. Man gewahrt, genauer diese Erscheinung beobachtend, daß die untere Atmosphäre aus der Erde gleichsam herausquillt (man empfindet dieß ohne es zu sehen), sich aber so ziemlich genau in einem gewissen Raume anfänglich hält, wodurch sie sich gleich wie eine Schichte von der obern Atmosphäre scheidet und auszeichnet. Nach einiger Zeit gewinnt diese tiefliegende, heiße Luftschichte die Höhe von drei bis vier Fuß, und ist von oben um etwas weniger kühler als unten, und unten dichter als oben.

Mit einemmale erscheint ein schwacher Wind, der ohne bestimmte Richtung ein schwankhaftes Hin- und Herbewegen der Luft ist; bald wird er stärker, eine graugelbliche Verdüsterung, die nicht ein etwa aufgewehender Staub verursacht, verbreitet sich in den Niederungen und deckt die Thäler wie mit einem Schleier. Die Berggipfel glänzen noch im klaren Sonnenschein, allein nicht lange steht es an, so wird der Wind heftig, graue scharfbegränzte Wolken bilden sich und decken die Berggipfel. Die Luft wird an allen Orten gleich, das Ausquillen einer heißen Atmosphäre hört auf und Staubwolken in den Thälern und Electricität der Luft sagen, daß der Samum weht. Ich beobachtete am 10. Juni 1835 diese Erscheinung im Wadi-Hebran. In der Frühe, um halb acht Uhr, hatte ich die ersten Empfindungen von Unbehaglichkeit. Um neun Uhr maß ich mit einem nassen Band den Ort der größten Hitze, der sich durch schnelles Abtrocknen des untern Bandtheils, in einem Raume von ein bis ein und ein halben Fuß über der Erde zeigte. Um zehn Uhr lag ein graugelber Schleier in den Thälern, um halb zwölf Uhr wehte ein heftiger Wind nach Osten, der bis gegen Abend andauerte, nach Sonnenuntergang nur noch sehr schwach war, wobei man den Horizont von grauen, undeutlich von einander geschiedenen Wolken überzogen erblickte. In der Frühe des folgenden Tages — klarer Himmel, reine und erquickende Luft. Anders ist die Erscheinung, wenn dieser Wind sich nicht an der Örtlichkeit erzeugt, sondern aus der Ferne herkömmt. In diesem Falle sieht man zuerst auf der einen Seite des Horizonts, gewöhnlich in westlicher Richtung, ganz in der Ferne einen schmalen, grauen, nebelartigen Streifen, der nach und nach an Größe und Ausdehnung zunimmt, in welcher Zunahme zugleich die Luftbewegung sich verstärkt. Bei der vollen Bedecktheit des Horizonts ist der Wind heftig, heiß, abspannend und die Transpiration leidend. Es ist der gewöhnliche Samum, gegen welchen man einigen Schutz durch Steinlagen auf die Erde in Vertiefungen findet. Am Berge Sinai selbst erscheint nur diese letzte Art des Samum; in den niedern Thälern aber beide Arten, die erst beschriebene im Monat Juni und Juli, die letztere im Monat April und Mai. Der Monat Juni ist in der Gegend der Berges Sinai zwar heiß, aber das Clima doch noch sehr angenehm; heißer sind die Monate Juli und August. Ende August erscheinen unter den Beduinen bösartige Wechselfieber, welche von der Ausdünstung des in großen Becken angesammelten Wassers entstehen, denn nur die meisten Leute sind davon heimgesucht, welche an den Quellbächen leben. Im November erhalten diese Wasserbecken wieder Zufluß, worauf die Gegend wie früher gesund wird und die Krankheiten verschwinden. Meine Gesundheit litt während meines ganzen Aufenthalts in jener Gegend nicht besonders, mit Ausnahme einiger gefährlicher Fälle. Ich erlitt einmal, im heißen Thal Hebran, Sonnenstich, was mich dem Tode nahe brachte und drei Tage Unthätigkeit forderte. Ein zweites Mal verlor ich durch ganz ähnlichen aber gelindern Anfall zwei Tage; und als die Araber beim Mosesfest versammelt waren, brach, schnell kommend wie ein Blitzesstrahl, die Cholera aus, die auch mich anfiel. Es starb aber nur ein Mann, aber alle, fast ohne Unterschied, hatten heftige Diarrhee; ich litt besonders an sehr unangenehmen Krämpfen und Würgzufällen, es war mir, als wollte mich ein in meinen innern Organismus eingedrungenes Wesen zu Tode würgen. Nach drei Tagen war ich wieder hergestellt. Im Monat August erkrankte mein Diener an Wechselfieber; ich hatte leichtes Leberleiden, gallige Zustände, fieberhafte Empfindungen ohne ausgebrochenes Fieber. In El-Tor fangen die Krankheiten, größtentheils Wechselfieber, schon im April an und dauern bis zum Eintreten der kältern Jahreszeit im Oktober und November. Die Einwohner von Tor sind alljährlich und fast alle vom Fieber heimgesucht, die sie besser überstehen, als dort sich aufhaltende Fremde, welche gewöhnlich den Tod finden.

Ich war bis zu Ende des Monats Julius mit Einsammlung der Flora stark beschäftigt, wobei ich auch ein gemsenartiges Thier erjagte, das in großen Gesellschaften auf den Bergen weidet. In keinem Lande sah ich so viele Schlangen, als hier im felsigten Arabien. Im August ordnete ich meine Sammlungen und Anfangs September reiste ich nach Suez, in der Meinung, nach einer kurzen Ruhe in Cairo und Alexandrien, bald eine Reise nach dem Libanon zu machen, wie es besprochen war, allein eine andere Bestimmung war mir vorbehalten: ich erhielt in Suez Briefe von der Direction des Reisevereins, welche mir den Befehl gaben, im Monat September, der bereits verflossen, nach dem glücklichen Arabien zu reisen.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 13.

Samstag, den 28. Juli 1838.

Die Orgel.

An Neukomm.

In der Orgel volle Röhren
Rauscht ein Hauch von Geisterchören;
Ueberirdisch geht der Klang.
Mit ihm, daß ihn Engel hören,
Steigt des Erdensohns Gesang.

Mir, bei solcher Hymne Schallen,
Brach ein Glanz der ew'gen Hallen
Durch des Tempels offnen Riß,
Und ich sah Gestalten wallen
Aus der Gräber Finsterniß.

Neukomm, laß in Wundertönen
Des Gerichts Posaune dröhnen,
Ruf die Todten ihrem Lohn!
Horch! ist das der Hölle Stöhnen,
Jubel das vor Gottes Thron?

August Lamey.

Anselm.

Ein Mährchenbild.

»Dem kindlichen Blick, dem Herzen voll Glaubens treu und rein,
Will auch die Welt voll Wunder, voll süßer Wunder seyn.«

In den Sommervergnügungen eines Landstädtchens, am Fuße freundlicher Berge, gehörten die wöchentlich mehrmals unternommenen Badefahrten. Sechs bis acht große Wagen fuhren Abends eine Stunde weit, nach dem klaren Mühlbache, der sich durch dichtes Weidengebüsch hinwand und eine Menge dunkler, heimlicher Buchten bildete, die rings von grünen Zweigen umhangen, natürliche Badkämmerlein darboten. Unten erweiterte sich der Bach und ließ den kunstfertigen Schwimmern genugsamen Spielraum, die Wellen nach allen Richtungen hin zu durchschneiden. Jung und Alt, wer die zwei Groschen Fuhrlohn erschwingen konnte, nahm auf den Wagen Platz und lustig, unter Sang und Klang, rasselten die Fuhrwerke dem Badorte zu. Leutchen mit gewichtigerem Geldbeutel machten wohl auch

den Weg dahin, durch die dunkeln Gänge eines Buchenwäldchens, zu Fuße, schüttelten den Staub von den Füßen und warfen sich nicht weniger wohlgemuth in die kühle Fluth. Und wenn sich die Ersten, nach dem Bade, im Baumgarten der Dorfschenke, bei einem Glase schäumenden Weißbiers, oder einer Flasche Alten gütlich thaten, so lagerten diese sich unter den Uferbäumen und sangen zu ihrem mitgebrachten Schwarzbrod und Obste, ein nicht minder frohliches Lied.

Zu dieser letzten bescheidenern Klasse von Badgästen, gehörte auch ein junger Bursche, Anselm genannt. Dieser hatte das Eigene, daß er jedesmal, sogleich wie er mit seinen Gesellen aus dem Walde trat, dieselben verließ, ehe sie sich's versahen und das Weidengebüsche entlang gieng, bis er das verborgenste, stillste Plätzchen gefunden hatte. Den Andern fiel dies Betragen anfangs auf und sie schlichen ihm einige Male nach und fanden ihn bald, mit einem Schilfkranz im Haar und einer gelben Lilie in der Hand, fröhlich aus der geheimnißvollen Tiefe tauchend; bald im Ufergrase ruhend und mit unverwandtem Blicke dem Spiel der Fischlein zuschauen, die sich an seiner Gegenwart nicht störten, sondern lustig aus dem Wasser schnellten. Das dünkte sie seltsam und sie sagten zu einander: »Anselm macht wohl irgend einer schönen Wassernixe den Hof, daß er sich so schmückt und so sehnsüchtig nach dem Grunde blickt.« Es geschah dies aber nur aus einer ganz besondern Liebe, die er schon als Knabe hatte, einsam und verborgen im Wasser zu weilen und dem sanften Flüstern der Wellen zu lauschen, die erquicklich und zutraulich an sein klopfendes Herz schlugen, als hätten sie ihm etwas anzuvertrauen. Auch ließen ihn die Andern bald gewähren, störten ihn nicht mehr in seinen Träumen und hatten ihre Freude dran, wenn er mit heiterm Muthe, mit glänzenden Augen zu ihnen zurückkehrte und in ihre Lieder einstimmte.

Anselm hatte schon als zweijähriger Knabe Vater und Mutter verloren, und lebte bei einer alten Base, die ihn aufgezogen, froh, daß er ihr und ihrem Gretchen, von dem kleinen Taglohn, den er durch Arbeit oder Botengehn verdiente, den Unterhalt erleichtern konnte. Was er heimbrachte, legte er freudig der Base in die Hand und bat sie nur immer, sich zu gedulden, wenn er einmal in die Welt hinaus komme, wolle er sich etwas Tüchtiges erwerben und ihr dann gewiß alle Liebe und Mühe reichlicher vergelten. Anselm und Gretchen hatten einander, schon als Kinder, lieb wie Geschwister. Mit den Jahren wuchs ihre Liebe; sie konnten Stundenlang vor der Hausthüre sitzen, Hand in Hand, und einander schweigend in's Auge blicken und lächeln wenn Eines sein Bildniß im Augensterne des Andern sah — denn das wußten sie, sey ein Zeichen der Liebe; — oder sich Mährchen erzählen und von der Zukunft träumen. Anselm hatte für Gretchen die zarteste Aufmerksamkeit: im Frühling hatte sie immer die ersten Veilchen, die ersten Schlüsselblumen, von seiner Hand gepflückt, im Grase duften; so lange es Erdbeeren gab, im Wald und auf den Rainen, wurde ihr von Anselm geflochtenes Binsenkörbchen nicht leer; über ihrem Bettlein hieng ein Hollunderkäfig, den Anselm verfertigt; daraus weckte sie früh morgens das Lied des Distelzweigleins, das er gefangen, und sang sie Abends in süßen Schlummer ein. Dafür spann sie aber auch für ihn in den langen Winterabenden, und hielt ihm seine dürftige Wäsche so blank und rein, als wär' er ein Königssohn; und wenn er spät von der Arbeit zurückkam, wischte sie ihm den Schweiß von der Stirne und küßte ihm die glühenden Wangen.

Frau Brigitte, so hieß Gretchens Mutter, schüttelte dann oft bedenklich den Kopf, wenn sie dem zutraulichen Treiben der Kinder zusah.

»Nun darfst Du Anselm nicht mehr lange küssen,« sagte sie einst zu Gretchen, »ihr Leutchen werdet groß, da schickt sich's nimmer; auch ist Anselm jetzt ein rüstiger Junge, er muß hinaus in die Welt, sich etwas erlernen, und wenn er sein Glück macht, dann holt er sich irgendwo eine reiche Frau, etwa gar eine Prinzessin, wie er's als Knabe immer träumte, und Gretchen und die alte Base sind vergessen.«

Gretchen fuhr bei diesen Worten der Mutter zusammen und wischte zwei große Thränen weg, die ihr über die Wangen liefen.

»Denkt Ihr so Arges von mir, Frau Muhme?« sagte Anselm betrübt, »ich sollte Euch und Gretchen je vergessen und versäumen können? da wäre ich nicht mehr werth, daß mich die Sonne beschiene! Und was die Prinzessin betrifft, so hatte diejenige, die ich mir schon als Knabe erträumte, Gretchens blaues Auge, ihr blondes Lockenhaar, ihr gutes Herz, und wenn ich's einmal zur Prinzessin brächte, so müßte ja Gretchen mit der Krone geschmückt seyn! denn ich nehme sie und keine andere, und müßte ich sie auf den Knieen von Euch erbetteln!«

Gretchen drückte die Hand die er ihr reichte, und schmiegte sich beruhigt an seine Schulter.

»Der Herr wird's fügen, wie's ihm wohlgefällt und Euch am Besten ist!« sagte Frau Brigitte, »seyd wacker und fromm, so soll's auch an meinem Segen nicht fehlen!« —

— Anselm sollte einst für den Amtmann des Städtchens einen Brief nach einem zwei Stunden entfernten Orte tragen. Da es im hohen Sommer war, wählte er die Nacht zur Reise. Gretchen hatte ihm ein gutes Stück Brod, nebst einem halben Firnkäse eingesteckt, und ihm, mit bangem Herzen, es möchte ihm bei dem einsamen Gange durch Thal und Wald ein Unglück zu-

stoßen, das Geleite bis vor das Städtchen gegeben. Rüstig schritt er nun weiter, und kam bald an dem Mühlbache an. Die Bewohner des Dörfchens waren schon alle zur Ruhe; feierliche Stille lag ringsumher, nur daß die Heimchen im hohen Schwertengras der Wiese sich noch zirpend von den Angelegenheiten des vergangenen Tages unterhielten, und fernher eine einsame Wachtel im Korne schlug; der Vollmond schwamm am blauen Himmel wie eine goldene Seerose; Leuchtkäfer wiegten sich, fliegenden Sternchen gleich, in weiten Kreisen über den Gesträuchen hin, und aus den Gärten schickten Reseda und Nachtviolen ihre süßesten Düfte herüber. Anselm stand einen Augenblick am Ufer des Baches still. Es ward ihm so wohl bei dem Plätschern der Wellen, die im Mondlicht wie flüssig Silber übereinander hinspielten. Die Luft war so lau, so schmeichelnd. Er konnte sich nicht entwehren; rasch flog das Linnenwams weg und bald bespülten die Wellen seine Brust. Allein die Furcht sich zu verspätigen, ließ ihn sich diesem Genusse nicht lange hingeben. Er stieg nach einer Viertelstunde wieder an's Ufer und setzte seine Reise weiter.

Er war eine gute Strecke gegangen, als er nach dem Briefe greifen wollte, und siehe, er war nicht mehr in seiner Tasche. Er zürnte auf seine Leichtfertigkeit und wandte sich schnell um, zu sehen wo er ihn verloren. Er kam bis zur Stelle wo er sich gebadet, suchte im Grase umher, aber nirgends war der Brief zu finden. In seiner Bestürzung wollte er dem Städtchen zueilen; da sah er auf dem großen Blatte einer gelben Nymphea etwas Weißes schimmern. Er war im Begriff abermals in's Wasser zu springen, als sich das Blatt plötzlich in Wirbeln herumdrehte und in die Tiefe hinabsank; aus derselben Stelle aber erhob sich die lilienweiße Gestalt eines Jünglings; um das Haupt nickte ihm eine silberne Schilfkrone, um die Schultern hieng ein Mantel, so fein und durchsichtig, als hätten ihn kunstreiche Spinnen aus Mondstrahlen gewoben.

»Wir kennen uns wohl, Anselm!« rief der Geist dem bestürzten Jungen entgegen, »wir haben einander oft in die Augen geschaut, Du vom luftigen Ufer herab und ich aus der krystallenen Tiefe drunten. Wisse, ich bin der Geist dem dieses Bächlein unterthan, und schirme, die mich und mein Element lieben. Die Bösen nennen mich »Wassernecks«, weil ich den faulen Müllersburschen zuweilen Steine in's Mühlrad werfe, wenn sie schlafen; oder schlimme Buben mit Wasser spritze, damit ihnen die argen Gedanken vergehn; oder eiteln Gecken, die ihr zierlich Antlitz in meinem Wasserspiegel bewundern, eine lange Nase entgegen strecke; oder Übermüthigen, die meinen ich sey ein Fleckenputzer, der nur gemacht ist ihre Unsauberkeit weiß zu waschen, mit Schlamm überdecke. Aber ich helfe den Guten; ich habe schon manches Kind, das dem Ertrinken nahe war, der Mutter an's Ufer zurückgespült; habe, bei langer ungedeihlicher Trockene, den fleißigen Armen in stiller Nacht ihre Felder aus silbernen Gießkannen getränkt, und trage auch meine Liebe zu wackern Menschenkindern, auf Dich und dein liebes Gretchen über.«

Anselm wußte nicht wie ihm geschah; er wollte reden, aber er brachte die Worte nicht heraus; der Athem blieb ihm zurück und er mußte sich an einem nahen Weidenstamme halten. Da regte sich's plötzlich in all' den heimlichen Buchten des Baches und wunderliebliche Mädchengestalten tauchten, halb verschleiert, mit silbernen Kränzen geschmückt, aus den Wellen und ließen helle Krystallglöcklein ertönen, und tanzten singend über der Wasserfläche hin. Die Leuchtkäfer der ganzen Nachbarschaft schienen sich jetzt dieses Plätzchen zum Stelldichein erkoren zu haben, denn in allen Zweigen der Uferbäume funkelten sie in grüngoldnem Scheine; schwirrende Nachtfalter wiegten sich auf den Binsen und gelben Wasserlilien und in ihren Nestern sangen die Vögel leise, lieblich, wie in Träumen. Aber die Wasserjungfrau'n warfen lüsterne Blicke nach dem schönen Menschenkinde herüber.

»Anselm!« rief die Eine, »komm in meine krystallene Burg!«

»Anselmus, Du süßer Knabe, komm herab in's Perlenschlößlein, sey mein Gebieter!« rief die Andere.

»Anselmo!« lispelte eine Dritte, »Du warmes Menschenkind, wohne mit mir im heimlichen Korallenhause, wo die Wasser so kühl und purpurdunkel rauschen! ich will Dich auf den Händen tragen, will Dich in Schlummer wiegen, in hellen Liedern Dir die wunderhaften Mährchen singen!«...

Aber kein »Anselm!« kein »Anselmus!« kein »Anselmo!« rührte den Treuen. So sehr ihm auch, ob dem zaubervollen Leben das ihn umwogte, das Herz pochte — ein stärkerer Schlag, der Schlag der Liebe zu seinem Gretchen, überpochte Alles; ihr lieblich Bildniß schwand nicht aus seiner Seele.

»Ungezogen Volk!« zürnte der Geist den muthwilligen Wassermädchen entgegen, »kann man Euch doch nie erlauben aus euerm tiefen Grund emporzutauchen, ohne daß ihr durch eure Unbesonnenheit Euch Strafe zuzieht! schnell hinunter! und rührt Euch nicht mehr!« Der Geist that mit einem Rohrstengel einen Streich auf die Wasserfläche und alsobald war die ganze Erscheinung verschwunden.

(Der Schluß folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Die Legende von der heiligen Odilia.

(Fortsetzung.)

4.

Der Herzog Attich kam einmal
An einem Sonntag früh zuthal
Von Hohenburg herabgeschritten,
In seiner beiden Söhne Mitten.

Und als er auf der Felsenwand
Hinausblickt' in sein weites Land,
Voll Waldes, Weingebirg und Auen,
Da thät er just ein Wäglein schauen.

Das Wäglein fuhr in raschem Lauf
Gen Hohenburg den Weg herauf.
»Seht an! was kommen doch für Leute
So schnell uns angefahren heute?«

Jung Hugo durch die Tannen schaut'
Und rief mit freud'gem Schrecken laut:
»Das will ich sagen unverhohlen,
Ich habe sie heraufbefohlen.

Es ist dein einzig Töchterlein,
Odilia, die Schwester mein;
Sie aus dem Kloster heimzuholen,
Hatt' ich dem Wäglein anbefohlen.«

Herrn Attich's Auge zornig schwoll
Und blind, in seinem alten Groll,
Hieb er so mächtig mit dem Stabe,
Daß todt erlag der edle Knabe.

Und abermals verstieß er blind
Des Himmels auserles'nes Kind:
Hat ihn die Hölle denn geblendet,
Daß er von seinem Heil sich wendet?

5.

Jung Hugo lag im Sarg von Stein
In kühler Gruft behütet.
Herr Attich irrte ganz allein,
Von Waldesnacht umschattet;
Zerrissen war sein Vaterherz,
Er sucht' in seiner Reue Schmerz
Die allerstillste Wildniß.

Und als er sich waldein verlor,
An steilen Felsenwänden,
Trat plötzlich eine Jungfrau vor,
Ein Töpfchen in den Händen.
»Sag' an, wer bist du, fremde Maid,
Auf dieser wilden Bergesheid?«
Verwundert sprach's Herr Attich.

»Ich bin ein arm' verstoßen Kind,
Odilia geheißen;
Mit dieser Kost will ich geschwind
Hingehn, die Armen speisen.«
Die Jungfrau ganz betroffen stand,
Sie wußte nicht, welch tiefe Wund'
Ihr Wort schlug diesem Manne.

Und wie er seine Tochter sah,
Schwieg er in tiefem Leide;
Recht wie ein Engel stand sie da
In ihrem weißen Kleide;
Von ihren Augen fromm und klar
Sein ganz Gemüth bezwungen war,
Hinsank er auf die Kniee.

»Mein Kind Odilie! siehe hier
Den Vater dir zu Füßen;
Was ich verbrochen hab' an dir,
Ich will es alles büßen:
Fortan soll alles wenden sich,
Komm auf mein Schloß und bitt' für mich,
Daß mir der Himmel gnade!«

Und aus der Wildniß führt sie ihn
Gen Hohenburg zurücke;
Aus ihrem Antlitz Freude schien,
Gleich eines Engels Blicke,
Wenn er vom wilden Irrpfad weg
Verirrte zieht und auf den Weg
In ihre Heimath leitet.

6.

Zu Hohenburg im Schlosse
War schimmernd aufgestellt
Nun vor Odiliens Blicken
Der Reichthum dieser Welt;
Doch all' dieß eitle Schimmern
Verblenden konnt' es nicht
Ihr Auge, stets erleuchtet
Von Christi Gnadenlicht.

Sie traf zum ersten Male
Nun eine Mutter an,
Der wurde sie von Herzen
Demüthig zugethan;
Doch ihre höchste Liebe
Blieb innig immer gleich
Dem Heiland zugewendet
Und seinem Himmelreich.

Viel schmucke Freier kamen
Nach Hohenburg gewallt,
Zu schau'n der Fürstentochter
Holdselige Gestalt;
Sie aber sprach von Liebe
Zu Keinem einen Laut,
Sie wollte stets verbleiben
Des Himmels reine Braut.

Nun zürnte doch Herr Attich,
Sein wildes Herze schwoll,
Bald schon erwachte wieder
Der alte blinde Groll:
„Ich hab' dir einen Grafen
Zum Bräutigam ersehn,
Mit dem du morgen frühe
Sollst am Altare stehn."

Drauf hat er sie bedräuet
Mit einem Blick so arg,
Daß weinend sich Odilie
In ihre Kammer barg.
Nachdem sie lang gebetet,
Auf Rettung schnell bedacht,
Entwich sie aus dem Schlosse
In sternenheller Nacht.

Und als am frühen Morgen
Der Graf geritten kam,
War schon die Maid geborgen
Vor solchem Bräutigam;
Man sucht in allen Kammern,
Man sucht' im Walde dicht,
Man sendet eilends Boten —
Zu finden war sie nicht.

Da lief nach dreien Tagen
Zuletzt die Botschaft ein:
Sie sey in einem Schifflein
Gefahren übern Rhein.
Alsbald ritt mit dem Grafen
Herr Attich zürnend aus,
Sie forschten hier und dorten
Weit überm Rheine draus.

So ritten sie gen Freiburg
Einmal im Abendschein;
Vor einer Bergeshöhe
Hielten sie plötzlich ein.
Sie sahen droben wandeln
Jungfräuliche Gestalt:
Der Vater und der Bräut'gam
Erkannten sie sobald.

Sie spornten ihre Pferde
Den steilen Weg dahin;
Bald schreckte lauter Hufschlag
Die stille Wallerin.
„Hilf Himmel!" rief die Bleiche —
Aufsprang die Felsenwand,
Und vor dem Freier schnelle
Die Gottesbraut verschwand.

Und an derselben Stelle
Sprang aus dem Felsenspalt
Hellsprudelnd eine Quelle,
Die heut noch munter wallt:
Erquickung kranken Augen
Schöpft man am Brunnen dort;
Das Kirchlein Sankt-Odilien
Behütet diesen Hort.

Adolf Stöber.

(Der Schluß nächstens.)

Schloß Hainfeld.

(Fortsetzung.)

— Wir wußten anfänglich nicht warum die Gräfinn Purgstall, mitten in den kleinen Umständlichkeiten womit ihre Briefe angefüllt sind, die eigenthümliche Merkwürdigkeit von Steiermark, mit Stillschweigen übergeht, seine Quecksilbergruben nämlich, die zweiten der ganzen Erde, welche Idria den Reisenden so anziehend machen. Lange suchte ich vergeblich den Beweggrund dieses Verschweigens; endlich hörte ich, daß unsre gute Gräfinn die Gefahren und Krankheiten kannte, welchen diejenigen ausgesetzt sind, die mit dem Betriebe der Quecksilbergruben beschäftigt sind; sie fürchtete nun diese Gefahren möchten auch flüchtigen Besuchern, wie uns, schrecklich erscheinen; daher hatte sie uns verwahren wollen, indem sie darüber schwieg. Bald wurde unser Briefwechsel thätiger, und ich fand wirklich Vergnügen daran, die anziehenden Briefe dieser seltenen Alten zu empfangen und zu beantworten. In einem andern Briefe, den sie mir den 6. September schrieb, wird man die Sorgfalt bemerken, mit welcher meine ehrenwerthe Wirthin meine Neugierde als Reisender, auf tausend Arten zu erregen und zu fesseln wußte.

»Lieber Herr, Reaumur's Thermometer zeigt hier 27 Grade. Kein Regentropfen; Alles ist verbrannt, das Wasser fehlt überall, nur hier nicht, wo wir einen herrlichen Brunnen haben.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, welches Vergnügen ich empfände, wenn ich Sie bewegen könnte, unsre südlichen Lande zu besuchen; ich habe Ihnen durch meinen Amtmann eine Straßenkarte verfertigen lassen, auf welcher Sie nicht allein alle Posthäuser, sondern die Angabe aller Orte finden werden, wo Sie übernachten sollen. Als erste Station hat man Ihnen Adelsberg bezeichnet, dessen Höhlen und kleine Fische Sie gewiß gerne sehn werden. Hier ist das Land der Höhlen und Schluchten; überall unbekannte Tiefen; überall unterirdische Flüsse. Bei Laybach strömt plötzlich ein Fluß, der so groß ist als die Donau, aus der Erde hervor. Wissen Sie wohl, daß Jason und seine Argonauten, den Winter in unsrer Gegend zugebracht haben? Wenn Sie's nicht wissen, so sey's Ihnen hiemit gesagt, und unsre Alterthumsforscher werden es Ihnen durch unumstößliche Zeugnisse beweisen.

Geben Sie wohl auf die Mauth Acht: sie ist eine unsrer Nationalwunden. Nehmen Sie Zwanzigkreuzerstücke mit, sodann was man gutes und schlechtes Papiergeld nennt; 25 Gulden schlechtes Papiergeld betragen den Werth von 10 Gulden gutem. In Deutschland, so gut wie in Italien, fällt man über das englische Geld her, besonders in den Wirthshäusern. Machen Sie daher die Preise zum Voraus richtig: unsre Wirthe halten sich nicht, wie die italienischen, verpflichtet, sich mit ihren Kunden laut herum zu zanken, und ihre Gäste markten zu lassen; sie gehn nicht um einen Pfenning mit ihrem Preise herunter. Der Postillon wird immer wie ein Pferd bezahlt. Wenn Sie ihn nicht zufrieden stellen, so wird er Sie so langsam fahren, daß die Länge des Wegs und die Zechkosten die Wage zu ihrem Nachtheile sinken machen werden.

Hainfeld ist sechs Stunden Wegs von Grätz entfernt. Ihre kleine Familie wird sich sehr wundern, hier keine so prachtvolle Wohnung zu finden, als sie es ohne Zweifel hofft, sondern ein Gebäude, das eher einer Manufaktur gleicht, als einem Schlosse. Die Ähren nicken uns mit ihren Häuptern zur Thüre herein, und das Schlafzimmer der Kühe ist einige Schritte von dem unsrigen entfernt. Anfangs werde ich ihren Kindern Furcht einjagen; ich sehe gar nichts von Allem gleich, was sie irgendwo gesehn haben, ausgenommen vielleicht Fräulein Euder, der Wahrsagerin, in einer alten Bilderbibel. Ach! die Verheerungen der Zeit sind eben so sichtbar an dem alten Schlosse Hainfeld, wie an dessen Besitzerin.«

Dieses geistreichen Briefwechsels ungeachtet, konnten wir uns keinen richtigen Begriff von dem Schlosse Hainfeld machen. Wir hatten einige Abbildungen der Burg gesehn, allein wir begriffen sie nicht, und glaubten nicht an ihre Treue, und die erste Pflicht eines Bildes ist das niemals vorzustellen, was es vorstellen soll. Die verschönerte oder verschlimmerte Untreue ist der Glaubensartikel der Künstler. Unsre Phantasie stellte uns das deutsche Schloß dar, von allen Schrecknissen umgeben, auf einem Felsen sitzend, über einem Abgrund hangend, und die Ebene bedrohend, von hundertjährigen, grauen Eichen umgeben. Unser Lieblingstraumbild konnte sich nicht in die Manufaktur schicken, von der die Gräfinn sprach. Als wir uns dem Schlosse näherten und wir, nach der Angabe des Kutschers, unsre Blicke der Richtung von Hainfeld zuwandten, ließ uns nichts das Dasein des Gebäudes vermuthen, das wir suchten. Das Thal war schön und fruchtbar; ein kleiner Bach, die Raab, durchfloß es langsam; eine doppelte gewundene Reihe von grünen Bäumen, welche ihre durstigen Äste dem Wasser zuneigten, bezeichnete den Lauf der Raab. Die kluge Anordnung des Landmanns hat sich den Boden zu Nutze gezogen, und die Üppigkeit des Gefildes war der einzige Schmuck der Gegend. Endlich stachen vier kleine spitze Thürmchen bescheiden himmelwärts und zeigten uns das Schloß in Gestalt eines

viereckigen Gebäudes. Die Gräfin hatte Recht: es war eher eine Manufaktur, als ein Schloß: flache Dächer, gleichseitige Formen, spitze Kamine, ebener Boden, es war Alles ganz bürgerlich.

Unser Wagen rollte durch eine finstere Wölbung ein; und es hielt nur an uns zu glauben, daß wir ein portugiesisches Kloster betreten würden. Kaum ließ uns ein schwacher Schimmer den vierfachen Gang erblicken, der den Hof umgab; auf diesen Gang stießen die Thüren der Zimmer, die wir in einem Kloster Zellen genannt hätten, die hier aber wirklich Zimmer hießen. Die Bauart des Ganzen stand in vollkommenem Widerspruche mit dem Clima; Hallen, welche die Luft durchziehen ließen; weitläufige, durchbrochene Höfe; offene Gallerien; welch ein unsinniges Widerspiel mit einem kalten oder veränderlichen Witterungszustande! Unglücklicher Weise war ein italienischer Baumeister, der während der Hitze des Sommers die Gegend durchreiste, mit dem Bau des Schlosses beauftragt worden. Er nahm die italienischen Villen zum Muster, und die guten Bewohner fügten sich geduldig in den Willen des Künstlers.

Zwei Winkel des Vierecks waren durch große Treppen eingenommen, welche auf den Gang stießen und zu den obern Gemächern führten. Unten an einer dieser Treppen stand das Oberhaupt der Bedienten, der mit herzlicher Höflichkeit, und eher wie ein Schloßbesitzer, als wie ein Untergebener, uns Vorwürfe machte über die Verzögerung unsrer Reise.

»Endlich!« rief er, »doch besser zu späte, als gar nicht.«

Es war ein Piemonteser, der in den französischen Truppen gedient hatte; ein alter napoleonischer Soldat, der die ganze Welt gesehn und beinahe alle neuern Sprachen redete, die er in demselben Satze oft auf unerhörte Weise durcheinander wirrte. Auf die Frage die er an uns richtete, ob wir der Gräfin unsre Aufwartung machen, oder uns zuerst auf unsre Zimmer begeben wollten, antworteten wir, daß wir die Gräfin zu besuchen wünschten; wir stellten uns der Gräfin vor mit staubbedeckten und durch die gewöhnlichen Unfälle der Reisen sehr beschädigten Kleidern.

Hatte das geheimnißvolle Schloß unsre Neugierde erregt, so schien uns die Besitzerin desselben ein der Beobachtung noch würdigeres Denkmal zu seyn. Wir haben es versucht einige Personen, die sie früher gekannt hatten, oder die noch mit ihr in Verbindung waren, über sie zu erforschen: Sie ist, sagte man uns, ein Wesen aus der andern Welt, in ein ewiges Leiden versenkt, in fortwährendem Todeskampfe; eine Art schottischer Pyramide, mit alten Hieroglyphen beladen und in eine unbekannte Gegend Deutschlands versetzt; eine mit Bändern umwickelte egyptische Mumie, mit einem Scheinleben.

Auf den ersten Anblick lag in dieser Schilderung eine gewisse Wahrheit. In einem ungeheuern alterthümlichen Bette, unter dem dichten Schatten unermeßlicher Vorhänge von gelbem Damaste; in einem Zimmer, in welches ein schwaches Halblicht brach und ausgerüstet war, wie man die Zimmer vor hundertfünfzig Jahren ausrüstete, befand sich die alte Kranke, in Kissen von allen Größen und Gattungen begraben; ein schwaches, abgelebtes, sterbendes, oder vielmehr schon todtes Wesen, um welches her Alles von Schmerz und Kummer zeugte. Jedoch boten ihre Stimme, ihr Gesichtsausdruck, ihre Bewegungen, dem allgemeinen Verfall ihres Wesens Trotz, und behaupteten sich noch durch eine mächtige Lebenskraft. Es kann nichts herzlicher, nichts lebhafter seyn als ihr Empfang war; nichts kräftiger, nichts liebenswürdiger als die ersten Worte die sie aussprach, als sie uns hereintreten sah. Sie gab uns die Hand wie alten Bekannten, und drückte uns auf die lebhafteste Weise die Freude aus, die ihr unsre Ankunft verursachte. Bald bezogen wir nun unter der Leitung Joseph's, des sprachkundigen Major-Domus, die Zimmer die uns bestimmt waren.

Man hatte dreimal mehr Zimmer einheizen lassen, als unsre kleine Besatzung einnehmen konnte. Die geräumige und vortreffliche Vertheilung der Zimmer in Hainfeld setzte uns in Erstaunen, wenn wir sie mit jenen unbequemen und ungesunden Zimmern verglichen, die man beinahe in allen alten Schlössern antrifft. Dem alten, schwerfälligen, massiven Mobiliar gebrach es jedoch nicht an einer gewissen Grazie, noch an dem Glanz eines guten Geschmacks. Im Hauptgemache erhob sich ein ungeheures Bett, ein hinfälliges, schwankendes Gebäude von Ebenholz, um welches weite carmesinrothe Seidenvorhänge rauschten, die wenigstens drei Zoll breit mit silbernen Fransen besetzt waren. Darüber erhob sich ein seltsam geschnitzter Kranz, mit einem dicken Silbersaume geschmückt, welcher von derselben Art war wie die silbernen Zierrathen, die mit Luxus auf der Bettdecke ausgebreitet waren. Eine Tapete von rothem Atlas gab dem ganzen Zimmer einen feierlichen, prunkhaften Anblick. Überall standen alte Ruhbette mit zurückgeworfenen Rücken, sonderbar gedrehten Füßen, Armen in Gestalt von Delphinenschwänzen, elastischen Kissen mit gestickten Blumen verbrämt. Hier und da waren kleine seltsame Tische aufgestellt, mit Zickzackfüßen, mit Lack, Gold, Silber und Muscheln belegt, die Laune des Künstlers hat Alles was ihr zu Gebote stand, darauf verschwendet. Colossale Putztischchen, von ausnehmender Gestalt, erseufzten unter der Last ungeheurer, ovaler, dreieckiger und rautenförmiger Spiegel. Lehnstühle und Stühle standen in Menge in diesem seltsamen

TIMBRE ROYAL.

Gemache, mit vier Fuß hohen vollgestopften Sitzen, buntverschlungenen Lehnen. Es war nicht leicht einen davon in Bewegung zu setzen. Soll ich noch von den tausenderlei grotesken Verzierungen sprechen, die bald in Gyps getrieben, bald in Holz geschnitzt rings um die Deckenkränze liefen? soll ich die alten Malereien alle nennen, welche Jagden und Schlachten darstellten, und alle jene antediluvianischen Bildnisse, die ihre großen, trüben, wirren Augen auf den Reisenden hefteten?

Eines darf ich jedoch nicht übergehn, das unentbehrliche Denkmal, das große Geräthe Deutschlands — den Ofen! Jedes Zimmer hatte den seinigen, d. h. ein ungeheueres Gebäude aus Porzellan von mehrern Stockwerken, von den verschiedensten Gestaltungen, ein Babel übereinander gethürmter Pagoden. Wir nennen das Ding poele, die Deutschen four, und sie haben wahrlich Recht. Der Ofen mündet nicht in das Zimmer, das er heizen soll, sondern in den Gang der zu demselben führt: jeden Morgen und jeden Abend zündet man diese Pyramide an, die ihre Hitze lange behält und euch mit einer dichten, heißen, ungesunden Atmosphäre umgibt. Frau von Stael hatte wohl recht, wenn sie sagte: »Die drei Landplagen, denen man in Deutschland nicht entgeht, sind das Bier, die Öfen und der Tabak.« Diese drei vermischten Atmosphären bilden eine seltsame Art von Lebensluft, an die man sich nur mit Mühe gewöhnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Zu den interessantesten Erscheinungen der neusten deutschen Literatur gehört des lieblichen Dichters, Julius Mosen, **Ahasver**, ein episches Gedicht. Bekanntlich bearbeitete Edgar Quinet, vor etwa einem Jahre denselben Stoff dramatisch, im Geschmacke Shakespeare's und der deutschen romantischen Schule.

— Thorwaldsen hat der Stadt Kopenhagen alle seine Kunstschätze vermacht, unter der Bedingung, daß sie, nach seinem Tode, für ewige Zeiten in einem besondern Musäum, das seinen Namen führen soll, aufbewahrt würden.

— Zum Andenken an den verstorbenen Archäologen C. A. Böttiger ist eine Medaille geschlagen worden.

— D. K. Gutzkow, der jetzt in Hamburg wohnt, hat vor Kurzem einen komischen Roman begonnen, der den Titel führt: **Blasedow und seine Söhne.** Der erste Band desselben ist erschienen.

— Eugen Bresson, ein junger Dichter, hat ein großes episches Gedicht über Johanna von Orleans geschrieben: l'Orléade, poeme en 14 chants.

— Den 15 Juli wurde in Paris eine Oper von Boieldieu's Sohne, Margarethe, Worte von Scribe, mit Beifall aufgeführt.

— Das Musäum, das Brockhaus und Avenarius, zu Paris, für deutsche Literatur gegründet haben, hat wirklich vogue in der Hauptstadt. Dieses Institut bietet die vollständige Sammlung der wichtigsten deutschen Zeitschriften und literarischen Erscheinungen dar.

— Es soll nächstens wieder eine deutsch geschriebene Zeitung in Paris erscheinen.

— In Berlin kömmt dafür eine französische Zeitschrift heraus: *Le Salon, Revue de la littérature française moderne.*

Dringende Bitte an die verehrlichen Leser der »Erwinia.«

In Nummer 11 der »Erwinia« ist ein Gedicht: »An Anastasius Grün« abgedruckt. Ich bin allerdings der Verfasser dieses Gedichts, aber unter der Abschrift desselben, welche ich zum Abdrucke an die verehrliche Redaction der »Erwinia« eingesandt hatte, war mein Name nicht befindlich gewesen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die drei letzten Strophen jenes Gedichts auf dem Umstande beruhen und ihn wahrhaft nothwendig machen, daß der Name des Verfassers nicht genannt wurde. — Ich bitte also:

1) meinen Namen unter jenem Gedichte sich wegzudenken und mir dessen Vorhandenseyn nicht Schuld zu geben; und

2) zwei Druckfehler in jenem Gedichte zu verbessern; nämlich in der drittletzten Strophe:

schrieb' statt: schreib'

und in dessen letzter:

Doch statt: Und

zu setzen; welche Druckfehler mit dem, was ich in den letzten drei Strophen sagen wollte — also mit dessen Sinn und Zweck — in genauester Verbindung stehen.

Darmstadt, den 16. Juli 1838. Karl Buchner.

Wir bestätigen Herrn Dr Karl Buchners obige Erklärung dahin, daß sein Name wirklich nicht unter dem fraglichen Gedichte stand, daß wir aber, da er uns nicht ausdrücklich gebeten, denselben nicht beizudrucken, keinen Anstand nahmen ihn beizufügen.

Wir benutzen diese Gelegenheit um zu erklären, daß die beiden Zeilen in Nro. 7, S. 60, und die beiden Zeilen in Nro. 8, S. 68, Kirstein betreffend, nicht von uns herrühren und daß wir sie erst zu Gesicht bekommen, als sie gedruckt waren.

Die Redaktion.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 14.

Samstag, den 4. August 1838.

Tod und Leben.

—

O Tod und Leben! ewiges Bestreben
Sich wechselnd eins im andern aufzuheben.

Im Frühlingslüftchen bebet schon der Sturm,
In Rosenknospen webet schon der Wurm.

Ein Kuß ist schon des letzten Hauches Wiege,
Und aus dem Frieden keimen neue Kriege.

Das Feuer kühn zu edeln Thaten reißt,
Den schwachen Leib verzehrt der Feuergeist.

So treibt der Tod mit Leben stets Verhöhnung,
Doch löst er's auf in ewige Versöhnung.

August Schnezler.

Anselm.

—

(Schluß.)

—

— Die Sonne stand schon hoch, als Anselm am folgenden Morgen die Augen aufschloß und sich zwischen den hohen Grashalmen, die ganz mit Thau bedeckt waren, erblickte. Schnell sprang er auf, schüttelte die Silbertropfen von sich und besann sich auf den seltsamen Traum der Nacht. »Denn ein Traum war doch Alles! Aber das ist kein Traum,« rief er, sich unwillig vor die Stirne schlagend, »daß Du, leichtsinniger Junge, den Brief des Bürgermeisters*) verloren hast, und hier die Nacht verschliefest, statt deinen Auftrag zu erfüllen! Wie willst Du nun Gretchen vor die Augen treten? wie vor dem Bürgermeister deine Nachläßigkeit rechtfertigen?« So sich Vorwürfe machend, lehnte er trostlos den Kopf an einen Weidenstamm, als sein Blick auf die Mütze fiel, die so tief in den Grashalmen versteckt lag, als hätten sie sich zu einem Netze über derselben zusammengestrickt. Er griff darnach und war nicht wenig erstaunt, als er darin ein hellgrünes, künstlich gearbeitetes Säck-

*) Statt des Wortes Ammann, in der vorigen Nummer, bittet der Verfasser: »Bürgermeister« zu lesen. Die Redakt.

chen fand, auf welches mit blitzendem Goldfaden, seltsame Schriftzüge gestickt waren. Das Säckchen war schwer; er schüttelte es und es klang wie eitel Gold. Was ihn jedoch noch mehr freute, war, daß auch der Brief in der Mütze lag — aber es war ja der Brief nicht, den er überbringen sollte, denn die Adresse desjenigen den er in der Hand hielt, lautete an den Bürgermeister. Da standen dem guten Anselm die Gedanken stille; schüchtern blickte er umher, ob nicht Jemand in der Nähe sey; es war aber überall ruhig, nur meinte er, es plätschere jetzt im Bächlein auf ungewöhnliche Weise und lispie geheimnißvoll im Rohre. Er nahm seinen Stab und gieng in seltsamer Stimmung dem Städtchen zu. »Es muß mir Jemand einen Spuck gespielt haben,« dachte er — »aber wie ist dies möglich? Oder wollten sie mich mit dem Gelde versuchen? — Nein, das hat wohl Einer der Badenden hier verloren! — Aber wie kam es dann, sammt diesem räthselhaften Briefe in meine Mütze?« Dies Alles war dem ehrlichen Jungen eben so dunkel, als manchem Philosophen sein neues System. So viel stand ihm aber gewiß, daß er Beides dem Bürgermeister zu überbringen habe.

Diesem erzählte er den ganzen Vorfall getreulich, und verschwieg ihm auch den Traum nicht, denn für einen solchen hielt er die nächtlichen Wundererscheinungen noch immer. Der Bürgermeister machte eine bedenkliche Miene und sandte sogleich einen reitenden Boten an den Freund ab, dem Anselm den Brief überbringen sollte, um zu erfahren, wie er zu der Antwort gekommen sey, denn die Antwort war richtig und erwünscht, und die Schriftzüge des Briefes waren diejenigen seines Freundes.

Der Bote brachte den Bescheid: ein fremder, freundlicher Knabe, mit lichtblondem Lockenkopf, habe den Brief in früher Morgenstunde gebracht und auch die Antwort mitgenommen, und sey damit eiligst fortgelaufen, ohne viel Worte zu machen. — Wegen des Beutels ließ der Bürgermeister Anzeigen in alle Blätter des Landes rücken; alle Ausrufer, Auspfeifer und Austrommler der benachbarten Ortschaften verkündeten den Fund; aber Niemand zeigte sich der das Verlorene zurückforderte. Die Gelehrten des Städtchens zerbrachen sich den Kopf die seltsamen fremdartigen Schriftzüge und Zeichen darauf zu entziffern: Einige behaupteten, es sey eine chinesische Sentenz; Andere ein patagonisches Lied; Andere, ein Räthsel aus den hinterlassenen Papieren der Sphinx; ein Professor der Mathematik, der sich viel mit Herrschels neuen Entdeckungen im Monde zu schaffen gemacht, bewies daß es lunarische Buchstaben seyen, und daß der Beutel wohl einem reichen Banquier im Monde aus der Tasche gefallen seyn müsse.

Noch hatte man das Säckchen nicht geöffnet: denn das Schnürchen, das es umschloß, war so fest und wunderbar verschlungen, daß selbst die kunstfertigsten Hände nicht damit zu Ende kamen. Es wurden alle nur ersinnlichen Mittel angewandt: Der Hirte mußte Zauberkräuter kochen, und den Knoten damit beräuchern — es half nicht; ein Chemiker wollte ihn durch einen chemischen Prozeß auflösen — es gieng nicht; der wachehabende Feldweibel unterminirte den Beutel mit Pulver und sprengte ihn in die Luft — er kam wieder unbeschädigt, klingend auf die Erde zurück. Eben wollte der Bürgermeister, in der vollzähligen Versammlung des Stadtraths, den gordischen Knoten mit der großen Papierscheere entzweischneiden, als plötzlich ein sonderbar gekleideter Fremder eintrat und sich erbot seine Kunst daran zu versuchen. Der Bürgermeister zog der Rathsherren Rath zu Rathe, und alle willigten in das Begehren des Fremden. Und siehe, kaum berührte dieser den Beutel, so schnellte das Schnürchen auf und schwirrte blitzgeschwind einige Male im Kreise um den Beutel herum, aus dem nagelneue, funkelnde Goldstücke auf den Rathstisch rollten. Auch zog der Fremde daraus eine kostbare Perlenschnur, nebst einem kunstvoll gebildeten Herzchen von dunkelrothen Korallen; auf einem Zettel aber standen die Worte: »Aussteuer und Brautschmuck für Anselmus Willner und Margaretha Hold.«

Der Bürgermeister und die Rathsherren machten sechsundzwanzig große Augen und schüttelten ihre dreizehn Köpfe bedenklich über dieses sonderbare Ereigniß. Sie hatten wohl, im Falle der eigentliche Besitzer des Schatzes sich in Monatsfrist nicht zeigen würde, dem ehrlichen Anselm einen Theil seines Fundes zugedacht, allein — bemerkten einige Juristen — da das Säckchen noch im Weichbild der Stadt, auf der Gränze des Gebiets gefunden worden war, müße der andere Theil der Stadtkaße zu Nutz und Frommen anheimfallen. Es sollten daraus die Anzeige-, Ausruf-, Auspfeif- und Austrommelkosten gedeckt und für die Stadt ein neues Mundstück zum Nachtwächterhorn, ein Klöppel in das gesprungene Rathhausglöckchen, eine neue Feuerspritze und andere gemeinnützige Dinge angeschafft werden. Nun aber gehörte Alles von Rechtswegen Anselm zu und er sollte es auch erhalten; dagegen brachten selbst die Juristen keinen Kniff mehr auf.

Der fremde Mann war derweilen verschwunden. Der Bürgermeister wollte aber den ganzen Vorgang, für ewige Zeiten, zu Protokoll gebracht wissen und den Fremden als Zeugen unterschreiben lassen. Er schickte daher sogleich die Stadtwächter nach allen vier Winden aus, um ihn zurückzurufen. Es kamen aber alle unverrichteter Sache zurück, bis auf Einen: Dieser hatte den Fremden bald auf hundert Schritte vor sich entdeckt, konnte

ihm aber, so schnell er auch eilte, nicht nachkommen, wiewohl dieser einen ganz gewöhnlichen Schritt zu verfolgen schien und sogar zuweilen stehn blieb. Er hustete, klatschte in die Hände, pfiff, rief — der Fremde wollte den Kopf nicht herumdrehen. Der pflichtgetreue Rathsdiener ließ sich jedoch nicht irre machen; er verfolgte seinen tollen Vorgänger bis vor die Stadt und sah wie er seinen Weg nach dem Mühlbache einschlug. Da, dachte er, wird er wohl ein Bad nehmen wollen, und muß mir doch einmal Stand halten. Allein kaum hatte er den Bach im Angesicht, so sah er, zu seiner nicht geringen Bestürzung, wie der Fremde ganz angekleidet ins Wasser sprang und nimmer wieder zum Vorschein kam.

Es kommen, es kommen die Wasser all;
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Fremden bringt keines wieder. —

Nur sein großer stark gekrempter Strohhut schwamm noch ruhig auf der Oberfläche hin, und da er von einer Brandungswelle ans Ufer getrieben wurde, reichte der Stadtdiener ihn mit dem Stocke. Da er aber den Hut zu ergreifen glaubte, war er abermals gefoppt; denn er hielt, statt seiner, einen großen Krebs in der Hand, der ihn gewaltig in die Finger kneipte.

Abermaliges Schütteln der dreizehn Rathsherrenköpfe, als der Stadtdiener mit seinem Berichte zurückkam. »Da geht es nicht mit rechten Dingen zu,« meinte Einer, »gut daß wir das Geld nun nicht selbst zu behalten brauchen; wer weiß was damit ist, es könnten uns die Goldstücke am Ende auch noch als Krebse an den Fingern hängen bleiben, wenn wir darnach griffen.«

Es wurde übrigens beschlossen, daß der Beutel das heutige Nachtquartier nicht mehr im Rathhause nehmen dürfe, und daß der Bürgermeister ihn sogleich Anselm einhändigen lassen solle.

Anselm's und Gretchen's Freude läßt sich denken. Der alten Brigitte wollten die Nebenumstände bei der Sache nicht gefallen; die jungen Leute ließen sie dahingestellt seyn und dachten nur an die nahe Erfüllung ihrer schönsten Wünsche. Gretchen meinte übrigens ganz naiv, daß wenn der Beutel das Geschenk eines Geistes sey, so könne dieser nur ein guter Geist seyn, da er sie so glücklich gemacht habe. Und als Anselm ihr am nächsten Sonntag den schimmernden Perlenkranz auf die krausen Locken drückte und das Korallenherz über das übrige hängte, rief er der Base freudig zu: »Da steht sie ja, meine erträumte Prinzessin!« und küßte das schöne verwirklichte Traumbild auf die süßen Lippen.

Zweihundert Goldstücke waren der Inhalt des Säckchens. Anselm verließ mit den Seinigen die Stadt und baute sich ein freundliches Häuschen an die traulichste Stelle des Mühlbachs und pachtete das Fischerrecht an demselben auf zwei Stunden weit; zudem kaufte er einige Feldstücke und legte einen Garten hinter dem Häuschen an.

Ein Jahr nach dem erzählten Ereignisse, guckten Anselm und Gretchen schon als Eheleute zusammen aus den Fenstern des Häuschens, und lebten in treuer Liebe und Einigkeit, fromm, arbeitsam und wohlthätig gegen Arme, und pflegten der alten Mutter auf's Beste. Die Badgäste des Städtchens hielten gerne bei ihnen an und ließen sich die frischen gebackenen Fischlein, die Anselm für sie fing, und die Gretchen schmackhaft zu bereiten wußte, wohl munden.

Und nach einigen Jahren sahen neben dem glücklichen Paare allerliebste rothwangige Knaben und Mädchengesichter am Ufer, und wenn sie so miteinander vergnüglich in die klaren Wellen des Baches hineinblickten und sich darin ihre Bildnisse zulächelten, war es Anselm oft, als sähe er im Grunde des Wassers ein Paar wohlbekannter Augen leuchten und die flüchtigen Gestalten der Wassergeister leise auf- und niedertauchen. Er drückte dann seinem Weibe die Hand und schritt mit den Kindern noch heiterer der Wohnung zu.

Georg Laßner.

Elsäßische Bilder und Sagen.

Die Legende von der heiligen Odilia.

(Schluß.)

7.

Und als Herr Attich sah, wie wundersam
Der Himmel seinem Kind zu Hilfe kam,
Da schlug er in sich, all' sein Trotzen brach,
Und eilends schickt' er seine Reiter nach:
Sie möchte nicht des Vaters Haus verschmähen,
Ihr Wille solle künftig stets geschehen.

Als drauf, bekümmert um des Vaters Gram,
Die Jungfrau wieder heimgegangen kam,
Der Herzog freudig vor dem Thore stand,
Von Hohenburg die Schlüssel in der Hand:
»Nimm hin, Odilie, Schloß und Wald und Au'n;
Ein Kloster laß, statt dieser Burg, erbau'n.«

Und niederlegt' er seinen Herzogsstab,
Den er dem Sohn, Herrn Albrecht, übergab;
In Buße lebt' er, ohne Hofgeleit,
Mit Berethwind in Bergeseinsamkeit;
Bald fiel er krank, und eh' er ausgelitten,
Ließ er sein Kind noch einmal zu sich bitten.

»Verzeih', was ich an dir verübt, mein Kind!
Der dich als blind verstieß, war selber blind;
Du heiltest mich, nun erst erkenn' ich klar,
Wie sündig all' mein eitles Leben war;
O Reine, bitt' für mich, daß Gottes Gnade
Um deinetwillen mich der Schuld entlade!«

8.

In der Nonnen Mitte schreitet
Durch den Wald die Äbtissin,
Deren Lob sich hat verbreitet
Bis in weite Länder hin:
Pilger kommen aus der Ferne,
Suchen Heilung, Trost und Rath
Bei der Heil'gen, die so gerne
Segnend allen Armen naht.

So, an schwülem Sommertage,
Stieg ein müder Greis waldein,
Daß er Hilf' und Rath erfrage
Für sein blindes Töchterlein;
Hätt' er in der Mittagshitze,
Ach! ein kühles Tröpflein nur!
Doch in trockner Felsenritze
War versiegt der Quellen Spur.

Als er eben in Gebeten
Schmachtend rang mit bitterm Tod,
War Odilie vorgetreten,
Wie ein Engel in der Noth;
Und mit ihrem Stabe schnelle
Schlug sie an die Felsenwand —
Eine volle, frische Quelle
Stürzte rauschend aus dem Sand.

»Trinke, sprach sie, und gesunde!
Sieh, wie dieser Brunnen hell,
Ist auch deinem Kind zur Stunde
Aufgethan des Lichtes Quell.«

Wunderkräftig fließt noch heute
Der Odilienbrunnen fort;
Fernher kommen Pilgersleute,
Stärken sich die Augen dort. —

»Liebe Schwestern, sprach sie weiter,
Allzu hoch steht unser Bau;
Diese steile Felsenleiter
Ist für Kranke doch zu rauh:
Drunten auf den ebnen Auen,
An dem Waldbach dort im Thal,
Lasset uns den Kranken bauen
Eine Kirch', ein Hospital.«

An des hohen Berges Fuße
Niedermünster bald erstand,
Wo der Pilger Trost für Buße
Und für Siechthum Pflege fand.
Und in Frost und Hitze munter
Eilte Sankt Odilie nun
Berghinan und berghinunter,
Aller Orten wohlzuthun.

In des Himmels Nähe droben
Lag sie im Gebete gern,
Ob der sünd'gen Welt erhoben,
Sang und diente sie dem Herrn;
Doch ein sanft Erbarmen wieder
Zog die Reine vom Gebet
Zu den kranken Sündern nieder,
In der Schwachheit Lazareth.

9.

Vor ihrem Ende ließ Odilia
Ausgraben ihrer Amme Todtenbeine,
Daß nun im Kloster ihr die Treue nah
Zur Seite lieg' im kühlen Sarg von Steine:
Der Leichnam war verwest — doch sieh, die Brust
Noch unversehrt, die einst Odilien stillte;
Und alles Volk rief: »Selig ist die Brust,
Die du gesogen hast, du Himmlischmilde!«

Und als sie dem Verscheiden nahe lag,
Trug sie Verlangen nach dem heil'gen Mahle,
Da senkte sich mit leisem Flügelschlag
Ein Engel her, mit Kelch und Hostienschale;

Und als er ihr das heil'ge Mahl gereicht
Und ihr die Augen sachte zugeschlossen,
Entschwebt' er sanft — Odilie lag verbleicht —
Die Halle war von süßem Duft durchflossen.

Die Nonnen sanken auf die Kniee hin,
Bis winkend sich erhob der Ältsten eine,
Die schon berufen war zur Äbtissin,
Und zu dem Chor der Schwestern sprach die Reine:
„Der einst Odiliens Augen aufgethan,
Der Himmel kam, sie wiederum zu schließen;
Sie ging uns allezeit zum Licht voran:
Laßt wandeln uns den Weg, den sie gewiesen.“

Adolf Stöber.

Schloß Hainfeld.

(Fortsetzung.)

Schon die ersten Tage, die wir bei der Gräfin zubrachten, flößten uns für diese außerordentliche Frau eine Zuneigung, einen Enthusiasmus ein, welche die Zeit vermehrte, statt sie zu vermindern. Sie war eine jener edeln, seltenen Seelen, die sich auf diese Welt verirrt haben, und von dem Schicksal zerrüttet werden. Walter Scott, der sie in ihrer Jugend gekannt hatte, dachte von ihr wie ich; er machte aus ihr den Typus einer seiner bewunderungswürdigsten Personen, der Diana Vernon.

Jane Anna Cranstonne, im Jahre 1760 geboren, war die Tochter adelicher Eltern und mit Dugald-Stewart verwandt, der ihre Schwester geheirathet hatte. Sie selbst verehlichte sich mit einem östreichischen Offizier, dem Grafen Purgstall, welcher reiche Güter in Steiermark besaß, wohin sie ihm folgte. Bald aber brachen die Kriege Napoleons in Deutschland ein und entrissen den Grafen seiner Familie, schleuderten ihn auf alle Schlachtfelder, und eine schmerzhafte Gefangenschaft griff seine Gesundheit so gewaltig an, daß er nie ganz hergestellt werden konnte. Er starb in Italien; er hinterließ seiner Gattin einen Sohn von zarter Gesundheit und ein Vermögen, über welches habgierige Seitenverwandten herfielen. Endlose Prozesse hätten der Wittwe die letzten Überreste ihres Vermögens entrissen, wenn sie all' diesem Ungemache nicht einen unbeugsamen Muth entgegengesetzt hätte. Lord Ashburton, ihr Verwandter, kam aus Schottland ihr mit Rath und Hilfe beizustehn. Kaum war sie diesem häuslichen Schiffbruche entronnen, so verlor sie ihren Sohn, der eben so merkwürdig war als seine Mutter. Und nun verschloß sich die verlassene Wittwe, mit nichts mehr als ihren Thränen, auf ewig in ihrer Burg Hainfeld. Es sollte hier Alles an derselben Stelle bleiben, wie es war bei dem Tode ihres Sohns. Alte Geräthschaften, alte Gebräuche, alte Diener, Alles wurde beibehalten. Nicht ein Baum im Park wurde umgehauen, keine Blume wieder gepflanzt, kein Pfad erhielt eine neue Richtung. Die Pulsschläge des Lebens stockten auf dem Schlosse Hainfeld. Der Gräfin kam ihr ganzes Daseyn nur noch als das Denkbuch ihres ewigen Schmerzes vor.

Diese rüstige Gesundheit, dieser Geist voller Frische und Munterkeit unterlagen der strengen Lebensweise, die sie von nun an befolgte. Die geringe Sorgfalt, die sie auf ein Leben wandte, das ihr verhaßt war, überhäufte sie mit Leiden jeder Art. Podagra, Rheumatismus, schmerzhaftes Zucken in den Gliedern und Fieber drückten sie nieder. Ihr tiefer Abscheu vor der Medizin gab sie rettungslos dem langsamen Tode Preis. Nichts aber war seltsamer und rührender, als die beständige Gemüthslieblichkeit, die sie in ihrer ewigen Folter beibehielt; die Anmuth ihres Wesens, die Leutseligkeit ihres Empfangs und das lebhafte Interesse, das ihre Seele, ihr selbst zum Trotz, an den Angelegenheiten der Außenwelt nahm. Dieser natürliche Frohsinn war in grellem Widerspiele mit dem düstern Hintergrunde ihres Lebens, und machte ihre Unterhaltung so anziehend, daß unsre angenehmsten Stunden die waren, die wir bei der alten Kranken zubrachten.

Seit drei Jahren hatte sie sich in ihr großes Bett gelegt, um es nie wieder zu verlassen. Der Gebrauch der Augen und der Hand war ihr noch geblieben; sie hatte ein vortreffliches Gehör, eine leichte Sprachfertigkeit und eine klare Stimme. Ihre Art sich auszudrücken war wunderbar. Die hellsten Begriffe, die so wohl geordnet, so wohl verbunden, so richtig und geistreich waren, kleidete sie in eine Sprache voller Bedeutung und Seltsamkeit, die ich nicht anders bezeichnen kann, als eben durch die Sprache der Gräfin Purgstall. Die Grundlage derselben war schottisch; ihre Wortstellung englisch; ihre Beiwörter deutsch und fast alle ihre Nebenwörter französisch. Fand der Gedanke der Gräfin in dem Wörterbuche einer dieser Nationen seinen leichtesten, kräftigsten Ausdruck, so ergriff ihn die Gräfin, ohne sich um die andern Wörter zu bekümmern, die den Überrest des Satzes ausmachten. Es war ein buntes Gemisch von den fremdartigsten Farben; oft ein unauflösbares Räthsel, und wir grübelten oft darüber nach, was unsre Freundin hatte sagen wollen.

Die Unordnung gestaltete sich aber sogleich auf die herrlichste Weise, wenn die Gräfin sich die Mühe gab, ihre Gedanken zu erklären. Niemand sprach besser, niemand hatte einen so reichen Schatz von Anekdoten zu Gebote, und wußte alle Hilfsmittel eines reichen, glänzenden und leichten Geistes besser zu halten. Sie hatte die ganze Welt gekannt: sie kannte alle Menschen von Außen und Innen, von Bonaparte und dem Kaiser Alexander, bis zum steiermärkischen Bauer und dem Sergenten der Kaisergarde. Der gute Mozart an seinem Claviere, Walter Scott in seinen Wäldern, lebten in ihrem Gespräche auf. Man sah, daß ihr Gegenstand sie immer hinriß, aber daß sie ihn nicht wählte oder auseinander setzte um ihren Geist oder ihre Kenntnisse zur Schau zu stellen. Treffliche, herrliche Alte, deren Vorurtheile selbst so vielen Reiz besaßen! Unsre schottischen Seelen fanden hier das anziehendste Schauspiel; unser Nationalsinn war auf dem fremden Boden nicht nur rein verblieben, er hatte durch das Alter, durch Unglück und Kämpfe an Entwicklung und Kraft gewonnen, er hatte eine wundervolle Ergebenheit erreicht.

Mitten unter Fremden, die weder ihre Leiden, noch ihr bewegtes Gemüth, noch ihre Wünsche verstehn konnten, hatte sie ihre Vereinzelung mit Muth ertragen. Eine englische Familie, besonders eine aus Schottland stammende Familie zu sich ziehen, die sie verstehn und lieben konnte, die ihr einen Theil ihrer Jugend zurückgeben könnte, war ein Traumbild dem sie lange geschmeichelt, dessen Verwirklichung sie sich kaum zu versprechen wagte. Man sieht nun warum sie so heftig nach uns verlangt, uns so ungeduldig erwartet, mit so vieler Sorgfalt umringt, mit so unendlicher Freude aufgenommen hatte...

Wir wetteiferten mit der Gräfin in Freundschaft, Anmuth, Herzlichkeit und hingebender Gefälligkeit. Die vollkommene Freiheit unsrer Bewegung im Schlosse, die Gegenwart und die Unterredung der alten Gräfin, verwandelten diesen Ort, der so einsam, so einsam scheinen möchte, in eine feenhafte Wohnung. Es wurde uns erlaubt die Dienerschaft abzurichten und nach allen Forderungen der englischen Laune zu bilden. Es vergieng jedoch eine geraume Zeit bis wir ihnen beibrachten, daß heißes Wasser und Thee in Wahlverwandtschaft stehen. Von Joseph erhielten wir wohl die nöthige Anzahl von Messern und Gabeln, allein die vollständige Anordnung eines Theeapparats kennt man in Steiermark nicht. Ich erinnere mich, daß der Aufwärter im Wirthshause zu Grätz, nachdem er darauf bestanden, er könne einen vortrefflichen Thee machen, mit sechs Löffelchen, einem Schälchen und einer großen Schüssel mit heißem Wasser, in unser Zimmer trat.

Nachdem wir unsre Schlafzimmer ausgewählt, giengen wir auf die Entdeckung des Zimmers aus das uns noch fehlte; jener kleinen snuggery, die dem englischen Leben so nothwendig ist und wo man sich Abends zum Thee versammelt. Die snuggery war dem Gemache der Gräfin gegenüber, dieses befand sich auf dem andern Ende des Vierecks, über dem Eingangsthor und erzitterte jedesmal beim Rollen der Wägen die im Schlosse einfuhren. Allein der Sohn der Gräfin war darin gestorben, dies genügte der Gräfin Lady Purgstall es nie zu verlassen. Nur der Gedanke daran auszuziehen, erschütterte sie. Die aus Büchern im Geschmack des 16ten Jahrhunderts bestehende Bibliothek führte zu unsrer snuggery, die sich noch durch eine für Steiermark seltene Erscheinung auszeichnete, durch ein Kamin von Franklin nemlich, dem einzigen dessen sich dieses Land zu rühmen hätte, Lord Ashburton hatte es mitgebracht: einen Winter in Steiermark zubringen ohne ein Kaminfeuer zu erblicken, hätte ihm ganz ungewöhnlich geschienen.

Nachdem diese kleinen Anordnungen englischer Behaglichkeit (comfort) getroffen waren, machten wir uns auch auf um die Umgegend zu besuchen. Das erste Ziel unsrer Ausflüge war die alte Riegesburg, der Sitz der verschwundenen Größe der Purgstalle, eine Festung die auf einer Anhöhe [illegible]et, welche Türken nicht zu bestürmen wagten, als ihre Heere die östreichischen Lande überschwemmten. Sie erhebt sich drohend aus den launenhaften Wellenschlägen des Bodens. Auf diesem Boden, der durch die Bewegung seiner Flächen, den Wellen eines Eismeeres gleicht, ist auch nicht ein Zoll der nicht entweder mit der reichsten Ernte bedeckt sey, oder mit riesenhaften Eichen, deren kräftiger Wuchs zeigt daß ihn nicht Menschenhand befördere. Mit Entzücken ruht das Auge auf diesen grünen Buchten, die von oben her einem festen Fußboden gleichen; in den Herbsttagen entlehnt dieses Grün alle Farben des Regenbogens, um sie in die wundervollste Mischung zu bringen. Das zum Theil in den Fels gebauene Schloß, wich der fruchtbaren Übermacht der Zeit, und während die Natur in ewiger Verjüngung den Wäldern eine weitere Blätterhülle, den Felsen ein dichteres Lager von Dammerde verlieh, zerfiel das Werk des Menschen, das Werk das er für Ewigkeiten geschaffen hatte, in Trümmern. Es ist traurig diese ewige Jugend der Natur mit dem Verfalle der Menschenwerke zu vergleichen: zwecklose Zierrathen sind es, unnütze Reichthümer, zerfetzte Tapeten; verbleichte Vergoldungen mit schwarzen Flecken deren Glanz von tiefer Armuth zeugt!....

Wir warfen einen wehemüthigen Blick auf diese verdunkelte Pracht; und am meisten betrübte uns aber der Gebrauch zu dem die neuen Besitzer des Schlosses, unfähig sich auf der Höhe ihrer feudalen Größe zu erhalten, dasselbe verdammten. Hier war Weißzeug aufgehängt und trocknete an der Sonne auf dem

Marmorgeländer; da verbarg bis zur Decke aufgehäuftes Welschkorn die mit einer dichten Lage von Staub und Rauch bedeckten Gesichter der Ahnen. Eine prächtige Flügelthüre mit halberhabener Arbeit geziert, gieng, statt zu einer Vortreppe, in einen Lustwald, in einen Banketsaal zu führen, auf die Trümmer einer kleinen äußern Treppe hin, die sich um steile Mauern hinwand. Gegenüber gähnte eine grundlose Tiefe.

»Ohne Zweifel (sagte Joseph, unser Führer,) kennen Sie die Sage nicht die sich an diese Treppe knüpft. Zwei Brüder besaßen das Schloß gemeinschaftlich, sie theilten sich also darin, daß der älteste die untern Stockwerke, der jüngere die obern behielt. Sie entzweiten sich aber bald und der älteste untersagte seinem Bruder allen Verkehr nach Außen, und hätte ihn Hungers sterben lassen, wenn er diese fliegende Leiter, deren Trümmer Sie erblicken, an der hohen Mauer angebracht hätte.«

Nach unserer Rückkehr giengen wir durch das Dörfchen, das im schirmenden Schatten der Burg liegt, und dessen verschönerte und reichbeschenkte Kapelle einst die sterbliche Hülle der Gräfin umfassen soll, sie wird einst neben ihrem Gatten und ihrem Sohn beigesetzt werden. Die Toleranz der Priester setzte mich in Verwunderung, sie erlaubten einer Protestantin den Fuß in ihr Heiligthum zu setzen und darin ein Denkmal zu errichten. Meine Verwunderung schwand ein wenig, als ich erfuhr, daß reiche Almosen und gewisse Testamentsverfügungen die Bahn geebnet und jede Bedenklichkeit aufgelöst hätten.

»Übrigens, sagte sie zu mir, habe ich alles vorhergesehn, und im Falle mich diese Herren nach meinem Tode stören wollten, habe ich mir eine feste Wohnung, von sehr schönem Baue bereiten lassen; Joseph laßt meinen...« Joseph ließ sie nicht ausreden, er kam nach einigen Augenblicken zurück, in Begleitung dreier großer Bursche, die — einen Sarg vor uns stellten, der weder aus Holz, noch aus Blei, sondern aus Eisen war. Er war leicht und seltsam gearbeitet. Man hätte ihn eher für die schöngefertigten Gitter der Westminster-Abtei gehalten, als für den Sarg einer steiermärkischen Gräfin. Nachdem wir drei Schlößer von sonderbarer Gestalt geöffnet hatten, hoben wir den Deckel auf und gewahrten im Innern des Sarges mehrere Papierpäcke, auf welchen, von der Hand der Gräfin geschrieben die Worte standen: Unsre Briefe. — J. A. Purgstall. Diese tiefe und seltsame Seele drückte allen ihren Gedanken, Gefühlen und Handlungen denselben Charakter von Dauer auf.

Bald hatten wir die meisten der zahlreichen Schlösser womit die Umgegend übersä't ist, nach einander besucht. Da eine verheerte Burg, deren, wie sie zerstörter, adeliger Besitzer, in einer kleinen Ecke saß, während er das Übrige den neuen Eigenthümern überlassen mußte, welche ihm in seiner letzten Zufluchtstätte eine kleine Rente an Brod und Wein zukommen ließen. Dort weihte eine noch hübsche Wienerin, die Blüthe der Eleganz und Anmuth, ihr ganzes Leben ihrer eben so schönen, aber verstandverwirrten Tochter zu pflegen. Dieses aristokratische Elend erfüllte unsre Seele mit Wehmuth.

Merkwürdig ist eine seltsame Reliquie auf dem Schlosse Steinberg: eine eiserne Maske von zartem und künstlichem Gewebe. Ein Baron von Steinberg war von der gefährlichen Schönheit seiner Gattin erschreckt worden, und hatte sich so sehr von ihrem Wankelmuth überzeugt, daß er das Gesicht seiner Schönen in ein festes Gefängniß von Eisendrath sperrte und den Schlüssel dazu in Verwahrung nahm. Die Sage meldet jedoch, daß selbst noch durch das Gitter des Käfigs süßes Geflüster drang und die Liebe ermuthigte....

(Der Schluß nächstens.)

Ausstellung
des elsässischen Künstlervereins. *)

I.

Der Schnitter Mittagsruhe,

Gemählde von Marechal.

Meister, was soll ich denn sagen von deinem gewaltigen Werkchen?
Macht das Entzücken mich stumm, wär' da nicht Alles gesagt?
Köstlich! — bezaubernd! — Ah! — so tönet ein Ruf der Bewund'rung
Rings in dem schauenden Kreis um das Gemählde herum.
Ja, da ist wirklich ein Maler, ein wackerer Dichter in Farben!
Ja, da ist wirklich die Kunst, ist die gesunde Natur!
Sentimentalisirt! o schmiert Landschaften, Madonna's!
Hier ist die Landschaft! Hier ist die Madonna zugleich!
Athmet und ruhet doch Alles in dieser idyllischen Szene!
Schauerndes Wonnegefühl weht aus dem Bilde mich an.

*) Die Einrückung dieser Gedichte ist durch Umstände verspätet worden. Indessen stehn wir nicht an, sie nachträglich zu geben, da wir versichert sind, daß unsre Leser mit Vergnügen die angenehmen Bilder in ihrer Fantasie wieder auffrischen werden.

TIMBRE ROYAL.
A TIMBRE
BAS-RHIN

Sommerlich leuchtet der Äther, es blinket am Hügel die Ähre;
So lag golden bekränzt Ceres im Arme des Zeus.
Schnitter am Hügel, sie pflegen ein Stündchen der Mittagsruhe
Auf dem geschnittenen Korn, wie es natürlicher Brauch.
Seitwärts, halb nur bedeckt, noch steht der beendeten Mahlzeit
Ländlich Tafelgeschirr: bleierne Löffel im Napf,
Und der hetrurische Krug, das steinerne Wasserbehälter
Welches mit frischem Getränk freundlich die Durstigen letzt.
Seitwärts blinken am Boden verstohlen die ruhenden Sicheln,
Kleidungsstücke zerstreut, denn in der Ärnte da hitzt's!
Auf dem erhöheten Plan still sitzen die Eltern beide,
Grauenden Haares bereits, schauen hinaus in die Flur.
Legen sie Beid' auf's Knie kreuzweis die ermüdeten Arme,
Ist es nicht gleicherweis; also empfinden sie auch.
Denn wie verschieden die Menschen im Schicksal und im Geschlechte,
Ist auch verschieden ihr Sinn. Keiner empfindet wie du.
Scheint sich der Vater darum den Reichthum körniger Ähren
Anzuschauen vergnügt; — sieht er das goldene Korn;
Scheint sich die Mutter mit Gram zu erinnern aller der Mühen,
Alter und kommender; — ach! — sieht sie die windige Spreu.
Unbekümmert um Korn und Spreu ist das jüngere Mägdlein;
Klapperrosen so roth hat es im Schürzchen genug!
Davon bildet es Sträuße und freut sich in himmlischer Einfalt.
Rosiges Mägdelein du, gib mir den fertigen Strauß! —
Neben der Einfalt schlummert die Kraft. Der ermüdete Jüngling
— Er hat am meisten gethan — bäuchlings liegt er gestreckt,
Bergend das braune Gesicht im Schatten des buschigen Kopfes,
Rings mit den Armen umlegt. Mächtige Schulter und Hand.
Aber die Blume des Feldes, das ist die proszenische Bildung!
Hier ist die Donna lieb! Hier ist die Muse vom Stück!
Ach, mir zittert die Hand; nicht kann ich beschreiben das Mägdlein.
Zauberisch süßes Gesicht! Sieh mich so träumend nicht an!
Ach, so darf ich genießen in Ruhe den herrlichen Anblick?
Darf nach Belieben beschau'n diesen vergötterten Leib?
Längs, auf der rechten Seite, gestreckt ist die liebliche Dirne,
Sinnig auf stützendem Arm ruhet das lockige Haupt.
Also streckt in der Furche sich schlank die Staude der Brombeer,
Senkt das grünende Haupt still mit der duftigen Frucht.
Liebreiz gürtet und Kraft die Hüften der ländlichen Jungfrau.
Glücklich der Bursche des Dorfs, der sie als Tänzer umfaßt!
Glücklicher noch — o Mädchen, du träumendes, sprich, woran denkst du?
Laßt mich verstummen, sie schweigt. Träumend umschwebt es auch mich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Von Savoie's *Panorama de l'Allemagne* ist die erste Nummer erschienen. Bekanntlich haben sich die ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs und Deutschlands, aus allen Parteien, zu diesem Unternehmen vereinigt. Wir kommen nächstens auf diese wichtige Erscheinung zurück.

— „Der Ruf der Demoiselle Taglioni ist bis nach China gedrungen; kürzlich reisten vier chinesische Stutzer von Canton nach London, um sie tanzen zu sehen. Sie baten um die hohe Gunst, ihr vorgestellt zu werden, und ihre Füße küssen zu dürfen, die sie, sehr galant, die Spitzen der Flügel einer schönen Sylphide nennen.“ Europa.

Palindrom.

Vor der Wittwe steht's oft und vor dem Mann,
Eine Stadt sich seiner auch rühmen kann.
Füll's dir den Kopf, o Freundchen, weh!
Von Witz und Spässen dich gut versehe'!

Herum mit allen vier Zeichen schnell —
Eine hohe luftige Felsenstell'!
Es kreiset mit mächtigem Schwingenpaar
Laut kreischend darum der Königsaar. —r.

Auflösung des Räthsels in Nro. 9: Nie.
— der Charade in Nro. 9: Ballast.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt
zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 15.

Samstag, den 11. August 1838.

Lieder

zur

dreihundertjährigen Gedächtnißfeier der Gründung

des Strassburger Gymnasiums.

I.

Mel. Leb' wohl, du liebes, altes Jahr.

Begrüßt den Tag mit Festgesang,
Ihr Schüler all' im Chor!
Es ist dreihundert Jahre lang,
Seit unsrer Schule Bau sich schwang
Vom Grunde frei empor.

Zuerst mit Dank und Preis gedenkt
Der Väter fromm und treu,
Die uns das hohe Gut geschenkt
Die einst den Grundstein eingesenkt
Zum edeln Schulgebäu.

Sein Name heißt Gymnasium:
Ein muntrer Kämpferplan,
Da tummle sich die Jugend um,
Und ringe nach dem Heldenthum
Auf hoher Geistesbahn.

Nicht sammelt hier in eitler Flucht
Bloß für des Lebens Markt,
Nicht leichte Flitterwaare sucht;
Nein, edler sey des Ringens Frucht:
Daß Geist und Herz erstarkt!

Was schön, was ewig wahr und gut
Ergreift mit offnem Sinn,
Erstrebt mit reiner Eifersgluth:
Ein reger Geist, ein wackrer Muth
Wird euch zum Hochgewinn.

Und seyd ihr tüchtig und gewandt,
Der Schul' entwachsen dann,
Wohin euch ruft das Vaterland,
Da haltet ihr mit Ehren Stand —
Ein wohlerprobter Mann.

Schon hat sich hier so manch' Geschlecht
Gekräftigt Geist und Muth,
Hat sich im edeln Wettgefecht
Den Sinn gestärkt für Licht und Recht,
Entflammt zu heil'ger Gluth.

Drum danket Gott mit Herz und Mund,
Der unsre Schul' geschützt,
Den Vätern, die gelegt den Grund,
Und segnet doch den Lehrerbund,
Der treu den Bau gestützt.

Und wer noch hält am biedern Schlag
Der Väter ehrenfest,
Der wünsche heut am Jubeltag:
Daß unsre Schule feiern mag
Noch manch' Jahrhundertfest!

Adolf Stöber.

2.

Mel. Im Kreise froher, kluger Zecher.

Was klinget an der Ill's Strande
So freudig heut' ein heller Klang?
Es ziehen aus dem ganzen Lande
Viel Schüler, all' den Rhein entlang;
Und wo der Münsterthurm sich hebt
Gemeinsam ihre Fahne schwebt.

Dem Knaben jugendfröhlich blitzt
Das Auge heut' so wunderklar;
Zur Seit' des Lockenscheitels sitzt
Manch zitternd Greisensilberhaar.
Sie thun vereint aus einem Mund
Des schönen Tages Jubel kund.

Sie blicken all' nach fernen Zeiten,
Nach drei Jahrhunderten zurück,
Und sehn Gestalten vorwärts schreiten
Mit frommem Ernst, mit heiterm Blick —
Ihr Alten! eure Schülerschaar
Bringt Euch des Dankes Opfer dar!

Ihr habt gelegt das Körnlein kleine
In Gottes Namen in den Grund —
Seht, welch' ein Baum im Blüthenscheine
Daraus gewachsen zu der Stund'!

Auf! Johann Sturm! auf! Jacob Sturm!
Bewahrt die Frucht vor Reif und Wurm!

Ja, Brüder, alt' und junge, hebet
Den Blick empor zum Gott der Kraft,
Deß Liebe wundersam umschwebet
Den heil'gen Baum der Wissenschaft,
Wenn treuer Sinn, wenn frommer Geist
Die starken Wurzeln stets umfleußt!

August Stöber.

Herr van der Seid.

»Es muß auch solche Käuze geben.«
Goethe's Faust.

Ihr habt vielleicht vorigen Sommer, in Baden, den dicken bezopften Holländer im apfelgrünen Überrocke, kurzen schwarzen Lastingshosen und schneeweißen Strümpfen gesehn, der an seinem hohen Rohrstocke, als der incarnirte Gott des Phlegma's, über die Promenade schneckte, sich auf einer Bank niederließ und aus einer ungeheuren messingenen Dose einen ungeheuren Meerschaum stopfte, aus dem er alle fünf Minuten eine Dampfwolke blies, die seine ganze runde Körperlichkeit dergestalt einhüllte, als gehörte sie einer orakelsprechenden Pythia zu. Das Orakel selbst habt ihr aber nicht vernommen; ihr wart glücklich, wenn ihr ihn einmal recht von Herzen husten hörtet, daß er an Leib und Seele wackelte — aber ein vollklangiges Wort von zwei oder drei Sylben habt ihr gewiß nicht aus seinem Munde verlauten hören. Ich, der ich während vier Wochen sein Zimmer- und Tischnachbar war, kann mich erst den vierten Abend eines »guten A—« von ihm rühmen. Damit war aber unsre erste Unterredung geschlossen; den »bend« ist er mir noch schuldig.

Herr van der Seid ist ein reicher Blumenzwiebelnhändler aus Harlem, der es etwa in einem halben Jahre dahinbringt fünfzig Subjecte, Prädikate und Zeitwörter zu ordentlichen Sätzen zu verbinden, was jedoch nur an Sonn- und Feiertagen der Fall ist, oder wenn er einen guten Handel geschlossen; sonst ist er ein totaler Ein- höchstens Zweisylbler, eine Species die nach den Stammen kommt und ihn einst als eines ihrer Prachtexemplare verehren wird.

Mich dauerte seine schöne Tochter Angelika, die ihren

Namen nicht vergeblich trug; sie war fremd, ohne alle Bekanntschaft, und an ihren Vater, wie dessen Schatten geheftet. Da ich zwischen dem ungleichen Paare inne saß, und mich zuerst fruchtlos an des Alten Gespräch zu erbauen gehofft, wandte ich mich mit Entschiedenheit zu seiner blonden vergißmeinnichtaugigen Tochter, und ergötzte mich an des lieblichen Kindes ungezwungener Rede. Sie hatte in des schweigsamen Vaters Begleitung Deutschland, England und Italien durchreist, hatte ein richtiges Urtheil über Volk und Land, las gerne und sprach mit Geist und Wärme über das Schöne der neueren Literatur. Wenn wir uns so recht ins Gespräch vertieft hatten, und Angelika's Auge lebhafter glänzte, ihre Worte ämsiger flossen, wandte sich Herr van der Seid phlegmatisch im Halbkreise um, faßte die Tochter scharf in's Auge und schnarrte: »Aber Angeli —« das Mädchen wurde roth, fuhr zusammen und es war für den ganzen Tag geschehn: Angelika führte mit ihrem Vater ein Stillschweige-Duo auf.

Ich fürchtete, Angelika möchte sich, durch mein lebhaftes Gespräch mit ihr, Unannehmlichkeiten von Seiten ihres Vaters zuziehen, beschränkte mich daher auf Höflichkeitsformeln und vermied jede längere Unterredung, zumal da nun auch mehrere meiner Bekannten angekommen waren, und ich meinen Platz am Tisch neben ihnen einnahm.

Einige Spaßvögel, welchen die Originalität des dicken Holländers ebenfalls aufgestoßen war, legten es darauf an ihn durch Sticheleien zum Reden zu bringen. Die unzweideutigen Anspielungen auf seine sonderbare Kleidung, auf sein hartnäckiges Zwischen, rührten ihn gar nicht. Erst da Einer die holländer Windmüller und Käsehändler nannte, überlief plötzlich Herrn van der Seids Gesicht dunkle Röthe, »Il serre un large boc« — aber die Lippen schnappten sogleich wieder zusammen wie ein Taschenmesser. Der Muthwillige war damit nicht zufrieden, er ließ sich gegen den holländischen Blumenzwiebelhandel heraus und behauptete: es sey nur ein albernes Vorurtheil, daß man denselben bis jetzt so gehegt, früh oder spät müsse man das überall einsehn und kein Mensch werde mehr an die holländischen Zwiebeln denken. Da konnte sich nun Herr van der Seid nicht mehr halten: die Lippen setzten sich abermals in Bewegung, zuckten einige Sekunden lang, spalteten sich und aus dem tiefen Abgrunde der Stimmhöhle förderte er, mit ungeheurer Anstrengung, in zwei Geburten, ein »O— Och! —« heraus. Aber sogleich setzte er den Kampf mit dem gewaltigen Zwiebelbeefsteak wieder fort, den er auf seinem Teller anatomirte. Allgemeines Gelächter erscholl an der Tafel. Dies war mir leid für seine Tochter, die darüber bestürzt, ihren Sitz verließ und aus dem Zimmer schwand. Nach dem Essen bat ich die Spötter ihre Zunge fleißig im Zaume zu halten, da ihre Augenblicke an dem Alten weilend, wie an einer Schildkrötenschale abprallten, und nur der armen Angelika in's Herz trafen.

Angelika kam auch wirklich zwei Tage hinter einander nicht zum Vorschein. Ich konnte mich so ganz in die liebliche verlassene Seele hineindenken, die das, für alle so heitere Badeleben, so frostig anwehte. Den dritten Tag erschien sie wieder; ihr Gesicht zeigte keinen Groll, die Freundliche hatte Alles vergessen und entgegnete den Grüßen der Gesellschaft mit holdem Nicken. Nach der Tafel fand ich sie im Erker; auf meine Fragen nach ihrem Befinden antwortete sie: »Jetzt ist mir recht wohl! ich lebe wieder auf, und hoffe nun auch die reizende Umgegend von Baden sehn zu dürfen, denn morgen erwarten wir ein liebes Bäschen aus Amsterdam, nebst ihrem Bruder, mit denen wir in acht Tagen nach Holland zurückkehren werden.« Ich wollte ihr eben meine wärmsten Glückwünsche aussprechen — da strich mir Herrn van der Seids verwünschtes Zwischen am Ohre vorüber, und in dieses hinein krähte es — »Angeli —!« Wir fuhren zusammen. Das dicke Phlegma ergriff den Arm der Tochter und schleppte mit der Zerdrücklichen zum Saale hinaus.

Nein da möchte man denn doch aus der Haut fahren, mit dem Sonderling! Sisyphus Felsengeroll und der Danaiden Wasserschöpfen und das Zählen eines ganzen Speichers voll Mohnkörner, sind erträglicher als dieses Herrn van der Seid's Gesellschaft. Wer da die Probe hält, der muß wahrlich nicht weit vom Engel stehn!

Den folgenden Tag kam ich etwas später zur Tafel. Angelika und ihr Vater hatten ihre Plätze am untern Ende des Tisches, bei denjenigen meiner Freunde genommen; neben ihnen saßen die Neuangekommenen; ich kam zur Seite des Vetters zu sitzen, dem mich Angelika sogleich vorstellte. Wilhelm Groot, so hieß er, war ein hübscher, gebildeter junger Mann, mit dem ich bald bekannt war, und dessen munteres natürliches Wesen, zu seinen feinen Sitten recht gut ließ; seine Schwester, Klara, ein zartes Madonnengesicht, schaute lieblich aus ihrem Spitzenhäubchen hervor. Angelika hatte ich noch nie so heitern Sinnes gesehn! sie fragte nach ihren Angehörigen in der Heimat; erzählte den Verwandten von ihren Reisen, ihrem Aufenthalte in Baden und freute sich mit ihnen der kommenden Tage. Herrn van der Seids Gespräch war: Mundvoll! Mundvoll! nur daß er sich zuweilen mit der Serviette den Saft vom Munde und den Schweiß von der Stirne trocknete.

Wilhelm Groot war Angelika's Verlobter, er hatte seit Kurzem einen Antheil an seines Vaters ausgebreitetem Handel in Amsterdam erhalten, und brachte einen Brief von jenem an

Herrn van der Seid, in welchem er ihn um die Hand Angelika's für seinen Sohn ersuchte. Nach der Tafel überreichte Wilhelm den Brief mit klopfendem Herzen. Herr van der Seid, über die ungewohnte Herkulesarbeit verdrießlich, las eine volle Stunde, las wieder, schüttelte den Kopf und sagte: »Geht n—.« Abends, als ihn das Pärchen mit Fragen bestürmte, schüttelte er abermals den Kopf und setzte ein vernehmliches: »nicht!« hinzu — ohne sich in weitere Erklärungen einzulassen, die man übrigens auch im günstigen Falle von ihm vergeblich erwartet hätte. Die beiden jungen Leute schlichen sich traurig weg, und Ernst, dem ich Zutrauen eingeflößt, klagte mir seine Noth. Ich hielt die abschlägige Antwort des Alten nur für eine augenblickliche Grille und bat ihn sich in Geduld zu fassen; dies glaubte ich, bei des jungen Mannes angenehmer Persönlichkeit und dessen glücklichen Vermögensumständen, mit Zuversicht thun zu können.

Den andern Morgen, abermalige Verlegenheit. Ich lag im Fenster und rauchte meinen Varinas. Vor der Thüre hielt ein Gesellschaftswagen, der nach dem Murgthale fahren sollte; es waren alle Sitze eingenommen und man erwartete noch Angelika, Ernst und dessen Schwester, welche, den Abend zuvor, die Partie mitzumachen versprochen hatten, wenn es nämlich Herr van der Seid erlauben würde. Alle drei waren schon längst reisefertig; aber sie hatten das Zauber-Wort noch nicht und Vater lag noch zu Bette; keiner wagte ihn aufzuwecken. Nachdem ich dies alles in Erfahrung gebracht, erbarmte sich mein gutes Herz der Bedrängten und ich nahm es über mich dem hartnäckigen Dicken das Erlaubnißwort herauszupressen. »Lassen Sie mich Alles verantworten,« sagte ich zu ihnen, »stellen Sie sich an die Thüre des Schlafzimmers und wenn Sie das Wörtchen »Geht!« oder »Fort!« aus Herrn van der Seids Munde vernehmen, so steigen Sie nur getrost auf!« Leise öffnete ich die Thüre und winkte Angelika und ihren Begleitern außerhalb derselben stehn zu bleiben. Ich näherte mich dem Bette, zog die hellblauen Gardinen weg — da lag der Alte in süßen Morgenträumen, tief in den Kissen drin und schnarchte weidlich alle Töne durch, auf dem Kopfe erhob sich seine hohe weiße Baumwollmütze mit üppigem Klunker, die rothen dicken Bäckchen schimmerten im Glanze des Morgenlichts wie zwei schwellende Pfirsiche, die dem Aufspringen nahe sind. Die ganze Figur lag eher schwammig versunken im gemüthlichen Phlegmaschlafe. »Herr van der Seid!« rief ich, in einem Athem und so laut daß er sogleich erwachte, »es fährt ein Wagen in's Murgthal; wollen Sie nicht mit?« — »Nä!« gähnte er unwirsch und gegen aus den Kissenwellen. »Ihre Nichte, ihr Neffe sind schon bereit, auch für Ihre Tochter ist noch ein Plätzchen, man will sie mitnehmen!« — Mit Anstrengung arbeitete sich der Mann nun aus der Tiefe empor, öffnete die Augen weit und rief mit zorniger Stimme — ich war schon an die Thüre gesprungen — »Geht« — Ich hörte noch ein »gar«, dies ließ ich aber nicht bis zu den Harrenden gelangen, schob sie hinweg mit dem »T——«, der ohne Zweifel in Herrn van der Seids Kehle stecken geblieben war, ließ ihn zwischen Seyn und Nichtseyn, und schloß die Thüre hinter mir zu. Meine Leutchen waren die Treppe hinunter; Angelika wollte sich nun freilich mit dieser Erlaubniß »abrupt« nicht zufrieden stellen, Ernst hob sie aber schnell auf den Wagen, ich hob sein Schwesterlein nach; der Fuhrmann schwang die Geißel und der Wagen rollte mit ihren und meinen Segenswünschen dem Murgthale zu.

Da ich gegen Abend von einem Spaziergange nach dem lieblichen Lichtenthal zurückkam, erblickte ich in einer Bergecke, abseits der Allee, Herrn van der Seids Gestalt; er saß auf einem einsamen Bänkchen und schien zu schlafen; sein Kopf war auf die Brust gesenkt, der stark gekrempte Hut verdeckte das ganze Gesicht. Ich blieb an einen Baumstamm gelehnt, und sah ihm aus der Ferne zu. Da rollte ein leichter Phaeton vorüber und Herr van der Seid erwachte. Er rieb sich die Augen und fuhr schnell mit den Händen zu beiden Seiten seines Sitzes, als ob er etwas suchte; stand auf, bückte sich, griff im Grase umher und fand das Verlorene nicht. Ich sprang nun eiligst zu ihm hinüber und fragte ihn, was ihm denn fehle. Er schaute mich anfangs — wahrscheinlich wegen meines frühen Morgenbesuchs und dessen Folgen — mit großen zornigen Augen an, erhob sie aber bald mit Liebe zu mir und brachte heraus: »Mein Merrich— Stock!« »Ihre Pfeife also und Ihren Stock vermissen Sie, verehrter Herr van der Seid?« sagte ich theilnehmend. Aber so sehr wir uns nun auch Beide bemühten die theuern Kleinodien zu entdecken, an welchen seine Seele hieng, fort war fort, verloren war verloren! Wir suchten eine ganze Stunde, der Mann war gar nicht zu trösten, nicht aus der Stelle zu bringen. Da ich vermuthete, daß er es, ebenmachen er beinahe um sein Höchstes gab, dennoch zu keiner verständlichen Erklärung bei der Polizei bringen würde, so versprach ich ihm mein Möglichstes zu thun, um den unverschämten Dieb zu entdecken und ihn wieder in Besitz des geraubten Gutes zu setzen. Er sah mich mit beredten dankenden Augen an und nickte mir mit Kummer Innigkeit zu, als hätte ich ihm das Leben versprochen. — Ich geleitete ihn zum Gasthause und ließ mir von ihm einige Zeilen geben, in welchen er die verlorenen Gegenstände näher bezeichnet und mich zu allenfallsiger Zurücknahme derselben ermächtigte.

Kaum war ich wieder aus dem Hause getreten, um auf die

Polizei zu gehen, da sah ich in einer Straßenecke einen Knaben eifrig mit einem Juden unterhandeln; der Jude hielt einen Stock und eine Pfeife in der Hand; ich trat rasch auf sie los, ehe sie das gestohlene Gut verbergen konnten, und erkannte Herrn van der Seids großes Rohr mit dem Achatknopfe und goldenen Reif, seinen Meerschaum, mit dem schweren Silberdeckel an dem eine getriebene Taube glänzte. — »Diebsgesindel!« rief ich ihnen zu und faßte den Juden am Kragen, »wo habt ihr diesen Stock und diese Pfeife her?« Der Junge entwischte wie ein Aal. Der Jude, den ich fest hielt, betheuerte bei Moses und den Propheten: er wisse nichts von Diebstahl, er habe dem Knaben, den er übrigens nicht kenne, Beides um den geltenden Werth abkaufen wollen. Ohne mich in lange Erläuterungen einzulassen, führte ich meinen Gefangenen auf die Polizei und überließ ihn derselben, während ich mir auf die schriftliche Ermächtigung des Holländers, die gestohlenen Gegenstände zurückgeben ließ. Ich war froh Herrn van der Seide, den ich diesen Morgen ein wenig über den Löffel balbiert hatte, durch einen so nahmhaften Dienst wieder einigermaßen versöhnen zu können.

Schnell eilte ich mit meiner Beute zurück; da fuhren gerade Angelika und ihre Begleiter am Gasthofe an. Ich machte sie mit dem Vorgefallenen bekannt, und versprach ihnen, dies solle auch für sie von der begünstigendsten Wirkung sein. Wir stiegen miteinander die Treppe hinauf. Angelika wollte dem Vater, den sie den ganzen Tag nicht gesehen, in die Arme fliegen, dieser erblickte mich aber mit Stock und Pfeife —

»Da griff er erst nach seiner Pfeife« —

Und dann?

— Nach seinem Stock!

Er hielt beide triumphirend eine Zeitlang in der Luft, dann reichte er mir die Rechte hin und sagte: »Dank! — Freund!« —

Seine Augen glänzten in kindlicher Freude; er küßte nun auch Angelika auf die Stirne, grüßte Nichte und Neffen und schien über der Wonne die ihn beseelte, gar nicht mehr an die unregelmäßigen Reiseentschluß zu denken. Leise sagte ich Gustav in's Ohr: »Schmieden Sie das Eisen dieweil es warm ist; in so guter Stimmung finden Sie den Alten vielleicht in Jahren nicht mehr!«

Gustav winkte mir beifällig zu, faßte Angelika bei der Hand und wandte sich zu Herrn van der Seid. »Gütigster Onkel,« sagte er, »machen Sie nun auch mich und ihre Angelika glücklich und geben Sie ihren Segen zu dem Bunde der vollen Herzen ein! Meines Vaters Einwilligung haben Sie, die übrige wird uns auf Erden keinen Wunsch mehr übrig lassen!«

»Das thun Sie heute gewiß!« stimmte ich ein. »Ja lassen Sie uns diesen Abend trotz eine Reiseinspektion unvergeßlich machen; Sie werden dann mit neuer Jugendkraft an dem edeln Rohrstabe, den ich Ihnen wieder erobert, durch's Leben schreiten; mit verjüngten Zügen blaue Ätherwolken aus ihrem wiedergefundenen Meerschaume hauchen!« —

Die Worte Rohr und Meerschaum gaben den Ausschlag. Herr van der der Seid ergriff die Hände der Liebenden, drückte sie zusammen und sagte: »Geht heut!« —

Jubelnd flogen die Glücklichen dem Alten um den Hals, der unter der Last der Liebesbezeugungen angstvoll erseufzte, und mit beiden Händen Stock und Pfeife hinausstreckte, einen neuen Anfall von ihnen abzuwenden.

Die Brautleute baten mich den Abend bei ihnen zu verweilen und versicherten mich ihrer ewigen Dankbarkeit und Freundschaft.

Herr van der Seid that Wunder der Selbstüberwindung. Bei der zweiten Flasche Markgräfler hielt er an das Brautpaar eine Rede von sechs Worten; beim Rheinweine sang er die halbe Strophe eines alten holländischen Schelmenliedchens; beim Champagner ergriff er seine Nichte und tanzte mit ihr ein allerliebstes Menuet, zu welchem er die Musik nach eigener Komposition pfiff.

Georg Lahorr.

Schloß Hainfeld.

(Schluß.)

Nach dem Rathe der Greise setzten wir unsere Streifzüge bis nach Ungarn fort, nach diesem halbwilden Ungarn, das wir so gerne näher kennen lernten. Die Gränze die es von Steiermark trennt ist willkürlich; unsere Führer konnten sie uns kaum genau angeben, ein Bach dient beiden Gegenden zur Scheide. Trotz dieser zeitbedeutlichen Verschmelzung beider Länder, ist doch der ungarische Bauer durch Sprache und Kleidung von dem Steiermärker sehr verschieden. Die drei Viertheile der ungarischen Bewohner sind Adelige, oder wollen für solche gehalten werden: Metzger, Wirthshäusler, Schneider machen alle Ansprüche auf Adel, und die sehr kleine Anzahl der Bauern wird durch diese aristokratische Bevölkerung gedrückt.

Die Ungarn bilden sich gewaltig viel auf ihre vermeintliche Verfassung ein, die, wie sie behaupten, der englischen gleiche. Diese Ähnlichkeit kann man schon darin finden, daß beide ungarische Kammern erblich und nicht wählbar sind und daß die dreihundert Tausend Adelichen abgabenfrei sind und alle Staatslasten auf ihre unglücklichen Mitbürger wälzen. Ein ungarisches Mittagessen ist übrigens gerade von demselben Werthe, wie ihre Verfassung. Kaum kann ich mit Worten die Gefräßigkeit schildern, die an dem mit Gerichten überladenen Tische herrschte! ich will nicht von jener schwarzen, halbflüssigen Fleischbrühe reden, der sie den Namen Suppe beilegten. Als eine unbegreifliche Heiligkeit kam mir die herrliche Tokaierflasche vor, die der Hausherr ausschließlich für sich leerte. Gott behüte mich daß ich nun den Geschmack und die Düfte schildre, die aus dem Wildpret und den Fischen dieses unglücklichen ungarischen Tisches emporstiegen!

Sobald unsre Beobachtungen endlich geschmeckt(?) waren, um so glücklicher fühlten wir uns an dem Busen der Gräfin. Hier in diesem feenartigen(?) Schlosse, fern von den Zerstreuungen der gebildeten Welt, eröffnete sich ein Paradies für uns. Bald strömte uns eine Menge von Besuchern zu, die wahrscheinlich durch die Gutmüthigkeit und die Liebenswürdigkeit unsrer Wirthin, vielleicht aber auch durch die Neugierde herbeigezogen wurden, die seltsamen Engländer zu sehn, welche, nachdem sie die ganze Welt durchstreift, sich in einem ihrer [illegible] Winkel niedergelassen hatten. Das Leben auf dem Schlosse war reich an immer [illegible] Verabredungen(?); ich müßte mehr als einen Band schreiben wollen, wenn ich die Charaktere aller unserer Gäste beschreiben wollte. Dieser Zeitvertreib bestand in [illegible] Beschäftigungen, [illegible] unter dem Monde und der Sternlicht(?). Eine Poesie (herrliche!) erfüllte am Horizonte! Ach! eine Deutsche, die englische Verse machte! Tiefes Schweigen(?)! Ich wandte mehr Kunstgriffe an, mehr diplomatische Kniffe, um den englischen Versen der Deutschen zu entgehen, als Metternich jemals brauchte, um drei Provinzen zu erobern. Es kamen auch zwei oder drei junge Wienerinnen, die ihr Schicksal in diese Einsamkeit geworfen, und die es wohl verdient hätten eine Stelle in dem eleganten Salone von Paris oder London einzunehmen. Die entfesselten Blumen, deren lieblicher Duft in Vereinigung verhauchte(?), zogen jedoch bald das Monopol der Huldigungen im Schlosse auf sich. Die Dichterin mit ihr Geflüster, verließen, von wachsender Eifersucht erfüllt, eine Musik, von Kampfdrang. Eine herrliche Harmonie, für unsre kleine Gesellschaft! Ein ewiglich reiches Drama der innern Leiden, das sich gewöhnlich bildet, wenn fünf Personen zusammentreffen vollständig zu machen, fehlte uns das Schicksal jene unumgänglich nothwendige Person, über welche sich jedermann lustig macht, die niemand leiden kann, die sich vergebliche Mühe giebt uns zu gefallen, die im Gegentheil Allen mißfällt, die man gleichsam wie einen Ball, der von Einem zum Andern springt; jenes unglückliche Geschöpf, das man in allen Schlössern, in allen Gesellschaften findet, das uns anfangs ergötzte und nach acht Tagen, unsre Geduld und selbst unsern Spott erschöpft hatte.

Um der Langeweile zu entrinnen, schlug unsre Wirthin uns vor, den Erzherzog Johann, den Bruder des Kaisers von Österreich zu besuchen; diesen Besuch machten die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen der Gräfin und ihm leichter und angenehmer. Er bewohnte damals seinen Weinberg bei Marburg, am Fuße des Bacher's, einer Verzweigung der julischen Alpen, an dem rechten Ufer der Drau. Die Villa des Erzherzogs liegt auf einem so hohen Hügel, daß wir aus unserem Wagen steigen mußten, um hinauf zu kommen; wir trafen den Erzherzog selbst, der uns mit entblößtem Haupte erwartete. Er ist ein Mann, von fünfundfünfzig Jahren, mit hoher, kahler Stirne, von kräftigem und natürlichem Aussehn, fern von starrem Stolze und von gefälliger Herablassung(?), bei dem man sich gemüthlich fühlt, so wie man mit ihm in Berührung getreten ist. Seine Unterhaltung zeugte von ausgebreiteten Kenntnissen, einer vollkommenen Offenherzigkeit, einer gewandten [illegible], von allen jenen Eigenschaften die man [illegible] und liebt, und die bei einem Manne seines Ranges Bewunderung und Ehrfurcht verdienen. Nachdem er [illegible] und seine [illegible] wieder erwähnt hatte, zog er sich in [illegible] zurück, um sich nur durch das [illegible] zu [illegible]. Seine [illegible] der deutschen Sprache machte daß wir [illegible] das Mittagsmahl zu uns nahmen, welches er für Gäste aus der Nachbarschaft hatte bereiten lassen. Wir hatten noch manchmal [illegible], dem gefolgt wir die [illegible], womit die Tafel bei unsrer Ankunft belegt war, für ein freundliches Mittagsmahl hielten. Wie hätten wir denken können, daß so viele Speisen und [illegible] sich für ein einziges Mittagessen von vier Personen schicken könnten! Während wir nun das für [illegible] bereitete Mahl verschlangen, gingen die [illegible] im Hof spazieren und [illegible] auf die umliegenden [illegible].

Man bedauerte daß der Erzherzog Johann nicht zum Statthalter von Steiermark ernannt worden sey, und daß er nur das bescheidene Amt des [illegible] und [illegible] bekleide. Wenn er einst, was möglich ist, Kaiser von Österreich würde, so hätten ihm diese Gegenden viel zu verdanken; allein

[illegible]

[illegible]

Bankett
bei Gelegenheit der Jubelfeier des Straßburger Gymnasiums, den 13. August.

[illegible]

[illegible]

Miene des Lehrers uns frei auf der Bahn des Lebens bewegen zu können! — Und sie ist nur zu bald erschienen die Zeit, wo wir dem beschirmenden Schatten der Schule entwuchsen; wir haben uns versucht im Leben!

Ach! wir sind auf seiner Bahn nicht immer allzusanft gewiegt worden, und wenn wir das Jetzt mit dem Damals vergleichen, so möchte wohl Mancher sagen: Es waren doch schönere Zeiten, als wir noch auf den Schulbänken saßen, als wir die jungen Schwingen unsers Geistes versuchten, als wir neben der bittern Wurzel doch auch so manche süße Frucht zu kosten bekamen, als wir so manche unzertrennliche Verbindung schlossen, als die Zukunft in dämmerndem Schimmer vor uns schwebte, als Vater- und Mutterliebe noch für uns sorgte. Ach! daß ich noch einmal jung werden könnte! — Und warum solltest du's nicht, du alter Gymnasiumsschüler? Sieh! das hinwandelnde Jahrhundert führt die Säkularfeier der vaterländischen Anstalt herbei — da wollen wir noch einmal jung werden, da wollen wir noch einmal Gymnasiumsschüler seyn, da wollen wir uns auf dem «Grasboden» oder in den Schulsälen zu einem brüderlichen Mahle versammeln, Alle gleich, Alle Eins in der Liebe! Da wollen wir zu gleicher Zeit Schüler und Männer seyn.

Schüler an Sorglosigkeit, Männer an Unabhängigkeit! — Da wollen wir gedenken unsrer Lehrer und Mitschüler, und derer die fehlen im Kreise wollen wir mit frommer Rührung gedenken; und denjenigen, welche sich zu Glück und nützlicher Wirksamkeit aufgeschwungen, wollen wir mit freudiger Theilnahme die Hand drücken und die, deren Stirn der Kummer furcht, wollen wir fragen: Was fehlt dir Bruder? wie kann ich dir helfen? Vertrau' dich deinem alten Mitschüler an! — Brüder, wenn's auch nur ein Bankett ist, so könnte doch eine edlere Begeisterung uns da umschweben, und die Begeisterung könnte, wenn auch nur Einen beben, Gedanken auf ihren Flügeln herbeitragen und der Gedanke könnte Frucht bringen für das Vaterland und die Zukunft.

[redacted]

für die besten Weine im Oberelsaß.

Zu [redacted],
Zu [redacted],
Zu [redacted],
[redacted].

Ausstellung
des elsässischen Künstlervereins.

II.

Ein [redacted]ck,

Gemälde von Mlle Lesourd Delisle.

(Bericht an eine Kunstfreundin.)

Füllen Sie, Wertheste, sich 'ne oceanische Muschel,
Groß und von rosigem Glanz, lieblich mit Flora's Geschenk.
Hellere flammende Rosen und dunklere, Knospen und offne,
Eben gebrochen vom Stock, schattende Blätter dabei;
Gold-Aurikelchensträuße vom farbenverschiedensten Sammet;
Alles in duftigem Schmelz, Alles mit Frauengeschmack;
Stellen den freundlichen Schmuck auf's Toilett-Tischchen von Marmor,
Also wo'st daß mehre der offenen dunkleren Rosen
Auf den benachbarten Shawl neigen das träumende Haupt.
Fliegt durch's offene Fenster herein noch ein glänzender Falter,
Buhlt um die Blumen herum, setzt auf die höchste sich dann,
Auf die erblühteste Ros' mit emporgerichteten Flügeln; —
Schau'n in den Spiegel Sie jetzt hinter dem holdesten Tisch:
Drinnen erblicken Sie treulich die Muschel, den Tisch und die Blumen;
Bannen Sie's feste darin, dauernd, mit magischer Kraft,
Daß, ob welke die Blum', stets frisch doch bleibe das Abbild:
Sieh und es ist das Gemäld', das mich erfreute so sehr!

(Der Schluß folgt.)

Miscelle.

Als Gustav III von Schweden sich in Neapel aufhielt, ließ er seine Kronjuwelen aus Stockholm dahin bringen, um in vollem Schmucke auf Hofe des Königs zu erscheinen. Ein großes funkelndes Brillant, der auf einem Achselbande angebracht war, zeichnete sich besonders aus.

«Malora!» rief der König von Neapel zu einem seiner Diener: «das ist ein Stein! Wie viel Pfund Eisen mag mein Bruder König wohl dafür gegeben haben?» —

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt
zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 16.

Samstag, den 18. August 1838.

Die weiße Rose.

—

Schlag Mitternacht erscheint im Opernsaale
Und weilt bis zu der Hörner letztem Schall,
Seit Jahren, bei des Faschings Nachtgestrale,
Ein bräutlich Frauenbild auf jedem Ball.

Still läßt in einer Ecke sie sich nieder,
Führt oft nach Aug' und Stirn' ihr weißes Tuch,
Steht auf, durchsieht die Reihen, setzt sich wieder,
Und schauet kalt der glüh'nden Paare Flug.

Der Frag': Warum, allein im Zauberschoose,
Sie ohne Lust? — erwiedert sie verklärt:
»Ein Jüngling kommt mit einer weißen Rose,
»Der mir verlobt, und mein zum Tanz begehrt.

»Die Rose, himmelahnend, ich ihm reichte —
»Sie sollte des Geheimniß Zeichen seyn —
»Er war so schön als er zu mir sich neigte
»Um küssend mich zur Glücklichsten zu weih'n!

»Ach, daß er nicht gekommen! — Sagt mir, Lieben,
»Habt ihr den schönen Jüngling noch nicht hier?
»Er schwur mir's doch — und ach! ist ausgeblieben.
»Nicht wahr, er kommt und bleibt dann ewig mir?

»Die Bösen, die mein Wohl und Weh nicht kennen,
»Sie nennen Wahnsinn meines Busens Glut!
»Und schleppen.... O der Stirne kummervolles Brennen!
»Fühlt wohl auch ihr wie Leid im Innern thut?«

So klagt sie fort — Schaut oft im Busen die Rose:
Springt auf — und ach! beseufzt erträumtes Glück;
Steht, zürnend bald, bald lächelnd ihrem Loose,
Und starrt, gewahrt sie ihres Arztes Blick.

Belehrt dann leis' die um den Arzt sie fragen,
Daß Güt' und Strenge wechselnd er ihr zeigt,
Daß, ihres süßen Traumes Bild zu haben,
Er gern zu jedem Ball die Hand ihr reicht.

Dann, Mitleid ahnend, ruft sie: »Wohl euch! Weinet!
»Ich kann's nicht mehr — und that mir doch so wohl!
»Vielleicht wein' ich der Freud', wenn er erscheinet,
»Und wieder wach das Leben, jetzt so hohl.«

Vergeb'nes Sehnen! Längst in anderm Schooße
Vergessend weilt, den ihre Liebe ruft.
Wohl wird der Treuen eine weiße Rose,
Doch blühend nur auf ihrer frühen Gruft.

C. F. Hartmann.

Ein Besuch bei Pfeffel.

(Aus Ehrenfried Stöbers Nachlaß.)

Den 16. Brachmonat 1804.

So wie wir an Herrn Pfeffels Haus kamen, meine Beste, pochte mein Herz laut auf. Wann ich mich nur der lieben Korngasse *) nahe, so empfinde ich jedesmal eine ganz eigene Mischung von Gefühlen; meine Seele ist in einer sehr bewegten Stimmung von der ich nur die zwei Hauptmomente angeben kann, einmal entgegeneilende Freude, und dann der widrige Gedanke: Ach, wenn Er nun nicht zu Hause! wenn Er gar nicht hier wäre! Diese Besorgnisse wurden jedoch bald zerstört. Das Frauenzimmerpersonale des Hauses war zwar ausspaziert, da der Tag sehr schön, allein Herr Pfeffel selbst war zu Hause. Die dienende Schwester führte uns ins untere Kabinetchen, das zum Empfange der Fremden bestimmt ist und meldete uns. Bald hörte ich oben an der Treppe die langsam nahenden Tritte des ehrwürdigen blinden Greises. Dieses Nahen, o es hat immer etwas Heiliges für mich. Die Nähe eines großen Mannes — und hier ist Größe keine Tamerlansgröße, aber die der edelsten Humanität und wahrlich dies ist die einzige welche die Probe hält, — die Nähe eines großen Mannes erweckt so leicht zur Schwärmerei; Alles was ihn umgibt, selbst das Unbedeutendste erhält einen Reiz, einen Zauber! und diese Schwärmerei ist wohl die verzeihlichste unter allen. Ich muß Ihnen hier, meine Liebe, eine Kinderei erzählen, die sich Ihr gehorsamer Diener, Schreiber dieses, einst erlaubte. Als ich zum erstenmale im Pfeffel'schen Hause war, da Freund Rieder noch die Professor-Stelle begleitete, es mögen nun etwa sechs Jahre seyn, war Herr Pfeffel gerade ausgegangen; ich war mit Rieder in seinem Kabinette allein. Auf einem Stuhl lag der weite Ueberrock, den Herr Pfeffel gewöhnlich zu Hause trug; es war nach damaliger Sitte ein sogenannter *Républicain*, mit einem dunkelrothen sammtnen Kragen; ich betrachtete den Rock mit lüsternen Augen; nein, der Versuchung konnte ich nicht widerstehn! — flugs steckte ich mich in den Rock hinein. Ich versichere Sie, ich begreife den Enthusiasmus, den die Perücke des guten Jean Jaques erweckte, und die Geschichte mit Shakspeare's Strohstuhl und Kant's Haaren, sehr wohl. Mögen doch gewisse weise, doch und vielmehr bewitzelte, viel und wenig gelehrte Herren, bei solchen Scenen immerhin etwas Nasenkrämpfe bekommen, dies hat ja so viel eben nicht zu bedeuten und wird keinen wackern Mann in seinem Genusse stören, comme il vous plaira, Messieurs!... — Pfeffel kam; er empfieng mich mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit. O Schade, daß Sie diesen Mann nicht persönlich kennen! Denken Sie sich einen sechzigjährigen Greis **) von mittlerer Größe, nicht hager, von gesundem Aussehn, schön gewölbter Stirne, gebogener Nase, und dabei die verschlossenen oder vielmehr weggewischten Augen! es ist ein schaurig-ehrwürdiger Anblick den Edeln so dahinziehn zu sehn!

Der erste Gegenstand unsres Gesprächs war seine Gesundheit; es war mir Bedürfniß mich darüber zu beruhigen, da ich in Straßburg erfahren hatte, daß er sehr leide. Wir sprachen dann von unserm Lippmann, ***) dem lieben zartfühlenden Freunde. Herr Pfeffel schlug uns einen Spaziergang nach dem Bartholdischen Garten vor; dies ist Abends der Vereinigungspunkt mehrerer wackerer Männer, wozu auch Freunde, wenn sie von einem Mitgliede der Gesellschaft begleitet sind, eingelassen werden. Doktor Bartholdi ist Pfeffels vieljähriger Freund, ein Lob, das jedes andere entbehrlich macht. Der Garten selbst ist sehr geräumig, er faßt viele ehrwürdige Bäume in deren Schatten das trauliche Wort noch traulicher wird. Hier scheint Vater Pfeffel so ganz sich zu behagen; geehrt von Allem was ihn umgibt, entfaltet sich hier ungestört sein Inneres, besonders seine liebenswürdige Gesellschaftlichkeit, die sich hier so unbefangen ausspricht. O wie viel mehr sind doch diese freimüthigen Ergießungen des Herzens mit der Laune, als die des sogenannten esprit de société, der sogenannten société du bon ton! Wie erhebend ist es, diesen Patriarchen Alsatiens mit voller Seele über das Schöne und Gute sprechen zu hören, ohne daß er dabei, was dem Greise so oft geschieht, in den leidigen Predigerton verfällt! Aber vor Allem zeigt sich hier der epigrammatische Pfeffel; ein sinnreicher Einfall, ein Anekdötchen folgt dem andern. Auf dem Wege nach dem Garten

*) Sie führt nun den Namen Pfeffels-Straße. D. Red.

**) Pfeffel zählte damals 68 Jahre.

***) Lippmann Moses Büschenthal, aus dem alsatischen Taschenbuch bekannt. Er wurde zu Bischheim am Saum 1784 geboren, und starb als Oberrabbiner zu Berlin. D. Red.

sprachen wir von der unermüdlichen Thätigkeit des oberrheinischen Präfekten, der besonders für die Verschönerung Colmar's sehr viel thut, im Cabinette ein ausgezeichneter Geschäftsmann ist, und mit Geist und Würde die Société d'émulation präsidirt. Schade nur daß es ihm noch nicht gelungen ist, was doch bei uns in Straßburg mehrern Edeln möglich war, den Gassenbettel abzuschaffen; dieser ist wirklich in Colmar recht im Schwunge. Auch von Abbé Delille, mit dem Pfeffel in sehr freundschaftlichem Verkehr ist, sprachen wir Manches. — Stellen Sie sich einmal vor, meine Beste, welch ein ungeheures Gedächtniß der Mann besitzt! Da man es sich zu wiederholten malen erlaubt hat ihm Manuscript zu entwenden, so schreibt er nun von ganzen Gesängen, die oft aus mehrern hundert Versen bestehn, blos das letzte Wort, den Reim jedes Verses auf; das Übrige bleibt in seinem Gedächtnisse treu verwahrt und er schreibt es erst nieder wann er es unmittelbar zum Drucke befördert....

Mit inniger Rührung verabschiedete ich mich von Pfeffel, um meine Reise nach Freiburg fortzusetzen. Ein Brief des edeln Dichters an seinen brüderlichen Freund Jacobi daselbst, dem er mich auf's Wärmste empfahl, läßt mich neue geistige Genüsse erwarten....

Ihr Freund
E. St.

Ferdinand Freiligrath. *)

Die einzelnen Beiträge dieses noch sehr jungen Dichters, im Morgenblatt und einigen Almanachen, hatten ihm schon früh einen Namen von gutem Klang beim Publikum erworben und den Wunsch erregt, eine Sammlung seiner Lieder zu besitzen, die uns nun auch durch Cotta zu Theil geworden ist, aus dessen Offizin bereits die glänzendsten Edelsteine unserer poetischen Litteratur in geschmackvoller Fassung hervorgegangen sind.

Der Dichter, den wir hier begrüßen, ist eine Erscheinung ganz eigener Art, und wir können ihn seiner Originalität wegen, durchaus mit keinem andern deutschen Dichter in Parallelle ziehen. Nicht das Vaterland vorzüglich ist es, das ihm die meisten und schönsten Stoffe des Gesanges leiht, sondern weit über das Meer herüber holt seine Phantasie die Scenen und Bilder, die er vor uns aufrollt. Er ist ein Zauberer, der uns auf pfeilschnellem Schiffe nach entlegenen Küsten, in Urwälder und Palmeninseln, in Savannen und Prärien führt, oder uns plötzlich in die grenzenlose Wüste versetzt, wo gelb vom Sande der Horizont schimmert, der Samum erstickend weht, verbleichte Dromedarengerippe liegen, der Löwe brüllt, die fata morgana uns täuscht,..und der schwarze häßliche Negerkönig die Köpfe der Erschlagenen auf seine Mauern spießt. Oder er führt uns in einen Kreis ernster Indianer, die den Rauch der Friedenspfeife zum großen Geiste hinaufwirbeln lassen; oder auf die einsamen Höhen des Urwaldes, zu seinen Füßen die gewalt'gen See'n, wo der deutsche Sieger, vom Heimweh das Herz erfüllt, sich selbst aus Baumstämmen seine Hütte zimmert und Lieder von Uhland und Schwab singt; oder den Baumeister Biber belauscht, den donnernden Trab des Elenns, und den Alligator, der seine grünen Schuppen im Ufer sonnt.

Wer sollte nach Lesung dieses Buches nicht denken, unser Dichter habe wirklich alle jene fremden Zonen besucht, z. B. als Naturforscher eine Expedition mitgemacht? denn seine Bilder haben ein solches wahres Leben, seine Farben sind so prächtig, seine Naturschilderungen, seine Gemälde aus dem Schiffsleben so treu, daß nur eine Phantasie, so groß und gewaltig wie seine, aus dem Lesen einer Masse von Reisebeschreibungen aller Art, im Stande war, eigene Anschauung an Ort und Stelle, die dem Dichter durch seine Verhältnisse nicht gegönnt ward, zu ersetzen. Als Knabe schon verschlang unser Poet mehre tausende von Robinsonaden, Länderschilderungen und Reisebücher, und diese seine Gedichte sind nur der Honig, den die schwärmende Biene aus den Kelchen überseeischer Blumen gesogen hat. Wir genießen die süßen Früchte, deren Erlangung einen schönen Theil der Knabenzeit, manche unter Büchern halbdurchwachte Nacht, manches schmerzliche Sehnen nach jenen herrlichern Himmelsstrichen, gekostet hat. Wir besitzen in diesem Buch die Quintessenz von tausend Andern, worin das wahrhaft Poetische in fremder Länderschilderung nur zerstreut, wie Oasen in der Wüste, zu finden ist. Wir sind so oft von unsern Dichtern in deutschen Waldungen herumgeführt worden, daß wir jedes Stäudlein und Fräulein kennen, jeden Käfer und Schäfer, jede Quelle und Stelle, Berg und Zwerg, und es uns äußerst wohlthut, ohne Eisenbahn und Dampfschiff plötz-

*) Wir geben hiemit die Beurtheilung der vor Kurzem erschienenen Gedichte Freiligraths, einer der erfreulichsten Erscheinungen der neuern Litteratur. Wenige Dichter erreichen ihn an Kraft und Feuer der Beschreibung, an Energie der Sprache. Ferdinand Freiligrath ist zu Detmold, den 17. Juni 1810 geboren; er lebte als Kaufmann abwechselnd zu Soest, Amsterdam. In diesem Augenblick bewohnt er Barmen. Wir hoffen, daß er unsre Erwinia recht oft mit Beiträgen erfreuen wird. Die Redakt.

sich in ferne Länder durch den Zauberstab Freiligraths entrückt zu werden, und an der Farbenpracht der Sykomoren, Tulpenbäume, Mangolien, Pisangbäume unser Auge zu weiden, von den Inseln den berauschenden Duft einzuschlürfen, und ob der wunderbaren neuen Klänge zu staunen.

Es ist nicht nur der eigene Reiz der Neuheit, der uns zu diesen Dichtungen zieht, es sind keine geborgten Flitterkleider, keine mühsam umgehangenen Opossumhäute, blitzende Federkronen, Schlachtkeulen, Goldsand, Zebrafelle, Scalpirmesser, Korallenschnüre, Todtenschädel, Ruder und Segelstangen, Zelte von Irokesen, Negern, Huronen, u. s. w., hinter denen nichts weiter steckt, sondern es ist allen diesen fremden Dingen auch ein Leben eingehaucht, sie haben so tief im Gemüth des Dichters Wurzel geschlagen, daß er sich daraus, wie wir aus unserer Umgebung, seine eigene Welt gebildet hat, mit der er uns zu befreunden sucht.

Das sind die Helden deiner Knabenzeit; —
Die Einsamkeit
Des Tannenwalds durchzogen sie mit dir,
Vasallen schier.
Du führtest sie, schweißtriefend und bestaubt,
Ein dreizehnjährig Abenteurer-Haupt! S. 13.

Glaube man aber ja nicht, hier blos Cocosnußschaalen ohne Kern und Milch zu finden; nein, diese fremden Phantasiefrüchte hegen alle Lieblichkeit und Süßigkeit, obwohl oft die Schaale hart und herbe schmeckt. Die Sprache des Verfassers ist reich und überströmend von Melodie, hier ist die deutsche Sprache ein feuriges Araberroß, vom gewandtesten Reiter gelenkt. Überall neue Formen und überraschende Wendungen. Ist auch der Reim hie und da nachlässig behandelt, stößt man auch zuweilen auf einige Härten durch übereinandergethürmte Wortmassen entstanden, so entschädigt dafür doch eine Fülle prächtig klingender Reime und Fügungen. Vorzüglich reich daran ist: Der ausgewanderte Dichter, das Gesicht in der Wüste, vor einem Gemälde, der Reiter, und der Löwenritt, Gedichte, die den melodischsten unserer Sprache an die Seite gesetzt werden können.

Aus dem Löwenritt:

Siehe, majestätisch schreitet durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Boden.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabraken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt er auf und flieht gepeinigt;
Sieh! wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh! die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

. . . .

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte,
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Heerden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise;
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen, —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Gränzen.

Besondern Eintrag machen die Reime mit ausländischen Worten, z. B., Madagaskar, Laskar. — Gabarre, Cigarre. — Dschungle, Jamaygo. — Benamus, Sudourdanna. — Capitano, Milano. — Dschagga, Quagga. — Sycomore, Mohre. — Jasmina, China. — Alligator, Äquator. — Reime, die nicht gezwungen und affektirt dastehen, sondern sich aus dem Stoffe des Gedichtes ganz natürlich ergeben.

Obwohl unser Dichter am liebsten in fremden Zonen herumstreift, so gedenkt er doch zuweilen in seinen Liedern auch des geliebten deutschen Vaterlandes, dem sein Herz doch nie fremd geworden ist noch werden mag. Lieder, wie Heiligenschrein. — Vögel und Blumenkranz. — Die Auswanderer. — Einem Liebenden. — Schwalbenmährchen. — Prinz Eugen. — Der Mann im Walde. — Der Falk. — Die Schreinergesellen. — Im Walde. — Die Tanne. — Die Magier. — Die Bilderbibel. — Das Husarenpferd. — Ein Flüchtling. — Vorgefühl. — Für Schiller's Album u. s. w., sind voll ächt deutscher Gemüthlichkeit. Ein herrliches Denkmal hat er auch dem Verewigten noch nicht genug gewürdigten Platen im Oppdeus, und dem unglücklichen genialen Grabbe gesetzt. Bei Grabbe schließt er mit den nur zu wahren Worten:

Der Dichtung Flamme ist allezeit ein Fluch! —

. . . .

Und Male brennt sie! — durch die Mitwelt, geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Maal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet mißtrauend ihn die Welt.
Und ich entschlief zuletzt; in meinem Zelt
Träumt' ich von einem eingestürzten Tempel!

Bei Gelegenheit Platens sagt er:

Und wie sonst auch man gerichtet, Alles jetzt mich diesem einen:
Seinem Herren zu vergeben, sein Verstummen zu beweinen.

Das ganze Buch zerfällt in folgende Abtheilungen: Tagebuchblätter — Balladen und Romanzen — Terzinen — Alexandrinen (II.) — Vermischte Gedichte — Gelegentliches und Übersetzungen aus fremden Sprachen. Letztere Abtheilung ist im Verhältniß zu den andern die kürzste; hier scheint uns die Form gar zu oft etwas vernachlässigt, auch sind die Reime nicht rein genug! Entweder ganz wortgetreue, prosaische Übersetzungen, oder ganz freie aber so gefeilt als möglich!

Und so begrüßen wir auf's Freundlichste den wackeren Transatlantiden und danken ihm herzlich für seine duftenden Gaben und andern Früchte. Wir schließen mit dem Wunsche, daß seine Stellung, die durchaus nichts Poetisches in sich hat, ihm bald einen freiern Spielraum für seine literarischen Arbeiten gewähren und er uns recht bald mit einer zweiten Sammlung beschenken möge, wornach uns die erste nur lüstern machen konnte.

Karlsruhe, Ende Juli 1838.

August Schnezler.

Einige Worte

über die Fortsetzung von Ph. X. Horrer's

DICTIONNAIRE

géographique, historique et politique de l'Alsace.

Es ist immer ein erfreuliches Zeichen der Zeit, wenn sich Männer regen, welchen der Name und der Ruhm unsers schönen Elsasses ehrwürdig und heilig ist. Überall werden die alten Erinnerungen hervorgeholt, überall die alten Namen mit Freude und Stolz genannt, und mit freudigerem, mit zuversichtlicherem Blicke schaut sich's von da aus der Zukunft entgegen, in deren Schooß ein besseres Schicksal schlummert.

Lange schon und oft ist bedauert worden, daß durch Horrer's Tod sein gediegenes und vielumfassendes Werk über das Elsaß, seinem Entstehen noch nahe, abgebrochen wurde, und erst in unsern Tagen, einundfünfzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten und einzigen Bandes desselben, unternimmt es ein in der diplomatisch-historischen Schule Koch's und Oberlin's gebildeter Mann, Herr Advokat Lobstein, das wichtige Buch zu vollenden. Wir wünschen uns dazu von Herzen Glück und ihm Kraft, Ausdauer und fröhliches Gedeihen! Er ist aus guter Schule und da ihm die Archive des ganzen Departements zu Gebote stehn, dürfen wir Tüchtiges und Vollständiges von ihm erwarten. Herr Lobstein will, dem Plane seines Vorgängers gemäß, nicht allein den Ober- und Niederrhein, sondern auch den von dem Elsasse abgetrennten Theil in Rheinbaiern, so wie die seit 1793 dazu gekommenen nassauischen und rheingräflichen 38 Ortschaften behandeln.

Philipp Xaver Horrer, geboren zu Kolmar um das Jahr 1746, gehörte einer der angesehensten Familien des Elsasses zu; sein Vater war Mitglied des königlichen hohen Rathes zu Kolmar und königlicher Prätor der Stadt Oberehnheim; er selbst war anfänglich Advokat am Appellationsgericht zu Kolmar; dann Assessor bei dem königlichen Rath der maréchaussée

im Elsaß und Registrator des Magistrats zu Straßburg; später wurde er Ammann zu Wasselnheim. Während er dieses Amt begleitete, schrieb er sein Dictionnaire géographique, historique et politique de l'Alsace, wovon der erste Band, in-4°, Straßburg 1787, bei Levrault erschien. Dieser Band enthält bloß die Buchstaben A und B, nebst den diplomatischen Beilagen. Das ganze Werk, an welchem der Verfasser während vier Jahren rastlos gearbeitet, war zum Abdruck bereit, als die Revolution von 1789 ausbrach, die auch dem Elsaß, rücksichtlich seiner Eintheilung und Verwaltung, eine neue Gestalt gab, welche der Verfasser nun seinem Werke anpassen wollte. Allein die neue Ordnung der Dinge verhinderte ihn an diesem Vorhaben; er wurde nemlich im Jahr 1790 von dem König zum Mitgliede der General-Provinzialversammlung des Elsasses ernannt. Um das Jahr 1792 emigrirte er und wählte den Militärstand in dem Conde'schen Korps wählen; er starb als pensionnirter Artillerie-Hauptmann und Zahlmeister, zu [illegible].

Alle Nachforschungen das übrige Manuscript zu entdecken, sind fruchtlos geblieben, und Aufschlagers Meinung, es befinde sich dasselbe in einer Bibliothek des Großherzogthums Baden, hat keinen Grund.

St*.

Heilquellen-Besuch der Thiere.

Ein Prager Correspondent des Morgenblatts theilt folgende interessante Notizen, vom Naturforscher Edwin Lee, über den Instinkt der Thiere mit, wie derselbe sie an die Heilquellen führt:

Im April, wenn der Schnee auf den Bergen geschmolzen ist, und ein gewisser Wind vom Puy-de-Dome herab, über die Quellen von Vichy hinweht und ihre Dünste in die Ferne verbreitet, schwimmen die wiederkäuenden Thiere vom jenseitigen Ufer von Allier über den Fluß und trinken begierig von den Quellen. Um diese Zeit sind die Brunnen am heilsamsten, und die Bewohner des Landes sagen: »Die Saison ist eröffnet, das Vieh ist übergegangen.« In derselben Gegend herrschte 1818 eine Viehseuche, aber alles Vieh, welches zu der heißen Spitalquelle kommen konnte, blieb davon verschont.

Ähnliche Beobachtungen wurden in der Umgegend von mehreren salinischen Quellen gemacht. Zu Bourbonne bemerkte man daß die Tauben, welche an den Mineralquellen zu trinken pflegten, stärker und fetter wurden, als jene, die ihren Durst mit gewöhnlichem Wasser stillten.*)

Auch am Ausflusse des heißen Karlsbader Bernhardsbrunnen in die Tepel versammeln sich Myriaden von kleinen Fischen und bleiben stundenlang, wenn sie die Enten und die Gänse nicht stören und verjagen, ganz behaglich in einer Temperatur, von welcher man es kaum für möglich halten sollte, daß sie darin ausdauern könnten. Die kleinsten dieser Fische nähern sich dem heißen Abflusse der Quelle am meisten, während die größern gleichsam die Arrieregarde bilden. (Einsender dieser Zeilen erinnert sich aus seiner Knabenzeit einer ähnlichen Beobachtung, die er oft in Straßburg gemacht hat. Wenn nemlich im dortigen Speyerbade, an der Ill, die Badwannen geleert wurden und das noch warme Wasser in den Fluß lief, so sammelten sich, besonders wenn auch noch vom Aderlaß oder Schröpfbade Blut mit kam, unzählige kleine und größere Fische, die mit seltsamer Begierde dem warmen Wasser entgegenschwammen und sich oft bis an das, damals noch langsam und schiefzulaufende Ufer begaben, so daß sie, wenn das Wasser aus den Badwannen nicht mehr floß, oft an seichten Stellen liegen blieben und den Fluß nicht mehr erreichen konnten.)

Ein Engländer, der sich lange Jahre in Amerika aufgehalten, erzählt, daß die heißen Quellen von Saratoga und Ballston, die berühmtesten der Vereinigten Staaten, vor einem halben Jahrhundert von den Einwohnern entdeckt wurden, indem sie, durch die unermeßlichen Forste, den großen Fußsteigen folgten, welche die Heerden von Büffeln, Bären und andern Thieren des Waldes sich gebildet hatten, die im Frühling dahin zogen, um von den Quellen zu trinken. Im Sommer pflegen die Bewohner jener Gegenden die wilden Tauben, die dahin kommen, ihren Kropf mit einem salzigen Schlamm zu füllen, welcher sich durch den Stillstand jener Wasser bildet, in Netzen zu fangen. Die Vögel kommen Morgens und Abends an die Quellen, doch niemals während des Tages.

*) Hierher gehört auch die Sage von der Entdeckung des Sulzbades, im Elsaß, die wir später mittheilen werden. D. Red.

Mittheilungen
aus der Lænder- und Vœlkerkunde.

Die Wälder Brasiliens.

Wer die Küste des brasilischen Oceans und die grosen Wälder durchstreift und die Eindrücke dieser üppigen Natur schildern will, vermag mit keinen Worten die Bewunderung auszudrücken, die ihm die Erscheinung dieser malerischen und neuen Pflanzenwelt einflößt. Der Geist, wenn man nur einige Poesie hat, bemächtigt sich aller Gegenstände, die Phantasie verleiht ihnen einen unaussprechlichen Reiz — sie sieht ewige Fülle herrschen, wo die Natur so festlich angethan ist. Landet man am Strand, so hat die Wärme unbekannte Wohlgerüche entwickelt; man athmet neues Leben, die Sinne empfangen frische Regungen, das Herz schwelgt in andern Gefühlen, der Seele eröffnen sich grössere Ideen. Eine unruhige Neugierde zieht den Wanderer von den majestätischen Bäumen zu den bescheidenen Pflanzen, von den Pflanzen zu den Vögeln, von den Vögeln zu den winzigsten Insekten. Alles ist Leben unter diesen heißen Himmelsstrichen.

Vornehmlich ist es an den Ufern der Seen und Flüße wo die Sonnenhitze, indem sie eine wohlthätige Feuchtigkeit hervorruft, die riesenhaftesten Pflanzenformen schafft. Bäume, die sich in andern Gegenden kaum über die Erde erheben, nehmen hier einen majestätischen Aufschwung, verschönen die Ufer von deren Fruchtbarkeit sie Zeugen sind. Der Amazonenfluß, der Tocantins, der San Francisco, der Belmonte wälzen ihre Fluthen mitten durch grenzenlose Wälder, die allen Angriffen der Menschen trotzen. Die Natur verewigt an diesen Ufern ihre Größen, sie scheint sie gewählt zu haben, um eine Pracht zu entfalten, die man an andern Orten nicht ahnt. Ich habe in Südamerika gewahrt, daß die Bäume, je größer ihr Wachsthum ist an den Flüssen, den Wäldern eine besondere Physiognomie geben. Es ist nicht die Natur in wilder Unordnung, ihrer Kraft und Größe war es vergönnt, eine imposante Regelmäßigkeit einzuführen in das Chaos der Pflanzenwelt. Die zu einer Höhe die das Auge ermüdet, emporstrebenden Bäume lassen die schwachen Gesträuche nicht mehr aufkommen. Da wölkt sich erhaben das Dach der Wälder, die ungeheuern Stämme, die es tragen, bilden unermeßliche Hallen unter ihren ausgebreiteten Ästen. Diese Äste sind oben selbst belastet mit einer Menge Schmarotzerpflanzen, deren Gebiet die Luft zu seyn scheint und ihre Blüthen stolz vermählen mit dem höchsten Laubwerk. Geboren am Fuß eines niedern Cactus schlingt sich eine Liane um den unermeßlichen Baum, den sie bis auf's Leben schnürt, bedeckt ihn mit ihren Guirlanden, verbindet ihn mit allen grosen Pflanzen die ihn umgeben, und arbeitet sich keck in den Schimmer des Tages empor, ehe sie das geheimnißvolle Dunkel flieht, das stets in dem Schooß der grosen Wälder Amerika's waltet.

In den weniger majestätischen Wäldern wo noch die Sonne leicht durchbricht, ist in den Formen der Pflanzenwelt eine unerhörte Mannigfaltigkeit; ein sonst nirgend wahrzunehmender Überfluß. Aber das Auge des Kenners wird hier nothwendiger, um auf Schönheiten aufmerksam zu werden, die nur die Wissenschaft entwickeln kann. »Das Leben, die reichste Vegetation,« sagt ein Reisender, »sind überall verbreitet. Da ist nicht der kleinste Raum der von Pflanzen entblößt wäre. Längs den Baumstämmen sieht man blühen, sich ranken und schlingen Passionsblumen, Caladien, Dracontien, Pfeffersträuche, Begonien, Vanilien, allerlei Farne, Flechten, Moose. Die Palmen, die Melastomen, die Bignonien, die Rherien, die Mimosen, die Ingas, die Käsebäume, die Stechpalmen, die Lorbeerbäume, die Myrthen, die Eugenien, die Jacaranden, die Jatrophen, die Bismien, die Topfbäume, die Feigenbäume, und tausend andere Baumarten bilden die Masse des Waldes. Die Erde ist besät mit Blüthen, und man ist in Verlegenheit zu errathen, welchem Baume sie entfallen sind. Einige der mit Blüthen belasteten, riesenhaften Stämme erscheinen von weitem weiß, dunkelgelb, hochroth, rosenfarb, violett, himmelblau. In sumpfigen Gegenden erheben sich gruppenweise auf langen Stielen die grosen und schönen elliptischen Blätter der Helikonien, die manchmal eine Höhe von acht bis zehn Fuß erreichen und mit seltsam dunkel- und flammrothen Blüthen geziert sind. Auf dem Scheitelpunkt der Äste der größten Bäume wachsen ungeheure Bromelien mit ähren- oder rispenförmigen Blüthen von Scharlach oder andern gleich schönen Farben.

Es hängen auf die Erde dicke Büschel von Wurzeln wie Seile und verwirren den Fuß des Wanderers. Diese Bromelien bedecken die Bäume bis sie nach langen Jahren absterben und, von dem Wind entwurzelt, mit grosem Geräusch herabfallen. Tausende von Kriechpflanzen von jeder Dimension, die winzigsten bis zur Dicke eines Mannschenkels, mit [illegible] und kompaktem Holz, Bauhinien, Banisterien, Paullinien und andere schlingen sich um die Bäume bis zu ihrem Gipfel, wo sie Blüthen und Früchte tragen, ohne daß sie der Mensch be-

TIMBRE ROYAL.

merkt. Einige dieser Pflanzen haben eine so sonderbare Gestalt, z. B. gewisse Bauxtreien, daß man sie nicht ohne Bewunderung anschauen kann. Manchmal zerfällt der von dieser Pflanze umschlungene Stamm in Staub: man sieht dann die kolossalen Stengel, noch ineinander verschlungen, sich aufrecht halten, und erräth leicht die Ursache dieser Erscheinung. Es wäre schwer diese Wälder zu malen, die Kunst würde weit hinter der Wahrheit zurückbleiben.

J. Denys, deutsch von C. J. Kauffmann.

Ausstellung

des elsässischen Künstlervereins.

III.

Bas-Reliefs in Silber von Kirstein, Vater.

1. Die Eberjagd.

Meister, wie riefest hervor du die schöne, lebendige Schöpfung
Aus dem erstarrten Metall, aus dem unförmlichen Kloß?
Fliehend aus glänzendem Wald stürzt silberborstig der Eber,
Keck von den Hunden gehetzt, deren er derb sich erwehrt.
Flugs auf den silbernen Pferdchen erscheinen die silbernen Jäger,
Hell aus dem silbernen Horn dringet das Silbergetön.

2. Die lagernden Hirsche.

Heiter und mild an die Seele, wie Schein aufdämmernder Sterne,
Spricht mir die silberne Welt. Ist es ein lieblicher Traum?
Tief in der Waldung lagert ein Rudel von zierlichen Hirschen
Unter dem hönigen Baum; Tannen begränzen den Platz;
Fern auf felsigem Berg, im Schimmer der Mittagsonne,
Ragen Ruinen der Burg, freundlich mit Tännchen besä't;
Ausstreckt eines der Hirschlein das Haupt mit den silbernen Enden,
Recket das Züngelchen aus, holt sich das silberne Kraut;
Nahe dem Stamme ist gelagert, vergnüglich im Schatten, die Hirschkuh;
Traulich dem Kälbchen dabei leckt sie das silberne Fell;
Ringsum ruhen die Andern mit großen und freundlichen Lichtern;
Drüber im Silbergezweig spielet die webende Luft.

IV.

Jacob Sturm von Sturmeck,

kleine Statue von Friedrich. *)

Männliches Antlitz du mit dem alt viereckigen Barte
Unter dem lieblichen Mund, o ich erkenne dich gleich!
Kenne das kräftige Haupt gar wohl mit dem flachen Barette,
Kenne die freie Gestalt in der veralteten Tracht!
Hautanliegendes Wams und darüber den faltigen Kurzrock,
Puff-Halbärmelchen dran, Pelz auf den Kragen gebrämt;
Schließendes Beinkleid zeiget des Schenkels zierliche Bildung;
Breite, beschnallete Schuh' endlich umschließen den Fuß.
Ist's nicht Jacob Sturm von Sturmeck, wacker im Rathe?
Vor mit dem linken Fuß tritt er in würdigen Stand.
Während ein Buch mit der Linken er hält anruhend am Schenkel,
Führt er die Rechte zur Brust, zeigt mit dem Finger auf's Herz,
Wohl zu bedeuten, daß dort entspringen es müsse, dem Herzen,
Wie ein lebendiger Quell. — Solches hat Geiler **) gelehrt.

Winfred.

Berichtigung für Nro. 15: Blumenstück: Die neunte Zeile ist ausgelassen:
Legen daneben zerstreut blühendes Rosengezweig,

*) Seit Kurzem von demselben an die Stadtbibliothek geschenkt.
**) Geiler von Kaisersberg, Sturm's Lehrer.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 17.

Samstag, den 25. August 1838.

Der Dom zu Hildesheim.

—

Volkssage.

—

Des Morgens dunkle Schleier wallen,
Vom Sonnenblick gescheucht, empor;
Da öffnen sich der Hofburg Hallen
Und lust'ge Jäger ziehn durch's Thor.
Ob auch erstarrt des Baches Wellen
Und Eis die Fluren rings bedeckt,
Sie lassen froh das Hifthorn gällen,
Das Hirsch und Reh vom Schlummer weckt.

Hoch zeucht ein Mann auf weißem Rosse
Vor ihnen her im Jagdgewand,
Das ist des großen Karols Sprosse:
Ludwig, »der Fromme« zubenannt.
Nicht mengt er sich in's wilde Singen,
Nicht in der frohen Jäger Chor,
Sein Geist fliegt auf der Andacht Schwingen
Zu Himmelshöhen sanft empor.

Er betet leis' indeß die Knappen
Mit wildem, freudevollem Sinn
Auf ihren ungezähmten Rappen
Durch weite Ebnen stürmen hin;
Sie lassen ihren Sang ertönen,
Sie preisen froh des Jägers Glück,
Sie singen von den stolzen Schönen,
Von Minnesold und Frauenblick.

Doch steh' da starren alte Eichen,
So schwarz und traurig von Gestalt
Gen Himmel mit den dürren Zweigen,
Und endlos dehnet sich der Wald.
Hier geht des Nachts von dunkeln Grüften
Der wilde Eber ein und aus,
Hier halten in den moos'gen Schlüften
Die Hirsch' und Reh' und Wölfe Haus.

Wie nun die lust'gen Jägerhorden
Am Forste angelangt, da ziehn
Die Einen durch den Wald gen Norden,
Die Andern west- und südwärts hin.

Längst ist verhallt das laute Singen,
Der Kaiser tritt zum frohen Reih'n,
Und Herr und Diener alle dringen
Auf Hirsch' und Rehe rüstig ein.

Hei! wie der Tod, von straffem Bogen
Geschnellt, das Waldrevier durchirrt!
Kein Eber kommt, kein Hirsch gezogen,
Der nicht des Mächt'gen Beute wird....
Lang haben sie dem scharfen Stahle
In Thieresherz den Weg gebahnt,
Bis sie zum würz'gen Mittagsmahle
Der leere Magen endlich mahnt.

Es machen Rast die wilden Degen.
Ludwig von Dank erfüllet ganz,
Er betet stille seinen Segen
Wohl an dem theuern Rosenkranz.
Doch bald war das Gebet vollendet, —
Kurz war's und gut nach altem Brauch —
Er hing den Kranz, als er geendet,
An einen dürren Rosenstrauch.

Es geht an's Mahl; die Humpen klingen,
Der Braten schmeckt den Jägern gut,
Sie jauchzen in den Wald, sie singen,
Sie schlürfen froh der Trauben Blut.
Doch plötzlich störet ihre Freude
Der Schnee, der arge Wintergast,
Er strömet auf die dürre Haide,
Er gönnt den Jägern keine Rast.

Sie müssen fort. Sie ziehn behende
Mit ihrem Fang in schnellem Lauf,
Und eh' der Tag sich neigt zum Ende
Thut gastlich sich die Herberg auf.
Wie freu'n sie sich beim trauten Mahle,
Im engen Stübchen, ländlich-rein!
Es kreisen fröhlich die Pokale
Und Ludwig selbst kredenzt den Wein.

Doch wie die Wolken oft, die grauen,
Den heitern Sommertag umziehn,
So trüben plötzlich sich die Brauen
Des Kaisers, seine Blicke glühn.

Er ruft: Ich ließ dort auf der Haide
Den Rosenkranz, als ich entwich.
Weh' mir! vor Haß und toller Freude
Vergaß des Allerhöchsten ich!

Er heißt die Rappen eilig zäumen
Und sitzt mit seinen Jägern auf:
Laßt uns zum Walde ohne Säumen,
Eh' noch der Tag vollbringt den Lauf!
Sie eilen fort, es tragen munter
Die Rosse sie zum Forst zurück;
Doch o! wer kündet alle Wunder,
Die hier sich zeigen ihrem Blick!

Der Schnee ist rings umher zergangen,
Am wilden Rosenstocke nur,
Wo Ludwig's Reliquien hangen,
Ließ er zurücke seine Spur.
Und seh' die Rose, die verblühet
Noch erst am welken Stengel hing,
Wie sie im schönsten Purpur glühet,
Befreit vom Frost, der sie umfing! —

Da faßt ein nie gekanntes Sehnen
Der wilden Jäger rauhes Herz;
Sie sinken hin, vergießen Thränen,
Die Blicke fliehen himmelwärts.
Und lächelnd sanft hebt sich vom Grunde
Der Kaiser, und er spricht entzückt:
Der Nachwelt geb' ein Tempel Kunde
Vom Wunder, das wir hier erblickt.

Nach kurzer Frist schon sieht man hauen
Und meißeln nah beim Waldesrand,
Und auf des Kaisers Wort erbauen
Sie einen Dom, mit emsiger Hand.
Der Fleiß befördert das Beginnen:
Bald wölbt sich kühn das hohe Thor,
Die Kuppel mit den luft'gen Zinnen
Schwingt hoch und herrlich sich empor.

Das ist vom Wunderdom die Sage,
Den Ludwig gegründet hat.
Noch ragt er fest an diesem Tage
Zu Hildesheim, der alten Stadt.

Auch sieht man dort, wann die Gefilde
In Lenzesmonden neu erblühn,
Den Rosenstock, voll Glanz und Milde,
Im heil'gen Tempelschatten glühn.

Fr. Otte.

Die beiden Müller.

Wir haben in einer alten elsässischen Chronik gelesen — der ehrenwerthe Freund der sich die Mühe gibt, seinen Blick auf diese Zeilen zu richten, beliebe aber nicht an die »Teutsche so wol allgemeine als insonderheit elsässische und Straßburgische Chronik« unsers guten und ehrlichen Freundes Jacob von Königshoven zu denken — also, gelesen haben wir in einer alten Chronik, daß vor Zeiten, am Eingang eines der zahlreichen Thäler, welche vom Vogesengebirge hervor auf das alte lustige Elsaß ausmünden, eine stattliche Mühle stand. Das Thal war grün und kühl; denn kräftige Eichen, Buchen und Tannen, welche, wie sich's in einem aufgeklärten Zeitalter gebührt, gleich andern Überbleibseln der Barbarei unsrer einfältigen Väter, jetzt immer seltener werden, warfen damals noch ihre breiten Schatten von beiden Höhen herab in die Niederung. Den Bach, welcher lieblich und segenspendend von der lothringischen Gränze herab seine Wellen gegen Osten durch das Thal hinwälzt, haben sie uns bis jetzt noch fließen lassen, weil sie Wasser brauchen um ihre Baumwollspinnereien zu treiben und — weil sie's nicht wehren können. Wie viele Morgen Wiesen dieser Bach wässert, wie viele lustige Fische in ihm spielen, wie viele holde Jungfrauen ihr schönes Angesicht in seinem klaren Spiegel beschauen, sagen wir euch nicht, liebe Freunde. Die fröhlichen Wellen dieses im Elsaß gar wohl bekannten Baches trieben die sechs guten, starken Wasserräder obgesagter Mühle, und in der Mühle wohnte ein Müller, den einmal sein eigener Hofhund, als er eben zum Fenster herabschaute, gar wild angebellt haben soll, weil er sein Gesicht mit dem Vollmond verwechselte. Wir wollen zwar unserm alten Anekdoten-Sammler weder in der Sprache noch in den Sachen Schritt vor Schritt folgen; doch dürfen wir dem geneigten Leser den charakteristischen Zug unsers gesegneten Müllers nicht vorenthalten, daß er bei seinen Zeitgenossen für einen Mann galt, der dem Geklapper seiner Mühlräder mehr Geschmack abgewann, als den Tönen der Orgel seiner Dorfkirche, die er — wenn ihm der Chronist nicht, weil er der reiche Müller war, geschmeichelt hat — alle Jahre drei oder viermal besuchte, nemlich auf Weihnachten, Ostern und Pfingsten und etwa noch auf einen der gewöhnlichen Sonntage, wenn es gerade keinen profitabeln Handel zu machen oder einen lustigen Zeitvertreib zu genießen gab. Fiel es unserm Wassermanne — warum ihm dieser Beiname gegeben wurde, ist uns nicht recht klar geworden — ein, etwas das er in der Kirche gesehn oder gehört hatte zu loben, so war es der Spruch den er dort einmal aufgefangen hatte: »Seinen Freunden gibt er es schlafend;« denn das Wachen überließ er seinen Mühlburschen; und die welche neben ihm in der Kirche saßen, behaupteten — welches Verdienst hat nicht seine Neider und wo auf Erden kann ein Glück ganz ungetrübt genossen werden? — daß er dem Pfarrer seinen Beifall oft durch einen Ton zu erkennen gab, welcher mit dem Knurren und Schnarchen seines Mühlwerkes eine auffallende Ähnlichkeit hatte.

Eine halbe Stunde thaleinwärts stand, an eine der Bergwände angelehnt, eine andere Mühle, die aber mit der so eben erwähnten fast keine andere Ähnlichkeit hatte, als daß sie, gleich jener, dem Bäcker oder der Hausfrau, oder der Magd, jedenfalls den Zähnen vorarbeitete. Es waren aber die Zähne der Armen, denen hier vorgearbeitet wurde. Ein ziemlich schmales Waldbächlein, welches noch dazu in heißen Sommertagen fast versiegete, ergoß sein sparsames Wasser auf ein einziges oberschlächtiges Rad, dessen schläfrige Bewegung ein Gekrächz hervorbrachte, welches in den Ohren seines Eigenthümers wie eine Todtenklage ertönte. Auch durfte man nur das Gesicht des alten Kornmehlmachers betrachten, um sogleich überzeugt zu seyn, daß zwischen seinem und seines Vordermannes Glaubensbekenntniß ein bedeutender Unterschied seyn müsse, ob sie gleich beide in die nämliche Kirche giengen.

Eines Abends als Inhaber jetzt bemeldeter Habseligkeiten gedankenvoll auf der halb verwitterten Bank vor seiner Thüre saß und Betrachtungen über den Wohlstand seines obrigen Zunftgenossen auf der großen Mühle drunten im Thal und über seine eigene Dürftigkeit anstellte, kam ein Wanderer, der jenen Tag schon einen weiten Weg gemacht haben mußte, das Thal herab. Ein Anderer, liebe Freunde, würde Euch hier das Bild eines ehrwürdigen Bruders Einsiedler, mit langem, weißem Barte, hohlen Wangen und hoher Stirne vormalen; oder er würde Euch einen neugebackenen Heiligen, überschwengliches Wortgeklingel auf der Zunge, Stroh im Schedel und den Schalk im Busen vorführen. Vielleicht würde er gar anachronistischen Deus ex machina in eine überirdische Glorie einhüllen und auf eine, in Opern nicht ungewöhnliche Weise kommen und gehen lassen. Von allem dem thut aber unser altfränkischer

Brummbär nichts. Was können wir dafür, daß er ein Elsässer war und Luther's Schriften gelesen hatte? Er führt uns also einen Mann vor, wie es deren mehr giebt. Er hatte sich weder seinen Gott noch seinen Rock in Paris anmessen lassen. Letzt Benamster war jetzt mit Staub bedeckt. An dem Gesicht des Fremden sah man, daß seit Sonnenaufgang mancher Schweißtropfen von seiner Stirne geflossen war. Im Übrigen glich er einem verständigen, durch Nachdenken und Erfahrung gereiften Manne, der es mit seinen Mitmenschen herzlich gut meint und nichts als einen geduldigen Zuhörer fordert, um die Waare, die er auf seinem Lebenswege eingehandelt hatte, wieder an Mann zu bringen. Ein solcher fand sich auch bald oder vielmehr unser Ehrenmann fand ihn. Wer er übrigens sonst noch war, ob er einen Herrn, ein Amt oder etwas der Art hatte, oder ob er auf seine eigene Faust lebte, was ihn gerade in dieses Thal führte: von allem dem wissen wir nichts und haben demnach einen zureichenden Grund, Euch, liebe Leute, nichts davon zu offenbaren. Nur so viel ist mit Gewißheit auf die Nachwelt gekommen, daß er, als er sich der Bergmühle näherte, Müdigkeit und Hunger verspürte, weßwegen er auf unsern philosophirenden Kornmüller auf der Thürbank zuging, ihm mit herzlicher Offenheit einen guten Abend wünschte und ihn um ein Nachtlager ersuchte. So sehr auch dieser in trübselige Gedanken vertieft war, so hatte er doch einen zu großen Respekt vor der bei uns einheimischen Gastfreundschaft, als daß er dem Fremden seine Bitte nicht ohne Umstände gewährt und ihn eingeladen hatte, an seiner Seite Platz zu nehmen. Dieser Platz wurde jedoch bald mit der Bank am Tische vertauscht; denn die Müllerin beeiferte sich ein Nachtessen zu bereiten, so gut es die Umstände erlauben wollten.

Was in der Welt immer und überall geschieht, das trug sich auch hier zu: das Stärkere besiegt das Schwächere. Das Kummergefühl des Müllers war in dem Gemüthe des Letztern so vorherrschend, daß alle Gegenstände, welche die Unterhaltung vorführte, dadurch eine eigenthümliche, trübe Färbung erhielten und daß dadurch die viel ruhigern, mildern Gemüthsbewegungen des Fremden gleichsam umnebelt wurden. Endlich fragte dieser seinen gastfreien Wirth nach der Ursache seiner Schwermuth. O Herr, antwortete er, wie sollte ich nicht betrübt seyn! Sehet nur diese arme Mühle an, deren Steine Jahr aus Jahr ein nichts zu zermalmen haben, als das magere Korn unsrer Gebirger. Die Bauern aus der Ebene, die führen ihren gelben Waizen auf die große Mühle drunten im Thal; und wenn sich's auch Einer oder der Andere einfallen lassen wollte, sich an mich zu wenden, so würde ihn schon das Jammergeschrei meines Wasserrades von hinnen scheuchen. Hört Ihr nicht wie es so kläglich ächzet: „Genad Dir Gott! Genad Dir Gott!“ So, Herr, seufzt es Nacht vor Nacht und Tag vor Tag, daß ich es bald selbst nicht mehr aushalten kann. Auf der Mühle da drunten, da ist ein anders Leben. Ich mag vorbeigehen wann ich will, so höre ich da einen Lärm und ein Geklapper, daß ich meine eigene Stimme nicht mehr hören könnte, wenn mir nicht ohnehin alle Lust zum Reden verginge. Ich habe von meinem stolzen Nachbar schon manchen Hohn ertragen müssen. Seine frechen Räder selbst treiben ihren Spott mit mir, und so oft ich ihnen nahe komme, gellen sie mir in die Ohren: „Was kümmr' ich mich um Dich! Was kümmr' ich mich um Dich!“ Ich glaube sie würden's dem lieben Gott selbst nicht besser machen, wenn er da vorüber käme. Der Weg dahin ist mir ganz verleidet, und ich bleibe lieber noch hier oben, so traurig auch das Ächzen meines armen Rädleins in meinen Ohren wiederhallt.

Der Fremde suchte den armen Müller zu beruhigen, so gut es vor der Hand gehen wollte. Morgen, fügte er hinzu, wenn ich mich ein wenig erholt haben werde, sollt Ihr mir eure Mühle zeigen, und dann wollen wir sehen, was zu machen ist.

Der Morgen kam, und als der Müller und sein Gast sich vom Lager erhoben hatten, besahen sie miteinander das Hauswesen. Da bemerkte denn der Wanderer bald, daß die Klagen des Müllers nicht ungegründet waren. Die Mahlgäste waren lauter arme Leute; das Mühlwerk war abgenützt; das Gebäude hin und wieder zerfallen und die sechs Kinder des Müllers standen in Mienen und Kleidung mit ihren Umgebungen nur allzusehr im Einklange. Aber der Fremde überzeugte sich auch, daß der Müller mit einiger Sorgfalt sein Hauswesen bedeutend verbessern könnte, und auf diese Verbesserungen machte er ihn aufmerksam. Als er mit ihm auch das Außenwerk der Mühle untersucht hatte, sprach er zu ihm: Sehet dort, guter Wirth, jene Lücken in dem Damm eueres Mühlbaches! Warum lasset Ihr dieses Wasser verloren gehen? Anstatt über die langsame Bewegung eures Rädleins zu klagen, bessert jene Lücken aus; leitet alles Wasser sorgfältig auf euer Rad und es wird besser kommen. Dort sehe ich ein Nebenbächlein, dessen Wasser jetzt ungenützt den Berg hinab in den großen Bach fließt: mit geringen Kosten könnt Ihr dieses Wasser in euern Mühlgraben leiten und dadurch die Kraft desselben fast verdoppeln. Mahlt Ihr mehr, so verdient Ihr mehr, und dann könnt Ihr Euch in einiger Zeit noch einen zweiten Gang anlegen, wozu es an Platz nicht fehlt. Noch manche andere Ermahnungen und Rathschläge, besonders auch solche, die sich auf ein frommes, gottesfürchtiges Leben bezogen — denn unser Wanderer war ein Christ, ob er gleich mit seinem Fasten und

Beten nicht scheinen wollte vor den Leuten — ertheilte er dem Müller und schloß sodann: Folgt meinem Rath, ehrlicher Gastfreund, und so ich einst, gefällt es Gott, wieder einmal dieses Weges komme, hoffe ich, Euch in bessern Umständen anzutreffen.

Unser guter Müller gehörte zwar nicht zu den genialischen Köpfen, womit unser Jahrhundert in seinem Überfluß alle die versehen könnte, die vor ihm gewesen sind und nach ihm noch aufkommen werden; aber er besaß eine Eigenschaft, welche für das gemeine Volk noch immer eine gewisse Brauchbarkeit hat: wir meinen den gesunden Menschenverstand. *) Dieser rieth ihm, was er selbst übersehen hatte, sich von einem Andern zeigen zu lassen; und sobald sein neuer Freund von ihm geschieden war, legte er Hand an, den Plan, den er ihm aufgezeichnet hatte, auszuführen.

Es mochten seit jenem für diese Mehlmachers-Familie denkwürdigen Abend ohngefähr sechs Jahre vergangen seyn, als unser Müller an einem freundlichen Julius-Abend mit seiner Frau und seinen, nun bereits herangewachsenen Kindern wieder auf seiner Thürbank saß. Ob er gleich um so viele Jahre älter geworden war — denn, liebes Herz, wenn Du noch nicht die Ziffer 25 zu schreiben hast, so Du die Herbstmonate von deiner Geburt an zählst, oder wenn Du vielleicht selbst noch zwischen 16 und 20 herumflatterst, so laß Dir sagen, daß andre Zeiten kommen, wo die Ziffern 4, 5, 6 u. s. w. eine ungeheure Summe darstellen — Er also, der Müller nemlich, ob er gleich um so viel älter geworden war, trug doch auf seinem Gesichte keine Furchen des Grams mehr. Er, sein Weib und seine Kinder waren wohlgekleidet und trugen in ihrem ganzen Wesen die Uniform frohen, schlichten, harmlosen Sinnes. Die Mühle war ausgebessert und hatte einen freundlichen Anstrich erhalten. Es waren nicht mehr bloß arme Bergbewohner, welche ihr dürres Stroh zur Mühle brachten; man sah da auch stattliche Bauerngäule, welche Waizen aus der Ebene heraufgeführt hatten und bereit standen, das daraus zu fertigende Mehl hinabzuführen: denn als ein ehrlicher Mann war der Müller längst bekannt; nur fehlte es bekanntlich früher an der rechten Art und Weise. Es war nicht mehr ein einziges halb verfaultes Rädlein, das da melancholisch zirpte: nein, der folgsame und eben darum verständige Müller hatte einen zweiten Mahlgang eingerichtet, und kein noch so schmaler Wasserfaden durfte mehr den Berg hinab in den großen Bach und von da weiter in den alten, guten, geduldigen Rhein fließen, ohne dem Mühlelein seinen Tribut abgestattet zu haben. Selbst der Sitz, auf welchem jetzt unser zufriedener Hausvater mit seiner Familie ausruhete, war nicht mehr ein schlechtes, wurmstichiges Brett, sondern eine stattliche grün angestrichene Lehnbank.

Während der Müller voll frohen, stillen Sinnes diese glückliche Umwandlung erwägte, hob er seine Augen auf, und siehe da kam der Fremde, den er als den Urheber seines Glückes betrachtete, um dieselbe Waldecke hervor, von welcher her er sich ihm einst früher genähert hatte.

Wir überlassen es billig eurer eigenen, schöpferischen Einbildungskraft, liebe Freunde, den Grund von Eifer mit welchem der Müller seinem Rathgeber entgegeneilte, zu bestimmen, die Liebe mit welcher er von allen Mitgliedern der Familie empfangen wurde zu berechnen und die Gespräche womit sie sich den Abend verknüpften, abzumessen. Auch wollen wir nicht so anmaßend seyn nicht zu sagen, daß diesmal die Abendmahlzeit anders ausfiel als sechs Jahre früher. Die Unterhaltung über und nach dem Essen war munter und gemüthlich. Da aber unser alter Gewährsmann diese Gespräche in sein altes Buch nicht eingerückt hat, so dürfen wir diese neue Zeitschrift auch nicht mit solchem Geräth beschweren. Nur Eines sagen wir Euch, daß der Fremde, der jetzt auf der Mühle kein Fremder mehr war, unter andern seinen Gastfreund fragte, ob denn der Trauergeist der ehemals aus seinem alten Wasserrädlein ihm zuächzte: „Genad dir Gott! Genad dir Gott!" auch in die neuen Räder gefahren seye. O nein Herr, war die fröhliche Antwort des Müllers. Meine neuen Wasserräder rufen vielmehr mir und den Meinigen zu: „Lobet den Herrn! Lobet den Herrn! Noch mehr: ich kann jetzt ganz getrost drunten bei der großen Mühle vorbei gehen ohne daß es einem einzigen von den sechs Rädern meines reichen Nachbars mehr einfiele mich zu foppen. Als vorigen Sonntag der Pfarrer in seiner Predigt den Spruch aus Sprüche Salomonis Cap. 30, V. 8 anzog: Abgötterei und Lügen laß ferne von mir seyn. Armuth und Reichthum gib mir nicht; laß mich aber mein bescheiden Theil Speise dahin nehmen. Ich möchte sonst wo ich zu satt würde verläugnen und sagen wer ist der Herr; oder wo ich zu arm würde möchte ich stehlen und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen — ich versichere euch, Herr, da hob's mir das Herz. Ich meinte ordentlich der Spruch seye für mich dahin

*) Unser alter Chronikschreiber macht hier eine Note gerade wie wir selbst eine machen, die ohngefähr so lautet: Du wirst glauben, lieber Leser, wir erzählen hier eine Fabel und noch dazu eine alberne, weil wir einem Manne gesunden Menschenverstand zuschreiben, der doch eine so einfache Sache als oberwähnter Rathschlag ist, sich von einem Fremden mußte mittheilen lassen; aber wir können Dich versichern, daß wir mehr Leute gekannt haben, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sahen und durch langes Sterngucken so blind wurden, daß sie nicht mehr allein den Weg auf ebenem Boden finden konnten.

geschrieben. Denn, ehrlich gestanden, mit meinem Nachbar drunten würde ich heut nimmer tauschen. Der ist auch — ohne Kränkung der Nächstenliebe sey's gesagt — so fatt geworden, daß kein Mensch mehr mit ihm auskommen kann und die Leute sagen, er könne sich selbst nicht mehr im Spiegel sehen. Nun, erwiederte der Wanderer, und diese Zufriedenheit verdankt ihr nicht etwa einem glänzenden Glückswechsel, sondern dem scheinbar unbedeutenden Umstande, daß ihr bei ungeheuchelt frommem Sinn die Kunst gelernt habt euer Bächlein wohl zusammen zu halten und euch, wie es einem Christenmenschen geziemt, mit euerm Loose genügen zu lassen.

Der Reisende, ohne gerade ein Freund von langen Reden zu seyn, fügte noch Eines und das Andre hinzu, mit dem wir Euch aber billig verschonen. Sollte Euch jedoch diese Erzählung nicht gelangweilt haben, liebe Freunde, so könnten wir Euch vielleicht noch andre Mittheilungen machen aus dieser alten Chronik.

Elsässische Bilder und Sagen.

Hugo von Egisheim. *)

Lawinen donnern, es rast der Föhn,
Ein Greis irrt auf den Alpenhöh'n;
Die Silberhaare fliegen wild,
Kaum hält der Stab das Jammerbild.

Sturzbäche brausen in's Gletscherthal,
Er schreitet drüber; er achtet's kein Mal;
Er ruft in's dumpfe Wellengetös:
„O heil'ger Vater, die Seel' erlös'!"

Schon lächelt ihm drüben das blühende Land,
Er schürzet rascher das Bußgewand;
Aus der schwellenden Goldorange Saft
Saugt er sich gierig belebende Kraft.

So wankt er fürder zum Tiberstrom,
Vor den Blicken liegt ihm das heilige Rom;
Doch will er nicht gönnen den Gliedern Rast,
Bis er losgewälzet des Frevels Last.

Er wirft sich flehend vor Leo's Thron:
„Gib Gnade! Gnade! dem sündigsten Sohn!
Verkünd' ihm ob der Kirche Huld,
Kann tilgen des Kindermordes Schuld!

„Graf Hugo bin ich, an Gütern reich,
An Jammer, ach, keinem Sünder gleich!
O Bruno! Bruno, mein Knabe süß!
Den ich um Gold ermorden ließ!

„In finstrer, wilder Sturmesnacht
Hat der Mordgesell sein Herz gebracht;
Des Knaben rothes Herz, zum Pfand,
Daß sein Haupt zerschellt an der Felsenwand!"

Laut heulend verhüllt er sein Angesicht.
Doch Leo hält sich länger nicht:
„Graf Hugo! mein Vater! — an Bruno's Herz,
Soll brechen dein letzter Erdenschmerz!

„Der Knappe dem du bezahlt mein Blut,
Er ließ mich wandeln in Gottes Hut;
Ein Hirschlein hat er statt meiner erlegt,
Sein Herz dir gebracht — das meine schlägt!

„Das meine schlägt, o Vater, so hell,
Laut ruft es und fleht zum Gnadenquell:
O Heiland, der am Kreuz erblich,
Des reuigen Vaters erbarme dich!"

August Stöber.

*) Bekanntlich war Pabst Leo IX, früher Bruno, der Sohn Hugo's IV, Grafen vom Nordgau, oder untern Elsaß, Herrn von Egisheim. Bruno wurde entweder zu Egisheim, oder auf dem Schlosse Dabo, im Jahr 1002 geboren, und starb 1054; im Jahr 1049 ward er auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Die mitgetheilte Sage wird im Oberelsaß erzählt.

Ausstellung alt-deutscher Gemälde.

Vor einiger Zeit hatte in unsern Mauern bekanntlich eine Ausstellung alter Malereien Statt. Die Commission der „Kunstfreunde" hatte sich nemlich vorgesetzt, den Mitgliedern der Gesellschaft durch Vorführung solcher Reliquien eine anschauliche Idee von dem Zustande der Kunst alter Zeit zu geben. Kirchen, Musäen, Privatsammlungen gaben gütig ihre Schätze zu diesem Endzweck her.

Wie durch Zauberkünste hervorgerufen standen in kurzer Zeitfrist neben einander, dem Auge des Neugierigen dargeboten, eine Reihe interessanter Gemälde aus alter Zeit, und zum Theil von Meistern deren Namen weltkundig und mit Recht allgemein berühmt ist. Welch eine in vielfacher Hinsicht merkwürdige Sammlung! Sie führt uns, so zu sagen, bis an die Wiege der Malerkunst, zeigt den Standpunkt an den die schaffende Kunstkraft jener Zeiten zu erreichen vermochte, nebst seiner starken und schwachen Seite, und läßt uns in's Innere der Menschheit, so wie sie damals geistig sich geberdete, einen tiefen und gründlichen Blick thun.

Laßt uns die einzelnen Theile der, hier den Schaulustigen dargebotenen Merkwürdigkeiten, durchgehn, und was sich als Bemerkung eben zweckdienlich finden kann, daran anknüpfen.

1. Aus Martin Schön und seiner Schule. — Die Leistungen dieses Künstlers erweisen ein ganz eigenthümliches Talent. Die vergleichende Ansicht einer großen Anzahl seiner Produktionen, kann nun wohl als Resultat Folgendes über ihn ausweisen:

In seinen Gemälden zeigt sich der Charakter einer ganz ungebändigten Jovialität und Lebendigkeit, die jeder seiner Figuren irgend einen erhöhten Grad von innerer und äußerer Bewegung anheftet. Dieses schließt aber keineswegs den Sinn für hohen Ernst aus, der sich in seinen Gemälden da zeigt, wo er religiöse Andacht, Hingebung, geistige Erhebung, Aufschwung des Gemüths zur übersinnlichen Welt, darzustellen hat. Es zeugt somit von der Allgemeinheit seines Genius, dem das Höchste für die Darstellung zugänglich war, so wie ihm das Geringe und selbst Gewöhnliche leicht erreichbar wurde. Kraft dieser außerordentlichen Lebhaftigkeit seiner Phantasie, ist ihm aber auch dieser große Ausdruck von Wahrheit möglich geworden, vermöge dessen die Gegenstände von ihm so wahrhaft naturgemäß behandelt werden. Besonders zeigt sich diese Wahrhaftigkeit des Ausdruckes in den Physionomien der einzelnen Figuren, die in seinen Gemälden die verschiedenen Gruppen bilden. Hier ist keine Halbheit, kleine Flachheit, keine formulirte Alltäglichkeit, keine stets wiederkehrende Analogie der Gesichtsformen: jedes Einzelne ist in sich vollendet. Es ist die Schilderung einer Crisis in ihrem wirksamsten Moment: es ist eine Vollendung der Ausführung durch die Sache selbst, ohne Nebenmittel und Hilfsmittel: eine Wirkung oft wie bei Shakespeare. Nicht weniger Sinn und Fertigkeit zeigt auch der Maler in der Gruppirung der Gestalten, in der Wahl der Farbe, in der Anordnung der einzelnen Theile. Es sind große und des nähern Studiums immer noch würdige Stücke, die seinem Pinsel entquollen sind.

Von Martin Schön ist nun hier Ein Bild, die Verspottung des mit Dornen gekrönten Heilandes, dem hiesigen Stadtmusäum angehörig; 5 Fuß, 9 Zoll breit; 4 Fuß, 3 Zoll im Durchschnitt hoch, und auf Holz gemalt (die obere Häfte hat nemlich eine ovale Form). Der Figuren sind im Ganzen vierzehn. Im Vordergrund sitzt Christus; ihn umgeben zunächst seine Quäler; links eine offene Halle, an der in hinterster Reihe ein Gerichtsdiener mit einem Stab, und weiter vorwärts mehrere sprechende Personen sich zeigen, sämmtlich vortreffliche Figuren; bei ihnen ein Zuschauer. Rechts schließt die Gruppe ein auf Krucken gestellter Israelit, dessen scheimisches Lächeln und schadenfrohe Geberden, den Antheil deutlich genug beurkunden, den er an der ganzen Handlung nimmt. Unter des Heilands Peinigern, welche Bewegung! Wie sieht man es ihnen klar und offen an, daß sie durch Mißhandlung der Verurtheilten sich kein geringes Verdienst zu erwerben glauben: macht nicht derjenige, der ihm den Pseudosceptar überreicht, ganz genau die Verbeugung, welche das alte spanische Ceremoniel denen vorschrieb, die vor dem Fürsten erschienen, und das in einer äußerst wunderlichen Verdrehung der körperlichen Maschine, besonders der Beine, bestand! Und jener Kriegsmann rechts, der sich auch mit ihm zu thun macht, wie gräßlich nimmt sich sein Gesicht aus, auf dem ein Pflästerchen eben eine Wunde zugedeckt hat! Wie originell sind nicht die sämmtlichen Gestalten, jedes Gesicht individuell, eigen, einen besondern Charakter andeutend. Dabei ist die Figur des Herrn sehr würdig gehalten; der Ausdruck ist der des heldenmüthigen Kampfes des Unschuldbewußten gegen den stechenden körperlichen Schmerz, und das niederschlagende Gefühl das des schwarzen Undanks und muthwilliger Verkennung reiner Absichten. Ein Kontrast der die indirekte Wirkung des Bildes noch um Vieles vermehrt!

Wie um den Mutterstamm die jüngern Pflanzen sich reihen, finden sich bei diesem ausgezeichneten Gemälde noch andre, auch alt-deutscher Schule, und in manchen Einzelnheiten auf Schön hinweisend, wahrscheinlich unter seiner Leitung, oder doch wenigstens von kunstverwandten Händen ausgeführt: es sind ihrer sechs, der katholischen Kirche zum Alt-St-Peter *) angehörig, sämmtlich Gegenstände aus der Passionsgeschichte vorstellend, nemlich: eine Geißelung, eine Hinführung zur Kreuzigung, ein *Ecce homo*, eine zweite Geißelung, Christus vor Anias, ein zweiter *Ecce homo*. Jedes dieser einzelnen Stücke in allen Details zu beschreiben, wäre

*) In dieser Kirche findet sich auch ein in Linden-Holz geschnittenes Altarblatt von Veit Wagner, um das Jahr 1500 gefertigt. Es ist dieß, nach dem Urtheile der Kenner, eine der schönsten Arbeiten dieser Art.

TIMBRE ROYAL
A TIMBR

wohl überflüssig: es herrscht in denselben durchaus derselbe Charakter, doch ist die Harmonie hier weniger beachtet, als in jenem ersten. Auf Perspektive ist gar wenig Sorgfalt gewendet, die Bewegungen sind oft etwas gezwungen, die Zeichnung des Körpers des mißhandelten Heilandes ist meist gar mangelhaft. Dagegen ist die Natur und Wahrheit im Ausdrucke der Gesichter sehr lobenswerth, und unter den Details sind einige die eine wirkliche künstlerische Intention anzeigen. So ist auf einem der *Ecce homo*, oben ein offenes Fenster ersichtlich, das auf den Geißlungsapparat und einige daselbst befindliche Personen blicken läßt. Daneben steckt eine Fahne mit der Inschrift: S. V. Q. R. Auf dem erhöhten Platze vor dem Hause des Pilatus steht der Landpfleger, in orientalischen Costum gekleidet, und Christus daneben, von einem Diener gehalten; unten Kriegsmänner und Volk. Unter diesen machen sich zwei fanatische Gesichter bemerklich; dem einen entströmt das crucifixe eum, dem andern die Worte: tolle, tolle crucifixe. Hier ist besonders ein römischer Centurio trefflich geschildert, der mit ächt-männlichem Anstand sich auf sein Schwert stützet, und mit theilnehmendem Blicke zu dem Leidenden hinschaut. Ein Pharisäer — denn so sehen wenigstens die jetzt lebenden aus — erklärt ihm mit grimaçirter Ruhe, wovon es sich handle.

In diesen Gemälden zeigt sich auch jene im Mittelalter so häufige specielle Anwendung einzelner Farben, wo gelb und braun der moralischen Nachtseite zufallen, gute Gesinnung durch blau angezeigt wird, und vollendete Heiligung im Rosenschimmer erglänzet. Zwei kleine Stücke sind derselben Schule angehörig: eine Kreuzigung Petri, wobei links mehrere Engel in weißen Kleidern mit Palmen; und zwei Heilige, Oswald und Pantaleon, beide auf Holz gemalt.

(Der Schluß folgt.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Giuseppa Pensa, ein italienischer Priester, hat vor Kurzem Klopstocks Messias ins Italienische übersetzt. (Mailand, 1838.)

— Im Juni wurden zu Paris sechsundzwanzig neue Stücke von dreiundvierzig Verfassern gegeben.

— Zu Gunsten der Pesther hat Witthauer, der Redakteur der Wiener Zeitschrift, ein Album herausgegeben. Unter den fünfundachtzig österreichischen Mitarbeitern zeichnen sich durch treffliche Beiträge besonders folgende aus: Grillparzer, Lenau, C. Egon Ebert, Graf Auersperg (A. Grün) und Frankl.

— Auf 1839 ist bereits ein Taschenbuch erschienen, der vierundzwanzigste Jahrgang von A. Schreibers Cornelia.

— Die große rheinische Kunst-Ausstellung lockt gegenwärtig in Straßburg zahlreiche Besuche einheimischer und fremder Bewunderer herbei. Wir werden auf die ausgezeichnetsten Leistungen der Künstler zurückkommen.

— Bei der neuerdings wiederkehrenden Frage über das Verhüten des Lebendigbegrabens, ist folgende vor zwei Jahren schon erschienene Schrift zu berücksichtigen, welche eine Menge von Thatsachen anführt: Dr M. B. Lessing, Über die Unsicherheit der Erkenntniß des erloschenen Lebens; nebst Vorschläge zur Abhilfe eines dringenden Bedürfnisses für Staat und Familie. Berlin 1836. Der Verfasser beweist, unter Zustimmung der meisten Ärzte, daß sämmtliche Zeichen des eingetretenen Todes trügerisch sind, mit Ausnahme derjenigen, welche die stattfindende Verwesung beweisen. Er fügt folgenden Fall aus Paris bei: »Zu dem berühmten Portal wurde ein neugebornes Kind gebracht, das man für todt hielt, um secirt zu werden; er kam auf den Gedanken ihm Luft einzublasen, und siehe da! nach Verlauf von einigen Minuten kehrte die natürliche Wärme zurück, der Kreislauf begann, das Herz fieng an zu schlagen, und das Kind wurde lebend zu seinen Eltern gebracht.«

Literaturbl. z. Morgenbl.

— Die berühmte k. preussische Hof-Opern-Sängerin Milder, (verehlichte Hauptmann) ist am 29. Mai 1838 zu Berlin gestorben. Für sie schrieb Cherubini seine Oper Faniska, Beethoven den Fidelio und Weigl das Waisenhaus und die Schweizerfamilie. Im Jahr 1809 sang sie zu Schönbrunn vor Napoleon die Rolle der Lilla in der Cosa rara von Martin, worauf ihr ein glänzendes Engagement in Paris angetragen und der Contract wirklich abgeschlossen wurde, allein ihre ehliche Verbindung im Jahr 1810 vereitelte dessen Vollziehung. Im Jahr 1813, als sie in Frankfurt, Stuttgart und Carlsruhe Gastrollen gab, sollten wir auch in Straßburg den Genuß haben sie in einem Concerte zu hören, allein wir lebten damals (October 1813) unter dem polizeilichen Schutze eines Commissaire général de police, welcher in jenen kriegerischen Zeiten das projektirte Concert, für höchst gefährlich hielt. Er schrieb daher auf das Gesuch um die polizeiliche Erlaubniß: Une Autrichienne, dans les circonstances présentes, ne peut être autorisée à donner concert!! Die große Sängerin war geboren zu Konstantinopel am 13. December 1785. (Mitgetheilt.)

Erklärung.

Es laufen seit einiger Zeit anonyme Aufsätze bei der Redaktion ein; wir müssen daher hiemit erklären, daß wir in Zukunft keinen Aufsatz mehr annehmen, welcher nicht mit irgend einem Buchstaben oder einem sonstigen Zeichen versehn ist und dessen Verfasser sich nicht der Redaktion genannt hat; will er durchaus unbekannt bleiben, so kann er auf ihre Verschwiegenheit zählen.

Die Redakt.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 18.

Samstag, den 1. September 1838.

Heiliger Zorn.

—

Nein! in des Lebens
Wirren und Kämpfen,
Ziemt es den Zorn nicht
Immer zu dämpfen!
Darfst nicht inmitten
Tollem Gewühl
Stehn wie ein Eisberg
Allezeit kühl.

Nein! wo das Unrecht
Thronet und schaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:
Sollst du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan.

Beuget die Obmacht
Heilige Rechte,
Will sie die Freien
Meistern wie Knechte:
Auf! laß entlodern
Flammendes Wort!
Rache zu fodern,
Donner' es fort!

Siehst du die Freiheit
Küssen die Ruthe,
Die ihr den Nacken
Geißelt zu Blute:
Auf! den Verkehrten
Stachle dein Zorn,
Sey dem Entehrten
Weckender Sporn!

Weinet die Unschuld,
Trauert die Reinheit,
Tückisch gelästert
Von der Gemeinheit:

Auf! und empöre,
Herz, deinen Gischt,
Daß er die Schlange
Laut überzischt!

Siehst du den Halbwitz
Höhnisch sich rotten,
Frevelnd dem Guten,
Heiligen spotten:
Röthe dein Antlitz,
Flammendes Blut,
Strahle dein Auge
Zürnende Gluth!

Ja, wo das Unrecht
Thronet und schaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:
Sollst du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan.

Doch zu vernichten
Wehre dem Zorne,
Daß er der Liebe
Diene zum Borne,
Daß er befruchte,
Gleich dem Vesuv,
Der aus der Lava
Reben erschuf.

Lacrymä Christi
Zeugt er am Fuße:
Himmlische Thränen,
Thränen der Buße
Lock' aus den Herzen,
Die du geschreckt,
Die deine Zornglut
Sorgsam bedeckt!

Adolf Stöber.

Die Schlacht von Lützen.

Dienstag, den 6. November 1632, lag ein dicker Nebel über der Ebene bei Lützen, der sich erst gegen Mittag zu zertheilen begann. Das schwedische Heer verrichtete sein Gebet und sang Luthers Psalm: »Ein feste Burg ist unser Gott,« worauf der König selbst noch einen geistlichen Lobgesang anstimmte. Seit einer frühern Verwundung fiel es ihm sehr schwer, den Harnisch zu tragen, und er legte überhaupt keinen Werth in die bis dahin übliche schwere Rüstung, die er auch größtentheils in seinem Heere abgeschafft. »Gott ist mein Harnisch,« sagte er, als man ihm diesen Morgen seine Rüstung brachte. Er stieg zu Pferde ohne etwas genossen zu haben. Im Kollerwamms und im Überrock, wie gewöhnlich gekleidet, ritt er durch die Reihen und sprach seinen Schaaren Muth zu in Worten, die bis auf unsre Zeit gekommen. Die Losung war auf beiden Seiten, wie zu Leipzig: »Gott mit uns!« auf Seiten der Schweden, »Jesus Maria!« auf Seiten der Kaiserlichen. Bernhard von Weimar und die übrigen Generale empfiengen des Königs letzte Befehle. Nach seiner Anrede, welche Schweden und Deutsche mit Waffengeklirr und freudigem Jauchzen erwiederten, rief der König mit zum Himmel gerichteten Blicken: »Nun wollen wir in Gottesnamen daran; Jesu, Jesu, Jesu, laß uns heute zur Ehre deines heiligen Namens streiten!« schwang den Degen über dem Haupte und commandirte: »Vorwärts.« Der König war in diesem Augenblicke vom Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, von dem Hofmarschall Kniephausen, dem Kammerherrn Truchseß, dem Pagen Leubelfing, mehrern Offizieren und zwei Leibknechten umgeben.

Gegen zehn Uhr theilte sich der Nebel für einige Zeit und die Sonne schien. Man sah die Stadt Lützen brennen; die Kaiserlichen hatten sie angezündet. Die Kanonade begann, wobei die Kaiserlichen gegen die Schweden, welche gerade auf die feindlichen Batterien losgiengen, im Vortheil waren. Einige Kugeln fielen dicht beim Könige, der während dieses Vorrückens das Pferd wechselte. Die Schweden näherten sich der Landstraße, wo sie ein lebhaftes Feuer der theils in den vertieften Gräben, theils hinter ihren Wällen postirten Musketiere, empfieng. Einige sagen, daß der König, als das Fußvolk hier nicht schnell genug vordrang, unter Vorwürfen die Pike selbst in die Hand genommen und sich bereitet, im Sturme gegen die Gräben voranzugehen, daß er sich aber vom Bitten und Flehen der Soldaten bewegen lassen, davon abzustehen, worauf er sein Pferd bestiegen und sich an die Spitze der Reiterei gestellt habe.

Der Angriff geschah mit solcher Heftigkeit, daß die drei schwedischen Infanterie-Brigaden des Centrums, unter dem Befehle des Grafen Nils-Brahe, über die Landstraße brachen, die jenseitige feindliche Batterie einnahmen, zwei ungeheure Vierecke des Feindes zurückwarfen, und daran waren das dritte zu überwältigen, als sie von der feindlichen Reserve und Kavallerie, mit Übermacht angegriffen, weichen mußten, die Batterie wieder verloren, und über die Landstraße zurückgetrieben wurden. Die schwedische Reiterei, welche beim ersten Anfalle vor dem Graben gestockt hatte, kam später hinüber. Der König war unter den Ersten. Die Nachricht von der ersten Einnahme der Batterie hatte ihn erreicht; er entblößte das Haupt und dankte Gott. Gegenüber standen die Kroaten und die kaiserlichen Kürassiere, diese vom Kopf bis zu Fuß in dunkeln Rüstungen.

Er deutete auf diese und sagte zum smaländischen Obrist Stålhandske: »Greif' sie an die schwarzen Bursche, sie werden uns übel bekommen!« In diesem Augenblicke erfuhr er, daß die Infanterie weiche. Er begiebt sich an die Spitze der smaländischen Reiterei, ihr zu Hülfe zu eilen, — allzuhastig, denn er trennt sich von der Truppe und geräth, da der Nebel in demselben Momente sich wieder ausgebreitet, selbst zwischen die feindlichen Kürassiere. Sein Pferd bekommt einen Pistolenschuß durch den Hals, ein zweiter zerschmettert sein linkes Armbein. Nun ersucht er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Kampfe zu bringen, erhält aber in demselben Augenblick neuerdings einen Schuß durch den Rücken, und fällt vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppte. Der Kammerherr Truchseß sah einen kaiserlichen Offizier diesen Schuß auf den König richten. Der Offizier selbst ward darauf von Luchau, dem Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, getödtet. Der Herzog floh. Von den beiden Reitknechten des Königs, lag der eine todt, der andere verwundet. Von allen seinen Begleitern war einzig ein deutscher Page, Leubelfing, bei ihm zurück. Dieser achtzehnjährige Jüngling, welcher einige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden starb, erklärte in seinen letzten Stunden, was aufgeschrieben und bewahrt wurde, daß, als der König vom Pferde gefallen, er abgestiegen sey, und dem König sein Pferd angeboten habe; daß der König seine beiden Hände nach ihm ausgestreckt, er aber nicht im Stande gewesen, ihn allein vom Boden aufzuheben; daß feindliche Kürassiere dazu gekommen und gefragt, wer der Verwundete sey, was er, der Page, nicht sagen wollen, der König aber sich selbst zu erkennen gegeben habe, worauf er den Todesschuß durch das Haupt bekommen. Hiemit stimmt der Bericht überein, welchen der Herzog von Weimar abgestattet, beifügend daß diese Kürassiere ebenfalls den König mit mehreren Säbelhieben verwundet und bis auf den bloßen Leib ausgeplündert haben. Der rechte Flügel der Kaiserlichen erstreckte sich anfänglich über den linken schwedischen hinaus, weshalb der König hier deren Schwadronen befohlen hatte, aus ihrer zweiten Linie in die erste einzurücken. Nichtsdestoweniger umging Isolani mit den Kroaten diesen Flügel, und fiel in den Troß ein, als eben die Infanterie über die Landstraße zurückgeschlagen wurde. Dieser Angriff, der Unordnung, und zum Theil Flucht unter den Nachzüglern verursachte, wurde jedoch abgeschlagen. In diesem Augenblick fiel der König. Truchseß berichtete es dem Hofmarschall Kreilsheim, beide theilten es dem Herzog von Weimar mit, und dieser dem General Kniphausen. Nach des Herzogs eigener Aussage hat Kniphausen geantwortet, daß seine Truppen in guter Ordnung wären und man einen schönen Rückzug machen könne. Bernhard aber erwiederte mit Feuer, daß hier von keinem Rückzuge die Rede kann seyn, sondern von Rache, Sieg oder Tod. Nichtsdestoweniger verdient Kniphausens Standhaftigkeit an diesem Tage, nicht minder als Herzog Bernhards Heldenmuth den Siegeskranz.

Der Herzog eilte vom linken Flügel, den er dem Grafen Brahe übertrug, zum rechten, und übernahm selbst den Befehl. Gustav Adolfs blutiges herumirrendes Pferd war der erste Unglücksbote für sein Heer. Ein Gemurmel, daß der König verwundet und gefangen sey, flog durch die Reihen. Sie stürzen mit solcher Wuth auf den Feind, daß nicht nur die Batterie zum zweitenmal genommen, sondern die gesammte kaiserliche Kavallerie auf diesem Flügel geworfen ward. Die Verwirrung war schrecklich unter dem weitläufigen Troß; mehrere Pulverwägen sprangen in die Luft. Ganze Reiterhaufen flohen, und eine Menge Weiber, die sich der Troßpferde bemächtigt hatten, folgten ihnen. Gefangene im feindlichen Lager hörten die Fliehenden rufen: »Wir kennen den König von Schweden (sein Tod war ihnen unbekannt); er ist am schlimmsten gegen Ende des Tages.« Um eben diese Zeit hatte der linke Flügel des schwedischen Heeres, der gegen die zahlreiche, feindliche Artillerie bei den Windmühlen mit Schwierigkeit Stand gehalten, auch auf dieser Seite den Feind zurückgetrieben, und dessen eigene Kanonen gegen ihn gerichtet. Da traf Pappenheim auf dem Schlachtfelde ein. Seine erste Frage war: Wo commandirt der König? Ein heldenmüthiger, obgleich grausamer Vertheidiger des Glaubens, war er doch der Feind, welchen Gustav am meisten geachtet hatte. Er warf sich nun mitten in den rechten Flügel der Schweden, brennend vor Begierde persönlich mit einem Gegner zu kämpfen, der nicht mehr unter den Lebenden war. Zwei Kugeln trafen ihn, er starb an seinen Wunden. (Obrist Stålhandske, der eben des Königs Leiche den Händen der

Lenden entrissen hatte, soll ihn erschossen haben.) Aber seine Ankunft erneuerte den Kampf mit verdoppelter Heftigkeit. Wallensteins Reiterei und Fußvolk sammelte sich wieder, und Bernhard von Weimar erstaunte über die Menge neuer Truppen, die er in seinem Wege fand. Den jetzt beginnenden Angriff hielten die Schweden mit großer Tapferkeit aus, und niemals — sagt ein Zeitgenosse — ward eine Schlacht von Truppen, die so lange im Feuer gestanden, besser geschlagen. Von den schwedischen Infanterie-Brigaden litten die beiden mittlern am meisten. Die Kaiserlichen stürzten sich auf dieselben in Bataillonen von zwei bis drei Tausend Mann und nahmen noch einmal die Batterie an der Landstraße. Grafen Nils Brahe traf eine Kugel über dem Knie, woran er starb. Mehrere Fahnen, die königliche Standarte selbst, gingen verloren.

Aber von diesen Brigaden, dem Kerne des Heeres, meist alten Soldaten, die in manchen Feldzügen des Königs gedient, mußte auch der Feind gestehen, daß ihre Leichen denselben Boden deckten, den sie im Leben vertheidigten. Die Niederlage unter ihnen war so groß, daß von sechs Mann fünf todt oder verwundet waren. Die dritte schwedische Brigade litt weniger; doch waren nach der Schlacht von ihr wenig mehr als 300 übrig. Während dieser ganzen Zeit hielt der General Kniphausen seine Brigaden in der zweiten Linie und seine Reserve außer dem Gefechte, «was — wie es heißt — eine nicht geringe Ursache zum Siege war, da die Truppen der ersten Linie hier in einer großen und ungebrochenen Masse einen Stützpunkt fanden; und Herzog Bernhard war nicht weniger froh, da er bei Lichtung des Nebels Kniphausen, den er in Stücken gehauen zu sehen fürchtete, noch in so guter Ordnung sah.» Denn etwas vor Sonnenuntergang brach sich der Nebel wieder, und es wurde hell, obgleich nur für eine halbe Stunde, was dem Herzog Bernhard Gelegenheit gab, seine Stellung zu überschauen und das Heer zu einem neuen Angriff zu ermuntern. Man hörte und sah abgemüdete Soldaten einander zurufen: «Kameraden, müssen wir noch einmal daran?» und darauf einander umarmen mit dem Gelübde zu siegen oder zu sterben. — Dieser letzte Angriff gewann den Sieg bei Lützen, und auch Pappenheims Infanterie, die in der Dämmerung ankam, wurde in die allgemeine Flucht der Kaiserlichen mit fortgerissen. Die Schlacht dauerte 9 Stunden. Die Sieger brachten die Nacht auf der Wahlstatt zu, wo Zehntausende neben Gustav Adolf gefallen waren.

Des Helden Leiche fand man ausgeplündert, zertreten, von Blut und Wunden entstellt, mit dem Angesicht gegen die Erde. Die Finnen hatten sie erkämpft. Man brachte sie in einem Munitionswagen nach dem Dorfe Meuchen, hinter die schwedische Schlachtordnung. (Der Schluß folgt.)

Die zwei Mönche.

Nach einem Gemälde von Hesse.

Zwei Mönche vorn am Klosterhaus
Genießen Frühlingsschein;
Mit Stephan las der Bruder Claus
Auf einer Bank von Stein.

Dem Claus noch ein schwarzer Bart
Die Wangen blaß und krank.
Was ist das er im Thal gewahrt?
Er hebt sich von der Bank.

Dort festlich aus der Kirche wallt
Ein schmucker Hochzeitpaar;
Der züchtig holden Brautgestalt
Folgt lange frohe Schaar.

Ein Jüngling, neben ihr gehen,
Prangt mit dem Blüthenkranz;
Die Geigen und die Pfeifen gehn
Im lust'gen Zug voraus.

Dem Claus sah der Bruder hin,
Was fällt er niederschaut;
Die tiefen Backen ihm erglühn,
Das dunkle Auge thaut.

Der Mönch wohl an des Sohnes Hand
Sich Träumen sich ergab —
Da fühlt er Stephans kalte Hand,
Und hebt sich wie zum Grab.

August Lamey.

Rückblick auf das dritte Säkular-Jubelfest des Straßburger Gymnasiums.

Das dritte Säkularfest unsers Gymnasiums, welchem unsre Herzen in froher Erwartung entgegen geschlagen hatten, ist wohl schnelle mit dem 13. und 14. August vorübergegangen; aber auf lange Zeit hat es tiefe Erinnerungen in unserer Seele zurückgelassen. Bei dieser feierlichen Veranlassung hat sich unter unsern Mitbürgern eine so allgemeine Anhänglichkeit an diese

ehrwürdige Schule dort gegeben, und es ist das Gymnasium für die geistige, sittlich-religiöse und bürgerliche Bildung vieler Elsässer eine so wichtige Anstalt: daß wir glauben die Aufmerksamkeit unserer sämmtlichen Leser in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn wir sie von dem neuerdings gefeierten Feste nochmals unterhalten. Da jedoch die Zeitungen bereits den Hergang der Feierlichkeiten berichtet haben, so beschränken wir uns auf einen kurzen Rückblick, wobei wir mehr den Geist, der das Ganze durchwehte, aufzufassen gedenken. An diese Charakteristik des Festes mögen sich dann einige ernstere, höhere Bemerkungen über die Zukunft des Gymnasiums anreihen, über dessen hohe Bestimmung und Wirksamkeit.

Das Fest galt dem Andenken an das Jahr 1538, die Zeit der Gründung unserer ehrwürdigen Lehranstalt. Zehn Jahre zuvor war die Kirchenreformation förmlich in Straßburg eingeführt worden. Als ein Werk des Lichtes bedurfte sie des Lichtes zu ihrem Fortbestehen; und so wurden die bisherigen Klosterschulen bald für ungenügend erkannt, und [illegible] Gottesmänner, Bucer und seine Freunde, welche der Reformation den Eingang gebahnt hatten, faßten jetzt auch mit dem [illegible] Plan, eine neue, höhere Schule zu gründen. Der Magistrat der Stadt, an dessen Spitze der gefeierte Stettmeister und Scholarch Jacob Sturm von Sturmeck gestellt war, übertrug die Leitung dieser neuen Anstalt dem berühmten Johann Sturm, von Sleida bei Cöln. Es wurde dem Gymnasium das, drei Jahre zuvor von den Dominikanern verlassene Predigerkloster angewiesen, wo einst der tiefsinnige, glaubenswarme Johann Tauler, der ausgezeichnetste Prediger des 14ten Jahrhunderts, [illegible] in die Christenheit ausstrahlte. Die neue Schule gewann bald einen [illegible] Ruhm: glänzen ja in den Reihen ihrer ersten Professoren die großen Namen Sturm, Bucer, Capito, Hedio, Peter Martyr, u. A., ja selbst Calvin, der von 1538 bis 1541 am Gymnasium theologische Vorlesungen hielt. Aus allen Ländern Europa's drängte sich eine lernbegierige Jugend in die Hörsäle dieser Schule. Indessen arbeitete der eifrige Rektor an der Vervollkommnung seines Werkes unermüdlich fort, um es immer mehr allen Bedürfnissen der Zeit entsprechend zu machen. Auf sein Betreiben wurde 1566 das Gymnasium zum Rang einer Akademie erhoben, welche dann 1621 zur Universität erweitert wurde, mit dem Vorrechte, die Doktorwürde zu ertheilen. Von jetzt an blieb dem Gymnasium, als einer der Universität untergeordneten Anstalt, nur noch die Bestimmung, auf die akademischen Studien die Jugend vorzubereiten. So bestand es rühmlich wirksam fort, bis die Revolutionsstürme 1793 der Universität von Straßburg den Untergang brachten. Glücklich ging jedoch unsre Schule aus diesen Wirren und Kämpfen hervor; aus den Trümmern der alten Universität erstand das protestantische Seminarium, und diesem wurde neuerdings das Gymnasium untergeordnet, und als geistliche Gelehrtenschule unter die Oberaufsicht des Directoriums augsburgischen Confession gestellt. Endlich erschien 1829 eine königliche Ordonnanz, welche dieser Anstalt zwar ihre bisherige Verwaltung und innere Einrichtung ließ, aber dieselbe, als gemischtes Collegium (collège mixte), der Jurisdiction der königlichen Universität unterwarf. *)

In dieser Stellung wuchs nun das Gymnasium noch immer lebenskräftig fort, und hat in neuerer Zeit bedeutende Verbesserungen gewonnen. Dreihundert dreißig Jünglinge versammeln sich täglich in seinen Hörsälen. Ungefähr hundert neuaufkommende Schüler lassen sich jährlich einschreiben; in früheren Zeiten war deren Anzahl bedeutend stärker. Nimmt man indessen als mittlere Zahl der jährlich eingetretenen Schüler auch nur achtzig an, so ergibt sich dennoch, daß in den zurückgelegten drei Jahrhunderten 24,000 Jünglinge in dieser ehrwürdigen Anstalt unterrichtet und erzogen wurden!

Wie viel hat nun unserm Gymnasium einen so hohen, dreihundertjährigen Bestand und ein immer wachsendes Gedeihen gesichert? Woher ist ihm die Stärke gekommen, durch welche es so manche drohende Stürme glücklich überstanden hat; sowohl den dreißigjährigen Krieg, der verwüstend über die reichen Gefilde des Elsasses dahinzog; als auch die Schreckenstage der ersten Revolution, welche die bisherige Verfassung der alten Reichsstadt auf immer zerbrach; sowohl das gewaltsame Drängen der [illegible], welche so manche alte Lehranstalten [illegible], um die gesammte Jugend in die vom Staat errichteten Schulen hineinzuzwingen; als auch das heimliche Entgegenwirken der [illegible], die allen protestantischen Anstalten abgeneigt war? Was hat gegen all' diese drohende Gefahren unserm Gymnasium eine gute Wehr' und Waffe geliehen? Es ist jener Geist, der es einst in's Leben rief, der es [illegible] bis auf unsre Tage belebte; es ist der Geist einer wahrhaft aufgeklärten, mit der Zeit voranschreitenden Christlichkeit und Religiosität: Dieser Geist, der stets die Lehrer unsrer Schule geleitet, so wie er hinwiederum den bessern Theil der Bevölkerung Straßburgs von jeher belebt hat — das war, das ist und bleibt der Schutzgeist unsres Gymnasiums. Die heiligsten

*) Nähere Nachweise über die Geschichte des Gymnasiums enthält die [illegible], von einem seiner jetzigen Lehrer, dem ausgezeichneten Prof. A. W. Strobel verfaßte Schrift: Histoire du Gymnase protestant de Strasbourg, publiée à l'occasion de la troisième fête séculaire de son établissement. Strasbourg, chez Fr. Ch. Heitz, 1838.

Das PANORAMA DE L'ALLEMAGNE,

in Verbindung mit französischen und deutschen Schriftstellern und Künstlern

herausgegeben

von J. Savoye.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

entre deux tribus qui parlent une seule et même langue, qui se vantent d'une seule et même origine, qui ont mêmes moeurs, mêmes culture, mêmes besoins, mêmes relations, qui s'estiment et se recherchent mutuellement, le Rhin n'est autre chose que la veine apportant au milieu du beau, sans le scinder nulle part, le sang généreux qui l'arrose en tous sens. Pour ces peuples le fleuve doit être, non pas une ligne de séparation, mais un lieu chéri. C'est Dieu lui-même qui le jeta entre eux, afin de les unir... »

Den Schluß der ersten Lieferung bilden: die Erinnerungen aus Weimar, interessante Mittheilungen über Göthe's Jugend; über Lerse; Merk; Göthe's Ankunft in Weimar; Lenz; Urtheile über Göthe, Schiller und Wieland. Es sind dies Auszüge aus Karl August Böttigers hinterlassenen Schrift: Literarische Zustände und Zeitgenossen, welche vor Kurzem erst erschienen.

Das Panorama de l'Allemagne ist von den meisten Journalen der Hauptstadt günstig, von einigen selbst mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Wir wünschen dem schönen großartigen Unternehmen von Herzen fröhliches Gedeihen und auch in unserm Elsaß recht viele Abonnenten!

(Der Schluß folgt.)

Ausstellung alt-deutscher Gemälde.

(Schluß.)

2. Die mystische Vermählung der heil. Catharina mit dem Heiland; hoch 4 Fuß, breit 3 1/2 Fuß. — Dieses herrliche Bild, von van Eyck, gehört dem hiesigen Stadtmuseum an, und ist ein wahrer Edelstein in der dortigen Sammlung. Der Eindruck, schon beim ersten Anblick überraschend und ergreifend, wird immer tiefer und dauernder, jemehr der Beobachter vor demselben verweilet. Welche Höhe der künstlerischen Ausführung! Welch reine Absicht in der ganzen Haltung dieser weiblichen Figuren, die so geistig aufgefaßt, so fromm und edel hingestellt sind! Sorgfältig und mit dem emsigsten Fleiße ist hier jedes Detail ganz ausgemalt, vollständig durchgeführt; nichts flüchtig hingeworfen, nichts auf bloß anmuthendem Wege erstrebt! und dabei kluge Auswahl der Farben, strenge Richtung in dem Beigegebenen, höchst verständige Anordnung der verschiedenen hier auf einen Punkt vereinten Gegenstände. In gothischer, alterthümlicher Halle, unter schön gestickten Baldachin, sitzt Maria, in holder Anmuth und von religiösem Gefühle überwältigt, auf ihr Kind blickend, das in kindlicher Jovialität sich mit den zwei Frauenspersonen zu thun macht, die sich zu seinen beiden Seiten befinden.

Die links ist Catharina, denn zu ihren Füßen finden sich die Insignien ihres Märtyrerthums, das Rad und der Dolch. Mit einem von inniger Freude verklärtem Gesichte reicht sie dem Kinde den Brautring. Ihr gegenüber sitzt eine sehr edle Frauengestalt, zu deren Füßen sich ein Kästchen befindet, das mit Brillanten besetzt und einem Reliquienkästchen ähnlich ist. Sie hält ein aufgeschlagenes Buch in der Hand und reicht dem kleinen Heilande, mit innigem Anstand, ein Äpfelchen. Über dem Ganzen liegt eine Atmosphäre tiefer, gemüthserregender Religiosität.

3. Die vier Evangelisten von Holbein, 4 Fuß lang, 2 Fuß breit. — An diesem Bilde ist die vollendete Meisterhand nicht zu verkennen, in Zeichnung wie in Colorit. Unter den Physionomien scheint die des Johannes am wenigsten anziehend.

4. Lucas Kranach, portraitirt von ihm selbst, mit Monogramm und der Jahrzahl 1521, also von dem ältern. Wenig ausgezeichnet, selbst in der Zeichnung sind große Verstoße.

5. Eine Madonna von Albrecht Dürer, mit Monogramm und von dem beigeschriebenen Datum des Jahres 1520; gut erhalten. Eine recht anmuthige, junge Frau, die ruhig und gesammelt die Hände zum Gebet faltet: aber einer Madonna nicht entsprechend, trägt das Bild wohl den rechten Namen nicht. Kein Umstand weist auf eine solche Benennung hin; doch thut dasselbe auch anders betitelt seine schöne Wirkung.

6. Eine Abnahme vom Kreuze, von Lucas von Leiden, mit der Jahrzahl 1512 und dem Monogramme. Eine niederländische Landschaft im Hintergrund, vorn der todte Erlöser, von den ihn besorgenden Lieben umgeben. Seine Gestalt ist weniger vorzüglich als die einer rechts vor ihm knieenden Frauensperson, die ihr Gesicht verhüllt hat und weint.

Dieß nun waren die ältesten, merkwürdigsten Gemälde der Sammlung. Es fehlte nicht an andern interessanten Stücken, allein da sie einer weit spätern, dazu einer fremden Schule angehören, sind sie außer den Schranken unsers Planes.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß ferner solche Ausstellungen alter Kunstwerke Statt finden möchten. Wir zweifeln nicht, daß Inhaber solcher Reliquien bereitwillig dieselben der Betrachtung des Publikums darbieten werden.

Strasburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 19.

Samstag, den 8. September 1838.

Das Herz.

Dein Herz ist eine Äolsharfe,
Sagst du, und hängst dich wehmuthsbang,
Sehnsuchtsgierig, in die Zweige
Des Blüthenbaumes. Jedem Winde
Tönst du, im süßen Zaubermeer
Der Klangeswellen liebestrunken schwimmend,
Für jedes Hauches Weh hast du ein — Ach!
Zerfließ'st für jeden Schmerz in Thränen.

Wollt' lieber dein Herz wär' ein Hammer
Und schlüg' an ehernen Schild,
Daß glühten und sprühten die Funken!
Zur That! Gesellen, zur That!

August Stöber.

Die Schlacht von Lützen.

(Schluß.)

Eine schriftliche Erzählung des Herganges erhielt sich bis 1526 (wo sie verbrannte) unter den Nachkommen des damaligen Schulmeisters im Dorfe, des Inhalts: Daß des Königs Leiche in der Nacht vom 6. und 7. November 1632 vom Schlachtfelde zur Kirche des Dorfes geführt wurde, von mehreren Reitern und Offizieren begleitet, die in die Kirche hineintritten um den Altar herum, vor den die Leiche gelegt wurde; daß sie von Wunden so entstellt gewesen, daß man für nöthig erachtet, sie sogleich zu öffnen, worauf ein Theil der Eingeweide in der Kirche begraben worden. Zuvor hielt der Schulmeister in der Nacht Gottesdienst, und einer der Krieger eine Leichenrede; dann brachte man die Leiche in des Schulmeisters Haus, und als dieses zu klein erfunden, in das des Nachbars, wo sie auf einem Tisch gelegt wurde (der sich noch findet), während der Schulmeister, der zugleich Schreiner war, den einfachen Sarg verfertigte, in welchem sie Tags darauf nach Weißenfels kam. Mit der Leiche war auch ein Reitknecht, der an des Königs Seite verwundet worden, nach Meuchen gekommen, wo er sich auf-

gehalten, bis seine Wunden geheilt waren. Derselbe hat sich dann vorgenommen, mit Hilfe von dreizehn Bauern des Dorfes, einen großen Stein an die Stelle zu wälzen, wo der König gefallen. Unter Seufzen und Weinen nur vermochten sie ihn dahin zu bringen, wo er jetzt liegt; er ist der sogenannte Schwedenstein. Der Reitknecht heißt Jacob Erichsohn. In Weißenfels wurde des Königs Leichnam, an dem man neun Wunden zählte, einbalsamirt. Seine untröstliche Gemahlin trug sein Herz (das ungewöhnlich groß war) in einer goldenen Dose bei sich, und wollte nachher lange, weder vom Herzen noch vom Leichnam sich trennen, so daß die schwedische Geistlichkeit in dieser Hinsicht zuletzt ihr ernstliche Vorstellungen machen mußte. Von Weißenfels ward die königliche Leiche nach Wittenberg geführt, wo sie eine Nacht in der Schloßkapelle stand. Vierhundert smaländische Reiter, welche allein noch übrig waren von dem Regiment, an dessen Spitze der König fiel, bildeten die Bedeckung. Zuschauer fanden das Gesicht noch zum Erstaunen ähnlich. Von Wittenberg ging der Trauerzug nach Wolgast. Im folgenden Sommer brachte der Reichsadmiral Gyllenhielm die Leiche nach Nyköping, wo sie blieb bis zum feierlichen Begräbniß, den 21. Junius 1634, in Stockholm, wo Gustavs irdische Reste jenes Grab in der Ritterholmskirche empfiengen, das er im Leben sich selbst bestimmt hatte.

Hören wir nun auch was Richelieu über Gustav Adolf sagt. Unter seinen Zeitgenossen war er vielleicht der einzige der den schwedischen Helden begriff; von um so größerm Interesse für uns sind daher auch die nachstehenden Betrachtungen, die er über dessen Tod anstellt:

»Der Tod des Königs von Schweden ist ein merkwürdiges Beispiel menschlichen Elends. Von so vielen Provinzen, von so vielen Reichthümern, die er in Deutschland gewonnen hatte, war ihm kein Hemd auf dem Leibe geblieben. Herabgestürzt von der Höhe seiner Geburt und des Waffenruhmes, der ihn über die größten Monarchen seiner Zeit erhoben, lag er auf dem Schlachtfelde, von den Hufen seiner eigenen und der feindlichen Pferde zertreten, begraben unter einem Hügel von Leichnamen gemeiner Soldaten, so mit Blut befleckt und entstellt, daß seine nächsten Freunde ihn kaum erkennen konnten. Dieß war das Ende seiner Größe.

»Als der Pabst die Nachricht von seinem Tode empfieng, begab er sich in die Kirche um eine stille Messe zu lesen. Die Spanier, welche diesen König, der ihren Stolz zu Fall gebracht und den durch sie unterdrückten Fürsten Hülfe geleistet hatte, als einen Zerstörer der heiligen Kirche betrachteten und betrachtet wissen wollten, murrten laut darüber, daß der Pabst kein Te Deum anstimmen, und zum Zeichen seiner Freude keine Kanonen abfeuern ließ; und als es den andern Tag, der ein Sonntag war, wirklich geschah, behaupteten die Einen zwar, Gustav's Tod sey die Ursache dieser Feier, Andre aber meinten es geschehe wegen der polnischen Königswahl, wovon an demselben Tage die Nachricht eingelaufen.

»Der König von Schweden war ein Sohn des Herzogs Karl, eines Oheims des Königs Sigismund von Polen, der ihm die Statthalterschaft von Schweden überlassen hatte, als er nach Polen ging um die durch die Wahl bestimmte Krone für ihn zu empfangen. Karl empörte sich bald wider den rechtmäßigen König, unter dem Vorwande der Religion, und nach mehrern Jahren und Kriegen erkühnte er sich den Königstitel anzunehmen. Nach seinem Tode folgte ihm sein siebenzehnjähriger Sohn, Gustav-Adolf. Dieser hatte schon viele Reisen gemacht, und ließ Vieles und Großes von sich hoffen. Bald rechtfertigte er durch seine Thatsachen solche Hoffnungen; denn er führte unaufhörlich Kriege mit den Polen, Dänen und Russen, und nahm ihnen, wie er sie nacheinander angriff, Provinzen weg. Endlich erschien er in Deutschland, wo er alles niedertrat und durchbrach, was sich ihm entgegensetzte; und wäre er nach der Schlacht von Leipzig gerade auf des Kaisers Erblande losgegangen, statt seine Streitkräfte gegen die katholischen Bischöfe und Kurfürsten zu kehren, und nach Mainz, Speier und Worms, jenseits des Rheins vorzudringen, es wäre um das Haus Österreich geschehn gewesen. Denn der geringste Sieg, den Gustav noch erfochten hätte, und der ihm so leicht geworden wäre, hätte Österreichs Kräfte, die in der Leipziger Schlacht schon eine so große Niederlage erlitten, vollends vernichtet, und dem Kaiser Gelegenheit und Raum genommen, eine neue Armee zu bilden. Indem der König aber sich mit andern Eroberungen aufhielt, konnten alle die Provinzen, welche noch nicht vom Krieg gelitten hatten, Mannschaft, Munition und alle Mittel zur Aufstellung und Unterhaltung einer zweimal so großen Armee, als es vorher eine gehabt hatte, an Österreich liefern. Entweder also wollte Gott nicht dieses Hauses gänzlichen Ruin, der vielleicht für damals der katholischen Religion nachtheilig geworden wäre, und verkehrte deßhalb den Rath des Königs von Schweden, daß er seinen Vortheil nicht erkennen konnte, oder es hatte derselbe Gott, der Allen nicht Alles giebt, sondern seine Güter verschiedentlich austheilt, dem König von Schweden, wie dem Hannibal, zwar die Kunst zu siegen verliehen, nicht aber zugleich auch die, den Sieg weise zu benutzen.

»Er war ein gelehrter Fürst, der viele Sprachen redete, dabei war er freundlich und leutselig. Die Kunst Krieg zu führen, verstand er vollkommen, und übte sie mit Lust, seit er den

Thron bestiegen. Er wußte nicht nur zu commandiren, sondern auch in eigener Person seine Befehle zu vollziehen.

»Er pflegte zu sagen, der sey nicht der Krone würdig, welcher sie nicht überall hinzutragen wage, wohin der gemeine Soldat gehen könne; er lief auch oft Gefahr, gefangen zu werden und erhielt mehrere Wunden, unter denen eine auf der rechten Achsel ihm eine Muskel zurückgelassen, die ihn verhinderte in der Schlacht bei Lützen den Harnisch zu tragen.

»Diejenigen, welche nach Finsterniß im Licht der Sonne suchen, und selbst an der Tugend auszusetzen finden, tadeln ihn, daß er als ein Soldat gestorben; aber solche denken nicht daran, daß alle Eroberer nicht allein Dienste eines Befehlshabers, sondern auch die eines gemeinen Soldaten verrichten und bei jeder Gefahr die Ersten seyn müssen, um ihre Soldaten anzufeuern, die sich ohne ihr Beispiel nicht hinein wagen würden. Sprang nicht Alexander von der Mauer herab in eine Stadt, und hielt allein eine Zeitlang den Angriff des auf ihn einstürmenden Volkes aus? Entriß nicht Cäsar in einer Schlacht einem seiner Soldaten den Schild, und stellte sich an die Spitze der Seinen, um die Feinde zu bekämpfen? und ein andermal stürzte er sich so kühn in die Gefahr, daß er wirklich um sein Leben kämpfen mußte, daher das Sprichwort: »Nichts besiegt den Cäsar und sein Glück.«

»Der Schwede starb rühmlicher als mancher andere; in der That, es steht einem Feldherrn besser an, mit dem Degen in der Hand zu sterben, und auf dem Felde seines Sieges sich unter den Leibern seiner Feinde zu begraben, als von den Seinigen gehaßt oder gar von seinen nächsten Blutsverwandten erdolcht oder vergiftet und im Wein ersäuft zu werden.

»Die Schlacht bei Lützen ist auch darum merkwürdig, weil die Kaiserlichen sowohl als auch die Schweden sich die Ehre des Sieges zuschreiben: Die Schweden, wegen des großen Blutbades das sie unter ihren Feinden angerichtet, und weil das Schlachtfeld, sammt Geschütz und Bagage ihnen geblieben; die Kaiserlichen, weil der König von Schweden gefallen, der allein so viel werth war, als beide Armeen und von dessen Person der Sieg und glückliche Erfolg des ganzen Krieges abhieng, und mit dessen Partei die Kaiserlichen nun leicht fertig zu werden hofften.

»Sie hatten wohl recht, den Werth von Gustav's Person so hoch anzuschlagen, aber in ihrer Hoffnung, daß nach ihrem Tode seine Partei sich auflösen werde, hatten sie sich getäuscht. Er hatte die Vorsicht gehabt, in Schweden seine Tochter Christina als seine Thronerbin anerkennen zu lassen, und in Deutschland hatte er dem Oxenstierna auf den Fall seines Todes, die Leitung der Geschäfte und das Obercommando über die Armee übergeben, so daß nach seinem Tode seine Partei nicht weniger als außer Stande war, den Krieg fortzuführen. Und wenn sie auch durch des Königs Tod ihres großen Führers beraubt worden, so hörte anderseits nun auch der Neid und die Eifersucht auf, den die verbündeten Fürsten gegen Gustav zu hegen anfiengen; denn dieser hatte, so weise er sonst auch war, doch schon in harten Worten mit diesen Fürsten gesprochen und dadurch den Entschluß in ihnen befestigt, beim Leipziger Bunde zu verharren, was ihnen um so eher möglich war, da sie über zehn Armeen in Deutschland befehlen konnten, zwei Drittheile des Landes und der Hauptstädte sich geneigt wußten, und endlich ihre Kräfte kennen gelernt hatten. Bloß die Unbekanntschaft mit denselben hatte sie mehrere Jahre lang unter das harte Gebot derer gestellt, denen sie zu befehlen im Stande gewesen wären.«

M. Lebas, (C. F. Kauffmann.)

Rückblick auf das dritte Säkular-Jubelfest des Straßburger Gymnasiums.

(Schluß.)

Nachmittags um drei Uhr, versammelten sich gegen fünfhundert Tischgenossen zu einem Festmahl im geräumigen Hofe des Gymnasiums. Hier war über den Tischen, rings um den Hof herum, ein Gezelt aufgeschlagen, dessen Säulen mit Guirlanden, Fahnen und Wappen der bedeutendsten elsässischen Städte geziert waren. Mitten im Hofe hatte man ein Orchester errichtet, wo eine Gesellschaft von Musikfreunden während des Banketts verschiedene Arien aufspielte. Die ungezwungenste Herzlichkeit, ein wahrer Schulbrudersinn beseelte die ganze Versammlung, in welcher sowohl hochgestellte Beamte (worunter selbst der Präfekt des Niederrheins, der Maire von Straßburg, der Rektor der Akademie) und reiche Gutsbesitzer, als schlichte Handwerksleute und ärmere Bürger; sowohl hochbetagte Greise, als rüstige Männer und Jünglinge neben einander saßen: hier schwand jede Scheidewand des Alters und Standes, und der Eine sah in dem Andern nichts mehr, als den alten Schüler des Gymnasiums. Es war in der That ein rührender, herzerhebender Anblick, als hier ehmalige Mitschüler, die sich vielleicht seit Jahren nicht mehr gesehen hatten, jetzt mit warmem Händedruck ihre alte Freundschaft erneuerten; als dort sich Andere um

ihrem alten Lehrer drängten und sich ihm, der sie vielleicht längst aus dem Gesichte verloren hatte, jetzt wieder zu erkennen gaben. Auch wurde dem Ältesten der noch lebenden Lehrer, einem ehrwürdigen Greise, ein lautes Lebehoch gebracht. Andere Toaste galten dem Andenken Jakob Sturm's, dem Gedeihen des Gymnasiums, dem Elsaße; der Stadt Straßburg wurde von ihrem Maire ein Lebehoch gebracht, wobei dieser das beherzigenswerthe Wort sprach: «Wir seyen Frankreich aufrichtig zugethan, aber wir werden unsre elsäßische Volksthümlichkeit nie aufgeben.» Am Rührendsten war der Toast, welchen der jüngste Schüler des Gymnasiums, ein sechsjähriges Kind, dem ältesten unter den anwesenden Zöglingen, einem sechs und achtzigjährigen Greise, mit folgender Worten brachte:

«Sey, edler Greis, mir hoch gegrüßt,
Der Du dies schöne Fest hier siehst,
Das Dich durch der Erinn'rung Macht
Um siebzig Jahre jünger macht.
Du warst gewiß ein fleiß'ger Knabe,
Und lerntest dein Pensum so gern wie ich;
Und o gewiß, als Greis am Stabe,
Freut's auch in der Erinn'rung Dich.
Leg' segnend mir auf's Haupt die Hände,
Und fleh' den Höchsten für mich an,
Daß er auch mir die Weisheit sende,
Wie Du zu wandeln deine Bahn.
Stoß' an auf's Wohl der Vaterstadt,
Die stets Dich hoch geehrt hat —
Auf's Wohl der Schüler rings herum —
Hoch lebe das Gymnasium!»

Es wurden auch einige, für dieses Fest gedichtete Lieder gesungen: außer den beiden, in der 15ten Nummer unsers Blattes abgedruckten, ein Gedicht von D. Hirtz, aus welchem wir folgende Strophen ausheben:

«Des Lebens gar vielfach gefaltener Weg
Führt' seitdem auch drunter und drüber;
Fortuna war emsig, Fortuna war träg,
Hat Diesen und Jenen wohl lieber,
Zu Würden empor schwang der Eine sich kühn,
Und Andre bescheiden als Handwerker ziehn.

Es sey!... doch heute beim fröhlichen Fest,
Die Schranken, die trennenden, fallen,
Heut werden die Fesseln vertrauend gelöst,
Und Freude und Freundschaft nur walten;
Den lehrenden, wehrenden, nährenden Stand
Umschlinget der Eintracht beglückendes Band!»

Diese Lieder, wie auch ein Gedicht von C. F. Hartmann und eines von J. Leser, wurden unter die Gäste vertheilt. So haben denn mehrere Künste, nämlich Poesie und Musik, mit einander gewetteifert, um dieses vaterländische Fest zu verherrlichen. Erst gegen zehn Uhr des Abends trennte sich die Versammlung, nachdem sie noch eine Kollekte zum Besten der Armen aller Glaubensbekenntnisse veranstaltet hatte.

Der zweite Tag war das Jubelfest unserer Schuljugend. Vormittags wurden unter die Zöglinge des Gymnasiums die Preise vertheilt. Das zu dieser Feierlichkeit bestimmte Auditorium bei der Neuen-Kirche war kurz vorher in alterthümlichem Geschmack neu ausgemalt und mit dem Brustbilde des Rektors Johannes Sturm, wie auch mit dem Standbilde Jakob Sturm's geziert worden. Dieses letzte ist eine, von unserm berühmten Bildhauer Friedrich verfertigte Statue, welche derselbe der Stadtbibliothek zum Geschenke gemacht hat. Es ward auch unter die Anwesenden ein von den Geistlichen augsb. Confession in Druck gegebenes Festgedicht vertheilt, aus welchem wir folgende, an das Gymnasium gerichtete Worte mittheilen:

«Unbesiegt, wenn auch mit Narben,
Gingst du aus der Zeiten Sturm; es starben
Deines Stammes Riesenwurzeln nicht.
Fröhlich blühst du, einer neuen Kirche
Erstgeborne Tochter fort, und Bürge
Deines Segens ist deiner Werke Licht.

Was du warest, sollst du ferner bleiben!
Wahre kühn dein Kleinod, und das Treiben
Einer neuen, glaubensarmen Zeit
Wisse du mit Glauben zu besiegen.
Nur wer sich verläßt, wird unterliegen!
Dieß Vertrauen gibt Unsterblichkeit.»

Herr von Türkheim, Präsident des Direktoriums augsb. Confession, eröffnete die Feierlichkeit mit einer kurzen Rede, worin er besonders fühlbar machte, daß der Unterricht nur dann eine wahre Wohlthat sey, wenn derselbe vom religiösen Geiste durchdrungen ist. Nachdem hierauf der Maire von Straßburg einige Bemerkungen, und der Rektor der Akademie einige zu religiöser Toleranz ermunternde Worte gesprochen hatte, hielt sodann der würdige Vorsteher des Gymnasiums, Dr Bruch, Dekan der theol. Fakultät, eine längere Rede, worin er zeigte, daß alle bestehenden Anstalten, und so auch das Gymnasium, weniger durch materielle Hilfsmittel, als vielmehr durch die Kraft des ihnen innewohnenden Geistes einen dauerhaften Bestand gewinnen können. Der Redner legte sodann das offene Bekenntniß ab, daß zwar unser Gymnasium an Geld und Gut nun

sen, daß man aber nichts desto weniger die frohe Zuversicht haben dürfe, diese Anstalt werde noch lange fortbestehn und gedeihlich wirken: ist es doch bei Gelegenheit ihrer dritten Säkular-Jubelfeier auf's Neue kund geworden, wie fest sie noch immer in der Anhänglichkeit der Straßburger gewurzelt ist. Nachdem er seinen Mitbürgern, und namentlich den protestantischen Familienvätern die Pflicht, zum fernen Gedeihen dieser Anstalt mitzuwirken, eindringlich an's Herz gelegt hatte, schloß D^r Bruch mit einer eindringlichen Anrede an die Schuljugend und ermunterte sie, durch ihren wackern Fleiß, durch ihr musterhaftes Betragen dem Gymnasium Ehre zu machen und so zu dessen fernerm Flore selbst mitzuwirken. — Jedem Schüler, der einen Preis erhielt, wurde zugleich eine, mit Joh. Sturm's Bildniß gezierte Denkmünze gereicht, ein Werk unsers kunstsinnigen Elsässers Kirstein, Sohn.

Nachmittags versammelten sich die sämmtlichen Schüler des Gymnasiums und zogen, jede Klasse hinter ihrer Fahne her, in den großen Hof des Schulgebäudes, indem sie, unter Begleitung des Orchesters, ein für diesen Aufzug gedichtetes Lied sangen. Hierauf begannen sie, unter den Augen ihrer Lehrer, ihrer Eltern und zahlreichen Freunde der Jugend, allerlei gymnastische Spiele, und zogen Abends in den Saal des Auditoriums, wo für sie ein Festmahl bereitet war. — Somit gieng diese heiter-ernste Jubelfeier zu Ende, welche gewiß in den Herzen aller Theilnehmer tiefe Erinnerungen zurückläßt.

Und was hat — fragen wir schließlich — unserm Gymnasium so allgemeine Theilnahme zugewandt? was gibt demselben eine so hohe Wichtigkeit und macht dessen Fortbestehen so wünschenswerth? Es ist einerseits der erhabene Vorzug, den diese Schule vor andern Lehranstalten unsers Landes voraushat, daß es bei ihr nicht bloß darauf abgesehn ist, die Zöglinge mit einer Masse von Kenntnissen und Fertigkeiten, die im praktischen Leben brauchbar seyen, auszurüsten; vielmehr wird hier die Erziehung des ganzen inwendigen Menschen ernstlich erstrebt. Hier sollen nicht bloß gewandte Geschäftsmänner, die einst ihren Weg zu machen wissen, gebildet werden; hier soll nicht bloß die Zunge gelöst und das Gedächtniß mit buntschimmernden Floren ausgeschmückt werden, daß der also zugestutzte Geist als ein Phönix in der sogenannt höhern Gesellschaft glänze: nein, hier soll die ganze Seele in allen ihren Kräften erweckt, geschärft und auf das Wahre, Schöne, Heilige gelenkt werden; hier sollen tiefe, reine Überzeugungen und edle Grundsätze in die jungen Herzen gepflanzt, hier sollen vor Allem Menschen, Bürger, Christen gebildet werden. Daher ist auch die Religion hier die Grundlage des gesammten Unterrichts, den sie in all' seinen Theilen durchdringt und belebt. Und so trachtet diese Lehranstalt, jedem ihrer Zöglinge dem einstigen Gelehrten, wie dem künftigen Gewerbsmanne, das Eine mitzugeben, was ihm Noth thut auf dem Wege des Lebens: einen tüchtigen Charakter, einen regen, gewandten Geist, einen glaubensfesten Sinn, der sich in jedem Stande frei und mit Würde zu bewegen und selber sich fortzubilden vermag. Und wenn sich Straßburg unter den Städten Frankreichs als eine der aufgeklärtesten auszeichnet, so verdankt es diesen rühmlichen Namen größtentheils dem Gymnasium, welches unter die mittlern Bürgerklassen das Licht wahrer Aufklärung zu verbreiten strebt. — Mit diesem hohen Verdienste verbindet aber unsre Lehranstalt noch einen andern, nicht minder erheblichen Vorzug: sie ist nämlich eine Hauptschutzwehr elsässischer Volksthümlichkeit. Während wir an andern obern Schulen unsrer Stadt meistens ausländische, im Innern Frankreich geborene Professoren angestellt sehen, so sind hingegen fast alle Lehrer des Gymnasiums Straßburger, Elsässer. So hat denn auch in dieser Anstalt von jeher der deutsche Genius vorgewaltet. Und wenn wir dies als einen hohen Vorzug anpreisen, so ist damit unsre Meinung keineswegs, den französischen Genius überhaupt geringzuschätzen: nein, jede von beiden Nationen hat ihr Gutes und Großes; aber für uns Elsässer ist deutsche Geistes- und Herzensbildung das Bessere. Wir haben es ja in kläglichen Beispielen täglich vor Augen, wie sehr unsre Elsässernatur verzerrt und verschlimmert wird, sobald sie ihr angeborenes deutsches Wesen abzustreifen und sich in französische Formen zu schmiegen bemüht. Sind nicht unsre Französlenthümler charakterlose Masken, an denen alles das zur Karrikatur wird, was an geborenen Franzosen liebenswürdig und schätzbar seyn mag? Meinen sie nicht, schon darum ausgemachte Franzosen zu seyn, wenn sie nur in ihren Reden und Sitten, Leichtsinn und Frivolität affektiren? Nein in ihrem innersten, edelsten Wesen verdirbt unsre Elsässernatur, sobald sie den ihr innewohnenden deutschen Genius verleugnen will. Dieß fühlt auch Niemand besser, als unsre gerad-sinnigen mittlern Bürgerklassen; und darum widerstehen sie auch, zwar oft unbewußt und gleichsam nur instinktmäßig, aber nichts destoweniger standhaft der Versuchung, von ihren alten deutsch-elsässischen Gewohnheiten und Sitten abzuweichen. Und gedenken wir insbesondere des protestantischen Theils unsrer Bürgerschaft: nein, dieser wird sich nie Luthers Bibel, das deutsche Kirchenlied, die deutsche Predigt nehmen lassen! Sey es auch, daß man in unsern heutigen Verhältnissen um so besser seinen Weg machen, um so mehr materiellen Gewinn erhaschen könne, je geschmeidiger man allen französischen Formen sich anzupassen strebt, so werden doch die Edelgesinnten auch hier es nicht

vergessen: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Nie können die Forderungen einer weisen Regierung, umsichtsvoller und hochsinniger Staatsmänner so weit gehen, daß sie einem Volksstamme die Aufopferung seiner Muttersprache, seines nationellen Charakters zumuthen; und giengen sie je so weit, so bleibt es bei dem heiligen Spruche: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist — Gehorsam dem Gesetze, Gut, Leib und Leben dem Staate; aber Gott, was Gottes ist — die Seele, deren Heil auf dem Spiele steht, wenn man ihr die Sprache, in der sie beten lernte, wegnehmen und ihr einen fremdartigen Volkscharakter aufdringen will. Ja, wir sind fest überzeugt, daß der Kern unserer mittlern Bürgerklassen, daß auch die würdigen Vorsteher und Lehrer des Gymnasiums diesen Glauben mit uns theilen: deutsche Geistes- und Herzensbildung seye für uns das moralisch Bessere und müsse, als ein heiliges, von den Vätern hinterlassenes Vermächtniß treulich erhalten und auf unsre Nachkommen vererbt werden. Und so werden gewiß die Lehrer unserer vaterländischen Schule — zwar allen billigen Forderungen der Zeit und Umstände ihr Recht widerfahren lassen, und auch dem Französischen die gebührende Sorgfalt zuwenden —; aber nie werden sie daneben das Deutsche in den Hintergrund zurückzudrängen, nie den jungen Gemüthern Gleichgiltigkeit oder gar Geringschätzung, vielmehr eifrige Liebe gegen das Deutsche einflößen. Sie werden stets dessen eingedenk seyn: wenn je unser Gymnasium seinen elsässisch-volksthümlichen Charakter verläugnen und sich in Form und Geist den eigentlich französischen Colleges ganz gleichstellen wollte, so würde es damit aufhören, nothwendig und nützlich zu seyn, so wären die großen Opfer und Bemühungen, die es kostet, eitel und zwecklos. In diesem guten Vertrauen auf die Einsicht und edle Denkungsweise der Vorsteher des Gymnasiums, wünschen wir diesem auch künftighin das beste Gedeihen, und empfehlen unsern Mitbürgern diese ehrwürdige Anstalt zur Unterstützung, damit einst ihr viertes Säkular-Jubelfest nicht weniger freudig, als dieses dritte, gefeiert werde.

Adolf Stöber.

Das PANORAMA DE L'ALLEMAGNE, in Verbindung mit französischen und deutschen Schriftstellern und Künstlern herausgegeben von J. Savoye.

Wir geben nun noch schließlich den Aufsatz Deutschland, von Edgar Quinet:

Deutschland.

»Deutschland das so oft schon erklärt worden, ist immer noch ein Räthsel. Es ist der große Sphinx, der unbeweglich an der Tempelpforte steht und die wandernden Völker mit seinen Fragen in Verlegenheit setzt. Diese Dunkelheit kömmt nicht allein von der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Volkes her; sie entsteht auch aus den Mitteln die man angewandt hat, um es kennen zu lernen, und die zuerst Antipathie, später eine affektirte Vorliebe auf eine ganz falsche Richtung gebracht haben. Dieses Land ist eigentlich nur seinen Ideen, seinen phantastischen Launen nach, ernstlich beobachtet worden; die Schriftsteller, die es behandelt, haben dieses Volk gleichsam als ein Volk ohne Körper behandelt. Man glaubte es in seinen philosophischen Systemen, in seinen Legenden, in seiner Poesie zu fassen; allein in dieser Abstraktion erfaßte man oft nur eine leere Form, die entwischte und ohne Rückkehr davon floh. Ausgezeichnete Geister haben sich in seine Philosophie geworfen, aber zu gleicher Zeit hat man seine Geographie, seine Geschichte, seine Sprache, seine Gewohnheiten und Sitten, sein Klima, seine Denkmale und jenen Zusammenfluß von Fakten vernachlässigt, welche das äußere Leben eines Volkes ausmachen. Deutschland ist nicht nur eine irrende Seele um deren Besitz sich in der Einsamkeit die Dämonen des Zweifels und der Wissenschaft streiten; es ist auch keine Äolsharfe, welche in Jupiter Pluvius Schooße die Akkorde der Donau und des Rheins wiederholt. Vor allem ist es eine große Nation, oder vielmehr ein Verein von Nationen, welche sich jetzt mit ungewöhnlicher Begierde in die wirkliche, praktische Welt wirft, als sähe sie ein, daß sie auf dieser Seite eine unendliche Leere auszufüllen habe. Gewiß, nichts ist löblicher als der Eifer mit welchem man die Werke ihrer Intelligenz zu studiren begann; dieses Verfahren allein, welches schon vor zwanzig Jahren unvollständig war, wäre heutzutage aber durchaus falsch und würde zu keinem Ergebniß führen.

»Deswegen hatte ich ein mit Bildern geschmücktes Werk, in

welchem die Orte, die Männer, die Sachen treulich wiedergegeben werden, für einen lobenswürdigen Versuch, der, wenn er gelingt, zahlreiche Sympathien vermittelt. Die Völker wollen sich nicht mehr in's Blaue hinein kennen lernen, sie wollen sich gleichsam einander mit den Fingern berühren.

»Über Deutschland kann man, so zu sagen, die widersprechendsten Dinge sagen, ohne jedoch aus der Wahrheit zu kommen. Dieses Land ist allein aufrichtig protestantisch, aufrichtig katholisch. An der Spree spiritualistisch; an der Donau materialistisch. Keines hat mehr Wissenschaft, keines vielleicht größere Vorurtheile. Der Kosmopolitismus ist da natürlich, und dennoch ist auch der Nationalhaß daselbst eingewurzelt. Wer dieses Land schildern will, muß diese einander gegenüber stehenden Bestrebungen ausdrücken, die sich gegenseitig mildern, sich oft dergestalt aufheben, daß sie dem Staate eine scheinbare Unbeweglichkeit aufdrucken.

»Ohngeachtet des unendlichen Abstandes, welcher Frankreich und Deutschland von einander trennt, wird man sich, jemehr man beide Völker studirt, davon überzeugen, daß sie sich jeden Tag mehr nähern. Dieses hat sich durch eine religiöse Revolution, jenes durch eine politische, beide durch einen heftigen Krieg bewährt; beide haben ihre Mannheit errungen; sie haben gleichsam dasselbe Alter; und auf durchaus entgegengesetzten Wegen treffen sie heute an der Pforte der nemlichen Fragen zusammen.

»Welchen Einfluß haben sie nicht schon, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, aufeinander ausgeübt! Wenn der Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts durch den Geist der überrheinischen Völker gemildert worden ist, so ist es dagegen erwiesen, daß der französische Geist überall sich in das deutsche Herz eindrängt. Er drängt sich in seine Gesetzbücher, auf seine Lehrstühle, in seine Armeen, er erhebt sich selbst aus der Krone seiner glühendsten Gegner. Diese Bewegung ist in den Thatsachen, in den Begebenheiten, mehr noch als in den Büchern und in den Theorien in's Leben getreten. Der größte Theil der Gelehrten, der Literatoren von Profession gehören der Schule der Vergangenheit an, sie wären bereit die Zukunft zu verschließen. In Frankreich ist die Philosophie allen politischen Reformen vorausgegangen. In Deutschland beschränkt sich die Wissenschaft auf die Gegenwart, bekämpft sie zuweilen, aber geht ihr nie voraus. Wir wünschen aufrichtig, diese unempfindliche Wissenschaft mehr und mehr auf den Boden zu ziehen, auf welchem sich die Völker jetzt bekämpfen! Sie begnüge sich nicht damit einsam, im Unsichtbaren zu herrschen, sie wohne, als gute Katherin, dem Kampfe zwischen Recht und Gewalt bei. Gewiß, dies ist die Sendung, die sie zu erfüllen hat!

»Vor Allem wünsche ich, daß das lächerliche Trugbild, welches mehrere Schriftsteller Deutschlands, als das Bild von Frankreich darstellen, gehörig beurtheilt würde. Ist man des Grolls, des Hasses noch nicht müde? ist es kein Brudermord den Zorn der Völker wider einander zu nähren? Wann wird dieser innere Krieg zu Ende gehn, wenn die Schriftsteller, die von Natur die Friedensstifter der Seelen sind, ihn ohne Unterlaß nähren? Wenn diese falschen, gekünstelten Leidenschaften wahr wären, so wären sie der Fluch unsrer Zeit, der rechtmäßige Grund der Knechtschaft!

»Wenn ich selbst annehme, daß die Völker unter den Waffen bleiben sollen, so will ich nur ein Wort beifügen. Während Rußlands Größe sichtbar am Ende des Horizonts wächset, bleibt Deutschland unbeweglich sitzen auf seinem gothischen Throne. Für wen wird es endlich aufstehn? Gehört es der Zukunft der Sklaven an, oder wird es freimüthig mit uns in den Weg der praktischen Bildung, der gesellschaftlichen Verbesserungen treten? Das ist die ganze Frage für Deutschland? An ihm ist es sie zu bedenken.«

Ausstellung

des rheinischen Kunstvereins.

I.

Glückbeherzigung.

Wie in verrauschender Fluth des Himmels Sterne sich spiegeln,
Also spiegelt die Kunst sich in der Menschen Gemüth;
Schaut nur, durch die Gemächer des Pallast's fluthet die Menge:
Als krystallener Fels jahrelang stünd' ich mit Lust!
Aber es dränget die Zeit; ich erwähle mir eiligst das Schönste;
Eigne der Phantasie, was sie zu wahren vermag —
»Wenn es beliebt, mein Herr, es ist Zeit, wir schließen die Säle.«
Und ich verlasse das Schloß — sey', Cathedrale, [illegible] dir.
Preis! Anbetung! — Horch, da vernehm' ich das Brausen der Orgel,
Geh' in den Münster hinein, grüße den heiligen Wald
Schattiger Palmen-Säulen, darinnen erbrauset der Orgel
Sturm: — sichtbares Gewühl war in der Äste Gewölb

TIMBRE ROYAL.
A TIMBRER … EXTRAORD.

Oftmals stand ich still und lauschte dem Odem der Gottheit;
Sahe die Rosen erglühn; sah' wie das heilige Licht
Siegreich brach in die Nacht durch alle die Fenstergemälde,
Welche wie Edelgestein funkelten. O, ich verging!
»Wenn es beliebt, mein Herr, es ist Zeit, wir schließen den Münster.«
Und ich verließ den Dom — stand, o du Schönste, vor dir!
Doch du giengest vorüber. Ich stand in süßer Betrachtung;
Und es entzog die Natur bald mich den Werken der Kunst.
Preis! Anbetung dir, Weltgeist, denn dein ist die Schöpfung
So der Natur wie der Kunst! dein ist die Schöne der Welt!
Auf, wer Sinne besitzt und Gemüth zu erfassen das Schöne!
Nehmet Alle dahin! Göttliches spendet der Gott.

II.

Das Gewitter.

Gemälde von ******

Nacht. In die Kirche herein, durch sämmtliche Fenster und Thüren,
Blitzet es, Glanz auf Glanz. Höre das Donnergeroll!
Hieher flüchtete noch zur Noth ein fahrender Spielmann
Sich, und das Töchterchen sein. Durch die geöffnete Thür'
Siehst du hinaus in den Sturm: die Trauerweiden des Friedhofs
Ringen verzweiflungsvoll; Kreuze beleuchtet der Blitz;
Weißgrau flattern dort die gespenstigen Vögel des Sturmes
Unter dem schwarzen Gewölk. O die entsetzliche Nacht!
Innen, nahe der Thür', nun sitzt der verehrliche Alte,
Blind. Zum Hause des Herrn halten die Hände den Hut.
Sorglich die Hosen gestülpt. Sieh! rechts, zum pelzenen Schnappsack
Sticht die Geige heraus. Links, an der Seite das Horn.
Herrlich! Das alte Metall! Matt glänzt's! Manch Stückchen des Lebens
Hat er geblasen darauf! Seht, wie es altert mit ihm!
Grau hängt über die Lippen des Invaliden der Schnurrbart.
Ernst, ehrwürdig da sitzt er, wie einer im Traum
Der schon manches Geschick und mancherlei Stürme erlebt hat,
Und nun harret in Ruh', daß sich der jetzige leg'.

Seitwärts steht, mehr hinten, die Antigone des Alten,
Dessen jungfräuliches Kind, nahe dem Fenstergesims
Droben das Bündelchen ruht, und das nackte, rundliche Ärmchen
Unserer Harfnerin. Körbchen zu Füßen, bedeckt.
Röcklein, braun; schwarz Schürzchen; ein leicht Halstüchelchen, hellblau;
Scheitelzöpflein stehn braun an dem Wängelein roth;
Über den Kopf an's Kinn ein weißes Tüchel gebunden;
Sanft, blauäugig Kind; ruhigen, sinnenden Blicks; —
Also stehet sie da, hei! lieblich über die Maßen!
Links, an bläulichem Band hält sie die Harfe gesenkt. —
Sieh! Zum Fenster herein, die Grazie heiligisirend,
Blitzet es, Glanz auf Glanz. Süße Verklärte! Wie schön!
Möchte der Blitz doch nimmer verlöschen! Ach! möchtest du nimmer,
Bei dem böotischen Volk, tragen den Teller herum!

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

1. 2.

Ein schüchtern Völkchen, wohlein, wohlaus!
Hält unter duftigen Halmen Haus.
Du kennst's wie den Esel, an den Ohren,
Und rinnt sein Schweiß — so ist's verloren.

3. 4.

Es weht im Winde hoch einher,
Die Schaaren ziehn mit blankem Speer,
Und in den Feindestroß hinein
Hauen sich schon die vordern Reihn.

Das Ganze.

Nur ist Einer dahinten geblieben,
Den hat ein seltsamer Muth getrieben:
Linksum! Er nach dem Ganzen greift
Und über Stock und Steine läuft. —r.

Auflösung des Palindroms in Nro. 14: Stroh, Horts.

Berichtigungen: Seite 131, Strophe 4, Vers 1, lies: Feigheit statt Freiheit.
Seite 142, Strophe 6, Vers 5, streiche das Komma.
Seite 146, im Recitativ, Vers 3 und 4, lies:
Verloren sind die Bieder; kleiner ist
Der Auserwählten Zahl.
Seite 147, Spalte 2, Zeile 31, lies: Varnhagen-Ense.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 20.

Samstag, den 15. September 1838.

Poetische Medaillons.

Aus dem *Bijou-Almanac* der Lady E. J. Landon.

Walter Scott.

Dem hohen Haupt sey Preis entboten,
Versammelt nun zu jenen Todten,
Die fort in ihren Werken leben;
Durch deren Zauber wir in Stunden
Des Lebens süßen Reiz empfunden
Und geist'ge Schätze konnten heben.

Weiß sey der Marmor für die Stelle
Und über ihm der Lorbeer schwelle,
Bis einst die Zeit ist selbst verflossen.
Doch der uns ließ ein solch Vermächtniß
Braucht beide nicht, da sein Gedächtniß
In unsres Herzens Schrein verschlossen.

Mozart.

Es klinget den Tag, und durch die Nacht
Klingt hin zu meinem Ohr
Ein wunderbarer süßer Sang,
Der sich noch nie verlor;
Die Weise, die er ließ zurück,
Klingt aus dem Herzen, klingt von Glück.

Wie können ehren wir genug
Die, welche einst gericht
Als Erbtheil Schönheit uns und Geist,
Von ihrem Geist erzeugt;
Laßt von des Ruhmes Sonnenschein
Ewig ihr Haupt umstrahlet seyn.

Juliete Grisi.

Ich hörte Sie — die Luft war voll
Von einem süßen Sang,
Gleichwie wenn Blatt und Blüthen ruh'n
Die Nacht so still und bang;
Die Nachtigall dann mit dem West
Zur Wette singet auf dem Nest.

Ich sah Ihr großes dunkles Aug'
Von Geisterfunken glüh'n,
Auf ihrem Antlitz Phantasie'n
So engelmild erblüh'n.
Wie du erscheinst, dann glaub' ich kaum,
Du bist wohl nur, o Kunst, ein Traum.

Heinrich Künzel.

Der italienische Musikus.

Erzählung, aus dem Englischen.

„Fort! fort aus der Welt! aus ihrem Übermuthe! aus ihrer Folterqual! Ich bin in Freiheit — Wort des Heils! des Lebens! Meine Geburtshügel umringen mich; meine Feinde können mich nimmer verfolgen! Einsperren wollten sie mich — mich! den Wilden! Unbezähmbaren! Riegel und Ketten sollten mich verschließen, aber der Blitz zerschlug die Bande, und noch gewaltiger, noch glühender als er, ist meine Seele!

Die Vergangenheit liegt vor mir offen. Erinnerung hat meine Augen mit magischem Finger berührt; alle die Wesen, die ich einst gekannt, geliebt und jetzt so sehnsuchtsvoll vermisse, wandeln vor mir her. In der schweren Gluthluft meines Kerkers schwebte nur das Dunkel der Gegenwart um mich hin — kein Blick in die Vergangenheit! kein Licht in die Zukunft! im Kampfe mit der Minute der Gegenwart rieb sich jede meiner Kräfte auf.

Hier aber athme ich wieder. Wilde Gebirge, ihr meine Freunde, meine Vertrauten in jüngern Tagen, ihr allein sollt die Geschichte meiner Leiden hören, und euer geheimnißvoller Busen soll die Stimme wiederhallen, die aus meinem Herzen euch entgegen tönt.

Dort erhebt sich der Hügel zu dessen Füßen meines Vaters Hütte stand. Dort die graue Felsenhöhe, mit ihren dunkeln spitzigen Fichten, wo ich so oft saß in der Ruhe der abendlichen Dämmerung, allein, nur mit dem Adler der in weiten Kreisen, hoch über mir sich in den Lüften wiegte. Da kömmt er, in der stillen Luft, die rauschende Fittige schwingend, sein Ruf ist Angstgeschrei, er sieht meine trüben Blicke, und will sich nicht auf seinem Neste niederlassen.

Mit unruhigem verwundertem Auge blickten meine Eltern mich an, ich glich ihnen so wenig, glich so wenig ihren andern Kindern! Welch sonderbares Wesen war meine Seele! Ich konnte auf die Sterne am nächtlichen Himmel, auf Blumen mit diamantnen Thautropfen, in der Morgenfrühe, hinblicken, dabei hatte ich keinen Gedanken, nur das Gefühl stiller einsamer Freude. Ich konnte die Verkörperung des schönsten Traumes, der je in des dichterischen Malers Gemüth zum lebendigen Leben geboren wurde, ansehen; ich konnte die erhabensten Schöpfungen, die des Bildhauers Meisel in's Daseyn rief, ansehen, anstaunen, aber sie berührten die Tiefe meines Herzens nicht; sie gingen an dem Spiegel meiner Seele vorüber, und ließen keine Spur zurück. Nein, zu wenig Irdisches war in der ätherischen Göttergestalt, die mein geistiges Ich verehrte. Musik — Musik! schon bei meiner Geburt ward ich bestimmt ihr Verehrer zu seyn, ihr Geweihter — ihr Märtyrer! ja ihr Märtyrer! Nicht lange mehr können mich diese welken Glieder zum Rande dieser Quelle tragen, da will ich mich niederlassen, mit geschlossenen Augen dem unbestimmten geheimnißvollen Wellentone lauschen, bis ich vergesse, daß mich das Schicksal noch an diese Welt der Leiden fesselt. Nicht viel länger kann diese schwache Hand über die Saiten der geliebten Harfe gleiten, die durch alle Veränderungen meines Schicksals, durch alle Lebensauftritte mir zur Seite stand, meine einzige Freude, meine einzige Trösterin! Jetzt da ich im Grase ruhe, berührt das leise Lüftchen das durch die Binsen flüstert, meine Nerven, wie ich noch nie es fühlte — untrüglicher Vorbote, daß der Geist nun rasch das zerfallende Gefängniß durchbrechen wird, um sich in die Harmonie des Weltalls zu mischen.

Ich kann mich nicht an eine Zeit erinnern, da diese kleine Harfe nicht die meinige war; sie ist in meine fernsten Jugenderinnerungen verwoben. Sie stand in meinem Zimmer. Nachts rückte ich sie zum offenen Fenster, und horchte halbwachend, in träumerischem Entzücken, den sanften, regellosen Tönen der ätherischen Musik zu, die der Nachtwind in die Saiten hauchte. Ob ich je Unterricht in meiner Kunst erhalten habe, weiß ich nicht; mein Gedächtniß schweigt darüber. Ich weiß weder von Lehren, noch von Lernen, es war ein unmittelbares Begeistern überirdischer Gewalten; es war das wahre Wesen meines Lebens, meine Seele selbst. Von fremder Hand berührt, gaben die Saiten meiner Harfe nur gemeine Töne, wenn aber meine Finger durch sie rauschten, ergossen sie eine Fluth reicher, voller, manchfaltiger Melodie, als bestände zwischen mir und ihnen eine tiefe verborgene Gemeinschaft; als hätten meine Finger eine wundervolle Gewalt, die allein vermochte diese süßen berauschenden Töne hervorzurufen.

Der Kreis meines Rufes erweiterte sich um mich her. Fremde aus der ganzen Umgegend kamen täglich in unsre bescheidene Wohnung. Einer besonders betrachtete mich mit vielem Interesse und besonderer Aufmerksamkeit; bald suchte er meine nähere Bekanntschaft und forderte mich auf ihn nach Neapel zu begleiten. Ich schlug es ab; da er mir aber sagte, ich würde dort noch süßere, herrlichere Musik hören, als je zuvor, war ich geneigt sein Anerbieten anzunehmen, und verließ meines Vaters Hütte. Allein ich hörte keine Musik die der tiefen, reichen Harmonie gleich kam, die seit meiner Geburt aus meinem Innern sich drängte, die aber zu zart, zu schön, zu überirdisch war, um auch nur einen Augenblick in der kalten Atmosphäre

der Außenwelt leben zu können. Ich wanderte durch mein italisches Geburtsland, durch Deutschland und Frankreich, und endlich erreichte ich England. Der Ruf folgte meinen Fußtritten, lief vor mir her. Ich war das Wunder meiner Zeit. Reichthum füllte meine Kisten. Von Großen und Adelichen wurde meine Gesellschaft gesucht, doch glücklich war ich nicht. Ein langsam verzehrendes Fieber nagte an meinem Herzen, ich sehnte mich nach den süßen Lauten der Heimat, nach dem üppigen Lispeln ihrer Südwinde, nach dem musikalischen Rauschen ihrer Wasserfälle. Ich fühlte es, daß ich und meine Harfe Verbannte seyen. Die Harfe behielt noch die lieblichen Zauber ihrer Töne, sie allein mochte ich noch auf Erden hören. Mitten in den Tausenden von Zuhörern, voll stiller Erwartung, wenn meine Hände zitterten, meine Stirne brannte, lehnte ich mich über die Harfe, berührte ihre Saiten, und eines Geistes Hauch, eines Engels Stimme entquoll ihr, mich zu besänftigen, mich zu beruhigen. Ich neigte mein Haupt zu ihr hin, während warme Thränen auf sie niederrollten, meine Hände sanken; die Laute starben einer nach dem Andern weg und zogen meinen Geist mit sich fort, empor zu den Pforten seines himmlischen Geburtslandes.

— Einst — es war ein lieblicher Maisonnabend — verließ ich die dumpfen, gedrängten Straßen der englischen Hauptstadt und wanderte fort, bis sie weit hinter mir lagen. Ich schaute zurück und nur der hervorragende Dom der St.-Paulskirche und die lange wolkenähnliche Linie von grauem Rauche sagten mir, daß ich noch in der Nähe einer großen und volkreichen Stadt seye. Ich gieng einen einsamen Weg hin und verfolgte sodann einen engen Pfad, der auf beiden Seiten mit hohem Gras bewachsen war, der mich auf einen freien Platz führte, wo das junge, frische Grün des Grases im goldgelben Lichte der untergehenden Sonne glänzte, während hier und da Baumgruppen ihre langen schwarzen Schatten darüber hinwarfen. Noch einige Schritte, und ich stand vor einem prächtigen Gebäude: Seine Bauart glich derjenigen der italischen Palläste. Um blendendweiße Marmorsäulen schlangen sich die lieblichsten Kränze von Windeblumen; eine breite Flugtreppe führte zum Haupteingang. Es war der Aufenthalt des Reichthums, und wahrscheinlich des Ranges. Plötzlich strömte ein Erguß von Zaubertönen aus dem Hause und hielt mich gefesselt stille; einer Harfe Laut und einer süßen Harfe, war es. Ganz instinktmäßig trat ich näher und näher, bis ich nur noch wenige Schritte von dem offenen Fenster entfernt stand. Jetzt wurde der Harfe voller Ton sanfter, gedämpfter, und eine Stimme — Gott! welch' eine Stimme! — ergoß ihren ganzen Reichthum in eine Arie, die mir wohlbekannt, denn sie war von meiner Composition. Nie noch hatte ich eine solche herrliche Stimme gehört: »Herrlich!« welch armes Wort! Sie war überirdisch, ätherisch, geistig! Vom Zauber ergriffen, stand ich unbeweglich, während das Lied forttönte. In feierlichem Beben starben die Laute der Engelsstimme, dann wieder rauschten die Silbertöne der Harfe mit triumphirender Gewalt dahin. Ein Schrei der Bewunderung, des Entzückens entfuhr meinen Lippen. Die Musik verstummte augenblicklich; der Fensterschirm wurde eiligst zugezogen; bald aber gewahrte ich an dem benachbarten offenen Fenster ein Antlitz, das nie aus meiner Seele schwinden wird. Ich sehe sie noch jetzt, die holden engelreinen Züge; die herrliche Gestalt; die vollen Rosenlippen, getrennt, als hätte sie der Geist des Gesangs selbst getheilt; die blauen Augen; die hohe weiße Stirne; das reiche braune Haar, das in üppiger Lockenfülle um den Liliennacken spielte; die kleine weiße Hand mit ihren Juwelenfingern, die in den Frühlingsrosen ruhte, die vor dem Fenster dufteten. Mir war, als stände das geistige Äthergebilde, das ich Jahre lang in seinem körperlosen Wesen verehrte, das unsichtbar um meine Harfe schwebte, lebend, geoffenbart vor meinem Auge da. Hoch errötheten ihre Wangen bis zu den weißen Schläfen, als ich mit gefalteten Händen und mit starren Blicken die den ihrigen begegneten, vor ihr stand. Nennen, zergliedern kann ich meine Gefühle nicht: Ehrfurcht, Liebe, Anbetung, Verehrung waren leidenschaftlich durcheinander gemischt. Ich sank vor ihr auf die Kniee nieder, wie von einem unwiderstehlichen Zauberschlage getroffen, und die liebliche Erscheinung zog sich zurück und verschwand.

Ich kehrte in meine einsame Wohnung zurück; sie ward mir nun noch einsamer, kalt und öde. Ich warf mich auf mein Bett, meine Harfe stand neben mir und in den Träumereien eines oft unterbrochenen halben Schlummers bildete ich mir ein, das liebliche Wesen stehe wieder vor mir, berühre die Saiten meiner Harfe und locke Himmelstöne aus ihr hervor. Endlich versank ich in tiefern Schlummer; meine Träume waren verworren, seltsam, es war ein Gemisch von Seelenangst und Entzückung, von Entsetzen und Begeisterung, von lieblichem Gesang, der von süßen Lippen floß, und wieder ein Geschrei der Angst und des Grauens. Und doch, in jeder Veränderung der Wonne, oder der Qual, fand sich wieder jenes himmlische Antlitz, jene Zauberstimme, die, wie himmlische Geister, mich umschwebten. Ich erwachte erst gegen Mittag aus meinem unruhigen Schlafe, erhob mich und gieng hinaus in die Stadt. Wie ganz anders, wie ganz verschieden von den frühen Eindrücken, sahen mir jetzt die Straßen aus! Vorher hatte das geräuschvolle Treiben der Menge, die verschiedenartigen Gesichter die ich erblickte, Interesse, Mitempfindung in mir rege

gemacht. Jetzt beleidigte mich der blendende Glanz der Sonne, die Mischung von Freude und zurückgestoßenem Elende; während das Gerassel der Wagen grell in meine Ohren tönte.

Es wurde Abend, und da es der letzte meines Engagements in London war, versammelte sich eine äußerst zahlreiche und glänzende Gesellschaft im Theater. Ich war noch ganz von dem Gesang entzückt, der mich den Abend zuvor so zauberisch ergriffen hatte, dessen Melodie noch so mächtig meine Brust bewegte — ich wählte sie zu meinem Thema. Während ich in meinem Spiele fortfuhr, richtete sich mein Blick nach oben, und mein Auge wurde plötzlich von den Zügen eines Mädchenantlitzes gefesselt, das sich in einer der Logen befand; sie lehnte sich vorwärts, und horchte mit athemloser Aufmerksamkeit. O, ich erkannte sie im Augenblick! es war Sie — die schöne junge Sängerin! Mit unverwandtem Blicke nach ihr, spielte ich weiter. Unsre Augen begegneten sich. Ich sah, daß sie mich erkannte, denn sie erröthete, wurde bleich und, nach einem seltsamen Kampf der Gefühle, sank sie zurück und fiel in Ohnmacht. Ich hörte ihren Namen von Mund zu Mund im ganzen Theater wiederholen — es war Lady Isabella S., die einzige Tochter des Grafen von M—.

(Der Schluß folgt.)

Der heilige Gral.

(Nach den romantischen Dichtungen des deutschen Mittelalters.)

Von A. Nodnagel.

So lange die Völker in kindlichfrommem Glauben das Heil für ein Etwas, einen Besitz oder ein Gut hielten, das außer der Menschenbrust da und dort verborgen, durch Kampf oder Büßung oder Beides zugleich erreichbar sey, so lange hat man geheimnißvolle Heiligthümer verehrt und den Weg zu ihnen für die würdigste Richtung jeder Thatkraft ausgegeben. Am Ganga war es die Sabala, Waßischta's Wunderkuh, für welche der König Wiswamitra Jahrtausende büßend auf der Fußspitze stand. Aus Hellas zogen die Argonauten unter Jason nach dem barbarischen Kolchis, das goldene Vließ zu gewinnen, — mußten Länder und Meere durchirren, mit feuerschnaubenden Stieren pflügen und Drachen erlegen. Das Christenthum setzt das Heil des Menschen in die Erlösung und Heiligung, die nur in uns liegen kann; und dennoch schuf auch die ritterliche Phantasie ein mysteriöses Heiligthum, des edelsten und begeistertsten Strebens werth, den heiligen Gral. Die Erzählungen davon, die Kämpfe, die Irfahrten nach dem Tempel, worin es schwebe, bilden den Kern der tiefsten und wunderbarsten Rittergedichte aus dem Mittelalter, deren Verständniß übrigens noch immer sehr erschwert bleibt, da bis jetzt nur Eins derselben vollständig übersetzt ist, die andern aber, selbst dem fleißigsten und scharfsinnigsten Erklärer noch viele Räthsel lassen. Und doch ist, was wir davon wissen, charakteristisch für die Kunde poetischer Weltanschauung in deutscher Vorzeit, tief und rührend zugleich, ernst und sinnig genug, um einige Augenblicke dabei zu verweilen. Es ist Zweck dieser Arbeit, über den heiligen Gral Einiges aus jenen romantischen Gedichten und andern verwandten Büchern späterer Zeit mitzutheilen.

Der heilige Gral ist die Schüssel, aus welcher Christus in der Nacht bevor er verrathen ward, das Osterlam genoß und das Mahl der Liebe austheilte. Ein einziger Edelstein, Jaspis Exilix genannt, noch zauberkräftiger als alles Wundergestein aus dem Schoos der Berge, bildet dies Gefäß. Von des Steines Kraft verbrennt sich der Phönix zu Asche; doch diese schafft ihm wieder Leben, daß er mit neuer Kraft aus ihr emporsteigt. Als Joseph von Arimathia den heiligen Leib des Erlösers bestatten wollte und das versöhnende Blut noch floß, ward nur der Gral gewürdigt, dies aufzunehmen. Von Haß entflammt sperrten die Juden den frommen Joseph zur Strafe in einen Kerker, dessen Moderqualm ihn eher tödten mußte, als Hunger, der seine eignen Hände nagt. Doch Christus erschien dem Gekerkerten, und in seiner Rechten strahlte goldgrünen Glanzes der Gral. Dieser Anblick erhielt den Dulder zur Stunde freudig und fristete ihm über 40 Jahre das Leben, bis der siegreiche Titus rettend in den Kerker hinabstieg. Welch ein Wunder! Klarheit hauchten die Wände und nur ungern wendete Joseph sein freudestrahlendes Gesicht dem Fremdling zu. Dem Gral gegenüber dünkte ihm seine lange Gefangenschaft nur ein Traum von zwei Tagen. Befreit zog er nebst seiner Familie gegen den Eufrat, um dort das Evangelium zu predigen. Unterwegs befahl ihm eine Erscheinung, den Gral in einem zierlichen Kästchen zu bewahren; er und sein Sohn dürfen dies jeden Tag öffnen, um sich am Anblick zu erquicken. In der Stadt Sarraz*) bekehrten sie den König und erhielten die Verkündigung, Josephs Sohn Galaad würde Vater zahlreicher und frommer Nachkommenschaft seyn. Von jetzt an wirren sich die Nachrichten und es möchte schwer seyn, den Fa-

*) Nach der Sage stammen die Sarazenen daher.

den auszuziehen. Störend greift die Sage vom Artus und der Tafelrunde ein, die auf ganz anderm Boden erblüht, so wenig damit einerlei seyn kann, als der eitle weltliche Prunk des Ritterthums mit jener stillen Hingebung der Orden, in welchen Mönch und Ritter zu Einem Gelübde die Hand erheben. Daher keine Nachricht mehr von Joseph, sondern von einem Tische, den er nach dem Bilde der Tafel Jesu und seiner Jünger gemacht und gleichfalls den Gral benannt habe. Wie sich aber die Sage um das Heiligthum zunächst trübt, so tritt auch dasselbe mehr ins Dunkel und es erscheinen Menschen als seine Pfleger, deren Geschichte uns Theilnahme einflößt. Der älteste dieser Herrscher entsproß einer mächtigen, früher Heiden-Familie aus Kappadozien; Titurel kann als Stammhaupt gelten. Muster in jeder Tugend und glücklich im Kampfe gegen die Heiden in Spanien, erhielt er durch einen Engel den Gral und wurde zu dem Berge Montsalväsch *) geleitet, welcher inmitten eines sechszig Meilen überdeckenden Waldes gipfelte. Diesen Fels umzog er mit Mauerwerk, schützte ihn durch Thürme, baute Palaste. Allen Stoff dazu schafft der Gral, noch in der Luft schwebend und von Engeln unsichtbar getragen. Im stillen Dämmer der Nächte sann Titurel dem Riß der Kapelle nach, keine würdige Form wollte sich ihm bieten, als er einst Morgens die Zeichnung auf dem Raum von höherer Hand aufgerissen sah. Wie vermöchte man des Tempels Pracht in Worte zu fassen, der nun erfand? wie loben die Klänge der Menschenrede den Glanz der Edelsteine, welche hier als Fenster selbst das Tageslicht zauberisch umschufen? Aus der Mitte stieg ein prachtvoller Thurm, dessen Knauf, ein weit leuchtender Karfunkel, zur Nachtzeit die Ritter des Heiligthums, die Templeisen, sicher zurückleitete, wenn sie tagsüber im beseligenden Dienst den Wald durchstreift und jeden Unberufenen mit Schwert oder Speer zurückgewiesen hatten.

Von diesen Rittern und von den Wundern, welche in der Osterwoche und besonders am Karfreitag der Gral bewirke, sagt Wolfram v. Eschenbach, nach der Uebersetzung von San-Marte:

Es wohnt eine ritterliche Schaar
Beim Gral zu Montsalvas immerdar,
Die ihre Arbeit und ihren Preis
Ihm ganz geweiht. Templeisen heißen,
Die seines Dienstes sich befleißen.
Ihre Nahrung spendet ein Edelstein,
Wunderkräftig klar und rein,
Mit Namen Lapis Exillix.
Durch ihn verbrennet der Phönix
Zu Asche sich, doch diese schafft
Ihm Leben wieder, so daß empor
Aus ihr er steigt mit neuer Kraft,
Und schöner, als er war zuvor.
Dem Menschen kann kein Leid geschehen,
Am Tag, da er den Stein gesehen,
Und eine Woche nach der Zeit
Bleibt er vom Tode noch befreit.
Wer täglich ihn erblicken kann,
Dem, sey es Jungfrau oder Mann,
Bleibt unverändert Farb und Haut,
Wie in schönster Blüte sie ward geschaut;
Und säh' er ihn zweihundert Jahre,
Ihm grauten dennoch nie die Haare,
Und solche Kraft verleiht der Stein
Dem Menschen, daß ihm Fleisch und Bein
In ungeschwächter Jugend bleiben.
Der Stein, deß Wunder zu beschreiben
Ich versuchte, wird der Gral genannt. —
Gesendet von der höchsten Hand
Kommt heut ihm eine Botschaft,
Die ihn begabt mit neuer Kraft.
Denn heut ist der Karfreitag,
Deß dort man sehnlich harren mag.
Eine glänzend weiße Taube schwingt
Vom Himmel sich herab und bringt
Eine Oblate weiß und klein,
Legt hin sie auf den heiligen Stein
Und schwingt sich himmelan dann wieder.

Immer an dem hohen Tage
Kehrt sie zurück — und, wie ich sage, —
Legt auf den Stein die Gabe nieder,
Die ihm die Kraft gibt: was auf Erden
Genießbares mag erzeuget werden,
Was an Gethier in Wassergrüften,
In Flur, in Wald und den Lüften
Mag schimmen, laufen, kriechen, schweben,
Als Trank und Speise darzugeben.
So zehret von des Grales Kraft
Die ritterliche Brüderschaft. —

Doch kehren wir zur Geschichte der Pfleger dieses Heiligthums zurück.

*) Mons salvas, Berg des Heils.

Vierhundert Jahre diente Titurel Gott und dem Grale; er erfreute sich eines Sohnes Frimutel, dem fünf Kinder geboren wurden. Kinder und Enkel sammelte Titurel um sich und belehrte sie über die Bedeutung des Grales. Der König und die Hüter desselben sollten auf wunderbare Weise ernannt werden. Das Gedicht sagt:

»Am Stein auf seines Randes Rund
Erscheint eine Schrift, die deutlich kund
Geschlecht und Namen dessen thut,
Den zu erwählen der Gral geruht.
Niemand vermag der Schrift Buchstaben,
Eh' sie gelesen, vom Stein zu schaben;
Sie schwindet jedoch zur selben Frist,
Sobald der Name gelesen ist.« —

Frimutel wird gekrönt und Tschoysiane, seine Tochter, hütet das Heiligthum. Mit Kyot von Kattelange vermählt wird diese Sigunen's Mutter; ihre Schwester Herzeleide aber, nur kurze Zeit in den Armen eines kampflustigen, stürmischunruhigen Gatten beglückt, gebar einsam in kranker Liebessehnsucht den Knaben Parzival. Nach Frimutels Tode ward Amfortas, sein Sohn, König zum Gral, verscherzte aber dies Glück durch Sinnentand und Weltlust. Die Strafe war dem Vergehen gleich. Das Eisen eines Speers, der ihn im Kampfe traf, blieb in der Wunde stecken. Wie er mit dem Tode rang, gelobte sein Bruder Trevrizent als Einsiedler zu entsagen und zu büßen, wenn Amfortas am Leben bliebe. Und der Anblick des Grales bewahrte den König, doch zum jammervollen Leben; seine tiefe Wunde heilte nicht zu und furchtbarer Brand durchzuckte seine Glieder. Umsonst bot man Alles zu seiner Rettung auf; da flammte plötzlich am Gral die bedeutungsvolle Schrift: ein Ritter rein und unerfahren, würde auf dem Schloß erscheinen, und frage dieser noch in der ersten Nacht, unbelehrt unaufgefordert, warum Amfortas so Schweres dulde, dann solle der König heil werden. Peinliche Frist verstreicht und der tägliche Anblick des wunderbaren Gefäßes erhöht die Bitterkeit der Leiden. Du zögerst, o Ritter, du Retter? Soll nach Verzweiflung nur die Sühne kommen? Endlich zieht Parzival, des Königs Neffe, auf seiner abenteuerlichen Fahrt ein; er sieht und hört den leidenden, den wimmernden König, den er nicht kennt; man trägt den blutigen Speer durch's Gemach; Ritter und Damen klagen mit Wort und Blick; nur dürfen sie nichts verrathen. Die Frage pocht in des Jünglings Herz, schwellt auf seiner Lippe. Jetzt — jetzt! Allein die Worte seines weisen Lehrers hatten ihn einst vor jeder vorschnellen Frage gewarnt. Vielleicht gilt es eine Probe. So schweigt Parzival und die Nacht vergeht, ihm in seltsamen Empfindungen, in namenlosem Weh' dem Kranken Amfortas und Allen auf der Burg. Parzivals Prüfungen beginnen, und erst später, als man ihn schmählich aus dem Hause gewiesen, erfährt er wie nah' das Heil ihm gewesen sey, wie er so unwissentlich es verscherzt habe. An der Tafel des Artus erscheint ihm die Gralsbotin, die furchtbare, zum Schauder häßliche Kundrie la Sorziere und ihr Donnerwort scheucht ihn aus dem Kreise der weltlichen Ehre. Kämpfend und entsagend, zweifelnd und nur den Gral suchend zieht Parzival jetzt noch einmal aus. Die Kraft des männlichen Willens besteht jedes Hinderniß und er wird selbst König des Grales und vollbringt die Heilung des Amfortas. Nun, beim Freudenfest erscheint ein neues Gesetz an dem Edelsteine: Jeder Templeise, dem Gott über fremde Völker zu herrschen gebe, solle jede Frage nach seinem Geschlecht und Namen verbieten, und frage man ihn doch, für immer gleich das Land verlassen. So knüpft sich eine neue wunderliebliche Sage an. Die Herzogin Belaye in Brabant, von ihren Vasallen bedrängt, fleht um Hilfe; eine Schrift am Gral bestimmt den Loherangrin, Parzivals Sohn, zu ihrem Schutze auszuziehen. Eine Barke, von Schwänen gezogen, bringt ihn an den Palast der Verlassenen. Er rettet sie und wird ihr glücklicher Gatte. Könnte doch die Arme ihre Neugier bekämpfen; sie weiß ja sein Verbot und ihr Versprechen. Allein sie fragt endlich, obschon erst nach einigen glücklichen Jahren. Loherangrin verschwindet. —

Das Abendland war nunmehr des Grales nicht mehr würdig. In Marsilie schifften sich die Pfleger desselben ein, befreiten unterwegs durch das wundervolle Gefäß eine Gegend von Hungersnoth, entgiengen der Gefahr des Magnetberges und den klebrigen Wellen des Lebermeers und kamen endlich zu Anverwandten. In Indien, nicht weit vom Paradiese, war das Reich des Priesters Johannes. Sein Palast übertraf an Herrlichkeit den Tempel des Grals. Dieser Tempel selbst erschien nun aber auf Bitten der Templeisen daselbst und Parzival vertauschte seinen Namen mit dem des Priesters Johann, zu welcher Würde auch später die Träger durch eine Schrift am Gral erkoren wurden. Heiliger Sehnsucht voll suchten die Ritter der nächsten Menschenalter das entrückte Myster — es blieb jedem verborgen, wie das Paradies, dessen Pforte selbst der große Alexander nur fragend berühren, nicht beseligt öffnen durfte, um hineinzuschreiten.

* * *

In undurchdringlichem Dunkel liegt Anfang und Schluß dieser Sage. Deutschland möchte nun zwar nicht ihr Vaterland seyn,

wiewohl ich auch nicht mit Gervinus keckhin behaupten will, sie habe nur in der Phantasie eines einzeln Provenzalen ihren Ursprung. Mehrere Völker scheinen nach und nach daran gedichtet und ihrer thatkräftigen Sehnsucht nach Erlösung ein Symbol gesucht zu haben.* Drei deutsche Dichtungen jener Zeit bewegen sich voraus in dem Zauberkreise des Grals: Titurel und Parzival, beide von Wolfram von Eschenbach — und Lohengrin von unbekanntem Dichter. Das Verhältniß dieser Epen, die zu den kunstreichsten und tiefsinnigsten Erzeugnissen der romantischen Poesie gehören, will ich jetzt nicht näher erörtern. Nur Einiges möcht' ich zum Schlusse über das Mittlere derselben, den Parzival, anführen, weil dies durch die im Jahre 1836 erschienene, wackre Übersetzung von San-Marte gleichsam neu belebt und jedem Leser zugänglich geworden ist. Erst in diesem Gedicht herrscht entschieden die romantische Weltansicht in der Darstellung und Form zugleich, und es darf als Gegensatz gegen die altklassischen Produkte der Hellenen und Römer gelten. Darum gehörte es aber, wie Rosenkranz bemerkt, nicht allein der Spanne der Gegenwart an, sondern schloß prophetisch auch die Zukunft schon ein. Der Dichter führt seinen Helden aus ahnungsreicher Naturpoesie, aus gesangreicher Waldeinsamkeit in buntes Weltleben, dann zur Anschauung räthselhafter Mysterien. Noch ist er nicht reif, daher sein Zweifel und dann erst nach Kampf sein Durchgang zum Heil. Diese Wendepunkte sind, vielleicht unbewußt, vom Dichter angedeutet; mehr noch die verschiedenen Charaktere, die Liebe, der Stolz, die Demuth, die Selbstverschuldung, welche sogar durch flüchtig scheinende Berührung den werdenden Parzival bilden. So ist das Gedicht mit aller epischen Zuthat eher ein Roman, oder eine Novelle, eine köstliche Vorstudie für den Einen Roman, der unsre sozialen Wirren und Wehen spiegeln wird in dem Zauberlicht der Poesie, unsre Wunden heilen, unsre Gegenwart adeln, unsre Zukunft entschleiern und vor Allem unsern Glauben an die Kraft der Dichtkunst erweitern. Göthe's Wilhelm Meister und Immermann's Epigonen sind überraschende Versuche, einen solchen Roman und mit ihm das Höchste zu geben, dessen moderne Poesie fähig ist, das für unsre Tage einzig Classische, wenn ja dies Wort hier gelten darf. Aber am Ziele stehen wir noch lange nicht. Vielleicht bringt die nächste Gegenwart unsrer Literatur diesen Schatz — die Wünschelruthe zuckt, schlägt zitternd an — möge nur der rechte Mann und zur guten Stunde seinen gewichtigen Spruch sprechen!

Ausstellung

des rheinischen Kunstvereins.

III.

Die junge Brustkranke. *)

Gemälde von ****

Rindstall. Vornehm stehet daselbst ein Lager bereitet,
Drauf eine weiße Gestalt sich zu erheben versucht.
Unter dem Trauerbaum so steht gespenstisch ein Grabmal,
Wie sich die Kranke erhebt unter dem grünen Behang.
Seht am Todtengewande die grünen, die Hoffnungs-Schleifen!
Wohl uns, daß die Natur nimmer das Hoffen verlernt! —
Oben, im Hintergrund, durch die fensterartige Öffnung,
Webet der Äther herein und das erheiternde Licht.
Drunter, nahe dem Bett, einschenket die ältliche Bäurin,
Frisch aus dem Euter, noch warm, eben der Kranken die Milch.
Ihr zur Linken steht, — zum Vergleich, der Kranken zu Häupten —
Neben dem Jammerbild — blühend die jüngere Frau,
Bild der Gesundheits-Fülle, im rothen Lebens-Gewande.
Rechts der Schenkin steht, unten am Bette, der Arzt,
Nimmer versprechend; den Hut und das schwarze, zierliche Stöckchen
Halten die Hände in's Kreuz; junger, gekleideter Mann.
Mädel, am Besen, da unten! Was glotz'st du so auf die Kranke?
Reich' zum Erheben die Hand. Eckelnd versagst du den Dienst?
Sorglich waltet, zu Häupten, die Mutter. Es knieet daneben
— Mama weiset hinauf — betend das Schwesterchen klein. —
Warme, lebendige Fluth! Du kräuterkräftige, weiße
Ammenmilch der Natur, — heile das sterbende Kind!

*) Wir setzen lustige Noten zu trübseligen Gedichten. Im Vorbeigehn sey es gesagt, lieber Leser, diese Methode ist auf alle Fälle des Lebens anzuempfehlen. Verfasser ermangelte seiner Brille, als er gegenwärtiges Stück, das ziemlich hoch hieng, betrachtete. Er bemerkt dieß auf den möglichen Fall, daß er sich in Einzelnheiten geirrt hätte, was er jedoch nicht glaubt. Der Verf.

TIMBRE ROYAL.

Ätherlüfte, herein! Herein, ihr himmlischen Lüfte! —
Ach! sie möchte so gern mit den Gespielen hinaus!
Möchte so gern auch lieben, und hangen am Arme des Jünglings; —
Reiniget innern Graus! Heilet, ach! — heilet den Tod!

IV.

Der Savoyard auf der Reise.

Gemälde von A. Wittenbach, aus München.

Heisa, was fährt vom Hügel für ehrenwerthe Gesellschaft?
Hunde bespannen den Karr'n, Ähnliche sitzen darauf.
Das ist der Savoyard, der fährt in die Lande der Menschen;
Das sind die Hunde gelehrt und die romantische Tracht.
Eben beugt er den Zug um die Hügel hinab in die Weite;
Rechts einen langen Stab, links einen hündischen Herrn;
Rechts auf der Schulter 'nen Affen, ein Zweiglein grün in der Tasche,
Weil er den Apfel mitsammt also gebrochen vom Ast.
Auf dem Gefährt da sitzen parodisch die hündischen Herren;
Brillen, Kokarden, dabei bunteste lumpige Tracht.
Einer ist abgestiegen und läuft in der höfischen Kleidung
Quadrupedans nebenher, wallend im Federgebüsch.
Wahrlich, der Savoyard, er selbst hat ein putziges, ächtes
Menageriegesicht! Maler, du bist mir ein Mann.

(Der Schluß nächstens.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

—'Ein ganz eigener Unfall hat vor einigen Wochen den bekannten, wirklich in Griechenland sich aufhaltenden Dichter Emmanuel Geibel getroffen: Seine Gedichte sollten in Magdeburg gedruckt werden, bei Buchdrucker Hänel; ein großer Brand brach bei demselben aus und auch Geibels Manuscript gieng in Flammen auf. Wir hoffen, daß aus der Asche sich der Phönix verjüngt aufgeschwungen habe und die Götterfunken gerettet.

— Seit dem 1. August erscheint eine neue Zeitschrift: Die Eisenbahn, zur Beförderung geistiger und geselliger Tendenzen, herausgegeben von Dr. J. Wiest. Die Anordnung derselben scheint Lewald's Europa nachgebildet. Das humoristische Element soll die Oberhand erhalten.

— In Constantinopel erscheint eine neue französische Zeitung: « Feuille de commerce. »

— »Kürzlich befand sich Herr M.., ein bekannter Vaudeville-Dichter, in der Nähe des Orchesters im Theater des Variétés in Paris. Neben ihm stand ein gut gekleideter Herr, der ein Gespräch mit ihm anknüpfte, ihn beim Namen nannte, wegen seiner Werke mit Complimenten überhäufte, und endlich bat, ihm ein Vaudeville vorlesen zu dürfen. — M..., der seinen Nachbar nicht kannte, mochte ihm doch die Bitte nicht abschlagen, die er äußerst bescheiden vorgetragen hatte. Man gab sich rendez-vous, und zur bestimmten Stunde trat der neue dramatische Dichter ein. Der unglückliche M... betrachtete das noch nicht erschienene Werk, stieß einen Seufzer aus, als er seine Corpulenz sah, und setzte sich, nachdem er ein Glas Zuckerwasser für den Vorleser bereitet hatte, mit zurückgelegtem Kopfe und halbgeschlossenen Augen in seinen Lehnstuhl. — Der befürchtete Erfolg blieb nicht aus; das Vaudeville des Unbekannten war zum Sterben langweilig; bei der dritten Scene hatte M... die Augen fast ganz geschlossen, bei der vierten schlief er den Schlaf eines Mannes, der ein gutes Gewissen hat. Herr M. weiß selbst nicht, wie lange dieser Schlaf währte, aber als er aufgewacht war, ertönte die Stimme des Vorlesers nicht mehr; sein Stuhl war leer; aber die Uhrtasche des Herrn M... war auch leer, ganz leer. Der Vaudevillist hatte einen kleinen Vorschuß erhoben, eine werthvolle Uhr und sechzig Franken, die sich in der Schublade des Tisches befanden, mitgenommen, auch den silbernen Löffel aus dem Zuckerwasserglase mitlaufen lassen.« (Europa.)

— Den 21. August starb zu Berlin der als Naturforscher, Weltumsegler und Dichter berühmte Adelbert von Chamisso; er ward den 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt, in der Champagne geboren. Seine Reiseberichte, seine tiefsinnigen, humoristischen Lieder und Balladen, sein origineller Roman, Peter Schlemihl, werden seinen Namen unvergeßlich erhalten. Er gab seit einigen Jahren mit G. Schwab den deutschen Musenalmanach heraus.

Miscellen.

Ein witziger Kopf lag auf dem Todtenbette. Der Arzt fühlte ihm den Puls und zuckte bedenklich die Achseln. »Doktor, sagte der Kranke, haben Sie einen Kunstausdruck für das Klopfen meines Pulses?« »Nein, eigentlich nicht,« entgegnete der Arzt. »Nun wohl, so will ich die Wissenschaft damit bereichern: mein Puls schlägt den Todtenmarsch.«

Ludwig dem XVI wurde ein Medaillon überreicht, worauf er selbst, unten aber Ludwig XII und Heinrich IV abgebildet waren, mit der Umschrift: Douze et quatre font seize.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 21.

Samstag, den 22. September 1838.

Wolkenbild.

Es kommt ein Lichtgewölk dahergeschwommen,
Und flüchtig auf den Feldern, auf den Matten
Tief unten wandelt sein entfärbter Schatten,
Ein dunkles Bild, dem aller Glanz entnommen.

Doch nun es über einen See gekommen,
Sind plötzlich auf der Fluth, der spiegelglatten,
Die Farben, die sich dort verdunkelt hatten,
Zu einem leuchtendhellen Bild entglommen.

So muß die Dichtung sich's gefallen lassen,
In manchen Seelen, bei'm Vorüberschweben,
Zu einem dunkeln Schatten zu erblassen.

Doch offne Herzen sind ihr auch gegeben,
Die ihre ganze Bilderfülle fassen
Und freudig ihrem Glanz entgegenheben.

Adolf Stöber.

Der italienische Musikus.

(Schluß.)

Ich verließ England und kehrte in mein Vaterland zurück: immer noch umschwebte mich jene Stimme, jene Gestalt. Das Licht des Tages machte mich müde; ich sehnte mich nach der Nacht; wenn ich allein in der Dunkelheit saß, konnte ich die Saiten meiner Harfe durch sympathetische Gefühle beleben und das Bild der Angebeteten an meine Seite beschwören. Oft ging ich in den Wald, wenn der Wind durch die belaubten Gipfel der Fichten rauschte, wenn der Donner tobte und der Blitz um mich leuchtete, da setzte ich mich unter einen alten Baumstamm, und begleitete den heulenden Sturm mit den Klängen meiner Harfe, und Sie — die Erscheinung stand in ihrer ganzen Schönheit vor mir da; ihr Auge leuchtete heller als der Blitz, ihre Stimme erhob sich hell und klar über dem Brausen des Sturmes; in wahnsinnigem Entzücken glaubte ich sie zu umfassen, goß meine Seele in die ihrige: wir waren nur ein Wesen, ein geistiges, unsterbliches Wesen!

Mehr als ein Jahr schwand vorüber, ohne daß ich etwas von Lady Isabella sah und hörte, außer in jenen Visionen.

Ich wohnte in der Nachbarschaft eines Palastes, der einst das Eigenthum eines Edelmanns gewesen, zum Theil in Verfall gerathen war und jetzt wieder für eine englische Familie, die den Sommer hier zubringen sollte, bewohnbar gemacht wurde. Die Familie kam mit großem Aufwand in reichen Equipagen, mit zahlreicher Dienerschaft, und bald wiederhallten die Mauern des Gebäudes von den Tönen der Freude, der Lust. Während mehreren Wochen sah ich Niemand von ihnen; ich fragte nicht einmal nach ihrem Namen, denn was wollte ich mit Wesen, die mir diese so fröhlich, so glücklich zu seyn schienen!

Als ich einst, an einem sonnigen Nachmittage, im Lusthaine im Schatten der Bäume saß, hörte ich eine Stimme, deren Töne das Innerste meines Herzens ergriffen: es war die Stimme eines Frauenzimmers, das in den sanften, süßen Lauten der Liebe mit Jemanden sprach. Ich war gewiß die Stimme kannte ich, wo ich sie aber schon vernommen, wußte ich nicht mehr. Ich schlich der engen Öffnung der Umzäunung zu, streifte die Blätter zurück und erblickte — Lady Isabella! Sie saß auf dem weichen Rasen; ihr Schooß war mit Blumen bedeckt. Sie wählte sie sinnig aus für einen schönen jungen Mann der auf der Wurzel eines Baumes saß und sie langsam zu einem Kranze flocht, den er auf die weichen Locken drückte, so daß sie zitternd um die Lilienstirne hinflossen. Er neigte sich über Sie hin und küßte die schöne, edle Stirne; Sie ließ ihr Haupt auf seinem Arme ruhen und begann eine kurze, ausdrucksvolle Arie zu singen, mit derselben reichen, vollen Stimme die ich so gut kannte, die Tag und Nacht durch meine Seele bebte.

Und Sie war sein Weib! Sie deren Seele Musik war — deren Pulse bei jedem Tone sichtbar bebten, die mir mit magischer Gewalt die meinigen nachbeben machten. Sie war die eines Andern: eine Scheidelinie lag zwischen uns Beiden, gegen welche aller Unterschied des Rangs und der äußern Glücksumstände in ein unbedeutendes Nichts zerflossen!

Der Gesang war geendigt. Isabella's Gatte erhob sich und mit einem Kuß und einigen halblauten Segensworten verließ er sie.

Mein Gehirn wirbelte sich in leidenschaftlicher Bewegung. Ich sprang über das Gehäge und stand vor ihr. Sie sprach nicht. Sie schrie nicht, aber schrecklich bleich wurde Sie, und nachdem Sie sich aufgemacht hatte, suchte Sie zu fliehen, aber ein Schauer überlief Sie plötzlich, ihre Glieder zitterten, Sie fiel zu Boden. Ich erfaßte Sie: das Wesen das ich so leidenschaftlich liebte, lag an meinem schlagenden Herzen. Ohne zu wissen was ich that, umschlang ich Sie mit meinen Armen und rannte mit meiner süßen Beute fort und fort, durch unwegsame Orte nach meiner Wohnung. Ungesehn brachte ich Sie auf mein Zimmer. Auf meinem Ruhbette kehrten ihre Lebensgeister langsam wieder. Röthe schlich in ihre Wangen, ihre Stirne, ihre Lippen bebten; Sie öffnete ihre Augen und stieß ein herzzerreißendes Angstgeschrei aus. Das Schreien brachte meine Diener in Aufruhr; sie stürzten in's Zimmer herein. Ich gab ihnen keine Erklärung dieses Auftrittes; ich befahl ihnen aber mir schnell ein starkes Wiederbelebungsmittel zu bringen, das ich im Hause hatte. Sie kamen mit der Flasche. Ich goß den Trank in einen Becher und Sie schlürfte ihn wahnsinnig aus bis auf den Boden. Der Trank belebte Sie wieder; mit unnatürlicher Kraft erhob sich die hohe Gestalt und meinen Arm krampfhaft erfassend, blickte Sie mir wild in's Gesicht. Plötzlich erblaßten ihre Wangen; ihr Gesicht zuckte; ein elektrischer Schlag durchzitterte ihren ganzen Leib — Sie fiel todt zur Erde nieder! In ihrer unglücklichen Eile hatten meine Diener ein falsches Fläschchen ergriffen, und meine eigene Hand hatte ihr den Tod gereicht — ihr, deren Leben ich tausendmal das meinige aufgeopfert hätte!

Wahnsinnig, rasend wahnsinnig war ich. Der irdischen Rächer Händen war ich entgangen; aber eine schwerere Strafe trug ich mit mir, in meinem eigenen Herzen, härter als Todesstrafe mir hätte auflegen können. Ich fürchtete nichts mehr; hoffte nichts mehr. Monate lang wanderte ich in den Gebirgen umher; da wurde ich ruhiger; ich glaubte zur Sühne meines Verbrechens sterben zu können. Ich machte mich auf, übergab mich den Gerichtsdienern; sie bewilligten mir die Gnade nicht, die ich von ihnen erflehte. Sie lachten bei meinem Flehen und schleppten mich nur zu den Wahnsinnigen; sie dachten da sollte ich meine unglückseligen Tage beschließen. Doch nein! nein! nein! — ich hatte noch mehr Kraft, noch mehr List als sie glaubten. Ich entwischte aus ihren Banden und meine treue Harfe im Arm stehe ich noch einmal, in Freiheit, auf meinen Geburtshügeln, und will da eben sterben.

Ich reiche dem willkommnen Tode meine Rechte. In der vergangenen Nacht stand die Angebetete in meiner Nähe, ich hörte ihren traurigen vollen Gesang. Und diesen Morgen, als ich meine Harfe ergriff, sprangen ihre Saiten ab, sie starben dahin, als ihr Geist wieder zurückkehrte in sein himmlisches Land. Ja, ehe wieder eine andere Sonne diese Hügel vergoldet, ich fühl' es, wird sich mein Geist über diese kalte Welt hinweggeschwungen haben, um sich mit dem übrigen in ewiger Harmonie zu vereinigen!

Nach M. L. Browne, von Karl Ott,
gegenwärtig in Richmond, bei London.

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Mönch von Schwarzenburg.*)

1.

Auf Schwarzenburg, im Pfaffenthurme, muß
Ein Mönch, als Geist verzaubert, halten Runde.
Den Zauber lösen kann nur Eins: der Kuß
Von eines reinen Mägdleins süßem Munde,
Das nie geliebt und niemals würde lieben.

Zur Geisterstund' verirrte sich Marie,
Der armen Wittwe Kind, in diese Hallen.
Schön ist die Maid, und siebzehn Jahr; und nie
Noch konnt' ein Jünglingsherz ihr wohlgefallen,
Denn einsam wohnt sie, tief im Wald verborgen.

Krank liegt die Mutter, drum im Dorfe weit
Holt sie ein Tränklein ihr zu später Stunde.
Nicht achtend, daß ein schweres Wetter dräut,
Bis daß die Mutter wieder ihr gesunde,
Hat sie des Berges Gipfel schon erstiegen.

Wild stürmt der Wind; die Blitze Streich auf Streich!
Am Pfaffenthurm' sieht sie ein Pförtlein offen;
Sie wankt hinein, verschmachtend matt und bleich,
Vom Regenguß ihr Kleid und Haare triefen;
Doch für die Mutter kann sie Alles dulden!

Fast hätt' der Schlaf das Aug' ihr zugedrückt,
Sie rafft mit Müh' die Sinne noch zusammen.
Was ist's, das sie zu [illegible] sich erschrickt,
Beschienen von den gelben Blitzesflammen?
Ein [illegible] rauscht — es ist die [illegible]!

Verwundet scheint das Thier; beklommen gehn
Und matt der Augen feuerrothe Kreise.
Als wollten was vom Mägdlein sie erflehn,
Und stimmen nicht bange die [illegible] Weise;
Mitleidig beugt sich Maria nieder.

Den Vogel nimmt sie an die warme Brust,
Streicht ihm die Flügel, theilt mit ihm die Rinde;
Er fühlt sich wohl, er krächzt in wilder Lust,
Blickt liebender empor zum süßen Kinde
Und heischt — den Kuß ihr von dem rothen Munde!

Es fährt ein Strahl ihr durch die Glieder jach,
Dem Kuß zum Spiegel hebt er glühend wieder;
Der Mutter gilt erschreckend noch ihr: Ach!
Und ohnmächtig sinkt sie zur Erde nieder,
Die Sinne von dem Zauber ganz gebunden.

Und wie sie aufwacht aus dem schweren Traum,
Steht ihr ein gelbhaariger Mönch zur Seite;
Sein Lämpchen in der Hand erhellt den Raum,
Die Glieder hüllt des schwarzen Mantels Weite,
Und in's Gesicht fällt die Kapuze nieder.

»Du weckst mich, Herrin, und ich bin bereit
Die Schätze deines Reiches Dir zu zeigen;
Komm', in der Kammern tiefe Heimlichkeit
Darfst Du mit reinem Fuß hinuntersteigen,
Und schauen Alles was dein [illegible]!«

Und niederwandelt sie geheimen Gang;
Vor der Mandragora*) laut krachend springen
Die Pforten auf mit hellem Silberklang
Und schauen zu des Schlosses Wunderdinge,
Die farbenreich aus goldnen Schreinen blitzen.

»Was Du geschaut, ruft ihr der Mönch jetzt zu,
Ist dein! Du hast vom Zauber mich entbunden!
Durch Dich erlöst find' ich im Grabe Ruh'
Und bin geheilt von meinen Seelenwunden,
So lang' Du rein verbleibst von Erdenliebe!«

2.

— Drei Jahre sind's. Im Münsterthale hebt
Ein herrlich Schloß empor die lichten Zinnen;
Von Liederklang und Jubel ist's belebt,
Und tausend Blumenkränze duften drinnen,
Denn seine Herrin hält den Brautlauf heute.

Es kommt der Zug... Marien, goldgeschmückt,
Wie eine Königin, bringt das Geleite;
Der Ritter, den die Herrliche beglückt,
Geht wie in süßen Träumen an der Seite,
Versunken ganz in seiner Liebe Himmeln.

Und in der Kirche knieen beide schon;
Der Priester nennet segnend ihre Namen,
Und auf zu Gottes reichem Gnadenthron
Steigt das Gebet und Amen! schallt es, Amen!
Von allem Volkes Lippen durch die Gänge.

*) Schwarzenburg, zerstörtes Bergschloß, bei Munster, im Oberelsaß.

*) Zauberhafte Springwurzel, vor deren Berührung sich Thor und Riegel öffnen mußten.

Was ist der Braut? Sie wankt, sie sinkt erbleicht
Mit lautem Schrei an dem Altare nieder,
Entsetzen alle Gäste rings erbleicht;
Es schweigt der Priester, schweigt der Klang der Lieder,
Der Bräutigam ringt jammernd sich die Hände.

— Habt ihr ihn nicht gesehn, mit Geistergruß,
Den Mönch von Schwarzenberg, der Jungfrau nahen?
Der ihr geraubt einst: den Lebenskuß,
Hat sie von seinen Lippen nun empfahen;
Den Tod gefreiet an dem Tag des Lebens! —

Auf Schwarzenberg, im Pfaffenthurme, muß
Der Mönch, als Eul' verzaubert, halten Runde.
Den Zauber lösen kann nur Eins: der Kuß
Von einer reinen Mägdleins süßem Munde,
Das nie geliebt und niemals würde lieben.

August Stöber.

Friedrich Rückert.

Nicht immer haben die Deutschen ihre jungen vielverheißenden Dichter im Lobe verwöhnt, und wenn diese, vom Weihrauch umnebelt, den Gipfel des Parnasses nicht rasch und im Sturmschritt erklommen, mit kaltem Hohne aufgegeben; die neuere Zeit weiß Beispiele vom Gegentheil, von plötzlichem Ungestüm, der nur allmählich der Liebe Platz machte. Während daher zu frühe gerühmte Dichter des Romans, der Novelle und des Drama's sich bald besserem Geist überließen, Grillparzer fast verstummte, Immermann berichtete, Platen in der Fremde trauerte und Heine von seinem freiwilligen Exil großes Aufsehen machte, giengen einige Lyriker mit sicherm Schritte, ihr Ziel unverwandt im Auge, der Pforte des Tempels entgegen. Wer noch vor zehn Jahren die Bestrebungen F. Rückerts öffentlich und im ganzen Umfang erwähnt hätte, der mußte fürchten gar nicht verstanden oder verspottet zu werden. Freilich war sein erstes Auftreten in schwere Kriegsjahre gefallen; nachher kam die eigentliche Vergötterung Göthe's und Müllners bittere Tyrannei — überdieß konnte sich Rückert lange nicht zu einer Sammlung seiner Dichtungen entschließen; er schien vielmehr nur in orientalische Studien vertieft. Darum waren gegen zwanzig Jahre hindurch die Stimmen getheilt. Seit er aber im Sommer 1834 seine Lieder zu sammeln anfieng, sieht man ihn, von ganz verschiedenen Seiten her, für die frühere Gleichgültigkeit zu entschädigen. Überschätzen ihn auch Einzelne, wie das nicht fehlen kann, so möchte ihm jetzt daraus kein Schaden mehr erwachsen. Nach sorgfältigster Prüfung seiner sämmtlichen bisher erschienenen Schriften scheint seine Characteristik im Allgemeinen gleich anziehend für den Freund unserer Dichtkunst, wie Jedem etwa für den Lehrer deutscher Sprache und Literatur. Ich will den Versuch machen, einige flüchtige Züge zu einem Bilde Friedrich Rückerts zu sammeln.

Bis heute kann man keinen deutschen Lyriker von so bunter farbiger Gestaltung, so reich wechselnder Beweglichkeit, als Friedrich Rückert. Bald zieht er als hoher Kämpfer in den Freiheitskampf und schmäht dem Feind mit heldenmüthigem Schwert einen Harnisch an, dann schwärmt er mit dem Perser Hafis und erzählt östliche Weisen; er scherzt und tändelt in den lieblichen Volksweisen der Bergvölker und Älplerlieder auf Rosen Dangerent und Zuckerne Gebilden, und zieht dann wieder mit der Gaze durch Arabiens Steppen zu den weltgepriesenen Stätten der Wüste; die Donnerstimme altehrwürdiger Propheten erweckt er mit gleicher Kraft, wie die chinesischen Lieder im Schi-King mit zarter Anmuth. Dabei bleibt er der ernste und besonnene Deutsche, er mag nun am Ganges die Weisheit des Brahmanen künden oder im ländlichen Stübchen eines Professors die Spiele seiner Kinder belauschen und seiner Gattin den Liebesfrühling des eigenen Lebens widmen. Die bunte Beweglichkeit führt zuweilen sehr leicht zur Zersplitterung und diese wirft er sich selbst einmal vor, wenn er sagt:

Geist genug und Gefühl in tausend einzelen Liedern
Streu' ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Staub.
Hätt' ich in einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zerbröckelter nur.

Man darf dies übrigens nicht für eine Selbstkritik hinnehmen, denn abgesehen davon, daß er in andern Stellen seinen Beruf glücklich bezeichnet, so widerruft er auch geradezu jenes Urtheil, z. B. in den Versen:

Da ich des Lebens Lust und Leid erfuhr,
Mein Herz vermag zu hassen und zu lieben,
Zu mir vernehmlich redet die Natur,
Wie jede Sprache lehrt, die Menschen schrieben,
Und Was das ich nicht zu denken war,
Auch auszusprechen fühle mich getrieben:
Wie sollt' ich nicht, zum Trotz den Splitterrichtern,
Mich selber zählen zu den wahren Dichtern?

Und wer wollte den poetischen Kern läugnen, der in den meisten seiner lyrischen Ergüsse liegt, der auch jenen vielfar-

digen Schmuck ausprägt? Gewiß wohl ist die Schule noch wunderbarer. Denn auch das steht unbezweifelt, daß ihm durch Reichthum an äußern Mitteln der Poesie wenige Lyriker gleichkommen. Vielleicht bringt ihm das Nachtheil. Seine Gewandtheit ist so groß, daß ihm die Behandlung und Gestaltung seiner Gedanken niemals die geringste Mühe macht. Zuweilen läßt er sie [illegible], so eine Selbstbeschauung und läßt den Quell so rasch aufsprudeln, daß Gedanken fast ohne Inhalt bei ihm entstehen, glänzende neue Formen, die der Dichter eben nur dem angeborenen Drang, nur dem Geist nach eigenthümlicher Form verdankt. Der Reim gilt ihm hoch und heilig. Im Streben nach Reinheit und Neuheit desselben bleibt er unermüdlich und wenn ihm auch Verbildung und Entstellung [illegible] wichtig genug scheint, [illegible] zu [illegible], so erhebt er doch die Orthographie eines Wortes dem Reim auf. Zwar bleibt ihm bei aller Ängstlichkeit das [illegible] Wesen des Reimes, wie es Poggels [illegible] Untersuchungen *) neuerdings an's Licht gestellt, noch fremd, er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zeitmaß, allein der Sprachforscher [illegible] [illegible] aus einem andern jetzt lebenden Dichter so viele Belege für und gegen die um den Reim erhobenen Streitfragen erheben.

In [illegible] Nachbildung haben bis dem Zeitalter der Reformation die Deutschen Meisterhaftes geliefert. Die [illegible] [illegible], ihre [illegible] Gemüthlichkeit auf der einen, und [illegible] ihr [illegible] Fleiß und ihr [illegible] Wissen auf der andern Seite haben wir [illegible] Sprachgewandtheit gegeben. Die Verdienste, welche Johann Fischart, der Menzer genannt, in seiner [illegible] Nachbildung des französischen [illegible] Rabelais, durch Ausdruck und [illegible] sich erworben, sind zu wenig anerkannt und werden erst dann wieder [illegible], wenn die längst erwartete Gesammtausgabe seiner [illegible] Werke **) erfolgt. Daß man nicht gewußt, was der deutsche Sprachschatz seinen genauen Übersetzungen verdankt, wäre unverständlich [illegible], wie [illegible] auch Wolfgang Menzel ***) und Andere sich dagegen erheben mögen. „Die Sprache [illegible] auf dem Ambos unter seinen Hammerschlägen; aber sie dankt ihm Ausbildung, die lange dauern und [illegible] [illegible] noch [illegible] Nachbildern zu [illegible] [illegible] wird.“ ****) Weiter als Rückert kann man in [illegible] Nachbildung vielleicht nicht gehen und Manches, was er in seinem

Nal und Damajanti, aus dem Indischen, oder in den Makamen des Hariri (die ebenfalls erst in der letzten Zeit vollständig erschienen), aus dem Arabischen nachgebildet, ist jetzt nur noch zu [illegible] und [illegible], um schon in die Dichtersprache [illegible] zu können. [illegible] verläßt er täglich [illegible], und man darf deshalb von der poetischen Übersetzung des Koran, welche bereits angekündigt ist, nur eine Bereicherung für unsere Sprache erwarten, wollte man auch den übrigen Werth einer solchen Arbeit ganz gering anschlagen.

Rückerts Productivität ist fast unbegreiflich und war bisher noch immer im Steigen. Während andere Lyriker ein einziges Lied im Geist empfangen und mit dem Wort befruchten, sieht bei ihm ein ganz [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] er dann auch nicht [illegible]. Wie lange schon [illegible] die lyrische Dichtung von den [illegible] [illegible] [illegible]! wie fast [illegible] die meisten [illegible] gegen Alles was Gedicht heißt! Um doch bewahrt sich Rückert nicht, das Morgenblatt, den Phönix und die Elegante Zeitung fortwährend so reichlich mit Sinnsprüchen zu bedenken, daß man jährlich etwa, aus dem Phönix allein, ein ganzes Buch seiner Poesien sammeln könnte.*) Es versteht sich von selbst, daß in dem Schwarm bunter Schmetterlinge, die er so rasch ausflattern läßt, mancher [illegible] [illegible], dessen [illegible] [illegible] ist. Viele, besonders die kleinen Dichtungen Rückerts, entbehren die letzte Vollendung, allein ich bin überzeugt, er kann sie nicht [illegible] [illegible]; was er wenigstens in die Sammlungen aufnimmt, zeigt nur sehr [illegible] und in der Regel unwesentliche Verbesserungen, wenn er nicht durch Veränderungen [illegible] [illegible]. Viel lieber [illegible] er [illegible], oder doch andere, neue.

Durch die überströmende Fülle immer poetischer Gedanken erhält sein großer Reichthum an äußern Mitteln erst Werth und Bedeutung. Seine Weltansicht, man muß sie [illegible] [illegible] nennen, hat die [illegible] Betrachtungsweise des [illegible] erst völlig ausgebildet. Die Fragen über Gott, Religion, Kunst, Staat, Familie, Wissenschaft und Leben beantwortet er von dem Standpunkt, den er deutlich als den seinen angibt:

> Er hat die Eigenheit, im Einzelnen zu leben,
> Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.
> Wenn er immer nur sieht [illegible] einen Kranz,
> Wird zum [illegible] an seinem [illegible]. **)

Geist und Phantasie überwiegen bei ihm das Gemüthliche, allein man irrt, will man ihm alles Gemüth absprechen. Er

*) [illegible] einer Theorie des Reims und der [illegible] mit [illegible] [illegible] auf Goethe. Ein Versuch von C. Poggel. Münster 1836. XI u. 149.

**) Vom Herrn von [illegible] in Berlin.

***) In seiner deutschen Literatur und im [illegible].

****) W. a. [illegible] [illegible], S. 119.

*) Das zweite [illegible] des [illegible] und [illegible] mit dem [illegible] ist [illegible] ganz [illegible] [illegible].

**) [illegible], S. 7.

[illegible]

(Der Schluß folgt.)

Anekdoten von Göthe.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ausstellung
des rheinischen Kunstvereins.

V.

Werbungsscene aus dem dreißigjährigen Kriege.

[illegible]

[illegible]

Ängstlich blickt sie empor, den gewaltigen Krieger beschwörend.
Strengen Schlachtengesicht. — Schönes, unglückliches Paar!
Lieberlich lächelnd steht dort hinten ein spanisches Wesen,
Schien's mir. Intrigant, welchen die Kriege gelockt.
Rittlings sitzt auf der Tonne ein Kriegskerl hinter dem Hauptmann,
Hält mit der Linken den Krug, hebt in der Rechten das Glas,
Höhnisch, soldatenvergnügt, bereit zu trinken dem Handschlag;
Luren-Gesicht des Kriegs, von der germanischen Art.
Hinter ihm sitzet zu Roß ein habichtsnasiger Bannermann,
Liest ein langes Papier. Harrendes Landvolk dabei.
Das ist die letzte der Gruppen bevor der Geworbene schaltet.
In der bezeichneten Schrift bittet der Arme sich tod.
Neben ihm steht in Erwartung die alte, verwittwete Mutter;
Stab in der zitternden Hand; leider! die Hütte voll Gram.
Er, der Geworbene, selbst, ein zarter, poetischer Junge,
Steht, auf der Achsel den Stab mit dem gezwirneten Netz;
Schlägt die bethauete Wimper empor und erwartet das Urtheil.
Muß er — ich seh' es im Blick — bricht das idyllische Herz.
Muth einredet der Schmied: es erweiset die Zange am Schurzfell
Solchen. Ist es der Ohm? — Mädchen, ist schade für ihn?
Also harret das Volk, und die Habichtsnase verspricht nichts
Gutes. — Den Hintergrund bildet das offene Land.
Dörfer und Städte der Eb'ne. Es dehnt sich ein weiterer Schauplatz.
Bursche, hinaus in die Welt! Bursche, hinaus in den Krieg.
In's Proscenium reitet am Stock ein betrunkener Knabe,
Kochlöffel in der Hand, federumflatterten Hut's. —
Seht den Kontrast nun dieser ächt-deutschen Figuren des Bildes,
Mit den Zigeunern hier, links in der Ecke des Stücks.
So wie den Spuren des Löwen der Schakal folgt in der Raubfahrt,
So das Gesindel dem Krieg. Durften sie fehlen im Bild?
Vater, bei Mutter und Kindel gelagert, speist aus der Pfanne
Sich und die Lieben. Abseits glimmen die Brände noch roth.
Das ist die Werbung. Es steht der Schenkwirth unter der Hausthür,
Kreidet am Pfosten indeß ruhig die Zeche des Bluts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der ummauerte Kirchhof.

Was soll die hohe Mauer wohl um den Kirchhof seyn?
Es will heraus doch Keiner, gar Mancher möcht' hinein!
Glaubt nicht zum Todesschlafe kömmt man durch Euch allein,
So wie man auch durch Euch nicht gehet zum Himmel ein!

—r.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Die zweite Lieferung des Panorama de l'Allemagne, welches sich mit Recht eines stets wachsenden Beifalls zu erfreuen hat, ist bereits erschienen. Sie enthält 1) die sehr gut geschriebene Einleitung zu einer deutschen Geschichte, von T. Toussenel. 2) Eine Charakteristik des Dichters Anastasius Grün (Grafen von Auersperg), von Gr. Paul von Dohna. 3) Die humoristische Beschreibung der bouteille fantastique, von Schroder, nach einem Gedichte von Immermann. Die artistischen Beilagen sind: das wohlgetroffene Stahlstich-Portrait von A. Grün und die bouteille fantastique die eine Fülle der köstlichsten Figuren und Phantasiebildern vor uns aufgießt, die der Wein im Geiste seiner Verehrer erzeugt.

— Unsrer Correspondenz aus Paris zufolge, schreibt Frédéric Soulié in diesem Augenblicke den Text zu einer komischen Oper in 3 Akten, wozu unser Landsmann Georg Kastner die Musik componiren wird.

Logogryph.

Mit G springt's über Stock und Stein;
Mit M säuget's gern in sich hinein;
Mit P ein Name allbekannt;
Mit F wär's fleißig nie benannt;
Mit S ein König aus alter Zeit —
Nun rathet die ganze Herrlichkeit!

—r.

Auflösung der Charade in Nro. 19: Hasenpanier.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt
zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 22.

Samstag, den 29. September 1838.

Volkslieder
aus einigen Inseln des westlichen Indiens.

1. Abwesenheit des Geliebten.

(Aus der Insel Luzon.)

Was soll ich allein,
Getrennt von dir?
Ach, Alles macht mir Pein!
Ich Arme, was wird aus mir!

Die Wälder, so lachend
Vor dem Abschiedsschmerz,
Wie sind sie so öde,
So öde wie mein Herz!

Was soll ich allein,
Getrennt von dir?
Ach, Alles macht mir Pein!
Ich Arme, was wird aus mir!

2. Erwartung der Geliebten.

(Aus [illegible].)

Da sitz' ich und spiele, spiele
Auf einer Schalmei im Walde,
Ich spiele und warte, warte:
Sag', warum kommst du nicht bald?

3. Klage wegen Trennung vom Geliebten.

(Aus [illegible].)

Bruni, o mein theurer Bruni,
Bin auf jenen Berg gestiegen,
Bin gefolgt mit meinen Augen
Deinen Pfaden, da du schiedest.
Mora, der Stürme Vater,
Läßt die wilden Winde toben.
Meine Seele ist in Ängsten,
Weiß nicht, ob du bist geborgen.

Täglich braust die Meereswoge,
Die die große Ländermutter
Kalamaiki wälzt herüber,
Und du schiffst, ein kecker Kaufmann,
Weit und weiter von der Heimat,
Wo im Gold der Morgensonne
Tanna Payna's *) Berge strahlen.
Um die Schultern wallt der Sabak, **)
Den du trugest, den du gabest
Mir zu werthem Angedenken.
Süßes Pfand! Geliebter Flüchtling,
Bleib mir treu! Ach, meine Liebe
Schwebt um dich am fernen Strande.

---

4. Hawaischer Trauergesang
um Kiau-Moku, Beherrscher von Mawi.

Wehe! wehe! Verblichen ist mein Haupt!
Todt ist mein Herr und mein Freund!
Mein Freund in der Zeit des Hungers!
Mein Freund in der Zeit der Dürre!
Mein Freund in meiner Armuth!
Mein Freund im Regen und Wind!
Mein Freund in der Hitz' und der Sonne!
Mein Freund im Frost des Gebirgs!
Mein Freund im Ungewitter!
Mein Freund am stillen Tage!
Mein Freund auf den acht Meeren!
Wehe! wehe! Hingegangen ist mein Freund,
Und nimmer kehrt er wieder!

---

5. Bei der Abfahrt der Pirogen.

(Aus den Carolinen.)

Das Volk am Ufer, zur Abfahrt bereit.
Unser Hauptmann befiehlt die Segel zu schwellen.
Sorgt, daß wir nicht an den Klippen zerschellen.

Die Mannschaft.
Das Land ist verschwunden, o seht, o seht,
Wie die Ebbe, die Ebbe niedergeht!

*) Neu-Guinea. — **) Schärpe.

Der Hauptmann.
Haltet zusammen den Lauf der Pirogen,
Wehret vom Bord den Sturz der Wogen.
Frisch an das Steuer und fahret gut!

Die Mannschaft.
Frisch an das Steuer, wir fahren gut!

Volk am Ufer.
Schon entführt sie vor uns die Flut.

Aus Oceanien, von Domeny de Rienzi;
deutsch von Dr C. A. Rebold.

Der Fels Irglas.

Erzählung.

Es war an einem jener finstern, kalten Novemberabende, wie sie oft sind unter dem Himmel der Bretagne. Die Stadt Brest lag schon lange in Schlummer gesenkt; in ihrem ungeheuren Hafen vernahm man nur das Knarren der gewaltigen Ankertaue, welche die Schiffe festhielten, das Brausen des Windes und die regelmäßigen Schritte der auf- und abgehenden Schildwachen. Links, in weiter Entfernung, von schwarzen Massen umgeben, die geisterhaft am Horizonte emportauchten, erhob sich das beleuchtete Gebäude der Galeerensträflinge. Jener große Saal dessen mattere Beleuchtung in der Ferne kaum bemerkbar, war der Krankensaal der Unglücklichen. An einem der Fenster dieses Saales, stand ein junger Mann, in der Kleidung eines Marine-Arztes; er war in tiefes Hinbrüten versunken und hielt sich mit niedergeschlagener Miene eine geraume Zeit am eisernen Fenstergitter; endlich schlug er die Augen empor und warf seine Blicke auf ein zum Theil beschriebenes Papier, dessen Inhalt theilweise durchstrichen war; er hielt es halb träumend in der Hand, als wollte er darauf den Zusammenhang seiner düstern Gedanken herausfinden. Er las mit leiser Stimme, was er früher über die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter in der Welt niedergeschrieben hatte, und meinte auch Er habe eine traurige Stellung in der menschlichen Gesellschaft, ohne zu bedenken, daß es viele Tausende gibt, die weit unglücklicher als er, weit stiefväterlicher vom Schicksal in die Welt hinaus geschleudert worden sind.

Lange schon war Launay in diese Gedanken versunken, als ein Krankenwärter ihn aus seinen Träumereien aufweckte, indem er ihm meldete: Die Nummer 7 sey eben verschieden! Mißmuthig, und ungerne verließ der junge Arzt seine Stelle und schritt nachlässig zwischen den Betten durch, zur Nummer 7, die ihm angegeben worden war; denn in solchen Anstalten hat der Kranke keinen Namen. Die einzige Sache die man kennt und besorgt, ist das Bett; der Mensch der darin liegt ist eine bloße Nebensache, die man wechselt wie die Leintücher.

Als Launay bei der Nummer 7 anlangte, deckte er die Bettdecke auf, die herkömmlich über den Kopf der Verstorbenen gezogen wird, und betrachtete den Todten mit einer gewissen Neugierde, mit jenem Kunstinteresse welches der Anblick dieses todten Körpers bei ihm als Arzt erweckte. Er fuhr mit der Hand über die Erhöhungen des Hirnschädels, beobachtete die Muskeln des Gesichtes, wolle er gewisse Zweifel beleuchten und befahl den Todten in den Anatomie-Saal zu bringen. Das Studium dieser Leiche mußte in der That für einen Jünger Gall's oder Lavaters, großes Interesse darbieten. Überwiesen, mit bewaffneter Hand Räubereien begangen zu haben, und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, lebte Pierre Cranou seit 20 Jahren schon auf der Galeere, einzig und allein von dem Gedanken beseelt, diesem Orte früh oder spät zu entfliehen. Seine oft glücklich gewesenen Versuche zu entkommen, die er sechzigmal wiederholt hatte, ohne daß er jedoch dem spähenden Auge der Gendarmerie lange entgehn konnte, brachten ihn auch sechzigmal unter die Stockprügel des Profos der Galeere. Diese harten Züchtigungen hatten endlich seinen Körper blöde und kränklich gemacht, allein er gab seine Hoffnung dennoch nicht auf und wiederholte seine Versuche bei jeder günstigen Gelegenheit. Man mußte daher zu den äußersten Mitteln schreiten: Cranou wurde nun an seine Bank angeschmiedet und mit einer dreißig Pfund schweren Kette belastet. So ward ihm jede Flucht unmöglich; er verfiel in eine schwere Krankheit, an welcher er seit acht Tagen darnieder lag.

Der Krankenwärter kam mit einer Tragbahre auf welcher der Todte in die Anatomie gebracht wurde. Selbst Launay fühlte sich an diesem schauerlichen Orte, um die bereits vorgerückte Nachtstunde, unheimlich; er schritt dennoch zur Zurüstung seiner Instrumente, und nachdem er gedankenvoll die Überreste eines Menschen entblößte, der in seinem Leben so viel gewagt und gelitten hatte um die Kette zu sprengen, von welcher jetzt noch ein Ring seinen Körper umklammerte, ergriff er die Lampe und das Zergliederungsmesser. Allein als er eben den Arm des Todten ergriffen, meinte er leichten Widerstand zu verspüren. Verwundert, erschrocken hob er den Kopf desselben bis zur Lampe; er gewahrte eine leichte Zuckung an den Augenliedern; er hielt die Lampe näher, und... siehe da, die Augen öffneten sich völlig! Von Schauder ergriffen wich Launay einige Schritte zurück. Langsam erhob sich nun die Leiche und blieb einige Augenblicke in derselben Stellung mit Staunen um sich herblickend. Der junge Arzt athmete kaum, unbeweglich hielt er inne, er wußte nicht was er denken sollte, als auf einmal Cranou aufsprang und sich dem Fenster näherte. Dies war nun ein Lichtstrahl für Launay. Öfters schon hatten sich Verbrecher auf diese Weise den Weg zur Flucht zu bahnen gesucht. Er faßte Cranou mit beiden Armen und nach hartnäckigem Kampfe gelang es ihm den ohnehin geschwächten nackten Körper zu bändigen.

— »Du siehst, sagte der Arzt, indem er ihn unter seinen Knieen hielt, daß Du diesmal der Stärkste nicht bist; — Du sollst mir nicht entwischen.«

Der betrügerische Scheintodte leistete noch einigen Widerstand, allein bald sah er ein, daß nichts zu machen sey. — »Um Gotteswillen!« rief er, »lieber Herr Launay, lassen Sie mich fliehen! Sie sind ja nicht damit beauftragt mich zu hüten!« —

»Ich bin es während seiner Krankheit; was würde man von einem Arzte sagen, der seine Todten davon laufen läßt?« —

»Man wird dies ja nicht bemerken, und zudem kann man Ihnen ja nichts deßwegen anthun. Ach, ich beschwöre Sie, Herr Launay, lieber Herr Launay, lassen Sie mich fliehen!«

»Unmöglich!«

Der Unglückliche versuchte es abermals sich gewaltsam loszuwinden. Der Doktor hielt ihn fest und sagte: »Du sollst Dich nicht rühren, ohne meine Erlaubniß; ich will nicht haben, daß es heiße: Du habest mich geprellt!«

»Ich will, ich muß frei seyn!« schrie Cranou. »Mein Gott! so lange gelitten zu haben.... seit drei Tagen aß ich keinen Bissen, um als Kranker in den Pflegesaal zu kommen... Es war mir ja so gut gelungen todt zu scheinen! Ihr waret Alle getäuscht! Und dies Alles nun umsonst! ganz umsonst! — An dem Ziele zu seyn, und es da noch zu verfehlen, o das ist zu arg!«...

Der Unglückliche geberdete sich mit verzweifelter Wuth, so daß Launay von Mitleid ergriffen ihn fragte: »Und warum verlangst Du denn so sehr nach Freiheit?«

»Warum? Ach, Sie waren noch nie ein Gefangener, Sie! Warum ich frei seyn will? Weil ich hier nicht leben mag! Ich will in meine Heimath zurück bevor ich sterbe; mich noch erwärmen an der Sonne von Marseille. Bedenken Sie's doch! schon seit zwanzig Jahren sah ich keinen Olivenbaum mehr!« —

»Du bist aber zu schwach, um weit zu [illegible]

mäßigen Gewerbe zu ergreifen: Du müßtest ja Hungers sterben, wenn Du frei wärest.«

»Ich bin reicher als Sie!« —

»Du, reich?« —

»Ja, ich!«

»Da bist Du glücklich!«

Obschon diese Worte in spöttischem Tone ausgesprochen waren, so bemerkte Cranou die bedeutungsvolle Ausdrucksweise derselben nur gut.

»Hören Sie,« sagte er, »wollen Sie auch reich werden, Sie? — Ich habe genug für zwei!«

»Cranou, Du hältst mich für einen Dummkopf!« —

»Ich sag' Ihnen, daß ich Ihr Glück machen kann.«

»Nun ja, etwa mittelst eines Einbruchs, nicht wahr?« —

»Nicht doch, verhelfen Sie mir zur Flucht und ich theile mit Ihnen.«

»Spare deine albernen Mährchen für Andere auf,« sagte Launay zornig, wider Willen den Lügen eines Nichtswürdigen Gehör gegeben zu haben. »Fort! Zurück in den Saal und damit Punktum!«

»Sie wollen mir also nicht glauben, Herr Launay? was soll ich thun um Sie zu überzeugen?«

»Zeige mir deinen Schatz!« —

»Hier kann ich Ihnen denselben nicht wohl zeigen; aber, bei Gott, wenn ich frei bin, sollen Sie ihren Antheil redlich erhalten!«

»Schönen Dank! Fort, sage ich, zur Kette zurück!«

Bei diesen Worten entfuhr Cranou ein so bedeutungsvoller Seufzer, und er schien so peinigenden Gefühlen der Ungewißheit preisgegeben, daß der junge Arzt davon ergriffen ward.

»Hören Sie, Herr Launay, versprechen Sie meine Flucht zu begünstigen, wenn ich Ihnen beweise, daß ich nicht lüge?«

»Nun, laß hören!« —

»Versprechen Sie mir's.«

»Nun denn, ich wage nicht viel dabei.«

»So schwören Sie mir's!«

»Nun so... ich schwöre Dir's!«

»Jetzt hören Sie. Auf der Ebene von St.-Michel, am nördlichen Theile des Felsens Jglas, habe ich vor zehn Jahren ein Kästchen mit vierhunderttausend Franken in Banknoten, in einem sechs Fuß tiefen Loche verborgen.«

»Und wie kam dieses Kästchen in deine Hände?«

»Durch den Mord eines vornehmen Reisenden, den wir auf jener Ebene todt schlugen.«

»Elender!« —

»Vierhunderttausend Franken!« wiederholte Cranou mit triumphirender Miene, »hin, hoffentlich, hinreichend um zwei Menschen glücklich zu machen! Wenn Sie wollen, so ist Ihnen die Hälfte davon zugesichert.«

»Deine Geschichte bietet nur einen kleinen Widerspruch dar, daß Du nämlich vor zehn Jahren schon hier auf der Galeere festsaßest.«

»Vor zehn Jahren war ich flüchtig mit Martin. Wir machten den Streich zusammen und, aus Furcht eingefangen zu werden, verbargen wir das Kästchen in jenem Felsen. Des andern Tages wurden wir auch wirklich in Plestin von der Gendarmerie festgehalten. Martin starb seitdem hier im Spitale, und ich bin der Einzige in der Welt, der den Versteck des Schatzes kennt.«

Obschon Launay die Erzählung Cranou's mit Gleichgültigkeit anzuhören schien, so entging ihm doch kein Wort von Allem was er vernommen. Als dieser schwieg, blieb Launay noch einige Zeit in Nachdenken versunken, als wolle er die Wahrscheinlichkeit des soeben Gehörten erwägen; allein, da er Cranou's scharf forschende Blicke auf sich gerichtet sah, wurde er roth, und versuchte in gleichgültig scheinendem Tone zu sprechen.

»Der Roman ist trefflich erdichtet,« sagte er, »aber alt; man glaubt heutiges Tages nicht mehr an verborgene Schätze. Laß eine andere Geschichte hören!«

»Sie glauben mir also nicht?« sagte Cranou zitternd.

»Ich glaube, daß Du ein verschmitzter Bösewicht bist, der gerne seine Einbildungskraft an Schwachköpfen zu üben sucht.«

»Herr Launay, um Gotteswillen! glauben Sie mir. Das Kästchen liegt in jenem Loch des Jglas; ich bin gewiß es wieder zu finden.« —

»Ich erlasse Dir diese Mühe.«

»Herr Launay, Sie sollen die zwei Drittheil haben! ich gebe Ihnen die zwei Drittheil!«

»Genug!«

»Und auch noch alle Juwelen; denn das Kästchen enthält auch Juwelen.«

»Genug,« sage ich, »kein Wort mehr! Stehe auf!«

Cranou entfuhr ein Schrei der Wuth; er wälzte sich am Boden und rief in Verzweiflung: »Ich stehe nicht auf; man trage mich hinweg; ich thue keinen Schritt! O, er glaubt mir nicht! es ist doch Alles wahr... er glaubt mir nicht! Und nicht in den Besitz des Kästchens zu kommen, um ihm zu beweisen, daß ich nicht lüge!... Nur zehn Stunden zwischen dem Jglas und mir, zwischen Galeere und Reichthum!... Herr Launay! Herr Launay! o es wird Sie reuen.... Entsetzlich!... Entsetzlich!...«

Bestürzt und unentschlossen stand Launay da; eine Reihe schlechter Gedanken, die in ihm geschlummert hatten, stiegen wieder auf. Er fühlte sich auf einer Seite empfänglich Cranou's

Werner zu glauben und sein Anerbieten anzunehmen; auf der andern Seite aber bewunderte, quälte ihn die Furcht hintergangen zu werden oder die Schande der Mitschuld tragen zu müssen. Der letzte Gedanke war entscheidend und um jeder ferneren Versuchung zu entgehen, wollte er selbst den Unglücklichen in den Saal zurückbringen. Da er dies aber, trotz aller Bemühungen nicht vermochte, sah er sich genöthigt, fremde Hülfe einzuholen.

Er verschloß sorgfältig die Thüre, lief eiligst in den Krankensaal und befahl zweien Wächtern ihm zu folgen. Als sie zum Anatomiesaale gelangten, fiel ein Schuß und in demselben Augenblicke sahen sie am äußersten Ende des Hofes einen Menschen, nackt und ganz mit Blut bedeckt, davonrennen. Es war Cramon, der allein geblieben, durch das Fenster entflohen war; die Schildwache im Hofe hatte ihn erblickt und ohne weiters ihr Gewehr auf ihn abgefeuert. Lemay kam noch gerade zu rechter Zeit, um den Unglücklichen in seine Arme aufzunehmen; allein die Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. Er verschied.

(Der Schluß folgt.)

Friedrich Rückert.

(Schluß.)

Werfen wir, um die Skizze zu vollenden, noch einen Blick auf des Dichters äußere Lebensverhältnisse!

Rückert ist 1789 zu Schweinfurt geboren, und erhielt seine erste Bildung dort und zu Jena. Nachdem er kurze Zeit auf letzterer Universität als Docent gelehrt, verweilte er später in Rom und der Umgegend, wo er mit Sprache und Gesang des Volks beschäftigt war, und außer andern Künstlern namentlich mit dem Kupferstecher Karl Barth, freundschaftliche Verbindung schloß. Wenige mögen seinem Herzen so nahe gestanden haben, wie dieser Mann, aus dessen mündlichen Mittheilungen ich Manches über seinen Freund erfuhr. Zwei Jahre lang, 1815 bis 1817, nahm Rückert Theil an der Redaktion des Morgenblattes, später besorgte er, 1822 und 1823, das Frauentaschenbuch. Seit 1826 lebt er als Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen. Neuerdings soll er einen sehr ehrenvollen Ruf nach Berlin abgelehnt haben.

Rückert ist groß und hager; sein bleiches Gesicht, die sinnenden, fast schielenden Augen und das dunkle Haar, das er gescheitelt und in Locken herabfallend trägt, machen zuvörderst eingenommenen den freundlichen Eindruck nicht, den er bei näherer Bekanntschaft hinterlassen soll. Barth hat ihn mehrmals gezeichnet; der letzte Stahlstich wird am meisten ähnlich gefunden. Von diesem ist neuerdings ein lithographirtes Blatt erst in den Kunsthandlungen aufgelegt worden. Rückert spricht langsam und mit scharfer Betonung; seine Handschrift ist auffallend; die kleinen gekrauften Buchstaben, die ängstlich starren Zeilen, die runden, fast kraftlos zitternden und stockenden Züge, lassen durchaus nicht auf den Mann raschen und beweglichen Geistes schließen. Man halte diese Bemerkung nicht für kleinlich, denn der hohe Werth der Handschrift, ihre unerschöpfliche Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit, und ihre tiefen Bezüge auf ein darin offenbar und geheim ausgedrücktes Innere, stehen, wie V. v. Ense *) richtig bemerkt, heutiges Tages in allgemeiner Anerkennung fest. Rückert soll nur wenig persönlichen Umgang pflegen, allein seine Correspondenz mag sehr ausgebreitet seyn; besonders zeigt er sich theilnehmend für die bessern und redlichen Bestrebungen der neuern Literatur.

Auf die Jugend unserer höhern Bildungsanstalten machen Uhlands Gedichte wohl wegen ihrer überwiegend epischen Richtung einen tiefern Eindruck als Rückerts Lieder. Sollte man inzwischen diese ausschließen? Zwar gibt es Manche, welche die Werke der neuern Poesie und Literatur überhaupt und unbedingt verwerfen, und in all diesen Blumen nur Gift wähnen. Allein wie viel Vorurtheil oder Unkenntniß mag dabei im Spiele seyn! Und wäre es keine Thorheit, immer nur bei dem stehen zu bleiben, was das vorige Jahrhundert in Hagedorn, Kleist, Gellert, Gleim, Pfeffel und Andern zu Tage gefördert? Heißt das nicht einseitig verfahren? **) Oder welchen Begriff soll sich das heranwachsende Geschlecht von unserm Geschmack, von unserm unbefangenen Blick machen, wenn es in der Schule hört, alle Dichtungen dieser Zeit seyen flach, gottlos, sittenverderblich; und wenn nun der Zufall dem Einzelnen ein Buch in die Hände spielt, das ihn hinlänglich vom Gegentheil überzeugt? Daher darf Rückert im deutschen Unterricht nicht übergangen, oder mit einer trockenen Bemerkung abgefertigt werden. Seine Sprachgewandtheit ist ohne Gleichen und bietet vielfache Gelegenheit auf die Bildungsfähigkeit des Deutschen hinzuweisen, was heutigen Tages um so nöthiger ist, da die Fremdwörter wieder zu Tausenden einströmen und

*) Denkw. II. 472.

**) Davon sind doch wohl G. Schwabs, Wackernagels, Langerstens, Brauers, Hollens, Hoxingers, ebenfalls auf den Jugendunterricht berechneten Gedichtsammlungen rühmliche Ausnahmen. D. Red.

unsre Prosa dem bunten Lappenwerk, aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, immer ähnlicher wird. Verschwängliche Wortbildungen, Verrenkungen des Satzes zu erkennen und zu meiden, dies muß aber da seyn, wo die gesammte sprachliche Bildung auf eine feste, umfassende Kenntniß der Alten sich stützt, in deren Besitz auch die abweichendste Erscheinung in der modernen Literatur genau zu prüfen und richtig zu würdigen ist.

Sein Kampf mit der Form endlich, der ihn von den künstlichsten Gebilden wieder zum einfachen Alexandriner führte, erscheint höchst lehrreich für junge strebende Geister, die so gern die Schönheit des Inhalts einer glänzenden Form opfern, ja bisweilen zu verschmähen geneigt sind, was in natürlicher, ungesuchter Form sich darbietet.

August Nodnagel.

Himmelschlüsselchen.

Ich reit' wohl in der Sonntagsfrüh'
Auf staubiger Landstraß' ganz allein.
Ich überlege wo und wie?
Ein Schatten reitet im Sonnenschein,
Ja wohl im Sonnenschein.

Des Lebens hab' ich ihn neuchlings beraubt! —
»Sey 'n Kerl, ermann' und fasse dich!«
Mein Rapp, der schüttelte das Haupt;
War wohl von einem Mückenstich. —
Ja wohl, ein Mückenstich!

Da ist 'ne Wiese an der Straß',
Drin springen aus dem nahen Ort,
Lautjubelnd Kinderchen, im Gras,
Nach gelben Blümlein hier und dort. —
Ja, Blümlein hier und dort!

Und als sie mich sehen, den fremden Mann
Zu Pferd, still stehen die Kinderlein,
Und gucken mit hellen Äuglein mich an,
Die halten die Himmelschlüsselein. —
Ja, Himmelschlüsselein!

Mir ist verschlossen das Himmelreich.
Kein Schlüsselein kann machen auf.
Einst war ich diesen Kindern gleich! —
Auf und davon in raschem Lauf!
Ja wohl, in raschem Lauf!

Winfred.

Die Popanze bei verschiedenen Völkern.

Die alberne Sitte Kinder durch Vermummungen und abentheuerliche Schreckanstalten einzuschüchtern, um sie zum Schweigen oder zum Gehorchen zu bringen ist schon sehr alt. In Griechenland schüchterte man kleine Kinder mit den Cyklopen Arges und Steropes ein, denen man rief wenn die Kinder nicht auf das Wort der Eltern horchen wollten; es kam dann oft ein mit Kohle geschwärzter grotesker Merkur hereingesprungen der die Kinder erschreckte. In Griechenland und Rom drohte man denselben mit der Lamia, einem weiblichen Schreckbilde mit Eselsfüßen, das die ungehorsamen Kinder fresse, besonders wenn sie Nachts noch allein auf der Straße sind. Das Schreckbild der Kinderwärterinnen war die sogenannte Mormo. Die Römer hatten mehrere Popanze dieser Art; in den Atellanischen Komödien oder auch sonst bei öffentlichen Spielen war eine eigene Person, der Manducus oder Kinderfresser eingeführt, eine große Marionette mit aufgeblasenen Backen, beweglichen rothen Augen, weit aufstehendem Munde der schrecklich knirschte; sein Zweck war den Kindern Furcht einzuflößen, Erwachsene zu belustigen, und das Volk bei öffentlichen Aufzügen auseinander zu treiben. —

Die Italiener haben la Befana, la Tregenda, l'Orco, weibliche Spukgestalten. Im Languedoc bedrohten die Ammen die Kinder mit dem Barbaud, woher die Worte babou und babou kommen, welche überhaupt ein Einschüchterungsmittel bezeichnen. In Tours spukte König Hugo; in Orleans der Mulet-odet; in Paris der moine bourru.

Die alten Deutschen bedienten sich der Druden, daher die noch an vielen Orten gebräuchliche Drohung: Schweig, die Drut kommt! — In Preußen heißt der Poltergeist Piculnus; in Schwaben und Franken die Wildabertha, d. h. die wilde Bertha. Karls des Großen Mutter, Bertha, soll nemlich ein jähzorniges böses Weib gewesen seyn, daher die Fabel, daß sie noch immer des Nachts um die Häuser

schleiche, und die widerspenstigen Kinder hole, um sie zu zerreißen. In Sachsen kömmt der Knecht Ruprecht zur Christzeit und bestraft die bösen Kinder. Im eilften Jahrhundert soll ein Priester dieses Namens, der in der Christnacht eben seine erste Messe las, einen wilden Trupp von Männern und Weibern verflucht haben ein ganzes Jahr lang tanzen zu müssen, weil sie sich's einfallen ließen in der heiligen Nacht auf dem Kirchhofe zu tanzen. Im Badischen und Elsaße ist bekanntlich ein plumper mit Ketten rasselnder Geselle, der Hans Trapp, im Gefolge des Christkinds, das auf einem Eselein angeritten kommt und die guten Kinder die schön beten können beschenkt, während jener die unartigen schreckt und bestraft. Eine allgemeinere Bedeutung hat der Butzemann, oder Butzemummel, vom altdeutschen Butz, die Larve, Vermummung; ihm gilt ein altes Volksliedchen:

Es tanzt ein Butzemann
In unserm Haus herum, di dum!
Er rüttelt sich, er schüttelt sich,
Er wirft sein Säckchen hinter sich,
Es tanzt ein Butzemann
In unserm Haus herum.

Ausstellung
des rheinischen Kunstvereins.

VI.

Familienscene aus der Umgegend von Neapel.

Gemälde von Weller, aus München.

Sinket der Tag am Strande des napolitanischen Golfes
— Drüben dämmert die Stadt, wolket in Ruh' der Vesuv —
Feiert der Fischer und singt zum Spiele der süßen Guitarre,
Vor dem geliebtesten Weib mit dem geliebtesten Kind.
Auf 'nem Felsstück sitzet die herrliche Mutter und Gattin,
Hält das tanzende Kind auf dem geräumigen Schooß.
Üppiges Wesen! Die Füße, die nackten, alleine sie fesseln;
Gar die olympische Brust und der gesundeste Stolz.
Ihr nur gilt der Gesang des beglücktesten Gatten und Vaters;
Kühn ist die Lippe gewölbt; das majestätische Haupt
Hebt ein linnenes Tuch, wie 'n rückgeschlagener Schleier.
Weib — ich sänk' in's Knie, schlägst du die Wimper empor!
Kräftiger Bub'! Am Körper des Nackenden hält sie ein Laken;
So zu des Vaters Gesang tanzt er; es zuckt die Hand.
Carbonaro, du kleiner, wie blitzt dein dunkeles Auge
Groß und gewaltig hervor unter der wölbigen Stirn!
Zeichen des eh'lichen Glücks und des Fleißes ruhet die Kunkel
Ihr zu Füßen mit Hanf, und die Orange geschlitzt.
Ihr zu Füßen ruht der Begeisterte, — vor der Maria
Mit dem vergötterten Kind, betet im Liede zu ihr.
Unter der Scharlachmütze da kühlt die glühende Wange
Dunkel das duftige Haar. Südliches, reines Profil.
Schönes, italisches Volk! bei dir, ach, möcht' ich verweilen!
Dauerndes Anschau'n, ja! wandelte selber mich um.
Göttliche Gruppe! da stand so eben ein Stück — Mediciner?
Ach, was sah er in dir? — selber bewundert ich sie —
Aber er sah nur sie, anatomisch, die nackenden Beine
Deines begeisterten Herrn. — Jeder hat seinen Geschmack.
Fand er doch etwas schön. Wie Manche gehen vorüber
Kalt, gleichgiltigen Blicks. — Können gemüthliche Leut' —
Möglich! Aber ich will euch sagen, ihr dummen Philister,
Was in der Ecke des Stücks heuer der Kactus erzweckt.
Abentheuerlich üppig mißfiel euch höchlich die Pflanze.
Wär's ein Kartoffelstock! Oder ein Rosengebüsch!
Aber es hat sie der Maler gesetzt um euch zu bedeuten:
Nur wo solches Gewächs sprießet im Felde von selbst,
Fern, durch Berge getrennt und Meere vom Land der Philister,
Blühet ein Menschengeschlecht wie du es schauest im Bild.

VII.

Das Kind und seine Wærterin.

Gemälde von Aug. van der Embde.

Ländliche Wohnung. Am Fenster — worüber, im Bogen, des Kirschbaum's
Blühender Ast sich erstreckt — seht ihr ein herziges Kind.
Händlein auf das Gesims anstemmend, im offenen Hemdchen,
Schauet es quick in die Welt kindlicher Blüthen heraus.
Süße Natur! Wie es lächelt! so selig! mit lauschendem Mündchen!
Sieht es die Vöglein im Baum? Hört es die Jungen am Dach?

TIMBRE ROYAL
A TIMBRER BAS-RHIN EXTRAORD.

Hinter dem Vorhang' steht, beiseit, ein erwachsenes Mädchen;
Hält ihn leis; Vorhang'; kindliche Naivetät,
Wie du sie öfters sah'st bei Wärterinnen, den Kätzchen.
Liebliche Gruppe fürwahr! drüber der blühende W. —
Aber es däucht, ihr Leutchen, ihr seyd nicht sauber gewaschen!
Ob es dem Maler zum Lob oder zum Tadel gereicht? —

(Der Schluß nächstens.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Von der in unsrer ersten Nummer angezeigten Zeitschrift Braga ist (durch Krankheit der Herausgeber und Todesfälle in ihrer Familie verspätet) das zweite Heft erschienen. Sein Inhalt zerfällt wieder, wie diejenigen des ersten, in rhythmische und in prosaische Mittheilungen. Die letzten sind: 1) Ulrich Hutten und Deutschlands politische Verhältnisse im Reformationszeitalter; vier Artikel. 2) Religion der Einsicht, oder Regel der Gegensätze; zweiter Artikel. 3) Das aristophanische Lustspiel und unsre Zeit. 4) Über die gegenwärtige Weltlage und den Charakter unsrer Zeit; erster Artikel. 5) Deutsche Literatur im Elsaß. Aus diesem Aufsatze, welcher auch die Bestrebungen der Erwinia bespricht, heben wir folgende Stelle aus: »... Eine Folge des Patriotismus und des Nationalgefühles ist die Liebe zur Muttersprache, und dadurch ergiebt sich ein zweiter Punkt, der auf die Bildung und Entwicklung der Völker entscheidenden Einfluß äußert. Die Sprache ist der wahre Abdruck des innern Menschen, und wie letzterer beschaffen ist, so gestaltet sich auch seine Art sich auszudrücken. Je edler daher die Anlagen und die ganze Organisation eines Volkes sind, desto edler ist auch dessen Sprache, und man kann von dem Werthe des letztern mit vollkommner Sicherheit auf den Werth des Volkes selbst schließen. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnt denn die Sprache eine große Wichtigkeit, und diese zeigt sich in ihren praktischen Folgen besonders bei denjenigen Volksstämmen, welche durch politische Ereignisse von ihrem Mutterlande getrennt und mit der Natur einer andern Zunge verbunden werden. Eine solche Verfügung bringt natürlich einen Kampf der fremden Sprache mit der angestammten hervor, und es gehört eine ganz besondre und ganz ungewöhnliche Kraft dazu, die letztere gegen das Eindringen des fremden Idioms, das natürlich die Gesetzes-, Gerichts- und überhaupt die officielle Sprache wird, aufrecht zu erhalten. Besitzt der mit einer fremden Nation verbundene Stamm eine solche Kraft, so bleibt seine Entwicklung auf ihrem natürlichen Wege, sie geht von innen heraus nach Maßgabe der physiologischen Organisation vor sich und bringt angemessene Früchte. Fehlt dagegen jene Kraft, so geht die angestammte Nationalität unter, und weil eine völlige Assimilation mit dem fremden Volke wegen genetischer Unterschiede der Organisation nicht möglich ist, so werden aus solchen losgerissenen Volksstämmen Zwitterdinge und ihre Bildung wird schief, kümmerlich verkrüppelt. Man sieht dies in der neuern Geschichte deutlich. Belgien vermochte seine Nationalsprache gegen das Eindringen der französischen nicht zu behaupten; Holland hielt dagegen seine Landessprache unter verschiedener fremder Herrschaft aufrecht und bildete solche in eigenthümlicher Weise aus. Welcher Unterschied besteht aber zwischen Holland und Belgien, welche Kraft, Regsamkeit, Tüchtigkeit findet sich im ersten, und welche Halbheit, Schwäche, Verkrüppelung im andern Lande! Und dann noch der auffallende Unterschied in der Aufklärung und wissenschaftlichen Bildung! Daher sollte jeder Volksstamm, welchen politische Verhältnisse oder selbst Interesse und Neigung mit einer fremden Nation verbinden, sich wohl hüten, seine angeborne Nationalsprache untergehn zu lassen und solche mit einer andern zu vertauschen, denn die Folgen sind im äußersten Grade verderblich. Diese Wahrheit ist übrigens noch nicht so allgemein anerkannt, als man glauben sollte, die Einsicht derselben setzt vielmehr tiefe Kenntnisse voraus, und darum gibt es bei gewöhnlicher Bildung gar viele Personen, welche von der Wichtigkeit einer angebornen Nationalsprache und den Nachtheilen deren Vertauschung mit einem fremden Idiom keine Vorstellung haben, daher diese Vertauschung nicht nur nicht hindern, sondern vielmehr zu befördern suchen...«

Räthsel.

Oben von Waldesrand begränzt,
Unten von zwei Sternlein beglänzt,
Zieht sich dahin eine Au:
Faltenlos, glatt und lilienrein,
Wenn aus der Sterne lieblichem Blau
Lächelt der Milde, der Güte Schein;
Aber blitzet draus Sturmesgluth,
Aber rollt dein frevle Wuth:
Zieht sich in Furchen die stille Au,
Trägt sie wilde Gewitter zur Schau.
Wohl ist die Au' am Schönsten begränzt,
Wenn sie die Rose, der Lorbeer umglänzt.

—r.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 22: Gaul, Maul, Paul, Faul, Saul.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 23.

Samstag, den 6. Oktober 1838.

Gedichte von D. Hirtz.

Der Gang zur Kirche.

Beim Anblick einer Stickerei, auf der eine Jungfrau in altdeutscher Tracht, das Gesangbuch in der Hand, zur Kirche geht.

Ein hold Gebilde längst versunk'ner Zeiten
Erschuf Corinna's kunstgeübte Hand
Auf's Buch die Blicke sittig niedergleiten,
Worin der Geist oft Himmels-Nahrung fand!
Mein Auge weilt voll Wehmuth auf dem Bilde,
Das mir der Ahnen fromme Sitte weist;
Zum Herzen spricht der blauen Äuglein Milde,
Im Antlitz thront der Andacht hehrer Geist!
— Ich hör' der Glocken lauten Ruf erschallen,
Und seh' zum Dom die fromme Jungfrau wallen.

Der Klausner auf Girbaden.

Bergaufwärts zog von Grendelbruch
Der Greis, mit kurzem Athemzug,
Beschwert mit milder Spende.
Er nahet sich der Klause fein,
Schließt auf und tritt ermüdet ein,
Stark zittern seine Hände.

Das Abendbrod genießt er noch,
Preist im Gebet den Schöpfer hoch,
Und leget sich zur Ruhe.
Still ist die Nacht, im Schloßthurm weit
Das Käuzchen und der Uhu schreit,
Bis in der Morgenfrühe.

Der Förster höret tief im Thal,
Ein seltsam Klingen allzumal
Vom Felsen niederzittern.
Gleich Engelharfen tönt der Klang,
Ihm wird's im Herzen wohl und bang:
»Gilt dies den alten Rittern?«

Fromm schreiten von Rollkirch herab
Der Priester und der Sakristan,
  Zu »Valentin's Kapelle.«
Verschlossen ist die Thüre fest,
Der Klausner sich nicht sehen läßt,
  Die Sonne glänzt schon helle.

Vom Dorfe drunten kamen sie
Zu lesen heil'ge Messe früh,
  Dem Himmel nah', hoch oben!
Sie klopfen an,. doch nichts wird laut,
Durch's Fensterlein kein Klausner schaut,
  Kein Riegel wird geschoben.

Und stärker pocht der Sakristan,
Und dennoch wird nicht aufgethan
  Die Thür' des Eremiten.
Nun sprengen beide, mit Gewalt,
Das niedre Pförtlein alsobald:
  »Gott wolle dich behüten!«

Sie stürzen gleich, mit bangem Sinn,
Zu Klausners dürrem Moosbett hin,
  Entsetzen sie erfasset!
Da lag der Greis im Silberhaar
Kalt und bewegungslos, er war
  In stiller Nacht erblasset.

Der Fels Irglas.

(Beschluß.)

Es verstrichen wenige Jahre. Launay, dessen glänzende Stellung in der Gesellschaft einer beträchtlichen, weit herkommenden Erbschaft zugeschrieben wurde, (der Leser wird aber die wahre Quelle davon errathen haben) hatte seit dieser Zeit Italien, Deutschland, die Schweiz bereist und lebte nun ganz so wie er sich's früher geträumt, in derselben glänzenden Behaglichkeit, um die er früher so manchen Andern beneidet hatte. Ehe er aus Deutschland nach Frankreich zurückkehrte, begab er sich noch nach dem am Fuße des Schwarzwalds, so romantisch gelegenen Badenweiler, dessen Heilquelle und reine balsamische Luft jährlich viele Kranke und Nichtkranke anlockt. Zu diesen Letztern gehörten auch Launay und eine reiche Engländerin, Miß Morpeth, die der Zufall gleichzeitig im Gasthofe zur Stadt Carlsruhe zusammenbrachte. Hingerissen von der wunderbaren Schönheit dieses Mädchens, versuchte er's sich ihr zu nähern, indem er sich jene Freiheit und Ungezwungenheit zu Nutze machte, welche gewöhnlich zwischen Tischgenossen herrscht. Die englische Sprache war ihm hinreichend geläufig, um sich mit Miß Fanny unterhalten zu können, und so näherten sie sich immer mehr und blieben auch deßwegen von der übrigen Gesellschaft etwas entfernter, da Fanny für die Lektüre der französischen Dichter einen entschiedenen Geschmack äußerte. Stieß sie auf Schwierigkeiten, so fand sie an Launay einen bereitwilligen und liebenswürdigen Lehrmeister. Diese häufigen Mittheilungen brachten die beiden jungen Gemüther gar bald in Einverständniß, und kaum war ein Monat verstrichen, so wechselte das Kapitel der französischen Schriftsteller mit demjenigen der Liebe ab. Um diese Zeit kam ein gewisser Herr Burns in demselben Gasthofe an. Diese Erscheinung trübte das ruhige Glück unsrer Liebenden. Fanny hatte zwar die Ankunft dieses, wie sie sagte, nahen Anverwandten ihrem Freunde Launay angekündigt, und beigefügt, daß sie denselben wie einen Vater liebe und verehre, ohne sich jedoch weiter in die Verhältnisse einzulassen, in denen sie mit ihm stand. Dieser Herr Burns war sofort für Launay ein wahrer Dämon, denn Launay bemerkte gar bald daß, seit der Ankunft des Alten, seine Geliebte zurückhaltender gegen ihn geworden war, ohne jedoch an Liebe und Innigkeit abgenommen zu haben, was ihre Augensprache hinreichend bestätigte...

Eines Abends hatten sich die Badegäste im großen Saale vereinigt. Unter andern Damen war auch Madame P....., aus Mühlhausen, mit ihrer Tochter zugegen. Diese Dame fand an Launay einen sehr artigen und gebildeten Mann, mit dem sie sich häufig unterhielt, und in dem sie vielleicht gerne den erwünschten zukünftigen Schwiegersohn erblickt hätte. Höflich und zuvorkommend in Haltung und Rede, hielt er eine Zeitlang der Redseligkeit der Dame Stich, suchte aber immer dem Blick seiner Fanny, die sich mit Herrn Burns ebenfalls im Saale befand, zu begegnen. Endlich zog er sein Noth- und Hilfsbuch, seine Zeichenmappe, aus der Tasche, durchblätterte dasselbe einen Augenblick, legte es sodann auf den Tisch und entfernte sich von den Damen, indem er im Saale auf und abgieng. Madame P....., welche die Leistungen Launay's zu kennen wünschte, griff nach dem Album und durchschaute die wohlgelungenen Zeichnungen mit Bewunderung. Die Nachbarinnen fanden ebenfalls, daß es sich der Mühe lohne, dieselben zu be-

sichtigen, und so gelangte das Buch von Hand zu Hand bis zu Launay's Geliebte. Obgleich diese es schon längst kannte, blätterte sie es dennoch durch, nicht sowohl der Zeichnungen wegen, als um etwas von ihrem Geliebten unter den Augen zu haben. Herr Burns, der bei ihr stand, überschaute die Blätter die Fanny umschlug, mit flüchtigen Blicken, bis eine Felsenansicht ihn veranlaßte auszurufen: »Ach Gott, der Jrglas!« —

Launay, der nur wenige Schritte entfernt, diesen Ausruf gehört hatte, wandte sich betroffen um und fragte etwas bitter: »Wer hat Ihnen das gesagt, mein Herr?«

»Der Name steht darunter geschrieben,« erwiederte Fanny sanft.

»Das ist ein Irrthum,« rief Launay, »das ist der Jrglas nicht! ich kenne den Jrglas nicht!« Er nahm sein Skizzenbuch wieder, besichtigte die Zeichnung und zerriß dieselbe, indem er sagte: »Eine unbedeutende Felsengruppe, die ich in der Schweiz aufgenommen habe.«

Begierig hatte Herr Burns jede von Launay's Bewegungen in's Auge gefaßt, und schien bereit ihn deßwegen zu Rede zu stellen; jedoch verzichtete er darauf und entfernte sich nachdenkend.

Die beiden Liebenden hielt etwas Fremdartiges, Geheimnißvolles einige Zeit lang von einander ferne; sie würden vielleicht noch lange in diesem Zustande geblieben seyn, ohne das Eintreffen eines unvorhergesehenen Ereignisses.

Müde und von des Tages Hitze ermattet kam Launay eines Abends von einem Bergstreifzuge zurück und setzte sich in eine Fensterwölbung des Saals. Bald gewahrte er Fanny in Gesellschaft des Herrn Burns. Sie hielt einen Brief in der Hand, den sie mit sichtbarer Rührung las und trocknete sich einige Thränen ab. Dies bewog Launay sich ihr ungesäumt zu nahern, auch ward er freundlich bewillkommt. Auf seine Frage: was ihr begegne und warum sie weine — antwortete sie mit bewegter Stimme: »Dieser Brief enthält durchaus nichts Trauriges, wohl aber Freudiges und ich habe vor Freude geweint.« — Sie überreichte Herrn Burns den Brief wieder, und da dieser merkte, daß seine Gegenwart hier nur störend sey, entfernte er sich, nachdem er Launay freundlich gegrüßt.

Jener Brief enthielt nämlich die Antwort auf die Erkundigungen, welche Herr Burns über Launay eingezogen hatte; sie waren ganz zu Gunsten des jungen Mannes ausgefallen und so erklärt sich die Freude der Geliebten und Burns gefällige Entfernung von selbst. Von diesem Augenblicke an, sahen sich die Liebenden so oft als möglich und verlebten einige Tage das glücklichste Leben der Welt. Als sie einst so traulich beisammen saßen, kamen sie auf das Kapitel des Geschenks. Launay meinte bei dieser Gelegenheit, daß Fanny um so mehr ein kleines Geschenk von ihm nicht ausschlagen dürfe, da sie vor wenigen Tagen erst eines von ihrem Anverwandten, Herrn Burns, angenommen habe. Obgleich Fanny sich weigerte und sagte, es seye ja später noch Zeit genug, so schickte ihr Launay dennoch, denselben Abend noch, einen prächtigen Ring, mit folgenden Worten: »Es ist ein Familienschmuck der meiner Mutter gehörte; sie bietet ihn nun ihrer Tochter an.«

Launay bemerkte schon den folgenden Tag, daß seine Geliebte den Schmuck trug. Gleich nach ihr trat Herr Burns in den Saal. Er näherte sich Fanny, und da er den Ring erblickte, blieb er wie verstummt vor ihr stehen.

»Was fehlt Ihnen?« fragte Fanny betroffen.

»Ich wußte nicht, daß Sie diesen Schmuck besitzen. Seit wann haben Sie denselben?«

»Seit gestern erst.«

»Von wem haben Sie ihn gekauft?«

»Ich habe ihn nicht gekauft,« sagte das Mädchen ganz beschämt.

»Also man hat Ihnen denselben gegeben?

Sie antwortete nichts. —

»Nun, wir werden die Sache näher besprechen,« sagte Burns; »wollen Sie mir diesen Ring auf einige Augenblicke anvertrauen?«

Zitternd überreichte ihn Fanny Herrn Burns, der ihn lange hin und herwendend, sehr aufmerksam betrachtete. Endlich drückte er an einer verborgenen Feder, und er sprang auf. Ein unwillkührlicher Schrei entfuhr Herrn Burns. »Woher hat Herr Launay diesen Ring?« fragte er zornig.

»Es ist ein Familienschmuck von seiner Mutter.«

»Hat er Ihnen dies gesagt?« —

»Ja!« —

Die Stirne des Engländers verfinsterte sich. Abwechselnd auf den Ring und auf Launay blickend, der im Hintergrund des Saales sich unterhielt und nicht wußte was vorgieng, näherte sich Burns einigen Herren die sich mit einander von den Gefahren unterhielten, denen Reisende in entlegenen Welttheilen ausgesetzt seyen. — Herr Burns bemerkte, daß dies in Europa nicht minder der Fall seye. —

»Vielleicht,« entgegnete ein Franzose, unwillig unterbrochen zu werden, »auf den Landstraßen Englands?« —

»In Frankreich, mein Herr, in Frankreich! noch sind es keine zwölf Jahre, daß ich, der ich mit Ihnen spreche, angefallen und für todt auf dem Platze zurückgelassen wurde.

»Sie? Sie? wie das?« —

»Es ist eine sehr einfache Begebenheit, obschon sie für mich

von den schrecklichsten Folgen war. Als ich damals die Bretagne bereiste, befand ich mich allein in einer Postchaise, und hatte vier mal hundert tausend Franken in Bankzetteln bei mir. Ich mußte eine unendlich große Ebene durchreisen, die unter dem Namen plaine de St. Michel bekannt ist« — bei diesen Worten die der Engländer absichtlich schärfer betonte, erbebte Launay, doch aufhorchend. Herr Burns dem dies nicht entgieng, fuhr fort: »Die Dämmerung war bereits eingebrochen, als mein Wagen einem Felsen vorüber fuhr, der mitten in dieser Ebene, wie ein egyptischer Sphinx in der Wüste emporragte. — Der Irglas! schrie mein Postillon, indem er mit seiner Peitsche nach der gefährlichen Klippe zeigte... Kaum hatten wir den Felsen hinter uns, als der Wagen plötzlich angehalten wurde. In demselben Augenblick vernahm ich einen Schrei. Ich öffnete das Wagenfenster und schaute hinaus, hatte aber keine Zeit etwas zu gewahren, ich erhielt plötzlich einen fürchterlichen Streich auf den Kopf, der mich besinnungslos in den Wagen zurückwarf.« — Ein Murren des Entsetzens unterbrach hier Herrn Burns. Dieser warf einen Blick auf Launay, der todtbleich an derselben Stelle stand und fuhr kalt fort: »Einige Tage darauf, nachdem ich wieder zu mir selbst gekommen war, erfuhr ich, daß einige Fischer sich meiner erbarmt, daß mein Wagen geplündert worden sey und mein Postillon todt auf dem Platze gefunden worden war.«

»Und, fragten Mehrere zugleich, hat man den Mörder nie entdeckt?«

»Alle damals gemachten Nachforschungen, blieben fruchtlos, obschon einige Kostbarkeiten die ich bei mir hatte, und die leicht zu erkennen waren, mich hoffen ließen, daß der Urheber des Raubmordes entdeckt würde. So besaß ich unter andern einen kostbaren Ring, der diesem hier ganz ähnlich war.« —

Herr Burns zeigte ihn den Anwesenden, und schon wollte man denselben genauer untersuchen, als Fanny plötzlich einen heftigen Schrei ausstieß. Jedermann wandte sich um, und man erblickte Launay wankend, einer Ohnmacht nahe.

— »Was gibt's denn?« rief man von allen Seiten. —

»Ich kann es Ihnen sagen...« erwiederte Herr Burns. —

— »Mein Vater!...« schrie Fanny indem sie sich besinnungslos an seinen Hals warf.

Launay, durch diese Worte aufgeschreckt, stürzte zur Thüre hinaus und verschwand, indem er ausrief: »Ihr Vater, mein Gott, ihr Vater!...«

Bald nachdem Herr Burns mit seiner Tochter auf sein Zimmer zurückgekehrt war, erschien Launay unter der Thüre desselben.

»Sie erwarteten mich wohl nicht?« sagte Eduard mit leiser Stimme.

»Nein, denn gewöhnlich sind die Mörder klüger.«

»Auch würde ich mehr Klugheit haben, wenn ich ein Mörder wäre; allein ich muß Sie vom Gegentheile überzeugen.« — Herr Burns machte eine verneinende Kopfbewegung.

»Ach, mein Herr, beurtheilen Sie mich nicht zu schnell. Ein hinreichender Beweis, daß ich kein Mitschuldiger an dem Verbrechen bin, ist schon der Umstand, daß, als es begangen wurde, ich mich auf den südlichen Meeren befand, als Marine-Arzt angestellt, wie dieses Dienstverzeichniß hier ausweist!«

Der Engländer durchlas die Papiere, welche ihm Launay hinhielt.

»Woher kam Ihnen denn aber jener Ring?« fragte Burns. »Warum brachte Sie meine Erzählung außer Fassung? Es ist ja klar, daß Sie wenigstens Kenntniß von dem Verbrechen gehabt haben müssen, wenn Sie nicht auch gerade Mitschuldiger gewesen.«

»Ich hatte zwar Kenntniß davon, aber ich eignete mir bloß die Erbschaft des Raubes zu, und hierin liegt das Vergehen... Übrigens hören Sie mich an; meine Augenblicke sind kostbar, ich habe keine Zeit zu verlieren...«

Hierauf erzählte Launay den Hergang der Geschichte, die der Leser kennt. Als er sich dieser Mittheilung entledigt hatte, hielt er Herrn Burns eine Brieftasche und ein Käßchen vor, indem er sagte: »Ihre vierhunderttausend Franken sind als Staatsrenten im großen Buche eingetragen; hier sind die Empfangscheine, nebst meiner eigenhändigen Entsagung auf dieselben, zu ihren Gunsten. Das Käßchen enthält den Rest ihrer Juwelen.«

Herr Burns untersuchte die Papiere und das Käßchen, und fand Alles in Richtigkeit; hierauf sagte er zu Launay:

»Was Sie mir so eben erzählt haben ist so befremdend, diese Zurückgabe ist so unerwartet für mich, daß ich nicht weiß, ob ich Ihnen dafür danken, oder ob ich Ihnen Vorwürfe machen soll. Sie haben sich eines großen Vergehens schuldig gemacht...«

»Eines Verbrechens, mein Herr,« unterbrach Launay, »eines Verbrechens! O, ich will die Wahrheit nicht entstellen! Ich gestehe vielmehr daß, nachdem Cranou mir sein Geheimniß anvertraut, ich keine Ruhe mehr hatte; ich dachte nur an den verborgenen Schatz. Der verhängnißvolle Felsen trat im Wachen und im Traume vor meine Augen. Sah ich Reiche, Vornehme, deren prächtige Wagen dahinrollten und mich mit Koth besudelten, an mir vorüberfahren, so rief aus eine Stimme: Der Irglas! der Irglas! Dies Alles findest du im Irglas!... Endlich unterlag ich; allein mit meiner Armuth war auch meine Ruhe dahin. Ein unsichtbares Etwas verfolgte mich überall. Vergebens suchte ich mich zu überzeugen, daß meine Furcht

kindisch seye, da ja der Eigenthümer dieser Reichthümer nicht mehr lebe; ich empfand immer eine unbeschreibliche Angst, die ich mir nicht erklären konnte. Jedoch wozu diese Umstände, diese Erzählung meiner Versuchungen, die nur für mich Wichtigkeit haben. Verzeihen Sie mir, mein Herr! Ich verlasse Sie nun..»

Als er gehen wollte, trat Fanny, die im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte, ihrem Geliebten in den Weg und warf sich in seine Arme. Herr Burns wollte die Liebenden trennen; allein vergebens; Fanny klammerte sich immer fester an ihren Eduard und erklärte, daß sie nur der Tod von ihm trennen würde. Herr Burns wollte Gewalt brauchen, Launay aber, der seine Kraft zusammenraffte, sagte mit großer Anstrengung:

«Keine Gewalt, mein Herr! Fürchten Sie nichts; ich werde, ich kann das Opfer dieses Engels nicht annehmen.... Ich wollte einst nicht in Armuth leben, wie könnte ich mich entschließen arm und zugleich entehrt zu leben? Entfernen Sie ihre Tochter, ich bitte Sie.... Sie sehn ja.... ich sterbe!»

Fanny entfuhr ein Schrei; sie schloß ihren Geliebten der zusammensank in die Arme. Eduard lächelte sie an, legte sein sterbend Haupt auf ihr Herz und — verschied.

Morgenfeier.

Ist es mir doch, als feierte ich eine Weltschöpfung, wenn ich an einem schönen Frühlings- oder Sommermorgen auf einem Berge die Sonne in ihrer Pracht und Herrlichkeit aufgehen sehe. Da zieht der Geist Gottes recht fühlbar über die Erde, wo ich neige mein Haupt und schaue hinaus nach der erhabenen Königin des Tages. Wir nennen sie Königin, doch ist sie, wie auch du, armes Menschenkind, nur Dienerin eines großen Königes, der sie dort im Glanze heraufkommen und wieder untergehen lässet und der auch dich und Alles um dich her erschaffen hat.

Wenn sie denn heraufkommt die herrliche Sonne und durch meine Seele der Allmachtsruf ertönt: «Es werde Licht!» und wenn dann die Lichtfluten der Allmacht mich umspielen, und ich vor mir sehe die Erde in jugendlicher Schönheit mit ihren Blüthenbäumen und Ährenfeldern, mit den erschaffenen Wesen alle, die aufjauchzen in Wonne, mit dem Würmlein zu meinen Füßen, das auf bethauetem Grase spielet und Gott nicht zu fassen vermag und mit den lichten Wolken am Morgenhimmel; wenn ich das Alles sehe und die tausend erwachenden Stimmen höre in der Tiefe und in der duftigen Höhe: wie wird mir da so unendlich wohl und doch wieder in tiefster Seele so bange. Ich bete an und staune und bin ganz entzückt, ganz aufgelöst im Vernehmen der göttlichen Wunder. Wie ein Erstererschaffener im Paradiese stehe ich da und gebe jedem Dinge um mich her einen Namen und freue mich eines jeden Wesens, selbst des fühllosen Steines am Boden. Da heißt aber die Lerche nicht Lerche, die Schwalbe und der Sperling führen auch andere Namen. Nein, Gottesvöglein nenn' ich dich, singende Lerche, die du aufstrebst aus dem Saatfelde und dich im Äther wiegest. Du ermahnest Alles, aufzublicken nach Oben und Dem Lob zu singen, der seine Welten so herrlich schuf und der alle seine Geschöpfe beglückt.

Frühlingskind nenn' ich dich, schwirrende Schwalbe. Du ziehest umher und kündest den Frühling aller Orten an; du bist so traulich und lässest dich nieder bei den Menschen.

Und du, zwitschernder Sperling, heißt Gottvertrauen. Wie du so sorglos bist und so heiter! Du säest und erntest nicht, du sammelst nicht in die Scheuern und doch wirst du ernähret; du findest dein Körnlein und wenn es selbst unterm Schnee verborgen wäre. So find' ich Gott in allen seinen Werken und meine Seele schwinget sich an ihnen zu ihm empor.

Könnte sie aufflammen mit dir, glänzende Sonne, und mit deinen Strahlen durch den zitternden Äther ziehen, um jubelnd den Gott zu verkünden, der sie werden hieß, und der auch da noch schaffet, segnet und liebet, wo keine Sonnen und keine Sterne leuchten! Aber sie kann nicht, sie zittert in ihre Beschränkung zurück und wagt es anbetend Gott zu danken und ihn zu fühlen im Staube.

Wilhelm Kilzer.

Das Kloster Stephansfeld (Stechfelden), bei Brumat.

Friese erzählt in Silbermanns historischen Merkwürdigkeiten des Elsasses, die Geschichte der Stiftung von Stephansfeld mit folgenden Worten: «In der Mitte des zwölften «Jahrhunderts reiste Stephan, Graf von Egisheim, und «damals Landgraf von Elsaß, nach Rom, um seinen Sohn, «der unter dem Namen Leo IX die päbstliche Krone trug, zu «besuchen. Während seinem Aufenthalt daselbst, fand ein Fischer «zwey neugeborne Kinder in der Tiber, und brachte sie dem

»Pabst mit der Bitte, der heilige Vater möchte doch Sorge »tragen, daß nicht mehr so viele arme Kinder von gottlosen »Müttern zu Grunde giengen, wie man sie jetzt lebendig und »todt auf den Gassen der Stadt und im Wasser fände. Durch »diesen Vorfall gerührt, bauete Landgraf Stephan, nach seiner »Zurückkunft das Kloster Stephansfeld bey Brumat, zu »einem Spital für Findelkinder, und begabte es mit »grossen Einkünften....« Dieser Bericht ist durchaus irrig, denn der Vater Leo's IX lebte nicht um die Mitte des zwölften, sondern schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts, auch hieß er nicht Stephan, sondern Hugo IV, Graf des Nordgau's oder des untern Elsasses, und Herr von Egisheim; der Sohn Bruno, später Pabst Leo IX wurde im Jahr 1002 entweder auf Egisheim, oder auf dem Schloße Dabo geboren, und starb zu Rom im Jahr 1054. Das erzählte Ereigniß hatte nicht unter seiner Regierung, sondern unter der von Innocenz III (nach Christo 1216) statt, so berichtet uns Königshoven (Chronik S. 194). Die Wirkung davon war dies von diesem Pabst gestiftete Hospital des heil. Geistordens in Rom, für die Aufnahme und Verpflegung ausgesetzter Kinder. Andere Städte, wie Bern, Memmingen, Gröningen, Wimpfen, Worms, Pforzheim, Ruffach, gründeten bald ähnliche Findelhäuser, die alle unter der Verwaltung des heil. Geistordens standen. Stephansfelden war ebenso, vor dem Jahre 1220, von dem elsässischen Landgrafen von Wörd, zur Verpflegung der Findelkinder errichtet worden. 1348 und 1359 war das Kloster so sehr verschuldet, daß die Geistlichen erklärten, es könne sich nicht mehr länger halten; und nur durch reichliche Beisteuer konnte es wieder fortbestehn. 1383 verhörten es die sogenannten Engländer. 1418, als gerade Jahrmarkt gehalten wurde, überfiel Graf Emich von Leiningen das Stift plötzlich mit 500 Reitern; Käufer und Verkäufer wurden ausgeplündert und vier Personen erstochen. 1775 wurde das Kloster aufgehoben und die Verpflegung der Kinder den barmherzigen Schwestern anvertraut; die Kinder kamen nach Straßburg, da aber das dortige Findelhaus während der Revolution als Hospital diente, wurden sie wieder nach Stephansfelden geführt, von wo sie 1821 abermals nach Straßburg in das St. Johannstift gebracht wurden.

In frühern Zeiten scheint die Einrichtung des Findelstiftes zu Stephansfelden, äußerst schlecht gewesen zu seyn; für alle Kinder denen nicht wenigstens hundert Thaler hinterlegt werden konnten, war die Aufnahme sehr schwer. Vor dem Thore stand eine steinerne Wiege oder Triller, in welche man solche Kinder legen konnte, allein sobald die Schelle klingelte, ließ man große Hunde los, und ein Knecht schwang sich auf's Pferd und verfolgte die, welche das Kind hingelegt hatten; holte er sie ein, so gab man ihnen das Kind zurück, oder sie mußten die bestimmte Taxe bezahlen.

Seit wenigen Jahren ist bekanntlich das Gebäude abermals einem menschenfreundlichen Zwecke gewidmet; Geistesverwirrte erhalten hier unter der Leitung eines talentvollen Arztes Unterkommen und Verpflegung.

Elsässische Literatur.

Gedichte von Georg Daniel Hirtz,

Drechsler Meister in Straßburg,

mit einem Vorwort von **Eduard Reuß.** Straßb. 1838.

Unser wackrer Mitbürger, der sich schon seit einer Reihe von Jahren durch poetische und prosaische Mittheilungen viele Freunde im Heimatlande erworben hat, bietet uns hier eine Auswahl seiner dichterischen Erzeugnisse dar. Es kann hier von den strengern Forderungen, welche die Kritik, bei dem jetzigen Zustand der deutschen Poesie, an Gedichte macht, nicht die Rede seyn; der bescheidene Dichter selbst, so wie die meisterhafte, wohl zu beherzigende Vorrede von Eduard Reuß, geben den Maasstab an, nach welchem hier gerichtet werden muß. »Alles,« heißt es im Vorworte, »was seinem bescheidenen, stillzufriedenen Leben Ton und Farbe gab, ist in der vieljährigen Arbeit abgebildet: die Kinderspiele, die treue Liebe des Jünglings, die Wanderschaft, die Sehnsucht nach der Heimat, die Rückkehr, das Handwerk, dem er so sinnig die poetische Seite abzugewinnen wußte, und alle die kleinen häuslichen Begebenheiten, welche Abwechslung in's Leben bringen, das Glück mehren, und die kurzen Thränen durch treuen Erinnerungstrost abtrocknen. Auch wie der Frühling sein Gemüth aufschloß und der Sonntag ihn feierlich stimmte; und wie die Mähren aus Krieg und Vorzeit, und die Sagen von unsern alten Burgen ihn bewegten, und wie er des Freundes Hochzeitfest durch einen guten Spruch erheiterte, oder sein frühes Grab mit Blumen bestreute, und wie sein Busen klopfte, wann ihm die treue Hausfrau ein Knäblein oder ein Mägdlein in den Arm legte — das alles hat er besungen, das alles ist hier zu sehn und zu geniessen, wer ein Herz hat, für solchen Genuß empfänglich und offen und nicht nach der Tabulatur oder Zunftregel einer fremden Sipp-

schaft richten will.... Sein Buch ist für Viele, von Allen aber für seine Standesgenossen geschrieben; die müssen es lieben, weil es aus ihrer Mitte hervorgegangen ist; sie müssen es ihren Weibern und Töchtern geben können, zur Unterhaltung und Bildung, damit sie nicht nach der schädlichen Frucht verlangen, die von einer schlechten Zunft ausgeht. Wenn der deutsche fromme Sinn uns überall ersterben will und von fremder Feinheit und Schlechtigkeit überwunden wird, so ist es Pflicht des Meistersängers ihn anzufachen und zu erhalten.«

Ein anspruchloser Sinn, ein frommes und daher heiteres Gemüth, Lust am Leben, Freude an Gottes schöner Natur sprechen sich in diesen Gedichten überall aus. Was dem Sänger an Leid und Freud' im Herzen klopft, das muß heraus, muß an Wort und Reim sich mittheilen. Fehler der Form, prosaische Ausdrücke und Wendungen, unrichtige Reime (z. B. Gestell, Öl; Blüthe, Friede; Bild, verhüllt; Sinn, Erglühn, u. s. w.), wären wohl manche aufzufinden; so sind auch manche Gedichte in Straßburger Mundart wohl nur als gereimte Erzählungen zu betrachten, denen die poetische Idee völlig abgeht; so ist vor Allem »das wohlfeile Abführungsmittel« zu tadeln, in welchem die Grazie ganz in den Hintergrund tritt; so ist ferner die Idee Tell's Monolog von Schiller umzudichten, höchst seltsam. Ein Dichter soll einem andern — zumal einem größern — nicht nachsingen wollen, seiner eigenthümlichen Dichtung den Rock ausziehn, der gerade für sie paßt, und ihr einen fremden anziehn, der ihr am Leibe schlottert oder sie einengt. Jedenfalls gebührt unserm Hirtz aber das Lob, daß er sich von jenem poetischen Pharisäismus frei weiß, der seine Nichtigkeit mit fremden Lappen schmückt, hochtönende Worte im Munde hat und innen eitle Lüge und Unflat ist. Es ist Alles sein was er sagt und kommt unmittelbar aus seiner Seele; es sind frische Wiesenblumen, weder künstlich getriebene, noch todte, nachgemachte. Nur gewinnen kann er, wenn er sich dieser Einfalt und Natürlichkeit noch mehr befleißigt; Einfalt und Natürlichkeit im Ausdruck sind die Trägerinnen der höchsten poetischen Ideen. Hochtrabende, klingelnde, übermüthige Worte schrecken ab und halten gewöhnlich die Probe nicht, wenn man sehn will, was dahinter steckt. — Mehr Kürze möchten wir auch manchen Gedichten wünschen.

»Singe, Dichter, rede nicht —
Nur ein Hauch sey dein Gedicht!«

Man muß dem Leser, dem Hörer nicht Alles vorsagen, eine und dieselbe Idee ganz erschöpfen, ein und dasselbe Bild in allen Details ausmalen, sondern seinem Gefühle, seiner Phantasie auch etwas übrig lassen, daß sie selbst thätig seyn können und das Gesagte nach ihrer Individualität auffassen und vollenden. Ein Vers kann oft eine Fülle der herrlichsten Gedanken, der höchsten Poesie enthalten, die in zehn Strophen ausgehämmert, sich verflachen und verwässern.

»Des Liedes Würze
Ist seine Kürze.«

In Uhlands kleinem Gedichte: »Schäfers Sonntagslied,« das nur drei Strophen hat, liegt ein ganzer Himmel von Poesie, Andacht und Frömmigkeit; mehr als in hundert Gebetbüchern und prunkenden Witscheliamben!

Zu den gelungensten Gedichten der Sammlung gehören wohl folgende: Wanderers Abschied, S. 15; Jugendlust, S. 19; Christtags-Freude, S. 67; der Gang zur Kirche, S. 69; der Wanderer und das Mädchen, S. 76. Die bestrafte Neugierde, Sage aus dem Jura, S. 88; der Klausner auf Girbaden, S. 112. In der Münsterkrone, S. 117. Sehr freundliche, naturgetreue Sittengemälde bilden die in kleine Erzählungen gekleidete Charaden, in straßburger Mundart, die von den angegebenen Fehlern, welche einige der andern Straßburger Gedichte treffen, frei sind.

Der Druck des schmucken Bändchens, welches zudem noch das Porträt des Verfassers ziert, ist correkt und schön, das Papier weiß, und die ganze Ausstattung gereicht der Dannbach'schen Offizin zur Ehre. Auch legen die ehrenwerthen Subscribenten-Namen einiger Hundert der kernhaftesten Straßburger Bürger, das schöne Zeugniß ab, daß es in der theuern Vaterstadt noch ein reger Sinn gibt für Poesie, für deutsche Sprache und daß sie es weder tölpelhaft, noch hochverrätisch finden, daß einer ihrer Landsleute ihnen sein Leid und seine Lust, sein Hoffen und sein Träumen von der Brust singt, deutsch! wie's ihm in derselben entsteht! — Und weil wir doch gerade daran sind, so können wir uns und denjenigen unsrer Leser, welchen das Buch noch nicht zu Gesicht gekommen, die Freude nicht versagen, hier die schönen Schlußworte, der bereits oben gerühmten Vorrede beizufügen. Zur Verständniß derselben diene die Weisung, daß, nach der Sitte der Meistersänger, vier Merker die Gesänge unsers Dichters prüfen sollen: der erste soll merken ob in den Gesängen christliche Zucht und Sitte gewahrt ist; der zweite ob darin Herzlichkeit und Wahrheit ist; der dritte, ob darin nichts gegen Gesetz und Obrigkeit ist; »der vierte endlich soll merken ob in den Gesängen ein deutscher Sinn und Muth wohne. Wir reden deutsch (das Wort hat Anklag gefunden!) heißt ja nicht blos daß wir unsre Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unsrer ganzen Art und Sitte, [illegible] Glauben, Wollen und Thun deutsche Kraft und [illegible], deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemüthlichkeit bewahren und

ein heiliges Gut auf unsre Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus! Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur wer, unsers Ursprungs vergessend, um des eitlen Flitterstaats napoleonischer Lorbeern willen, noch jetzt im Liede die eiserne Ruthe küßt; unser Todfeind ist wer eine frevelnde Hand an das Heiligthum unserer Nationalität legt. Unsre Meistersänger müssen die Wurzel der wahren Freiheit in unsrer Freiheit zu finden wissen.

Das ist's worauf die Zunftmeister merken sollen. Fragt ihr wer sie seyen und wie sie heißen? Die Namen thun nichts zur Sache. Ein Vorhang verdeckte vordem den Tisch, woran die vier Merker saßen; aber das Volk horchte auf ihren Spruch und behielt ihn im Herzen und es war allemal ein Jubel in der Stadt, wann ein Meistersänger gekrönt wurde.«

—r.

Ausstellung
des rheinischen Kunstvereins.

VIII.

Der Maler in der Affenherberge.

Gemälde von Wittenbach, aus München.

Mitten im Stall ist der Maler, das Savoyardchen, ein Affe.
Letztere sitzen dem Herrn. Freudig verwundert, naiv
Schmunzelt der Junge ihn an, den Maler, mit äffischen Zähnen.
Neben ihm sitzt, am Strick, hoch auf der Tonne der Aff,
Röthlicher Uniform, mit mächtigen Epauletten,
Quasi-goldenen. Den Hut zieret ein Federgebüsch.
Aber die Brille, die hat er, in seiner gerechten Entrüstung
Über die Freche des Kerls der ihn beständig beguckt,
Aufgeschoben zur Stirn, daß frei nun sprühen die Äuglein.
Seht! mit dem Säbel gleich schlägt er den Maler auf's Haupt.
Links, in der Krippe, da lausen und grimasiren die Affen;
Furchtsam schaut sie von fern neben dem Maler der Hund.
Seht im Hintergrund, an der Mauer, die putzigen Männlein,
Welche der Savoyard oder die Knechte gemalt;
Rechts, beim Fensterchen dort, das Pferdegeschirr und die Kiste,
Droben die Rechnung noch stehet des Haferverbrauch's.
Eben zur Thüre-herein spazieren der Hahn und die Hühner,
Stutzen verwunderungsvoll wie sie die Scene erschau'n.
Kopf in den Nacken geworfen, am Kropfhals wiegend den Rothbart,
Stehet der Hahn auf's Bein. Hühnerchen stehen auf's Bein.

IX.

Das Falkenmædchen.

Gemälde von C. Rahl, aus Hessen-Cassel.

Saht ihr im Jägerspencer
So prächtig und kokett, —
Die weiße Feder spielet
Vom rothen Gold-Barett —

Saht ihr das schöne Fräulein,
Den Falken auf der Hand?
Sie schmeichelt ihm, sie streichelt
Den Sieger. Ich verstand.

Hat er gefangen, Lose,
Der Jäger freies Herz?
Und bin auch ich verwundet?
Ich fühle süßen Schmerz.

Winfred.

Nachschrift.

Zeit und Umstände hinderten uns einige andere Gemälde, die wir bewunderten, poetisch zu schildern, namentlich ein kleines Eisstück, mehrere Lichtstücke, und die Schlacht bei Lützen. Matthisson'sche Gedichte, ich meine schöne Landschaften, waren in nicht geringer Anzahl da. Doch mögen, mit Ausnahme weniger anderer, gegebene Stücke wohl die geistreichsten und somit poetischsten der Ausstellung gewesen seyn.*)

Der Verfasser.

*) Da bei einigen Nummern die Namen der Meister, aus Versehen, durch Sternchen ersetzt worden sind, so glauben wir dieselben hier nachträglich mittheilen zu müssen: Nro. II, von C. Kreul, aus Nürnberg; Nro. III, von Mlle Henry, aus Paris.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 25.

Samstag, den 13. Oktober 1838.

Diesseits und Jenseits.

Ich stand auf einem Berge
Und sah hinab in's Thal:
Die Städte schienen klein, die Menschen fast wie Zwerge,
Das trieb sich auf und ab im warmen Sonnenstrahl.

Ich sah auf ihre Lust mit Schmerz,
Mich zog's, wie Land den Seemann auf dem Maste,
Zur warmen kleinen Welt; ein tiefes Heimweh faßte
Mein einsam unbefriedigt Herz.
Und als ich nun hinunterkam,
Rief einer aus voll Neid und Gram:
Wie Vieles hätt' ich drum gegeben,
Mit Euch so frisch und frei in jenen Höh'n zu schweben,
Und in das Thal, das dumpfe Nebel drücken,
Auf diese arme Welt, mit Götterruh' zu blicken!

Die Arme kreuzt' ich, schüttelte den Kopf,
Und gieng in's Schauspiel, mich zurechtzufinden;
Da braust' und brudelt' es, wie auf dem Herd ein Topf —
Erwartend wann einmal der Vorhang würde schwinden,
Drang sich das Publikum, die Ungeduld ward laut,
Sie hätten gern in jene Welt geschaut.

Und als ich nach dem Vorhang sah,
War dort ein rundes Loch mit Kunst hineingeschnitten,
Und, schärfer hingeblickt, war auch ein Auge da,
Das mustert' uns auf allen unsern Tritten.
Natürlich, für des Mimen Blick
Ist das Geheimniß hinter der Musik.
So fehlt' es beiden Theilen in dem Haus:
Wir sah'n hinein, und jene sah'n heraus.

Und in des Lebens weitem Kreise
Fand ich die Menschen in derselben Weise:
Sie schienen alle mir, mit Fluchen oder Thränen,
Nach einem Jenseits sich zu sehnen.

Hermann Kurtz.

Schweizerbilder.

Die Schlacht bei Sempach.

Sempach ist rings von waldigen Hügeln umgeben, fruchtreiche Baumgärten bedecken die lachenden Ufer und spiegeln ihre schattigen Wipfel in den reinen Silberwellen des See's ab. Die Eidgenossen setzten sich auf diesen Anhöhen in einem Walde fest; vor ihnen ausgebreitet lag das Schlachtfeld im Sonnenschein, wo vormals die Leute aus dem Entlibuch Engelramm's von Coucy Raubschaaren mit geringer Streitmacht zertrümmert hatten. Am 9. Juli 1386 rückte der Feind heran: prächtige Reiterei in glänzendem Schmuck der Waffen, Siegesgewißheit im finster drohenden Blicke; jeder Baron an der Spitze seiner Schaar, jeder Schultheiß die Männer seiner Stadt führend. Das Fußvolk bestand größtentheils aus Miethtruppen. Ein langer Zug von Kriegsmaschinen aller Art, womit Leopold das schwache Sempach leicht zu bezwingen hoffte, schloß sich an. Die Schweizer bemerkten in den feindlichen Reihen Herrmann von Grünenberg, dem sie die Rotenburg abgenommen hatten, ihre unversöhnlichsten Feinde, die Geßler und viele andere Herren, aber vor allen strahlte Leopold, kaum erst 37 Jahre alt, in männlicher Schönheit und kriegerischem Feuer. Seine Krieger verwüsteten die in voller Reife stehenden Fruchtfelder, indeß die Ritter lustig um die Stadtmauern tummelten, die Bürger beschimpfend und sich rühmend mit diesen Schweizerbauern, ohne auch nur die Ankunft ihres Fußvolks abzuwarten, leicht fertig zu werden. Der Herzog, als er die Eidgenossen so auf den Anhöhen gelagert sah, mochte vergessen haben, daß ein Reiterangriff, aufwärts gethan, ungleich mehr Vortheil darbiete, denn auf jede andere Art; er ließ nämlich seine Ritter absitzen und machte sie dadurch zu jedem Angriff vollends ungeschickt, da sie sich in ihren schweren Rüstungen nur mit äußerster Kraftanstrengung vorwärts bewegen konnten. Mann an Mann gereiht, eine eiserne Mauer, erwarteten sie mit vorgehaltenen Spießen, den Angriff der Schweizer. Unter Leopold befehligte Johann von Ochsenstein, Landgraf im Elsaß; Friedrich von Zollern, genannt der schwarze Graf und Johann von Oberkirch, führten die Vorhut, die aber zur Nachhut geworden war, damit die ungestümme Kampflust der Ritter freien Raum gewänne. Hans von Hasenburg ein im Kampf ergrauter und darum vielfach erfahrener Krieger, warnte den hochfahrenden Adel, da er der Eidgenossen mannhafte Schlachtordnung sah, Hochmuth komme vor dem Fall und man solle die Ankunft von Bonstetten's Heerschaar abwarten, ehe man zum Angriff schreite. Aber seine wohlgemeinten Mahnungen wurden verlacht und als man den Herzog bat seine Person nicht allzusehr auszusetzen, rief er zornglühend: Wie, man würde meine braven Freunde und ich sollte ein müssiger Zuschauer ihres Todes bleiben? Nimmermehr! hier, in meinem Land und für mein Volk will ich siegen oder sterben! Kaum war der Adel abgestiegen, so drangen die Schweizer — sie würden es nicht gewagt haben ihn in der Ebene anzugreifen — aus dem Walde hervor: schwach und kurz waren ihre Waffen, ja viele hatten sich als alleiniges Vertheidigungsmittel ein Brett, als Schild, an den linken Arm festgebunden. 400 Luzerner, 900 Männer aus den Waldstätten, 100 aus Glaris, Zug und Gersau bildeten ihr kleines Heer, aber mit denselben Hallbarten, die einige wagen, hatten vormals ihre Väter am Morgarten siegreich gestritten und der Tod war ihnen nur Übergang zu unsterblichem Leben; betend sanken sie auf ihre Kniee nach altherkömmlicher frommer Sitte. Während dieser Zeit schlug Leopold mehrere seiner Krieger zu Rittern, dadurch sie zu muthiger Ausdauer anzufeuern. Die Sonne stand schon sehr hoch, der Tag war schwül und der Himmel mit schwarzen Gewitterwolken bedeckt.

Nachdem sie gebetet, erhoben sich die Schweizer vom Boden und stürmten unter wildem Kriegsgeschrei über die Felder heran; eine Mauer von Schilden, aus der ein dichter Lanzenwald hervorstarrte, empfing sie. Luzern's Banner griff die Ritterschaar ohne Bedenken an; umsonst: rechts und links dehnten sich die Östreicher in halbmondförmiger Schlachtordnung aus und drohten das kleine Häuflein der Eidgenossen mit eisernen Armen zu umfassen. Der Schultheiß von Luzern, Petermann v. Gundoldingen sank tödtlich getroffen zu Boden und um ihn her viele Tapfere. »Schlägt auf die Spieße, sie sind hohl!« rief plötzlich Anton da Porta, ein Mailänder, der im Heere Luzerns kämpfte; aber die so zertrümmerten Lanzen wurden alsbald durch neue ersetzt und die Anstrengungen der Schweizer blieben auch in dieser Hinsicht erfolglos. Glücklicherweise konnte der Feind, durch die schweren Eisenpanzer in seinen Bewegungen gehemmt, den Halbmond nicht völlig schließen. Aber unerschütterlich fest standen seine Reihen, indeß schon über 60 Schweizer todt am Boden lagen. Die Eidgenossen fürchteten irgend einen Hinterhalt, mehr noch Bonstetten's plötzliche Ankunft.

In diesem herrlichen und zugleich entscheidenden Momente, stürzte ein Mann aus Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, hervor in die erste Reihe der Kämpfenden. »Theu're, wackere Eidgenossen, rief er, ich will der Freiheit eine Gasse bahnen; tragt Sorge für mein

Weib und Kind!« Und als er das gesagt umfaßt er mehrere feindliche Speere, begräbt sie in seiner Heldenbrust und reißt sie, fallend, mit sich nieder. Über seinen Leichnam hin, Mann an Mann, stürmen die Eidgenossen in den erschütterten Feind; umsonst ist sein Bemühen die Lücke auszufüllen und so groß der Andrang der Eidgenossen, daß mehrere Ritter, im Gedräng erstickt, umkommen, ohne auch nur im geringsten verwundet zu seyn. Aus dem Walde stürzen neue Kämpfer herbei; der schreckliche Bastard von Uranbis, der stolze [illegible] geben in diesem Augenblick ihren Heldengeist auf. Als die Knechte, welche die Rosse hielten, sahen daß sich die Schlacht zum Nachtheil ihrer Herren entscheide, flohen sie mit verhängtem Zügel. Östreichs Banner sank; Ulrich von Aarburg hob es auf, da fiel auch er zum Tode getroffen; aus seiner starren Hand erhielt nun Leopold selbst das vom Blute so vieler Tapfern geröthete Banner und bewegte es über den wankenden Schaaren. Längst schon lagen Tyrol's und Habsburgs Banner am Boden und auf ihnen, sie auch im Tode nicht lassend, Ulrich von [illegible] und Thüring von Hallwyl. Hier fielen auch die Lichtensteiner, vier Brüder aus dem Hause Habsburg, Hermann von Eberz und seine beiden Söhne, der Markgraf von Hochberg, Otto von Pail, des Herzogs geheimer Rath, der Graf von Thierstein, Peter von Aarberg und der edle Ritter von Mülinen, nebst fünf Kriegern seines Namens. Leopold rief, vom Schmerz überwältigt, aus: »Ich habe so viele Grafen und Ritter in den Tod geführt und will ehrlich mit ihnen sterben!« und den [illegible] Blicken seiner Feinde sich entziehend, sucht er den Tod im fürchterlichsten Handgemenge; aber nicht ungerochen will er sterben: schon zu Boden gesunken, sucht er sich noch, mit der Schwere seiner Rüstung ringend, emporzuheben und fortzukämpfen. Da überrascht ihn ein Mann aus Schwyz: »Ich bin der Herzog von Östreich!« ruft ihm Leopold zu, aber jener hörte oder glaubte es nicht, oder er wollte denken, der Krieg kenne keine Ausnahme und tödtete ihn. Malterer, der das Banner von Freiburg im Breisgau trug, bemerkte in diesem Augenblicke seinen geliebten Herrn, warf sich über seinen Körper um ihn gegen Mißhandlungen zu schützen und starb in der Erfüllung dieser heiligen Pflicht; auf derselben Stelle kämpfte Rudolf von Schönau bis zum letzten Athemzuge.

Als die Östreicher das traurige Ende ihres Herzogs erfahren, ergriff was noch nicht vom eidgenössischen Schwert erreicht war, die Flucht. Die Ritter riefen nach ihren Pferden; aber ihre [illegible] Stallknechte [illegible] ihnen die schmähliche Flucht ihrer unberittenen Helden. Niedergedrückt von der Wucht ihrer Panzer und vom heißen Sonnenstrahle durchglüht, blieb ihnen nichts mehr übrig als ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Die Eidgenossen verloren den Landammann und einen andern von Unterwalden; der Schultheiß, Petermann von Gundoldingen, lag sterbend auf dem Schlachtfelde; ein Luzerner naht sich ihm, seinen letzten Willen zu vernehmen: »Sage meinen Mitbürgern,« lautete die schöne Antwort,« sie mögen künftighin das Schultheißenamt nie mehr über ein Jahr ertheilen; sage ihnen, daß dies der letzte Rath Gundoldingens ist und daß ich ihnen fröhliches Gedeihen und Sieg in ewige Zeiten hinaus wünsche.« Im feindlichen Heere war der alte Hohenberg nebst Johann von Ochsenstein, der seinen klugen Rath verlacht hatte, gefallen. Man fand unter den Getödteten Siegfried von Erlach, aus einem Hause dessen Waffen im Kampfe gegen Freiheit nie glücklich seyn sollten, einen Herrn von Rathsamhausen, einen von Bärenfels, einen von Flachsland und alle von Reinach, mit Ausnahme eines einzigen, der sich zu Anfang der Schlacht, da er gleich den andern Rittern beim Abhängen von Schnabel seiner Fußbekleidung abhauen wollte, aus Unvorsichtigkeit verwundet hatte. Die meisten Schultheiße der östreichischen Städte kamen um und die Eidgenossen erbeuteten fast alle Banner. Niklaus Thut, Schultheiß von Zofingen, zerriß das seine, eh' er fiel, und als man ihn unter einem Haufen von Leichen hervorzog, hielt er noch ein Stück desselben zwischen seinen Zähnen. Seit jener Zeit fordert man dem jedesmaligen Schultheißen von Zofingen das heilige Versprechen ab: der Stadt Banner zu wahren wie Niklaus Thut. Es mochten in Allem etwa 650 Grafen, Barone und Ritter auf dem Schlachtfelde geblieben seyn. Des Abends endlich wurde, zerstreuen sich die Eidgenossen, nach Beute suchend, so daß die, welche der Tod bis dahin verschont hatte, Zeit zur Flucht gewannen. Aber noch am andern Morgen wurde ein Haufen Flüchtlinge in Sursee ereilt und niedergemacht, worauf man einen Waffenstillstand bewilligte, um die vielen Todten begraben zu können. Des Herzogs Leichnam wurde mit noch sechzig andern Ritterleichen nach Königsfelden gebracht und dort eingesenkt; zwanzig Herren aus dem Aargau wurden ebenfalls ihren Familiengräbern zurückgegeben, alle übrigen aber auf dem Schlachtfelde begraben. Den zweihundert gebliebenen Eidgenossen ward diese letzte Ehre in Luzern zu Theil. Die Schweizer blieben nach alter Vätersitte drei Tage lang auf dem Schlachtfelde liegen, abzuwarten ob Jemand komme, um ihnen den Sieg streitig zu machen, und zogen dann mit sechzehn erbeuteten Bannern unter Siegesjubel in ihre Heimat zurück.

de Golbery. (L. B.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Ebersmünster.

Der Götzentempel zu Novient
Ist worden Christenklause:
Die Glocke macht' ein Bruder sich
Zum Lager und Gotteshause.

Der Bilder nächst ein Gärtlein hat,
Das pflegt er gar alleine.
Die alte Mark bedeckt ein Forst,
Drin jagen Wölf' und Schweine.

Sie streifen oft an seinem Hag,
Er konnt' es Niemand klagen.
Des Königs Sohn wollt' einmal da
Den wilden Eber jagen.

Ihn warf sein Gaul; der schleifte gar
Am Bügel fest den Armen.
Ein Hauer in die Seit' ihm riß,
Der Mönch sah's mit Erbarmen.

Er trug das Fürstlein zu der Hütt'
Und sorgt' der schweren Wunde.
König Dagobert, am zweiten Tag,
Vernahm die böse Kunde.

Er gieng zum Bischof Arbogast,
Mit Wehmuth diese Rede:
Siegbert, mein Sohn, ist todeskrank;
Du, heil ihn mit Gebete.

Wofern sich deiner Bitte Kraft
Läßt also wirksam schauen,
Gelob' ich, an der Unglücksstatt
Ein Kloster hoch zu bauen.

Dann ritt er auch zum Eremit,
Läßt seinen Sohn den schwachen:
Getrost, der Bischof, der betet viel,
Wird ihn gesund dir machen.

Und sieh, der Jüngling bald genaß;
Frag aber der nicht weiter
Ob durch des Heiligen Gebet,
Ob durch des Frommen Kräuter.

Was Gutes Dank dem Herrn gebühret,
Durch welche Hand ers füge.
Dem Bischof ward' gespendet reich,
Der Klausner hat' Genüge.

Jetzt aber schuf der König froh,
Solch Wunder zu bekennen,
An der Hütte Platz ein Gestift,
Thäts Ebersmünster nennen.

Drei Thürme, prangend ob der Hall',
Weit aus dem Blachfeld schimmern;
In der Kirche Bau sitzt mancher Stein
Von des Heidentempels Trümmern.

August Lamey.

Vom Beten.

Mit dem Beten hat es seine eigne Bewandtniß, und es läßt sich eigentlich so recht nicht sagen, wie man's machen müsse, damit es meisterlich ausfalle. Es ist eine Kunst, aber ich möchte sagen, eine Engelskunst, die man auch kaum nur lernen kann, wenn man schon so Etwas von einem Engel in sich trägt. Der Pfarrer, und wenn er der gelehrteste wäre, kann dich's nicht lehren, und alle Gebetbücher können dir's nicht beibringen, wenn sie noch so fein und lieblich abgefaßt sind. Das kommt daher, weil Beten und Lieben ein und dasselbe ist, und weil nun einmal die Liebe nicht eingeimpft werden kann. Wenn du, z. B., einen Menschen so recht herzinnig liebst, dann weißt du, was du ihm zu sagen hast; du brauchst es nicht erst bei Dem oder Jenem zu lernen, und man sieht es dir an, daß es etwas Ursprüngliches ist; so hat es noch Keiner vor dir gethan, und dem Andern bringt's in das Herz und er weiß, wie er's zu nehmen und was er davon zu halten hat.

Vor allen Dingen muß man Gott so recht von Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften lieben; man muß wissen, wer Er ist und was wir sind ohne Ihn, und was wir sind mit Ihm. Wenn man das Alles weiß, nicht nur aus der Schule, sondern aus tiefer Erkenntniß, weil man es erfahren und erlebt hat, dann kann man beten, dann gibt es sich von selbst, wie das Lesen nach dem ABC.

Und wenn dir das einleuchtet, lieber Leser, dann wirst du auch nicht fragen, wo soll ich beten und was sind gute Gebetbücher? Die Erde ist überall des Herrn, und wo du bist, da

du bei ihm, und wo seine Blumen sich wiegen, geht's Glockenklang, und wo seine Vöglein singen, hast du Orgelstimmen; und wenn dein Herz erbebet, und vor Ehrfurcht und Demuth, vor Anbetung und Liebe nicht weiß wohin, ob tief in die Erde, oder in's weiche, glänzende Blau; wenn es vergehen möchte im Anschauen der Unendlichkeit Gottes, im Erfassen seiner Größe, seiner Liebe und seiner Allmacht: dann ist's das rechte Gebetbuch, und du brauchst es nur hinzulegen vor ihm, er weiß, was du denkst; er ahnet deine Gedanken von Ferne, und deine Thränen sind Sterne, die in seine Unendlichkeit leuchten. Da siehst du aber auch, lieber Leser, daß ein solches Beten etwas unendlich Großes ist, und es wird dir auch begreiflich werden, wenn ich bedaure, daß meistens nur fromme Kinder und schon reifere Menschen in diesem Sinne beten. Das Kind ahnet in seiner Unschuld und Kindlichkeit den Ewigen von fern; er ist ihm nahe, wie einem Jeglichen unter uns. Doch die Sinnlichkeit, das irdische Treiben entfernet von ihm und alsdann will es auch bei den Meisten mit dem Beten nicht mehr so recht gehen, und erst wenn der Mensch zur richtigeren Vollkommenheit und durch sie zur Demuth kommt, erst wenn er recht einsieht, wie doch Alles eitel ist unter der Sonne, erst dann lebt Gott wieder ganz auf, und seine Herrlichkeit wird sichtbar. Dann geht's auch mit dem Beten wieder, und der Greis kann unter einem solchen Beten und mit einem solchen Gebetbuch im Herzen den Lauf vollenden.

Wilhelm Kilzer.

Stammbuch-Vers von Gellert.

Bisher ungedruckt.

Ich habe gehabt, ist ein armes Wort,
Ich hätte gern, ist wenig;
Ich werde haben, ist auch kein Hort,
Ich habe, das klingt gehörig.
Drum was du hast, das nimm für viel,
Bei Hoffen und Wünschen geht's kein Ziel.

Leipzig, den 11. März 1768.

Christian Fürchtegott Gellert.

Die Korallenschlange.

Die Korallenschlange ist eine der gefährlichsten Schlangenarten deren Vaterland Brasilien ist. Die Einwohner dieses Landes sprechen mit äußerstem Schrecken von ihrem Biß, auf den der fürchterliche Tod unvermeidlich folgen soll. Sie wird etwa anderthalb Ellen lang und bewegt sich sehr langsam fort. Auf diesem Felde oder an der Meeresküste kann man sie leicht sehen, sobald sie einen Menschen nahen hört, ergreift sie Furcht und sie sucht zu fliehen. Man läuft nur dann Gefahr von ihr gebissen zu werden, wenn man barfuß durch buschige Wälder geht, wo sie sich unter Blättern verbergen kann. Gleich nach dem Bisse schwillt der ganze Leib auf und ein allgemeiner Blutfluß stellt sich ein; das Blut fließt nicht nur aus der Nase, den Augen und den Ohren, sondern sogar aus den Fingerspitzen hervor.

Gallerie elsässischer Schriftsteller.

Der Satyriker J. M. Moscherosch

und seine

Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte.

In der Gallerie elsässischer Schriftsteller nimmt Moscherosch eine ehrenvolle Stelle ein. In der deutschen Literaturgeschichte glänzt er mit Auszeichnung als Moralist und Satyriker. Für den Geschichtsforscher sind seine Sittengemälde wichtig und für den Elsässer sind die vielen Anspielungen auf die elsässischen Ortschaften, Sagen, Sitten u. s. w., zur Kenntniß der Vorzeit unseres Landes, höchst interessant.

Johann Michael Moscherosch, eigentlich Kalbskopf — denn so ist es, nach der Sitte der damaligen Gelehrten, sein übersetzter, halb griechischer, halb lateinischer Name — wurde den 5. März 1601 in dem hanau-lichtenbergischen Dorfe Willstätt geboren, welches damals, wie noch einige andere überrheinische Ortschaften, zum Bisthum Straßburg gehörte. Sein Vater war dort Pfarrer. Er hatte Amtsrecht zu Straßburg, wo er 1624 Magister wurde, und wo er auch

eine große Zeit seines Lebens zubrachte. Der Graf von Hanau ernannte ihn 1636 zu seinem Rathe, und in der Folge zum Präsidenten des Consistoriums zu Hanau. Er starb auf einer Reise zu Worms den 4. April 1669. *)

In der fruchtbringenden Gesellschaft, einem teutschen Vereine, führte er den Namen des Träumenden.

Als Schriftsteller zeichnete er sich durch seine Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Straff-Schriften Hans-Michael Moscherosch von Wilstädt aus. (Ächte Ausgabe; Straßburg bei J. Ph. Mülben und Josias Städeln, 1650 und 1665, zwei Theile.) Da dies Buch, noch zu seinen Lebzeiten, vielfältig nachgedruckt, vermehrt und verfälscht wurde, so nennen wir hier die Kapitel, in beiden Theilen, welche er selbst als sein Werk anerkennt; diese Überschriften geben zugleich einen Begriff von dem Inhalt des Buches: Theil I: 1. Schergen-Teufel; 2. Weltwesen; 3. Venus-Narren; 4. Todten-Heer; 5. letztes Gericht; 6. Höllen-Kinder; 7. Hof-Schule. Theil II: 1. A la mode-Kehraus; 2. Hanß hienüber, Ganß herüber; 3. Weiber-Lob; 4. Thurnier; 5. [illegible]; 6. Soldaten-Leben; 7. Reformation.

Diese satyrischen Gesichte sind eine freie Übertragung und [illegible] des Don Francisco de Quevedo (geboren zu Madrid 1570, gestorben 1647), des [illegible] Cervantes der [illegible] Schriftsteller der Spanier [illegible]. Moscherosch begnügte sich jedoch nicht mit einer bloßen Übersetzung seines Originals, sondern wandte die Sittenschilderungen des Spaniers auf seine deutschen Zeitgenossen an, so daß sein Werk eine eigenthümliche [illegible]. In kräftiger Sprache, mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens und der gleichzeitigen Zustände bei Hohen und Niedern im Volke, geißelt er bald im ernsten [illegible] Tone des Predigers, bald in launiger, oft beißender Laune, die Thorheiten und Laster seiner Zeit. Er ist nicht so witzig, beißend, [illegible] wie Quevedo, dagegen aber derber, verständlicher; [illegible], daß auch ihn der [illegible] Geist der damaligen Gelehrten angesteckt hat, sich in lateinischen Citaten, [illegible] zu gefallen; und obgleich er selbst für die Reinerhaltung der deutschen Sprache eiferte, [illegible] bald französische, bald lateinische und griechische Worte [illegible]. [illegible]

*) [illegible] Moscherosch.

[illegible] haben. Es sind einige recht [illegible] Sittenbilder darunter.

Eines der witzigsten Kapitel ist der A la mode-Kehraus, in welchem er seiner bald heitern, bald ernsten Laune frei die Zügel schießen läßt. Es wird darin [illegible] die damalige Kleiderthorheit und Modesucht*) gegeißelt. Wir theilen dem Leser daraus einige Bruchstücke mit, in welchen zugleich Beispiele von Moscherosch's launiger Darstellung und Kenntniß von dem damaligen Treiben, der damaligen Sittenverderbniß erhalten wird:

Hut-Narren.

»Wie viel Gattungen von Hüten habt ihr in wenig Jahren nicht nachgemacht? jetzt ein Hut wie ein [illegible], dann wie ein Juden-Hut, wie ein Cardinals-Hut, dann wie ein Schäfers-Hut: [illegible] von Kastorhaar, von Kameelhaar, von Biberhaar, [illegible]: dann ein Hut als ein [illegible]-Käs, dann wie ein [illegible]-Käs, dann wie ein Holländer-Käs, dann wie ein [illegible]-Käs; [illegible]

Bald trägt man kurz, bald lange Röck,
Bald große Hüt, bald spitz wie Böck,
Bald Ermel lang, bald weit, bald eng,
Bald Hosen mit viel Falt und [illegible].
Ein Jahr dem andern kaum entweicht.
Denn deutsch Gemüth ist alle leicht.
Das zeigt man in dem [illegible].
Ein Narr hat [illegible].

(Brant's Narrenschiff)

»[illegible], wer irgend ein König, ein Fürst, ein Herr, ein [illegible], einen solchen Hut, ein solchen Mantel, ein solchen Rock, ein solch Kleyd, [illegible] machen läßt, [illegible]

*) [illegible]

[illegible]

Bart-Narren.

[illegible]

[illegible]

Geberden-Narren.

[illegible]

[illegible]

Sprach-Narren.

[illegible]

Völker, die euch so listig und grausamlich nach ewerer alten Teutschen durch mich und ewre Vorfahren erhaltener angeborner Freyheit stellen und trachten) verderbet? weil ja deine werthe Muttersprach den andern nicht wirde nachgegeben, indem die welschen Sprachen meistentheils ihren Ursprung von der Lateinischen haben, die unsrige aber von anfang her von unserem Uranherren Thuitscho vor sich, als eine wahre Haubt- und Heldensprach selbst bestehet. Ich will euch, meinen Teutschen, hiemit geweissaget haben, und hab es von meinem Uranherren König Saro und Er von unserm ersten Ertzvater und König Tuitscho verstanden, der also gesagt: Es wird eine Zeit kommen, weil alle Ding vergänglich sind, wann das deutsche Reich soll zu grunde gehen, so werden Burger gegen Burger, Brüder gegen Brüder im Felde streiten und sich ermorden, und werden ihre Hertzen an frembde Ding hängen, ihre Muttersprache verachten, und der Welschen gewäsch höher halten, wider ihr eygen Vatterland und Gewissen dienen, und alsdan wird das Reich, das mächtige Reich zu Grunde gehen, und under derer hände kommen, mit welcher Sprach sie sich so gekützelt haben, wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprach wider ihre maß setze, Sie durch gelehrte Leut auffbringe, und die Welschlende Stümpler nach Verdienst abstraffe. O Gott, welche Helden hastu dir hiezu erwählet? treibe ihn, auff das diß Werck einen seeligen vortgang habe!

»Ihr, mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprache oder Stimm nur änderte? hastu je eine Katz, dem Hund zu gefallen, bellen; ein Hund der Katz zulieb mauchzen hören? hastu je einen Vogel blären, eine Kuh pfeiffen hören? und ihr wollet die edele Sprach, die euch angeboren, so gar nicht in obacht nemmen, in eurem Vatterland? Pfuy dich der Schand!«

(Der Schluß nächstens.)

Aphorismen.

— Das heftige Wesen richtet gar viel Unheil an. Man muß den Knoten nicht gleich zerhauen, da man ihn oft sachte lösen kann. Es gibt gespannte Verhältnisse, wo durch weises Anschhalten und zartes Benehmen, Alles wieder in's Gleis gebracht werden kann, und, statt eines Bruch's, verschwistert man sich nachher enger als je zuvor.

— Herrlich, breitblättrig und voll lauschender, rothwangiger Früchte steht am Strome der Zeit der Baum des Lebens. Wen die Dryas lieb hat, dem schüttet sie ihre Früchte in den Schoß.

— Gleichwie das weiße Sonnenlicht alle Farben über die Welt ausgießt, so ist Reinheit der Gesinnung, wahre Religiosität der Urquell aller ungetrübten Freude, und webt ein entzückendes Farbengewand des Lebens.

— Die Fülle und das Farbenlicht des Seyn's, die in Sonnenglanz und Waldesschatten dahinfließenden Wasser, die herrlichen, geheimnißvoll duftenden Blumen, das aus der Waldestiefe hervortretende, mit Blitzesschnelle wieder ins Dunkel entfliehende Reh, das ewig und immer sich erziehende, sich verschlingende, flüchtige Leben würde grauenerregend wirken, — offenbarte sich unsern Herzen nicht der religiöse Geist der Liebe.

Winfred.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Die Stadt Zürich will dem großen Reformator Zwingli ein Denkmal setzen; die dortige Zeitung nimmt Beiträge dafür an.

— Camisso's letzte literarische Arbeit war die Herausgabe einer mit Freiherrn Franz Gaudy veranstalteten Übertragung von Beranger's Liedern, die soeben in den Buchhandel kommt.

— Die dritte Lieferung des Panorama de l'Allemagne gibt: 1) Einleitung zur deutschen Geschichte. 2) Einen ersten Artikel über Haydn, von Joseph Mainzer, er enthält viel Neues und Interessantes über den großen Komponisten. 3) Schilderung und Geschichte des Schlosses Borst in Tyrol, nebst einer schaurigen Sage die sich daran knüpft, von Fr. Mercey. Die artistischen Beilagen sind: Haydn's Bildniß und das Schloß Borst.

Palindrom.

Wie glüht mein Herz, wie glüht mein Herz dem Wörtchen
von drei Zeichen!
Doch dreht sich's um — ach, starr und todt, macht mich sein
Antlitz weichen. —f.

Auflösung des Räthsels in Nro. 22: Die Stirne.

Berichtigungen. — S. 187, Z. 5 von unten, lies: Klang, statt Klag. — S. 188, Z. 10 von oben, in unserer Deutschheit, statt Freiheit; und Zeile 15 von unten, ärgstem, statt ärgsten.

[illegible]. Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 25.

Samstag, den 20. Oktober 1838.

Nachtfeier.

—

Fülle meine Augen,
Nacht, mit Sternenschein!
Laß mich selig saugen
Alle Strahlen ein!

Nachtigallenlieder
Schenke meinem Ohr.
Ach, sie zaubern wieder
Mir mein Eden vor!

Und aus [illegible]
Gib mir süßen Duft!
Sehnsucht ruft verhohlen
Durch die laue Luft.

[illegible] mit den Augen
Auf dem [illegible]
Im geweihten Herzen
Dichterflammen an!

Wie sie mächtig lodern!
Gott gibt ihre Gluth.
Was sie glühend fodern,
Nicht auf Erden ruht.

Nur von Ferne ahnen
Läßt sich's in der Nacht,
Wenn von Sternenbahnen
Ew'ger Frühling lacht;

Wenn bei [illegible]
Sich das Mondlicht zeigt,
Das dem milden Lächeln
Eines Vaters gleicht;

Wenn's wie [illegible]
Durch die Schöpfung weht;
Wenn aus [illegible]
[illegible] geht.

Sehnen und Verlangen
Schlummern selig ein.
Nur von Gott umfangen
Will die Seele seyn!

Wilhelm Kilzer.

Fastnachtscenen

aus Rio Janeiro, in Brasilien.

Weder der Karneval zu Venedig, der so viel von seinem vorigen Glanze verloren hat, noch die Maskeraden in Paris vermögen dem Leser einen Begriff von dem Getümmel und den ausgelassenen Narrheiten zu geben, die während des Intrudo nicht nur in Rio Janeiro, sondern fast in allen Städten Brasiliens herrschen. Bloß die originellen Narrheiten Roms während des Karnevals, die selbst Göthe zu schildern nicht verschmäht hat, können damit verglichen werden, und die Gypsconfetti allein, womit man in der heiligen Stadt die Vorübergehenden überschüttet, sind würdig neben den Wachsfrüchten genannt zu werden, die man in Rio Jedem der vorübergeht nachwirft. Wir geben hier einen Auszug aus der malerischen Beschreibung dieses Volksfestes von einem bedeutenden Schriftsteller, der selbst eine Rolle dabei gespielt hat.

»Mit der herannahenden Fastenzeit beginnt die Natur in Brasilien einen neuen Charakter anzunehmen; die waldigen Hügel, welche man rings um Rio Janeiro erblickt, prangen in der purpurnen Blüthe eines prächtigen Strauches, flor da quaresma genannt. Auch die Straßen der Stadt bieten einen nicht minder überraschenden Anblick. Da und dort gewahrt man ein Grün und Gelb, fast so glänzend als die Blume auf den Hügeln. Es sind die unzählig vielen gefärbten Wachskugeln, welche ganze Läden erfüllen, oder in ganzen Haufen vor den Hausthüren aufgeschichtet stehen. Sie gleichen an Größe den Eiern und sind inwendig mit reinem, manchmal mit wohlriechendem Wasser gefüllt. Nun besteht in manchen katholischen, griechisch-katholischen Ländern der Brauch, sich zu gewissen Zeiten mit rothgefärbten Eiern zu beschenken, als eine Erinnerung an Christi blutende Wunden, aber dies geschieht nur um Ostern, und ich konnte mir deßhalb nicht einbilden, wozu die vielen grünen und gelben Eier dienen sollten, die ich allerwärts aufgestellt sah. Einige Tage nachher wußte ich es nur zu gut.

»Wie alle Völker in den Tropenländern, so überlassen sich auch die Brasilier, wenn die Zeit der Lustbarkeiten herannaht, der lebhaftesten Freude, besonders zur Zeit des Intrudo. Dieses Karnevalsfest, bei welchem die wächsernen Eier eine Hauptrolle spielen, beginnt am Montag nach Quinquagesimä, und dauert bis zum Aschermittwoch fort. Um diese Zeit der Narrheit, begleitete ein Freund mich zu einem Besuche, den ich abstatten mußte. Die ersten Begrüßungen waren kaum gewechselt, als ein Hagel von gelben und grünen Eiern aus den Händen der schönen, jungen Frauenzimmer des Hauses uns nach dem Gesichte flog. Hierauf wurden wir eingeladen, auf den Balkon herauszutreten, und nun sahen wir auf der Straße Viele, welche ähnlichen Würfen zu entgehen suchten, und Andere, welche nach den Opfern zielten, die sie sich ausersehen hatten. Wer die Straße betrat, war von allen Seiten bombardirt und mit Strömen Wassers übergossen; sein Hut ward das Ziel von tausend grünen und gelben Eiern. Hörten die Angriffe endlich auf und war er so unbesonnen, einen Augenblick stille zu stehen, und seinen Hut abzunehmen, um ihn von der Wachskruste, womit er überzogen worden, zu reinigen, so geschah es gewiß, daß irgend ein tolles Mädchen, das hinter den Fenstern der obern Stockwerke sich versteckt hatte, ihm einen Kübel Wassers über den Kopf schüttete. Floh er nach der entgegengesetzten Seite, so empfing er eine neue Ladung, und wollte er sich nun auf der Mitte der Straße halten, so begann das Eierwerfen auf's Neue.

»In den Buden und hinter den Hausthüren hielten Viele mit Spritzen sich verborgen, aus welchen sie Wasserströme nach dem Gesicht oder dem Leib der Vorübergehenden leiteten, so daß die Straße von einem Ende zum andern im Wasser stand, und eine Verlängerung der Bai zu seyn schien.

»Die jungen brasilischen Mädchen, welche von Natur melancholisch sind und sehr zurückgezogen leben, scheinen um diese Zeit ihren Charakter ganz geändert zu haben, und drei Tage lang weicht ihr Ernst und ihre angeborne Schüchternheit einem unaufhörlich schallenden Gelächter.

»Ich sah mehrere Personen, welche unter den Wassergüssen und dem Hagel wächserner Eier fast erstickten. Oft wird auch Mehl mit in's Spiel gebracht, und ganze Gefäße desselben auf einzelne Menschen ausgeschüttet.

»Besonders geschieht solches den Negern und Mulatten, welche durch einen, ihrer Leibesfarbe so fremden Schmuck ein wahrhaft furchtbares Aussehen bekommen. Das Theater ist um diese Zeit beständig offen, und das eben beschriebene Spiel wiederholt sich dort mit gleicher Lebhaftigkeit zwischen Parterre und Logen.

»Der Unfug wurde schon so weit getrieben, daß eine Zeitung ernstliche Klage darüber erhob. Die Brunnen, hieß es, würden bei so toller Wasservergeudung endlich erschöpft und dadurch Mangel an einem der nothwendigsten Lebensbedürfnisse herbeigeführt; eine Befürchtung, die um so mehr gegründet war, als schon einige Zeit vorher Wassermangel sich gezeigt hatte. Die in Rio so zahlreichen Fremden schienen den tollen Angriffen der Einwohner besonders ausgesetzt zu seyn,

so daß der Polizei-Intendant eine öffentliche Bekanntmachung erlassen zu müssen glaubte, in welcher er, in Folge der häufigen und zum Theil blutigen Schlägereien, zu welchen die Spiele des Intrudo Veranlassung gegeben, dieselben in den Straßen und im Theater für verboten erklärte, als Belustigungen, die einer civilisirten Gesellschaft nicht geziemten und daher auch nicht geduldet werden könnten. Rio Janeiro's civilisirte Gesellschaft nahm von der Ordonnanz nicht die mindeste Notiz und setzte unbekümmert ihr Amusement fort, das ihr auch keiner mehr wird verbieten können, da der Kaiser mit gutem Beispiel voranging und sammt Kindern und Freunden die volle Zeit des Intrudo über daran Theil nahm.

»Ich habe mich verschiedentlich nach dem Ursprunge des Festes erkundigt, aber Niemand konnte mir auch die geringste Auskunft darüber geben. Da viele Feste dieser Art eine gewisse religiöse Beziehung haben, so kann man vielleicht annehmen, der Gebrauch, Wasser auf die Leute zu schütten, habe vor Zeiten eine Anspielung auf die Taufe enthalten sollen. Mit Ausnahme der beschriebenen Spiele und der Oper, ist keine andere Unterhaltung während des Karnevals gestattet. Man sieht weder Masken noch sonstige seltsame Aufzüge in Rio.«

Wir müssen jedoch beifügen, daß Maskeraden in Brasilien keineswegs unbekannt sind. Wir selbst sahen vor mehreren Jahren zu San Salvador so manchfaltige und groteske Maskenaufzüge, und komische Charaktermasken von so viel Wahrheit, trotz des zum Theil ärmlichen Kostüms, daß man sich auf Augenblicke in jene Zeit zurück versetzt glaubte, wo noch häufiger Verkehr zwischen Portugal und Venedig herrschte, und wo der originelle Geist der Italiener noch mächtigen Einfluß auf den ernsteren Charakter der Portugiesen übte. Die Spiele des Intrudo, welche unter den Nationalgebräuchen noch immer eine der ersten Stellen behaupten, werden während der drei Tage vor dem Aschermittwoch in allen nur etwas bedeutenden Städten Brasiliens begangen. Man kann sich hieraus einen Begriff von der Menge Wachskugeln machen, welche zu diesen Festen verfertigt werden. In San Salvador gibt man ihnen meistens die Form von Citronen und Orangen, und diejenigen, welche die feinere Welt zu ihrem Gebrauche verwendet, sind fast immer mit wohlriechendem Wasser gefüllt.

In Rio Janeiro, so wie in allen Provinzhauptstädten, folgt auf diese Tage der Narrheit eine sehr imposante Ceremonie, bei welcher die Franziskaner eine Hauptrolle spielen. Am Aschermittwoch nehmen die Mönche dieses Ordens eigentlich Besitz von der Stadt, und ihre Prozession hat das Merkwürdige, daß sie dabei die Bildnisse aller ausgezeichneten Mitglieder ihres Ordens zur Schau tragen. Nicht selten erstreckt sich diese großartige Prozession eine Meile weit durch die Straße Direita. Auf festen Tragbahren erheben sich lebensgroße Bilder, ganz im Kostüm des Ordens gekleidet; mehrere derselben bilden ganze Gruppen, welche ganze Handlungen aus dem Leben der heiligen Personen darstellen. Die Tragbahren, auf welchen solche Gruppen sich befinden, werden auf starken Stangen emporgehalten, und sind manchmal so schwer, daß sie zehn bis zwölf Träger erfordern. Letztere sind schwarz gekleidet.

Vor jeder Gruppe geht eine Zahl Kinder her, die von Mönchen geführt werden, und ganz besonders gekleidet sind. Sie sollen nämlich Engel vorstellen und tragen kleine Röcke, die durch Reife auseinander gehalten werden, nach Art der Reifröcke, die vormals am Hofe Mode waren. Ihre Flügel bestehen aus verschiedenartigen Gazzeugen, welche über leichte Bambusreife hergezogen sind. Ihre Haare sind frisirt und übermäßig gepudert und pomadisirt, die Wangen geschminkt, und in der Hand halten sie silberne Stäbe mit kleinen Fähnlein, auf denen das Bild der Heiligen zu sehen ist, deren Schutzengel sie auf Erden waren. Den Zug beschließt eine Gruppe starker Männer, welche einen reichverzierten Thronhimmel tragen, unter dem der Prior des Klosters geht, inmitten einer Menge brennender, an langen Stäben emporgehaltener Laternen. Den Beschluß macht eine rauschende Militärmusik.

Die reichsten Familien hielten es ehmals für eine Ehre, zu der Pracht dieser Ceremonien beisteuern zu dürfen. Wir waren Zeugen einer solchen Prozession und wurden nicht wenig überrascht durch den Anblick der seltsam gekleideten Engel; besonders erstaunten wir über die Menge Edelsteine, womit ihre Kleider besetzt waren. Der Werth der Ausstattung eines solchen Engels soll sich auf eine sehr hohe Summe belaufen.

Der Charfreitag wird in Rio Janeiro und den andern Hauptstädten der Provinzen ebenfalls durch eine großartige Ceremonie gefeiert, von der wir in Frankreich keine Idee mehr haben, welche jedoch das ernste Andenken an unsere alten Mysterien und jene Autos Sacramentaes erweckt, welche in Portugal und Spanien um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im Gebrauche waren. Hören wir denn worin jene Feierlichkeit besteht.

In der Stadt herrscht tiefe Stille. — Das einzige Mal im Jahre. Man hört keine Glocken, keine Flintenschüsse, keine Artillerie-Salven, welche sonst unaufhörlich die Bai erschüttern; nur wenn ein Kriegsschiff vor Anker ist, hört man von Minute zu Minute den dumpfen Knall einer Kanone. Es ist sieben Uhr Abend; gehen wir in eine Kirche, z. B. in die des Terceiros, welche in der Nähe des Palastes ist; das Volk drängt sich, es ist fast ganz Nacht; man sieht den Chor nicht mehr, ein großer Vorhang verhüllt ihn. Endlich besteigt ein Priester

die Kanzel, und beginnt, nachdem er sich einige Minuten gesammelt hat, seine Rede. Nun ist bekannt, wie sehr die Beredsamkeit in Brasilien zu Hause ist, und die Worte eines unserer größten Schriftsteller, daß diese Kunst nicht nur im Redner, sondern auch im Zuhörer sich zeige, sind hier ganz am Platze. In der That, mit welcher Gemüthsstimmung man auch den Tempel betreten habe, — es ist unmöglich, der Gewalt dieser Worte zu widerstehen, die den Opfertod Christi verkündigen und zur Buße mahnen; aber wenn endlich der Priester, nachdem er die Schmerzen des Gottmenschen und seine Schmach geschildert, mit lauter Stimme ruft: »Sehet da euern Erlöser, den ihr gekreuzigt habt,« wenn alsdann plötzlich der Vorhang fällt und Jesum Christum auf seinem Grabe liegend zeigt, von seinen Jüngern und der römischen Wache umgeben — da durchschüttert ein heiliger Schrecken die ganze versammelte Gemeinde, und nun erst kann man die Wirkungen begreifen, welche jene großen religiösen Dramen des Mittelalters bei dem glaubigen Volke hervor brachte, dem die Tage solcher Aufführungen als Feste galten.

Dieser heiligen Ceremonie folgt gewöhnlich eine große Prozession durch die Straßen Rio's. Zwei ungeheure Candelaber mit Wachskerzen, die weit größer und dicker sind als unsere Osterkerzen, eröffnen den Zug; hierauf kömmt ein Mann mit einem schwarzen Kreuze, an welchem eine weiße Fahne flattert, mit dem Anfangsbuchstaben des Namens Maria, nun folgt eine lange Reihe Personen mit Wachskerzen, hierauf Kinder als Engel gekleidet, frisirt und gepudert, in seidenen Reifröcken, mit Flügeln von Gas; ihnen folgt das heilige Grab selbst, umgeben von den schwarzen und einigen weißen Büßenden, die, in Trauermäntel gehüllt einhergehen; die Apostel, römische Soldaten, der Centurio, eine Gruppe von Engel, und manchmal noch die Jungfrau Maria beschließen den Zug. Ein englischer Reisender machte vor Kurzem auf den Anachronismus aufmerksam, daß die heilige Jungfrau bei dieser Gelegenheit nicht um 33 Jahre älter erscheine als bei der Geburt. Gewöhnlich folgt dem feierlichen Zuge ein Regiment Soldaten mit gesenktem Gewehr, unter dem langsamen Takte eines Trauermarsches, und es ist nicht selten, daß noch über achthundert Personen mit Fackeln dieser unermeßlichen Prozession sich anschließen, deren Zug durch die Straße gegen zwei Stunden dauert.

Die heilige Woche schließt mit dem Sabbado de Aleluia, den man auch den Judastag nennt, weil an ihm das Bild des Verräthers durch die Straßen geschleppt und der Rache des Volkes preisgegeben wird. Diese Ceremonie kam ehemals auch in mehreren Städten Europas vor, in Rio Janeiro aber wird sie auf eine ganz eigenthümliche Weise begangen, die wir zu schildern versuchen wollen.

Wer um zehn Uhr Morgens durch die Straßen geht, der sieht dieselben angefüllt mit phantastischen Gestalten; einige derselben sind an Bäumen, andere an langen Stangen befestigt. Im Allgemeinen zeugen diese lebensgroßen Gliedermänner durch die Art, wie sie dargestellt sind, von vieler Geschicklichkeit und Imagination; einige derselben sind einsam, andere zu Gruppen vereinigt; gereimte Devisen nennen die Person welche sie vorstellen sollen. Die beiden Hauptfiguren sind der Teufel und der Verräther Judas; sie sind von einer Menge von Drachen und Schlangen umgeben, die mit Feuerwerk angefüllt, und so gestellt sind, als wollten sie jeden Augenblick ihr flammendes Gift auswerfen.

Außer der Figur des Judas, welche man in jeder Straße wieder unter anderer Gestalt, aber stets von den vorbemeldeten höllischen Agenten umgeben, sieht, bemerkt man noch eine Menge anderer Figuren, die mit seiner Person nicht in der mindesten Beziehung stehen. Gerade hierin aber zeigt der künstlerische Geist des Volkes sich auf eine glänzende Weise: Alle diese phantastischen Bilder, die man auf Augenblicke der Volksrache ausgesetzt, sind nichts Anders als satyrische Embleme, deren Deutung meist sehr leicht ist. Bald ist die Beziehung allgemein und gilt einer ganzen Klasse, bald ist sie persönlich und enthält öfters eine Lehre, die man den Großen geben will; noch öfter ist sie ein bloßer Scherz der Lachen erregen soll. Ein Reisender, welcher vor mehreren Jahren diesem Feste beiwohnte, Walsh, erzählt, daß die Satyre hauptsächlich einer Magistratsperson von sehr zweideutiger Rechtschaffenheit und zweien sehr ernsthaften Engländern gegolten habe, welche über einige Ceremonien sich bitter ausgelassen haben und dieselben einen papistischen Gottesdienst genannt hatten. Er bemerkt noch, daß die Porträts so treu gewesen, daß man dieselben unmöglich habe ansehen können ohne zu lachen. Die Verse von welchen diese Ausstellungen begleitet sind, lassen sich des zoten Scherzes und der örtlichen Beziehung wegen, meistens gar nicht übersetzen.

Das sehenswürdigste Schauspiel bietet die Straße Direita; diese ist in eine schöne grüne Palmallee verwandelt. Von einem Baumstamme zum andern ziehen sich Blumenguirlanden, hinter welchen die Zuschauer sich aufhalten. Auch gehen von einigen vis-à-vis gelegenen Balkonen herüber und hinüber blumenumwundene Seile, die in der Mitte der Straße sich kreuzen, und von welchen mehrere gemalte Vasen von verschiedener Form und Größe herabhängen. Zwischen diesen Vasen, sagt Walsh, sah man eine Menge Gliederfiguren, jede ihrem Charakter gemäß gekleidet und an ihnen Devise zu erkennen. Die am höch-

lich schwebende und leichter kenntlicher war Judas, der Verräther. Er war an den Ästen eines sehr hohen Baumes aufgehängt und hatte ein weißes Kleid an. Über ihm und gleichsam in den Blättern des Baumes versteckt, gewahrte man Satan wie er auf Judas herabzustürzen bereit war.

Das Fest beginnt mit einem Gottesdienst. Sobald nun in den Kirchen das Halleluja zum ersten Male angestimmt wird, verkündet eine Musketensalve in den Straßen, daß man die Spiele überall ihren Anfang nehmen dürfen; die Glocken läuten dazu und das Knallen der Gewehre dauert fort.

Jetzt stürzt Satan sich schnell vom Gipfel des Baumes auf Judas herab, und in einem Nu stehen beide in Flammen. Von allen Seiten her speien Drachen und Schlangen Feuer gegen sie aus; endlich platzt Judas brennender Leib und was er ausstreut wird eine Beute des triumphirenden Volkes. Die andern Figuren, welche unterdessen hinter dichten Rauchwolken sich den Blicken entzogen hatten, werden endlich auch vom Feuer ergriffen und sinken, nachdem sie noch einige ihrem Charakter entsprechende Manövres ausgeführt, in Asche zusammen.

Nun öffnet sich in der Mitte der Straße eine Gasse und man sieht mehrere lanzenbewaffnete Ritter mit ihren Schildknappen dahersprengen. Nachdem sie verschiedenen Evolutionen ausgeführt, reiten sie hinter die am Ende der Straße angebrachten Barrieren zurück. Auf ein gegebenes Signal fällt die Schranke, ein Ritter rennt auf eine der vorerwähnten Vasen los und führt mit seinem Schwerte einen Schlag nach derselben. Die Scherben fliegen auseinander und man sieht ein Milchschwein herabfallen, das eiligst dem Volkshaufen zu entfliehen sucht, aber dem, der es erfaßt, zur sichern Beute wird.

Ein zweiter Ritter sprengt gegen eine andere Vase an: Ein Affe fällt herab und geschwind macht sich der Haufen über ihn her; dieser aber schwingt schnell an einem der Seile sich auf und gelangt, zu einem Fenster, das schützend sich ihm öffnet. Nun wird eine Vase nach der andern zerschlagen; die eine sendet eine große Eidechse, die andere eine Katze oder ein anderes lebendes Thier herab: »es ist nur noch eine übrig;« sagt Mask, nach welcher sich aller Augen hinwenden; aber keiner unter den Rittern scheint geneigt ihr den Todesstreich versetzen zu wollen. Endlich wagt sich einer, der ohne Zweifel muthiger ist als die andern, hervor, schlägt sie in Trümmer und ist noch glücklich genug, dem Unheil, das ihr Bauch verbarg, durch schnelle Flucht zu entrinnen; denn Myriaden von großen Hornissen lassen gleich Wolken sich auf die Menge hernieder und theilen da und dort die empfindlichsten Stiche aus; in einem Augenblicke wehen tausend weiße Tücher in der Luft, um die Angegriffenen von Gesicht und Händen abzuwehren.

Die Polizei war während der ganzen Maskerade auf den Füßen und der Intendant derselben gieng in voller Uniform von Straße zu Straße. Doch es bedurfte dieser Vorsicht nicht. Man war vergnügt, und alles gieng in Ordnung vorüber.... Um ein Uhr war das Fest vorbei und das Volk begann nun wie gewöhnlich, Alles zu zerstören was noch übrig war. Die Bäume wurden umgestürzt, die Überbleibsel der Figuren im Triumph herumgetragen und alle Straßen von einem Ende bis zum andern mit den Fragmenten der vielen Dinge, die zum Feste gedient hatten bestreut. Dieses Schauspiel, das jedes Jahr an Reichthum und Glanz zunehmen soll, ist bei den Brasiliern, die sonst wenig öffentliche Lustbarkeiten haben, besonders beliebt.

Sie wenden ungeheure Summen darauf, und nach dem Berichte eines Reisenden soll die Ausstattung einer einzigen, aber der bedeutendsten, Straße für dieses kaum einige Stunden lange Spiel, gegen 25,000 Franken kosten.

F. Denys, deutsch von C. F. Kaufmann.

Menschenleben.

Frei nach dem Französischen von Philipp Boucher.

1.

Hört ihr wohl das leise Herzensflehen?
Tönt der Becher Klang zu euern Ohren? —
Des Gebets, der Wünsche Deutung sehen
Wir im Bettlein dort: es ist ein Mensch geboren.

2.

Fort! die Bücher
Auf das Brette!
Zu, die Bette,
Freunde, eilt
Hügel auf und
Hügel nieder!
Stärke, Muth, der
Jungen Glieder!
Singt, ihr frohen
Studentenlieder,
Um die Freude, der Gesang
Deckt Vergessenheit
Auf der Schule Zwang.

3.

Nein! so bleib' ich nimmer länger!
Findet sich denn keine gleichgestimmte Brust? —
Ja, du bists! Mir sagts dein Handschlag,
Freund, du theilst mit mir der Jugend Schmerz und Lust.

4.

O was greift so tief in meinen Busen?
O wie süß und mild sind diese Schmerzen!
Lächelt mir die Gunst der Musen,
Winkt noch süßres Glück dem trunknen Herzen.

Du? Idola! Du, mein liebstes Leben
Bleibst du ewig dem Treu-Eignen nah?
Sieh dort Gottes Altar: Dich mir geben
Willst du, Theure? — Lächelnd küßt sie: Ja!

5.

Muß für's Haus nun redlich sorgen,
Ziemt dem Mann doch Thätigkeit! —
Doch es ist so heut' wie morgen
Nur ein langer schwerer Streit.
Sinnen, Wagen, Thun, Verlieren — —
Will mich Kein's zum Glücke führen?

6.

Da geht der Mann still aus des Lebens Gähren,
Gekrümmet frägt der Greis nach Abendruh.
Vergangnes muß Beschäft'gung ihm gewähren
Und friedlich lacht die Zukunft fern ihm zu.

7.

Friede Dir! tönts, Gräber schaufeln stille....
Frägst Du, was gethan sie haben? —
»Vater Unser! es gescheh' Dein Wille« —:
Einen Menschen haben sie begraben.

D. E. Z.

Spruch.

Willst du Anerkennung finden
Und sie dauernd fest begründen,
Mus't durch Werk und Wort verbinden
Und dich stets auf's Neu' bekünden.

W.

Gallerie elsässischer Schriftsteller.

Der Satyriker J. M. Moscherosch

[illegible]

Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte.

(Beschluß.)

Ursprung der Kleidertrachten.

» Expertus Robertus. Der erste rechte wahre Ursprung der Kleidung kompt von unsrer Untugend, Sünde und Lastern her. Adam und Eva unsere Groß-Eltern werden mir dessen Zeugnuß geben, ohne welcher grausamen Fall wir der Kleider niemahlen bedürfft hätten. So ist es auch nochmahlen fast mit allen Stücken, die wir an Leib tragen, ergangen: da auß Noth, und wegen eines Sündlichen Schandfleckens, jemand zu bemäntelung und beschönung desselben, was von Tracht auffgebracht, Ein anderer aber, der solchen Mangel nicht hatte, gleichwohl darauf gefallen, und es nachgeaffet. Daher dann der A-la mode ursprünglich entstanden. *)

»Masquen. Ein wüstes, ungestaltes, verhöntes, beflecktes Jungfrawen-Gesicht, hat zu beschönung und bemäntelung solcher Unstalt, die Masquen und den Flur **) (Flor, Schleier) erdacht, damit sie ihr Gesicht dahinter verbergen möchte. Ein schönes, wohlgestaltes, himmlisches, englisches Bilde und Gesicht hat solche Thorheit gesehen, und gleich alsobald nachgeäffet: und nicht betrachtet, warum der andere Unlust solche Thorheiten erfunden hatte: da sie vielmehr alle Masquen und Dücher vom

*) Zu Anfang des Gesichts: A la mode Kehraus, steht folgende satyrische Stelle: »Zu loben und doch zu rühmen ist das Weibsvolk zu Straßburg. So nahe sie den à la moda vor der thüre haben, so wenig achten sie Ihn: Sie bleiben bey ihrer Uhralten Tracht, in Schurtz und Beltz, in Kapp und Bauren-hut, im Ueberschlag und Lybel: und solte es den übrigen à la mode zu todt verdriessen.

**) Geiler von Kaisersberg spricht von der Mode seiner Zeit, Schleier zu tragen (er wurde geboren 1445 und starb 1510), also: »Die Weiber tragen gelbe Schleier, die sie alle Woche waschen und wieder gelb färben müssen. Darum ist der Safran so theuer. Gelb ist ohne Zweifel Gott mißfällig an Frauen, Männern und Engeln. Der Leib Christi wurde nicht in ein gelbes Tuch gewickelt, sondern in ein weißes; an ein faules Fleisch macht man eine gelbe Brühe, man macht keinen gelben Pfeffer an ein frisches Fleisch, oder an Brodschnitten, die gelbern überblieben. Die alten Weiber mit den gelben Schleiern sehen heraus, wie ein geräuchertes Stück Fleisch aus einer gelben Brühe.«

(Predigten über das Narrenschiff.)

Gesicht sollen weglaufft haben, nur daß man das schöne Gesicht hätte sehen, und loben und lieben mögen.

»Weite Ermel.*) Ein ungestalte, Hockerichte, Buckelichte hat anfangs die grosse weite Ermel auffgebracht, mit dem schmahlen Rücken, damit sie den Hoffer (Höcker) also darunder verbergen mögen; Andere, die von geradem, wohlgestaltem Leibe waren, und solche Tracht nachmachen lassen, sind desto thörichter gewesen, weil sie den Mannsleuten ursachen deß verdachts geben, ob sollten sie mit gleicher ungestalteten Krümme am Leib verstellet sein.

»Weite Hosen. Ein Krummbeiniger, und der Schenckel hatte wie ein Rebstecken, hat anfangs die lange Hosen (so man vor eim par Jahren noch getragen) auffgebracht, seine ungestalte Schenkel also dadurch zu beschönen. Ein Rechtschaffen, wohlgestalt Kerl, der schöne grade wohlgestalte Schenkel hatte, hat solche thörichte Tracht eben wohl nachgemacht, da er vielmehr die Hosen mit einer Axt hätte sollen weg hawen lassen, damit man seine wohlgestalte Leibes-Glieder nur hätte sehn mögen.

Haarpülffern. Ein Alter Greyse pülffert sein Haar, will das eckelende Frawenzimmer dabey uberreden seine Haar wären nicht Alters halben grau, sondern er hätte sie mit dem Cyperbulfer also geruchs wegen gepüffet. Das aber thut er zu dem end, damit er noch für einen Hürnin Seyfrid möchte angesehn werden, der die Jungfrau könnte von dem fewrigen Drachen erlösen. Deßgleichen thut auch eine alte Närrin, die noch gerne einen jungen Mann hätte. Die liebe Jungfrawen, so noch im besten Alter sind, und sich ihrer kernhafften lieben schwartzen Haar nicht zu schämen, sondern zu erfrewen hätten, thun deßgleichen, machen ihre Haar auch graw, die doch nimmer wissen, noch bedenken, worumb jene Ale solchen schmink anfangs erdacht haben.«

Höchst ergötzlich ist

Die Reise nach dem größten Narren.

Wir geben davon den Anfang und den Schluß, von der Mitte nur die Angabe der angetroffenen Narren, da die Reise etwas weitläufig beschrieben ist:

»Es war vor Zeiten ein reicher großmächtiger Herr im Waßgauw, der hat einen einigen Sohn: da er aber jetzt sterben solte, und sahe daß sein Sohn noch zu jung zum Regiment wäre, ließ er einen schönen grossen güldinen Apfell machen, nam den in seine Hand, rieff dem Jungen Herren und Erben, und sprach zu ihm: Mein Sohn, ich weiß, daß ich jetzo sterben muß, und du mein Land und Leut, Gelt und Gut erben wirst: Nun sehe ich deine Jugend an, und bedenke das alte wahre Sprichwort: Weh dem Volk des Herr ein Kind ist! darum ist mein letzter Will und begehren an dich, du wollest diesen güldinen Apfell in deine verwahrung nehmen, außziehen, in frembden Landen dich erkundigen, und der Leute Sitten, Rechte, Gewonheiten, Macht und Pracht ansehen, und wan du den grösten Narren findest, so verehre ihm diesen güldinen Apfel von meinet wegen, und zeuch heim, alsdann solstu dieses Lands Herr, und mein gewünschter Erbe sein: unterdeß wird die Regierung durch meine alte getrewe Räthe, wie bishero versorget werden, und dir nichts abgehen: Der Sohn als ein gehorsames Kind, und junger Held, ließ ihm den Rath seines Vatters wohl gefallen, und sobald der Vatter verschied, und in die Gruft versetzet ward, macht der Sohn sich auff, und durchzog Land und Leute, und fand mancherley seltzame Abendthewer und wunderliche Narren in der Welt, deren er sich nicht versehen....« So traf er Alchimisten, Bauw-Narren, Unwachsame Obersten, Jagd-Narren, Hof-Narren, Verläumder, Regenten, u. s. w. — »Als sie nun durch das Teutschland biß gegen den Rheinstrom kamen, da sahen sie viel Wunder newer sachen und händel, und als sie ein Jahr daselbst herumb verharrten, vernahmen sie junge Leutte, Manns- und Weibsvolk, welche alle Viertel Jahr, ja je zu Zeiten alle Monat ihre Kleydungen änderten, dann Hut, Hosen, Wambs, Strimpff, Schue, Stiffel, Speck: ja am Leib selbsten, dann grosse Bärte, dann kleine Bärte, dann schwartze, dann weisse Haar, dann ihre eigene, dann frembde Haar, und solches mit grossen Kosten, also daß viel sich und die Ihrigen darüber in das verderben und zu grund richteten. Als noch heutiges Tages die unteutsche Gewohnheit ist. Dessen sich der junge Herr verwunderte, und fragte, wie man solche Leute nennete? und ihm war geantwortet, A la mode.

»Ach, solcher thörichter Narren, beschleust der Junge Held, hab ich die Zeit meiner Wallfart noch nicht funden, gieng derwegen eilends zu einem, und verehret ihme, als dem grösten Narren, das Geschenck seines Vatters, und zoge wider heim in sein Land. Da ward er wohl empfangen.« —

Aphorismen.

— Wenn ich durch die Stadt gehe und die speziellen und sämmtlichen Werke dieses und jenes, auf rothen, gelben und blauen Folien, mit

*) Er nennt sie an einigen andern Stellen »Blasbälge.«

TIMBRE ROYAL

tischen Lettern an den Straßenecken angeschlagen sehe; wenn ich in jeder Straße eine Buchhandlung oder Leihbibliothek finde; wenn ich dann denke an die Leipziger Meßkataloge und Makulaturverlage; — o da kommt mir der schriftstellerische Anspruch auf Nachruhm und Unsterblichkeit des Namens recht kleinlich und armselig vor! Ewigkeit! du schmückst dich nicht mit alten, welken Sträußen. Jeden Frühling sprießen neue Blumen. Reichthum des ewig lebendigen Geistes! du entfaltest dich fortwährend zu deiner Verherrlichung. Darum laßt uns schreiben für unsre Zeit, und wirken in unsrer Zeit zur Ehre des Geistes. Wenn unsre Hand ermattet, hat uns eine andre schon abgelöst.

— Ich schreibe dieß in einem abgelegenen Gebirgsorte der Vogesen. O kommt hieher, Alle, die ihr euch viel zu seyn dünkt, um hier von euerm Wahne zu genesen, und mein Glück mit mir zu genießen. O Eitelkeit und Demuth, wie sind eure Genüsse verschieden! Ihr, die ihr euch viel darauf einbildet, etwas von musikalischer Composition zu verstehen, nachdem ihr die Werke der großen Meister alle durchstudirt, kommt zu mir, und hört der wilden Natursöhne ungeschriebene Composition, die grandiose, lebenskräftige Zigeunermusik. Poeten, die ihr euch etwas einbildet auf eure Kunst in Versen, kommt zu mir und vernehmt die originelle, tiefe Naturpoesie des Volkes, aufgeblüht wie die Blume der Wildniß. Werft eure poetischen Herbaria in's Feuer! Kommt, seht die schönen Sträuße, welche das Volk aus dem Garten Gottes bricht, und an die Brust der Braut und des Bräutigams, an die Brust seiner lieben Verblichenen, und in die Krüge steckt, die vor der heiligen Jungfrau duften Tag und Nacht. Das Gefühl der in die Wildniß ausgegossenen Herrlichkeit, das Gefühl der überschwänglichen Fülle des allgegenwärtigen Naturgeistes muß euch mit seiner ganzen Gewalt ergreifen, und zur Anbetung niederwerfen.

— Den Jüngling, der, nach eurer Meinung, sich von Gott entfernt, ja, ihn verläugnet, scheltet mir ihn nicht, so lange er kindlich und treu die Wahrheit sucht, so lange ihm noch Etwas heilig ist, so lange er noch etwas liebt. Seht stille zu, wie ihn Gott führt. Er führt ihn bis an den Rand der Hölle, daß er ihm zeige das Heulen und Zähneknirschen, und von da erhebt er ihn in sein Reich. Vater, wie liebst Du ihn!

— Wenn es immer sabbathlicher wird im Gemüthe, immer feierlicher und seliggerunster, — das heißt Gott schauen.

— Über den Anfang der Bergpredigt (Matth. 5. V. 3—12. einschließlich) möchte ich einmal eine Symphonie hören, von einem gediegenen Meister. Diese Göttlichkeit! Ich sehe sie fliegen, die weißen Tauben; ich höre ihn säuseln und brausen und in den Äolsharfen der Lebensbäume spielen, den Wind, von dem man nicht weiß von wannen er kommt noch wohin er geht. Ich höre sie leise rauschen, ich sehe sie majestätisch fluthen die Lebensströme, und von der tiefen, reichen Fluthenharmonie getragen, sehe ich sie schweben, die entzückendsten Melodien, gleich Fähnen der Seligen, mit flatternden Regenbogenwimpeln. O verstände ich die Komposition! Ich wüßte welche Themata ich wählte. Leset Matth. 5. V. 29 und 30 und V. 44 und 45. Das ist lautere Musik! Und solcher Stellen findet ihr in den Reden Jesu gar viele. Das göttliche Recitativ dieser Reden verwandelt sich an jenen Stellen in den schwebenden, kontemplativen Kreisflug des Adlers um die Cedern Libanon's, der Taube über dem Haupte dessen, an dem Gott Wohlgefallen hat.

— O was helfen alle Klein-Mittel wider die Sünde! Führt den Menschen durch die Erkenntniß der Dinge und die Poesie zu Gott: und es wird keine Sünde mehr für ihn geben. Von selbst werden sich alle Thorheiten und Laster aus dem Tempel seines Gemüthes entfernen: Eitelkeit, Wißeley, Unmäßigkeit, und Alles was vor Gott nicht besteht. Das ist die Wiedergeburt im Geiste.

— Meint ihr, es sey Freiheit, wenn ihr die knechtischen Institutionen abschafft? Reißt die Bastille nieder, unter einem andern Namen wird sie morgen wieder aufgebaut. Aber die Sünde, die Sünde das ist der Grund der Knechtschaft! Sie vertilget vorerst, und ihr werdet eines Tages die knechtischen Institutionen in Ruhe und mit Lachen abreißen, wie ein Herr der sein altes Haus zu armselig und eng findet und es niederreißt, um ein neues zu bauen. Er weiß wie das neue Haus beschaffen seyn soll, und er hat die Mittel dazu.

— In der menschlichen Gesellschaft überhaupt, wie in jedem kleinern gesellschaftlichen Zirkel, gibt es für den ungeheiligten Menschen zwei Verhaltungsweisen. Entweder du bequemst dich ihren Convenienzen, hinkest wenn sie hinken, hast den feinen Weltton der Zurückhaltung, berechnest alles auf den Effekt, nimmst den Cothurn, den gravitätischen, und die Maske; mit einem Worte: vergiebst dir nichts; — oder du überlässest dich deinem natürlichen Wesen, schlägst das Urtheil Anderer in den Wind, verachtest sie. Dieß sind die beiden Verhaltungsweisen. Dein Karakter wählt. Das Beste wird es aber seyn, wenn du dich dem Gott der Größe und Liebe ganz hingibst, dich mit ihm, so zu sagen identificirest, so daß du in Gott lebst und bist und er in dir, — und wenn du dich dann deinem natürlichen, nunmehr geheiligten, Wesen ganz überlässest.

Winfred.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt
zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 26.
Samstag, den 27. Oktober 1838.

Beim letzten Abendsonnenblick.

Hinter jenem Bergesgipfel
Scheidend noch die Sonne loht,
Bräunlich zeichnen sich die Wipfel
In des Himmels Gold und Roth;
Das Gebirg wirft seine Schatten
Weit hinab auf Wald und Au,
Seine Thäler, seine Matten
Dämmern alle dunkelblau.

Aber drüben, seh' wie helle
Das Gebirg im Osten strahlt!
Wie sich heiter jede Stelle
Noch im goldnen Lichte malt;
Wie so freundlich vor dem Scheiden
Ihm in's Herz die Sonne blickt,
Seinen Schlößlein, Höh'n und Heiden
Ihre letzten Grüße schickt!

Ei, wie stehn des Westens Berge,
Die zunächst dem Abendglanz,
Schon so trauerschwarz wie Särge,
Schon der Sonn' entfremdet ganz;
Während noch in Licht und Wonne
Ferne dort der Osten glüht,
Und im letzten Blick der Sonne,
Wie ein Rosengarten blüht?...

Nimmt's dich Wunder? — geh' und frage
Dort den lebensmüden Greis,
Dem die Welt der letzten Tage
Nur ein fremder, dunkler Kreis:
Weg, in jene Zeiten blickt er,
Wo er einst in Jugend stand,
Und die letzten Grüße schickt er
Seinem goldnen Morgenland!

Adolf Stöber.

Eine Frau für einen Camee.

Erzählung.

Es war Nachmittags um drei Uhr. So eben hatte die tönende Stimme der Mollahs die Muselmänner aus ihrem Schlafe erweckt, und die Glaubigen von den Minarets herunter an die Gebetsstunde des Ikindis erinnert. Es war der gewöhnliche

Augenblick der zahlreichen Stelldichein bei dem Conditor Marco Panayoti von Zante, dessen schöner Laden, in der besuchtesten Straße von Pera gelegen, in ganz Constantinopel seines gleichen nicht hatte. Türken, in ihren weiten und malerischen Gewändern, mit rothem Käppchen oder reichem Turban bedeckt, saßen da auf ihrem damastenen Divan, mit unterschlagenen Beinen, und schlürften, ernst und schweigend ihr Sorbet oder ihren dampfenden Kaffee. In einer ehrerbietigen Entfernung flüsterten mit lebhaftem Geberdenspiel ein Dutzend Griechen, und theilten einander die Nachrichten aus ihrem Heimatland mit, indem sie mit Rosolio die Leckerbissen befeuchteten, die der Orient so köstlich zu bereiten versteht. Nicht weit von da, berauschten sich zwei Engländer mit Punsch, ob er gleich, wie sie sagten, abscheulich war; »nur in London, riefen sie aus, versteht's man, diesen Göttertrank zu bereiten.« Dort schmauchte ein Franzose behaglich seine Cigarre von Havannah, während ein mit den Augen blinzender Jude in seinen magern und schmutzigen Fingern ein Stückchen Reiskuchen herumdrehte, und mit allen Verwünschungen des Talmuds einen Krämer überhäufte, der ihn um einige Paras betrogen hatte.

Plötzlich öffneten sich die Glasflügel der Eingangsthüre vor einem jungen Griechen von auffallender Schönheit. Der Zobelpelz, der seine reichbordirte Kleidung verbrämte, der zierliche Kolpack, der ihm auf dem rechten Ohre saß, und seine Halbstiefeln von glasirtem Korduan, ließen etwas Vornehmes vermuthen. Die Türken würdigten ihn kaum eines Blicks, während seine Landsleute sich tief vor ihm verneigten. Er begehrte Gefrornes, und setzte sich nieder; dann mit der Miene eines Mannes, welcher eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen hat, und welcher fühlt, was für eine Wichtigkeit dieses seiner eignen Person gibt, rief er ganz laut, jedoch mit einer angenommenen Gleichgültigkeit aus: Ich komme so eben von meinem Oheim, dem Drogman der Hohen Pforte: Er kam von dem Groß-Vezir her, welchen man in das Serail bestellt hatte. Eine der Sultaninnen sieht dem Augenblicke ihrer Entbindung entgegen.

— Eine Sultanin wird niederkommen! wiederholten die meisten Anwesenden.

Diese Worte liefen von Munde zu Munde, und die Anwesenden theilten sich, obwohl mit der gehörigen Zurückhaltung, ihre Bemerkungen über eine so wichtige Staatsbegebenheit mit. Besonders zeigten die lebhaften Blicke der Türken, wie sehr sie der Ausgang dieser Sache beunruhigte.

Ein Kanonenschuß ließ sich hören.

Das ist das Signal! sprach eine Stimme.

Die Türken legten einen Augenblick ihre Pfeifen weg; die ängstlichste Spannung herrschte im Saal. Jeder zählte sorgsam die gefallenen Schüsse. Nach dem einundzwanzigsten schwieg die Kanone.

— Eine Prinzessin! Kein Thronerbe.

Die Türken sahen düster vor sich hin. — Die Griechen konnten kaum ihre Freude verbergen.

In einer Ecke des Saals saßen beisammen ein junger Deutscher von Göttingen, der auf einer wissenschaftlichen Reise durch das Morgenland begriffen war, und ein Türke, dessen Lebhaftigkeit sehr gegen das verschlossene Wesen seiner Glaubensgenossen abstach. Er redete mehrere abendländische Sprachen, hieß Mourad-Effendi, war ein englischer Renegat, und besaß in hohem Grade das Zutrauen des Groß-Vezirs, der ihn zu einer sehr bedeutenden Stelle erhoben hatte.

Bei der Ankündigung einer Prinzessin, sagte Mourad seinem Nachbarn in's Ohr:

Das ist eine Nachricht, welche den unruhigen Geist der Janitscharen aufregen wird, und welche unsre reichen Paschas nicht gerne vernehmen werden.

— Wie sollte ihnen so sehr daran gelegen seyn? fragte der Deutsche.

— Ich sehe, erwiederte Mourad, daß Sie nicht mit der Sitte unsers Hofes bekannt sind, nach welcher man die Prinzessinnen unverzüglich nach ihrer Geburt vermahlt. Bei dieser Gelegenheit läßt sich der Fürst der Glaubigen sogleich die Liste der Großen des Reiches vorweisen. Er erwählt zu seinem Eidam den Reichsten. Der glückliche Bevorrechtete, den oft ein weißer Bart nicht von der Verpflichtung befreit, der Ehrengemal einer Gattin in der Wiege zu seyn, beeifert sich, wenn's ihm anders um die Erhaltung seiner Stelle zu thun ist, alle seine Weiber zu verabschieden, und seine in Windeln gewickelte Gemalin mit all' seinen Gütern zu beschenken; wenn sie stürbe, so würde sie alsdann an die Kasse Seiner Hoheit alle Güter ihres unterthänigsten und geehrtesten Gemals abgeben.

Rohrbach, der Deutsche, drückte eben sein Erstaunen über diesen seltsamen Gebrauch aus, als ein junger, nach griechischer Weise gekleideter Mann, sich dem Mourad-Effendi näherte und ihn mit leiser Stimme fragte, ob Veli-Mustapha, Paschah von Negrepont, zu Constantinopel anwesend wäre?

— Seit gestern.

Der Fragende wollte sich so eben zurückziehen, als Rohrbach, feurigen Blicks, ihn lebhaft bei der Hand ergriff, und zu sich heranzog. Voll Erstaunens sah der Fremde ihn an, und sagte ihm auf italienisch:

— Aber, mein Herr, ich habe nicht die Ehre....

Der Deutsche unterbrach ihn:

— Verzeihen Sie, Herr; aber Sie haben hier an der Hand einen Camee, den ich nicht genug ansehen kann, und wenn es sich um solche Gegenstände handelt, so sind wir Alterthümler wie der Jäger, welcher alle Anstandspflichten außer Auge setzt, wenn sich das Wild in der Nähe findet. Wollen Sie mir erlauben, ihr Kleinod in der Nähe zu untersuchen?

— Gerne, sagte der Fremde, indem er den Ring vom Finger zog.

Rohrbach sagte mit einiger Verlegenheit: Wäre nicht dieser Ring etwa gar zu verkaufen?

Der Fremde besann sich einen Augenblick, dann antwortete er: Ja, vielleicht jetzt.

— Wie hoch schätzen Sie diesen Stein?

Der Fremde sann wieder einen Augenblick, zog seinen Beutel, und zählte, wieviel er enthielt.

— Herr, sagte er zu dem Deutschen, geben Sie mir acht Piaster, und der Ring gehört Ihnen.

— Was sagen Sie? rief der Alterthümler, kennen Sie denn nicht seinen Werth?

— Seinen Werth? Diese Antike hat keinen Werth. Es wäre eben so unvernünftig tausend Zechinen, als zwei Paras dafür zu fordern. Also, schweigen wir von dem Preiß. Doch für den Augenblick brauche ich acht Piaster, und wenn Sie mir diese....

— Aber, sagte der Deutsche gutmüthig, wenns nur auf so wenig ankommt, so wird wohl Jedermann, auch mich nicht ausgenommen, sich ein Vergnügen daraus machen, es....

— Erlauben Sie mir, sprach der Fremde voll Ungeduld; man muß nur entlehnen, wenn man zurückgeben kann. Ich kenne den Preiß meines Rings; ich habe meine Ursachen ihn loszuschlagen, indem ich ihn an Jemand abtrete, der ihn zu würdigen versteht. Später könnte er in andere Hände gerathen... Genug, mein Herr; seyen Sie nicht neugierig, fragen Sie nicht. Wollen Sie den Camee annehmen, und mir acht Piaster auszahlen?

— Sie sind ein unbegreiflicher Mensch! Versprechen Sie mir wenigstens anzunehmen, wenn späterhin Ihnen eine stärkere Summe nöthig seyn dürfte?

— Späterhin, da wäre sie unnöthig!.... Jedoch, Ihr Name?

— Rohrbach.

— Ihre Adresse?

— Bei Bourlan.

— Gut. Geben Sie mir acht Piaster, und wenn ich morgen um drei Uhr mehr brauche, so werde ich Sie darum ansprechen.

— Sie werden mich dadurch verbinden, sprach Rohrbach, indem er ihm das Geld darbot.

Der Unbekannte steckte es in seinen Beutel, stellte dem Deutschen den Ring zu, und gieng eiligst zur Thüre hinaus. —

— Das ist sonderbar, sagte der Renegat, indem seine Blicke dem Fremden folgten, bis er sich aus seinen Augen verloren hatte.

— Ein Stein, wie der Baron von Stosch nie einen hatte, noch haben wird! rief wonnetrunken, der Alterthümler; ein Stein, der vielleicht einst das Diadem eines Cäsars geschmückt, hat! und für acht Piaster! Nun sage noch Jemand, daß das Morgenland nicht der classische Boden des Wunderbaren ist!

II.

Rohrbach wandelte in dem Bazar von Galata umher. Er hörte folgendes Gespräch an:

Thörichter Giaour, sagte die rauhe Stimme eines Waffenschmieds, wenn Du markten willst, so wende Dich an Armenier oder an Juden, und wisse, daß ein Muselman nie überbietet.

— Mein guter Selim, antwortete eine andere Stimme, die Armenier und die Juden haben keine Waaren der Art, und ich brauche diese Waffe so nothwendig, daß ich alles in der Welt darum gäbe. Unglücklicher Weise bleibt mir nur so viel, als ich dir dafür biete.

— Das ist möglich, aber ich wäre ein großer Thor, wenn ich Etwas unter seinem Werthe verkaufte.

— Nun wohl denn, Selim, verkauf die Waffe nicht weiter; hier sind acht Piaster, das Fehlende bringe ich in einer halben Stunde.

— Ich komme eben recht, wie ich bemerke, sprach Rohrbach, der den Verkäufer der Antike erkannt hatte.

— In der That, sprach der Unbekannte, ich war so eben im Begriff in das Hotel Bourlan zu gehen: Sehn Sie nur dieses Messer, und er zeigte dem Deutschen einen Dolch, dessen Heft außerordentlich flach, und dabei ganz einfach war: die Klinge, zweischneidig, und biegsam wie Fischbein, windet sich, wie ein Ring um sich selber, ohne zu brechen. Sehn Sie, es fehlen mir zwei Piaster zum vollständigen Kaufpreiß dieser Waffe.

Rohrbach fügte zwei Piaster zu den achten hinzu, welche der Unbekannte geboten hatte, und dieser ergriff den Dolch wie ein Liebender der den Schlüssel ergreift, der ihm das Gemach seiner Geliebten eröffnet. Alsdann nahm ihn der Deutsche bei Seite und sagte zu ihm:

Junger Mann, welches ist Ihr Name?

— Antonio Salieri, von Venedig.

— Was wollen Sie mit dieser Waffe?.... Sie antworten nicht und scheinen zu leiden; vertrauen Sie mir ihren Kummer an, vielleicht kann ich Ihnen nützlich seyn.

— Sie können es nicht.

— Wenn Sie nur Geld brauchen; in diesem Beutel sind hundert Piaster, die ich glücklich wäre Ihnen anbieten zu können.

Vortrefflicher junger Mensch, sagte der Venetianer mit Rührung, Gott vergelte Ihnen Ihre guten Absichten; aber Sie können mir nicht helfen. Ich brauche kein Geld mehr; nur, wenn Sie jemals nach Venedig kommen, so ist alles, um was ich Sie bitte, eine Messe in der Kirche Sankt-Markus, für die Ruhe der Seele eines Unglücklichen.

Bei diesen Worten verlor er sich unter der Menge.

Die vergoldeten Kuppeln des Serails warfen die Stralen der aufgehenden Sonne zurück, und bei seinem Glanze wiegte der Bosphorus seine Wellen, in Purpur getaucht. Von der Seite Asiens her glänzten die Minarets und die halben Monde von Skutari in violettfarbigem Dunste. Die regelmäßigen Winde des Jonischen Paradieses, welche auf Idas waldigen Gipfeln erwachten, bethauten mit glänzenden Tropfen die riesenhaften Cypressen der Gärten des Serails, bewegten die zahllosen Wimpel der Schiffe und übergossen die Stadt mit den balsamischen Ausdünstungen der Wälder, die sie im Fluge berührt hatten. Schon war, von Pera nach Tersana, das Meer von Myriaden Kaiken durchschnitten, während am Ufer eine thätige aus allen Nationen zusammengeflossene Menge hin und wieder kam und gieng und sich bewegte.

Rohrbach, von diesem Schauspiel ergriffen, und immer noch von dem Gedanken an den jungen Griechen beherrscht, war unterdessen nach Constantinopel gekommen, und hatte, ohne recht zu wissen, wohin er gieng, den Weg einer Gasse eingeschlagen, wo sich mehrere Bäder befanden, und, wie von einer geheimnißvollen Ahnung getrieben, trat er in eines der prachtvollsten Badehäuser, das seinen Blicken sich darbot.

Im Hintergrund einer Zelle, welche durch eine reiche Draperie in zwei Theile abgesondert war, sah er einen Türken von athletischem Körperbau, auf die Kissen eines prächtigen Sophas gelehnt. Sein Blick, den er stolz umherschweifen ließ, deutete auf einen Mann von vornehmem Stand. Seine breite Brust war von Stolz und Machtgefühl aufgebläht; seine Füße badete er in Rosenwasser und in Persiens duftendem Öhle. Aufmerksam betrachtete Rohrbach diesen Mann. Er bewunderte die Majestät seines Gesichts und beneidete das Gefühl des behaglichen Wohlseyns, in welchem er schwelgte.

Jedoch im dunkeln Hintergrund der nämlichen Zelle erschien bald ein schlanker, wohlgestalteter Jüngling; an seinen langen, lockigen Haaren war der Christ zu erkennen. Der Türke schien eingeschlafen zu seyn; langsam und mit leisen Schritten schlich der Christ zu ihm heran; das Zittern seines Körpers verrieth seine innere Bewegung. Um noch leiser hinzutreten zu können, hatte er sich seiner Schuhe entledigt. Als er sich dem Schläfer genähert hatte, so warf er zuerst einen unruhigen Blick um sich her, dann beugte er sich über ihn hin.

Rohrbachs Blicke waren allen seinen Bewegungen gefolgt, er hatte auch seine Schuhe ausgezogen, und hatte sich unbemerkt in den unbewohnten Theil der Zelle geschlichen, wo ihn die Decke des Vorhangs verbarg. Niemand hatte ihn auf dieser Seite beobachtet; denn Aller Aufmerksamkeit war auf einen Teriaki gerichtet, das heißt auf einen Menschen, den der übermäßige Genuß des Opiums in Raserei versetzt hatte, und der sich auf einer andern Seite des Saales befand.

Der junge Christ fuhr schnell mit der Hand in die Falten seines Gürtels, zog einen Dolch daraus hervor und erhob seinen Arm gegen den eingeschlafenen Türken; doch ohne daß nur ein Wort gehört wurde, oder daß der Türke ein Auge aufschlug, oder daß Jemand im Saale das Geringste davon vermuthete, schob Rohrbach den Vorhang hinweg, hielt den Arm des Christen zurück, und zog ihn auf seine Seite des Vorhangs herüber. Vernichtet, stumm, und bleich wie der Tod, fiel er in die Arme des Deutschen.

— Wenn Sie mir widerstehn, sprach Rohrbach ganz leise, so rufe ich: Mord! Geschwind ziehen Sie ihre Schuhe an, und folgen Sie mir, unsinniger, unglücklicher Mensch!

(Der Schluß folgt.)

Herbstbilder.

1.

Entblättert stehn die Bäume ganz,
Die Zweige hangen starr und todt;
Der Herbstessonne Scheideglanz
Wirft drüber noch ein schimmernd Roth.

O banges Herz, wie gleichst du nicht
Dem blüth- und liebberaubten Baum!
O schien' zuletzt so himmlisch Licht
Auch einst auf deinen Erdentraum!

2.

Du hast mir sonst mit Maienlüften,
Mit Vogelsang und Blumendüften
Das Herz in Liebe fest umstrickt:
Jetzt, Mütterlein Natur, willst du mich fangen
Mit Herbstesfäden, die umgarnend hangen!
Fürwahr, du treibst das Spiel geschickt!
Du bist die klügste aller Frauen!
Matrone noch, muß ich verliebt dich schauen;
Du Heil'ge, Einzigschöne, füllst mit Lust,
Als Mägdlein mir, als Greisin, stets die Brust!

3.

Die Bäum' sind alle geschüttelt gar,
Die Auen ihrer Fülle baar;
Der Wind streicht über den Stoppelplatz,
Drin pickt nur Rabe noch und Spatz.

Wenn gehalten ist das festliche Mahl,
Wenn geraumt der helle prunkende Saal,
Dann läßt man wohl, nach den Gästen,
Die Bettler an Krummen sich mästen!

4.

's ist Kirche heut' in der Natur:
Es braust der Sturm durch alle Flur,
Er predigt in dem Heiligthum
Sein schrecklich Evangelium
Vom Falle von Jerusalem —
Sing', banges Herz, ein Requiem!

August Stöber.

Jakob Douglas.

Eine Charakter-Zeichnung aus dem vierzehnten Jahrhundert, nach Froissart.

Den Lesern, welchen bis jetzt Froissart unbekannt geblieben seyn sollte, glauben wir einen Gefallen zu erweisen, wenn wir aus Iselin's historisch-geographischem Lexicon folgende Bemerkung über diesen Chronikschreiber voranschicken. „Jean Froissart oder Johannes Froissardus, ein berühmter Historikus und französischer Poet, lebte zu Ende des vierzehnten Säkuli und war von Valenciennes aus Hennegau gebürtig. Er war Canonikus und Platzmeister des Stifts zu Chimay und schrieb eine Chronik vom Jahr 1326—1399, darinnen ihm umso viel mehr Glauben zuzustellen, je emsiger er war den Verrichtungen hoher Potentaten entweder selbst beizuwohnen oder von glaubwürdigen Personen sichere Nachrichten einzuholen. Den Anfang dieses Werkes hat Froissart der Königin Philippa von England, Gemahlin Eduard's III, überreicht und im Übrigen eine große Anzahl von Liebesgedichten verfertigt, ob er gleich den geistlichen Habit immer getragen. Wer umständlichere Nachricht über Froissart verlangt, der schlage diesen Namen im Conservations-Lexicon nach. Die neueste Ausgabe seiner Chronik ist die von Buchon, Paris 1824.

Wir geben nun zu dem in der Überschrift gemeldeten Helden selbst über.

Robert Bruce ist in der Geschichte Schottlands berühmt durch seine Tapferkeit und durch die Gefahren, welche ihm Gelegenheit gaben Proben davon abzulegen. Er mußte sein Reich gegen innere und äussere Feinde vertheidigen, und mehr als einmal war er in Gefahr, nicht nur die Freiheit, sondern selbst das Leben zu verlieren. Diese Unfälle bedrohten ihn nicht allein, wie dies bei jedem, der sich dem blutigen Kriegsgewerbe widmet, der Fall ist, in offener Feldschlacht, sondern noch öfters auf der Flucht, wo er sich entweder ganz allein befand, oder nur von einer sehr geringen Anzahl von Freunden umgeben war. *) Unter solchen Umständen konnten nur Muth, männliche Starke, Besonnenheit und Geistesgegenwart ihn retten.

Unter den auswärtigen Feinden, mit welchen Robert zu kämpfen hatte, muß Eduard III, König von England, besonders emporgehoben werden. Einem so tapfern, ritterlichen Manne wie König Robert war, konnte es aber auch an treuen, wackern Anhängern nicht fehlen, und unter diesen kam keiner dem mannhaften, ehrenwerthen Ritter Jakob Douglas gleich. Er wankte in der Treue gegen seinen königlichen Freund nicht einen Augenblick, theilte mit ihm, so viel er konnte, jegliche Gefahr, leistete ihm durch seine Tapferkeit die wesentlichsten Dienste; weßwegen ihn auch Robert vor allen Rittern seines Hofes auszeichnete und ihm ein schrankenloses Zutrauen schenkte. Dieses Zutrauen hatte, wie sogleich gezeigt werden soll, den großartigen Charakter, welcher die Freundschaft jenes Eudamidus von Corinth bezeichnete, der dem Charixenes durch sein Testament auftrug, seine Mutter zu ernähren und dem Aretus die Sorge für die Aussteuer seiner Tochter empfahl.

*) S. Walter Scott, Erzählungen eines Großvaters.

Von Douglas Tapferkeit mag folgender Zug einen Beweis geben. In einem der Kriege, welche Eduard gegen Robert führte, lagen beide Heere an dem kleinen Flusse Were, ohnweit der Tyne in Northumberland, einander gegenüber. Die Schotten hatten ihr Lager auf einer den Engländern unzugänglichen Anhöhe aufgeschlagen. Da diese an Mundvorrath großen Mangel litten, suchten sie die Schotten zur Schlacht aufs flache Land zu locken; aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Die Schotten, sagt der treuherzige Froissart, Th. I, S. 96 und 97, ed. Buchon, hatten des Viehes, das sie im Land geraubt hatten, einen großen Überfluß. Das konnten sie sieden oder braten, wie es ihnen beliebte. Nur Brod hatten sie nicht, was sie auch nicht hoch anschlugen, wenn sie nur ein wenig Mehl hatten, das sie nach ihrer Art gebrauchen konnten. In diesem ihrem Lager, fährt der Chronist fort, zündeten die Schotten so große Feuer an, daß es ein Wunder war sie zu sehen; und in der Dämmerungszeit machten sie jedesmal einen so furchtbaren Lärm, indem sie auf ihren großen Hörnern allzumal bliesen und hernach einstimmig brullten, daß man hätte glauben sollen, es seyen alle Teufel aus der Hölle da, um sie zu erwürgen. Einst als die Engländer den Tag über vergeblich sich bemüht hatten, ihre Gegner zum Treffen zu bringen, nahm Jakob Douglas, der sehr tapfere, kühne und unternehmende Ritter, um die Mitternachtsstunde zweihundert Reisige zu sich, mit welchen er, weit oberhalb des feindlichen Heeres, damit man seiner nicht gewahr wurde, über den Bach setzte. Auf der andern Seite fiel er dann in das englische Heer ein, indem er ausrief: Hier Douglas! Douglas! Ihr diebischen Engländer, ihr müßt alle sterben. So hieb er auf sie ein und ließ nicht eher nach bis er mit seinen Streitgenossen an die dreihundert Feinde erlegt hatte. Er trieb sein Pferd bis an des Königs Zelt, indem er stets Douglas! Douglas! schrie, und hieb zwei oder drei Stücke an demselben durch. Hierauf kehrte er zu seinen Landsleuten auf den Berg zurück. Wohl mag er auf dem Rückzug einige von seinen Leuten verloren haben; viele aber nicht. Von der Zeit an wurden die Engländer sehr behutsam und stellten häufige Wachen aus, welche im Lager anzeigen mußten, wenn sie etwas gewahr wurden. Und die Ritter im englischen Lager schliefen von nun an immer in ihrem Harnisch.

Da der Zweck dieser Zeilen nicht ist, die einzelnen Heldenthaten von Douglas oder seines königlichen Freundes aufzuzählen, sondern nur ein Bild, besonders von des Erstern hochherziger Sinnesart zu geben und so etwas zur gerechtern Würdigung des Mittelalters, das uns nicht als höchste Stufe menschlicher Vollendung erscheint, dessen Lichtseiten aber in unsern Tagen von Vielen so vornehm übersehen werden und das man geschildert zu haben glaubt, wenn man es barbarisch nennt, beizutragen, so wenden wir uns zu der Beschreibung dessen, was sich nach Froissart, T. I, C. 47 und 48, bei König Robert's Tode zutrug.

Die Schotten und Engländer hatten einen Waffenstillstand mit einander geschlossen. Mittlerweile war König Robert von Schottland, der so adelichen Sinn gehabt hatte, alt und schwach und dermaßen von der Krankheit des Aussatzes bewältigt worden, daß es, wie man leicht ersehen konnte, mit ihm zum Sterben kam. Als er inne ward und erkannte, daß seine letzte Stunde nahe, beschied er alle Großen seines Reiches, in welche er das meist Vertrauen setzte und bat sie gar dringend und gab's ihnen auf ihre Ritterehre, daß sie seinem Sohn David sein Königreich bewahrten und ihm, wenn er zu Jahren gekommen wäre, gehorchten und ihn als König krönten und so hohen Ortes vermählten, als sein Stand es mit sich bringe. Alsdann berief er den edeln Ritter, Herrn Jakob von Douglas, und sprach zu ihm Angesichtes aller Andern: »Herr Jakob, lieber Freund; Ihr wisset, daß ich Zeit meines Lebens viel zu thun und zu dulden hatte, um die Rechte dieses Reichs zu wahren. Und als ich am härtesten bedrängt war, da that ich ein Gelübde, das ich nicht erfüllet habe; das lastet schwer auf meinem Herzen. Ich gelobte, wenn es mir vergönnt seyn sollte, die Endschaft meines Streites zu erblicken, die Feinde unsers Herrn und die welche christlichem Glauben zuwider sind, nach besten Kräften bekriegen zu helfen. Darauf war stets mein Herz gerichtet; aber unserm Herr gefiel es nicht darein zu willigen, sondern er gab mir so viel zu schaffen in meiner Zeit und letztlich bin ich so schwer von arger Krankheit heimgesucht, daß ich mich zum Sterben schicken muß, wie Ihr mit euern Augen seht. Und weil's so ist, daß mein Leib nicht dahin kommen noch vollbringen kann, wornach das Herz so sehr verlangt hat, so will ich mein Herz anstatt des Leibes dahin senden, um mein Gelübde zu vollführen. Und weil in meinem Reich ich keinen Ritter kenne der adelichern Sinnes und besser dazu geschickt wäre, mein Gelübde an Statt meiner zu erfüllen, so bitt' ich Euch, viel lieber und theurer Freund, so viel ich kann, Ihr wollet aus Liebe gegen mich und um das Pfand meiner Seele bei unserm Herrn zu lösen, diese Reise an Statt meiner unternehmen; denn ich habe eine so große Meinung von Euch und euerm Edelsinn und eurer Biederkeit, daß, wenn Ihr den Auftrag übernehmt, Ihr ihn auch vollführen werdet. Um so viel werd' ich getroster sterben; nur soll es auf die Art geschehn, wie ich nun sagen werde. Ich will daß Ihr, sobald ich verschieden seyn werde, das Herz aus meinem Leibe nehmet und es wohl einbalsamiren lasset und aus meinem Schatze so viel

an Geld und Kleinodien zu Euch nehmet, als Euch hinreichend dünken wird für Euch und alle die Ihr als Gefährten mit Euch führen wollt, die Reise zu vollenden. Und mein Herz sollt Ihr mit Euch nehmen um es an dem heiligen Grabe darzubringen, da wo unser Herr begraben ward, weil der Leib nicht dahin kommen kann. Und begebt Euch so stattlich und verseht Euch mit Geleit und allen andern Dingen so reichlich, als es euerm Stande ziemet, und daß man allenthalben, wohin ihr kommt, erkennen möge, Ihr traget mit Euch jenseits des Meeres das Herz des Königs Robert von Schottland, und thut es auf sein Geheiß, weil es also ist, daß der Leib dahin nicht kommen kann.«

Bei dieser Rede fingen Alle die zugegen waren gar von Herzen zu weinen an. Und als besagter Herr Jacob reden konnt', antwortete er und sprach: »Hundert Tausend Dank, viel edler und erlauchter König, für die große Gunst die mir von Euch erwiesen wird, daß Ihr so große und erhabene Sache und solchen Schatz mir befehlet und vertraut. Ich werde freudig und mit treuem Herzen euer Gebot vollbringen, so gut ich immer kann: zweifelt nicht daran, wie unwürdig und wie unvermögend ich mich sonst auch fühle solche hohe Sache auszurichten.« »Ha, tapfrer Ritter, sprach der König, großer Dank! allein gelobet mir's nach gutem Rittersbrauch.« »Fürwahr, Herr König, erwiederte der Ritter, von ganzem Herzen.« Hierauf gelobete er's ihm nach gutem Rittersbrauch. »Wohlan, begann der König, nun sey Gott gepriesen; denn jetzt werd' ich im Frieden scheiden, dieweil ich weiß, daß der Beste und Biederste in meinem Reich für mich vollbringen wird, was ich nicht mehr vollbringen kann.«

Bald darauf schied von dieser Welt der tapfere Robert Bruce, König in Schottland und ward so ehrenvoll bestattet als es sein Stand erforderte, nach Landes Sitte. Das Herz aber ward aus seinem Leibe genommen und einbalsamiret, wie er es befohlen hatte. Und liegt besagter König begraben in der Abtei zu Dunfermline *) in Schottland, gar ehrbarlich. Er schied aus dieser Welt im Jahr der Gnaden 1327, am siebenten Tage des Wintermonats.

Als der Frühling gekommen war und die gute Zeit zum Reisen für die, welche über Meer fahren wollen, machte Herr Jacob von Douglas seine Zurüstungen, wie es seinem Stand geziemte und es ihm geboten war. Er gieng zur See in dem Hafen von Montrose in Schottland und kam nach Flandern strads nach Sluis **) um Neuigkeiten zu vernehmen und Kundschaft einzuziehen ob etwa Jemand diesseits des Meeres sich rüste nach dem heiligen Lande von Jerusalem zu ziehen, auf daß er bessere Gesellschaft hätte. So harrete er vor Sluis eine Zeit von etwa zwölf Tagen eh' er seine Reise fortsetzte. Aber nie wollte er in diesem Zeitraum von zwölf Tagen den Fuß ans Land setzen; sondern hielt seinen Hofstaat ehrlich mit Pauken und Trompeten, als wenn der König von Schottland da zugegen wäre. Er hatte in seinem Gefolg einen Ritter-Bannerträger und sechs andere Ritter von den auserlesensten des Landes, ohne das übrige Volk. All seine Tischgeräthe war von Gold und Silber, Töpfe, Becker, Schüsseln, Pokale, Flaschen, Humpen und andere Dinge dieser Art. Er hatte auch an die achtundzwanzig Knappen, junge Edelleute aus den mächtigsten Häusern Schottlands, welche ihn bedienten. Und müßt ihr wissen, daß alle die ihn zu sehen kamen mit allerlei Sorten von Weine und mit allerlei Arten von Backwerk wohl tractiret wurden, vorausgesetzt, daß es Personen von adelicher Abkunft waren.

Zuletzt als er da vor Sluis zwölf Tage geharret hatte, ward ihm kund gethan, daß der König Alphons von Hispanien *) mit dem Könige von Granada **) der ein Sarazene war, in Fehde sey. Da beschloß er sich dahin zu wenden um seine Zeit und seine Reise baß anzuwenden. Wenn er da sein Geschäft ausgerichtet haben würde gedachte er fürbaß zu ziehen um zu vollenden was ihm aufgetragen und befohlen war. So reisete er von Sluis ab und segelte nach Hispanien und bald gelangete er in den Hafen von Valenzia der großen, und begab sich flugs zu dem Könige von Hispanien der mit seinen Schaaren gegen den König von Granada zu Felde lag, und waren die beiden nicht ferne von einander auf ihres Landes Gräuzen.

Es begab sich aber bald nachdem der gute Herr Jacob Douglas angelanget war, daß der König von Hispanien sein Lager aufhob um seinem Feinde näher zu rücken; anderer Seits that dies auch der Sarazenenkönig, so daß ein König den andern im Angesicht hatte sammt allen seinen Panieren, und fingen an ihre Schlachtreihen gegen einander zu ordnen. Besagter Herr Jacob Douglas stellte sich auf einen der Flügel um mit seinem Gefolge so baß sein Tagewerk zu thun und seine Tapferkeit zu weisen. Als er sah, daß auf beiden Seiten alle Reihen geordnet waren und des Königs Heer sich ein wenig in Bewegung setzte, glaubte er es wolle angreifen. Er, welcher lieber unter den

*) Dunfermline (Froissart schreibt Donfremelin) ist eine kleine Stadt in der Grafschaft Fife in Schottland.

**) Lat. Sluus oder Clusa; franz. l'Ecluse. Hier erfocht Eduard III, König von England, einen berühmten Sieg zur See über Philipp VI von Frankreich, im Jahr 1340.

*) Alphonso XI, König von Castilien [illegible] wurde gekrönt im Jahre 1311, und starb im Jahr 1350.

**) Muley Muhamad IV bestieg den Thron 13[illegible] und [illegible] 1333.

TIMBRE ROYAL
A TIMBRE
EXTRAORD.

Ersten als unter den Letzten war, spornte sein Pferd an und sein ganzes Häuflein folgte ihm bis an die Schaaren des Königs von Granada und drang auf die Heiden ein und gedachte der König von Hispanien würde ihm sammt seinem Heere folgen. Aber nicht thaten sie es und er wurde also schmählich getäuscht; denn den ganzen Tag regten sie sich nicht. Da wurde der edle Ritter Herr Jacob Douglas mit seinem ganzen Gefolge von den Feinden umringt und sie thaten Wunder der Tapferkeit; aber zuletzt vermochten sie dem Drang der Feinde nicht mehr zu widerstehen. Mitten im Gewühl der Schlacht nahm Jacob Douglas die Kapsel in welcher das Herz des Königs Robert Bruce verwahrt war und warf es in den Haufen der Feinde indem er ausrief: »Geh' voran wie du im Leben immer thatst und Douglas wird dir folgen oder sterben.« Jacob's Gefährten stürzten sich mit ihm ins Gewühl und fast alle kamen mit ihm um. Die welche ihn überlebten fanden seinen Leichnam mitten unter den Todten, so wie auch die Kapsel welche Roberts Herz verschloß und ließen beide nach Schottland bringen. Douglas wurde begraben in dem Grab seiner Väter in der Kirche von Douglas und Roberts Herz ward niedergelegt zu Melrose.

So beklagenswürdig ist das Ende dieses tapfern Jacob Douglas;*) für die Hispanier aber ist es schmachvoll: auch wurden sie von Vielen die es hörten getadelt, denn wohl hätten sie den guten Ritter und einen Theil der Seinen befreien mögen, wenn sie gewollt hätten.

*) Walter Scott in dem oben citirten Werke: »Erzählungen eines Großvaters,« sagt: Dieser gute Lord Douglas war einer der besten Soldaten, die je lebten. Man sagt ihm nach, er habe siebenzig Schlachten mitgemacht, wovon er dreizehn verloren und siebenundfünfzig gewonnen.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— »Karl Immermann hat von der Universität Jena die philosophische Doktorwürde erhalten. Dem Dichter des Trauerspiels in Tyrol verleiht der Doktortitel freilich keinen neuen Glanz, aber der Universität macht es Ehre, daß sie sich einmal von jenem vornehmen Ignoriren lossagt, daß die deutschen Fakultätsmänner gegen alles Ausgezeichnete zu beobachten lieben, was sich nicht streng unter einer der Rubriken Medicin, Jurisprudenz, Philosophie und Theologie ordnen läßt.«

(Europa.)

— Lewalds Europa, welches im laufenden Jahre Illustrationen zu Uhlands Gedichten gab, wird für 1839 Umrisse zu Schillers Werken geben.

— Die vierte Lieferung von Savoye's Panorama de l'Allemagne bringt: Tableaux historiques: Arminius, von Savoye; Töpliz, von Wilh. von Chezy; les Bayadères et un poëte allemand, von Aug. Jullien. Dazu das deutsche National-Denkmal, Herrmann dem Cherusker geweiht, und eine Ansicht von Töpliz.

— Eine neue freundliche Erscheinung sind die soeben bei Cotta erschienenen Gedichte von Eduard Mörike (geboren zu Ludwigsburg 1804, lebt bei Weinsberg). Der Verfasser ist durch seinen trefflichen Roman: »Maler Nolten« und Mittheilungen in Almanachen und Zeitschriften längst bekannt.

— In ganz Deutschland werden gegenwärtig Subscriptionen zur Errichtung des Denkmals gesammelt, welches Armin, dem Cheruskerfürsten zu Ehren, im Teutoburger Walde, dem Schauplatze seines Sieges, aufgestellt werden soll. Der Bildhauer von Bandel, aus Anspach, von welchem die Idee ausgegangen, wird dasselbe fertigen.

— Eine eben so neue als interessante Erscheinung sind die vor Kurzem von A. Kretzschmer herausgegebene »Deutschen Volkslieder, mit ihren Original-Weisen.« Das erste und zweite Heft derselben sind erschienen.

— Die Cotta'sche Buchhandlung kündigt eine Sammlung von vierundzwanzig Holzschnitten zu Schiller's Werken an, und zwar von französischen Holzschneidern.

— Von der bekannten »Seherin von Prevorst,« Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsre, mitgetheilt von Justinus Kerner, mit acht Steindrucktafeln ist eben die dritte Auflage erschienen!

— Christian Ostrowski, der sich durch sehr schöne, französische Gedichte vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist jetzt mit einer Tragödie, »Françoise de Ricinio,« beschäftigt, die ihrer Vollendung nahe ist, und auf dem Theater von Versailles zuerst gegeben werden soll. (Europa.)

Logogryph.

Mit H füllt's in der Ferne sehnsüchtig dir die Brust;
Mit K bricht's aus der Erde in süßer Frühlingslust,
Mit L ist's auf Vereinigung gar sonderlich bedacht;
Mit N hat's hier der Dichter schon viermal angebracht.

—r.

Auflösung des Palindroms in Nro. 24: Eis, Sie.

[Mit einem Musik-Beiblatt.]

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 27.

Samstag, den 3. November 1838.

Gang durch den Herbstnebel.

Ein dichter Nebel leise
Sich aus den Lüften senkt,
Der mir zum engen Kreise
Die weite Welt beschränkt:
Voran nur wenig Tritte,
Zurück nur wenig Schritte
Ist mir ein Blick geschenkt.

Und wo noch eben helle
Mein Fußtritt eilte fort —
Ich seh' mich um — die Stelle
Versank im Nebel dort;
Je weiter ich vorüber,
Je blässer und je trüber
Liegt hinter mir der Ort.

Wohin mein Pfad sich wende
Durch diesen wirren Graus;
Ob bald ein heitres Ende,
Ein gastlich warmes Haus;
Ob wilde Wasserschlünde,
Ob jähe Felsengründe —
Ich seh' es nicht voraus.

O dunkles Menschenleben!
Bist auch ein solcher Gang:
Viel' Nebel mich umschweben
Die ganze Bahn entlang;
Nur diese schmale Stelle
Der Gegenwart ist helle,
Sonst Alles traumhaft bang.

Was ich verlebt so eben,
Ist bald Vergangenheit,
Ich sehe sie entschweben,
Erblassen, schwinden weit.
Was mir begegne morgen,
Was heute noch — verborgen
Ist was da bringt die Zeit.

Und doch — getrost und munter,
O Seele, schau' hinan!
Oft scheint ein Strahl herunter
Auf diese Nebelbahn;

Vertrau' dem Licht von oben,
Zu ihm den Blick erhoben,
Zieh' gläubig himmelan.

Einst wird es herrlich tagen,
Das Licht der Ewigkeit,
Und blitzend niederschlagen
Die Nebel dieser Zeit:
Dann, Seele, wirst du schauen
Auf morgenrothen Auen
Des Höchsten Herrlichkeit!

Adolf Stöber.

Eine Frau für einen Sommer.

(Schluß.)

III.

Nachdem Danieri, den Rohrbach in das Hotel Bourbon geführt hatte, ein wenig zu sich selbst gekommen war, fragte ihn der Deutsche: Wer ist der Mann, den Sie ermorden wollten?

— Beli-Mahardo, der Pascha von Negropont, antwortete der Venetianer mit dumpfer Stimme.

— Was hat er Ihnen gethan?

— Viel Böses: es ist die Geschichte meines ganzen Lebens, und ich bin so schwach, daß ich, wie mir dünkt, nicht im Stande wäre, sie auszuerzählen.

— Nehmen Sie nur, ich bitte Sie; hier ist Wein von Cypern; sammeln Sie Kräfte, und erzählen Sie mir all' Ihre Leiden, ich bitte Sie darum in der Hoffnung Ihnen zu dienen, und nicht aus Neugierde. Danieri trank gierig, und erzählte also:

»Ich bin im Venetianischen geboren; mein Vater war Kaufmann. Ich verlor ihn frühzeitig; die Besorgung des Vermögens und der Geschäfte, welches er mir hinterließ, führte mich nach Griechenland, und nöthigte mich zu einem dreijährigen Aufenthalt in Smyrna. Dort machte ich Bekanntschaft mit einer reichen, griechischen Familie, deren Oberhaupt, Dimitri Chrysoberi, mit meinem Vater in häufigem Verkehr gestanden war. Dimitri hatte eine Tochter. Alexia war so schön, daß kein Mann, selbst nicht der gleichgültigste, sich hätte enthalten können, sie zu bewundern. Auch ich mit meiner glühenden Seele, konnte sie nicht sehen, ohne sie zu lieben, ohne es ihr zu sagen, ohne ihr zu schwören, daß ich sie mein ganzes Leben hindurch anbeten würde. Und sie, von meiner Empfindung gerührt, schenkte mir auch ihr Herz. Ach! wie waren wir in unserer Liebe so glücklich; und wenn ich meinen jetzigen Schmerz mit meiner damaligen Wonne vergleiche, kann ich ihrer nicht gedenken, ohne mich in dem innersten Theile meiner Seele vernichtet zu fühlen!«

Danieri, durch diese Erinnerungen tief erschüttert, hielt einen Augenblick inne, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen. »Verzeihen Sie mir, Herr, sprach er nach augenblicklichem Stillschweigen. Dante, das wissen Sie ja, hat gesagt: Es gibt keinen quälenderen Schmerz in den Tagen unsers Elends, als den, einen Blick zurückzuwerfen auf die vergangene Glückseligkeit.« Dann erzählte er weiter:

»Dimitri erfuhr meine und Alexia's gegenseitige Neigung. Unter vielen Umständen, so wie unter anderen, bewahrte der vorsichtige Grieche allein was diese Gelegenheit ihm eintragen könnte, wie viel Geld zu gewinnen wäre von einem durch die Schönheit bezauberten jungen Gemüthe. Der Elende! er dachte mehr an das Geld als an das Glück seiner Tochter. Er versprach mir die Hand seines Kindes, aber er verlangte, daß ich sie ihm mit der Hälfte meines Vermögens bezahle. Was hätte ich nicht gegeben, um Alexia zu besitzen! Ich willigte, ohne Bedenken, Dimitri beinahe alles zu, worüber ich verfügen konnte, und reiste nach Venedig, um den übrigen Theil meines Vermögens an mich zu ziehen.

»Bei meiner Ankunft zu Venedig nahmen meine Geschäfte eine so glückliche Wendung, daß sie alle meine Hoffnungen weit übertrafen. Ach! ich war weit entfernt, das Unglück zu ahnen, das zu Smyrna meiner harrte, während mein Herz sich der Hoffnung überließ, meine Geliebte als meine Gattin umarmen zu können.

»Dimitri hatte in dem malerischen Theil der Insel Negropont eine reizende Villa, wo er den östlichen Luxus und die asiatische Pracht zur Schau stellte. Hier brachte er gewöhnlich die schöne Jahreszeit zu.

»Kurz nach meiner Abreise von Smyrna erblickte Beli-Mahardo Pascha, auf der Jagd, von der Anhöhe herunter, einen Theil von Dimitri's Haus, welches neuerliche Verschönerungen noch glänzender machten.

— Wem gehört dieser reizende Aufenthalt? fragte Mahardo einen seiner Offiziere.

— Herr, er gehört dem Griechen Dimitri Chrysoberi.

— Ah! ah! dieser Hund, der auf Silbergeschirr speist und durch seinen Luxus die Pracht der Statthalter des Sultans

[illegible] will. Und nachdem er sein Pferd angespornt, kehrte er nach Hause zurück, indem er Verwünschungen gegen Marias Vater ausstieß.

»Bei seiner Nachhausekunft von der Jagd, ließ der Pascha einen [illegible] Renegaten herbeiholen, der von den Türken ebensosehr, als von den Christen verachtet war.

— Hundert Piaster, [illegible], sind dein, sagte der Pascha, wenn von heute über acht Tage, Dimitri [illegible] überwiesen ist, in eine Verschwörung gegen die hohe Pforte verwickelt zu seyn.

»[illegible] sagte bereitwillig [illegible] von des Pascha's Gemach, und acht Tage darauf fand sich der unglückliche Dimitri, den die Liebe zur Intrigue bis zur Unvorsichtigkeit trieb, in die Bande einer erlogenen Verschwörung verstrickt, deren Fäden in den Händen des Pascha's waren. Beli-Mahardo, von einem [illegible] Gefolge begleitet, begab sich in Dimitris Villa.

— [illegible]! sprach er zu ihm, obgleich dein Verbrechen den Tod verdient, so will ich für diesmal noch [illegible], allein zu [illegible], was du besitzest.

»Vom [illegible] überwältigt, [illegible] Dimitri um [illegible]. Des Pascha's Antwort ist eine [illegible], und [illegible] des alten Greises. Maria, welche das Leben ihres Vaters bedroht glaubt, [illegible], wirft sich zu den Füßen des Pascha's, dessen Milde sie anfleht. Beli-Mahardo betrachtet sie einen Augenblick:

— Dein [illegible], sagte er, ich werde einer so schönen Frau nichts verweigern. Ich werde großmüthig seyn, Dimitri; ich werde dir deinen Reichthum, dein Geld, deine Villa lassen, aber deine Tochter kommt in meinen Harem.

»[illegible] sank zu den Füßen des Pascha's. Bei diesen Worten [illegible] er den [illegible] mit demüthigen Geberden, »Hätte ich zwanzig Töchter, Herr, alle wären dein, wenn du es von deinem Diener verlangst.« Auf ein Zeichen des Pascha's wurde die ohnmächtige Maria in seinen Harem getragen, wo ein [illegible] Zimmer sie bis auf diesen Tag seinen [illegible] entgegen hat. Acht Tage nachher landete ich in [illegible], außer mir vor Liebe und Ungeduld. Wie soll ich beschreiben was ich empfand, als ich, statt meine Geliebte mir entgegenkommen zu sehn, von dem Vater die jammervolle Nachricht erhielt. — Der Niederträchtige, der [illegible] die Liebe des Geliebten seiner Tochter [illegible] mit dem Pascha in [illegible] Verhältnisse brächte, bat mich, ja gebot mir sein Haus zu verlassen, und mir ihn wieder zu sehn, noch ihm zu schreiben.

»Es blieb mir nun ein einziger Ausgang. Ich begab mich zu Beli-Mahardo und bot ihm mein halbes, zuletzt mein ganzes Vermögen für Marias Lösegeld. Wer schildert meine Wuth?

Der Pascha sieht mich an, und sagt mir mit ziemlich wohlwollender Miene: Zähle mir das Geld her, Christ, und deine Maria ist wieder dein. Ich [illegible], ohne daß mein Herz im geringsten unruhiger schlug, das Kästchen weggetragen, welches den übrigen Theil meines Vermögens enthielt; und ich war glücklich, denn ich wußte ja, die Liebe würde mir Kraft genug geben, um für meine und Marias Bedürfnisse zu arbeiten.

»Zur bezeichneten Stunde eilte ich zu der Wohnung des Pascha's. Da! sprach er, sobald er mich erblickte, du kommst um deine Geliebte zu holen. Und auf einen Wink seiner Hand bot man mir das von meiner Hand gemalte Bild meiner Geliebten, welches ich ihr bei meiner Abreise zurückgelassen hatte; dann sagte Beli-Mahardo mit höhnischer Miene hinzu: Da, Christ, nimm was ich dir versprochen habe, deine Maria! sie ist wohl dein, dieß da, weil du sie ja gemacht hast. Ich habe dir das zu geben, was ich noch [illegible], das Leben; so geh' denn hin, und der Fluch der Verdammung [illegible] dein [illegible].

»Voll Verzweiflung, ohne Rettung, blieb mir nichts als die Rache. Ich spähte Beli-Mahardo's Bewegung.

»Während die Sachen so standen, erhielt der [illegible] Pascha einen [illegible] Befehl von dem Diwan, der das Haupt eines [illegible] Statthalters von ihm verlangt hatte. In seinem Grimme schwur er öffentlich allen [illegible] sich zu enthalten, bis das Haupt des Statthalters an der Pforte des Serails aufgesteckt wäre. Zur nämlichen Zeit wurde er nach Constantinopel gerufen, wohin er Marien und seinen ganzen Harem mitnahm. Ich [illegible] bisher gesehn, wo ich noch und noch [illegible] mit [illegible] verkaufte.

»Der Statthalter ist ergriffen worden, und ich habe gestern seine Hinrichtung vernommen. Der Tod Mahardo's vermöchte allein meine Maria zu retten, und das Ziel war der einzige Ort, wo ich ihn treffen konnte. Übermorgen wird Maria die Seinige seyn. Und ich, es bleibt mir nichts übrig, als zu sterben.«

Das Schluchzen des Italieners erstickte seine Stimme, und er verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

— [illegible], sprach [illegible], wir haben in unserm Lande ein altes Sprichwort, das sagt: »Wenn die Noth am höchsten, so ist die Hülfe am nächsten.« Vielleicht läßt Gott einen Strahl seiner Erbarmung über Dich leuchten! Entsage deinen blutdürstigen Anschlägen; der Mord ist ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, und überdieß würde er Dir deine Geliebte nicht zurückgeben. Vertraue mir und versprich mir, ohne meinen Willen diesen Ort nicht zu verlassen. — Der Italiener reichte ihm die Hand.

IV.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

II.

[illegible]

wiederholen; der König saß wie versteinert auf seinem Lehnsessel, der Herzog von Orleans aber sprang lachend auf: «Den Herzogtitel,» rief er aus, und sah den jungen Mann, bald lächelnd, bald zornig an; die Luft im Elsaß scheint Euch den Kopf verdreht zu haben. Den Herzogstitel nach einem Feldzuge am Kamine des abgesetzten Polenkönigs! Ihr fangt an mir zu gefallen, junger Mann; Ihr habt viel Phantasie, macht Ihr auch Verse?»

Ludwig XV entwaffnete mit einem nachsichtigen Lächeln den schneidenden Spott seines Oheims und forderte den Grafen d'Estr–es auf, ihm den Grund anzugeben, der ihn veranlaßte, so dringend um den Herzogstitel nachzusuchen.

«Wahrlich, Sire,» entgegnete der junge Offizier und erröthete, «dieser Grund allein kann meine Kühnheit rechtfertigen. Mein Ehrgeiz entspringt aus meiner Liebe»…. Bei diesen Worten stieß der junge Regent einen tiefen Seufzer aus, und zuckte mit mitleidigem, spöttischem Lächeln die Achseln; während der König, aufmerksam geworden, dem Grafen einen Wink gab, in seiner Rede fortzufahren.

«Ja, Sire,» sprach er weiter, «an Euch wende ich mich im Namen der treuesten Liebe, der innigsten, und ich darf sagen, der ruhmvollsten Liebe. Die, welche ich anbete, verdient nicht minder durch ihre Geburt, als durch ihre Anmuth eine Krone.»

«Sie ist also sehr schön und sehr vornehm?» unterbrach ihn der junge Monarch mit sichtbarer Theilnahme, die fast begann, Mitgefühl zu werden.

Und der junge Offizier, der sehr richtig fühlte, er wende sich jetzt weniger an seinen König um Gehör, als an einen jungen Mann, der durch ein Liebesgeständniß bestochen sey, bemühte sich das glänzendste und genaueste Gemälde der Vorzüge und Verdienste der jungen Dame, die er liebte, zu entwerfen.

«Ich wiederhole es, Sire,» schloß er seine begeisterte Schilderung, «dem ersten Monarchen der Welt würde ein Bündniß mit ihr zur Ehre gereichen, und doch will ihr Vater mir ihre Hand schenken, wenn ich nur die Würde erhalte, die ich von der Gnade eurer Majestät erflehe.»

«Wahrhaftig,» lachte der Regent, «der gute Herr Papa macht nicht sehr hohe Ansprüche.»

«Nein, Herr Herzog,» entgegnete lebhaft der Hauptmann, denn er ist kein anderer, als Stanislaus, König von Polen.»

«Seine Tochter liebt Euch?» rief der König überrascht aus.

«Noch weiß ich es nicht, und sie selbst ahnet nichts von meinen Absichten auf sie, aber ich hoffe sie wird mich lieben können, und nur von eurer Huld hängt es ab, Sire, so werde ich ihr glücklicher Gatte.»

Der König schwieg einige Augenblicke und betrachtete den Offizier mit aufmerksamen, bald neidischen Blicken; vielleicht hätte er ihm in einer Aufwallung von Großmuth die Gunst gewährt, um die er nachsuchte, hätte ihn nicht das höhnische Lachen des Regenten unterbrochen. «Ich bitte Euch, Sire,» sprach dieser fest und bestimmt, «hört bei diesem Anlaße nicht auf die Eingebungen eures jugendlichen Herzens, und hütet Euch, Theil an einer Thorheit zu nehmen.»

«Eine Thorheit!» rief d'Estr–es unwillig aus.

«Ja, eine Thorheit, eine Thorheit, Herr Hauptmann, die mich für euern Verstand fürchten läßt. Ein Edelmann aus so altem Geschlechte wie Ihr, und die Tochter eines abgesetzten Wahlkönigs heirathen, der nichts zu leben hätte, wenn wir ihm nicht ein Almosen gönnten! Wahrhaftig, ihr könnt in ganz Europa keine unvortheilhaftere Verbindung eingehen, ihr bekommt keinen Thaler Mitgift, mein Lieber, und müßt noch euern Herrn Schwiegervater von eurer Besoldung ernähren. Armer, junger Mann, seyd doch vernünftig, ich bitte Euch! Ihr könnt noch auf ganz andere Weise euer Glück machen. Seht, ich weiß gerade, was für Euch paßt, da ist die Tochter eines Generalpachters, sie wurde uns vor einigen Tagen vorgestellt, ein allerliebstes Mädchen, sechszehn Jahre alt, die schönsten Augen von der Welt, und ein Heirathsgut von drei Millionen. Da, denk' ich, könnt Ihr schon eure kleine Polin vergessen. Es wäre bald abgemacht, ich selbst will euer Brautwerber seyn; ihr werdet Millionär, und später kömmt dann wohl auch der Herzogstitel. Was meint Ihr dazu, Sire?»

Der König konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, obgleich er die Forderungen d'Estr–es aus einem ganz andern Gesichtspunkt betrachtete, als sein Oheim. Den jungen Grafen hielt nur die Achtung und Ehrfurcht vor dem hohen Range des Herzogs von Orleans ab, Scherze, die ihm wie Lästerungen erschienen, sehr ernst zurückzuweisen. Überdies machte die Stunde zur Geheimenrathsitzung der letzten Berufung an das Herz des Königs, die er noch zu wagen Willens war, ein rasches Ende.

«Nun, wann soll ich Euch angetrau werden lassen,» fragte der Herzog mit dem liebenswürdigsten Gleichmuthe, und erhob sich, um Ludwig XV zu begleiten.

«Nie!» rief der Hauptmann.

«Morgen!» erwiederte der Herzog. «Morgen Abend sehen wir uns im Palais-Royal bei einem vertrauten Abendessen. Das ist eine Herausforderung, mein Herr Graf!»

«Ich nehme sie an!» antwortete stolz der junge Offizier. «Eure Majestät wird Richter dabei seyn,» setzte er, den König grüßend, hinzu; Ludwig XV aber entließ ihn, in tiefes Nachdenken versunken, stumm, nur mit einem verbindlichen Lächeln. (Schl. folgt.)

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 28.

Samstag, den 10. November 1838.

Elsässische Bilder und Sagen.

Die Geisterheere.

Im Jungenberg tief innen, da halten in Nacht und Graus,
Vom Zauberschlaf gebunden, zwei feindliche Heere Haus.
Das eine weiß von Farbe, das andre in rothem Kleid,
Und beide hoch und stämmig, wie Riesen alter Zeit.

Sie schlafen tief und stille, doch wenn's im Lande gährt,
Wenn's Krieg und Aufruhr brütet, da greifen sie zum Schwert;
Da holen sie die Schilde, die Speere rasch herbei,
Und reiten in's Gefilde mit wildem Kriegsgeschrei.

Und auf dem Nordfeld drüben, da ordnet sich der Graus,
Sie ragen über die Bäume des Hartwalds hoch hinaus.
Den Rothen stehn genüber der weißen Ritter Reih'n:
Das Banner rauscht im Winde, die Hörner schmettern drein.

Jetzt schwenken sich die Flanken, der Kriegsruf hell erklingt,
Und in die rothen Schaaren der weiße Herzog dringt.
Hei! welch ein Hau'n, welch Schlachten! wie sprühen die Blicke Glut!
Das Nordfeld wird geröthet von manches Ritters Blut.

Der Sieg gehört den Weißen. In ungestümer Flucht
Das überwundne Kriegsvolk im Berge Rettung sucht;
Und diesen nach die Andern, und wieder sinkt herab
Der Schlaf auf ihre Augen: 's ist stille wie im Grab.

— Sie schliefen schon seit Jahren, doch jüngst, an schwülem Tag,
Als auf des Nordfelds Rain ein Wandrer sinnend lag,
Da däucht' es ihm, als hör' er im Berge tief und bang,
Ein wildes Schwertertosen und dumpfen Schlachtgesang.

Mülhausen.

Fr. Otte.

Eine unvortheilhafte Heirath.

(Schluß.)

III.

Beinahe ein Jahr nach jenem Abende mit dem unsre Erzählung begann, saß Stanislaus und seine Tochter in demselben Gemache in Weissenburg. Es dunkelte, noch war kein Licht im Zimmer, und düster wie der Abend, der mit der Nacht rang, war die Stirn des ehrwürdigen Greises. Er schien über einem bittern, schmerzlichen Gedanken zu brüten; seine Tochter konnte ihn nicht davon abbringen, und wußte sich nicht zu erklären, was der Grund eines Trübsinns seyn konnte, den er ihr beharrlich verbarg.

»Gewiß noch ein Undankbarer,« seufzte er plötzlich auf, und erhob sich, um mit großen Schritten im Saale auf und ab zu gehen. »Er aber wenigstens soll nie auf meine Verzeihung, auf meine Gnade rechnen dürfen. Doch denken wir nicht mehr daran,« fügte er schnell hinzu und eilte zum Sitze seiner Tochter, die er zärtlich anblickte.

»Von wem sprichst du denn?« fragte sie sanft.

»Von einem jungen Manne, den ich liebte, dessen Neigung zu mir mein Alter erfreute, wie eine letzte Hoffnung...., von Graf d'Anches, der meiner wohl nicht mehr gedenkt.«

»Glaubst du, mein Vater? Erhaltst Du denn keine Briefe mehr von ihm? Du wolltest sie mich nie sehen lassen, wie sehr ich auch bat.«

»Keinen einzigen seit sechs Monaten; auch Er ist ein Undankbarer, sage ich dir. Vergiß' ihn, wie ich ihn vergesse. Nie soll wieder zwischen uns die Rede von ihm seyn.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, die seine Tochter mit niedergeschlagenen Augen wie einen Befehl anhörte, so trat ein Bedienter ins Zimmer, setzte Lichter auf den Tisch und übergab seinem Herrn zwei Briefe, von denen der eine durch einen Eilboten, der andere durch die gewöhnliche Post gekommen war. Der König griff zuerst nach dem zweiten und hielt das Siegel desselben an's Licht. »Er ist von ihm,« rief er freudig aus, »ich habe zu früh über ihn abgeurtheilt. Er ist von ihm, das ist seine Unterschrift. Vergebung, mein guter d'Estrées! vergib auch Du ihm, mein Kind. Eine Krankheit vielleicht oder ein Feldzug, großer Gott! wohl gar eine Ungnade werden ihn verhindert haben, mir Nachricht von sich zu geben. Geschwind, laß uns sehen, was er schreibt.

Die Prinzessin verließ ihren Sitz und gieng an's Fenster, während der König mit freudiger Hast den Brief durchlas.....

Doch kaum hatte er ihn durchflogen, so erbleichte er, zitterte und warf mit einem schmerzlichen Seufzer das Papier auf den Tisch.

»Um's Himmels willen, mein Vater, was ist dir?«

»Nichts, frage mich um nichts!« antwortete der König mit erstickter Stimme, und trocknete schnell die Thränen, die aus seinen Augen hervorbrachen.

D'Estrées hatte ihm angekündigt, daß er sich verpflichtet hatte, der Hand seiner Tochter zu entsagen, und ihm sein königliches Wort zurückgebe. Zu spät sich einer so hohen Verbindung für unwürdig haltend, gab er als Grund seines Zurückziehens die Unmöglichkeit an, die Herzogswürde zu erhalten, und bezeugte seinen Schmerz darüber in einigen Worten, die seine Unbeständigkeit nur schlecht verhüllten.

Es war dem Regenten gelungen, mit der Überredungsgabe, die ihm bei allen Gelegenheiten im höchsten Grade eigen war, alle Pläne seines Schützlings in Bezug auf seine Heirath lächerlich zu machen, und ihn zu überreden, die Tochter des armen Königs von Polen sey seiner unwürdig.

Er hatte das bessere Gefühl des Grafen d'Estrées mit den Waffen des Spottes eines Lüstlings, dem Liebe und Ehre nichtssagende Redensarten sind, und mit den Reizen der Tochter des Generalpächters bekämpft, und Stanislaus hatte so vergeblich Seiner Majestät einem jungen, unbeständigen Manne gegenüber entsagt.

Umsonst bemühte sich seine Tochter, den Schmerz des alten Mannes, dessen Ursache sie nicht kannte, zu lindern; ihre Augen fielen auf den zweiten Brief, »lies doch, mein Vater,« sprach sie, »diese zweite Botschaft, vielleicht wird sie dir erfreulichere Neuigkeiten bringen.«

»Der Unwürdige, der Treulose!« stammelte der Fürst, ohne auf seine Tochter zu hören; »wüßtest Du, mein Kind, — ach, wüßtest Du!....« Und schon wollte er ihr Alles erzählen. »Aber nein, nein, ich will davon schweigen,« rief er aus, »nicht mit so schmutzigem Geheimniß deine reine Seele beflecken. Versprich mir, nie wieder von Frankreich und seinen treulosen Bewohnern zu reden, es sey denn, um ihnen zu fluchen.«

»Ach, mein Vater, rief die Prinzessin schmerzlich aus, »brich nicht zu rasch den Stab, beruhige dich, lies die zweite Botschaft, sie ist mit des Königs Wappen versiegelt.«

»Gewiß,« sprach der König, und brach nachlässig das Siegel auf, »die Auszahlung meiner Pension für ein Vierteljahr. Leider, leider muß ich noch eine Zeitlang dieses Almosen der Könige nehmen; aber es soll nicht ewig dauern; ich will nur mir selbst ein Daseyn verdanken, das mir zur Last wird, könnte ich nur, um dich zu ernähren, mein theures Kind, in irgend

einem Heere den niedern Grad wieder erhalten, in dem ich meine ersten Feldzüge machte.«

So redend hatte er den Brief entfaltet. Kaum hatte er einige Zeilen gelesen, so war er ganz außer sich, und konnte einer ganz andern Bewegung als der, welche er kurz zuvor empfunden hatte, nicht mehr Meister bleiben, der Bewegung der höchsten Freude. Er erhob sich wie wahnsinnig, seine Augen brachen, fieberhafte Röthe und Todtenblässe bedeckten in raschem Wechsel sein Antlitz, er reichte den Brief seiner Tochter und fiel bewußtlos nieder.

Trotz aller Sorgfalt die man anwandte, dauerte seine Ohnmacht länger als eine Stunde, und erst als er wieder in's Leben zurückgekehrt war, warf die Prinzessin einen Blick auf den Brief.

Er kam vom französischen Hofe und es ward darin bei Stanislaus um die Hand seiner Tochter, Marie Lescinska, für den König von Frankreich und Navarra angehalten.

Die Audienzscene des Grafen d'Estrées bei seinem jugendlichen Könige hatte auf Ludwig XV. des tiefsten Eindruckes nicht verfehlt. Unwillkührlich beschäftigten sich seine Gedanken mit der Prinzessin, die ihm so leidenschaftlich gelobt worden war, während der, der jene begeisterte Schilderung von ihr entworfen hatte, sie vergaß, und seine Aufmerksamkeit auf die Tochter des reichen Finanzmannes richtete. Das Mitgefühl, welches das Geschick des verbannten Königs dem Könige von Frankreich einflößte, hatte diese flüchtige Theilnahme bald zu einem ernstern Gefühle werden lassen. Unpartheiische Berichte hatten das Bild, das der poetische, ungetreue Hauptmann von der Polin entworfen hatte, nur bestätigt, und als der Herzog von Bourbon, Nachfolger des Herzogs von Orleans, Ludwig XV. ein Verzeichniß der höchsten Königstöchter von Europa vorlegte, die der Ehre würdig seyen, des Königs von Frankreich Hand zu erhalten, hatte er zu diesen glänzenden den bescheidenen Namen der Tochter des entthronten Stanislaus gefügt, und wollte die zur Gemahlin wählen, die ein Hauptmann für eine seiner nicht würdigen Gattin gehalten hatte. Stanislaus und Marie konnten nicht glänzender gerächt werden.

Acht Tage nach der Hochzeit des Grafen d'Estrées mit dem Fräulein d'Almeires, der Erbin des General-Pächters der Normandie, vermählte sich der Herzog von Orleans, Sohn des Regenten, an der Statt und im Auftrage seines königlichen Gebieters, mit Marie Lescinska, im Straßburger Münster.

Die älteste elsäßische Sage.

Aus dem Tagebuch eines fahrenden Schülers.

Auf meiner letzten Wanderung durch die Schweiz kam ich einmal Abends spät zu einem Kloster, das von allen übrigen menschlichen Wohnungen isolirt da steht. Müde wie ich war, von dem mühsamen Klettern auf den riesenhaften Bergen dieses Landes, beschloß ich die Gastfreundschaft der hier weilenden Väter in Anspruch zu nehmen, und ich wurde in meiner Erwartung nicht getäuscht. Mein ehrliches Gesicht und zwei lateinische Phrasen die ich zur Erreichung günstiger Aufnahme und zum Dank für gewährte Bitte ertönen ließ, öffneten mir die Thüre des stillen Betrachtungsortes, und verschafften mir überdieß auch ein gutes Abendessen und ein bequemes Nachtlager.

Doch bescherte mir ein glücklicher Zufall noch etwas dauerhafteres als blos physische Bequemlichkeit. Der Pater Kellner, wahrscheinlich durch seine Funktionen an Aufbewahrung und Besorgung dessen gewöhnt, was da alt ist, blieb nach dem Abendimbiß im Refektorium sitzen, und bald sah ich ihn über einen großen Folianten gebeugt, den er vor sich aufgepflanzt hatte. Die Neugierde zu wissen, was der mächtige Volumen enthalte, regte sich so gewaltsam bei mir, daß ich nicht umhin konnte, die Frage an ihn zu stellen: welches der Titel desselben seye? Mein junger Freund, erwiederte der Pater, das erste Blatt ist verschwunden. Hat es der Zahn der Zeit abgenagt, oder irgend ein Tölpel abgerissen, ich weiß es nicht: der Inhalt des Werks ist übrigens von der mannichfaltigsten Art, und enthält eine Menge der sonderbarsten Anekdoten und auffallendsten Berichte, theils die Natur, theils die Geschichte, theils bekannte Männer der vergangenen Zeit betreffend. Wollen Sie ein wenig sich darin umsehn, so steht er für diesen Abend zu Diensten: ich kann ja sonst so oft ich will darin lesen. Ich nahm dies Anerbieten mit Dank an, und es reut mich nicht die übrigen Abendstunden darauf verwendet zu haben. Das Manuscript, in lateinischer Sprache abgefaßt, gehört, der Schrift nach, dem sechzehnten Jahrhundert an, und enthält sowohl poetische, als prosaische Aufsätze, beide in fließendem, oft selbst elegantem Latein geschrieben. Der Verfasser, ein Gelehrter von Profession, erzählt eine Menge außerordentlicher Ereignisse, die er, was bei Dichtern nicht immer der Fall ist, selbst glaubt. Ihm oder eigentlich dem würdigen Bibliothekar im Kloster, verdanke ich nun auch die Wiederauffindung der ältesten elsäßischen Tradition, die, — wer hätte es glauben sollen! — bis in das graueste heimische Alterthum hinaufreicht. Das wäre doch so-

mit eine kleine Compensation für den Verlust so mancher vaterländischen Sage, die durch Unachtsamkeit, oder Mangel an poetischem Sinne u. s. w. gänzlich in Vergessenheit gerathen ist. Hier ist die wörtliche Übertragung dieser alten Überlieferung:

Wer die alte Mythologie etwas inne hat, weiß, daß der gewaltige Herkules einmal nach Hesperien gezogen, um die weiße Heerde des dreileibigen Geryon für sich in Anspruch zu nehmen und sie als sein Eigenthum zu erklären. Eurystheus ließ sie ihm auch verabfolgen, aber blos auf den feierlichen Verspruch hin, daß der Halbgott damit täglich, ohne Ausnahme, einen bestimmten Weg von zwanzig Meilen zurücklegen solle. Herkules, als rüstiger Fußgänger, gieng diese Obliegenheit ein: er führte, unter mancherlei bekannten Abentheuern, seine Heerde über die Pyrenäen und über die Gebirge des südlichen Frankreichs, bis in die Gauen des belgischen Galliens. Über einen der höchsten Gipfel der Vogesen fand er den Weg, (bereitet durch Vater Bacchus, als dieser die Trebeller Reben pflanzen gelernt hatte) und stieg nun herab in das herrliche Rheinthal. Lange zuvor, ehe er das Gebirg überschritt, hatte er von dem trefflichen Weine sprechen hören, der in der Gegend wächst, wo jetzt die Hauptstadt des Oberelsasses liegt. Als er daher von dem Fuße des Gebirges an, vier Meilen zurückgelegt hatte, (wer ein wenig unser Land kennt, weiß jetzt aber welchen Berg er sich zu uns bemüht hat) gelangte er an diesem Orte an, der damals Argentovar hieß, und das Erste was er daselbst that, war, sich von dem köstlichen Rebensafte auftischen zu lassen, den man dort im Überflusse fand. Allein es begegnete ihm nun, was bei ähnlichen Umständen schon Manchem geschehen ist, der kein geborner Oberländer ist: er trank zu viel des lieblichen Saftes, schlief ein, und versäumte auf diese Weise eine der ihm zur täglichen Wanderung vorgeschriebenen Stunden. Als er endlich erwachte, brach er schnell auf, um seinen Fehler wieder gut zu machen; vergaß aber in der Schnelligkeit seine Keule mitzunehmen, dieß furchtbare Werkzeug mit dem er siegreich Ungeheuer erlegt, Tyrannen zerschmettert, überhaupt so glorreiche Thaten vollbracht hatte. Als später bis an diesem Orte sich Colmar erhob, wurde zum ewigen Andenken die Keule des Herkules als Wappen für die Stadt angenommen, und diesem, wenn auch unwillkührlichen, göttlichen Geschenk dadurch gebührende Ehre erwiesen. Immerhin war der Oberländer Wein *) Schuld daran, daß Herkules seine zwanzig Meilen nicht mehr herausbrachte, auch Basel, wohin er zog, den Tagesschluß nicht mehr erreichen konnte. Um nun die gewaltige Stärke des oberelsässischen Rebensaftes, die ihn eine Stunde verlieren machte, auf ewige Zeiten hinaus öffentlich festzusetzen, und zugleich diese verlorne Zeit am folgenden Tage gehörig einzubringen, ließ er der Obrigkeit der Basler Stadt, als seinen Willen, vermelden, daß in ihren Mauern, ausnahmsweise vor allen andern Städten und Ortschaften im Umkreise, von jetzt an auf alle folgenden Zeiten hinaus die Uhr immer *eine Stunde* früher schlagen solle. Meister und Rath der Stadt Basel, verstanden damals alle sehr gut griechisch und lateinisch; ob jetzt noch, weiß ich nicht. Sie willfahrten, und jener Gebrauch hat sich erhalten, bis auf gegenwärtige Stunde. —

—§l—.

*) Sicher trank Herkules nur von der besten Sorte. Der Verfasser des Manuscripts muß in den Weinarten des Elsasses nicht ganz unbewandert gewesen sein; entweder, sagt er, war es *Rangenwein* oder *Reichenweirer*. «Quod (namlich vinum) ope Herculeam clavam, sive Herculeam ... »

Boa Constrictor.

Novellette von Franz Dingelstedt.

«Wie, Herr Doktor! von einem Ungeheuer wollen Sie uns unterhalten?» sagte die Frau Räthin, als ich den Titel der Erzählung pathetisch vorgetragen hatte.

«Das doch, gnädige Frau! — von einem Ungeheuer — eben von einer Boa Constrictor. . . .»

«Am Ende ist's nur eine Kritik der Swinburne'schen Boa,» meinte ein sehr belesenes Fräulein, und warf eine höhnische Seitenbemerkung auf die recensionssüchtige und productionsarme Literatur der nächsten Gegenwart.

Ich duldete schweigend und begann.

«Eines schönen Winterabends — Sie sehen, ich bilde mich ganz nach von der Velden und andern «beliebten Erzählern» — fuhr über die stille Schneefläche einer hessischen Berggegend ein Bauernkarren, mit zwei rüstigen Braunen bespannt. Der Führer gieng nebenan, um sich zu erwärmen, und sang in die frische Decemberluft ein helles Liedchen hinaus.

Hannes war in der Stadt gewesen und hatte guten Markt gehalten. Fröhlichen Muthes kehrte er eben heim. Seine Straße führte durch einen tief verschneiten Hohlweg, worin er nur langsam Schritt vor Schritt vorrücken konnte. Die Dämmerung war bereits eingebrochen und auf dem Schnee spielten graue Lichter und leichte Abendwinde.

Auf einmal hielt Hannes stille; die Pferde natürlich auch; denn —

Dort über den Hohlweg, kaum zwanzig Fuß vor ihnen, lag ein dunkler Streif, beweglich, wie es dem Bauern schien, auf dem Schnee hin und herschwankend, rund, fast wie ein dünner Baumstamm anzusehen.

Was ist das?

Hannes kannte Weg und Steg; kein Stein, keine Ecke war ihm fremd. Wie kam das graue Ding — er hat es nie genau gesehen — auf die einsame Straße? Er blickt genauer hin. Das bewegte sich, ringelt sich, schießt auf und ab, rückwärts, vorwärts, hebt den Kopf. — ein Thier ist es, ja eine Schlange, eine ungeheure Schlange, eine Riesenschlange.

Hessen ist ein frommes Land. Schlangen erzeugt es nicht, aber Tauben ohne Falsch und viele, viele Gänse. Hannes wußte das, er liebte sein Vaterland darum; wie kam auf einmal das Ungethüm hierher; die Schlange, dergleichen er wohl zu Kassel, als er seine drei Dienstjahre abgehalten, zuweilen gesehen hatte, wenn es Messe war; wie kam die Riesenschlange in sein Paradies?

Er fürchtete sich und begann Rath zu halten. »Darauf zufahren — daß mich ein Mäuslein beiße! Meine Pferde und mein Leben sind mir zu lieb!« Aber umkehren, die gute Stunde bis zum nächsten Dorfe noch einmal machen, mit den müden Thieren, durch tiefe und unwegsame Pfade? — Hannes kratzte sich unter der Pelzmütze wehmüthig hinter den Ohren. Er hätte weinen mögen. Eine Viertelstunde hinter dem Hohlweg, da lag in tiefem Frieden sein Dorf, seine »väterliche Hütte,« wie Matthisson gefühlt haben würde. Er hörte die Hunde bellen, er dachte sich, wie seine Frau mit der Bierkanne am heißen Ofen harren würde, wie die Kinder und die jungen Hühner, wie die Spanferkelchen alle in der Stube so vertraulich umherkröchen. An das alles gedachte er und seufzte.

Aber die Riesenschlange that einen Schuß auf ihn zu. Er schrie laut auf, riß seine Pferde hastig herum, schlug darauf, und fort ging es, desselben Weges zurück. Der Schnee flog unter den Hufen der keuchenden Thiere, und Hannes mahnte athemlos neben her, ohne sich umzuschauen, bis er eine gute halbe Stunde von dem Hohlweg entfernt war. Nun wagte er's, stand still, schielte scheu über die Schulter.... Nein, die Schlange hatte ihn nicht verfolgt. Er schöpfte Athem und fuhr etwas ruhiger auf das nächste Dorf zu. Im Wirthshause desselben saßen gerade die Notabeln des Dorfes zusammen, spielten Schafskopf und tranken Kartoffelbranntwein. Schon daran hätte sie ein Fremder als gute Hessen erkannt, nämlich nicht am Schafskopf, sondern am Fusel. In Hessen beginnt die Spiritus-Region, wenn man nach Gewächsen mißt; durch Hessen geht die Scheidelinie, oberhalb Branntwein, unterhalb Bier und Landwein.

Sich schüttelnd vor Frost und Schauer, trat Hannes in die verräucherte Stube. »Ei guten Abend!« hieß es: »Wo kommst Du denn noch so spät wieder her?« So empfingen ihn die verwunderten Gäste. Hannes erzählte, unter Heulen und Zähneklappern. Seinen Zuhörern sträubte sich das Haar, sie glaubten nicht eher, bis Hannes geschworen und geflucht, dann entsetzten sie sich und schrien Jeter.

»Eine schöne Zucht im Lande! Solches Vieh wild laufen zu lassen! Als ob die Stände in Kassel nichts zu thun hätten!«

Aber der Schulmeister, der auch in der Ecke gesessen hatte, und mit dem Bürgermeister »Hundert und Eins« spielte, auf daß die Honoratioren sein unter sich blieben; der Schulmeister schüttelte still mit dem Kopfe: denn er war ein Freigeist.

»Meine Herren!« sagte er — weil er einmal bei seinem Examen in Kassel bei den Landständen hospitirt hatte, verstand er sich sehr auf parlamentarische Redeweise — »Meine Herren, ich stimme nicht dafür, daß es eine Riesenschlange sey. Diese — Boa Constrictor, wie mein Raff sie nennt — kommt nur in heißen Ländern vor. Wir aber leben, dem Himmel sey es gedankt, in einem gemäßigten Striche.«

»Gemäßigt,« murmelte der Forstläufer, ein verkappter Franzosenanhänger. »Schöne Mäßigung das! Sieben Mond' Winter, fünf Mond' schlecht Wetter!«

Der Bürgermeister wandte gegen den Gelehrten letztes Argument mit vielem Scharfsinn ein: »Aber, Herr Schullehrer! wenn nun Hannes das Ding da wirklich gesehen hat? Sollte es denn nicht vorkommen? Passirt so Manches im Lande, was just nicht gemäßigt ist, zum Exempel der große Schnee im letzten April.«...

Verdrießlich starrte der Schulmeister seinen Gegner an. Er sann nach, er trank, er schwieg. Endlich rief er aus: »Meine Herren! Ich trage darauf an, daß welche von uns deputirt werden, zur Untersuchung des ganzen Factums! Herr Bürgermeister, wir sind uns das schuldig! Ich mache Sie verantwortlich, sich und Ihre Gemeinde nicht vor dem Herrn Landrathe zu compromittiren!«

Bei dem Titel eines Landraths nahm der Jugendfreund seine schwarze Mütze ab. Denn der Landrath untersuchte alljährlich die pädagogischen Zustände seines Kreises gewissenhaft.

»Larven!« schrie der Forstläufer. »Wißt ihr was? Ich gehe hin und rufe den alten Brakel. Brakel ist, wie Ihr wißt, mit in Pinselfabonien gewesen damals, wann war's, Herr Schullehrer....?«

»Anno, anno.... Nun, lieber Herr Forstläufer, Sie wissen wohl, bei der Expedition nach Amerika. Indessen sagt man: Pensylvania nicht Pinselfabonien, lieber Herr Forstläufer! mit Erlaubniß zu reden!«

Er nahm die Mütze ab und räusperte sich. Der Waidmann fuhr fort: »Brakel geht mit, ich nehme meine Doppelflinte, Ihr eure Heugabeln und Stangen. Sorgt für Laternen und für — einen kleinen Nachttrunk! Na, Adjes derweil'! In zehn Minuten geht's los!«

Er gieng hinaus. Die Schwarzwälderuhr in der Gaststube schlug gerade sieben. Es war demnach vollends Dunkel, als die Schaar der Dorfbewohner, Hanns und den amerikanischen Invaliden an der Spitze, den Gemeindevorstand und ihren Gelehrten in der Mitte, also in derselben Ordnung, worin damals in Ägypten die Franzosen marschirten, *) gewaffnet mit Piken, Stangen, Seitengewehren und Laternen gegen die Boa Constrictor im Hohlwege aufbrach.

Eine feierliche Stille begleitete den dunkeln Menschenknäuel. Einer Lawine würde ihn ein Romantiker verglichen haben, die sich in dumpfem Schweigen über ein ahnungslos schlummerndes Thal ausgießt. Nur der Forstlaufer, der gottvergessene, pfiff die Marseillaise, und noch dazu grundfalsch.

Anderthalb Stunden brauchte der Zug, bis er der Stelle nahe gekommen war, wo die Boa Hannsen erschienen war. Brakel gebot Halt, Regimenter fesselt das starre Commando. Ein Kreis schloß sich um ihn.

»Sie ist noch da,« flüsterte der Pinselfahnier. »Dort krümmt sie sich. Na, warte!«

Scheue Blicke folgten der Richtung des Zeigefingers. Ja, sie lag noch da, die Riesenschlange, in sich gekauert, dann und wann den Kopf oder den Schwanz in die Höhe reckend, schrecklich anzuschauen auf dem weißen, unheimlich funkelnden Schnee.

»Hätte dieses leichtsinnige Thier sich nicht entfernen können, als es sein Verderben nahen hörte?« Also seufzte der Kinderfreund, der auch keiner Schlange übel wollte, der Edle!

»Halten Sie zu Gute, Herr Lehrer!« bemerkte Brakel. »In der Kälte sind die Schlangen gleichsam starr, je heißer, desto lustiger. In Amerika hab' ich ihrer viele gesehen, und verstehe mich auf Lebensart mit Schlangen. Oft, wenn wir so dahin marschirten und vor Herzeleid mit den Zähnen klapperten, klapperten die Bestien zu unsern Füßen mit dem Schwanze.«

Der Forstlaufer, blutdürstig, wie er war, unterbrach den Redeseligen. »Alleweil', Kinder, habt Acht! Erst noch einmal rund getrunken! Nun, Courage! Brakel mit sechs Mann in die rechte Flanke; Ihr stecht mit den Gabeln drauf los. Ich bin die Artillerie, halte auf die Mitte. Der Rest von uns links am Wege herauf, dort herunter mit Knitteln und Stangen gehauen! Vorwärts marsch; aber alles in Ruh', auf den Zehen! Alleweil'!«

Seine Anordnungen wurden pünktlich befolgt. Der Schulmann hielt sich an den Weidmann, der aus der Ferne feuern wollte; der Bürgermeister kletterte rechts am Hohlwege hinauf, verschanzte sich bis an die Waden im Schnee, und gedachte, von oben den Angriff zu leiten, und Alles, Behufs [illegible] demnächstigen Berichtes an den Landrath zu überschauen.

Tiefe Stille. »An die Rippen pocht das Männerherz.«

»Herr Forstlaufer!« flüstert der Amerikaner herüber, indem er sammt seinem Detachement halt macht. »So eine hab ich all' mein Lebetage noch nicht gesehen. Die ist haarig über und über!«

»Eine neue Species,« stöhnte der Schullehrer und klapperte mit den Zähnen.

»Ei was! Augen zugemacht! Ich zähle! Bei drei gehauen, losgedrückt, ausgestochen! Achtung! Eins, zwei, drei!!«

Lautes Getöse, Flintenknall, Geschrei, Gestampfe, Geraffel, darauf lautlose Stille. Das Schlachtfeld war stumm, wie zuvor. Die Schlange regte sich aber nicht mehr; des Forstlaufers Kugel hatte den Riesenleib in zwei Theile zerrissen, dessen rechten die Heugabeln der Brakel'schen Cohorte in den Schnee bohrten, während der linke Flügel unermüdlich auf die linke Hälfte des Feindes losdrosch.

»Halt! Laternen vor! Mit Vorsicht nahe gerückt!« Der Forstlaufer commandirte, man folgte; ganz nahe kamen sie dem überwundenen Lindwurm, ohne daß ein Zucken oder Zischen Zeichen eines noch vorhabenen Lebens gegeben hätte.

»Sie ist todt!« jauchzte der Pädagog, — »Hölle wo ist nun dein Sieg? Boa, wo ist nun dein Stachel?«

Der geschlagene Feind wurde bei'm Scheine der Laternen besichtigt. Man drehte ihn im Schnee hin und her, man wälzte ihn auf den Rücken.

»Hm, hm!«

Allgemeines Kopfschütteln. Keiner wußte aus dem Dinge klug zu werden. Der Schulmeister wollte wißen, wo denn nun der Kopf und Schwanz sey, da beide Enden sich auf ein Haar ähnlich. Der Waidmann wunderte sich, daß kein Blut den Schnee gefärbt habe, welches Bedenken aber der Amerikaner durch die Versicherung entkräftete, die Schlangen bluteten alle nach inwendig.

»Erlauben Sie, Herr Vice-Corporal Brakel!« sagte der Gelehrte, seine schwarze Mütze abnehmend. Die Schlangen haben gar kein Blut wie die Zeugethiere, also genannt, weil sie lebendige Junge erzeugen, noch auch rothes, kaltes Blut, wie die Hechte, und übrigen Meerfische, sondern blos einen weißen Saft.« …

*) Sie meinen doch nicht: »Les ânes et les savants au milieu!«

Anm. des Setzers.

»Ach du lieber Gott!« rief auf einmal Hanns mit kläglicher Stimme dazwischen. »Das ist gar keine Schlange! Das ist ja ein Pelzwurm, wie ihn die vornehmen Weibsleute den Winter um den Hals tragen. Weiß nicht, wie sie das Dings in Kassel getauft haben. Aber gesehen hab' ich eins alle Tage, wenn ich meinem Hauptmann die Röcke ausklopfte. Die Hauptmännin hatte eins und das hieng immer an der Thür, und da habe ich's selber 'mal angepackt.«

Abermals besichtigte der erstaunte Kreis von Landleuten den zerhauenen Feind. Man war keineswegs zufrieden mit der Aufklärung des ehemaligen Soldaten.

»Habe gleich gesagt, mit den Haaren,« murmelte der Pinselfahnler — »Das blutlose Dinge!« der Forstlaufer — »Eine Schlange ohne Kopf,« der Schulmensch. Alle aber fielen über Hanns her, daß er sie um der Lumpenschlange willen hätte in Ruhe lassen können. »Stört der Esel meine nachtschlafende Zeit,« sagte der Amerikaner. »Und uns im Schafskopf!« repetirte Chorus. »So ein Hasenfuß!« fügte würdevoll der Bürgermeister hinzu, der indeß von seiner Höhe herabgestiegen war, und setzte seinen Fuß mit verächtlichem Stolze auf den Nacken des vernichteten Lindwurms.

Man kam darin überein, nach Hause zurückzukehren; Hanns sollte jedoch im Wirthshaus noch eins zum Besten geben. Das erlegte Wild las man in einzelnen Fetzen vom Schnee zusammen, und diese steckte der schnellfüßige Nimrod mit der Versicherung in seinen Dachsranzen, daß er sich mit den Enden die Fenster flicken wollte, bis auf's nächste Frühjahr die Commission käme und neue einsetzen ließe. —

»Also eine Boa war es?«

»Ja, meine Damen! eine unschuldige Boa, eine in Residenzen von gutem Tone ganz herabgekommene, pensionirte Boa. Und doch hatte sie in dem hessischen Hohlwege noch Wunder gewirkt! Welche Betrachtungen ließen sich nicht daran knüpfen!?«

»Statt dessen will ich Ihnen lieber im zweiten Theile meiner ganz wahrhaftigen Novelle erzählen, wie die Boa in den Hohlweg kam. Zum Belege dieses zweiten Theils kann ich Ihnen ein Paket hessischer Akten und eine Anzeige aus dem Provinzial-Wochenblatte, unter der Rubrik: »Verlorene Gegenstände,« vorlegen.«

Nämlich:

Gegen die Mitte desselben Wintertages fuhr desselben Hohlweges eine elegante und bequeme Reisechaise, ebenfalls mit zwei raschen Braunen bespannt. In dem Wagen saß ein junges Ehepaar, das erst am gestrigen Abend in der Residenz getraut worden war, und die erste gemeinschaftliche Ausflucht in die Welt machen wollte. Die Frau hatte eine Boa um den Hals geschlungen, die aber der Mann zuweilen in ihrem beschwerlichen Dienste ablöste.

Der Weg von Kassel in die Welt führte zufällig durch jene hessische Berggegend. Die jungen Eingesegneten waren in ihrem Gott vergnügt und sahen mit hellen Blicken in die von Schnee und Sonnenlicht glänzende Landschaft hinaus. Vielleicht, daß ihnen im Wagen zu warm geworden war, und die Frau deßwegen die Boa abgelegt, vielleicht daß umgekehrt sie zu sehr gefroren und der Arm des Geliebten ein besserer Schutz gewesen, als Hannsens Pelzwurm. Genug, die Boa fiel aus dem Wagen, ohne daß die Darinsitzenden des Verlustes gewahr geworden, oder den überlästigen Dritten im Bunde vermißt hätten. Erst am Abend suchte die kleine Eva ihre Schlange vergebens und ward durch ihren Adam mit der richtigen Bemerkung bald getröstet, daß es immer besser sey, wenn die Schlange sich aus dem Paradiese, statt in dasselbe stehle. Sie lächelte still dazu.

Wie nun aber die Boa Constrictor auf dem Schnee liegen geblieben, ohne daß Jemand am Abende des seltenen Weges gekommen war, und wie der Wind mit ihr sein neckendes Spiel getrieben, damit der Teufel den ehrlichen Hanns und seine Alliirten durch die Riesenschlange arg berücke, das Alles habe ich Ihnen bereits im ersten Theile ausführlich mitgetheilt, fast eben so ausführlich, als der Herr Prediger, der am Sonntage darnach Veranlassung nahm, gegen den höchst schädlichen Aberglauben und die Unwissenheit in natürlichen Dingen einen gründlichen Kanzelvortrag von sich zu geben. Und damit dieses welthistorische Ereigniß von allen Seiten gehörig beleuchtet und der Nachwelt erhalten werde, als wichtigstes Blatt der hessischen Chronika vom Jahre 1837, haben zween kurhessische Referendare aktenmäßig eine Streitfrage daraus gemacht, ob nämlich die besagte Ehefrau an den Mördern ihrer Riesenschlange einen Rechtsanspruch auf Schadenersatz habe oder nicht?

Was meinen Sie, meine Damen? Würden Sie eine Ersatzklage anstellen, wenn sie auf solchem Wege irgend Etwas verloren hätten?«

Wilhelm Tell.

Es knittern und zerren nah und fern
An deinem Kranz die gelehrten Herr'n:
Ein Sagenbild, ein Nam', ein Dunst
Erscheinst du vor der Kritiker Kunst.
Unfreie, wo sucht ihr euer Heil,
Wenn einmal trifft der Wahrheit Pfeil!

—r.

TIMBRE ROYAL
A TIMBRER

Aphorismen.

— Sonst war man froh die Völker im Original lesen zu können; nun legen's gewisse Leute darauf an, uns zu lebendigen Übersetzungen zu machen.

— Die Sprach ist kein Rock, den man nach der Mode ablegt oder anzieht, sie ist etwas Organisches und wächst von Innen nach Außen.

— Die Poesie ist keine Nachtischspeise für die Gelehrten und die eleganten Herren allein; das Volk will auch davon, will seinen Kernspruch und sein Lied, und das müßt ihr ihm nicht in der Salonsprache auftischen.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Der berühmte Maler Cornelius ist vor Kurzem in Paris angekommen.

— Von Thiers Histoire de la révolution française hat eine neue Ausgabe begonnen, ebenso die fünfte von Augustin Thierry's Conquête de l'Angleterre par les Normands.

— Alexandre Dumas gibt soeben seine Reise nach dem Berg Sinai heraus, unter dem Titel: Quinze jours au mont Sinaï.

— Von unserm Landsmann F. Bergmann, der als Professor der fremden Sprachen an der Straßburger Akademie ernannt worden, ist erschienen: Poëmes de l'Edda, avec une traduction, des notes et un glossaire. Paris, Brockhaus und Avenarius.

— Wir machen unsre Leser aufmerksam auf die neue französische Übersetzung von einer Auswahl von Pfeffel's Gedichten, von Paul Lehr; das Album alsacien hat schon einige gelungene Proben davon mitgetheilt. Es würde unserm Lande und seinen Bewohnern Ehre machen, wenn das Monument Pfeffel's zu Stande käme; der edle Blinde ist ja bis jetzt noch immer der berühmteste der neuern Dichter unsers Heimatlandes geblieben. Die Idee zu einem Denkmale Pfeffel's ist übrigens nicht neu; vor einigen Jahren schon haben sich elsässische Freunde der Literatur zusammengefunden und die Errichtung desselben besprochen; unser verdienstvoller Bildhauer Friedrich hatte auch bereits schon eine Skizze dazu verfertigt.

— Zu gleicher Zeit mit dem Brockhaus'schen Conversations-Lexicon der Gegenwart, erscheint wirklich, gleichfalls in Leipzig, bei Otto Wigand, ein Conversations-Lexicon der neuesten Literatur, Völker- und Staatengeschichte, bearbeitet von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.

— Eine neue Übersetzung von Shakspeare's Werken kündigt der bekannte Gelegenheitsdichter Ernst Ortlepp an.

— Von Karl Immermann erschien der erste Theil eines neuen Münchhausen, Geschichte in Arabesken.

— Wir empfehlen unsern Lesern die in Zürich erschienenen Gedichte von Ernst Herold; es sind frische, freie Natur- und Herzensklänge, in einfacher wohlklingender Sprache. Besonders lieblich sind die Naturbilder, die Lieder an die Heimat und die Klagen und Tröstungen die der Freiheit und den Menschenrechten gelten.

— Die französische Regierung läßt ein Prachtwerk, Facsimile's der vorzüglichsten Miniaturen, welche die ältern Codices, Meßbücher und dgl. von Karl dem Großen bis ins sechszehnte Jahrhundert enthalten, unter Leitung des Grafen Bastard ausführen. Letzterer hat die bereits fertigen vier Hefte der Kunstakademie in München vorgelegt, welche über die treffliche Ausführung derselben das rühmlichste Zeugniß ausspricht.

(Kunstbl.)

— Caraffas neue Oper: «Therese,» soll auf folgende Weise entstanden seyn: Der Direktor der komischen Oper begegnet an einem schönen Morgen dem Componisten: «Wie geht es Ihnen, verehrter Freund?» redet er ihn an, «man hört und sieht ja nichts mehr von Ihnen. Sie wollen also wirklich nie wieder eine Oper für uns schreiben?» — «Wahrhaftig, mir scheint es selbst, ich habe lange nichts für Sie gearbeitet.» — «Nun, wenn wollen Sie mir also eine Oper schreiben?» — «Wann? Ei nun, wann Sie wollen, morgen, übermorgen.» — Und Caraffa geht nach Hause, setzt sich hin, und schreibt mit der bewunderswerthen Leichtigkeit zu arbeiten, die er besitzt, in vierzehn Tagen eine Oper nieder. Sie ist recht hübsch geworden, hat gefällige Melodien, schöne Chöre, hin und wieder nimmt die Musik einen dramatischen Schwung, aber es fehlt ihr jenes Etwas, das die Bedingung jedes Kunstwerkes ist, die Begeisterung. Therese ist nicht in der Seele des Künstlers geboren, sie ist nicht ein Lieblingskind seines Geistes, jahrelang von ihm mit Liebe gepflegt; es ist eben eine gute Oper, «auf Bestellung» gearbeitet.

(Europa.)

— Im September wurden auf französischen Theatern zwanzig neue Stücke, nämlich zwei Opern, drei Dramen und sechszehn Vaudevilles, von dreiunddreißig Verfassern, gegeben.

Miscelle.

Das Münzkabinet der königlichen Bibliothek zu Madrid, ist eines der reichsten der Erde; es enthält, in achtunddreißig Schränken, 90,297 Münzen, worunter 2,672 Goldstücke und 30,672 Silbermünzen.

Eine unserer nächsten Nummern wird eine Erzählung von W. von Chézy bringen, die uns der verehrte Verfasser zugesandt.

Die Red.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 31.

Samstag, den 1. December 1838.

Im Winter.

Ich dank' dir's, Nebel, daß so dicht
Dein Schleier sich verhüllend webt!
Was soll auch, wenn kein farbig Licht,
Kein Duft, kein Tau die Flur belebt,
Der bange Blick so weit hinaus? —
Er schaut nur auf ein größres Leichenhaus!

Die Todte.

Starr, kalt und todt, im weißen Leichenrocke,
Den duft'gen Kranz von Reif um Stirn und Locke,
Liegst du, Natur — Und oben wacht der bleiche,
Der stille Mond, und hütet deine Leiche.

August Stöber.

Das Mädchen von Auvergne.

Erzählung von Wilhelm von Chezy.

(Fortsetzung.)

III.

Der Abend dunkelte wieder, als Condé und Gaston, der Adelaide bei sich auf der Krupe hatte, unweit eines festen Schlosses in der Ebene hielten. »Diese Burg gehört unserm lieben Beaufort,« sagte der Prinz, und rief den Diener heran, indem er ihm befahl, an's Thor hinzureiten und Einlaß zu begehren. Pech that, wie ihm geheißen, und Gaston rief: »Nun, mein Fräulein, jetzt sind wir in Sicherheit vor euerm Vater; dies Schloß gehört einem unsrer liebsten Freunde, der sich gerade in eigner Person dort aufhält, denn er ist früher, als wir, auf den Weg nach Paris aufgebrochen, und erwartet uns hier mit einem ritterlichen Geleit, das uns vor jedem Unfall sichert.« — »Aber was soll denn in Paris aus mir werden?« klagte Adelaide: »meine Unbesonnenheit setzt meinen Ruf den ärgsten Beschimpfungen aus; es wäre mir und meiner Ehre besser gewesen, ich hätte mein Leben dem Dolch meines erzürnten Vaters dargeboten, und auf dem Estrich des Ahnensaals verblutend meine Seele ausgehaucht.« — »Wie, mein

11 - Cp

Fräulein?« entgegnete Gaston gekränkt: »hab' ich Euch auch nur den kleinsten Anlaß gegeben, zu bereuen, daß Ihr Euch eurem getreusten Sclaven anvertraut habt?« — »Und wenn Ihr nun Euch vor bösen Zungen fürchtet,« fuhr jener fort, »wäre es denn so ganz unmöglich, daß einst wahr würde, was sie voraussetzen? daß die Liebe, die Euch nicht aus dem väterlichen Schlosse vertrieb, Euch in die Arme desjenigen führte, der Euch — wie die Welt sagen wird — aus Liebe entführte?« — »Ihr kommt auf das verbotene Capitel immer wieder zurück.« — »Wie kann ich anders? Wenn Ihr mir verbietet, nicht von meinen Gefühlen zu reden, so ist es grade, als ob Ihr mich ungeblendet in die Sonne sehen hießet. Aber der wahren Liebe ist nichts unmöglich; so will ich das Schwerste vollbringen: schweigen, ohne zu sagen, daß ich nur leben kann, indem ich hoffe, einst von dem reden zu dürfen, was meine Seele erfüllt.

Mit lautem Gerassel ging die Zugbrücke nieder, und der Herzog von Beaufort kam mit freundlicher Hast seinen willkommenen Gästen entgegen. »Tausendmal gegrüßt, mein edler Prinz,« rief er mit der rauhen Stimme und in der ungefügen Mundart, die ihm eigen waren: »ich wünsche Euch Glück, daß Ihr so unversehrt durch die Auvergnischen Katzenbückel gekommen seyd. Aber was seh' ich da? Ihr führt eine Dame mit Euch? Nun, es gehört sich auch, daß die Tapferkeit von der Schönheit begleitet sey.« Er grüßte das Fräulein mit soldatischer Höflichkeit, schüttelte Gaston herzlich die Hand, und führte die Ankömmlinge über die Brücke, welche sich wieder hinter ihnen hob.

Die Burg war mit Anhängern des Prinzen und ihren reisigen Knechten erfüllt; auf den Ringmauern drohten zahlreiche Feuerschlünde, und von Viertelstunde zu Viertelstunde ertönte der Ruf der Runde und der aufmerksamen Wachen. Im Saal saßen an der langen Tafel die vornehmsten der hier versammelten Edelleute beim Becher, begrüßten jubelnd ihren kühnen Führer, und mit einer Art von roher und geheimnißvoller Ehrerbietung seinen jungen Begleiter. Adelaide begehrte, unter dem Vorwand großer Ermüdung, sich zurückzuziehen; Beaufort befahl, sie zu seiner Gemahlin zu bringen, und ihre Scheu wich, als sie sich wieder in der Gesellschaft einer Dame befand. Die Herzogin, eine freundliche Frau, schön und liebenswürdig, ganz das Gegenspiel ihres rohen Gatten, empfing das Fräulein mit offenen Armen, und überhäufte sie mit Liebkosungen, als Adelaide ihr berichtet, auf welche abentheuerliche Weise sie den Prinzen gerettet, und wie es geschehen, daß sie sich hatte entführen lassen. — Die Glocke, welche zur Abendtafel rief, ertönte. »Kommt,« sagte die Herzogin: »wir müssen in den Saal.« — »Darf ich nicht zurückbleiben?« fragte Adelaide. »Wie Ihr begehrt,« versetzte Julion: »aber ich hatte bei euerm Eintritt mich gefreut, wenigstens diesen Abend nicht die einzige Frau unter all' den Soldaten zu seyn.« Adelaide verstand den Vorwurf, und folgte der neuen Freundin, ihr unterwegs noch verheißend, bei ihr zu bleiben, statt in der unpassenden Begleitung einer Kriegerschaar den zwecklosen Zug nach Paris fortzusetzen.

Kaum hatte die Mahlzeit begonnen, als eine Trompete, die vor der Burg ertönte, die lebhafte Unterhaltung störte. Alle sahen mit gespannter Erwartung nach der Thüre, durch die bald ein Diener hereintrat, und zu dem Schloßherrn sagte: »Draußen hält ein zahlreicher bewaffneter Zug, und begehrt Herberge für diese Nacht.« — »Wer führt die Leute? Welche Farbe tragen sie?« fragte Beaufort. »Das weiß ich nicht, gnädiger Herr,« hieß die Antwort: »denn der Mond ist noch nicht aufgegangen, und es ist noch dunkel draußen, so daß man beim Sternenschimmer nur ein Gewirr von Rossen und Leuten sieht. Der Trompeter sagt, eine Dame sey dabei.« — Der Herzog wandte sich zu Condé: »Was ist da zu thun, Hoheit?« — »Die Sache ist ganz einfach,« versetzte der Prinz: »wir verstärken die Wachen...« — »Und lassen die draußen unter freiem Himmel;« unterbrach ihn Beaufort lachend: »Da mögen sie in der Herberge zu Mond und Sternen schlafen.« — »Ei, nicht doch,« rief Condé: »laßt mich doch ausreden. Die Dame und ein paar ihrer Begleiter sollen hereinkommen; das Gefolge laßt Ihr dann nach dem Meierhof La Riviere führen. — Dort findet es in Stall und Scheuer Platz genug; und Futter für Mann und Roß senden wir aus der Burg.« — Beaufort ertheilte dem Diener die nöthigen Befehle, und in kurzer Zeit kamen die neuen Gäste: Eine schlanke Dame, von hoher Gestalt, mit stolzer Haltung, verschleiert, und das Gesicht von einer Reisemaske bedeckt, ein ältlicher Mann, und ein Jüngling, beide in weiten Reisemänteln, die breiten Federhüte tief in die Stirne gedrückt.

Julion und ihr Gatte empfingen die Fremden an der Thüre, wo ihnen geschäftige Diener die Hüllen abnahmen; aber kaum hatten die Männer sich aus den Mänteln gewickelt, und die Dame sich entlarvt, als ein lauter Schrei der Verwunderung, wie aus einem Munde, der Versammlung entfuhr. Beaufort trat erstaunt einen Schritt zurück, aber die Dame ging ruhig vorwärts, musterte mit scharfem Blick die Anwesenden, und sagte: »Ich sehe, unser Stallmeister hat sich geirrt, und wir sind nicht in das Haus gekommen, dessen Herrn wir auf eine angenehme Art zu überraschen dachten. Auf jeden Fall hoff' ich indessen, daß wir nichts desto weniger als Gäste betrachtet

und behandelt werden.« — »Mein König!« flüstert Adelaide in freudigem Schreck.

Condé, der während dessen sich von seinem Platz erhoben, und der Dame genähert hatte, versetzte mit einer höflichen Verbeugung: »Es ist weder meine, noch meiner Freunde Gewohnheit, das heilige Gastrecht zu verletzen, wie auch meine Feinde mich verläumden mögen. Eure Majestät soll hier so sicher seyn, als ob Ihr im Louvre verweiltet, und ich heiße Euch und meinen lieben Vetter Louis willkommen.« Nach diesen Worten wandte er sich zu dem ältern Begleiter der Regentin: »Auch Ihr, Eminenz, habt nichts zu befahren. Denn obwol ich die beste Gelegenheit hätte, Euch die Gefangenschaft, in welcher Ihr mich ein ganzes Jahr lang schmachten ließt, weit zu machen, und obwohl Ihr in ganz Frankreich vogelfrei seyd, so schützt Euch doch die Gegenwart der beiden Majestäten, die mit ihrem Gefolge hier unter dem Schutz der Gastfreundschaft stehen.« — »Schöne Worte,« versetzte Mazarin: »schöne Worte, mein Prinz, die ich eines Tages eurer Hoheit zu vergelten hoffe.« Condé lachte, und führte die Regentin und ihren Sohn an das obere Ende der Tafel, wo sie sich neben der Herzogin und Adelaiden niederließen.

Statt des lauten Tischgesprächs, das vor der Ankunft der unerwarteten Gäste die Gesellschaft belebt hatte, herrschten nun dumpfes Gemurmel und leises Flüstern; scheue mißtrauische Blicke begegneten heimtückischen und grimmigen. Die Königin Anna verkehrte mit der Herzogin und Condé, und sagte mit lächelnden Lippen und auf verbindliche Weise die gleichgültigsten Dinge von der Welt, die in demselben Ton beantwortet wurden; der Cardinal — gegen die Regentin immer noch ein Schüler in der Verstellungskunst — konnte seine innere Angst vor dem Ausgang dieses Abentheuers nicht so ganz bändigen, und der Anblick seines Tischnachbars Gaston, schien seine Bewegung zu steigern; vergeblich suchte er indessen mit dem Jüngling eine Unterredung anzuknüpfen, denn dieser hatte nur Augen und Sinn für den jungen König, welcher angelegentlich und leise mit Adelaiden sprach. In Gastons Seele kämpften Empfindungen der verschiedensten Art, und der schlaue Italiener, durch seine Beobachtungen bald auf die rechte Spur geleitet, brütete im Stillen über einen weitaussehenden Plan, den ihm die Umstände an die Hand gaben. »Wie lang ist es her,« fragte endlich Mazarin mit festem Ton: »daß Ihr euern Gouverneur verlassen habt?« — »Mehr als ein Jahr mag seitdem verflossen seyn,« versetzte Gaston. — »Ach ja, ich erinnere mich, man hat mir's geschrieben. Welchen Zweck hattet Ihr dabei, mein junger Freund?« — »Eure Eminenz frägt, als ob ich noch der Knabe von sonst wäre, den die Frau Peronnette mit Äpfeln kirrte, und sein Lehrer an das Buch bannte. Aber ich will Euch antworten: ich suche meinen Vater.« — »So, so. Ihr habt vor eurer Flucht bedenkliche Reden fallen lassen, und Euch einer hohen und edlen Abkunft gerühmt.« — »Verläumder, Eminenz.« — »Ihr habt irgendwo sogar euern Bruder genannt.« — »Alle Menschen sind Brüder.« — »Warum aber habt Ihr Euch an den Feind eines Hauses angeschlossen, aus dessen erhabenem Blute Ihr Euch entsprossen rühmt?« — »Ich wüßte nicht, daß ich je mich an Euch angeschlossen hätte, Cardinal?« — »Ihr werdet witzig und spitzig, Gaston.« — »Ich glaube, ich habe ein Recht dazu, aber laßt uns abbrechen von dem Gegenstand unsers Gespräches, denn sonst vergesse ich all' die Rücksichten, die ich mir und einer theuern Person schuldig bin, welche zu schonen mir das Gesetz der Natur gebietet.« In einem sonderbaren Blick, in welchem sich Sehnsucht und Ingrimm spiegelten, sah Gaston bei diesen Worten zur Königin hinüber; Mazarin murmelte: »Er weiß mehr als zuviel; er muß stumm gemacht werden.« — und überließ sich seinem Nachsinnen.

Wieder schmetterte vor der Burg eine Trompete, als eben die Gäste sich von der Tafel erheben und zur Ruhe begeben wollten. »Nun, Gottlob!« rief Beaufort: »ich bin froh, daß mein Schloß nicht aus den Steinen von Jericho gebaut ist, sonst wärs heut längst umgeblasen worden.« — Ein Diener meldete, vor dem Thor hielten zehn oder zwölf Reiter, deren Anführer sicheres Geleit verlange, um mit dem Herzog von Beaufort zu reden. »Kennst Du ihn?« fragte Condé. »Ich nicht,« versetzte der Laquai: »aber eurer Hoheit Diener, der Pech, behauptet, ihn erkannt zu haben, wie er so im Mondschein hinter seinem Trompeter herritt, und nennt ihn Risson oder Berisson, oder was Ähnliches.« — »Um Gottes Willen, mein Vater,« schrie Adelaide: »wir sind verloren.« Condé lachte bei diesem Schreckensruf überlaut, und versetzte: »Oho, mein schönes Fräulein, ich bin hier nicht mehr der arme Handelsmann, der ich bei Euch war, ich bin der Feldherr, umgeben von meinen Getreuen, und ich will die Sache gleich kurz und gut abthun. Ich wünsche euern Majestäten gute Nacht, wenn Ihr unterdessen Euch sollt schlafen legen.« — »Nicht doch, Vetter, rief die Regentin rasch: »ich will den Ausgang abwarten, denn ich möchte wissen, was der gute Herr von Berisson bei Euch sucht?« — »Und ich fühle auch keinen Beruf zum Schlafen, fügte der König, mit einem zärtlichen Blick auf die noch schreckensbleiche Adelaide, hinzu. »Auf Wiedersehen also,« sagte Condé, und ging mit Gaston, Beaufort und einigen andern Edelleuten, die er namentlich aufgerufen hatte. Mazarin konnte nicht umhin, zu äußern, er wundere sich, daß der Prinz grade die Wildesten und Verwegensten unter den

Anwesenden diesmal zu seiner Begleitung erkoren, wo es doch nur gelte, eine Unterhandlung zu pflegen; dann näherte er sich der Königin, und flüsterte: »Das Fräulein müssen wir unter jeder Bedingung in unsere Gewalt zu bekommen suchen.« — »Warum?« fragte Anna. — »Ich werd' es Euch bei Gelegenheit sagen; unterdessen bitte ich eure Majestät, dem König bei seinen Bewerbungen um die schöne Adelaide nichts in den Weg zu legen, und ihm bei Gelegenheit euern guten Willen zu offenbaren, die Kleine in eure nächste Umgebung aufzunehmen.« — »Aber zu welchem Zweck?« — »Eure Majestät weiß etwas nicht, das ich weiß; aber nur so können wir denjenigen, welchen Ihr nicht kennen sollt, wieder in unsere Hände bekommen.« Die Königin wurde blaß, nickte, und wandte sich wieder zu Julion, ihre sichtbare Bewegung dadurch den Verdacht entziehend, daß sie mit angenommener Ängstlichkeit nach dem Grund des Treibens forschte, das im Hofe laut wurde. Die Herzogin konnte sich eben so wenig, als Anna, erklären, weshalb unten Roßgetrampel und Waffengeklirr in dumpfem Lärm zusammenklangen, und trat an's Fenster, um zu sehen, was es gäbe?

Condé ordnete eine Reiterschaar, und ließ sie unter das Thor in geschlossenen Gliedern vorrücken, nachdem er Gaston und die andern Führer von seinem Plan unterrichtet, und die Losung vertheilt hatte. Dann traf er die andern Anstalten, welche er nothwendig zur Sicherheit der Burg erachtete, und befahl, die Brücke herabzulassen. Die Herren, welche bisher noch im Saal beim Becher gesessen, eilten hinab, — die Damen, nebst dem König und Mazarin, drängten sich neugierig zum Fenster, aber sie konnten nichts sehen, als die Ausrückenden, und vernahmen im Augenblick darauf Drommetenklang, Schießen und Schreien. »Auf den Wall!« rief der König: »wir müssen sehen, was es gibt?« — Alle eilten nach der Thüre, aber dort standen auf der Flur zwei Lanzknechte, die ihnen ein barsches: Zurück! entgegendonnerten. »Wir wollen aber auf den Wall,« sagte Mazarin. »Thuts,« spottete einer der Wächter: »aber hier darf niemand heraus.« — »Wir müssen schon Folge leisten,« erläuterte Julion: »denn der Prinz hat es so geordnet, oder mein Mann.« — »Sind wir denn Gefangene?« fragte die Königin. »Da müßte ich's ja auch seyn,« versetzte Julion. Adelaide aber begann, die Hände ringend, zu jammern: »O, um aller Heiligen Willen, sie ermorden meinen Vater!« — Die andern suchten sie zu trösten, und vergaßen über den Kummer des Mädchens ihre eigene Verstimmung, die ihnen der Auftritt auf dem Corridor verursacht hatte.

Nach kurzer Zeit hörte das Schießen und der Lärm auf, und die Reiter kehrten in die Burg zurück, fünf Gefangene vor sich hertreibend. Adelaide erkannte in hellem Mondschein ihren Vater, der entwaffnet und gebunden unter seinen Dienern einherging. »Mein Vater, mein Vater!« rief das Fräulein, ihm die Hände entgegenstreckend; Berisson schaute empor, erkannte Adelaiden, und schrie mit starker Stimme: »Undankbare, treulose Tochter! Du hast mich verrathen und in die Hände meiner Feinde geliefert.« — »Still da,« unterbrach ihn Condé, und ließ den Ritter, der laute Verwünschungen ausstieß, fortbringen.

Der Saal füllte sich wieder, und Condé sagte triumphirend: »Ich habe dem alten Verräther seine Gastfreundschaft wett gemacht.« Adelaide flehte um das Leben ihres Vaters, worauf der Prinz versetzte: »Es bedarf nicht euern Bitten, mein Fräulein. Ich weiß, was ich dem Vater meiner Retterin schuldig bin. — Aber wo ist Gaston?« Niemand wußte von ihm, — er war im Saal und im ganzen Schloß nicht zu finden, und Beaufort erinnerte sich, daß er ihn zuletzt mit Pech einem von Berissons Begleitern, welcher die Flucht ergriffen, hatte nachreiten sehn; auf der Stelle wurden Diener ausgesendet, ihn zu suchen.

Die Königin verlangte, sich zur Ruhe zu begeben, nachdem sie eine Fürbitte für den Gefangenen eingelegt und gebeten hatte, ihn Adelaiden zu überlassen. »Das Fräulein ist Herr seiner Handlungen,« erwiederte Condé: »Wenn es mit eurer Majestät reisen will, steht es ihm frei.« — »Wollt Ihr bei mir bleiben?« fragte Anna, und Adelaide küßte, einwilligend und dankend, die dargebotene Hand. »So werdet Ihr gleich in dieser Nacht euern Dienst antreten,« fuhr die Königin fort, und Julion überließ gern, mit kaltem Spott sich verabschiedend, der eben so schnell verlorenen als gewonnenen Freundin das Ehrenamt, die Herrscherin auszukleiden. — —

Als am Morgen die Gäste sich zum Frühstück versammelten, herrschte eine unruhige Bewegung, und sie vernahmen, daß Gaston verschwunden, und nirgends eine Spur von ihm zu entdecken sey. »Das Verschwinden eures jungen Freundes scheint in Euch Unruhe zu erregen, Hoheit?« wandte sich Mazarin zu Condé, der ihn keiner Antwort würdigte, sondern Adelaiden anredete: »Gaston wird sehr betrübt seyn, mein Fräulein, bei seiner Rückkehr Euch zu vermissen.« — »Meldet ihm meinen Dank,« versetzte sie: »doch finde ich es angemessener, unter denen zu verweilen, welchen ich anhänge, als bei den Feinden meines Vaters und seiner Fahne.« — Der König unterbrach das Gespräch, indem er sich mit der Bitte an den Prinzen wandte, die Rosse satteln und dem Gefolge sagen zu lassen, es möge sich bereit halten. »Die Leute eurer Majestät halten schon vor der Burg,« entgegnete Condé: »und die Pferde werden aus dem Stall gezogen.«

In diesem Augenblicke stürmte Beaufort in den Saal, zog ohne Umstände den Prinzen in ein Fenster, die Förmlichkeiten des Abschiednehmens im Beginn unterbrechend, und rief mit halberstickter Stimme: »Es ist abscheulich, gräßlich, niederträchtig.« — »Was denn, lieber Herzog?« — »O Monseigneur, wir haben Leute genug, um die ganze Begleitung niederzumachen, die der falsche Fossense führt. So gut wir gestern den tollkühnen Berisson, der seiner Tochter Spur bis an die Höhle des Löwen verfolgte, so schnell, wie man die Hand umdreht, gefangen nahmen, eben so können wir das königliche Gesindel zu Paaren treiben, und dann den Cardinal neben Fossense aufhängen.« — »Das wäre abscheulich, gräßlich und niederträchtig, Beaufort, wie Ihr vorhin sagtet. Was bringt Euch auf so tolle Einfälle?« — »Eben ist der Knabe meines Maiers gekommen, und hat mir schöne Nachrichten gebracht. Als die Leute der Regentin in La Riviere erfuhren, wo sie eigentlich seyen, bemeisterte sich ihrer eine große Angst; sie legten weder Waffen noch Kleider ab, und hielten abwechselnd Wache. Wie sie das Schießen hörten, saßen sie allesammt auf, und näherten sich dem Kampfplatz, doch kamen sie so spät, daß sie niemand mehr sahen, bis auf zwei Reiter, die einen Reisigen verfolgten und erlegten. Diese zwei, wahrscheinlich Gaston und euern Diener Pech, nahmen sie gefangen, und halten sie nun mit zugeknebeltem Mund und verbundenen Augen bei sich versteckt. Wir müssen ausfallen und ihn losmachen.« — »Das läßt sich kürzer abthun, Beaufort, seyd nur ruhig.«

Die Regentin rief den beiden zu: »Nun, mein lieber Wirth, und mein edler Vetter, begehrt Ihr nicht, meinen Dank für eure Gastfreundschaft anzunehmen? Wir müssen heut noch weit reisen, und dürfen also nicht, wie es oft zu geschehen pflegt, früh satteln und spät reiten.« — »Verzeiht, Majestät,« entgegnete Condé: »Eure Abreise muß noch aufgeschoben werden: Ihr seyd unsere Gefangene.« — »Wär's möglich?« rief Anna. »Verräther!« schrie der König, und zog den Degen. — »Laßt die Waffe ruhen, lieber Vetter,« sagte Condé lächelnd: »nicht Gewalt macht Euch frei, sondern Nachgiebigkeit. Eure Leute haben Gaston gefangen, und bevor er nicht wieder im Schloß ist, kommt Ihr nicht heraus. — Beaufort, laßt die Mauern und das Thor besetzen, schickt eine Wache hieher, und alle Reiter sollen aufsitzen.«

Beaufort ging; der Prinz vertraute einem seiner Cavaliere die Bewachung der erlauchten Geiseln an, und eilte fort. »Verdammt,« knirschte Mazarin: »ein günstiger Zufall spielt uns ohne unser Wissen und Zuthun den abenteuerlichen Gesellen in die Hände, und wir erfahren erst von diesem Glück, als es schon wieder verscherzt ist. Vielleicht hätten wir's erhalten, wenn wir um eine Viertelstunde früher aufgebrochen wären.« Mürrisch und nachsinnend warf er sich auf einen Sessel, und starrte mit übergeschlagenen Armen vor sich hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Philosoph.

(Eine Pariser Gerichtsscene.)

Dem Manne der sich jetzt, wankenden Trittes, vor die Schranken des Zuchtpolizeigerichtes stellt, gäbe man sechzig Jahre. Seine Haare fallen schmutzig und in Unordnung, verwirrt wie eine Seidendocke, mit der die Katze gespielt, über breite Schultern herab; sein uncivillisirter Bart, der vielleicht schwarz wäre, wenn ein hartnäckiger Staub nicht graue Schichten darüber gelegt hätte, hängt in Fetzen auf seiner Brust, die ein unflätiges Hemd entblößt läßt, in Ermanglung eines schützenden Brusttuchs. Diese schmutzige Entblößung fällt durch die Haltung des Mannes noch mehr auf, der seinen Kummer, vor der Audienz, tüchtig ersäuft zu haben scheint. Auf die Fragen, welche der Präsident an ihn richtet, sagt er, er heiße Morinot und sey einunddreißig Jahre alt.

Der Hr. Präsident. Welches ist ihre Profession?

Morinot. Philosoph!

Der Hr. Präsident. Das ist keine Profession.

Morinot. So ist es doch wenigstens eine Glaubens-Profession!

Der Hr. Präsident. Ich fordre Sie auf, die Fragen, die ich an Sie richte, anständiger zu beantworten.... Thun Sie dieß in ihrem eigenen Interesse.

Morinot. Ich wußte nicht, daß ich mich vom Anstande entfernt hätte.... ich gehöre vor allen Dingen der guten Gesellschaft an; ich sage Ihnen, daß ich ein Philosoph bin und das muß wahr seyn!.... Cato, Socrates und Brutus hatten auch keinen andern Stand und waren so viel werth als mancher Andere.... Rom und Griechenland....

Der Hr. Präsident. Schweigen Sie.... Sie sind angeklagt, einen Mantel gestohlen zu haben, der Herrn Leroux gehört, welcher Ihnen eine Zufluchtsstätte bei sich gegeben hatte.

Morinot. Was hätte ich mit einem Mantel gethan?.... Sie sollten doch wohl sehn, daß ich diese weltliche Kleidung, welche die Seele erschlafft, verachte.... Das Kleid macht den Mann nicht und der Körper ist ein Lumpen.

Der Hr. Präsident. Als Herr Leroux Abends nach Hause kam, legte er seinen Mantel auf einen Stuhl; den folgenden Morgen, als er erwachte, war der Mantel mit Ihnen verschwunden.

Morinot. Ich war ausgegangen, richtig; ich schnaufe mich gerne in der frischen Morgenluft aus.... ich sehe aber nicht ein, wie dies beweisen könnte, daß ich den Mantel meines Anklägers gestohlen habe.

Der Hr. Präsident. Der Verdacht muß wenigstens stark auf Sie fallen, denn nach ihrem Austritte kam Niemand in's Zimmer.... Wie erklären Sie übrigens den Besitz von 27 Fr., die man bei ihrer Festnehmung in ihrer Tasche fand?

Morinot. Das Gold hat keinen Werth für mich... Cato ist arm gestorben, und Socrates hatte niemals Münze.

Der Hr. Präsident. Antworten Sie auf meine Frage... Woher haben Sie diese 27 Franken?

Morinot. Der ungerecht angeklagte Mann soll schweigen und sich in den Mantel seiner Tugend hüllen.... so handelte Epaminondas.

Der Hr. Präsident. Haben Sie Mittel ihren Unterhalt zu fristen?

Morinot. Die Welt ist groß, Gott ist unendlich und der Körper ist ein Lumpen.

Da das Gericht die Unmöglichkeit einsieht, die geringste Erklärung von dem Beklagten zu erhalten, so verurtheilt es ihn zu einem Jahre Gefängnißstrafe und fünf Jahre polizeilicher Aufsicht.

Morinot springt auf, wirft den Richtern einen schwer zu erklärenden Blick zu, hüllt sich in seine philosophischen Lumpen und schreitet stolz zum Saal hinaus.

(Gazette des Tribunaux.)

Die Düsseldorfer Kunstausstellung 1838.

(Beschluß.)

Ich komme zu den Genrebildern. Von komischen Darstellungen, die mit dem Humor moderner Auffassung durchdrungen wären, will sich in unsrer, dem Witz nur allzusehr Vorschub leistenden Periode, wenig einstellen. Hätte Shakespeare zwei Jahrhunderte später gelebt, er würde noch mehr Lustspiele gedichtet haben und noch weniger ernst geblieben seyn, als er es thut. Aus dem einzigen Gegensatz der politischen Schwärmerei unsrer Tage und dem Eisenbahnsystem, das Alles unter die Arme des Molochs Industrie zu bringen trachtet, ließen sich eine unzählbare Menge beißender Sarkasmen und zwergfellerschütternder Situationen herausschlagen. Aber wer hat den Mosesstab, um an den Felsen zu klopfen, daß die Quelle des Humors daraus hervorsprudle! So lange dieser echte moderne Humor nicht gefunden ist, müssen wir uns zufrieden geben, wenn nur das zu allen Zeiten nach dem Gesetze des Gegensatzes Lächerliche und Naive herausgefunden wird. Herr Frankfurter aus Düsseldorf malte Großmutter und Enkel; recht hübsch, aber eben so gut Produkt der niederländischen Schule als der Düsseldorfer zu nennen. Die Großmutter, eine alte, behäbige, den Enkel verhätschelnde Frau, hat schon Trauben für das Zuckerpüppchen in der Hand, während das Herrchen noch in Hemdsärmeln, im Sorgenstuhle vor der eben verabschiedeten Kaffeekanne sitzt. Ein Spinnrad, eine alte Schwarzwalduhr an der Wand, die Brille der Großmama als Zeichen in die Bibel gelegt: Alles gibt dem Bilde ein älteres, holländisches Ansehn. Was hilft uns das? Wir verlangen moderne Sujets, wie z. B. das brave Genrestück von Gerard: »La mauvais sujet,« wo jener unnachahmliche vaurien in zerlumpter Kleidung, mit den Händen in den Hosentaschen und dem unzweideutig zweideutigen Blick dasteht, während die treue Hälfte seines Lebens, Armuth und Verzweiflung im Blick und Aussehn, ein Kind auf dem Nacken, ein anderes an der Hand führt. Ein drittes hat der Vater angefaßt und wartet mit ihm auf die mühselig nachkeichende Mutter. Solche Vorwürfe liegen die Masse in Beranger, Chamisso, Heine, warum werden sie nicht ausgebeutet, warum befruchten sie wenigstens nicht die Phantasie der Künstler zu verwandten Anschauungen?

Der »Bacheracher Markt« von Pulian aus Meißen, hat mit seinen schiefen, hohen, überhängenden Häusern, vorgebauten Stockwerken das natürliche Gepräge der alten Rheinstädte. Der Orgelkerl mit den ihn umzingelnden Kindern, die an einer großen Tonne arbeitenden Küfer sind sicherlich nicht weniger der Wirklichkeit entnommen und erinnern den Rheinreisenden an manche ähnliche Situation. Aber Kunst ist mehr als copirte Natur; der Maler besaß unglücklicher Weise gar keine Erfindung, er hat nichts zum Mittelpunkt gemacht, er zeigt uns die Sache unter keinem bestimmenden Einfluß der Tageszeit oder der Witterung, er copirt bloß und läßt uns unbefriedigt.

Herr Schrötter zu Düsseldorf steht, wie ich zu Anfang bemerkte, vielfach im Rufe des modernen Komikers. Ich muß gestehen, daß mir seine Art, den Don Quichote darzustellen, dies nicht bewiesen hat. Don Quichote, überladen mit allen Attributen seines antiquirten Ritterthums, von der berühmten

Rosinante bis zum hohen Helme des Reisigen, wäre genug Zeichen seiner Tollheit gewesen; warum ihm noch eine Fratze statt des Gesichts malen, mit einem Schnurrbart, wie ein preußischer Second-Lieutenant ihn bis zu den Ohren spinnt und dreht, warum nicht ein tiefes Leiden jenes welthistorischen Wahnsinnes in die von Natur edeln Züge malen? Ich will in jeder Don Quichote-Figur noch das sehen, was jeder Sterbliche mit dem unsterblichen Ritter von der traurigen Gestalt gemein hat — das Menschliche, den Irrthum, der rührt, obgleich man ihn albern findet. Das Outriren, das Horrible macht den Komiker nicht, Herr Schrötter! Leider war ein Falstaff, von der Hand desselben Künstlers, nicht mehr da, als ich die Ausstellung besuchte; dieser würde mich wahrscheinlich entschuldigt haben.

Ein deutscher Student im rothen Schlafrock, mit Stiefeln und Sporen auf dem Sopha ausgestreckt, umgeben von wild zerstreuten Büchern, Papieren, Pfeifen, zog vielfach die Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich; doch ist mir der Name des Urhebers nicht bekannt geworden. Den Preis unter den diesjährigen Genrestücken muß ich Hasenclever aus Remscheid, im Bergischen, zusprechen. Ich weiß nicht, ob im Elsaß das vortreffliche komische Heldengedicht: »Die Jobsiade,« bekannt ist, deren Verfasser ein geistreicher Merkaner, der D. med. Kortum zu Bochum, war. Aus dieser Jobsiade hat Hasenclever die Stelle gewählt, in der Jobs, der stud. theol. zum ersten Male von der Hochschule heim kommt, um seine Eltern zu besuchen. Jobs, mit aufgekremptem Hute, darauf eine mephistophelische Hahnenfeder schwankt, mit gedrehtem Schnurr- und angedeutetem Stoppel-Backen-Barte, ledernen Hosen, Kanonenstiefeln und Sporen, Dollmann, Fechthandschuhen, Säbel und Reitpeitsche, steht, nach Sprengung der Flügelthüre des elterlichen Wohnzimmers, mit gespreizten Beinen da. Mutter und Töchter sind hinter dem Helden gruppirt und starren vor Verwunderung über das, was sie gesehn und noch nicht begriffen haben; der kleinste Bruder Jobsens, auf der rechten Seite des Bildes, hat erschrocken sein Spielzeug hinter sich gelassen, und sperrt Maul und Nase auf. Auf der linken Seite stirrt aus seinem Lehnstuhl der Vater Senator, mit Allongeperücke und erdener Pfeife in die Höhe; sogar der neben ihm ruhende Haushund reckt Ohren und Nase. An der Wand hängen die in direkter Verbindung mit Noahs Arche stehenden Familienahnen: Eberhard von Schöpps und Brigitte von Schöpps. Die Schildburger Hofzeitung und ein Ballhornsches ABC-Buch liegen auf dem Boden. Da muß man rufen: Bravo, Hasenclever! Du hast deine Sache trefflich gemacht!

Indem wir zu den eigentlichen Ölgemälden größerer Art übergehn, sehn wir uns genöthigt, noch strengere Musterung zu halten, weil wir der vielen untergeordneten Bestrebungen in diesem hochwichtigen Genre füglich nicht gedenken können, ohne uns in's Breite und Weite zu verlieren. Die große und gefährliche Klippe, an der hier viele, durch regelmäßige Leitung vielleicht zu bewahrende Talente scheitern, ist die Wuth auf Darstellungen aus der heiligen Geschichte und christlichen Mythologie, wozu doch wahrlich der oberste Grad der Weihe gehört, wie ihn Leonardo da Vinci und Raphaël, Antoni van Dyck und Rubens hatten. Aber da kommen die jungen Maler her, nehmen einen längst von ihnen ausgedachten Vorwurf, eine hundertmal verwirklichte Idee und malen drauf und drauf — ein Historienstück. Dieser Richtung wird nun obendrein in Düsseldorf noch Vorschub geleistet durch die Herren Schadow, Hübner und Deger. Das Beste aus dieser erfindungslosen Art war eine klare und schöne »Cäcilia« von Brentano, aus Seligenstadt; zwei »Elias in der Wüste« von Meyer aus Bremen, und Bendix. Beide Letztere laboriren jedoch an einem auffallenden Spiritualismus, indem sie die Glieder des Propheten so frei vom Muskelausdruck halten, als wollten sie die griechische Plastik aus der Zeit der Blüthe nachahmen, wo dies bekanntlich Gesetz war. Aber meines Erachtens haben die Niederländer besser daran gethan, die Haare an den Beinen der Propheten mitzumalen, und uns die ganze volle orientalische Gliederung derselben in kühnen Zügen vor Augen zu führen.

Ein Phantasiestück von Körner: »Die Poesie,« verdient Auszeichnung wegen seines trefflichen Colorits, wenn gleich die Idee mehr begeistert als genial zu nennen ist. Die Poesie ist eine ziemlich corpulente Dame, sehr elegant im grünen, goldbrodirten Gewande, schreibt mit einem schönen Griffel in ein brillantes Buch, und hat eine Harfe — neben sich stehn. Soll das auf deutsch heißen: Zur Zeit wird nicht mehr gesungen, sondern wir schreiben Romane, oder: Wir schreiben erst Noten, ehe wir singen? ich weiß es nicht. Auch ist die Poesie, trotz ihres schönen, himmelnden Blickes, zu korpulent, wenn ich auch der Geliebten des Herrn Körner damit kein Compliment mache.

Zwei treffliche Ölgemälde sollen uns zuletzt beschäftigen; sie sind die Krone der ganzen Ausstellung, die ich bis zu guter Letzt aufgespart habe. Das Erste heißt: »Des Sängers Abendlied« von Huroll, aus Arnsberg. Das Bild Hurolls ist leicht das Originellste der diesjährigen Düsseldorfer Ausstellung: Die Farben sind so [illegible] und scharf, daß man unwillkührlich an neuere französische Leistungen erinnert wird, z. B. an des herrlichen Leopold Roberts: »Schnitter.« Der Sängergreis mit weißen Locken und weißem Barthaare rührt,

mit dem Rücken an einen phantastischen Baumstamm gelehnt, die Harfe. Die hinter ihm untergehende Sonne wirft ihre blutigen Strahlen auf zwei kräftige Männerantlitze, die nachdenklich an einander lehnen. Des Einen Purpurkleid wird von der Sonne noch glühender, des Andern Gewand schillert in Blau, Röthlich und Violett. Hinter ihnen im Schatten steht ein schöner Jüngling mit grünem Gewande und goldigen Locken. Zwei Mädchen, in gleicher Linie mit den Männern sitzend, umhalsen sich, selig zufrieden in den Abendschein blickend; die Hand der Einen ruht auf dem Kopfe eines müd- und heftigathmenden Hundes. Hinter ihr, parallel mit dem Jüngling, steht im Baumschatten ein Knabe, der nach Vögeln lugt. Im Hintergrunde, ohne Sonnenschein, ein liebendes Paar, wie aus Ritterzeiten: die Jungfrau lauscht ganz vertieft den Tönen, der Jüngling im Federbarett lauscht nach den Augen der Geliebten. Blauangeduftete Felsen ziehen sich hinter den Gestalten her, in der Mitte, wo Jüngling und Knabe stehn, von Nadel- und Laubholz verdeckt. Die Zinnen eines Schlosses winken rechts im Hintergrunde. Ruhe, Elegik der Ruhe scheint sich mit der sinkenden Sonne und dem verhallenden Abendliede des Sängers sichtbarlich über die Scene zu ergießen. Es ist kein Schmerz, kein Methode gewordener Katzenjammer, auch keine Mattbissonsche mittelpunktlose Malerei, es ist Alles gehalten, in sich gedrungen, schön an diesem Bilde. Und nun diese kühnen, lebendigen Farben, die wie ein blinkender Zauberpallast aus dem unwirthbaren Arnsberger Walde strahlen! —

Das Zweite und Letzte ist: »Judith,« von Mengelberg aus Cöln. Diese Judith geht mir über alle, die ich bisher sah. Die meisten sind über die Gränzen der Malerei hinaus: da hält Judith den blutigen, vom Rumpfe getrennten Kopf an den Haaren; oder da liegen Rumpf und Kopf, und Judith, von Wuth und Schrecken gleich sehr bewältigt, gleicht einer Wahnsinnigen mehr als einer Heldin. Hier ist Alles anders, dieser Künstler hat's getroffen. Die Heldin kommt von der frischen That; ihre Linke schlägt den grünen Vorhang zurück, hinter dem ein Theil des Rumpfes des Holofernes in mehr als Halbdunkel sichtbar wird; die Rechte hat das blutige Schwerdt fallen gelassen, das am Boden liegt. Das schöne Gewand mit Goldbrokat ist nachlässig über den linken Arm gewunden, während oben das weiße Unterkleid hervorblickt. Judith steht im Cothurnschritte, halb Schrecken, halb Großherzigkeit im gen Himmel gerichteten Blicke. Eine aus der linken Seite des Hintergrundes hervorlauschende Weibergestalt vervollständigt mit ihren scharfen jüdischen Zügen den Charakter der theokratischen That. Der entsetzliche Kopf fehlt ganz, und das mit Recht. Licht und Schatten sind zauberhaft gemischt auf diesem Bilde, und die schönen Farbentöne würden noch mehr Bewunderung bewirkt haben, wenn das Bild vortheilhafter gehangen hätte. Mengelberg ist jedenfalls das am Meisten selbstständige Talent und mit Holluz der bedeutendste unter den diesjährigen Concurrenten.

Während ich den Raum des ehrwürdigen Saales verließ und mit einer Art von ärgerlicher Verachtung bei so vielem Nutzlosen und Gemeinen vorüberging, fiel mir des großen Correggios göttliche Jo ein, der fleischgewordene Geist aus der Blüthe der italienischen Schule, wie er die Bewunderung und die Versenkung grade so viel Tage erfordert, um verstanden zu werden, als eine moderne Ausstellung Stunden verlangt, um zu sättigen. Das blieb mir und das ist der Trost bei allem vaguen und verflüchtigten Bestreben der Neuern, daß wir die Alten heben.

E. v. d. H.

Der alte Liberale.

»Freiheit! Freiheit der Welt! und pereant die Philister!«....
— Hinter dem Ofen im Pfühl schnarcht der Herr Hofrath für gut.

—r.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Die erste Lieferung einer neuen Ausgabe der Histoire de Napoléon, par M. de Norvins, ist erschienen; der bekannte Geschichtsmaler Raffet ist mit den Vignetten und Abbildungen dazu beauftragt.

— Eine andere Anzeige verspricht: Histoire de l'empereur Napoléon, par M. Laurent, mit 500 Zeichnungen, von Horace Vernet.

— Unter dem Chor der Kathedrale von Rouen hat man eine bleierne Kapsel gefunden, in welcher das Herz des Königs Richard Löwenherz aufbewahrt gewesen. Außerdem fand man noch eine sehr schöne, nur etwas beschädigte Statue desselben Königs. Man setzt die Nachgrabungen fort und hofft noch andere Merkwürdigkeiten zu entdecken.

— Die von Cotta angekündigte neue Ausgabe von Göthe, in zwei Bänden, soll mit 8 Stahlstichen und Vielem bis jetzt noch Ungedrucktem bereichert werden.

— Das Xylographische Institut in Stuttgart gibt 150 Holzschnitte zu Schiller's Schriften heraus.

— Die ersten französischen Druckereien (nach Straßburg und Paris) wurden zu Hagenau 1475, zu Angers 1477, zu Poitiers 1479, zu Toulouse, Caen, Troyes 1484, zu Abbeville 1486, zu Besançon 1487, Nantes 1488, Rennes 1491, Dole 1492, Angouleme und Bourgers 1493, Tours 1496, Treguier 1499 und zu Orleans und Perpignan 1500 errichtet. (Europa.)

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 32.

Samstag, den 8. December 1838.

Erwin von Steinbach.

Wer mag der stille Knabe seyn?
Er flieht die Spiele der Genossen,
Und bleibt am liebsten ganz allein,
Tief im Gebirge, waldumschlossen;
Am Quellenufer hingestreckt,
Wo Niemand seine Träume weckt,
Von Blumen und Gestein umgeben,
Dort ist ihm wohl, dort ist sein Leben.

Er baut aus Kieseln, Rinden, Gras
Sich kleine Kirchen und Kapellen,
Mit Kunstgefühl und sicherm Maas;
Die wunderschönsten Bilder schwellen
Sein glühend Herz, wohin er schaut,
Ist Alles herrlich auferbaut;
Den dunkeln Hain, die Felsengrotte
Weiht er zum Tempel seinem Gotte.

Der Buchen Wöl[illegible]ng zieht ihn an,
Die Tannen, die darüber steigen,
Der Epheu, der sich rankt hinan,
Das Himmelblau in grünen Zweigen,
Die Felsen, buschig oder schroff,
Dieß Alles gibt ihm reichen Stoff,
Da zeichnet er auf Schieferplättchen
Die Formen bis auf's kleinste Blättchen.

Einst schlief, am schwülen Sommertag,
Er in des Forstes kühler Tiefe,
Ihm war's, als er im Traume lag,
Wie wenn man ihn beim Namen riefe;
Und sieh! vor einer Felsenwand
Ein Greis mit Silberlocken stand,
Die Sonne war schon tief versunken,
Der ganze Wald voll grüner Funken.

Der Alte rief: »Komm her, mein Sohn!
Wagst du mit mir hinabzusteigen,
Will ich, zu deines Fleißes Lohn,
Dir wundervolle Dinge zeigen;
Du kennst das obre Bauwerk nur,
Doch nicht das innre, der Natur,
Nicht die Palläste, deren Quadern
Entströmen alles Lebens Adern.«

Gern folgt der Knabe dem Geheiß;
Die Wißbegier läßt ihn nicht zagen,
Und plötzlich theilt sich, wo der Greis
Mit seinem Stabe hingeschlagen,

Mit einem Mal die Hallenwand,
Und beide gehen Hand in Hand
Durch weitverschlungne Gänge schweigend,
Viel hundert Stufen niedersteigend.

Da zeigen Wunder überall
Sich dem erstaunten Blick des Knaben;
Er sieht, wie Pfeiler von Krystall
Allmählich sich gestaltet haben;
Nach innerem Gesetz, genau,
Entwickelt jeder Grundbau
Die Säulen, Wölbungen und Bogen
Von hoher Meisterhand gezogen.

Kein loses Bild der Phantasie
Nur einem eitlen Zwecke dienend,
Nein, jede Form voll Harmonie
Mit anderen zusammenstimmend;
Er sieht auch ein Gebild aus Stein,
Wie Blüte wächst, gewachsen sein.
Schön ist nur der Bau, der natürlich
Wird aufgeführt, und nicht willkürlich.

Noch einmal theilt eine Wand
Sich vor der tiefen Zauberhalle.
Auf einem grünen Plane stand
Im hellen Sonnenlicht der Knabe;
Und hoch hinauf in dunkles Blau
Hob sich vor ihm ein Riesenbau,
Sich in zwei Pyramiden endend,
Mit tausendfacher Zierde blendend.

Es war ein Bau, der sehnsuchtsvoll
Zwei Arme zu dem Himmel streckte,
Und seiner Glocken Klang erscholl,
Daß er die tiefste Andacht weckte;
Es war ein steingewordner Baum
Mit ausgebreitem Schattenraum,
Ein Mast des Schiffs, das nimmer schwankte,
Mit Laub und Reben reich umrankte.

Die beiden Wandrer treten ein
Vom heiligsten Gefühl durchdrungen.
Ein bunter Farbendämmerschein
Hat durch die Hallen sich ergossen;
Die Heil'genbilder rings umher
Glühn als in einem Feuermeer,
Am Kreuz ob dem Altar, erhaben
Sieht man verklärt den Dulder schweben.

Der fromme Knabe sinkt auf's Knie
Von Himmelsahnungen durchdrungen:
»Nein, mehr und reicher will ich nie,
Als solch ein Bau mir einst gelungen!«
Der Alte spricht: »Du! mein Erwin!
Was einst dir hier im Traume erschien,
Das stelle einstens an die Sonne,
Zu dein und aller Christen Wonne!

Und an der alten Stelle lebt
Der Knabe sich im Walde wieder,
Durch's heimlich flüsternde Gebüsch
Ziehn wieder Nachtigallenlieder,
Und Erwin trägt von selig fort
Den Traum mit sich von Ort zu Ort,
Gelehrt und Meister in der Ferne,
Daß er die ganze Baukunst lerne.

Welch Denkmal hat er dem gesetzt,
Was er im Traume gesehn als Knabe!
Es hebt der Riesenthurm sich jetzt
Längst über Erwins stillem Grabe.
Heil dir, o Straßburg, dessen Ruhm
[illegible] in diesem Heiligthum!
Und Heil dem Land! aus dessen Schooße
Hervorgegangen ist der Große!

August Schnezler.

Das Mädchen von Auvergne.

Erzählung von Wilhelm von Chézy.

(Fortsetzung.)

Aus dem Thor der Burg ritt ein Trompeter mit einem weißen Fähnlein; ihm folgten langsam in dichtgeschlossenen Reihen gewappnete Reiter, den Zügel zwischen den Zähnen, in jeder Hand eine Pistole und im Gelenk der Rechten den blanken Degen am Riemen hängend. Sie stellten sich, wie zum Angriff bereit, dem Gefolge der Königin gegenüber auf, während auf der Ringmauer eben Kanoniere und Hakenschützen ihre Posten aufstellten. Der Marquis Bellevue erwartete seinerseits ruhig und unerschrocken auf der Heerstraße seine Untergebenen, und ermahnte den Trompeter, der ihm die Aufforderung brachte, sich zu einer Unterredung mit dem Prinzen Condé zu begeben.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

IV.

[illegible]

Karls des Großen

Reise nach Jerusalem und Constantinopel.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Länder- und Völkerkunde.

[illegible]

[illegible]

1.

[illegible]

2.

[illegible]

Aphorismen

von [illegible]

[illegible]

— Lyrische Gedichte sind und sollen blos jene seyn, welche gleichsam durch eine augenblickliche Eingebung in einer bestimmten Gemüthsstimmung entstanden sind, und so zu sagen, von der, vom Geist der Natur befruchteten, Dichterseele geboren werden.

Man kann sich wohl hinsetzen und vornehmen, ein Epos oder ein Drama zu schreiben, weil man da seinen Gegenstand beherrschen, über ihm schweben muß; der Stoff liegt da zum ruhigen Bilden; aber in der Lyrik wird man vom Gefühl beherrscht; das Lied muß eigentlich unwillkürlich im Busen entstehen, wie die Harmonie im Gemüthe des Musikers. Das Lied muß selbst Musik seyn; eine in Worten gemachte Musik.

— Jedes Lied muß gesungen werden können. Es muß sich ganz zur Composition eignen; man soll es nicht lesen können, ohne den Wunsch zu fühlen, es in Musik gesetzt zu hören.

— Der Tonkünstler der ein Lied in Musik setzen will, muß es sich gleichsam vorher assimiliren, und dann die Worte mit gleichbedeutenden Tönen vermählen.

— Eben so gut, als man ein Lied in Musik setzen kann, muß man auch ein Tonstück in Worten übersetzen können! es kommt nur auf ein feines Gehör und ein empfängliches Gemüth an.

— Musik ist das Element aller Künste; die Mathematik ist die Grammatik, das Gerüste aller Künste.

Eins will ich an das Herz dir legen,
O junger Künstler, glaube mir!
Such' in der Welt dich selbst zu finden,
Und wiederum die Welt in dir.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie u. s. w.

— Von dem neuen französischen Roman Bras de fer, von Jules Lecomte, sollen in Paris mehr als tausend Exemplare in wenigen Stunden verkauft worden seyn.

— Viktor Hugo's neues Drama: Ruy-Blas, ist, gleich nach seinem Erscheinen, durch eine Parodie Ruy-Brac persiflirt worden.

— Die Jaquerie, Oper in zwei Akten von J. Mainzer, ist von dem Théâtre de la renaissance angenommen worden.

— Von Ludwig Uhlands Gedichte erschien eben die zwölfte Originalausgabe!

— Eine nicht weniger erfreuliche Erscheinung sind die eben bei Hallberger, in Stuttgart, herausgekommenen: Neuern Gedichte von Nikolaus Lenau.

— Die Schriften von J. A. Leisewitz, (Verfasser des Julius von Tarent) sind nun zum Erstenmale vollständig gesammelt, bei E. Leibrock, in Braunschweig herausgekommen.

— Prof. K. R. Hagenbach, (in Basel) kündigt eine Gedichtsammlung an: „Luther und seine Zeit." Das Morgenblatt gibt mehrere Probe daraus.

— Von Sonderlands Radirungen zu deutschen Dichtungen, sind bereits die beiden ersten Hefte erschienen. Das letzte enthält die sehr gelungenen Umrisse zu Schillers „Theilung der Erde;" Körners „[illegible] Glück;" Uhland „der Wirthin Töchterlein" und Gellerts „Geschichte des Huts." —

Logogryph.

Als Frühlingsverkünder
Sey's freudig gegrüßt,
Es flieht der Winter,
Das Herz sich erschließt.

Es schallen die Lieder
Weit [illegible] so laut,
Der Landmann nun wieder
Den Acker bebaut.

Verändert ein Zeichen!
Das Leben entschwand,
Es schwebet sein Reigen
Im herrlichen Land.

Still rinnen die Thränen,
Es flieht die Lust
Und schmerzliches Sehnen
Erfüllet die Brust.

D. H.

Auflösung der Homonymen-Charade in Nro. [illegible]: Schneeball.

Miscelle.

Der Berliner Volkskalender für 1839 spricht von einer der reichsten Pfeifensammlungen; sie gehört dem bekannten Romanschreiber Emerentius Scävola zu, und er soll sie mit mehreren hundert Thalern in der Gothaer Feuer-Kasse assecurirt haben.

Berichtigung. — Gedicht: Im Winter, Nummer 31, Zeile 4: sein Tau, soll heißen: sein Ton.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 33.

Samstag, den 15. December 1838.

Der Auswanderer Überfahrt.

Hallob! zur Abfahrt ruft die Kanon' —
Leb' wohl, Europa's Küste!
Es rennt das entlassene Dampfboot schon
Wie ein Strauß in die Meereswüste.

Vom Schlot die schwarze Wolke dampft,
Die Schaufelräder sausen;
Die Wogen, weit zurückgestampft,
Wie grimmige Tiger brausen.

Wohl schauen die Passagiere hinab
Mit Grausen aus der Kajüte,
Getrennt vom bodenlosen Grab
Nur durch die bretterne Hütte.

Doch bald ermannt sich der wachsende Muth;
Ob auch die Wände schwanken,
Erwartungsvoll und sinnend ruht
Das Haupt an den festen Planken.

Sie denken an die neue Welt,
Die ziehenden Nomaden,
Sie bauen sich träumend schon ihr Zelt,
Gewebt aus goldenem Faden.

Der Eine rüstet sein Werkzeug aus,
Am künftigen Glück zu zimmern;
Der Andere sieht schon um Hof und Haus
Reichfruchtende Felder schimmern.

So denken sie nur an's neue Land —
Als wäre das Schiff geborgen:
Des alten Steuerers kluge Hand,
Die lassen sie dafür sorgen.

Du hast im alten Heimathland
Das Hüttchen umgehauen,
Um's dir am freien Meeresstrand
Von Neuem aufzubauen —:

Unsere Seele! gedenkst du auch,
Daß du einem neuen Leben
Mit jenem vermeßnen Stundenraum
Mußt näher entgegenschweben?

Hast du auch jener neuen Welt
Auch solch ein innig Gelüsten?
Und daß du Alles wohl bestellt,
Dein Glück dort auszurüsten?

Du traust auf deiner Überfahrt
Dem Steuermann im Schiffe,
Daß er dich führ', wohlbewahrt,
Durch Strudel und Felsenriffe —

Hast du im Leben auch immerdar
Solch ein Vertrauen geschenket
Dem Steuermann, der unsichtbar,
Doch wunderbarlich lenket?

Fahr' wohl, o Schiff! geleite Gott
Dich glücklich zum neuen Strande!
Fahr' wohl! dich, Seele, bereite Gott
Zu seinem ewigen Lande!

Adolf Stöber.

Das Mädchen von Auvergne.

Erzählung von Wilhelm von Chezy.

—

(Beschluß.)

—

V.

Gaston gieng auf dem Thurme hin und her, und sah in das Thal hinab, in welchem die Belagerer ihr Wesen trieben. Hinter den Heerstraßen, die sich zu beiden Seiten der Burg Berissen gegen die Ebene hinzogen, waren Schanzen aufgeworfen, über welche die weißen Zelte ragten. Wo irgend eine einzelne Hütte auf einem Abhang stand, waren die Bäume zu Verhauen gefällt, hinter denen Geschütze drohten, und wo nur auch der unzugangbarste Pfad zu erblicken war, da stieg eine Verrammlung empor. Pech hatte sich auf das Rohr einer Feldschlange gelehnt, und rief mit einemmal: »Seht doch,« gnädiger Herr, »von der Seite, die wir einst bei Nacht und Nebel als herbergsuchende Wandrer erstiegen, kommt irgend wer herauf.« Gaston sah hin, und erkannte in dem einsamen Wandrer, der eben um die Felsenecke bog, einen Trompeter, der an dieser offnen Stelle stehen blieb, und in das gelbe Erz stieß. Das Zeichen wurde auf Gastons Befehl beantwortet, und das Nahende verschwand zwischen den Bäumen. »Komm, Pech,« sagte der Ritter: »Wir wollen hören, was er bringt!«

Sie eilten nach dem Fenster über dem hintern Thor, von wo einst Adelaide die Wandrer begrüßt hatte, und nach einer Viertelstunde erschien der Unterhändler. »Was führt Dich her?« fragte Gaston, und der Trompeter entgegnete: »Die Marquise von Fesseule begehrt freies Geleit. Sie kommt mit Aufträgen Ihrer Majestäten.« — »Sie soll willkommen seyn,« rief der Ritter lachend: »und ich bin neugierig, was mir die gute Dame zu sagen hat!« Dann wandte er sich zu Pech: »Gott Lob, unsre Sachen stehen noch nicht so schlecht, denn sie schicken mir die listige Frau doch wohl nur deshalb über den Hals, um mich zu überreden, ich sey verloren. Laß für die Dame öffnen, aber sage den Kanonieren zugleich, daß sie — wie bisher — sich bereit halten, jeden Soldaten niederzuschießen, der es wagen sollte, bei der Felsenecke hin gegen die Burg zu steigen, es müßten denn einer oder zwei allein kommen. Ich erwarte die Dame im großen Saal. Gourville soll auch herkommen.«

Die Maulthiere trugen sichern Schrittes ihre zarte Bürde den steilen Bergpfad hinauf, und bald sahen die Marquise Fesseule und ihre Begleiterin die alte Burg vor sich. Die zwei verschleierten Damen stiegen aus den Sätteln, überließen ihren Führern die Zügel, und näherten sich der geöffneten Pforte. Da blieb die eine plötzlich stehen, hielt die Marquise am Arm fest, und sprach: »Ach, ich vermag's nicht, Philiberta.« — Erbittert entgegnete die Marquise: »Wie, Fräulein, erregt der Anblick eurer Stammburg und das Andenken an euern Vater, der im Verließ seines eignen Schlosses starb, keine andere Gedanken in Euch, als Zaudern und Unentschlossenheit?« — »Es ist doch gar zu hart,« seufzte Adelaide. — »Ihr seyd eine Thörin, oder falsch.« — »Nein, Philiberta. Aber es ist gewiß nicht königlich, die Treue eines liebenden Herzens so zu mißbrauchen.« — »Dann hättet Ihr Euch früher weigern sollen!« — »Vermochte ich's, ihm gegenüber? Doch Ihr habt Recht, ich hab' es verheißen, und will es halten, gienge auch mein Herz und selbst meine Liebe darüber zu Grunde.« Entschlossenen Schrittes gieng das Fräulein nun auf das Thor der väterlichen Burg zu, und trat über die Schwelle.

Ein Diener führte sie nach dem Saal, wo sie, in Gesellschaft eines Edelmannes, Gaston trafen, der mit freudigem Schreck Adelaiden erkannte. Er hatte sich vorgenommen gehabt, die ungewöhnliche Gesandtschaft mit kalter Höflichkeit zu empfangen, aber der unerwartete Anblick der Dame seines Herzens gab seinem Wesen einen ganz andern Ausdruck, und er bedurfte einer geraumen Zeit, um seine Fassung nur zur Noth wieder zu gewinnen. Unterdessen erfüllte Gourville die Förm-

lichkeiten des Bewillkommens und nöthigte die Damen an die Tafel, auf der ein Imbiß bereit stand. — Endlich sagte die Marquise: »Nun, lieber Gaston, Ihr habt ja gar kein Wort, keinen Blick mehr für eure alte Freundin übrig? — »Verzeiht, verehrte Frau,« versetzte der Jüngling erröthend: »Der Anblick meiner Retterin, das Wiedersehen an diesem, grade an diesem Ort haben mich allzusehr bewegt, als daß ich so schnell mich zu sammeln vermöchte. Mein Gruß ist dennoch um nichts weniger herzlich, wenn auch die Worte fehlen. Welch glücklicher Zufall aber führt Euch hieher?« — »Kein Zufall, mein Freund. Ich habe eine Sendung, — nehmt den Brief.«

Gaston entfaltete das Blatt, durchlas es flüchtig, und sprach: »Ach, wieder das alte Lied, Drohungen und Schmeicheleien. Ich habe noch zu gut die Behandlung im Gedächtniß, die ich erfahren mußte; sie haben mir meine Eltern und das Recht meiner Geburt genommen, und mich in schmählicher Gefangenschaft gehalten. Ich habe durch große Mühe den Schatz erbeutet, den sie mir so lange vorenthielten, und dies kostbare Geheimniß in die Freiheit mit hinübergenommen; ich würde nicht der Thor seyn, mein Heil durch unzeitige Ergebung zu verscherzen. Dies Schloß ist fest, und ich werde es behaupten, wenn auch die Feinde noch monatelang mit dem Entsatz zaudern sollten.« — Die Marquise versetzte kopfschüttelnd: »Geziemt es wohl einem Mann von eurer Geburt, sich mit Leuten zu umgeben, welche fremde Waffen gegen ihr eigenes Vaterland aufrufen?« — »Ich weiß nicht,« antwortete Gaston: »ob es schlimmer ist, spanische und lothringische Kriegsvölker in Sold zu nehmen, oder mit wälschen Ränken das Land zu umgarnen. Ich bitte Euch, liebe Marquise, von diesem Gegenstand abzubrechen, denn ich möchte diese Stunde nicht durch scharfe Worte verbittern.«

Philiberta versetzte kalt: »Wie Ihr wollt, mein junger Freund,« und wandte sich, nach einer Weile, in leisem Gespräch zu Gourville, mit dem sie sich endlich in die entfernteste Fensterecke zurückzog, zum größten Erstaunen des Edelmanns, der sich nicht erklären konnte, in welcher Absicht die Frau von Fosseuse so angelegentlich mit ihm über die galanten Abentheuer des Cardinals von Retz sprach, und fast meinte, sie wolle sein Gewissen mit der Erinnerung an den mißglückten Mordanschlag auf Condé ängstigen.

Gaston näherte sich Adelaiden, erfaßte ihre Hand, die sie ihm willig ließ, und flüsterte: »O mein holdseliges Fräulein, wie glücklich schätz' ich mich, endlich einmal nach so vielen Monden Euch wieder zu sehen, denn ich bin einsam, wo Ihr nicht seyd.« — »In der Einsamkeit blüht das Glück,« versetzte sie; er aber fuhr fort: »Es gibt kein anderes Glück, als in eure Augen zu blicken, und ich wünsche mir kein schöneres Heil, als im Anschauen eurer Reize versunken, den Tod zu finden.« — »Still doch, Gaston! die andern hören Euch.« — »Ach, ich hätte Euch so viel zu sagen, Fräulein, und Ihr schließt mir den Mund!« — »Ich hätte Euch noch wohl Manches zu sagen, aber wir wollen schweigen.« — »Auf immerdar, Adelaide? Wird sich heute kein Augenblick mehr finden?« — »Morgen setzen wir unsre Reise fort, und auf dem Schloß weilen wir nicht mehr lange.« — »Doch diese Nacht?« — »Nein, Gaston. Wir werden in der Köhlerhütte unten schlafen, wo in jener verhängnißvollen Nacht meiner Flucht eure Rosse standen.« — »Wohl. Ich werde an euer Fenster kommen. Ich besitze die Schlüssel zu dem geheimen Gang.« — »Thut es nicht, Gaston, Ihr könntet es bereuen; es ist gefährlich, vielleicht gefährlicher, als Ihr glaubt.« — »Bei welchem Fenster find' ich Euch?« — »Um Mitternacht beim dritten rechts von der Thür. Kommt nicht, ich bitte Euch.« — »Ich komme, Fräulein; mein Wort darauf!« — Gaston hatte dies Letzte so laut gesagt, daß die Marquise sich rasch umdrehte, und fragte: »Wohin kommt Ihr? zum König?« Retz versetzte an seiner Statt: »Vielleicht eher, als er denkt. Doch kommt, Philiberte, es wird bald Abend werden, und wir müssen gehen.«

Die Damen nahmen Abschied, trotz Gastons Bitten, die Nachtherberge im Schloß nicht zu verschmähen; beim Scheiden flüsterte Adelaide noch einmal: »Wagt nicht den gefährlichen Gang, um meiner Ruhe Willen;« worauf er entgegnete: »Welcher Jüngling wär' ich, bei einem Stelldichein mit einer Dame zu fehlen, die so gütigen Antheil an mir nimmt?« — Das Fräulein seufzte tief auf, sah ihn betrübt an, und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen. Gaston sah den Scheidenden nach, so weit sein Auge sie zu erreichen vermochte, aber sie blickten nicht mehr um, und sein Tuch wehte erwiedernd seinen Gruß zurück.

Die langsamen Stunden hatten endlich ihren bleiernen Gang vollendet, und Gaston stieg die enge Wendeltreppe hinab, die ihn einst zur Rettung geführt. Vorsichtig ließ er nicht, wie damals Adelaide, den Schlüssel in der untern Thüre stecken, welche er hinter sich in's Schloß warf; dann zog er die Ranken der Brombeeren und des Epheus wieder vor und arbeitete sich durchs Gesträuch. Da raschelte es zwischen den Bäumen, und eh er sich's versah, war er von Bewaffneten umringt, die ihn packten, bevor er nur daran denken konnte, sich zur Wehr zu setzen, ihn niederwarfen, banden, und ihm den Mund mit einem Tuche verstopften; dann nahmen sie ihm den Schlüssel ab und öffneten die geheime Pforte, während einige ihn rasch davon führten. Da wurde dem Unglücklichen klar, daß ihn

Adelaide verrathen, und von tiefem Schmerz zerschmettert folgte er seinen Führern, ohne einen andern Gedanken zu fassen, als den an die schöne Verrätherin, und die Augen verwünschend, deren trostloser Glanz ihm ein verlockendes Irrlicht gewesen, welchem er dahin gefolgt, wo er mit seiner Liebe zugleich die Freiheit und alle Hoffnungen aufgeben mußte.

VI.

König Louis trat rasch in das Vorzimmer seiner Mutter, und fand, die er gesucht: Adelaide. Als sie ihn erblickte, wollte sie sich rasch entfernen, aber er vertrat ihr entschlossen den Weg, und redete sie an: »Wie, mein Fräulein, Ihr flieht mich absichtlich? Wollt Ihr nicht meinen Dank annehmen für die wichtigen Dienste, durch die Ihr mir so glänzend eure Ergebenheit bewiesen? Verschmäht Ihr, das Gelübde meiner Treue zu hören?« — »Laßt mich, ich bitte eure Majestät darum.« — »Adelaide.« — »So bin ich getauft.« — »Fräulein Vernon...« — »Still, den Namen hab' ich geschändet.« — »Wie Ihr bereut die schönste That eures Lebens? So seh' ich, daß ich wohl Grund hatte, auf Gaston eifersüchtig zu seyn. Lebt wohl.« — »Mit dem Wahne sollt Ihr nicht scheiden, mein König. Ich habe Euch geliebt, treu und innig, wie Euch nie mehr ein edles Weib lieben wird. Ihr aber, ein leichtsinniger Heuchler, habt meine Schwäche mißbraucht, und dem bethörten Mädchen listig ein Versprechen abgelockt, dessen Erfüllung mein Herz brach. Das war keine Liebe, König! Ihr habt meine Seele geschändet, und ich muß Euch, dem Urheber meines Verderbens, fluchen.« — »Mädchen, Du rasest!« — »O, wär' ich rasend! Hättet Ihr ihn gesehen, wie er edel und vertrauend mir sein Herz öffnete, nichts von mir begehrte, als Liebe für Liebe, und von mir belohnt ward, wie ich von Euch: mit dem schmählichsten Verrath. Als ich die Probe erfuhr, die Ihr mir auflegtet, da haßte ich Euch bereits, doch mußte ich mein Wort lösen. Ihm aber hab' ich mein Herz geschenkt, ihm, der mich verachten muß.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und herein trat Gaston, begleitet von Josseuse und einigen andern Edelleuten. Als das Fräulein seiner wahrnahm, war ihre erste Bewegung zu fliehen; doch schnell besann sie sich, eilte auf den Gefangenen zu, sank ihm zu Füßen, und rief, die Hände flehend erhoben: »Vergebt mir, edler Herr. Bei der heiligen Jungfrau, ich bin unschuldig.« — »Zurück!« donnerte Gaston mit starker Stimme, und schleuderte sie von sich.

Die Königin trat aus dem Cabinet, und fragte, wer so laut spräche? Da rief Gaston wieder: »Ha, ich bin bestimmt, den Kelch der Bitterkeiten in einem Zuge bis auf die Hefen zu leeren. Hier seh' ich die verrätherische Geliebte, die mich in's Verderben lockte, und hier die unnatürliche Mutter, die den Erstgebornen verläugnet, um in Gesellschaft ihres Pfaffen den schwachen Knaben dort zu beherrschen. Wohlan, Bruder Louis, folge Du diesem Beispiel. — alles Heilige wird ja mit Füßen getreten, so übergib denn auch dies Haupt dem Beil des Henkers, und freue Dich der geraubten Krone, und umgebe deinen mit Verrath, die wohl um ihret- als um deinetwillen sich nicht scheuen, die niedrigsten Verbrechen auszuüben.« Mit rollenden Augen betrachtete er abwechselnd die erbleichende Anna, den zitternden König und die zerschmetterte Adelaide, bis endlich die Regentin ihre Fassung wieder gewann, und ihm antwortete: »Wer Ihr auch seyn mögt, mein Herr, Ihr seyd nicht der Sohn des verstorbenen Ludwig, und kein Bourbon. Wir aber wollen nicht euer Blut, und Ihr sollt eurem Stande gemäß leben, nur von der Welt abgesondert, für die Ihr bisher ein Räthsel ward, und für die Ihr es bleiben müßt.« — Der König sagte hierzu: »Gewiß, mein Herr, ich will selbst euer Freund seyn. Zum Beweis stell' ich Euch hier dies Fräulein als eure Braut vor. Sie hat mir so eben gestanden, daß sie Euch liebt, und sie wird sich nicht weigern, eure Einsamkeit zu theilen und zu beglücken. — »Versöhnung,« flehte Adelaide, aber Gaston entgegnete in bitterem Spott: »In der Einsamkeit blühe das Glück!« und schritt stolz aus dem Gemach, jede fernere Unterredung abbrechend.

Adelaide starrte ihm nach, betäubt und blaß, unzugänglich allem Trost. »Ihr werdet diesen Befehl verschweigen?« fragte die Königin in befehlendem Tone. »Dies Versprechen sey mein letztes Wort auf Erden,« versetzte das Fräulein: »Ich habe durch falsche Reden mein Heil verscherzt, und will fortan nur noch mit dem Himmel verkehren.«

Adelaide hielt ihr Gelübde durch lange Jahre. In dem Kloster, dessen stille Mauern sie zu ihrem Aufenthalt erwählt, hieß sie nur das **Mädchen von Auvergne**, denn sie hatte sich vorbehalten, als dienende Schwester und namenlos ihre Tage hinzubringen, und sie schwieg so standhaft, daß sie für stumm galt. Am 19. November des Jahres 1703 sprach sie das erste Wort wieder, es hieß: »Versöhnung!« und die es vernahmen, waren trauernde Nonnen, welchen der Tod der geliebten Schwester nahe ging, denn sie hatte sich durch ihr friedliches und frommes Walten alle Herzen gewonnen.

An dem gleichen Tage desselben Jahres starb in der Bastille der **Mann mit der eisernen Maske**.

Schweizerbilder.

Die Verschwörung auf dem Rütli. Wilhelm Tell. Helvetiens Freiheitsdämmerungen.

Kaiser Albrecht, voll Widerwillen gegen alle Freiheiten die seiner gewinnenden Herrschsucht im Wege standen, griff dieselben überall, sowohl in ganz Deutschland, als in Oestreich und Steiermark, an. Seine Herrschaft auch über Helvetien auszudehnen sandte er zu den Schweizern die Grafen von Ochsenstein und Lichtenberg, mit dem Auftrage sie zu bereden, daß es ihr und ihrer Nachkommen Vortheil wäre sich unter den ewigen Schirm des kaiserlichen Hauses zu begeben; schon besitze der Monarch die benachbarten Städte des Gaues, die Kastvogteien über alle Klöster, deren Güter in ihrem Lande lägen, und endlich auch das ganze Gebiet der Lenzburger und Kyburger. Die Bauern, fügten sie drohend hinzu, würden wohl des Kaisers Waffen nicht zu widerstehen vermögen, der sie so gern zu seines Hauses lieben Kindern haben möchte. Dabei erinnerte sie Albrecht an seine Vorfahren, die Alle, ohne Ausnahme, die Vogtei über Lenzburg besessen und an seinen ehrwürdigen siegreichen Vater. Nicht der Geiz sey es, so wünsche er sie gern überreden, der ihn antreibe, den Schweizern seinen Schutz zu bieten; nicht den geringsten Antheil an ihren Heerden und Gütern verlange er, aber sein Vater Rudolf habe ihm gesagt und die Geschichte habe es ihm bewiesen, welch tapferer Volksstamm Helvetien bewohne, und er, der die Tapfern liebe, wolle sich's zur größten Ehre rechnen, sie zum Siege führen, mit Beute bereichern und Ritter unter ihnen ernennen zu dürfen. Darauf erwiederten nun die freien Männer im Gebirge und das ganze Volk: »Wohl gedenken wir noch immer Rudolfs und der glücklichen Zeiten, die wir unter seiner väterlichen Regierung verlebten; aber die Unabhängigkeit unserer freien Altvordern, ist unser Loß und wir wünschen darin zu verharren, indem wir den Kaiser, unsern gnädigen Herrn, bitten, nach seines Vaters Beispiel unsre Freiheiten zu bestätigen.« — Mit dieser Antwort schickten sie den edeln Werner von Attinghausen an den kaiserlichen Hof; nebst ihrer alten Rechte Bestätigung sollte er zugleich vom Kaiser einen Reichsvogt verlangen, der die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod haben würde. Albrecht, gerade damals mit den rebellischen Kurfürsten vollauf beschäftigt, war eben darum nicht leicht zu sprechen. Er begnügte sich seinen Amtleuten zu Rotenburg und Luzern strenge Befehle zu ertheilen, indem er zugleich den Zöllnern bei schwerer Strafe verbot, das Zürcher Vermögen mit irgend einer Steuer zu belegen.

Unterdessen schloß Schwyz mit dem Grafen Werner von Homberg, der gleichfalls in des Kaisers Ungnade gefallen war, einen zehnjährigen Bund und sandte ihm Hülfe gegen Oestreich, ein Eigenthum des Fürsten. Demungeachtet verlangten die Schweizer fortwährend einen Vogt vom Reich, damit ihr Gehorsam gegen das Haus Oestreich nicht mit der Zeit von demselben als ein erbliches Recht angesehen werden möchte. Endlich ernannte Albrecht zu Vögten Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, zwei, freie, herrschsüchtige Männer vollkommen geeignet zu Werkzeugen des kaiserlichen Zornes, der nun auf die erste günstige Gelegenheit lauerte, um ihren Gebirgsbewohnern ihre alten Freiheiten auf die schändliche Weise zu entreißen. Landenberg nahm seinen Sitz auf des Kaisers Burg in Unterwalden. Seit Menschengedenken hatte im Lande Schwyz kein festes Schloß gestanden: jetzt ließ Geßler oberhalb Altorf die Burg Zwing-Uri erbauen, deren verhaßter Name schon genugsam das eiserne Joch andeutete, in welches der Vogt das Land zu zwingen gesonnen war.

Werner von Attinghausen ragte über alle andern Schweizer empor durch Ansehen, Alter und Kenntniß der Geschäftsführung. Er besaß unermeßliche Erbgüter und in seinem Herzen wohnte die glühendste Vaterlandsliebe. Bei einem Volke, wie die Schweizer, konnte es nicht fehlen, daß sich viele angesehene Familien in der Leitung der Staatsgeschäfte, durch Beibehaltung ihrer alten Sitten unsterblichen Ruhm erwarben; so die Nachkommen Rudolfs von Biberegg, die zu jener Zeit lebten; so noch heute die Reichlinger, deren Stammburg in der Nähe des Rütli's sich erhob. Derselbe Geist, der nach Arnold von Winkelried in der Sempacherschlacht freudig und kühn für des Vaterlandes Heil und Rettung in den Tod gehen hieß, beseelte schon damals sein Haus, in dem die alte Sage fortlebte, daß vor langen Jahren ein Winkelried den Lindwurm besiegt und getödtet. Die Achtung aller Biedern in Schwyz genoß Werner Stauffacher; schon sein Vater hatte das Land trefflich verwaltet und auch er zeichnete sich als Landammann rühmlich aus. Solchen Männern vertraute sich das Volk an; es konnte sie ja nur die Erinnerung an die glücklichen Zeiten unter ihren Vätern durch seiner Freiheiten Rettung nun auch bei ihren würdigen Söhnen suchen. Gleich wie bei allen Germaniern lagen die Wohnungen der damaligen Schweizer zerstreut am Saume der Wälder, auf den Wiesen und Abhängen der Berge, hoch oben, dem Himmel nah', oder tief unten im Thal. Das Volk liebte die Neuerungen nicht; jeder Tag glich dem andern. Die Be-

schäftigungsweise war einfach und immer dieselbe; an Zeit zum Nachdenken und Ueberlegen fehlte es dabei nicht. An den Festtagen, wenn sie von den Bergen herab zur Kirche giengen, theilten sich die Schweizer ihre Gefühle und Gedanken mit. Man besuche nur jene schlichten Gebirgsleute, und gewiß man wird eingestehen müssen, daß der Schweizer noch immer, wie damals, stolz auf seine so kühn behauptete Freiheit ist, daß die alten, kernhaften Sitten in Unterwalden noch immer in ihrer ehemaligen Einfachheit fortbestehen, daß in Uri Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe noch nicht erloschen sind.

Die kaiserlichen Landvögte trieben mit der ihnen verliehenen Gewalt schändlichen Mißbrauch: das geringfügigste Vergehen zog lange Kerkerhaft nach sich; oft selbst wurde der Unglückliche gegen alles Recht außer Landes geschleppt. Die Einfuhrzölle wurden erhöht und die Ausfuhr nach Willkühr erschwert oder wohl ganz verboten. Alle Gegenvorstellungen halfen nichts: die Geistlichkeit hielt zum Kaiser, denn sie mochte zu den öffentlichen Lasten nicht gerne beitragen und benützte dies als ein sicheres Mittel, um sich vollends davon zu befreien. Auch der Ehrgeiz verblendete mehrere Jünglinge so sehr, daß sie sich auf die Seite Östreichs schlugen; wir nennen darunter nur den bekanntesten, Wolfenschies, der vom Kaiser den Befehl über das Schloß Roßberg erhielt. Die Wohlgesinnteren sahen solches mit tiefer Betrübniß; was sie am meisten kränkte, war das stolze, verachtungsvolle Benehmen der Vögte gegen das Volk; sie waren gewohnt die ältesten Geschlechter des Landes spottend nur den Bauernadel zu nennen! Einst kam Geßler vor Stauffachers Haus zu Steinen vorbei, da wo seitdem die Kreuzkapelle stand; es zeichnete sich gleich den Wohnungen anderer reicher Landleute, durch Schönheit des Baues und durch eine Unzahl kleiner Fensterchen aus und war mit vielen angenehmen Bildern und frommen Sprüchen verziert. Darüber ergrimmt, rief Geßler dem ehrerbietig grüßend unter der Thüre stehenden Stauffacher höhnend zu: »Kann man wohl noch länger dulden, daß das Bauernvolk so schön wohne?« — Auf der Insel Schwanau, die sich so herrlich aus den Wellen des Lowerzersee's erhebt, hauste ein kaiserlicher Amtmann, der die Tochter eines Mannes von Arth schändete. Einst erblickte Wolfenschies eine schöne Frau hinter ihrem Haus auf der Wiese gelagert; er redete sie an, und da er aus ihren Antworten zu vernehmen glaubte, ihr Mann seye abwesend, befahl er ihr ein Bad zu bereiten; eben war er im Begriff seinen sträflichen Vorsatz auszuführen, als die Frau, unter dem Vorwande sich zu entkleiden, forteilte und ihren Mann herbeirief, der den Elenden tödtete. Baumgarten, so hieß der beleidigte Gatte, wurde auf's Eifrigste verfolgt, denn auch der Tod des Amtmanns auf Schwanau, der unterdessen gleichfalls den Lohn seiner Schandthaten empfangen hatte, forderte blutige Rache. Der Aufstand der Landleute von Arth hinderte jedoch Geßler an der völligen Ausführung seiner mordlustigen Plane. Stauffachers Frau, eine echte Römerin, konnte des Landvogts beleidigende Äußerung hinsichtlich ihres Hauses, nicht vergessen, und munterte ihren Mann auf, dem ihnen unausbleiblich drohenden Untergang durch herzhaften Entschluß zuvorzukommen. Werner ging über den See, nach Uri, zu seinem Freunde Walther Fürst von Attinghausen, bei dem sich ein kühner und einsichtsvoller Jüngling, Arnold Anderhalden, aus Melchthal im Lande Unterwalden, verborgen hielt. Um geringer Ursache willen ließ ihm Landenberg einen prächtigen Zug Ochsen vom Felde wegnehmen, und als sich sein alter Vater bitter darüber beklagte, sprach ein übermüthiger Söldling des Zwingherrn die höhnenden Worte: »Wollen die Bauern Brod haben, so mögen sie den Pflug nur selber ziehen!« Da loderte des jungen Arnolds Zorn hoch auf, also daß er dem Knecht mit seinem Stock einen Finger zerschlug. Des Sohnes rasche That an dem alten Vater rächend, ließ ihn das Ungeheuer an beiden Augen blenden. Mißlang der Anschlag, so stand von der Wuth der Tyrannen das Schrecklichste zu erwarten: dennoch beschloß man, eher kämpfend unterzugehn, als dieses eiserne Joch länger zu tragen. Jeder sollte die Gesinnungen seiner Freunde und Verwandten erforschen, und das Rütli wurde zu ihren nächtlichen Zusammenkünften auserlesen. Es ist dies eine Hochwiese rings von Wald und Fels umschirmt und von den klaren Wellen des See's bespült, ein durch seine malerische Lage herrlicher Ort, eine feierliche Einöde zwischen den Gränzmarken von Uri und Unterwalden. Staunen und Ehrfurcht ergreifen den Schiffer beim Anblick dieser senkrecht emporsteigenden Felsufer, dieser von Wogen gepeitschten Granitwände, und noch immer, wie damals in jener heiligen Entscheidungsnacht, glaubt er die über den See dahin gleitenden Fahrzeuge mit Freiheitshelden bedeckt. Hier also hielten die drei hochherzigen Männer in stiller Nachtstunde ihre geheimen Zusammenkünfte; Fürst und Melchthal kamen auf einsamen Gebirgspfaden, Stauffacher in seiner Barke über den See herbei. Rudenz, Stauffachers Neffe, ein feuriger Jüngling, schloß sich begeisterungsvoll dem Freiheitsbunde an und wohnte den nächtlichen Berathschlagungen bei, die von Tag zu Tag häufiger wurden. Ein kühnes Selbstvertrauen war in die Brust dieser Heldenmänner eingekehrt; und e i n Gedanke beseelte sie: je größer und drohender die Gefahr, je enger müsse das Band seyn, das die Unterdrückten an einander knüpfe. In der Nacht des Mittwochs vor dem St. Martinstage endlich brachten Fürst, Melchthal und Stauf-

facher zehn vertraute Männer mit, deren gute Gesinnungen längst erprobt waren. Diese dreiunddreißig Vaterlandshelden fürchteten weder den Kaiser Albrecht noch Oestreichs Macht. Durchdrungen von glühender Begeisterung für die Sache des unterdrückten Vaterlandes, hoben sie ihre Hände zum Himmel auf und schwuren: Keiner wolle dieser so wichtigen Angelegenheit nach eigenem Gutdünken etwas unternehmen, Keiner den Andern verlassen, Jeder das Volk im Besitze seiner alten Freiheiten schirmen; und damit dieser Bund auch von den spätesten Enkeln zum Vortheil gereiche, so sollten die Rechte und Güter des Grafen von Habsburg unangetastet bleiben und kein Tropfen Blut ihrer Vögte, Vasallen und Krieger vergossen werden; aber die Freiheit, die sie von ihren Vätern rein ererbt, die wollten sie auch ihren Kindern rein erhalten. Nachdem diese Hauptpunkte vorerst besprochen und einstimmig angenommen waren, erhoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold Anderhalden von Melchthal abermals ihre Hände und gelobten im Namen Gottes, der den Kaiser und den Bauer geschaffen und vor dem beide gleiche Rechte haben, muthig Einer für Alle und Alle für Einen, ihre bedrohte Freiheit zu schirmen. Da die dreißig solches hörten, streckten auch sie ihre Hände empor und schwuren denselben Eid im Namen Gottes und aller Heiligen, worauf Jeder zu Frau und Kind heimkehrte, um sein Vieh zu überwintern.

Inzwischen geschah es, daß der Vogt Herrmann Geßler, von Wilhelm Tell, einem Urner aus dem Dorfe Bürglen, getödet wurde. Tell war Fürst's Schwiegersohn und einer der dreißig Verschwornen auf dem Rütli. Der Landvogt — er mochte entweder irgend einen tyrannischen Verdacht hegen, oder von der heimlichen Gährung unter dem Volke in Kenntniß gesetzt worden seyn — wollte diejenigen kennen lernen, denen sein Joch am unerträglichsten war. Sinnbildliche Zeichen waren damals ziemlich gewöhnlich: jetzt stellte also ein aufgesteckter Hut die östreichische Herzogswürde vor. Dadurch gedachte Geßler listig genug die Freiheitshelden zu zwingen, einem Fürsten zu huldigen, den sie gar nicht als ihren Oberherrn anerkannten. Ein freiheitsstolzer junger Mann, derselbe Wilhelm Tell, weigerte sich den Hut zu grüßen; schon bei verschiedenen Gelegenheiten hatte er seinen Haß gegen den Tyrannen allzufreimüthig ausgedrückt. Alsbald ließ ihn der Vogt greifen und befahl ihm, da im ganzen Lande sein großes und sicheres Schützentalent gerühmt wurde, mit seiner Armbrust einen Apfel von des eignen Sohnes Haupt herabzuschießen. Der kühne Schuß gelang und Tell, fest vertrauend auf Gottes allmächtige Hilfe, wagte es dem Tyrannen frei in's Antlitz zu sagen: hätte er sein geliebtes Kind getroffen, so würd' er es sicherlich an ihm gerochen haben! Tell besaß viele Freunde; Geßler, der diese fürchtete, mochte nicht, daß er in Uri bliebe und wollte ihn gegen alles Recht, denn in den Schweizer Freiheitsbriefen hieß es, keiner könne außer Landes geführt werden, über den See nach Küßnacht bringen. Kaum hatte sich das Schiff dem Rütli genähert als der wilde Föhn aus den Schlünden des Gotthardts losbrach und mit ungewohnter Wuth über den See hinbrauste. Himmelhoch thürmten sich die Wellen, umtobten donnernd das schroffe Felsgestade und drohten das schwache Fahrzeug in die bodenlose Tiefe zu schlingen. Da erbebte der feige Tyrann, bei der gewaltigen Stimme Gottes, die ihm der Sturm in's Ohr brüllte und er befahl den Tell, ihm längst als unerschrockener Schiffer bekannt, loszubinden, denn von ihm allein noch hoffte er Rettung vom drohenden Untergange. Sicher geleitet, pfeilschnell, eilte der Kahn die Felsenwand entlang; eben glitt er am Fuße des Axenbergs vorüber; da schwang sich Tell, seinen Bogen aufraffend, mit kühnem Sprung auf eine hervorragende Felsplatte, erkletterte den Berg und entfloh, während Geßler mit der Wuth des Sturmes und der Wellen ringend, einen gewissen Tod vor Augen sah. Noch einmal, aber für kurze Zeit nur, sollte er der gerechten Nemesis entrinnen; schon war Tell durch das Land Schwyz geeilt und harrte seiner in der Hohlgasse bei Küßnacht, wo sein rettender Pfeil den Tod in des Vogts schwarzes Herz bohrte. So fiel Geßler, eh' noch Helvetiens Befreiungsstunde schlug und ohne die geringste Mitwirkung des bedrängten Volkes, dem gerechten Zorne eines freien Mannes! Wer möchte Tell's rasche und kühne Handlung tadeln? Wahrlich! nicht fühlen würde der, was Zwangherrschaft und schnöde Unterdrückung aller Freiheit, in dem Herzen eines freiheitsliebenden Mannes hervorzurufen vermögen. Man muß diesen Helden mit den Befreiern von Rom und Athen aus gleichem Gesichtspunkte beurtheilen. Der Himmel sendet zuweilen solche Männer zur Rettung der Völker und zum Schrecken der Despoten. Tell's That erhob den Muth der verbündeten Gebirgsleute; zugleich aber verdoppelte sie auch die Wachsamkeit Landenbergs und seiner Genossen. Die Verschwornen verhielten sich jedoch still und das Jahr 1307 gieng ruhig zu Ende. Man hat die Wahrheit der Geschichte Wilhelm Tell's, ja ob er je gelebt habe, vielfach bestritten und darin nur Copie und Nachahmung einer altdänischen Sage erblicken wollen. Aber es ist bis zur Gewißheit erwiesen, daß der Tolko der Dänen, den Schweizern gänzlich fremd war und seyn mußte. Dieser soll in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gelebt haben; die Auswanderung der Schweizer, wen[illegible] solche übrigens annehmen will, geschah wei[illegible]ender. Die[illegible] Volk

A TIMBRE

also die Erinnerung an eine That, die noch nicht geschehen war, nicht mit sich fortnehmen können. Anderseits findet es sich auch bestätigt, daß im Jahr 1388, auf einem Landtage in Uri, noch hundert vierzehn Personen gegenwärtig waren, die sich erinnerten, den Tell in ihrer Jugend gekannt zu haben. Sein wirkliches Daseyn läßt sich übrigens aus alten Chroniken nachweisen, die mit den Volkssagen und Volksliedern genau übereinstimmen. Die Errichtung von Kapellen an allen von ihm geweihten Orten, wodurch die Sage auch in's Gebiet der Religion gezogen wurde, ist endlich noch ein letzter lautsprechender Zeuge seines ehemaligen Daseyns.

Am ersten Tage des Jahres 1308 ließ sich ein Jüngling aus Unterwalden, derselben einer die auf dem Rütli geschworen hatten das Vaterland zu befreien, von seiner Geliebten, die als Magd auf Rothberg diente, an einem Seile in ihre Kammer ziehen; zwanzig seiner Freunde, die im Burggraben verborgen geharrt, brachte er auf demselben Wege in's Schloß, worauf sie sich des Burgherrn und der Besatzung versicherten. Zu Sarnen stieg Landenberg eben den Schloßberg herab zur Messe, als ihm zwanzig Männer aus Unterwalden begegneten, Kälber, Ziegen, Lämmer, Hühner und Hasen zu Neujahrsgeschenken für ihn, nach alter Landessitte, bringend. Freundlich hieß er sie ihre Gaben hinauf tragen in's Schloß. Kaum sind sie auf der Zugbrücke angelangt, so stößt einer in's Horn; bei diesem verabredeten Zeichen zieht jeder unter seinem Wamms eine Eisenspitze hervor und pflanzt sie auf seinen Stock, während aus dem benachbarten Walde dreißig ihrer Gefährten herbeieilen: die Burg ergibt sich ihnen. Nun setzte sich die ganze Gegend ober- und unterhalb des Kernwalds in Bewegung; von Alp zu Alp flammten die Zeichen. Die Männer aus Uri brachen den verhaßten Zwinghof. Stauffacher mit den Schwyzern eilte hinab an den Lowerzersee und bemächtigte sich der Burg Schwanau; die Schweizer hatten nun ihre alte Freiheit wieder errungen und damit begnügten sie sich auch. Landenberg mußte eidlich geloben nie wieder ihren Boden zu betreten, und eilte zum Kaiser. Am folgenden Sonntage wurde der ewige Bund nochmals feierlich beschworen. Melchthal kehrte nach Alzell zu seinem treuen Weibe zurück; er blieb fortan der einzige Trost seines alten, blinden Vaters, und erheiterte ihm durch zärtliche Anhänglichkeit und kindliche Liebe die letzten Tage seines elenden Daseyns. Walther Fürst ehrte seines Schwiegersohns Heldenmuth in offener Volksversammlung, und zu Steinen öffnete Stauffacher's Weib gastfreundlich ihr Haus den Kämpfern von Lowerz, den Vaterlandshelden vom Rütli. So erhob sich Helvetien wieder zur Freiheit.

de Golbery. (C. B.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Die kürzlich erschienenen Gedichte von Franz Dingelstedt (Kassel und Leipzig, bei Krieger) zeichnen sich durch Frische der Bilder, Melodie der Sprache und treffenden Witz aus.

— Von der mehrmals erwähnten Zeitschrift Braga sind das dritte und vierte Heft erschienen. Vorzüglicher Erwähnung verdienen die in eigenthümlichem Geist aufgefaßten, mit Ernst und Würde geschriebenen historischen und philosophischen Abhandlungen: »Ulrich von Hutten und Deutschlands politische Verhältnisse im Reformationsalter,« fünfter Artikel. — »Über die rechte Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben.« — »Über die angebliche Entartung und Hoffnungslosigkeit unsrer Zeit.« — »Über die gegenwärtige Weltlage und den Charakter unsrer Zeit;« zweiter und dritter Artikel. — »Der Wendepunkt der deutschen Reichsverfassung unter den Kaisern Heinrich III. und Heinrich IV.« — Poesie der Deutschen,« erster Artikel.

— D. Karl Simrock, der bekannte Dichter, der talentvolle Übersetzer des Nibelungenliedes und Herausgeber der »Rheinsagen« (wovon wirklich eine dritte Auflage vorbereitet wird), hat eine vollständige Sammlung der schönsten deutschen Volksbücher, nach den besten Quellen und Manuscripten, begonnen.

Ræthsel.

Ein Wörtchen — verkehrt ist's in jeder Bahn,
Beim Abschied aber stets vorne dran;
Es nimmt die Hälfte deiner Habe,
Und läßt dich selbst auch nicht im Grabe. —r.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 32: Lerche, Leiche.

Miscelle.

In ein entlegenes Thal der Schweiz kam seit langer Zeit allwöchentlich ein alter Bettler, der in jeder der zerstreut liegenden Hütten sein Allmosen in Empfang nahm, und überall gleichsam mit zur Familie gezählt wurde. Eines Tages traf es sich jedoch, daß man in einer Hütte, in welcher er eben einsprach, sehr mit einer Wöchnerin beschäftigt war, und ihn abweisen mußte. Als er nach wiederholter Forderung nichts erhielt, wandte er sich zornig um und rief mit drohender Stimme: »Das sag' ich euch jetzt, daß ich nicht wiederkomme; ihr mögt nun sehn wo ihr wieder einen Bettler herkriegt!«

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt
zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 34.

Samstag, den 22. December 1838.

Weihnachtslied.

In Todesschatten wallte
Die Welt so unruhbang,
Kein Liebeswort erschallte,
Kein Lebenswort erklang.

Sie giengen im Gewirre,
Unfriedlich, kalt und todt,
Und in die dunkle Irre
Schien, ach, kein Morgenroth!

O Herz, du mußt verzagen,
Das einsam harrt und bangt,
Es will das Licht nicht tagen
Nach dem dich so verlangt!

O Herz, du mußt verkümmern,
In Sehnsucht untergehn,
Es will der Stern nicht schimmern
Herab von Himmelshöh'n.

So klang es in der Stille,
So bebt es in der Brust —
Da brach durch blaue Hulle
Hervor die Himmelsluft.

Da flammt er ob den Triften
Des Heilands Morgenstern,
Da zeugen's alle Schriften:
Es ist der Glanz des Herrn!

Und zu den Himmeln sehen
Sie Alle froh empor,
Und: Ehre in den Höhen!
So schallt der Engel Chor.

Der Friede, der verlorne,
Er wird Euch heut' zu Theil!
Der Heiland, der Erkorne,
Kommt auch zu euerm Heil!

August Stöber.

Zoë und Muriotti.

—

Erzählung.

—

Der Abend war ruhig und heiter, nach dem Schrecken des Sturmes; die Luft hauchte balsamische Kühle. Auf dem hohen vorspringenden Felsen einer der Inseln des Archipelagus stand ein leichtes sylphenartiges Wesen, in der Stellung ängstlicher Erwartung, tiefgefühlter Seelenqual. Es war ein junges Mädchen, in dessen lieblicher Gesichtsbildung, die erste Bluthe der Jugend eben erst zur Reife gekommen schien. Der Holden reiches Haar flatterte wild dahin im Sausen des Windes; — ein leichtes, fließendes Gewand hieng aufgelöst über den schönen Formen ihres Körpers, und erhöhte die tugendvollen Reize weit mehr als alle Zierrathen der Kunst.

Sie schien den herabrauschenden Regen, der nach dem ersten fürchterlichen Ausbruche des Gewitters in Strömen um sie her fiel, nicht zu beachten. Ihre zarten Glieder waren durchnäßt, jedoch hätte man sagen wollen, sie fühle die durchdringende Kälte nicht, denn ihrer Seele Kräfte waren alle auf Einen Gegenstand hingerichtet, der ihre ganze Sorge in Anspruch nahm. Ihre Augen wandten sich mit wildem Ernste nach der Insel Ipsara hin.

Während des Tages kamen wellenförmige Rauchsäulen von dem geweihten Orte her, und zeigten deutlich an daß wieder ein neues Unglück ihn befallen habe; daß der zügellose Türke seiner Wuth gegen seine unglücklichen Schlachtopfer, durch neue barbarische Scenen, freien Lauf gelassen hatte. Zoë, des Wetters Strenge uneingedenk, war manche Stunde auf jenem hohen rauhen Felsen geblieben. Gegen Abend wurde wieder alles heiter und klar; ihre Augen strengten sich an, irgend einen Gegenstand von dem so geliebten Orte zu erfassen, der so Alles enthielt was ihr im Leben am Theuersten war; denn dort, in jener unglücklichen, verhängnißvollen Insel Ipsara, war Muriotti — Muriotti, der theure, unvergeßliche Gefährte ihrer Kindheit — der feurige Freund ihrer Jugend — ihr Geliebter, ihr Verlobter. — Der Himmel wurde klarer, heller nach dem heftigen Kampf der Elemente, eine lichte ätherblaue Decke zog herauf, statt der ungeheuern und unförmlichen Sturmwolken die das Firmament noch kurz vorher verdunkelt hatten. Der weite, offene Busen des Meeres war ruhig und glatt, als ob er des vorhergehenden Kampfes müde wäre und Zoe warf gierige Blicke hin auf die Wasserfläche, als sie zu ihrer großen Überraschung, zu ihrer bebenden Entzückung, ein kleines schwarzes Fleckchen zu bemerken glaubte, das auf dem flüssigen Elemente daher tanzte. Der Gegenstand kam näher und näher, vergrößerte sich, und endlich konnte sie ihn deutlich sehn: es war ein Nachen, den zwei unglückliche Wesen leiteten, die ihre äußersten Kräfte aufboten einen Punkt Landes zu erreichen.

Unter dem Felsen, auf welchem Zoë stand, breitete sich ein geräumiges, sandiges Ufer hin, das den Schiffen eine günstige Landung darbot, und der Nachen nahm seinen Weg dahin. Mit noch größerer Standhaftigkeit und noch rastloser als zuvor, bewegten beide Bootsleute ihre Ruder, und nach wenigen Anstrengungen landeten sie endlich, scheinbar ganz erschöpft von ihrer Arbeit.

Es waren Griechen, die von der Insel Ipsara geflohen waren. Mit ängstlichen Blicken eilte Zoe zu ihnen hin, von Begierde brennend etwas von ihnen hinsichtlich dessen zu erfahren, worauf ihr ganzes zukünftiges Hoffen ruhen sollte. Der ältere beider Fremdlinge, von Müdigkeit überwältigt, hatte sich unter das hervorragende, schützende Felsendach geworfen, während sein jüngerer Gefährte, der noch auf den ersten Stufen des Mannesalter zu stehen schien, sich sichtbar bestrebte, den ängstlich fragenden Blicken des schönen Mädchengesichtes zu begegnen, das für ihn der Leuchtthurm gewesen, den er auf dem Gipfel des malerischen Felsens im Auge gehalten.

Nun begegneten sich ihre Blicke — Zoë stieß einen Schrei der Überraschung und Freude aus, und stürzte sich in die Arme des jugendlichen Fremdlings. Es war Muriotti, ihr Verlobter; aber, ach! in welch armem, verlassenem Zustande stand er jetzt vor ihren Augen — wie ganz verschieden von jener heitern, stolzen Haltung, und jenem reichen Anzuge eines wonnevollen Bräutigams. Tiefer Gram lag in seinen männlichen Zügen — ein geheimer Schauer schien ihm die Zunge gelähmt zu haben. Es konnte ihrem wachsamen Blicke nicht entgehen, daß ein schreckliches Geheimniß sich in seiner Brust bewege; sein ganzes Aussehn verrieth das Dasein eines furchtbaren Unglücks, auch die dürftige Kleidung, welche die Glieder deckte, bestätigte die traurigen Vermuthungen des überraschten Mädchens.

»O, mein Muriotti!« rief sie aus mit tiefer Bewegung, nachdem der erste Ausguß der Gefühle etwas gedämpft war — »sage mir, was verursacht die wilde Verwirrung, in welcher Du zu deiner Zoë zurückkehrest? Dies war der Tag — der zu unsrer Vereinigung bestimmte, glückselige Tag! O mein Gott! so bald die Sonne ihre ersten Strahlen ausgegossen hatte, eilte ich hinaus, deiner Ankunft entgegen zu sehen. Ach! der Tag gieng vorüber in schauerlicher Erwartung, ich sah lange, lange hinaus, aber umsonst, während in meinem Busen schreck-

liche Vorgefühle tödten. Zuerst kam der Sturm, mit wüthender Macht alle meine Hoffnungen zu zernichten; und wenn die Erde und die Ätherräume mir wieder sanfter und lieblicher entgegen lächeln, kömmst Du, nicht in Begleitung von freudetrubelnden Nachen, sondern in einem einsamen Kahn, und mit allen Zeichen unaussprechlicher Verzweiflung.«

»O, weine nur, meine Zoë! weine!« rief der junge Grieche, mit herzergreifender Stimme, »denn dieser Tag, den wir zum glücklichsten unsers Daseyns bestimmt hatten, ist der Todesschlag für mich, Todesschlag aller dieser schönen Hoffnungen, ist der Herold unbegrenzten Elendes — der Verlust von Freuden, die nimmer zurückkehren werden. Wirf deine Blicke dorthin auf jene Insel — mein Vaterland — das schwer bedrückte Ipsara. Sieh' hin! die Feuerproben seines Sturzes steigen noch zu den Wolken empor, der Rauch verdunkelt noch die Atmosphäre. Lebe wohl, du meine geliebte Heimath! Erbarmen mit ihren Kindern! — Ipsara ist nicht mehr!«

Muriotti, von dem Drange seiner Gefühle überwältigt, sank zur Erde, während die zärtlich liebende Zoë, mit beruhigenden Tönen, ihren schneeweißen Arm liebkosend um seinen Nacken schlang, und sich mit ächt weiblicher Sorgfalt bemühte, den aufgeregten Zustand seiner Empfindungen zur Ruhe zu bringen. Doch in tiefen, gedankenvollen Gram versunken, sah der Grieche auf seine Geliebte hin, und da die Thränen ihre Wangen herunter strömten, schien seine Seelenangst an Stärke zu gewinnen. Sprechen konnte er nicht; mit traurigem Lächeln erwiederte er die Worte des Trostes, welche Zoë an ihn richtete, indem er auf die rauchende Ipsara hindeutete. Nach einer melancholischen Pause, sprach Zoë zitternd:

»O mein Freund, gib dich so der Verzweiflung nicht hin, aus Liebe und Schonung für sie, welche so mächtige Ansprüche auf dein Leben haben, und — «

»Ach!« unterbrach sie der Grieche, mit einem Blicke tiefer Trauer, »Zoë, Du bist nun das einzige Wesen, das mir in dieser elenden Welt übrig geblieben ist.«

»Was sagest Du, Muriotti?« fragte ängstlich das erschrockene Mädchen.

»Die traurige — düstere Wahrheit,« antwortete ihr Geliebter mit bebender Stimme.

»Dein ehrwürdiger Vater, deine tapfern Brüder?« —

»Sind nun nicht mehr! Ihre Asche ist eins geworden mit der Asche der verheerten Stadt. O meine Zoë! Ein einsamer Wanderer bin ich in dieser Welt, und ohne Dich, ohne diese wilde Aufregung, — ohne diesen Durst nach Rache, der in meinem Busen brennt, würde jene See schon früher als heute mein Grab geworden seyn, denn so vieles Elend könnte ich nicht überleben. Aber auch Du, meine süßduftende Blume! warest den zerstörenden Stürmen hingegeben, ohne den schützenden Baum, der deine Blüthe gegen das Rasen des Windes vertheidigt. Leben muß ich, meines Geburtslandes Untergang zu beweinen; leben, ohne den glücklichen Namen, Gatte, Beschützer oder Bruder und Freund in meinem Ohre wiederhallen zu hören! Von keinem Glück darf's mir träumen, während meine Familie und meine Landsleute noch unbegraben und ungerächt dort liegen. Nein, hier, in des Himmels Namen, entsage ich allen Freuden, die dieses Leben gewähren kann, so süß sie auch seyn mögen, — wenn mit Dir, meine Zoë, ich vereinigt wäre! Ja, ich entsage Allem, um alle Stunden meines elenden Lebens dem Dienste meines leidenden Vaterlandes zu weihen.«

Zoë antwortete nicht, aber eine Fluth von Thränen erleichterte das niederbeugende Gewicht von Kummer, der ihren Busen drückte. Sie warf einen traurigen Blick auf ihren Geliebten, der ihm sagte, daß sie sich seinem Entschluß zu unterwerfen bereit seye: die schönen Hoffnungen, die süßen Hoffnungen, die ihr Herz belebt hatten, die alle Pulse bei ihr in freudige Bewegung gebracht hatten, sie welkten, sie starben dahin eine nach der andern, und die ganze Kraft der Seele schien sie aufbieten, zusammenraffen zu wollen, um ein Leben der Trauer ertragen zu können, das ihr ein Leben der Wonne, des Glückes, der süßesten Herzensfreude hätte werden sollen.

»Ja, meine theure Zoë,« fuhr Muriotti in dem Tone tiefen Kummers fort: »ich kam nur, um dich noch einmal zu sehen, dir ein düsteres, ach! vielleicht ein letztes Lebewohl zuzurufen und alsdann zu den wilden Scenen zurückzukehren, wo der Krieg grauenvoller raset, und wo der Arm jedes Griechen mehr als je erfordert wird. Ja, Dir, mein ehrwürdiger Vater, Euch, meine tapfern Brüder, schwöre ich es feierlich hier, weder der Ruhe mich zu erfreuen, noch an den Vergnügungen der Welt irgend einen Antheil zu nehmen, bis ich Euern blutigen Mord in vollem Maße gerächt habe!«

Während einiger Zeit blieb der Unglückliche in seinem tiefen Gram versunken, wie ihn nur ein Sohn oder ein Bruder allein begreifen können; aber die Schatten der Nacht verbreiteten sich nun über die benachbarten Abhänge und Klippen, die in gespensterartigem Gedränge sich auf den hellen stillen Wassern unter ihnen verlängerten. Der Abend war vorüber, auf den sanften Hauch jener ruhigen Stunden folgte das dumpfe Geschrei der Seevögel und das Sausen des nächtlichen Windes, der um die Klippen heulte. Das Gefühl der Verlassenheit war auf die Schrecken des Tages gefolgt. Der Augenblick des Abschiedes nahete heran. Muriotti drückte, mit noch

nie gefühlter Zärtlichkeit, die beinahe leblose Gestalt seiner untröstlichen Verlobten an die bebende Brust, und mit schnellgefaßtem Entschlusse sprang er auf und eilte fort. Zoë versuchte es nicht seine Schritte zu hemmen, aber mit thränenvollem Auge und traurigem Stillschweigen weilte sie auf dem wegeilenden unglücklichen Geliebten. Muriotti und sein Gefährte waren bald im schwächlichen Fahrzeuge, und ruderten leicht über die ruhigen Wellen hin. Zoë richtete ihre Augen auf den einzig theuern Gegenstand; ihr Schleier wurde vom Winde hin- und hergetrieben, — er wurde von ihren Thränen befeuchtet — ein Wind erhob sich und trieb den kleinen Nachen aus ihrem Gesichte hinweg, und starrer Trübsinn fiel auf das Herz des Mädchens. Noch einmal strengten sich ihre Augen an, den geliebten Gegenstand zu erblicken — es war umsonst. Schon hatte undurchdringliche Nacht sich über die See gelagert und kein Gegenstand konnte mehr unterschieden werden.

So kehrte sie mit brechendem Herzen in ihre Heimath zurück, um dort die langen Nächte hindurch den Schiffbruch aller ihrer süßesten Erwartungen, ihrer schönsten Hoffnungen in dieser Welt zu beweinen. Unterdessen flob Muriotti, eben so unglücklich, eben so elend als seine schöne zurückgelassene Braut, nach Nicaria über, wo die entschlossensten seiner Landsleute ihre Vorbereitungen trafen, den verzweifelten Kampf mit ihren Unterdrückern zu erneuern. Wir werden die mancherlei Abentheuer oder vielmehr die lange Reihe von Unfällen nicht verfolgen, welche die folgenden Tage des jungen Griechen bezeichneten. Nach überstandenem, mannichfachem Elende trat er endlich zu den tapfern, dem Dienste des Vaterlandes geweihten Männern hin, welche ihre Freiheit bei der auf immer unvergeßlichen Belagerung von Missolonghi vertheidigten; dort focht er tapfer, verzweiflungsvoll, und dort wurde er auch gefunden, mit Wunden bedeckt, als die Türken Besitz von dem Platze nahmen.

In gänzlicher Gefühllosigkeit wurde er unter ein elendes Strohdach in der Vorstadt gebracht, wo liebreiche Hände ihm allen Trost und Erquickung zu reichen suchten, die das Bittere seiner letzten Lebensaugenblicke mildern mochten; denn ach! jede Hoffnung der Wiedergenesung war verschwunden. Lange lag Muriotti in einem Zustande von Sinnesverwirrung; während zwei ganzer Wochen blieb er in völliger Bewußtlosigkeit alles dessen, was um ihn her vorging. An der dritten ließ das Fieber nach — er schlug die Augen auf und sandte traurige und nachfragende Blicke umher. Sonderbar genug mußte es ihm scheinen, sich in der Gesellschaft eines alten Türken zu befinden, und eines Knaben, der, obgleich er einen türkischen Anzug um sich hatte, durch seine Gesichtszüge und Sprache ein Grieche zu seyn schiene. Der Knabe näherte sich seinem Lager, legte seine Finger auf die Lippen, als wollte er ihm Stillschweigen anrathen, während der alte Türke sich zurückzog. Nun sagte mit rührender Theilnahme der junge Anwesende, dem Muriotti so vielfältig für seine treuen, liebevollen Dienste verpflichtet war: »Dieser alte Mann ist mein Gebieter; in seiner Gegenwart durfte ich meinen Sinn nicht eröffnen, denn ich bin kein Türke, sondern ein Grieche von Geburt und stamme von Scio.«

»O, ihr Himmel!« schrie Muriotti, tief bewegt, »zwei Jahre sind es beinahe jetzt, seitdem ich jenen Ort zum letztenmale sah, aber warum bringst Du mir solche traurige Erinnerungen in's Gedächtniß zurück?« »Dir mein Freund,« fuhr er mit schwacher Stimme fort, »Dir, einem Griechen, kann ich den letzten Wunsch eines sterbenden Mannes anvertrauen; nimm hin dies, es enthält die Haarlocke eines Mädchens, das meinem Herzen bis zum letzten Athemzuge theuer seyn wird. Ich fühle es, die Hand des Todes ergreift mich schon: nur noch wenige Augenblicke bleiben mir übrig, und diese sollen dazu angewandt werden, Segen für meine arme Zoë zu erflehen, und Dir zu danken, Dir, meinem edlen Freunde, für alle Sorgfalt, die Du mir bewiesen hast.«

Als er dieß sagte, bemerkte der junge Grieche, daß sein Gefährte von innerer Seelenbewegung überwältigt wurde, und verzweiflungsvoll zu weinen begann. Einen aufmerksamen Blick warf er auf die blassen, abgehärmten Wangen des Knaben; die Regungen seines von Gram gebeugten Gemüthes — eine Art natürlichen Instinktes — kamen seinem Erinnerungs-Vermögen zu Hilfe, und als der Knabe sich auf sein Sterbebette hinbeugte, stieß Muriotti einen schwachen Schrei, eine Mischung von Überraschung und Freude aus.

»Meine Zoë, meine geliebte, einzige Zoë! Der Himmel sey gelobt, ich sehe Dich noch einmal, ehe ich sterbe!« Er breitete seine schwachen Arme aus gegen seine trostlose Geliebte; sie ergriff sie und benetzte sie mit Thränen, sprechen aber konnte sie nicht. Indessen trat der Tod heran, sich seiner Beute zu versichern. Seine Augen verdunkelten sich — seine Lippen erblaßten — die Gabe der Sprache schien ihn gänzlich verlassen zu haben; doch mit großer Anstrengung versuchte er es zum letztenmale die versagenden Kräfte seiner hinwegfliehenden Seele zu sammeln, und mit zitternder Stimme sprach er:

»Der Himmel verbreite seinen Segen über Dich, meine einzige Zoë! verzweifle nicht, blick' hinauf zu dem Gnadenthrone der Gottheit. Ich sterbe für mein Vaterland; laß diese Überzeugung die Bitterkeit deines Grames mildern. Bald werden

wir uns wiedersehen, dort oben in einer bessern Welt, um uns nie mehr zu trennen. Lebe wohl! meine Geliebte, lebe wohl!« Er hörte auf zu sprechen, ein leichtes Zittern bemächtigte sich seiner, und im nächsten Augenblicke athmete er zum leztenmale.

Mit Schrecken fühlte Zoë, daß sie einen entseelten Körper umfaßte, aber ihre Liebe und ihr Jammer besiegten jede Furcht — einen tiefen Seufzer brachte sie hervor — einen schwachen Schrei der Seelenangst, und während sie ihr Haupt auf des Geliebten Haupt hinlegte, weinte sie sich aus in einen sanften Schlummer, so sanft als der Schlummer dessen, den sie umarmt hielt. Aus diesem Schlummer erwachte sie nicht mehr.

Aus dem Englischen übersezt von Karl Ott.

Elsässische Bilder und Sagen.

Niedermunster.

Wer zieht dort durch die Wildniß so frommen Sinn's dahin?
Sieh' wie die ernsten Züge in heißer Andacht glühn:
Ein Gottesmann — am Zügel lenkt er sein Dromedar,
Und auf des Thieres Rücken wölbt sich ein Hochaltar.

Drauf blinken dir entgegen mit wunderthät'ger Macht,
Reliquien, eine Menge, aus heil'gem Land gebracht:
Ein Span vom Heilandskreuze, ein Dorn der Schmerzenskron',
Die einst auf Zion's Hügel geschmückt den Gottessohn.

Carolus, der Gewalt'ge, der Kaiserfürst zu Rom,
Er schenkte sie dem Grafen am stolzen Rheinesstrom:
Der will, daß wo nun ende des Thieres matter Lauf,
Ein Gotteshaus sich hebe zum blauen Himmel auf.

Bergauf, bergab, ohn' Säumen, geht's fort in raschem Gang;
Das Klosterglöcklein droben hallt' nach mit leisem Klang,
Und mahnet zum Gebete den Wand'rer ernst, doch mild,
Und zaubert ihm vor's Antlitz Odilien's Heil'genbild.

Da kann ihn nichts mehr halten: am Berghang kniet er schon,
Anbetend, heiß anbetend, den frommen Gottessohn,
Der unter Qual und Leiden am blut'gen Kreuze starb,
Und dadurch ihm, dem Sünder, die Seligkeit erwarb.

O himmlischer Gedanke! o wundervolle Kraft!
Und wie er sich vom Boden nun wieder aufgerafft:
Sieh' da sein Thier, gelagert hat es sich neben ihn
Und schien zu sagen bittend: Laß uns nicht fürder zieh'n!

»Nicht fürder laß uns ziehen, nein! weilen laß uns hier!
»Hier sey, o Glaubensmärt'rer, ein Haus geweihet Dir,
»Ein Haus darin voll Liebe man Deiner stets gedenkt!«
Drauf hat er unter Beten den Grundstein eingesenkt.

So hob sich Niedermünster mit fröhlichem Gedeihn,
Hervor aus schwarzer Wildniß zum hellen Tagesschein:
Und heute noch wenn droben die Abendglocke klingt,
Des Wand'rers Geist anbetend zu Gottes Thron sich schwingt.

Karl Wild.

Klassisch und Romantisch.

Den Unterschied zwischen klassischer und romantischer Kunst (wenn man einmal eine solche Abtheilung gelten lassen will) macht die Liebe aus.

Die Alten sahen im Weibe nichts anders als ein Geschöpf zum Kinderzeugen, Haushaltungführen, Weben, Spinnen. Die Gattin war die Dienerin, Sclavin des Mannes. Daher nirgends in den Kunstwerken jener Zeit diese schwärmerische Begeisterung, Anbetung und Verklärung oder Vergötterung der Geliebten, dieses Schmachten nach Gegenliebe, diese Sehnsucht nach der Entfernten zu finden ist, was Alles erst seit Einführung des Christenthums uns eigenthümlich wurde. Durch die Höherstellung des weiblichen Geschlechts, dessen Ideal Maria, die göttliche Mutter, ward die romantische Kunst begründet.

Romantisch ist also der warme Hauch der, nicht blos sinnlichen Liebe, der als Sehnsucht, Gebet, Verklärung unsre Poesie durchweht, und wovon die Alten nichts wissen, denen blos körperliche Schönheit und Geschicklichkeit des Weibes Reiz war.

Kein alter Dichter spricht von dem Ideal einer Geliebten und wir treffen niemals in jenen Zeiten einen Jüngling, der sich wie Werther wegen unglücklicher Liebe und Überwältigung von der Größe der Natur, die seine Brust zu zerspringen droht, das Leben nimmt. Das ist romantisch.

August Schnezler.

Der Tribut der Rosen.

Am 6. Mai des Jahres 1227 hielt die Königin Blanca von Castilien, Wittwe Ludwigs VII., Königs von Frankreich, und Regentin des Landes, begleitet von dem jungen Könige, ihrem Sohne, von den vornehmsten Herren ihres Hofes, und den Präsidenten und Räthen am Parlamente, ihren Einzug in der Stadt Poitiers. Zu dieser Zeit hatte das Parlament noch nicht seinen beständigen Sitz in Paris, sondern reiste im Lande umher, wichtige Streitfälle zu schlichten; die weise Königin folgte gern den höchsten Richtern des Landes auf ihren Wanderungen, sowohl um ihre Entscheidungen feierlicher und heiliger zu machen, als auch auf diese Weise ihrem jungen Sohne, der bald berufen war, ohne fernere Stütze Frankreich zu regieren, die größte Liebe für die Gerechtigkeit und ihre Herolde einzuflößen. Es ist bekannt, wie trefflich dieser große König später die Lehren seiner edlen Mutter zu nützen wußte.

Die Einwohner der Hauptstadt von Poitou überboten sich gegenseitig, ihre Freude über den Besuch der Königin und des Parlamentes darzulegen, die Straßen waren mit Laub und grünen Zweigen bedeckt, die Häuser mit bunten Teppichen behängt, und aus allen Fenstern flatterten Standarten, Fahnen mit Lilien und Blumenkränzen geschmückt. Der laute Freudenruf: Noel, Noël, Noël, und „es lebe unser Herr König und unsere Frau Regentin,“ erfüllte die Luft, und mischte sich in das Geläute der Glocken, aller Kirchen und des Stadthauses. Die Bürger und die Vorsteher der verschiedenen Innungen der Kaufmannschaft in ihren Feierkleidern sah man mit den Schöppen an der Spitze des Volkshaufens sich um den königlichen Zug drängen, der sich ohne andere Wachen, als die Liebe und Achtung des Volkes langsam durch die gefüllten Straßen bewegte.

Die Regentin ritt einen prachtvollen Zelter, zu ihrer Rechten sah man den jungen König, der damals zwölf Jahre alt war, zu ihrer Linken Thibault, Herzog von Burgund. Die Herren von Crecy, Xaintrailles, Bourgeville und Fécamp, die Grafen von Ponthieu, Toulouse und Narbonne, die Vitzthume (vidames) von Chartres, Abbeville und noch eine Menge anderer Edelleute, Aebte und Hauptleute von Ruf, folgten der Königin; sie ritten alle ihre Schlachtrosse, waren von Kopf bis zu Fuß gewappnet, denn in jenen Zeiten ritterlicher Ehre und Biedersinnes waren Helm und Panzer auch das Festkleid der Franzosen, und selbst der königliche Glanz gewann in den Augen der Menge, wenn er sich mit der ernsten männlichen Zier der Stahlharnische umgab. Dieser auserlesenen Schaar edler Krieger schloßen sich, friedliche Maulthiere reitend, die Präsidenten und Räthe des Parlamentes an.

Unter diesen ernsten Richtern waren die Blicke der neugierigen Menge besonders auf Pierre Dubuisson gerichtet, der im Alter von achtzig Jahren noch mit rüstiger Kraft seinen beschwerlichen Pflichten als erster Präsident des Parlaments oblag; mit ihm waren noch die ersten Zierden des Parlaments Philipp von Moirell, André von Saint Prevat, Clement Toutemain, alle siebenzigjährige Greise und Vorbilder der jüngern Räthe, unter denen auch viele nicht minder berühmt durch ihre Gelehrsamkeit waren, als durch das berühmte Geschlecht, aus dem sie stammten.

Der Zug begab sich nach der Cathedrale, wo ein feierliches Hochamt mit vieler Pracht gehalten wurde; die frommen Priester riefen die Erleuchtung des heiligen Geistes auf die Richter herab, und jedes Mitglied des Parlamentes empfieng nach der Königin und ihrem Sohne das Sacrament des heiligen Abendmahls aus den Händen Claudes von Baidmont, Bischofs von Poitiers.

Nachdem der Gottesdienst beendigt war, begaben sich die Regentin und der König in das Haus Meistre Mathurins von Surlance, des Großschatzmeisters der Krone. Dieses Haus ging auf die Wälle der Stadt, und war auf allen Seiten von Gärten voll blühender Rosen und Frühlingsblumen bedeckt. Die Königin richtete sich in dieser Wohnung ein, die man bedacht gewesen war, mit allem Aufwande und aller Pracht, welche zu jener Zeit gebräuchlich, zu schmücken; es war ihr Wille, daß die Parlamentsräthe mit ihren Familien, die ihnen auf ihren Zügen durch das Land zu folgen pflegten, vor den Hauptleuten, edeln Herren und Aebten ganz in ihrer Nähe bequemes Obdach fänden. Ein großes Feld, reich mit Rosen bewachsen, das gerade dem Hause der Königin gegenüber lag, war bestimmt, als Gerichtshof zu dienen; wo das Parlament unter den Augen der Königin-Regentin und des Thronerben, nach Sitte der alten Gallier, unter Gottes freiem Himmel dem Volke Recht sprechen, und gute Gerechtigkeit üben sollte.

Die erste Parlamentssitzung sollte gleich am Morgen nach der Ankunft der Königin Statt finden.

Pierre Dubuisson, dem ältesten und ersten Präsidenten des Parlamentes, der schon seit langen Jahren Wittwer, war seine einzige Tochter nach Poitiers gefolgt. Marie, so hieß sie, war so schön als sittsam und unschuldig, und der höchste Stolz des alten Richters, der sie mit der Zärtlichkeit eines Vaters und eines Greises liebte. Aufmerksam auf seine leisesten Wünsche, schien sie nur für ihn zu leben, und floh die

unschuldigsten Belustigungen und Spiele, um zu den Füßen des ehrwürdigen Greises die wenigen Augenblicke hinzubringen, die er nicht den Arbeiten seines wichtigen Berufes widmete.

Der junge Graf de la Marche, einer der vornehmsten Hofherren, liebte Marie innig; die Reise nach Poitiers hatte seine Leidenschaft ermuthigt, da er hoffen durfte, günstige Umstände könnten ihm ein Geständniß der Liebe, die, wie er fühlte, ihn nie verlassen würde, erleichtern. Der Graf de la Marche war Pair von Frankreich, und da das Parlament aus Rechtsgelehrten und hohen Gerichtsherren bestand, so brachten ihn die Vorrechte seiner Pairswürde in fast beständige Verbindung mit Dubuisson, dem ersten Präsidenten, dessen tiefe Weisheit der Leuchtthurm war, dem die edle Jugend folgte, die mit geradem Sinn den dornenvollen Pfad guter Gerechtigkeitspflege wandeln wollte. So hatte er auch oft Marie sehen können, und eines Tages legte er ihr seine Grafenkrone und seine Pairswürde zu Füßen, und flehte sie an, seine heiße Liebe zu erwiedern. »Gnädiger Herr,« hatte ihm die Jungfrau geantwortet, »Ihr seyd von einem alten, edeln Geschlecht, und eure Ahnen haben Euch zwölf wohlbefestigte Schlösser hinterlassen, bestimmt, den Boden Frankreichs zu schützen und zu zieren; Ihr müßt eine Gattin wählen, die eurer Größe würdiger ist, als ich, die Tochter eines einfachen, aber edeln Gelehrten; gestattet also, daß ich mich eurer Huldigung weigere.«

Kurz nach dieser Weigerung Mariens reiste das Parlament von Paris nach Poitiers ab, und auf den Aufenthalt in der Hauptstadt von Poitou gründete Philibert de la Marche neue Hoffnungen, seine Bewerbungen von Marien endlich günstig aufgenommen zu sehen.

Wie erwähnt wurde hatte die Königin Blanche, die im Hause des Großschatzmeisters, dem Rosenfelde gerade gegenüber wohnte, gewollt, daß ihr Parlament einen Flügel des großen Gebäudes, das sie inne hatte, bewohnen sollte. Diese Entschließung der Königin Regentin hatte den jungen Grafen mit Freude erfüllt, denn sein Rang machte es ihm zur Pflicht, fast immer in der Nähe der Königin und ihres Sohnes zu verweilen, und so wurden seine Bemühungen um Marie minder auffallend, und konnten der boshaften Aufmerksamkeit der Hofleute entgehen.

Je öfter der Graf Marie sah, um so mehr wuchs seine Liebe, und hatte er, den ganzen Tag in der Nähe der Königin verweilend, sich an ihrem Anblick erfreut, so mißte er doch noch Abends ungern ihren holden Anblick. Endlich entschloß er sich einst, nach vielem Zögern und Schwanken, unter dem Schutze der Nacht, in das Rosenfeld, vor die Wohnung Pierre Dubuissons hinabzugehen, und dort begann er, um Mariens Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, unter ihrem Fenster eines der zarten Lieder des berühmten Minnedichters Thibaut zu singen. *)

Kaum hatte er den ersten Vers seines Liebesliedes geendet, so öffnete sich Mariens Fenster, und sie rief ihm, weit über die Brüstung gelehnt, zu: »Schämt Ihr Euch nicht, gnädiger Herr, die Stunden, die ernster Arbeit gewidmet seyn sollten, mit der Ausübung thörichter Galanterie zu vertändeln? Morgen, Graf de la Marche, seyd Ihr berufen, in der Versammlung des Parlaments über die Ehre, über die Güter, vielleicht über das Leben von Bürgern ein Urtheil zu fällen, und Ihr verliert die kostbaren Stunden, die Euch noch bis zur Morgenröthe übrig bleiben, in den thörichtsten Spielen eurer Laune! Blickt um Euch, gnädiger Herr, und lernet, wie man sich für das ernste Amt, das Ihr zu verwalten habt, vorbereitet.« Und mit ausgestreckter Hand! zeigte sie dem jungen Grafen die Gemächer der Parlamentsräthe. Aus allen schimmerte Lichtglanz, alle waren noch mit genauester Einsicht der Streitsachen beschäftigt, über die sie am andern Morgen entscheiden sollten.

»Marie, Du zeichnest mir streng meine Pflicht vor,« erwiederte beschämt der Graf, »fort denn mit allen diesen Kindereien! Du hast Recht, ich muß ganz dem Dienste des Staates angehören, auf dem Felde, der Schlacht im Kriege, bei dem Gerichtshofe im Frieden, ich will Deiner nicht unwerth seyn, Du würdiges Kind Pierre Dubuissons, möge mir einst das Glück werden, Dich zu verdienen.«

Gerade am andern Tage geschah es, daß in Gegenwart der Königin Regentin eine Streitsache verhandelt wurde, in der Graf Philibert de la Marche zum Berichterstatter ernannt worden war. Pierre Dubuisson wollte etwas Anderes vornehmen, denn er wußte, der Graf sey der Arbeit eben nicht sehr ergeben, und glaubte also, er sey noch nicht gehörig vorbereitet; doch die Königin fragte ihn rasch, ob er bereit sey, seinen Bericht vorzutragen, er bejahte es, und alsbald trat tiefe Stille ein.

Der Rechtshandel war von höchster Wichtigkeit. Es handelte sich um den Nachlaß des Vitzthumes von Bergerac, der sich dreimal geheirathet hatte, und aus jeder Ehe sieben Kinder besaß. Der Streitpunkt [illegible], ob die Kinder aus erster Ehe zu gleichen Theilen, als die aus den beiden spätern erben

*) Thibaut, Graf von der Champagne, war der erste Dichter seiner Zeit und ein tapferer, thätiger und unternehmender Fürst; die Königin Blanche hatte klug, wie sie war, Sorge getragen, ihn in die Interessen der Krone Frankreichs zu ziehen, indem sie ihm, wie die Einen berichten, ihr Herz schenkte, oder wie Andere wollen, ihn zum Schiedsrichter zwischen ihr und den Großen Frankreichs wählte, und ihn mit Achtungsbeweisen überhäufte. Thibaut ward später [illegible] von Navarra, und erhielt den Beinamen »der Liederdichter« [illegible]

TIMBRE ROYAL

sollten. Der Gerichtsgebrauch und das geschriebene Recht der Provinzen Guyenne und Poitou wichen in ihren Bestimmungen über Fälle der Art ab, und es war nöthig, die verschiedenen Aussprüche beider Gesetze in Übereinstimmung zu bringen.

Der Graf de la Marche nahm das Wort, und entwickelte in einem klaren, glanzvollen Berichte die verschiedenen Gesichtspunkte, aus denen der vorliegende Fall zu betrachten sey, damit jedem der Streitenden gutes Recht gesprochen würde. Die alten Richter sahen sich erstaunt an, und selbst die Königin konnte sich nicht enthalten, dem jungen Pair laut ihren Beifall über die klare und kundige Weise, wie er einen so wichtigen Vortrag gehalten hatte, darzulegen. Das Parlament schritt ohne weitere Berathung zur Abstimmung in der Sache, und der Streit wurde ganz der Ansicht Philiberts gemäß entschieden.

»Wahrhaftig, Graf de la Marche,« meinte die Königin, die Sitzung aufhebend, »Ihr habt uns eben einen schönen und glänzenden Beweis eures Fleißes und Scharfsinns gegeben, wollt Ihr künftig in der Bahn weiterstreben, die Ihr mit so vieler Auszeichnung betreten habt, mein getreuer Lehensmann?«

»Frau Königin,« antwortete er, und beugte ein Knie, »ich werde von nun an nimmer müde werden, die Gunst Eurer Majestät und die unsers Herrn des Königs zu verdienen.«

»Sehr wohl, Graf, aber seyd aufrichtig, wem verdanken wir diesen glücklichen Wechsel und eure plötzliche Liebe zu den ernstesten Arbeiten?«

»Einem Engel des Himmels, der hernieder stieg, mich an meine Pflicht zu mahnen;« entgegnete er, und blickte dankbar auf Marie, die unfern der Königin stand.

»Ich wußte es wohl,« lächelte die Königin, und beugte sich gnädig zu dem Grafen nieder, »ich lustwandelte gestern Abend mit dem Grafen Thibaut im Rosenfelde, als Euch die himmlische Mahnung ward. Und nun habe ich mich verbunden, Graf, Euch den Lohn für euern ehrenwerthen Gehorsam zu geben.«

»Messire Pierre Dubuisson,« wandte sie sich darauf an den ersten Präsidenten des Parlaments, »von diesem Augenblicke an seyd Ihr Kanzler von Frankreich; Dich, meine schöne Freundin,« fügte sie hinzu, und ergriff die Hand Mariens, »Dich wird morgen unser Hof als Gräfin de la Marche begrüßen.«

»Und Ihr, jungen Pairs,« rief sie, »folget dem edeln Beispiele des Grafen de la Marche, und lernet von ihm selbst in der Liebe einen Sporn zu finden, eurem Volke, eurem Lande zu nützen. Ich aber will, um für immerdar das Andenken Mariens zu bewahren, daß zu Gedächtniß der vorigen Nacht die jungen Pairs meinem Parlamente alljährlich am ersten Mai einen Tribut darbringen.«

»Und worin soll dieser Tribut bestehen, edle Frau?« fragte der Graf von Champagne.

»In Rosen,« antwortete Blanche, und sah mit anmuthigen Blicken rings umher, »und dieser Tribut wird gewiß pünktlich bezahlt werden, denn der fruchtbare Boden unsers Frankreichs wird immer Blumen hervorbringen, die Schönheit zu schmücken, wie Eisen tapfere Männer zu wappnen. Graf de la Marche bringet zuerst meinem Parlamente diese Gabe dar.«

Philibert gehorchte, Pagen pflückten sogleich Rosen, und er brachte an der Spitze der jungen Pairs in Binsenkörben dem ehrwürdigen Gerichtshof eine ganze Erndte der duftenden Blumen dar.

Seit jener Zeit brachte jedes Jahr der jüngste Pair diesen einfachen und rührenden Tribut dar. Im sechzehnten Jahrhundert bestand er noch in voller Kraft, und war nicht ohne Wichtigkeit, denn er diente dazu, den Vorrang durch einen öffentlichen und notarischen Akt festzustellen.

Um 1589 ward der schöne Gebrauch, daß die Herzöge und Pairs dem Parlamente Rosen darbrachten, abgestellt. Denn damals wurde bei den Unruhen der Ligue das Parlament zu Paris nicht als wahrer Pairshof anerkannt, und somit hüteten die Pairs sich wohl, eine Ceremonie vorzunehmen, in der eine Anerkennung des Parlaments gelegen haben würde; sie kam darauf in Vergessenheit. (Gazette des Tribunaux.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— D. Pfister, deutsche Geschichte (aus der Sammlung von Heeren und Ukert) ist von Paquis in's Französische übersetzt werden.

— Seit ohngefähr zwei Jahren besteht zu Jassy, in der Moldau, eine Frauengesellschaft, welche alle Meisterwerke (?) der fremden Literatur in die moldau'sche Sprache übersetzt. Der Fürst von Stourdza, Hospodar der Moldau, ist der Patron dieser Verbindung; er hat die Regierungsdruckerei ermächtigt alle ihre Schriften um den halben Preis zu drucken und ertheilt denjenigen Damen, die sich durch den correktesten Styl am meisten auszeichnen, goldene und silberne Preis-Medaillen. Der Verein hat bis jetzt fünf Romane von Walter Scott übersetzt; eine Auswahl von Lord Byrons Werken; Göthe's Faust; alle Romane der George Sand (!); die Souvenirs de voyage von Lamartine; die École des vieillards von Casimir Delavigne; die Mémoires du diable von Frédéric Soulié, u. s. w.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

ERWINIA.

Ein Blatt

zur Belehrung und Unterhaltung.

Nro. 35.

Samstag, den 29. December 1838.

Maria.

Jüngst, an die Säule gelehnt, in Betrachtung, stand ich im Münster.
Liebliches Schleiergeräusch! Minniger Äugelein viel! —
Schweigsam wandelt's einher mit quastigem Tambourmajorstock,
Ordnung zu halten im Haus. — Liebliches Schleiergeräusch!

Plötzlich verklärten sich alle die heiligen Fenstergemälde,
Prächtig erglänzt im Licht, das sie von aussen durchdrang;
Streuten auf Boden und Pfeiler die farbigen Schattenkopieen,
Sträuße von duftigem Schmelz, Jünger und heilige Frau'n.
Gar an die Säule zu mir hintraten die frommen drei Kön'ge,
Weihrauch, Myrrhen und Gold reichten sie gütig mir dar.
Siehe da trat in den Kreis der freundlichen Zaubergestalten,
Weißeste Rosen im Haar, Mägdlein im weißen Gewand;
Hatte zum ersten Male des Himmels Speise genossen;
Hold (mich bemerkte sie nicht) kniete sie hin zum Gebet.
Liebliches Wunder! Wie stand ich entzückt, als die heilige Jungfrau
Droben im Fenstergemäld' sandte den Schatten ihr zu!
Des benedeiten Leibes Gebild überstrahlte das Mägdlein:
Scheitel und Rosen verklärt güldener Glorie Licht!
Kindeleins Hauptschein sah ich erglänzen am lieblichen Busen!
Ja, sie war's höchselbst, intemerata parens!
Und gar ich nun trug St.-Joseph's farbigen Leibrock! —
Holde Maria mein, laß in Egypten uns flieh'n!

C. A. Candidus, sonst Winfred.

Der Verlobungsabend.

Erzählung.

»Franceska, geliebte Tochter, schenke den Bitten deiner Mutter Gehör, ich beschwöre dich, rette das Leben — mehr als das Leben, rette die Ehre deines Vaters, gib, daß unsre Familie ihr altes Ansehn wieder erlange. Du weißt es, Franceska, unser Vermögen gieng vor einem Jahre, durch den gewissenlosen Betrug des amerikanischen Wechslers unter, und es bleibt uns in Sicilien nichts, als dieser prachtvolle Pallast, welchen wir nicht behalten können. Der Abgrund, worin wir untergehn, erweitert sich mit jedem Tage, und alle Hoffnung wäre dahin, wenn wir dich nicht hätten, meine Franceska, meine geliebte

Tochter! —. Aber was würdest Du uns gegeben, und Gott hat dich ausgeschmückt mit Anmuth und mit Tugenden, damit Du ein Kleinod würdest unserer Familie und ihr Heil; denn ohne dich bliebe uns nichts übrig, als Schande und Elend.»

Die Marquise Pelazzi weinte lange und umarmte ihre Tochter; dann blickte sie dieselbe mit furchtsamer Ängstlichkeit an, wie um in ihren Augen nachzulesen, ob sie sich vollends ihrer Mittheilung vertrauen dürfe, oder ob sie vielleicht, wenn nicht eine abschlägige Antwort, wenigstens eine schmerzhafte Einwilligung befürchten müsse.

Francesca, die sich nicht gerne bei irgend einer Betrachtung aufgehalten hätte, erwiederte hastig mit kindlicher Einfalt:

«Ach, mein Gott! theure Mutter, welchen bessern Beweis meiner Anhänglichkeit könnte ich Ihnen und meinem Vater geben, als den, Sie immer zu lieben, und bereit zu sterben, wie ihr Schicksal erleichtert werden möchte. O, warum kann ich's doch nicht ändern, oder warum kann ich ihm wenigstens den verlornen Glanz nicht wieder geben, den er nicht hätte verlieren sollen...»

— «Du kannst es, Du kannst es, mein Kind!» unterbrach die Mutter, «ein einziges Wort aus deinem Munde, und der ganze Glanz unserer Familie kehrt zurück! Aber dieses Wort; — das ganze Leben...»

«Sprechen Sie, Mutter,» sagte Francesca unbeweglich und betäubt vor Überraschung, als ob sie ein Donnerschlag erwartete.

— «Nun denn, meine Tochter,» erwiederte die Marquise, «es hat der reiche und vortreffliche Baron von Gardes, seit einem Monat unser alter Freund, bei uns um deine Hand angehalten; wenn Du nun einwilligest, so ist alles wieder im vorigen Stande. Er läßt sich in Italien nieder; in unserer Nähe, und...»

«Genug, Mutter,» sprach Francesca leise mit zitternder Stimme; «geben Sie mir nur vierundzwanzig Stunden, damit ich mich an diesen Gedanken gewöhne, oder...»

— «O, mein Kind, denke an deinen Vater, der sonst allen Entbehrungen, nicht lange mehr den Ausgaben seiner geselligen Stellung Genüge leisten könnte... denke an den Glanz deiner Familie, denke an den Baron von Gardes, welcher noch jung...»

«O, meine Mutter,» sagte Francesca, und hielt ihre Thränen zurück,» ich werde an meinen Vater, ich werde an unsere Familie denken... Es wird mir unmöglich werden das Uebrige zu vergessen. In vierundzwanzig Stunden will ich Ihnen meine Antwort bringen. Segnen Sie mich, Mutter, denn ich brauche Muth um Ja zu sagen, und Muth auch wenn ich...»

— «Sage nicht, Kind,» unterbrach die Marquise, indem sie aufstand. «In deinem Alter ist das Herz kaum erwacht; das Deine hat noch nicht gesprochen, Francesca, dein Wille vermag Alles.»

Francesca antwortete nicht; die Marquise drückte dem Mädchen einen Kuß auf die herabgesunkene Stirne, und ging.

— «Emilie! Emilie!» rief Francesca, so bald sie allein war, und fiel auf ihre Knie; «mein armer Emilie!!» Denn dieses junge Mädchenherz hatte seit lange schon gesprochen, und es schwieg nicht einen einzigen Augenblick; die Eltern hörten ihn nicht. Hören denn die Eltern etwas dieser Art? — Sie glauben immer ihre Tochter habe erst sechs Jahre... und sie ist sechzehn, sie ist in Italien geboren, und die Liebe ist die Sonne ihres Lebens.

Wir wollen jetzt mit wenig Worten die Katastrophe berichten, welche die Familie zu Grunde richtete, und Alles was daraus erfolgt war.

Im Jahr 1834 wohnte der Marquis Pelazzi noch in Mailand, seiner Heimath; dort besaß er große Güter und führte ein vornehmes Leben. Die Marquise war eine der glänzendsten Frauen der Stadt, und die kleine Francesca, die halb vierzehn Jahre zählte, wurde schon, ohne es zu wissen, der Gegenstand, worauf mehr als Einer seine Aufmerksamkeit wenden zu dürfen. Einst verwickelte sich der Marquis, ich weiß nicht wie, in eine nur unbekannte politische Angelegenheit. Die Österreicher scherzen nicht — in Mailand am wenigsten. Man gab Francesca's Vater zeitig genug Winke; er verkaufte schnell seine Güter, seinen Pallast, seine Gemälde, seine Meubles, welche bald der Confiskation heimgefallen wären, und ein Freund nahm es über sich, die zwei Millionen Franken, welche er daraus gezogen hatte, pünktlich bei dem berühmten Wechsler Schmitt, der kurz erst aus Neuyork in Marseille angekommen war, anzulegen. Überdies rühmte man weit und breit des Wechslers Redlichkeit und seine Gewandtheit, die alle Kapitalien verschiedener Staaten im Umkreis an sich zu ziehen wußte. Der Vorsicht wegen legte man die zwei Millionen unter des Freundes Namen beim Wechsler nieder; der Name des Marquis wurde bei allem dem nicht genannt; es hatten beide Freunde unter sich einen Tauschschein ausgewechselt, alles, was in solchem Falle nöthig war. Die Finanzangelegenheiten gingen vortrefflich. Die Kapitalien warfen große Zinse ab, welche der Freund pünktlich dem Marquis zukommen ließ. Wenn über kurz oder lang die politische Angelegenheit friedlich abgethan werden sollte, so fielen die zwei Millionen in den Besitz ihres Eigenthümers zurück.

Plötzlich verzog sich das Gewitter über dem Haupte des Marquis, ohne dasselbe zu berühren; er wollte demnach seine Gü-

der welche er unter der Bedingung einer möglichen Zurückstellung verkauft hatte, wieder in Besitz nehmen; er war deshalb im Begriff an seinen Freund zu schreiben, als er erfuhr, daß der [illegible] Wechsler, mit den zwei Millionen und mit Allem, was er sonst noch zusammen bringen konnte, verschwunden war, daß er in Marseille mehr als sein Portrait hängen gelassen, und verdient hätte selbst dort gehangen zu werden.

Ein Donnerschlag kann nicht schneller, nicht schrecklicher treffen. Der Marquis brachte die letzten Überreste seines Vermögens zusammen, und schiffte sich alsbald mit seiner Familie nach Palermo, der Geburtsstadt der Marquise, ein, wo diese noch einen marmornen Pallast hatte… o, des Spottes! Als ganze Dienerschaft nahmen sie nur ein junges Mädchen, Beatrix, mit, die, gerade so alt wie Francesca, ihr ganzes Schicksal theilen wollte, und die ihren Monatslohn groß genug fand, wenn sie [illegible] nur von ihrer jungen Herrin empfangen konnte, wenn sie ihr nur jeden Tag helfen durfte sie zu schmücken. Als die Familie in den Pallast eintrat, empfand sie eine unwillkürliche Beklemmung beim Anblicke der stolz und reichen Bauarbeit, welche so empfindlich mit dem Schicksale ihrer Besitzer abstach. Es kam sich hauptsächlich eine Treppe vor, welche mit Mosaiken ausgelegt, auf Säulen von Jaspis und Porphyr ruhte, die von zwei Greifen getragen wurden. Es war hier ein Kunstwerk des italienischen Meißels — um Fürsten hätten es beneidigen sollen. Die armen unglücklichen Auswanderer stiegen stets mit gebeugtem Haupte hinauf. Francesca blieb noch ein wenig zurück um ihre Augen an der Schönheit dieses Monumentes zu weiden. Das Mädchen erinnerte sich, wie einst, als es noch ganz klein die Reise nach Sicilien machte, ein Dienerwolf unter Pelaggi's Treue, mit [illegible] Geschicklichkeit auf dieser Treppe auf und abstieg — und — wie es jetzt nur noch die kleine Beatrix erblickte, die auf die erste Stufe hingekniet zur Jungfrau Maria und allen Heiligen betete, damit das Glück und die Freude einst wieder in den verödeten Pallast zurückkehrten. —

Ein Jahr war nun bald verflossen, seit die Familie des Marquis sich arm mitten in diesem prächtigen Aufwande aufhielt. Vieles hatte sich während dieser Zeit zugetragen. Der Wechsler Schmitt war als Verbannung zu den Galeeren verurtheilt worden. Des Marquis Freund, nachdem er lange vergebens jenen Bösewicht, dessen Spur man gänzlich verloren, überall aufgesucht hatte, war endlich vor Kummer und Verdruß gestorben. Und Francesca… hatte an ihrem sechzehnten Geburtstage, Emilio Baldi in der Kirche angetroffen, und glaubte lange sie sähe einen Engel neben sich beten.

Es war dies ein junger Florentiner der nur von Liebe und Poesie träumte; der aus natürlichem Antriebe dem Reichthum abgeneigt war, Thränen aufsuchte, und auf seinen Zügen durch Deutschland, England und Frankreich zum voraus einen guten Theil des Vermögens verzehrt hatte, welches ihm einst zufallen sollte. Er befand sich auf seinen Reisen gerade in Sicilien, von wo er sich nach Malta, Griechenland, Wien, und der Himmel weiß, hinbegeben wollte. Doch nein! er wollte von Allem diesem nichts mehr, er wünschte nur noch Francesca. Ein Blick hatte sein Leben umgestaltet, und Alles was er bis jetzt von Liebe und Poesie geträumt hatte, sollte sich endlich verwirklichen. Jede Nacht machte er drei Sonnette und jeden Tag drei Stunden Wegs, um nur seine Gedichte Francesca überkommen zu lassen. Es war dies unmöglich und doch wirklich so wie. Die Sonnette waren zu jener Zeit in Italien die besten Stimmenträger der Liebe.

In Palermo wollen die jungen Mädchen nicht wie bei uns, das Datum aller Schlachten und Festzeiten in der Geschichte (was eine denunziatische Lehrerin immer am besten weiß), aber dort fühlen sie das Schöne in der Natur und Kunst (eine bei unseren schöne Bildung und Erziehung). Dort hätte Molière sicherlich, weder seine Precieuses ridicules noch seine Femmes savantes geschrieben, was [illegible] gewesen wäre. Die zweitliche Erziehung hat zwar auch ihre Schattenseite, aber sie verdient jedenfalls den Vorzug vor der gelehrtlichen Erziehung: die eine kann das Herz verderben, die andere zerstört es. Francesca glaubte sie sey die neue Laura eines neuen Petrarka; sie bildete sich einen Ring mehr an der unendlichen Kette der schönen und glücklichen Dichterliebe. Armuth der Einzige, Ihrer Träume wohl weiter gehen! Sie machte selbst bald eine traurige Erfahrung. Emilio war erst zwanzig Jahre alt; er vermochte noch nichts weder über sein Vermögen noch über seine Handlungen, und sein Vater, der über alle diese Dinge ihm unbeschränkt war, würde sich nie zu einer Verbindung ohne Reichthum geneigt fühlen, würde nie den Beifall mit der Verschwendung vermählen.

Dieß hatten sich die armen Kinder gesagt. — Wie und wann, das kann ich nicht wissen. Francesca gieng ja nur mit ihrer Mutter aus. Manchmal schlief zwar die Marquise während der Predigt, und da hörte vielleicht Francesca die Stimme nicht, welche laut predigte. Wie dem auch sey, so kam eines Tages mit einem Pariser nach Hause, worauf folgende Worte, durch Thränen beinahe unleserlich geworden waren:

„Fräulein, ich reise ab; ich kehre nach Florenz zurück, wie ich es Ihnen gesagt habe; ich will mich zu seinen Füßen werfen und ihn beschwören, daß er mich zu Ihren Füßen legen lasse, was mir vom Vermögen meiner Mutter zukommt;

es ist dieser geringe Preis Ihr Herz nicht werth. Vielleicht möchte er eine Liebe die mich zur Klugheit zurückbringt, nicht thöricht nennen. Wie es auch gehen möge, bleiben Sie die Meine bis zum ersten Tage meines Jubiläums; Sie wissen was ich damit anfangen werde.

«Wissen Sie wie süß es ist sich zu sagen: Es giebt in der Welt einen Menschen, dessen Traum ich bin und dessen Denken, und dessen leidenschaftlicher Wille allein anstreben wird, um sein Leben mit meinem Leben zu vermengen, und um mich bis in den Tod seine Gottheit und Göttinn zu nennen? — Sagen Sie mir, wissen Sie etwas von der Süßigkeit dieser Gewißheit? — O! wer könnte es besser wissen auf der weiten Erde als meine angebetete Francesca? — Leben Sie wohl, Holde, leben Sie wohl, nur auf kurze Zeit — ich hoffe es — und dann der Liebe Wollust auf ewig.

«Dein Emilio.»

Diese Worte, diese glühenden Versicherungen, diese ungewisse Zukunft, die allein möglich schien, dieses erste Du der Liebe, im letzten Worte des Briefchens, welches mit Emilio's Blut unterschrieben war!... Wie hätte es das Herz der jungen Italienerin gegen so viele Beständigkeit, gegen so viele Versuchungen aushalten können? Auch hielt sie es nicht aus. Francesca lief weinend auf die Terrasse, gegen das Meer, und vertraute den Winden, welche den [illegible] mit sich forttrugen, tausend Schwüre um ihn zu lieben, tausend [illegible] Wünsche. Dann verbarg sie das Blatt auf ihrem Busen, und mit Thränen in ihren Augen, begab sie sich hinab in den Saal, und hielt in der Hand eine Stickerei mit welcher sie sich angelegentlich zu beschäftigen schien.

Einige Minuten später kündigte man den Baron von Gusten an.

Es war dieß ein sehr großer, sehr dicker, sehr feiner Mann, der fünf und vierzig Jahre alt seyn mochte; er trug ein blaues Kleid in vollem Glanze, Beinkleider weiß wie Schnee, goldene Ketten die kreuz und quer; sein Gesicht war offen und lachend; zudem hatte er eine schöne Tabacksdose, 1500 Fr. werth, die immer Jedermann offen stand. Es war einer jener kapitalreichen, gutmüthigen Deutschen, die beim ersten Erscheinen schon Zutrauen einflößen, und die durch die Gründlichkeit ihrer Sorgen allen Reiz eines Zimmers einathmen, das [illegible] im Contrat [illegible] und zwanzig [illegible]. Dieser Herr blieb nur eine Viertelstunde, sprach beinahe nichts, war sehr liebenswürdig, und bat bei seinem Weggehen um die Erlaubniß des andern Tags wieder kommen zu dürfen, um der Frau Marquise und Signora Francesca seine Aufwartung zu machen.

Der Baron von Gusten hielt sich erst seit drei Wochen in Palermo auf, wo er mit den vornehmsten Männern großen Aufwand machte. Man wußte zwar nicht recht wo er herkam und mit was er sich abgab; man wußte nur, daß er sehr reich war, und — auf diese einzige Empfehlung hin, hatte er in den besten Häusern Eingang gefunden. Er hatte es sich auch noch bei der Familie Pelaggi angemacht, wo eine Hauptursache ihn hinzog. Mit seinem Reichthume traf nur eine einzige Schwäche zusammen, diejenige mit einer armen guten Familie verbunden zu werden. Er nahm sich vor, das Glück einer liebenswürdigen Jungfrau zu machen, um auf diese Weise die Ungerechtigkeiten des Schicksals auszugleichen. Er hatte es sich auf eine edle Art im Kopfe eingeflüstert und an außerordentlichen Personen fehlte es nicht. Aber er hatte Francesca gesehn, und daher suchte er nimmer.

Dieser dicke Mensch war in der That verliebt, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, schrecklich das Herz. Er hatte genaue Kenntniß von den zerrütteten Vermögensumständen des Marquis Pelaggi, ob er gleich nichts von den Ursachen wußte, welche dieselben herbeigeführt hatten. Diese Dinge vertraute der Marquis Niemanden an. Wie übrigens der Baron von Gusten nicht mit dem Ursprunge seines Vermögens prahlte, so ahnte er auch das Geheimniß des Unglücks. Kurz, des andern Tags, gleich nach diesem Besuche, kündigte er sich dem Marquis Pelaggi, als künftigen Schwiegersohn an, mit dem Vorschlage durch Ehecontract, Francesca, zwei Millionen zuzusichern, und doch, ohne die benannten Güter mit denen er seine Zukünftige beschenken wollte.

Der Marquis und die Marquise glaubten zu träumen; diese zwei Millionen kehrten auf eine eben so ungeheure Weise in ihre Hände zurück, als eine außerordentliche Thorheit sie einst [illegible] hatte.... Die Freude verwirrte den ehemaligen Eltern den Kopf. Man sprach wegen [illegible] an sehr [illegible] Personen, welche den Baron angab. Die Erkundigungen kamen Post nach Post zurück, sie waren vortrefflich. Das Betragen des Herrn von Gusten zeugte übrigens hinlänglich genug. Die Gelder, der Werth, die Almosen, alles wurde gezählt, berechtigt, festgelegt.... Es hieng jetzt nur noch an der Einwilligung der Braut. Und warum sollte diese nicht glücklich ausfallen, alles übrige gieng ja so gut? — Die Eltern, erfahren wie sie sind, sahen in der ehelichen Verbindung beinahe nur noch den Contract, sie kannten das Vergängliche der Liebe, und erinnerten sich nimmer an ihren Zauber.

Es war die Marquise den Tag, als sie mit ihrer Tochter die Unterredung hatte, womit diese Erzählung beginnt. Sie wußte zwar, (ihre Augen hatten es ihr längst daran überzeugt) daß

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Thorwaldsen's

Rückkehr nach Kopenhagen.

Thorwaldsen, und über dem der Seeoffiziere, welches den Festzügen eröffnete, den Neptun, während die Hauptflagge über dem Boote des Industrievereins eine weibliche Figur mit Attributen vorstellte, und sofort die andern Boote. Als sie alle nun unter dem Spiele der verschiedenen Musikcorps sich um die Fregatte versammelt hatten, gingen Professor Freund im Namen der Kunstakademie, und Professor Thiele im Auftrage ihres Präses, des abwesenden Prinzen Christian, mit einem auf pompejanische Weise geschmückten Boot an Bord der Fregatte, um Thorwaldsen zu begrüßen, welcher, als er hervortrat, mit einem enthusiastischen Lebehoch empfangen wurde. Unter vollstimmiger Musikbegleitung ward nun ein von Professor Heiberg gedichtetes Willkommenslied gesungen, worauf ein Hurrah ertönte, das sich von allen Seiten wiederholte und kein Ende zu nehmen schien. Tief gerührt über solchen Empfang, dankte Thorwaldsen für alle die Liebe und Huld, die rings ihm entgegenströmte. Endlich, nach oft wiederholtem Hurrah, begann die Abfahrt vom Schiffe; Thorwaldsen bestieg ein festlich geschmücktes Boot, welches, von allen übrigen umringt, dem Lande zuruderte. Je näher er dem Lande kam, desto lebendiger wurde es am Strande; endlich konnte man sich nicht länger halten, und ein donnerndes Hurrah tönte dem ehrwürdigen Greis entgegen. Der Enthusiasmus stieg auf eine vielleicht nie gesehene Höhe, als er die Zollbude erreicht hatte. Nach kurzem Empfange von Seiten der hier seiner harrenden Deputation mit militärischen Honneurs bestieg er den Wagen, der für ihn in Bereitschaft stand, aber im Nu waren die Pferde ausgespannt, und mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit bewegte sich der Wagen durch die Amalienstraße nach der Charlottenburg, die ihm zum Wohnsitze bestimmt ist. Es war ein wahrer Triumphzug; unter unaufhörlichen Vivats und begeistertem Jubel gelangte der große Meister nach dem Königs-Neumarkt und nach der Charlottenburg, wo das Volk ihn so lange harrte, bis er auf den Altan trat. Am Abend wurde ihm von 150 Künstlern im botanischen Garten ein Fackelzug mit Musik gebracht und dabei ein von Christian Winther gedichtetes Lied ihm zu Ehren abgesungen.

Am 19. September versammelte sich die Akademie der schönen Künste, um ihren lang vermißten, ruhmgekrönten Direktor in ihrer Mitte zu begrüßen, und bei dieser Gelegenheit hielt Professor Thiele, als Secretär der Akademie, die Bewillkommnungsrede.

Am 20. wurde Thorwaldsen durch eine Deputation des Kopenhagener Magistrats bekomplimentirt und ihm zugleich angekündigt, daß die Hauptstadt ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt habe. An demselben Tage ward der Künstler zur königlichen Tafel gezogen und vom König und der Königin huldreichst empfangen.

Thorwaldsen scheint sich einer ungeschwächten Gesundheit zu erfreuen; aber die Zeit hat während einer achtzehnjährigen Abwesenheit sein Haar gebleicht und seinen Nacken etwas gebeugt.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Prof. Aug. Nodnagel, in Darmstadt, bereitet eine neue Sammlung seiner «deutschen Sagen aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller» vor. Seine erste Sammlung ist eine der zweckmäßigsten und reichhaltigsten der deutschen Literatur.

— Von der Schrift Rachel et la vieille Comédie ist die erste Auflage in wenig Tagen erschöpft worden. Die alte französische Schule feiert in dem dramatischen Wunderkinde ihr Auferstehungsfest.

— Die Stadt Havre hat eine Statue zur Erinnerung an Bernardin von Saint-Pierre votirt.

— Von Savoye's Panorama de l'Allemagne sind die fünfte und sechste Lieferungen ausgegeben; sie zeichnen sich durch vier herrliche Stahlstiche aus und die zu den besten des Werkes gehören. Sie stellen vor: Frankfurt a. M.; Schloß Dürrenstein in Oestreich; Trifels, bei Annweiler; Ariadne auf Naxos, nach Dannecker. Der Text bringt: De l'état de l'instruction publique en Autriche etc., par Saint-Marc Girardin, zweiter Artikel. — Les villes allemandes. Francfort s. M., von Eduard Beurmann; les prisons de Richard cœur de Lion, zweiter Artikel, von Savoye. — Introduction à l'histoire de l'Allemagne, Fortsetzung von Toussenel.

— Vom Auszuge aus Talleyrand's Memoiren sind nun die Bände drei und vier (die letzten) erschienen.

— Snorro Sturleson's nordische Königssagen (Heimskringla) sind von Jacob Aall in's Norwegische übersetzt worden.

— Vom 1. Januar 1839 an erscheint ein neues belletristisches Journal: Das Pesther Tageblatt, publicistisches Organ für Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgegeben von Sigmund Saphir.

— Rhein-Sagen und Lieder, mit Stahlstichen, eine Sammlung Romanzen, Balladen, Lieder und Volksmelodien, aus deutschen Dichtern und dem Munde des Volks, in Musik gesetzt mit Pianoforte Begleitung. Bonn, bei Dunst.

— Wir machen unsere Leser aufmerksam auf folgende ausgewählte und vollständige Mustersammlung deutscher Prosa: «Drei Bücher der deutschen Prosa, von Ulphilas bis auf die Gegenwart» (360—1837) herausgegeben von D. H. Künzel. Drei Bände, Frankfurt a. M., bei Sauerländer.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia,

ein Blatt zur

Unterhaltung und Belehrung,

in Verbindung mit Schriftstellern

Deutschlands, der Schweiz und des Elsasses

herausgegeben

von

August Stöber.

Jahrgänge ~~1838~~ und 1839.

Straßburg,
Druck und Verlag von G. L. Schuler, kleine Gewerbslaube Nro. 5.
1840.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 1.

Samstag, den 5. Januar 1839.

Das Mährchen
von der bösen Stiefmutter.

Die böse Stiefmutter sitzt und spinnt,
Und drüber manch böse Mähren ersinnt.

Das Knäblein springt lustig zur Thür herein:
»Frau Mutter, schenkt mir ein Äpfelein!«

»»Du weißt in der Kammer da steht die Truh,
Da liegen viel Äpfel so rosig wie Du.««

Das Knäblein hebt auf den Deckel schwer;
Die böse Stiefmutter ist hinter ihm her.

Da hört man dumpf rollen hinab in die Truh,
Der schwere Deckel klappt drüber zu.

— Die böse Stiefmutter sitzt und spinnt,
Und drüber manch böse Mähren ersinnt.

Das Mägdlein springt lustig zur Thür herein:
»Frau Mutter, wo ist mein Brüderlein?«

»»Dein liebes Brüderlein nascht allein
In der Kammer die süßen Rothäpfelein.««

»Frau Mutter, möcht auch ein Äpflein süß!«
»»So schau, was dein Brüderlein übrig ließ!««

Das Mägdlein hebt auf den Deckel schwer;
Die böse Stiefmutter ist hinter ihm her.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh;
Der schwere Deckel klappt druber zu.

— Die böse Stiefmutter sitzt und sinnt:
Der Rocken blutige Fäden spinnt.

Der Vater tritt spät zur Thür herein:
»Wo sind mein lieben zwei Kinderlein?«

»»Die Kinderlein liegen in guter Ruh,
Sie schlafen selbander in einer Truh.««

Es flattert, es pickt an's Fensterlein;
Zwei schneeweiße Vöglein schauen herein.

»Frau Mutter, habt Dank für die Äpflein roth!
Frau Mutter, habt Dank für den süßen Tod!«

Die fällt vom Sessel zu Boden schwer;
Der Platz ist hinter dem Rocken leer.

Ein schwarzer Vogel die Kammer durchirrt,
Und ächzend, krächzend durch's Fenster schwirrt.

August Stöber.

Der Schatz von Greifenstein. *)

Erzæhlung

von August Schnezler.

I.

Es war am Samstag vor dem heiligen Pfingstfest, im Jahr 1523, da starb mein Vater Hans Georg Breidbach, Gott hab' ihn selig! Er war gar ein frommer, aufrichtiger, schlichter Mann, aber hatte kein Glück auf der Welt, denn sein gerades, offenherziges Wesen, seine strenge Rechtlichkeit und Unbeflechlichkeit zog ihm viele Feinde zu. Ein kleiner Schreiberdienst bei dem Bürgermeisteramt trug ihm zur Noth so viel ein, die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse für seine Familie zu bestreiten, obwohl sein Vater und andere seiner Vorfahren bei hundert und mehr Jahren im Rath gesessen hatten.

Die letzten Jahren seines Lebens wurden ihm noch durch den Tod meiner Mutter und meiner Schwester, und durch den beinah gänzlichen Verlust seines Gesichtes, die Folgen einer schweren Krankheit, verkümmert, und er würde dadurch auch seinen Dienst eingebüßt haben, wenn ich mir nicht glücklicherweise eine solche Fertigkeit in der Schreibekunst erworben hätte, daß ich denselben statt seiner versehen konnte, bis an sein Ende. Kurz vorher sprach er noch den Wunsch gegen mich aus, wie freudig er seine Augen schlöße, wenn er wüßte, daß man mir seine Stelle lassen würde; leider müss' er aber besorgen, seine Feinde würden mir dieß mißgönnen, und er riethe mir daher, lieber das Schneiderhandwerk zu erlernen, als lang um ihre Gunst herumzubetteln.

Kaum war der brave Mann gestorben, als seine Gläubiger die geringe Hinterlassenschaft hinwegnahmen. Ich bewarb mich sogleich um den von ihm bekleideten Schreiberdienst, ward aber von den Herren mit so rauhen und spöttischen Worten abgewiesen, daß ich mich nicht erwehren konnte, den Gestrengen zu sagen: «Wenn mein sel. Vater ihnen hätte wollen behilflich seyn, der Stadt Gut zu vergeuden, so wär' er gewiß nicht ein armer Schreiber geblieben,» worauf sie mir die Thüre vor der Nase zuschlugen.

Da stand ich nun allein und verlassen, und besann mich, ob ich dem Rathe meines Vaters folgen und ein Schneider werden sollte? Dagegen sträubte sich doch mein innerstes Gefühl; ich fühlte mich zu was Höherem geboren, und beschloß die edle Goldschmiedekunst zu erlernen, zu welchem Zweck ich mich vertrauensvoll zu Meister Roth, einem vielgewandten Manne, begab und ihm mein Anliegen vortrug.

Meister Roth war eine wackere Seele. Die Verfolgungen, die mein Vater seiner Geradheit wegen erlitten hatte, waren ihm nicht unbekannt geblieben, und er schätzte ihn deshalb sehr. Obwohl ich nicht so viel hatte, das Lehrgeld zu bezahlen, nahm er mich doch an und unterrichtete mich fleißig in der schönen Kunst, so daß ich in kurzer Zeit es sehr weit darin brachte, ohne Rühmens zu melden.

Gerade dem Laden meines Meisters gegenüber, wohnte der Rathsherr Hugwald, der hatte gar ein holdseliges, sittsames Töchterlein, Anna; die sah ich oft am Fenster spinnen und nähen, so daß ich wider Willen von meiner Arbeit hinweg dahin blicken mußte, immer öfter und öfter hinüberschaute, und deshalb manches Versehen begieng, darob mich der Meister heftig schalt, dem meine Zerstreuung nicht entgangen war. Dem gefährlichen Gegenüber mich zu entziehen, wies er mir einen Arbeitstisch an einem andern Fenster an, was mich natürlich sehr betrübte. Aber an jedem Sonn- oder Feiertag suchte ich es so einzurichten, daß ich gerade vor oder nach der schönen Anna in die Kirche gieng, so daß mich der Meister und seine Schwester — seine Frau war längst gestorben — oft zankten, weil ich mit meinem Anzug nicht fertig werden konnte, wenn ich bemerkte, daß der Rathsherr und seine Tochter noch nicht den Gang zur Kirche angetreten hatten.

Tag und Nacht war nun mein Sinnen darauf gerichtet, wie es mir gelingen möchte, der geliebten Anna meine Gefühle und zu thun. Zwar mußte sie manchmal durch meine sehnsüchtigen Blicke, durch mein Benehmen beim Kirchgang, durch mein höfliches Grüßen, wenn ich an ihrem Fenster vorüber kam, den Zustand meines Herzens geahnt haben. Auch erwiederte sie jedesmal meine ehrbaren Grüße mit so holdseliger Freundlichkeit, wie, so schmeichelte ich mir wenigstens, nicht leicht gegen andere junge Herren. Eine Gelegenheit sie zu sprechen, fand sich endlich einmal unvermuthet zu meinem größten Entzücken. Einer unserer Nachbarn, der Meister Zehnter, hielt Hochzeit, und alle Nachbarn waren der Sitte gemäß, dazu geladen, und mir ward die Ehre zu Theil. Dort erschien auch die lieb Anna, schöner als je. Vor aufgehobener Tafel aber ward es mir nicht möglich, ihr auch nur das geringste Wörtchen zuzuäußern; nachher faßte ich mir ein Herz und forderte sie zum Tanz auf, welchen Muth mir nur die Furcht gab, ein

*) Nach einem handschriftlichen Buche von Hans Breidbach, Goldwaarenhändlers zu Freiburg im Breisgau, aus dem sechzehnten Jahrhundert. Das Originalmanuscript besitzt die Freiburger Bibliothek.
Der Verf.

Anderer möchte mir zuvorkommen, was auch gewiß sogleich geschehen wäre, denn Anna strahlte durch ihre Schönheit fast vor den meisten anwesenden Jungfrauen hervor und war als anmuthige Tänzerin bekannt. Willig reichte sie mir das feine Händchen und ich fühlte mich ganz selig. Alles gieng gut, ich glaube nie besser getanzt zu haben. In den Pausen suchte ich ihr, so sehr ich mich vor den Beobachtern hüten mußte, meine Liebe in schüchternen Worten anzudeuten, natürlich konnte ich es noch nicht wagen, frei herauszusprechen; ich sprach nur von gefährlicher Nachbarschaft, von meiner Versetzung an ein anderes Fenster, von ihrer Andacht in der Kirche und dergleichen mehr. Aus ihren Antworten schöpfte ich Hoffnung; ich war nicht unbemerkt geblieben, was aber meine Andacht in der Kirche betraf, so schien sie ihr nicht groß zu seyn, und dergleichen mehr. Auch ihr Vater bezeigte sich sehr freundlich mit mir und seine Leutseligkeit ermunterte mich so sehr, daß ich alle Schüchternheit gegen ihn ablegte und mich in fröhlichster Laune mit ihm unterhalten konnte, woran er großes Gefallen fand, wie mich däuchte. Er fragte mich unter Anderm auch, ob ich mir wohl getraute, einen schönen Fingerring nach seiner Angabe zu machen, und bestellte mich, einige Tage darauf in sein Haus zu kommen, wo wir dann das Nähere miteinander besprechen wollten. Vor lauter Glück und freudigen Hoffnungen konnte ich die Nacht kein Auge schließen, immer schwebte Annchens freundliches Bild vor mir, immer klang die süße Stimme in meinen Ohren, und der Vater lächelte mir freundlich und verheißend zu.

II.

Endlich kam der sehnlich erwartete Tag den mir Rathsherr Hugwald bestimmt hatte, um wegen des Ringes mit mir Rücksprache zu nehmen. Ich hatte meine Sonntagskleider angezogen, zur großen Verwunderung meines Meisters, der mich fragte, was ich denn heute für ein Fest feiern wolle. Auf meine Antwort, Rathsherr Hugwald habe mich eines Ringes wegen auf heute zu sich bestellt, lächelte mein Meister bedeutend und sagte: »So? ich glaubte du hättest nichts Geringeres vor, als um die Hand der Jungfer Anna bei ihm zu werben?« Blutroth schoß ich zur Thüre hinaus.

Mit jedem Schritte zum Hause des Rathsherren ward mir das Herz banger und klopfte heftiger, als ich vor der Pforte stand. Ich wäre beinahe wieder umgekehrt, wäre nicht gerade Jemand herausgegangen, worauf ich doch eintrat. Anna saß allein im Gemache; sie bewillkommte mich hocherröthend, und wir beide standen einander eine Zeitlang in ziemlicher Verlegenheit gegenüber, denn mir war der Hals wie zugeschnürt. Endlich sagte Anna, ihr Vater habe nur ein kleines Geschäft auswärts zu besorgen und werde gleich wieder kommen. Ich sah, daß keine Zeit zu verlieren wäre, und beschwor Anna in den rührendsten Ausdrücken, mir nicht zu zürnen, weil ich es gewagt habe, mein Auge in Liebe zu ihr zu erheben, da sie doch eines reichen Rathsherrn Tochter und ich nur der Sohn eines armen Schreibers sey, der mir nichts habe hinterlassen können, als einen unbescholtenen Namen. — Mit Thränen in den Augen erwiederte mir das theure Mädchen, sie habe meine stille Liebe wohl gesehen und ihr Herz habe längst für mich gesprochen. Sie sey aber nicht so reich, als ich meine, das solle mich nicht abschrecken, und ein ehrlich Gemüth sey ihr lieber als alles Gut und Geld. Ich glaubte einen Engel vom Himmel zu hören, und zu früh für Alles was ich noch von meiner Liebe betheuern wollte, trat Herr Hugwald herein und sah mit einigem Befremden bald auf mich bald auf seine Tochter, und fragte, warum sie weine und was ich von ihm wünsche. Ich erinnerte ihn an den Auftrag zu dem Ringe, verwirrte mich aber der Art in meinen Ausdrücken, daß ich endlich offen meine Liebe für seine Tochter an den Tag legte. Da rief er: »Samer Potz Wunder! Was will so ein Bub? Ein armer Goldschmiedgesell, der noch nicht weiß, woher er für Morgen sein tägliches Brod bestreiten will, wenn ihn der Meister zur Thüre hinauswirft, ein solcher ist frech genug mir in's Gesicht zu sagen, er liebe meine Tochter? Und Du, dummes Ding, geh' in deine Kammer und laß' dich nicht wieder vor mir sehen, bis dir die thörichten Gedanken vergangen sind.« Schluchzend entfernte sich Anna, doch der letzte Blick den sie mir zuwarf, versprach mir Alles. Trotzig verließ ich den Rathsherrn, kein Wort auf alle Grobheiten entgegnend, womit er mir die Thüre wies.

Als ich nach Hause kam, warf ich mich auf mein Lager und ließ meinen Thränen über mein unseliges Loos freien Lauf und verwünschte tausendfach meine Armuth, doch richtete mich Anna's Benehmen wieder auf, und der Blick, mit dem sie von mir geschieden, wurde mir zum köstlichsten Strahle der Hoffnung, vor dem die trüben Wolken der Zukunft sich allmälig vertheilten. Mein Meister bemerkte zwar wohl meine verweinten Augen, als ich wieder an die Arbeit gieng, äußerte aber nichts als: Mit dem Ring werd' es wohl gute Weile haben.

III.

Tag und Nacht träumte ich jetzt nur von Plänen, auf irgend eine Weise Reichthum zu erlangen. Darüber versäumte ich je-

doch meine Arbeit nicht, und saß oft bis tief in die Mitternacht hinter meinen Werkzeugen, denn der Meister zahlte mir einen eigenen Lohn für die Gegenstände, die ich nach dem Feierabend noch fertigte; wenn ich aber auch ausrechnete, wieviel ich mir dadurch in zehn Jahren zusammensparen könnte, so war ich dann doch noch lange nicht reich, nicht einmal wohlhabend zu nennen. Da fiel mir ein, wie mein Vater selig einst gesagt, unser Nachbar, der Metzger, habe sein großes Haus im Spiel gewonnen; so hoffte ich, das Spiel werde mir gleichfalls lächeln, und machte den Versuch, verlor aber Alles, was ich bisher mühsam zusammengebracht hatte und lud mir noch obendrein zehn Thaler Schulden auf. Da ward' ich erst recht voll Jammers, denn ich wußte wohl, wenn ich nicht bezahlen könne, würden mich die Spielgesellen gefänglich einsetzen lassen und Anna's Vater war noch dazu Thurmherr. Aber lieber sterben, als in den Kerker!

Meines Meisters Schwester, Gertrude, eine häßliche, alte Jungfer von fünfzig Jahren, dabei geizig über die Maßen, hatte schon seit einiger Zeit ihr angewohntes mürrisches und zänkisches Wesen gegen mich in ein freundlicheres Benehmen verwandelt, und ich war der einzige im Hause, den sie nicht dafür entgelten ließ, daß ihre Reize bisher noch keinen Anbeter hatten finden wollen und sie wider Willen noch nicht mit dem Myrthenkränzlein gekrönt worden war. Aus ihren Äußerungen entnahm ich zu meinem Entsetzen oft, daß sie ein wohlgefälliges Auge auf mich geworfen, und sie gab mir zuweilen nicht undeutlich zu verstehen, es hienge nur von mir ab, mich zu einem wohlhabenden Manne zu machen, die jungen Leute seyen aber meistens blind für ihren eigenen Vortheil, wenn er ihnen auch noch so nahe gerückt werde, und bauten lieber goldene Luftschlösser, als daß sie auf Erden festen Grund zu einem soliden Lebensgebäude legten, und was dergleichen mehr war.

Als ich nun wegen meines Verlustes eines Abends so in schweren Sorgen da saß und zum öfteren Seufzer meinem Herzen sich entschlichen, trat mich die bejahrte Jungfrau an und fragte mit so freundlichen Worten als sie nur vermochte, was mir fehle, ob sie mir nicht mit Rath oder That beistehen könne, warum ich denn kein Vertrauen zu ihr habe, und setzte mir so zu, daß ich ihr endlich alle meine Noth wegen Anna und dem Spiele gestand. Bei der Erwähnung Anna's zogen sich die ziemlich zahlreichen Runzeln und Falten ihres Gesichtes eben nicht sehr tröstlich zusammen und sie sagte mir mit dürren Worten, ich müsse mir solche Gedanken aus dem Sinne schlagen; wie könnte ich doch so hoch hinausdenken, das sey lauter Stolz und Eigendünkel. Anna's Vater werde sie niemandem anderm als einem Junker zur Ehe geben, er sey gar ein eingebildeter, geiziger Mann, obwohl er sein Ansehn nur einer schlechten Handlung zu verdanken habe. »Denkt Euch einmal,« fuhr sie fort, »dieser Rathsherr Hugwald war bloß ein gemeiner Schreiber bei dem Junker von Blumeneck, er wußte sich aber in das Herz seiner Tochter so einzuschmeicheln und brachte sie endlich dahin, daß sie sich von ihm entführen und heimlich trauen ließ. Die Strafe hat ihn aber gar bald ereilt, denn der aufgebrachte Vater vermachte all' sein Hab' und Gut seiner anderen Tochter, indem er jene mit den schmählichsten Benennungen förmlich enterbte. Aber der Hochmuthsteufel steckt ihm doch noch immer im Kopf und er will jetzt für seine Tochter mit Gewalt einen reichen vornehmen Ehegatten haben, um sich selbst bequemere Tage machen zu können.«

Mit diesen und ähnlichen Reden suchte mir des Meisters Schwester meine Liebe zur holden Anna zu verleiden; ich wußte aber wohl, daß Alles, was sie da gesagt hatte, übertrieben war, und Rathsherr Hugwald eben nicht so sehr dringend eines reichen Eidams bedürfe. Doch schwieg ich davon still, und bat sie mir lieber in meiner Verlegenheit wegen der Spielschuld an die Hand zu geben. Mit gar süßen und katzenschmeichlerischen Worten versicherte sie mir, sie wolle die zehn Thaler gern zahlen und mir auch sonst Geld genug zu allen meinen Bedürfnissen geben, wenn ich so klug und vernünftig genug wäre, ihr Herz und ihre Hand anzunehmen. Sie habe mich als treuen und fleißigen Jüngling bewährt gefunden und beschlossen, mein Glück zu machen, da Vermögen hinlänglich da sey, uns beiden ein sorgenloses Leben zu bereiten.

Wie sehr ich bei dieser unumwundenen Liebeserklärung stutzte, läßt sich denken, ich verbarg aber meine Bestürzung, dankte ihr auf das innigste für die mir zugedachte Ehre und sprach den Wunsch aus, sie möchte doch lieber einen würdigeren Mann als mich armen Goldschmiedgesellen sich erkiesen, wovon sie aber nichts hören wollte und ihre Belagerung so fortsetzte, daß ich mir endlich einige Tage Bedenkzeit erbat, die mir auch murrend gewährt wurden.

Mittlerweile drängten mich meine Gläubiger auf das Hartnäckigste; auch besaß ich kein Geld mehr um mir neue Kleider machen zu lassen, deren ich sehr bedurfte; und die Alte vergaß nicht, mich bald darauf zu mahnen, ihr meinen Entschluß zu eröffnen; ich war im schrecklichsten Zustande, und wußte vor Angst nicht, was ich beginnen solle. Wäre nicht Anna gewesen, ich hätte mein Heil in der Flucht gesucht, aber auch diese würde fehlgeschlagen seyn, denn im Augenblick, als ich zu fliehen gedachte, kamen die Häscher um mich in den Schuldthurm zu führen. Meine Noth war also auf's Höchste gestiegen; dieser Schande

zu entgehen, schien mir kein Mittel zu schlecht und mit innerster Verzweiflung versprach ich Gertruden zu heirathen. Das mußte ich ihr schriftlich geben und erhielt sogleich die zehn Thaler, die mich wenigstens von meiner Angst befreiten. Auch gab sie mir einen schönen schwergoldenen Ring, den ich aber wohl versteckte, damit ja niemand etwas merken sollte. Nun bat ich sie, während mir die Thränen über die Wangen liefen, noch keiner Seele was von unsrem Vertrage zu offenbaren und mit der Hochzeit ein oder zwei Jährlein noch zu warten, womit sie aber übel zufrieden war, mir heftige Vorwürfe über meine Undankbarkeit machte und den Tag festsetzte, an welchem sie den Meister von unsrer Sache unterrichten wolle. Die Hochzeit müßte längstens in vier Wochen gefeiert werden; wenn ich nicht gütlich dazu mich anließe, werde sie mich rechtlich zwingen! Ach! sie hatte ja das Eheversprechen in Händen!

IV.

Nun war mir alle Lust an Essen und Trinken vergangen; schlaflos wälzte ich mich auf meinem Lager, es mit meinen Thränen benetzend. Ich beschwor den lieben Gott in den heißesten Gebeten um Rettung aus diesen beklemmenden Verhältnissen, denn immer näher und näher rückte der verhängnißvolle Tag, an dem ich meine Freiheit und mein junges Leben einem so widrigen Gegenstande zum Opfer bringen sollte. Ich sah nun keinen andern Ausweg mehr als den der Flucht, so schwer es mich auch wegen der geliebten Anna schmerzte.

Gedacht, gethan. An einem schönen Morgen stand ich in aller Frühe auf, nahm den Ring, den mir die Alte gegeben, und hieng ihn leise an die Klinke ihrer Schlafkammer, nebst einem Abschiedszettelchen, und lief in Gottesnamen fort aus der schönen Stadt Freiburg, und in einem Weg bis gen Badenweiler, ohne Rast und Ruh, denn ich meinte immer, die Alte sey mir auf den Füßen. Da vernahm ich, wie rings Alles in der ganzen Gegend in Aufruhr sey; die Empörung der Bauern war schon vor einiger Zeit ausgebrochen und hatte nun auch das Breisgau angesteckt; ich hörte, Neuenburg sey bereits eingenommen und nun geh' es Heitersheim zu. Da wandte ich mich in's Gebirge und kam zu Nacht in ein Dorf, recht aus dem Regen in die Traufe. Denn im Wirthshause war ein großes Gewühl von den Bauern, die tranken und lärmten, und saßen um eine Stange, worauf ein Bauernschuh befestigt war, und sangen wilde Spott- und Jubellieder auf die Fürsten und Herren. Ein langer Kerl von grimmigem Aussehen kam sogleich auf mich zu und fragte mich, was ich da wolle; ich sey gewiß zum Spioniren ausgesandt und müsse gehenkt werden. In meiner Angst erzählte ich ihnen meine ganze Geschichte und mochte wohl treuherzig und ehrlich genug dabei aussehen, denn sie lachten einmal über das Andere, und gaben mir zu essen und zu trinken, obwohl mein Hunger und Durst ziemlich vergangen war. Aber unter den stärksten Drohungen setzten sie mir zu, daß ich ihnen mit den feierlichsten Schwüren, um nur dem Tod zu entgehen, geloben mußte, Gut und Blut mit ihnen zu theilen und ihrer gerechten Sache nach Kräften beizustehen. So zog ich Tags darauf mit den Bauern fort und erfuhr mit Schrecken, daß sie auf Freiburg ziehen wollten, wo ich wenig Ehre durch meine Verbrüderung mit diesen Banden zu ärnten hoffte. Dagegen fiel mir wieder ein, wie ich mir jedoch großen Reichthum durch meinen Antheil an der Beute sammeln und vielleicht Anna gewinnen könne; auch sah ich schon im Geiste meine alte Verfolgerin vor lauter Angst gestorben und den Rathsherrn gezwungen, mir Alles zu gewähren. — Gott verzeihe mir gnädiglich meine Sünde!

Wirklich erreichten wir nun Freiburg; unsre Zahl wuchs immer mehr an und unsre glücklichen Siege in manchen Scharmützeln machten das Bauernheer immer übermüthiger. Doch ließen sie sich mit den Städtern in Unterhandlungen ein und zogen ab, gegen eine große Summe Geldes, welche den Hauptleuten als Brandschatzung ausbezahlt werden mußte. Vorher aber war die Carthause und das Johanniterhaus rein ausgeplündert worden. Mir fiel als Antheil ein ziemliches Kapital zu, das aber kaum in meinen Händen war, als mir's die Bauern wieder raubten. Da dachte ich, sind diese meineidig gegen dich, so bist du auch nicht länger durch deinen Schwur an sie gebunden, und ich suchte nun alle Gelegenheit, den Aufrührern wieder zu entwischen.

Diese fand sich jedoch nicht so leicht. Die Lothringer Bauern, die auch aufgestanden waren, riefen uns um Unterstützung an und ein Haufen, dem ich auch zugethan wurde, machte sich nun auf den Weg. Im Elsaß hörten wir, im Schloß Greifenstein (bei Zabern), wohne eine überaus reiche Wittwe, und diese Gelegenheit, unsre Schätze zu vermehren, wollten wir nicht unbenutzt lassen. Ein kleiner Umweg führte uns vor das ziemlich schlecht verwahrte und nur in größter Eile mit wenigen Lehnsleuten in Vertheidigungsstand gesetzte Schloß. Während die Bauern dasselbe zur Übergabe aufforderten, entdeckte ich beim Untersuchen der nächsten Umgegend eine kleine Öffnung im Boden, worüber ein loses Brett gelegt und mit etwas Rasen bedeckt war. Mit leichter Mühe schlupfte ich hinein, wohl ahnend, dieß sey ein unterirdischer Gang, der in die Burg führen müßte. In wenigen Augenblicken stand ich im Keller derselben,

aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine ältliche Dame dort auf der Erde knieen und ein Käſtchen, das ſie hineinvergraben, ſchnell mit dem Schutt wieder überwerfen ſah. Das Geräuſch, das ich beim Eintritt machte, ſchreckte ſie auf und zitternd ſtürzte ſie vor mir nieder, mich beſchwörend, ihres Lebens zu ſchonen, ſie wolle mir gern Alles, Geld und Gut geben, und mich gewiß zufrieden ſtellen. Ich ſuchte ſie ſo viel als möglich zu beruhigen und rieth ihr ſchnell hinauf zu eilen und mit den ſtürmenden Bauern auf eine glimpfliche Weiſe in Unterhandlung zu treten. Kaum wankte ſie die Treppe hinauf, als eine Rotte Bauern, die unterdeſſen, ohne großen Widerſtand zu finden, das Schloß eingenommen hatten, heruntertobte und die unglückliche Edelfrau die Stufen hinabwarfen; einer der Roheſten hieb ihr mit ſeiner Hellebarde über den Kopf, daß ſie augenblicklich den Geiſt aufgab und warf den Leichnam in den Burggraben. Ich hatte mich bei der Annäherung des Haufens ſogleich auf den friſch mit Erde zugedeckten Platz geſetzt, worin das Käſtchen verborgen war, und ſtellte mich, um mich durch meinen ſonderbaren Sitz nicht zu verrathen, als ob ich von dem Weine eines großen Faſſes, worauf ich ſtammelnd hinwies, ſo betrunken wäre, daß ich nicht vom Boden mich erheben könne. Die Bauern machten ſich ohne weitere Unterſuchungen ſogleich über den Weinvorrath her und das mit ſo gutem Erfolge, daß in weniger als einer halben Stunde alle ſinnlos herumtaumelten. Brüllend und lachend über meinen geheuchelten Zuſtand riſſen ſie mich vom Boden empor, und ſchleppten mich, obwohl ſie ſelbſt kaum zu gehen mehr fähig waren, wieder aus dem Keller heraus. Einige Minuten ſpäter wären wir von den Trümmern des in Flammen geſteckten Schloſſes, begraben worden.

Wir zogen weiter und hörten noch von ferne das Krachen der Mauern und Balken; der Abend war ſchon tief herabgeſunken, aber die Glut des brennenden Schloſſes leuchtete uns durch die Dämmerung. Plötzlich ſahen wir uns von einer Menge Reiter und Reiſigen überfallen, die wie aus dem Boden herausgewachſen ſchienen. Wir waren verrathen worden. Der Herzog von Lothringen hatte auf die Nachricht vom Überfalle der Burg Greifenſtein, ſogleich eine Abtheilung ſeines Kriegsvolks gegen uns geſandt, das aber leider zu ſpät kam, das Schloß zu retten. Auf dem Wege dahin hörten ſie von unſerm Abmarſche und verſteckten ſich in dem Walde, der eine halbe Stunde von dort entfernt iſt, hinter Buſch und Bäumen zur Seite der Straße, vom Dunkel der einbrechenden Nacht begünſtigt. Betrunken, wie die Bauern faſt alle waren, fiel es nicht ſchwer, uns binnen kurzer Zeit gänzlich zu ſchlagen. Einer der Hauptleute ereilte mich, doch warf ich die Waffen weg, wohl ſehend, daß jeder Widerſtand vergeblich ſey, und bat flehentlich um mein Leben, indem ich rief, ich ſey ein Bürger von Freiburg, der von den Bauern gefangen und wider Willen gezwungen worden, mit ihnen auszuziehen und zu kämpfen, worauf er meiner ſchonte, mir aber drohte, mich ſogleich aufknüpfen zu laſſen, wenn ich ihm Unwahrheit berichtet habe. Ich wurde nun, als Gefangener, in ein Schloß geführt, wo eine Menge von Bauern bereits im Thurme gefeſſelt lagen, und, abgeſondert von den Übrigen, in ein finſtres Loch geworfen, das zum Burgverließe gehörte.

(Der Schluß folgt.)

Der Dichter Lenz, im Steinthale.*)

Den 20. Januar 1778 kam er hieher. Ich kannte ihn nicht. Im erſten Blick ſah ich ihn, den Haaren und hängenden Locken nach, für einen Schreinergeſell an; ſeine freimüthige Manier aber zeigte bald daß mich die Haare betrogen hatten. — »Seyen Sie willkommen, ob Sie mir ſchon unbekannt.« — »Ich bin ein Freund K...'s und bringe ein Compliment von ihm.« — »Der Name, wenn's beliebt?« — »Lenz.« — »Ha, ha, iſt er nicht gedruckt?« (Ich erinnerte mich einige Dramen geleſen zu haben, die einem Herrn dieſes Namens zugeſchrieben wurden.) Er antwortete: »Ja; aber belieben Sie mich nicht darnach zu beurtheilen.«

Wir waren vergnügt unter einander; er zeichnete uns verſchiedene Kleidungen der Ruſſen und Liefländer vor; wir ſprachen von ihrer Lebensart, u. ſ. w. Wir logirten ihn in das Beſuchzimmer im Schulhauſe.

Die darauf folgende Nacht hörte ich eine Weile im Schlaf laut reden, ohne daß ich mich ermuntern konnte. Endlich fuhr ich plötzlich zuſammen, horchte, ſprang auf, horchte wieder.

*) Dieſer rührende, ſchlicht und herzlich geſchriebene Aufſatz, iſt aus Pfarrer Oberlin's Papieren gezogen, ein merkwürdiger Beitrag zur Lebensgeſchichte eines unglücklichen, talentvollen Dichters. S. Vie de J. F. Oberlin, par *D. E. Stoeber*, p. 215. Der Dichter Lenz, Mittheilungen von Aug. Stöber, Morgenblatt 1831, Nro. 250 u. f., wo ſich auch die von Lenz an Salzmann gerichteten Briefe befinden. Mein ſeliger Freund, der am 19. Februar 1837 zu Zürich geſtorben, G. Büchner, hat auf den Grund dieſes Aufſatzes eine Novelle geſchrieben, die aber leider nur Fragment geblieben iſt und in der Ausgabe ſeiner Schriften, die D. Gutzkow beſorgt, erſcheinen ſoll. S. Converſationslexicon der Gegenwart. Art. Büchner.

Der Einſend.

Da hörte ich mit Schulmeisters Stimme laut sagen: Allez donc au lit — qu'est-ce que c'est que ça —. hé! — dans l'eau par un temps si froid! — Allez, allez au lit!

Eine Menge Gedanken durchdrangen sich in meinem Kopf. Vielleicht, dachte ich, ist er ein Nachtwandler und hatte das Unglück in die Brunnbütte zu stürzen; man muß ihm also Feuer, Thee, machen, um ihn zu erwärmen und zu trocknen. Ich warf meine Kleider um mich und hinunter an das Schulhaus. Schulmeister und seine Frau, noch vor Schrecken blaß, sagten mir: Herr Lenz hätte die ganze Nacht nicht geschlafen, wäre hin und her gegangen, auf's Feld hinter dem Hause, wieder herein, endlich hinunter an den Brunnentrog, streckte die Hände ins Wasser, stieg auf den Trog, stürzte sich hinein und plattscherte drinn wie eine Ente; sie, Schulmeister und seine Frau, hatten gefürchtet er wolle sich ertränken, riefen ihm zu — er wieder aus dem Wasser, sagte, er wäre gewohnt sich im kalten Wasser zu baden, und gieng wieder auf sein Zimmer. — Gottlob, sagte ich, daß es wieder nichts ist; Herr K... liebt das kalte Bad auch, und Herr L... ist ein Freund von Hn. K...

Das war für uns Alle der erste Schreck; ich eilte zurück um meine Frau auch zu beruhigen.

Von dem an verrichtete er, auf mein Bitten, sein Baden mit mehrerer Stille.

Den 21. ritt er mit mir nach Belmont, wo wir die allgemeine Grosmutter, die 176 Abstämmlinge erlebet, begruben. Daheim communicirte er mir mit einer edeln Freimüthigkeit, was ihm an meinem Vortrag, u. s. w. mißfallen; wir waren vergnügt bei einander, es war mir wohl bei ihm; er zeigte sich in allem als ein liebenswürdiger Jüngling.

Hr. K... hatte mir sagen lassen: er würde, seiner Braut das Steinthal zu zeigen, zu uns kommen und einen Theologen mitbringen, der gerne hier predigen möchte.

Ich bin nun bald eilf Jahre hier; anfangs waren meine Predigten vortrefflich, nach dem Geschmacke der Steinthäler. Seitdem ich aber dieser guten Leute Fehler kenne und ihre äußerste Unwissenheit in Allem, und besonders in der Sprache selbst, in der man ihnen predigt, und ich mich daher so tief mir immer möglich herunter lassen und dem mir nun bekannten Bedürfniß meiner Zuhörer gemäß zu predigen mich bemühe, seit dem hat man beständig daran auszusetzen. Bald heißt es: ich wäre zu scharf; bald: so könne es Jeder; bald: meine Mägde hätten mir meine Predigt gemacht, u. s. w. Ueberdies macht mir das Predigen oft mehr Mühe als alle andre Theile meines Amtes zusammen genommen. Ich bin daher herzlich froh wann bisweilen jemand anders für mich predigen will.

Hr. L..., nachdem er die Schulen der Conductrices und anderes in Augenschein genommen, und er mir seine Gedanken freimüthig über Alles mitgetheilt, äußerte mir seinen Wunsch für mich zu predigen. Ich fragte ihn ob er der Theolog wäre, von dem mir Hr. K... hätte sagen lassen? „Ja,“ sagte er, und ich ließ mirs, um obiger Ursachen willen, gefallen; es geschah den darauf folgenden Sonntag, den 25sten. Ich gieng vor den Altar, sprach die Absolution, und Hr. L... hielt auf der Kanzel eine schöne Predigt, nur mit etwas zu vieler Erschrockenheit. Hr. K... war mit seiner Braut auch in der Kirche. Sobald er konnte bat er mich, mit ihm besonders zu gehn, und fragte mich mit bedeutender Miene, wie sich Hr. L. seitdem betragen und was wir mit einander gesprochen hätten. Ich sagte ihm was ich noch davon wußte; H. K. sagte: es wäre gut. Bald darauf war er auch mit Hrn. L. allein. Es kam mir dies alles etwas bedenklich vor, wollte da nicht fragen, wo ich sah daß man geheimnißvoll wäre, nahm mir aber vor meinen Unterricht weiter zu suchen.

Hr. K. lud mich freundschaftlich ein, mit ihm zu seiner Hochzeit in die Schweiz zu gehn. So gern ich längst die Schweiz gesehen, einen Lavater, einen Pfenninger und andre Männer gekannt und gesprochen hätte, so sehr meinem Leibe und Gemüthe (ich hatte einige harte Monate gehabt), eine Aufmunterung und Stärkung durch eine Reise wünschbar war, so unübersteigliche Hindernisse fand ich auf allzuvielen Seiten. Hr. K. räumte einen großen Theil durch Mittheilung seines Reiseplanes aus dem Wege: ich überlegte den Rest und fand Möglichkeit.

Am Montag, den 26., nachdem ich meine letzten damaligen Patienten begraben hatte, gieng ich den nächsten Weg über Rhein. Herr L. sollte die Kanzel und mein Hr. Amtsbruder die eigentlichen Actus pastorales, die den damaligen Umständen nach, sparsam oder gar nicht vorkommen sollten, versehen.

Ich kam nicht weiter als bis nach Köndringen und Emmendingen, wo ich Hrn. Sander und am zweiten Ort Hrn. Schlosser zum ersten Mal sah und besprach; sodann über Breisach nach Colmar, wo ich Hrn. Pfeffel und Lerse kennen lernte; und zurück ins Steinthal.

Ich hatte nun hinlänglichen Unterricht in Ansehung Hrn. L. bekommen, und übrigens so viel Satisfaction von meiner Reise, daß, so rar bei einem Steinthäler Pfarrer das Geld ist, ich sie nicht um hundert Thaler gebe.

Ueber meine unvermuthete Rückkunft war Hr. L. betroffen und etwas bestürzt, meine Frau aber entzückt, und bald darauf, nach einiger Unterredung, auch Hr. L.

Ich hörte daß in meiner Abwesenheit Vieles, auf Hrn. L...'s Umstände Passendes und für ihn Nützliches, gesprochen wor-

TIMBRE ROYAL
40

den, ohngeachtet meine Frau die Umstände selbst, die ich erst auf meiner Reise erfuhr, nicht wußte.

Ich erfuhr ferner daß Hr. L., nach vorhergegangenen eintägigen Fasten, Bestreichung des Gesichtes mit Asche, Begehrung eines alten Sackes, den 3. Hornung ein zu Fouday so eben verstorbenes Kind, das Friederike hieß, aufwecken wollte, welches ihm aber fehlgeschlagen.

Er hatte eine Wunde am Fuß hieher gebracht, die ihn hinken machte und ihn nöthigte hier zu bleiben. Meine Frau verband sie ihm täglich und man konnte baldige Heilung hoffen. Durch das unruhige Hinundherlaufen aber, da er das Kind erwecken wollte, verschlimmerte sich die Wunde so sehr, daß man die Entzündung mit erweichenden Aufschlägen wahren mußte. Auf unsre und Hrn. K...'s häufige Vorstellungen, hatte er sein Baden eingestellt, um die Heilung der Wunde zu befördern. In der Nacht aber, zwischen dem 4. und 5. Hornung, sprang er wieder in den Brunnentrog, mit heftiger Bewegung, um, wie er nachher gestand, die Wunde aufs Neue zu verschlimmern.

Seit Hrn. K...'s Besuch logirte Hr. L. nicht mehr im Schulhaus, sondern bei uns in dem Zimmer über der Kindsstube. Den Tag hindurch war er auf meiner Stube, wo er sich mit Zeichnen und Malen der Schweizergegenden, mit Durchblättern und Lesen der Bibel, mit Predigtschreiben, und Unterredung mit meiner Frau beschäftigte.

Den 5. Hornung kam ich von meiner Reise zurück; er war, wie ich oben gesagt, anfangs darüber bestürzt, und bedauerte sehr daß ich nicht in der Schweiz gewesen. Ich erzählte ihm daß Hr. Hofrath Pfeffel die Landgeistlichen so glücklich schätzt, und ihren Stand beneidenswerth hält, weil er so unmittelbar zur Beglückung des Nächsten aufweckt. Es machte Eindruck auf ihn. Ich bediente mich dieses Augenblicks ihn zu ermahnen sich dem Wunsche seines Vaters zu unterwerfen, sich mit ihm auszusöhnen, u. s. w.

Da ich bei manchen Gelegenheiten wahrgenommen daß sein Herz von fürchterlicher Unruhe gemartert wurde, sagte ich ihm, er würde sodann wieder zur Ruhe kommen, und schwerlich eher, denn Gott wußte seinem Worte: »Ehre Vater und Mutter,« Nachdruck zu geben, u. s. w.

Alles was ich sagte waren nur meistens Antworten auf abgebrochene, oft schwer zu verstehende Worte, die er in großer Beklemmung seines Herzens ausstieß. Ich merkte, daß er bei Erinnerung gethaner, mir unbekannter Sünde, schauderte, an der Möglichkeit der Vergebung verzweifelte; ich antwortete ihm darauf; er hob seinen niederhängenden Kopf auf, blickte gen Himmel, rang die Hände, und sagte: »Ach! ach! göttlicher Trost — ach — göttlich — o — ich bete — ich bete an!« Ich sagte mir sodann ohne Verwirrung, daß er nun Gottes Regierung erkenne und preise, die mich so bald, ihn zu trösten, wieder heimgeführt. (Die Fortsetzung folgt.)

Wortspiele und Streiflichter.

— Die meisten Leute hören lieber Geschichten als Geschichte.

— Wie Viele werden gerädert am Rade der Zeit!

— Aus unsern Schädeln kommt das Schädliche.

— Wie viele junge Herren haben nur in ihren Halskrägen Stärke!

— Nimm aus Menschengeschlecht zwei Buchstaben heraus, und es bleibt nichts übrig als: Menschen — schlecht.

— Censurlücken sind Zahnlücken. Den Zeitungen werden die Zähne ausgerissen, damit sie nicht beißen können.

— Ein gesetztes Volk steht nicht gern auf.

— Aus den siedenden schmerzlichen Gefühlen in unserm Herzen steigen Dämpfe, die sich in Tropfen durch den Kopf in die Augen schleichen — und das sind Thränen.

August Schnezler.

Logogryph.

Mit C strebt's hoch zum Himmel auf,
Voll Majestät und Stärke;
Mit F bestätigt's Schein und Kauf,
Befördert Geisteswerke.
Mit L ist's biegsam, hart und weich,
Erduldet manchen Hammerstreich. D. H.

Auflösung des Räthsels in Nro. 33: Das Wörtchen: ab.

Nachricht.

Um unserm Blatte, das sich in den vorzüglichsten deutschen Zeitschriften, so wie im Elsasse, eines aufmunternden Wohlwollens zu erfreuen hat, die möglichste Verbreitung zu verschaffen, haben wir uns entschlossen, den jährlichen Preis desselben auf zwölf Franken herabzusetzen. — Mit der heutigen Nummer beginnt ein neues Quartal. Von nun an werden aber keine Abonnements unter sechs Monaten angenommen. Man abonnirt sich fortwährend bei dem Verleger G. L. Schuler, Buchdrucker, so wie in dem Lesekabinet des Hrn. Alexander, und in allen Buchhandlungen des Elsasses und des Auslandes. — Das Blatt erscheint, wie früher, jeden Samstag.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 2.

Samstag, den 12. Januar 1839.

Der Todten-See.

Schweizersage.

Da wo die Rhone schäumend
Die Mähnen weißen Schaums,
Fort unaufhaltsam treibend,
Stolz spottend jedes Zaums,

Zur fernen Meeresküste,
Die freien Wogen bringt,
Gleich wildem Roß der Wüste,
Das Stund und Weg verschlingt —

Klimmt man aus tiefem Thale
Von ihrem Steingestad,
Zum Grimselhospitale,
Auf schmalem Felsenpfad.

Und auf dem Gipfel oben
Von Klippen rings umthürmt,
Vor wildem Sturmestoben
Von ihrem Damm geschirmt:

Da ruht in tiefem Becken,
Ein See kristallenrein,
Und seine Wasser decken
Wohl manches Todtenbein.

Da liegen tief begraben,
Und schlafen guten Schlaf,
Die da gekämpfet haben,
Die Schwerdt und Kugel traf.

Vom fernen Donaustrande,
Manch Kind von Austria,
Versenkt von Feindeshande,
Das liegt begraben da.

Versenkt von Kampfgenossen,
Auch mancher Grenadier
Der Franken, liegt erschossen
Und liegt begraben hier.

Kein Wind bewegt die Welle,
Kein Fisch belebt die Fluth,
Wo Feind und Kampfgeselle
Zusammen friedlich ruht.

Doch drunten im Spitale,
Wenn eilf die Glocke schlägt,
Da wird mit einem Male
Der stille See bewegt.

Da siedet hoch aufschäumend,
Die Welle mit Getos,
Da ringet es sich bäumend,
Tief aus den Wassern los.

Und Mark und Bein durchdringend,
Vernimmt man einen Schrei,
Die Lüfte hell durchdringend:
„Herbei! Herbei! Herbei!“

„Herauf aus deinen Tiefen,
Erschlagnes Austria,
Die Glockenschläge riefen,
Das Frankenheer ist da!

Da klimmts herauf behende,
Am zackigen Gestein,
Als hätt' es tausend Hände
Und Arm, und Fuß, und Bein.

Da klettern 'rauf Gerippe
Gebleicht im tiefem See,
Der Mond bescheint die Klippe,
Unheimlich glänzt der Schnee.

Zum Kampf, mit hellem Klange
Die Glocke sie beschied;
Allsammt am Felsenhange
Steh'n sie in Reih und Glied.

Vom Gelmengletscher drüben
Gezogen kommt es sacht,
Gleich einem düstern, trüben
Herbstnebel in der Nacht.

Und näher immer näher
Schleicht es heran so leis,
Vorsichtig, wie ein Späher
Der sich nicht sicher weiß.

Und heller immer heller
Bescheint der Mond den Plan,
Und schneller immer schneller
Kreuchts schreckenhaft heran.

Halt! Wer da! schallt's hernieder
Hier Frankreich! schallt's zurück.
Dort: vorwärts deutsche Brüder!
Dort: Heil der Republik!

Und nun beginnt zu rasen
Der grause Kampf der Nacht
Auf Schädeln wird geblasen
Der Sturmmarsch zu der Schlacht.

Auf Schädeln wird geschlagen
Der Trommelwirbel gut,
Hei! wie das tönt, dem Zagen
Verleiht es Kraft und Muth.

Was braucht es da der Schwerdter,
Mit Knochen wehrt man sich,
Scharf sind sie und noch härter
Und gut für Hieb und Stich.

Der Kugeln braucht man keine,
Der Kopf zerschmettert da
Die morschen Todtenbeine
Aus fernem Austria.

Und also rast mit Hitze
Allnächtlich diese Schlacht,
Bis drunten im Hospize
Erschallt die Mitternacht.

Dann huschen von der Klippe
Schnell in den See hinein
Die blinkenden Gerippe
Und schlummern wieder ein.

Kein Wind bewegt die Welle,
Kein Fisch belebt die Fluth,
Wo Feind und Kampgeselle
Da wieder friedlich ruht.

Bis drunten im Spitale
Die Glocke schlägt die Zeit,
Wo sich zum andern Male
Der Todtenkampf erneut!

Lausanne.

Friedrich Keßler.

Der Schatz von Greifenstein.

(Beschluß.)

V.

Da hatte ich nun Zeit genug, über mein Unglück nachzudenken, und mir blieb kaum ein schwacher Schimmer von Hoffnung, aus diesem Elende gerettet zu werden. Bald fürchtete ich, als Aufrührer an den Galgen zu kommen, bald besorgte

ich, man möchte mich nach Freiburg abführen, wo das mildeste Loos, das meiner warten könnte, die Ehe mit meines Meisters Schwester wäre, die mich dann gewiß sorgfältiger hüten würde; Anna hingegen sah ich mit Schaudern sich von mir abwenden, weil ich gemeinschaftliche Sache mit dem Bundschuh gemacht. Mit Thränen dachte ich ferner an das Schatzkästlein im Keller zu Greifenstein, das ich schon halber in Händen hatte, und das jetzt leicht jemand Anderes finden könne.

Nach etlichen Tagen führte man mich aus dem Thurm in einen Saal, wo viel Edelleut nebst einem Schreiber an einer langen Tafel saßen. Mit rauhen Worten frug man mich wer ich wäre, wie ich zu den Aufwieglern gekommen und welchen Theil ich an ihren verruchten Thaten gehabt habe. Ich erwiederte, ich sey ein Bürger aus Freiburg im Breisgau, bei meiner Flucht von den Bauern gefangen und unter Androhung des Todes gezwungen worden, mich durch die heiligsten Schwüre mit ihren Unternehmungen zu verbinden. Uebrigens habe ich noch keinen Menschen beraubt noch geplündert, so wahr Gott im Himmel sey. Da sprang einer der Edelleute von seinem Stuhl auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: »Potz fünf Wunden! was brauchen wir das? Das sind lauter Lügen und Ausflüchte! Mitgefangen, mitgehangen!« Dabei wies er auf einen Galgen, der gerade vor den Fenstern des Saales im Schloßhof aufgerichtet stand, woran schon mehrere Bauern hiengen und befahl mich ohne Weiteres ebenfalls daran aufzuknüpfen. Jammernd fiel ich auf meine Kniee und bat um Mitleid für mein junges Leben, als eben ein Ritter in den Saal trat, und bei meinem Anblick ausrief: »Samer potz Wunder! Ist das nicht ein Freiburger?« Sogleich erkannte ich in ihm den Junker Hans von Andlau, dem ich vor noch nicht gar langer Zeit ein güldenes Kettlein hatte schmieden müssen, und der meinen Meister wohl kannte. Da umschlang ich seine Kniee und flehte ihn schluchzend an, mich zu retten. Erstaunt fragte er mich, was mich denn unter die Bauern geführt habe, worauf ich ihm Alles getreulich erzählte, von der Ursache meiner Flucht aus Freiburg an, bis auf den heutigen Tag. Der gute Junker nahm sich augenblicklich meiner an, verbürgte sich bei den übrigen Rittern für die Wahrheit meiner Aussage und entließ mich in Freiheit, nachdem er mir einen Schutzbrief und ein Reisezehrgeld hatte geben lassen, mit freundlichen Warnungen, wofür Alles ich ihm nicht genug danken konnte.

Mein erster Gang war nun nach dem Schloß Greifenstein, das nur eine halbe Tagreise fern lag, und mit Anbruch des Abends war ich schon in dem angrenzenden Walde. Vorsichtig im Mondschein mich an die Mauern hinschleichend, immer den Schatten nach, aus Furcht belauert zu werden, fand ich endlich glücklich den unterirdischen Eingang zum Keller, obwohl er von herabgestürzten verkohlten Balken und Mauertrümmern fast ganz überdeckt war. Dies schien mir aber ein erfreuliches Zeichen, daß noch Niemand hier nachgeforscht, und mir zuvorgekommen sey.

Mit größter Behutsamkeit und Vermeidung alles Geräusches trug ich nun Balken und Steine von der Öffnung ab, was mich viel Anstrengung kostete, denn ich war müde und mußte jeden Augenblick wieder herumspähen, ob Niemand da wäre. Nach etwa zwei Stunden war ich mit der Räumung so weit fertig, daß ich bequem hinabschlüpfen konnte. Doch wagte ich vor Morgens mich nicht hinein, theils wegen der Finsterniß im Keller, theils weil ich fürchtete, der Geist der von den Bauern gemordeten Edelfrau möchte dort umgehen. Ich brachte nun, zwischen Angst und Hoffnung getheilt, den Rest der Nacht auf einem Steine an die Mauer gelehnt zu; jedes Geräusch des Windes, jedes Raschcln des Laubes schreckte mich auf, jeden Wolkenschatten, der vorbeizog, sah ich für ein Gespenst an.

Als die Sonne aufgegangen war, kroch ich also in den Keller und fand zu meiner größten Freude den Platz noch unversehrt wo das Kästchen lag; der Boden rings herum war noch ganz naß von dem verschütteten Wein, dessen Dunst mich fast betäubte. Mit leichter Mühe grub ich die Erde auf und fand richtig das Kästchen und neben daran noch einen größern Trog, der so schwer war, daß ich ihn nicht bewegen konnte. Ich brach den Deckel auf und erblickte eine große Menge goldener und silberner Becher, Teller, Bestecke, Zierrathen und etliche Säcke ganz voll Goldgulden. Im Schmuckkästchen aber befanden sich so viel Edelsteine, Perlen und kostbare Spangen, Ringe und Kettlein, daß mir die Augen schier vom Glanz übergiengen. Mit einem Wort, der Reichthum schien mir fast unermeßlich. Ich suchte nun in der Umgebung der Ruine einen sichern Ort, wo ich einstweilen diesen Schatz aufbewahren könnte, und fand hinter dem Berg im Wald eine Felsenkluft mit vielen Rissen und Spalten. In eine der verborgensten dieser Höhlungen trug ich nach und nach alle im Trog befindlichen Kostbarkeiten, so wie auch das Schmuckkästlein, verschüttete hierauf das Loch mit Erde und überkleidete es sorgfältig mit Moos, so daß keine Seele darunter etwas dergleichen ahnen konnte. In Schweiß gebadet verließ ich endlich diese Gegend und stieg hinab ins Thal in ein Dorf, wo ich aber nur jammernde Weiber, Kinder und Greise traf. Fast alle Bauern waren mit den Aufrührern ausgezogen und zu Mauersmünster und Zabern in unzähliger Menge theils im Kampf niedergemacht, theils gefangen und martervoll hin-

gerichtet worden. Von da zog ich Freiburg zu, voll freudiger Hoffnung, bald meine theure Anna wiederzusehen, und nun als reicher Mann gewiß keine abschlägige Antwort von ihrem Vater zu erhalten. Auch gedachte ich durch eine Summe Geldes meine Schrift, worin ich Gertruden die Ehe versprochen, wieder einlösen zu können, denn ich wußte wohl daß ihr Geiz stärker sey denn ihre Liebe. Vorher aber kaufte ich mir in einem Dorf am Rheine einen Bauernkittel und einen Korb voll Eier, schwärzte mein Gesicht — meinen Bart hatte ich auch bereits bedeutend wachsen lassen, und gelangte so unerkannt nach Freiburg und vor das Haus des Rathsherrn Hugwald. Da war aber Alles wie ausgestorben, alle Fenster mit Läden verschlossen und auf mein heftiges Klopfen an der Thüre kam endlich eine alte Nachbarin und fragte zu wem ich wolle? Als ich ihr sagte, ich wünsche zum Rathsherrn Hugwald, an den ich einen Auftrag von einem Freunde in Breisach habe, berichtete sie mir, der Rathsherr sey vor zehn Tagen vom Schlag getroffen, zur Stelle verschieden, und seine Tochter Anna, bald nach dem Begräbniß, in die Schweiz zu einer Muhme gezogen, da sie keine Verwandten in Freiburg habe; auch konnte die alte Frau nicht genug Gutes von ihrer Tugend und Freundlichkeit sagen, aber vom Vater wollte sie nicht viel Rühmens machen, über dessen Tod von der Stadt auch nur wenig getrauert worden. Auch habe er seiner Tochter nichts hinterlassen als dieß baufällige Haus, worauf noch überdieß einige Schulden lasteten.

Nun dankte ich Gott erst recht herzlich für meinen Reichthum und fragte die Nachbarin, in welcher Stadt der Schweiz Anna sich aufhielte; dieß wußte sie zwar nicht, sagte aber, einer ihrer Vettern sey Augustiner-Mönch in Basel, der werde mir gewiß Auskunft darüber geben; vielleicht sey sie selbst dort. Ich verkaufte der Frau meinen Korb voll Eier um ein Spottgeld, und eilte durch einen Umweg, um nicht an Meister Roths Laden vorbei zu müssen und etwa meiner alten Eheversprochenen in die Hände zu fallen, zum Thor hinaus auf die Baseler Heerstraße.

Ich hatte nun drei gewichtige Gründe zu meiner Reise ins Schweizerland. Erstens und vornehmstens Anna aufzusuchen und ihre Hand zu erbitten; zweitens auf der Zurzacher Messe einen Kaufmann für meine Goldwaaren aus dem Schloßkeller zu Greifenstein zu finden, (denn in Freiburg oder Straßburg hätte man sie leicht kennen und mich für einen Dieb halten können;) und drittens, weil es mir doch manchmal schwer auf das Herz fiel, ob ich wohl den Schatz ohne Sünde als Eigenthum behalten dürfe, und ich mich darüber auch lieber in einem fremden Kloster Raths erholen wollte, als in Freiburg oder sonst wo im Breisgau. Glücklich erreichte ich die Stadt Basel und ließ mich sogleich zum Vetter Anna's in das Augustinerkloster führen, wo ich auch recht freundlich von ihm aufgenommen ward, als ich ihm sagte, ich sey ein guter Bekannter des Rathsherrn Hugwald gewesen und habe mit seiner Tochter Anna wegen dem Verkauf ihres Hauses in Freiburg zu reden. Da erwiederte der Mönch, sie befände sich in Baden, nahe bei Zurzach, bei einer Muhme, deren Namen und Wohnung er mir aufschrieb. Mit einiger Verlegenheit eröffnete ich ihm nun ferner, ich habe einen Auftrag von einem mir befreundeten Mann, mich bei einem Gottesgelehrten zu erkundigen, ob er ein Gut behalten dürfe, daß er auf die Art und Weise bekommen, wie ich oben in meiner Geschichte bereits erzählt habe? Er fragte mich, ob es ein großes Gut wäre? Auf meine Bejahung bat er mich, Abends wieder bei ihm anzusprechen, indem er sich über diesen Gewissensfall vorher näher berathen müsse. Ich stellte mich pünktlich ein, und ward mit äußerster Freundlichkeit von ihm empfangen, in einen Saal geführt, mit Speis und bestem Wein bewirthet und überhaupt mit allerlei Ehrenbezeugungen behandelt. Auf meine Frage um den Bescheid, erhielt ich zur Antwort: er habe sich über die Sache berathen und finde, daß, da die ermordete Wittwe dem Manne, der sie im Keller beim Vergraben des Schatzes überraschte, großes Gut und Geld versprochen habe, wenn er ihrer schonte, und da eben dieser Mann auch keine Schuld an ihrem Tode trage und sie auch nicht verrathen haben würde, wäre sie am Leben geblieben, so brauche der Schatz auch nicht irgend Jemanden zurückgegeben zu werden; da nun aber derselbe auf unrechtmäßige Weise und in keiner ehrlichen Fehde erbeutet worden sey, so dürf' es der Besitzer nicht ganz für sich behalten, sondern müsse wenigstens zwei Drittheile davon in ein Gotteshaus schenken, damit man für die arme Wittib, die ohne Beicht habe sterben müssen, Seelenmessen könne lesen lassen; nun wurden keine Schmeichelreden gespart, mich zu bewegen, meinen Freund zur Abgabe der zwei Drittheile in ihr Kloster zu vermögen, worauf ich mich mit dem Versprechen empfahl, Alles aufzubieten, ihn für die frommen ehrwürdigen Herren Brüder zu stimmen. Ich dachte aber mit innerm Lachen: »Wenn die reichen Pfaffen das Gut behalten dürfen, so darf ich es ja auch behalten; ich kann ja die Seelenmessen eben so gut lesen lassen.« Und so zog ich Morgens darauf getrost der Stadt Baden zu.

VI.

Freudige Hoffnungen beflügelten meine Schritte, daß ich des weiten und rauhen Weges kaum achtete; Abends, noch kurz vor dem Thorschluß traf ich in Baden ein, wo ich mir sogleich die Wohnung der Muhme Anna's zeigen ließ. Durch eine Ritze des Fensterladens sah ich eine junge Magd beim Lichte spinnen, klopfte mit pochendem Herzen an, und fragte, ob keine Freiburgerin da wohne? Die Magd antwortete „Ja, ich selbst," und schloß die Thüre auf; nun erst erkannte ich sie, es war wirklich Anna, die nur durch ihre neue Tracht mir anfangs fremd geschienen. Welches Entzücken von beiden Seiten! Sie hatte mir treu ihr Herz bewahrt und vergoß heiße Thränen an meiner Brust, worin auch noch keine andre Flamme, als nur für sie, loderte. „Aber nun bin ich ein armes Mädchen," sagte sie, nachdem ich ihr meine Abentheuer erzählt, „und Du bist ein reicher Herr geworden, suche Dir eine Frau, die Dir mehr ansteht, als ich." Meine feurigen Bitten und Vorstellungen siegten jedoch bald über ihre Bedenklichkeiten und sie versprach mir, nach Ablauf der Trauerzeit um ihren Vater, die Hand vor dem Altare zu reichen; ich war der glücklichste Mensch auf Erden!

Die Muhme war indessen hereingekommen und nicht wenig verwundert, einen fremden Mann so vertraulich mit Anna thun zu sehen; bald aber ward ihr das Räthsel gelöst und ungern sah sie der Trennung von Anna entgegen, durch die sie sich bisher eine Magd gespart und durch deren Fleiß viel gewonnen hatte.

Ich machte Tags darauf noch einen Ausflug nach Zurzach, wo ich gute Gelegenheit fand meine Kleinodien künftig zu verkaufen; dann nahm ich von Anna kurzen Abschied, eilte nach Greifenstein und fand, Gott sey Dank, Alles unversehrt. Der Platz am Felsen war gar lustig mit Gras und Blümlein überwachsen, was mir gleich eine gute Vorbedeutung schien.

Mit meinen Schätzen, wohl in Stroh verpackt und verdeckt, belud ich einen Bauernkarren, und fuhr, von zwei tüchtigen Rossen gezogen, nun als fremder Blechwaarenhändler, wofür ich mich ausgab, nach Freiburg, um mit der Alten in's Reine zu kommen. Meister Roth machte mir aber ein saures Gesicht, als ich bei ihm eintrat, ihn grüßte und nach seiner Schwester mich erkundigte. Er wies auf den Trauerflor, den ich an meinem Hut hatte, und antwortete spitzig, ich wisse ja schon Alles. Da ward ich vor Freude ganz starr und fragte, ob denn seine Schwester gestorben sey? Meister Roth verwunderte sich aber noch viel mehr, daß ich das nicht wissen solle, denn er hatte mein schriftliches Eheversprechen in Gertrudens Nachlaß gefunden, und war der Meinung, ich trage den Flor wegen ihr und sey in keiner andern Absicht gekommen, als um Anspruch auf meiner Verlobten Hinterlassenschaft zu machen; Jungfer Gertrude war nämlich eine Woche vor meiner Ankunft das Opfer eines hitzigen Gallenfiebers geworden.

Ich beruhigte den Meister Roth nur damit, daß ich sagte, ich trage den Flor eines Vetters im Schweizerland wegen, der kürzlich verstorben sey, wie es auch der Fall war. Ich sey durch ihn Erbe eines großen Vermögens geworden und denke nicht daran, den mindesten Anspruch an das Vermögen seiner Schwester zu machen; vielmehr sey ich froh, so wohlfeil davon gekommen zu seyn, und erzählte ihm nun aufrichtig den ganzen Hergang der Sachen und welche Noth mich zu dem Eheversprechen gedrängt habe, worüber mein alter Meister herzlich lachen mußte und mir alles Glück wünschte. Meinem Plane, einen Handel mit Edelsteinen anzufangen und Anna zu heirathen, gab er seinen vollen Beifall und ertheilte mir noch mancherlei guten Rath. Vor Allem ließ ich nun das baufällige Haus des seligen Rathsherrn Hugwald als nunmehriges Eigenthum Anna's vollständig wieder herstellen, so schön als möglich ausschmücken und mit allen Bequemlichkeiten versehen, daß sich die ganze Stadt darob verwunderte und der reiche Vetter (denn dafür galt ich) in Aller Munde war. Auch legte ich darin die mitgebrachten Schätze sorgfältig hinter Schloß und Riegel in Verwahrung. Mir ward von allen Seiten jetzt große Freundschaft und Ehre bewiesen, auch mein Vater gerühmt und gepriesen und gerade von denen am meisten, die bei seinen Lebzeiten seine härtesten Feinde waren. Aber das ist der Welt Lauf!

Ich holte nun meine geliebte Anna von ihrer Muhme ab. Als wir durch das Thor in Freiburg einfuhren, bat sie mich weinend, nicht über den Markt den Weg zu nehmen, um dem schmerzlichen Anblick des verfallenen und verschuldeten Hauses auszuweichen, wo ihr Vater gestorben sey. Indessen bat ich sie gutes Muths zu seyn, es thäte mir leid, ihr diese Bitte abschlagen zu müssen, weil unsre Wohnung auf dem Markt schon bereit stünde. So fuhren wir dahin, aber wie kann ich Anna's Erstaunen und freudige Überraschung malen, als unser Wagen vor ihrem Hause hielt, das ganz wie neugebaut aussah, mit schönem Anstrich, blankpolirten Fenstern, Thüren, Treppen und herrlich bemalten Erkern! Weinend fiel sie mir um den Hals, und dankte mir für diese Liebe.

Bei der Hochzeit, die acht Tage darauf gefeiert ward, und wobei mein ehrlicher Meister Roth nicht fehlen durfte, prangten auf der Tafel alle die goldenen Schalen und Becher aus dem Greifensteiner Schloßkeller; aber zum Brautschmuck übergab ich

Anna das Schmuckkästlein. Doch wie groß war meine Verwun-
derung, als sie bei dem Anblick eines Siegelringes plötzlich
erbleichte und mich um Gotteswillen beschwor, ihr die Wahr-
heit, wie mir dieser Schmuck zu Theil geworden, nicht zu ver-
hehlen. Ich erschrak heftig über ihr Benehmen und bat um Er-
klärung ihrer seltsamen Zweifel. Da sagte sie, das Wappen
auf diesem Siegelringe sey das ihrer Tante, ihrer Mutter
Schwester, einer gebornen Fräulein von Blumeneck, die
an einen Grafen im Elsaß verheirathet, nämlich den Grafen
von Greifenstein, der bald darauf kinderlos gestorben; sie habe
aber seit Jahren nichts mehr von dieser Tante vernommen, seit-
dem ihre Mutter, weil ihr Vater als Schreiber sie entführt habe,
enterbt und das ganze Vermögen jener zugewandt wurde. —
Nun, sagte ich ihr, indem ein großer Stein mir vom Herzen
fiel, das Schloß, woher ich alle diese Kostbarkeiten habe, sey
eben das von Greifensteinische gewesen, welches Namens ich
bisher vergessen habe, in meiner Erzählung gegen sie zu er-
wähnen. Wirklich fanden sich auf den Boden und Rändern der
andern Becher und Schmucksachen überall die Wappen derer von
Blumeneck. Also war Anna die rechtmäßige Erbin aller dieser
Schätze, da ihre Tante keine Erben hinterlassen; um so mehr,
als ihre Mutter durch den Zorn ihres Vaters um ihren An-
theil gekommen war. Nun klärte sich Alles auf; Anna war vor
Freuden einer Ohnmacht nahe, und ich sagte: »Sieh nun,
liebe Anna, dieß ist Alles Dein, ich bin nun wieder so arm
als vorher, aber doch überglücklich, die rechtmäßige Eigen-
thümerin dieser Schätze begrüßen zu können. Willst Du mich
aber jetzt auch noch behalten?« Das holde Kind umschlang mich
und antwortete unter Thränen bloß mit einem langen Kusse.
Dann stammelte sie: »Herr im Himmel sey gelobt, daß nun
Alles so gekommen ist! Nun ist auch meine geheime Sorge
wegen unrechtmäßigen Erwerbs des Schatzes glücklich geho-
ben!«

Als gerade die Becher der fröhlichen Hochzeitgäste am Lu-
stigsten zusammenklangen, trat mein Lebensretter, der wackre
Ritter Hans von Andlau, in den Saal. Er brachte mir noch
mehrere Verschreibungen auf bedeutende Geldsummen, die die
Frau von Greifenstein in Straßburg angelegt hatte, bemerkte
aber dabei, der größte Theil ihres Vermögens habe in Gold-
geschirr und Edelsteinen bestanden, die aber, nebst vielem
baaren Gelde, bei dem Brande des Schlosses, den mörderi-
schen Bauern in die Hände gefallen seyen. Bei diesen Worten
führte ich den Ritter an den Tisch, wo alle diese von ihm ver-
loren geglaubten Schätze aufgestellt waren, so daß er sich nicht
genug wundern und mich beglückwünschen konnte. Nur mit
Mühe drang ich ihm einen goldenen mit Rubinen besetzten
Becher, als schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit für die Ret-
tung meines Lebens, auf.

So war unser Glück fest begründet, ich lernte aber in Anna
selbst immer mehr und mehr neue Schätze kennen, die jene
äußeren weit überstrahlten. Bald war ich einer der reichsten
Handelsherren, mit meinen Gold- und Silberwaaren zog ich
mit Meister Roth jährlich auf die Messen nach Zurzach, Straß-
burg und Frankfurt, und überall war Gottes Segen mit uns.

Wenn ich nun als von der Messe heimkehre, da harret mein
blühendes geliebtes Weib, die von Alt und Jung verehrte
Anna, mit drei rosigen Kindern meiner, wovon jedes mir eine
unterdessen nach der Mutter Anleitung gefertigte Arbeit entge-
genbringt; der Georg zeigt mir sein Rechnungsbuch, gar sauber
geschrieben, oder eine Zeichnung, die kleine Anna, das Eben-
bild der Mutter, eine feine Stickerei, und Wallburgis eine
schmucke Nähterei; sie wissen aber auch wohl, daß ich nicht mit
leeren Händen komme, und jedes erhält gar ein schönes Messge-
schenk. Der Georg scheint mir nachschlagen zu wollen, denn der
Junge versteht sich jetzt schon fast so gut als ich auf die Prüfung
des Goldgehaltes und den Werth der Edelsteine, ob ächt oder
unächt. Meine Anna bekommt aber immer einen auserlesenen
Kram, und ihr liebliches Lächeln erhält mir das Herz immer
wieder frisch und jugendlich.

Gott erhalte sie und ihre Kinder und uns Alle in Gnad' und
geb' uns die zeitliche und die ewige Seligkeit! Amen.

August Schnezler.

Der Dichter Lenz, im Steinthale.

(Fortsetzung.)

Ich gieng im Zimmer hin und her, packte aus, legte in Ord-
nung, stellte mich zu ihm hin. Er sagte mit freundlicher
Miene: »Bester Herr Pfarrer, können Sie mir doch nicht
sagen was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so
zentnerschwer auf dem Herzen liegt?« Ich sagte ihm, wußte
von der ganzen Sache nichts, ich wolle ihm in Allem, was
ihn wahrhaft beruhigen könne, aus allen Kräften dienen, er
müßte mir aber Ort und Personen nennen. Er antwortete
nicht, stand in der erbärmlichsten Stellung, redete gebrochene
Worte: »Ach! ist sie todt? Lebt sie noch? — Der Engel, sie
liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig — o, der En-
gel! — Verfluchte Eifersucht! ich habe sie aufgeopfert — sie

liebte noch einen Andern — aber ſie liebte mich — ja herzlich — aufgeopfert — die Ehe hatte ich ihr verſprochen, hernach verlaſſen — o, verfluchte Eiferſucht! — — O, gute Mutter! — auch die liebte mich — ich bin euer Mörder!«

Ich antwortete wie ich konnte; ſagte ihm unter anderm, vielleicht lebten dieſe Perſonen alle noch, und vielleicht vergnügt; es mag ſeyn wie es wolle, ſo konnte und würde Gott, wenn er ſich zu ihm bekehrt haben würde, dieſen Perſonen auf ſein Gebet und Thränen, ſo viel Gutes erweiſen, daß der Nutzen, den ſie ſodann von ihm hätten, den Schaden ſo er ihnen zugefügt, leicht und vielleicht weit überwiegen würde. — Er wurde jedoch nach und nach ruhiger, und gieng an ſein Malen.

Hr. C. hatte mir zu Emmendingen einige in Papier geyakte Gerten, nebſt einem Brief für ihn mitgegeben. Eines Males kam er zu mir; auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz, ſo ich, wenn ich mich der Kälte lange ausſetzen muß, auf den Leib zu legen gewohnt bin. In der Hand hielt er die noch eingepackten Gerten; er gab ſie mir, mit Begehren, ich ſolle ihn damit herumſchlagen. Ich nahm die Gerten aus ſeiner Hand, drückte ihm einige Küße auf den Mund und ſagte: Dies wären die Streiche, die ich ihm zu geben hätte, er möchte ruhig ſeyn, ſeine Sachen mit Gott allein ausmachen; alle möglichen Schläge würden keine einzige ſeiner Sünden tilgen, dafür hätte Jeſus geſorgt, zu dem möchte er ſich wenden. Er gieng.

Beim Nachteſſen war er etwas tiefſinnig. Doch ſprachen wir von allerlei. Wir giengen endlich vergnügt von einander und zu Bette. — Um Mitternacht erwachte ich plötzlich; er rannte durch den Hof, rief mit harter etwas hohler Stimme einige Sylben, die ich nicht verſtand; ſeitdem ich aber weiß daß ſeine Geliebte Friedericke *) hieß, kommt es mir vor als ob es dieſer Name geweſen wäre, mit äußerſter Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgeſprochen. Er ſtürzte ſich, wie gewöhnlich, in den Brunnentrog, patſchte drinn, wieder heraus und hinauf in ſein Zimmer, wieder hinunter in den Trog, und ſo einige Mal — endlich wurde er ſtill. Meine Mägde, die in dem Kindsſtübchen unter ihm ſchliefen, ſagten, ſie hätten oft, inſonderheit aber in ſelbiger Nacht, ein Brummen gehört, das ſie mit nichts als mit dem Ton einer Habergeiße zu vergleichen wüßten. Vielleicht war es ſein Winſeln mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Freitag den 6., den Tag nach meiner Zurückkunft, hatte ich beſchloſſen nach Rothau, zu Hrn. Pfr. Schweighäuſer zu reiten. Meine Frau gieng mit. Sie war ſchon fort, und ich im Begriff auch abzureiſen. Aber welch ein Augenblick! Man klopft an meiner Thüre, und Hr. L. tritt herein mit vorwärts gebogenem Leibe, niederwärts hangendem Haupt, das Geſicht über und über und das Kleid hier und da mit Aſche verſchmiert, mit der rechten Hand an dem linken Arm haltend. Er bat mich ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte ſich zum Fenſter herunter geſtürzt; weil es aber Niemand geſehn, möcht' ich's auch Niemand ſagen.

Ich that was er wollte und ſchrieb eilends an Sebaſtian Scheidecker, Schullehrer von Bellefoſſe, er ſolle herunter kommen, Hrn. L. hüten. Ich eilte fort. Sebaſtian kam und richtete ſeine Commiſſion unvergleichlich aus, ſtellte ſich als ob er mit uns hätte reden wollen, ſagte ihm daß, wenn er wüßte daß er ihm nicht überläſtig oder von etwas abhielte, wünſchte er ſehr einige Stunden in ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn. Hr. L. nahm es mit beſonderem Vergnügen an, und ſchlug einen Spaziergang nach Fouday vor, — gut. Er beſuchte das Grab des Kindes das er hatte erwecken wollen, kniete zu verſchiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, ſchien betend, doch mit großer Verwirrung, riß etwas von der auf dem Grab ſtehenden Krone ab, als ein Andenken, gieng wieder zurück gen Waldersbach, kehrte wieder um, und Sebaſtian immer mit. Endlich mochte Hr. L. die Abſicht ſeines Begleiters errathen; er ſuchte Mittel ihn zu entfernen. Sebaſtian ſchien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel ſeinen Bruder Martin von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Hr. L. zween Aufſeher ſtatt einen. Er zog ſie wacker herum, endlich gieng er nach Waldersbach zurück; und da ſie nahe am Dorf waren, kehrte er wie ein Blitz um, und ſprang, ungeachtet ſeiner Wunde am Fuß, wie ein Hirſch gen Fouday zurück. Sebaſtian kam zu uns um uns das Vorgegangene zu berichten, und ſein Bruder ſetzte dem Kranken nach. Indem er ihn zu Fouday ſuchte, kamen zwei Krämer und erzählten ihm man hätte in einem Hauſe einen Fremden gebunden, der ſich für einen Mörder ausgäbe, und der Juſtiz ausgeliefert ſeyn wollte, der aber gewiß kein Mörder ſeyn könnte. Martin lief in das Haus und fand es ſo; ein junger Menſch hatte ihn, auf ſein ungeſtümes Anhalten, in der Angſt gebunden. Martin band ihn los und brachte ihn glücklich nach Waldersbach. Er ſah verwirrt aus; da er aber ſah daß ich ihn wie immer freundſchaftlich und liebreich empfieng und behandelte, bekam er wieder Muth, ſein Geſicht veränderte ſich vortheilhaftig, er dankte ſeinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich und wir brachten den Abend vergnügt zu.

*) Daß dieſe Friedericke die Pfarrerstochter aus Seſenheim war, geht aus dem Briefe von Lenz an Salzmann hervor.

Ich bat ihn inständig nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wann er nicht schlafen könnte, sich mit Gott zu unterhalten, u. s. w. Er versprach's, und wirklich that er's die folgende Nacht; unsre Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten.

Den folgenden Morgen, Samstag den 7., kam er mit vergnügter Miene auf mein Zimmer. Ich hoffte wir würden bald am Ende unsrer gegenseitigen Qual seyn; aber leider der Erfolg zeigte was anders.

Nachdem wir Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mir mit ausnehmender Freundlichkeit: »Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer von dem ich ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben — o, der Engel!« — Woher wissen Sie das? — »Hieroglyphen — Hieroglyphen!« — und dann gen Himmel geschaut und wieder: »Ja — gestorben — Hieroglyphen!« — Er schrieb einige Briefe, gab mir sie sodann zu, mit Bitte, ich möchte noch selbst einige Zeilen darunter setzen.

Ich hatte mit einer Predigt zu thun und steckte die Briefe indessen in meine Tasche. In dem einen an eine adelige Dame in W., schien er sich mit Abadonna zu vergleichen; er redete von Abschied. — Der Brief war mir unverständlich, auch hatte ich nur einen Augenblick Zeit ihn zu übersehen, eh ich ihn von mir gab. In dem andern an die Mutter seiner Geliebten, sagt er, er könne ihr diesmal nicht mehr sagen, als daß ihre Friederike nun ein Engel sey und sie würde Satisfaction bekommen.

Der Tag gieng vergnügt und gut hin. Gegen Abend wurde ich nach Bellefosse zu einem Patienten geholt. Da ich zurück kam, kam mir Hr. L... entgegen. Es war gelind Wetter und Mondschein. Ich bat ihn nicht weit zu gehn und seines Fußes zu schonen. Er versprach's.

Ich war nun auf meinem Zimmer und wollte ihm jemand nachschicken, als ich ihn die Stieg herauf in sein Zimmer gehn hörte. Einen Augenblick nachher plazte etwas im Hof mit so starkem Schall, daß es mir unmöglich von dem Fall eines Menschen herkommen zu können schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und am ganzen Leib zitternd zu meiner Frau: Hr. L. hätte sich zum Fenster hinaus gestürzt. Meine Frau rief mir mit verwirrter Stimme — ich sprang heraus, und da war Hr. L. schon wieder in seinem Zimmer.

Ich hatte nur einen Augenblick Gelegenheit einer Magd zu sagen: »Vite, chez l'homme juré, qu'il me donne deux hommes,« und hierauf zu Hrn. Lenz.

Ich führte ihn mit freundlichen Worten auf mein Zimmer; er zitterte vor Frost am ganzen Leibe. Am Oberleib hatte er nichts an als das Hemd welches zerrissen und sammt der Unterkleidung über und über kothig war. Wir wärmten ihm ein Hemd und Schlafrock und trockneten die seinigen. Wir fanden, daß er in der kurzen Zeit die er ausgegangen war, wieder müßte versucht haben sich zu ertränken, aber Gott hatte auch da wieder gesorgt. Seine ganze Kleidung war durch und durch naß.

Nun, dachte ich, hast du mich genug betrogen, nun mußt du betrogen, nun ist's aus, nun mußt du bewacht seyn. Ich wartete mit großer Ungeduld auf die zwei begehrten Mann. Ich schrieb indessen an meiner Predigt fort und hatte Hrn. L... am Ofen, einen Schritt weit von mir sitzen. Keinen Augenblick traute ich von ihm, ich mußte harren. Meine Frau, die um mich besorgt war, blieb auch. Ich hätte so gerne wieder nach den begehrten Männern geschickt, konnte aber durchaus nicht mit meiner Frau oder sonst jemand davon reden; laut, hätte ers verstanden; heimlich, das wollten wir nicht, weil die geringste Gelegenheit zu Argwohn auf solche Personen allzu heftig Eindruck macht. Um halb neun giengen wir zum Essen; es wurde, wie natürlich, wenig geredet; meine Frau zitterte vor Schrecken und Hrn. L... vor Frost und Verwirrung.

Nach kaum viertelstündigem Beisammensitzen fragte er mich ob er nicht hinauf in mein Zimmer durfte? — Was wollen sie machen, mein Lieber? — etwas lesen — gehn Sie in Gottes Namen; — er gieng, und ich, mich stellend als ob ich genug gegessen, folgte ihm.

(Der Schluß nächstens.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Eine neue Schrift über die so schnell berühmt gewordene Schauspielerin Rachel ist erschienen: Rachel, son enfance et ses infortunes jusqu'à l'histoire de ses débuts à la comédie française, suivies d'une notice sur les grandes actrices qui ont paru sur ce théâtre, ornées d'une belle gravure; bei J. N. Barba: Paris.

— Unter dem Titel: »Le jeu de la reine,« hat die Gräfin Dash eine Reihenfolge pikanter Charakterschilderungen der aristokratischen Gesellschaft Frankreichs, zu Ende des vorigen Jahrhunderts herausgegeben.

— Von der bekannten zarten Dichterin Mad. Desbordes-Valmore ist vor Kurzem eine Gedichtsammlung »Pauvres fleurs« betitelt, erschienen.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 3.

Samstag, den 19. Januar 1839.

Türkische Klänge.

1.

In dem Schatten der Karuben
Ruht die Mädchen-Karavane,
Morgen ziehn sie nach Istambul
Käuflich in die Waaren-Chane.

Wie sie lebensfreudig blühen
An der Quelle dort im Moose!
Feuerlilien aus Aleppo
Und von Jericho die Rose!

Zarte schöne Mädchenblumen
Welcher Gärtner wird euch warten?
Ach, sie tragen wohl nicht Kummer
Um den Gärtner, um den Garten!

Auf den Knie'n die Dromedare
Ihre schönen Lasten fassen...
„Auf, von dannen!" — Hinter Mauern
Ohne Liebe zu verblassen!

2.

Munter geht's auf dem Basaren!
Griechen, Juden, Mamelucken!
Leibtrabanten, Janitscharen!
[illegible] Bey's, [illegible];

Kauft! Prophetenschminke, Sandel!
Perlenmutter, Alabastern!
Indigo aus Koromandel!
Hei, wie klingt es von Piastern!

Kauft! Veilchenöl aus Saba!
[illegible] kauft aus Yemen!
Rosenkränze von der Kaaba!
Hei, wie klingt es von Dirhemen!

Kauft! Pistazien, Datteln, Fische! —
Bunte Schaaren, bunte Waaren! —
Kaufet Mädchen, zarte, frische!
Hei, wie klingt es von Dinaren!

Die Eunuchen glatt und schlangig
Rennen spähend auf und nieder.
Blonde Töchter feuerwangig
Suchen sie für den Gebieter.

Ihrer Schönheit Reiz zu fangen
Sind gefesselt ihre Sinne;
In dem Netz der weißen Augen
Lauert eine schwarze Spinne.

3.

In stiller Nacht die Sultanin wacht,
Die Odalisken träumen;
Sie faßt der Sehnsucht glühende Macht:
Wo mag der Geliebte säumen?

Es flüstern die Sykomoren:
Verloren, verloren!

Voll süßer Narden schwimmt die Luft,
Die Blumen kosen und küssen.
Die Liebe lockt, die Liebe ruft...
Sie kann ihn nicht grüßen, und küssen!
Es flüstern die Sykomoren:
Verloren, verloren!

Die Liebe singet, die Liebe klingt
Im Flammenwirbeln der Sterne;
Ihr Busen woget, ihr Herze springt:
Erschauer, wo hält dich die Ferne?
Es flüstern die Sykomoren:
Verloren, verloren!

Was rauschet? Horch, was hallt für Ton!
Was krächzen die Meeresraben?
»An einer Ceder des Libanon
Dort liegt der Geliebte begraben!«
Es flüstern die Sykomoren:
Verloren, verloren!

Düsseldorf. Ignaz Hub.

Der Punsch.

Humoreske.

Eine Postchaise rollte über das hartgefrorene Pflaster von Rastatt. In Erwartung des baldigen splendiden Trinkgeldes, das wir ihm zugesagt, blies der Schwager die eingefrornen Töne seines Hornes wach; ein lustig Lied schmetterte heraus und der Wagen donnerte durch die Einfahrt des Posthauses.

Stallknecht, Hausknecht, Kellner, Stubenmädchen, Postmeister und Postmeisterin traten mit Stalllaternen, Lichtern, Astrallampen in den Händen und Fragezeichen auf den Gesichtern, aus ihren respektiven Gemächern und beleuchteten die vier bemäntelten Gestalten, die sich zu der frostigen Kalesche heraus und zwischen den Bücklingen der Postherrschaft durchwanden. Es waren vier lustige Brüder von höchst lyrischem Naturell — und ich war Einer davon.

»Um welche Stunde fährt der Eilwagen wieder ab?« fragten wir allzumal, nachdem in der Stubenwärme unsre erstarrten Lippen aufgethaut. »Zwischen Eins und Zwei Morgens,« war die Ober-Antwort. Wir hielten Rath und beschlossen nach dem wohlverdienten Nachtessen uns ein Zimmer wärmen zu lassen, und bei einem Glase Punsch die Abfahrtsstunde heranzuwachen, denn morgen mit dem Frühsten wollten wir die pretiöse Füchsresidenz erreichen.

Wenn's dich gelüstet, lieber Leser, so wisse daß wir mit einer confortabeln Gageluppe, mit Schwarzwurzeln, [illegible] [illegible], Frankfurter Wurst, Affenthaler und Markgräfler Gemeinschaft pflogen, und uns sonann in den obern Saal verfügten, wo uns eine zutrauliche Porzellanofenwärme entgegenfloß.

Die drei Freunde rückten sich den Spieltisch zurecht; mit einem piquet normand wollten sie sich wach erhalten. Die Punschbowle dampfte dabei und der gefällige Kellner versprach die Aromanostle nicht versiegen zu lassen. Ich aber warf meine Blicke nach dem schwellenden Sopha, das in der Nähe des Ofens stand und schmiegte mich, nicht sowohl aus Müdigkeit, als um meinen Träumen um so bequemer nachhängen zu können, in die purpurnen Sammtkissen; mein Kelchglas zur Seite füllte der Post-Ganymed mit beispielloser Emsigkeit.

»Vierzehn Könige!« schallte es bald vom Tisch der Freunde herüber.

— Ach! wie ist oft Einer zu viel!

»Neunzig! achtundneunzig, neunundneunzig!«

— Kreuzelverzeichnungen!

»Vierzehn Damen!«

— Vierzehn?.... Habe ich denn je mehr gehabt, mehr geliebt, mehr besungen, mehr beseufzt, mehr ersehnt, als Dich, Du Eine, Einzige, Ewigliebe, Ewigmeine — Marie!

Ich schloß meine Augen, damit kein fremdes Bild störend zwischen Sie und mich trete. Und siehe — da stand Sie in ihrer holden, frommen, süßen, unaussprechlichen Lieblichkeit! ja, das ist des zarten Rosenmundes liebes Lächeln! das des Auges freundlich Licht! der Stirne Himmelsreine! das ist der Engellaut ihrer Worte! das ist das Zephyrwiegen ihres Ganges! Ich sprang auf und öffnete meine Arme — da faßte mich Bruder Kellner dienstfertig bei der Hand und sagte: »Herr, hier steht ihr Glas!«

— O Du Erzphilister!

Unwillig verschlang ich die beiden duftenden Punschwellen und warf mich in die Pfühle der Sophakissen zurück. Es ward mir so warm; die Freunde bliesen gewaltige Dampfwellen aus ihren Pfeifen und ich sah die Umrisse ihrer Gestalten bald nur als Ossianische Nebelbilder durchschimmern. Ich mußte mir Luft verschaffen.

Vorwärtstappend steuerte ich durch das Nebelmeer und ge-

langte zu einer Thüre; sie gieng auf — es waren zwei Glasflügel, die ich vorhin nicht bemerkt hatte. — Ich stand auf einer Terrasse; unwillkürlich gieng ich weiter; ein Paar Treppen führten hinab. Ich stutzte. Die Luft ward milder; Frühlingsahnungen wiegten sich drin; weiter — ich stand vor einem Eisengitter, zwei Sphinxe nickten mit den Marmorhäuptern, das Gitter flog klirrend auf. Der Vollmond lächelte vom reinen blauen Himmel herab; würziger Maienhauch umwehte mich: ein herrlicher Garten mit blühenden Beeten, Springquellmurmeln und Vogelsang. — Albertus Magnus, alter Geselle, hältst Du heute Quartier im Posthause zu Rastatt und gibst Gratisvorstellungen zu deinem Privatvergnügen? rief ich erstaunt und wollte eben Betrachtungen anstellen, um die Identität meines jetzigen Wesens, mit meinem Wesen von vor wenigen Minuten zu constatiren; da trat ein schelmisch lächelnder Gartenjunge aus dem nahen duftenden Lilabusche hervor: Belieben Sie nur immer herein zu spazieren, Herr Doktor Markus Sondersheim, rief er mir zu, Sie werden schon lange erwartet, meine gnädige Gebieterin ist in der Laube — hier die süße Jungfrau Zuckerina, das ästhetische Fräulein Theelinde, die blasse schmachtende Citronia und das feurige Südkind, Rack, werden Sie geleiten. Und wirklich traten vier allerliebste Mädchen zu mir her, die mich scherzend und kichernd bei der Hand nahmen und mich durch die Labyrinthe des Gartens fortzogen. Leuchtkäfer schwirrten über unsern Häuptern dahin; blühende Büsche schüttelten sich bei unserm Vorübergehn und streuten ihren Regen auf uns nieder. Aber ein goldgelber Vogel flog mit klugen Äuglein und mit hellem Schmettern um mein Ohr und zwitscherte: komm allein! komm allein!

Dem Zauber konnte ich nicht widerstehn; ich riß mich los und rannte, was meine Füße vermochten, meine Begleiterinnen weit hinter mir lassend, durch die Laubgänge des Gartens. Ein Zweig von Goldorangen zitterte funkelnd vor mir im Mondlicht, hastig wollte ich darnach greifen — plump! lag ich im Becken eines Springquells, der seine Silberbogen neckisch auf mich herabrieselte. Im Gebüsche höhnisch Gelächter; die vier Jungfrauen patschten in die Hände und schlugen mit Schwänzchen. Unwillig wand ich mich heraus. Das Vöglein umflatterte mich wieder: komm allein! komm allein! — Ich folgte seinem Fluge; aber es hatte so viel mit den Nachtviolen, Johanniswürmchen, Nachtigallen, Mondstrahlen zu verkehren, daß ich durch die Kreuz- und Querzüge erschöpft, niedersank.

Ein Schlag auf meine Schulter weckte mich. Ei, Herr Doktor Markus Sondersheim, raunte mir ein koboldartiges Wesen zu, Er Überweltskegelvirtuos, wird uns doch die Ehre einer Parthie im Mondschein nicht versagen! Ich schaute mich verblüfft um. Ein heller duftender Rasenplatz lag vor mir, rings von Rosenbüschen umkränzt; sonderbarliche Gestalten, hellgrün uniformirte Zwerge — ein leibhaftiges Regiment Laubfrösche — tummelten sich darauf herum und schoben Kegel. Die Kegel waren flammende Feuerlilien und die Kugeln reife Hortensienballen. Mich aber nahm ein anderer Gegenstand in Anspruch: aus einer dunkeln Rosenlaube leuchteten ein Paar wohlbekannter Augensterne, sprachen ein Paar wohlbekannter Lippen. Maria! Du hier! Du der ich entgegenflog mit Extrapost! Jammer des Barons! Aufklärung! Jubel! Himmel! Seligkeit! Hochzeit! schrie ich in einem Athem! und wollte zu ihr hinüber fliegen. Aber der ganze Chor der grünen unheimlichen Gesellen umtanzte mich: Herr Doktor Markus Sondersheim! Herr Doktor Markus Sondersheim! an Ihnen der Wurf!... Und im Nu hatten sie mich auf der andern Seite; keine Rosenlaube mehr; keine Maria mehr zu sehn!

— Aber meine Herren, meine besten, obwohl höchst räthselhaften und unbekannten Herren, wandte ich ein, ich bin gar kein besonderer Liebhaber von Kegelschieben, habe auch wirklich gar keine Zeit dazu, im Gegentheil....

Müssen! müssen! Herr Doktor Markus Sondersheim! müssen! krähte der Chorus und tanzte wieder im Reigen um mich her, bis ich in höchster Verzweiflung eine Hortensie ergriff und in die Feuerlilien hinein warf. Die Kegel nickten mit den Häuptern, aus welchen grüngoldne Käfer aufflogen, und richteten sich wieder in die Höhe.

Schlecht gemacht! schlecht gemacht! summten die Kerle, dafür wird er auch recht ausgelacht! Und alsobald flatterten aus den Büschen eine Menge von Spottvögeln, die klatschten mit den Flügeln, schwirrten, pfiffen, krächzten in wirrem Gewimmel — ein wahrhaftes Walpurgisnachtsgesindel!

Noch einmal! riefen die Gesellen.

Ich faßte von Neuem die Kugel, zielte, warf — da stürzte Maria leichenblaß vor mir nieder — ich hatte Sie getroffen!

Nieder mit ihm! nieder! schrie es wildlärmend um mich her, er hat die Königin gemordet! und wüthend fielen sie auf mich los, rissen mich zu Boden; eine Anzahl von Hortensien regneten auf mich herab; immer mehr, immer mehr; es wölbte sich zum ungeheuern Berge über mir; ich konnte nicht mehr athmen; ich erstickte. Da lag ich begraben, tief in den Blumen drin, mir klar bewußt daß ich lebe, ach, ohne Hoffnung! O nur noch ein Wort, ein einziges vor meinem Ende! Dir meiner Maria! daß ich unschuldig bin an deinem Tode, daß ich auch jenseits noch Dich lieben, ewig lieben werde! Maria! Maria! schrie ich in Todesangst!

»Daumenmajor und fünf macht zwanzig und vierzehn Buben macht vierunddreißig!« rief es plötzlich zu meinem Ohr.

Ich sprang auf, rieb mir die Augen — so war denn Alles nur ein Traum! Die vier Jungfrauen: Zuckeria, Theeliade, Citronia, Rack — Punschelemente! Das goldne Vöglein — Punschspiritus! Der Garten, die Kobolde — Punschphantasie!

Die Freunde saßen theilnahmlos im blauen Nebel, während ich vor blauem Dunst, dem Tode nahe, in Verzweiflung gerungen.

Unten auf der Straße aber schallte Hufschlag und Posthornklang; der Conducteur rief: Eingesessen meine Herren! es ist Zeit abzufahren!

Die Freunde warfen die Karten hin und hüllten sich in ihre Mäntel. Ich zog die Mütze tief über die Ohren und wickelte mich in meinen Kragen. In einer Ecke des Eilwagens will ich süßen Träumen nachhängen, weiß ich doch, daß beim Erwachen meine Lippen auf denjenigen meiner bräutlichen Maria ruhen dürfen und daß dieß kein blauer Dunst seyn wird.

Georg Laßner.

Der Dichter Lenz, im Steinthale.

(Beschluß.)

Wir saßen; ich schrieb, er durchblätterte meine französische Bibel mit fürchterlicher Schnelle, und ward endlich stille. Ich gieng einen Augenblick in die Stubkammer ohne im allergeringsten mich aufzuhalten, nur etwas zu nehmen das in dem Pult lag. Meine Frau stand inwendig in der Kammer an der Thür und beobachtete Hrn. L.; ich hatte den Schritt wieder heraus zu gehen, da schrie meine Frau mit gräßlicher, hohler, gebrochener Stimme: »Herr Jesus, er will sich erhenken!« In meinem Leben hab ich keinen solchen Ausdruck eines tödtlichen, verzweifelten Schreckens gesehn als in dem Augenblick, in den verwilderten, gräßlich verzogenen Gesichtszügen meiner Frau.

Ich war draußen. — Was wollen Sie doch immer machen, mein Lieber? — Er legte die Scheere hin. — Er hatte mit schrecklich starren Blicken umher geschaut, und da er Niemand in der Verwirrung erblickte, die Scheere still an sich gezogen, mit fest zusammen gezogener Faust sie gegen das Herz gesetzt, alles dieß so schnell daß nur Gott den Stoß so lange aufhalten konnte, bis das Geschrei meiner Frau ihn erschreckte und etwas zu sich selber brachte. Nach einigen Augenblicken nahm ich die Scheere, gleichsam als in Gedanken und wie ohne Absicht auf ihn, hinweg; dann, da er mich feierlich versichern wollte daß er sich nicht damit umzubringen gedacht hätte, wollte ich nicht thun als wenn ich ihm gar nicht glaubte.

Weil alle vorigen Vorstellungen wider seine Entleibungsabsicht nichts bei ihm gefruchtet hatten, versuchte ich's auf eine andere Art. Ich sagte ihm: Sie waren bei uns durchaus ganz fremd, wir kannten Sie ganz und gar nicht; Ihren Namen haben wir nie einzigmal aussprechen hören, ehe wir Sie gekannt; wir nahmen Sie mit Liebe auf, meine Frau pflegte Ihren kranken Fuß mit so großer Geduld und Sie erzeigten uns so viel Böses, Ängsten und aus einem Schrecken in den andern. — Er war gerührt, sprang auf, wollte meine Frau um Verzeihung bitten; sie aber fürchtete sich nun noch so viel vor ihm, sprang zur Thüre hinaus; er wollte nach, sie aber hielt die Thüre zu. — Nun jammerte er, er hätte meine Frau umgebracht, das Kind umgebracht so sie trage; Alles, Alles bring' er um, wo er hin käme. — Nein, mein Freund, meine Frau lebt noch und Gott kann die schädlichen Folgen des Schreckens wohl hemmen, auch würde ihr Kind nicht davon sterben noch Schaden leiden. — Er wurde wieder ruhiger. Es schlug bald zehn Uhr. Indessen hatte meine Frau in die Nachbarschaft um schleunige Hilfe geschickt. Man war in den Betten; doch kam der Schulmeister, that als ob er mich etwas zu fragen hätte, erzählte mir etwas aus dem Kalender, und Hr. L., der indessen wieder munter wurde, nahm auch Theil am Discurs, wie wenn durchaus nichts vorgefallen wäre.

Endlich winkte man mir, daß die zwei begehrten Männer angekommen — o wie war ich so froh! Es war Zeit, eben begehrte Hr. L. zu Bette zu gehn. Ich sagte ihm: »Lieber Freund, wir lieben Sie, Sie sind davon überzeugt, und Sie lieben uns, das wissen wir eben so gewiß. Durch Ihre Entleibung würden Sie Ihren Zustand verschlimmern, nicht verbessern; es muß uns also an Ihrer Erhaltung gelegen seyn. Nun aber sind Sie, wenn Sie die Melancholie überfällt, Ihrer nicht Meister; ich habe daher zwei Männer gebeten in Ihrem Zimmer zu schlafen (wachen dachte ich), damit Sie Gesellschaft, und wo es nöthig, Hilfe hätten. Er ließ sich's gefallen.

Man wundere sich nicht, daß ich so sagte, und mit ihm umgieng; er zeigte immer großen Verstand und ein ausnehmend theilnehmendes Herz; wenn die Anfälle der Schwermuth vorüber waren, schien alles so sicher und er selbst war so liebenswürdig, daß man sich fast ein Gewissen daraus machte ihn zu argwöhnen oder zu geniren. Man setze noch das zärtliche Mitleiden hinzu, das seine unermeßliche Qual, deren Zeuge wir nun so oft gewesen, uns einflößen mußte. Denn fürchter-

sich und höllisch war es was er ausstand, und es durchbohrte und zerschnitt mir das Herz, wenn ich an seiner Seite die Folge der Prinzipien die so manche heutige Modebücher einflößen, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzweckmäßigen Beschäftigungen, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern, durchempfinden mußte. Es war mir schrecklich und ich empfand eigene, nie empfundene Marter, wenn er, auf den Knieen liegend, seine Hand in meiner, seinen Kopf auf meinem Knie gestützt, sein blasses, mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht in meinem Schlafrock verhüllt, am ganzen Leibe bebend und zitternd, wenn er so, nicht beichtete, aber die Ausflüsse seines gemarterten Gewissens und unbefriedigten Sehnsucht nicht zurück halten konnte. — Er war mir um so bedauerungswürdiger, je schwerer ihm zu seiner Beruhigung beizukommen war, da unsere gegenseitigen Prinzipien einander gewaltig zuwider, wenigstens von einander verschieden schienen.

Nun wieder zur Sache: Ich sagte, er ließ sich's gefallen zwei Männer auf seinem Zimmer zu haben. Ich begleitete ihn hinein. Der eine seiner Wächter durchschaute ihn mit starren, erschrockenen Augen. Um diesen etwas zu beruhigen sagte ich dem Hr. L. nun vor den zwei Wächtern auf französisch was ich ihm vorhin schon auf meinem Zimmer gesagt hatte, nämlich daß ich ihn liebe, so wie er mich; daß ich seine Erhaltung wünschte und wünschen müßte, da er selbst sähe daß ihm die Anfälle seiner Melancholie fast keine Macht mehr über ihn ließen; ich hätte daher diese zwei Bürger gebeten bei ihm zu schlafen, damit er Gesellschaft, und, im Fall der Noth, Hilfe hätte. Ich beschloß dieß mit einigen Küssen die ich dem unglücklichen Jüngling von ganzem Herzen auf den Mund drückte, und gieng mit zerschlagenen, zitternden Gliedern zur Ruhe.

Da er im Bett war sagte er unter andern zu seinen Wächtern: «Ecoutez, nous ne voulons point faire de bruit, si vous avez un couteau, donnez-le moi tranquillement et sans rien craindre.» Nachdem er oft deswegen in sie gesetzt und nichts zu erhalten war, so fieng er an sich den Kopf an die Wand zu stoßen. Während dem Schlaf hörten wir ein öfteres Poltern das uns bald zu-, bald abzunehmen schien, und wovon wir endlich erwachten. Wir glaubten es wäre auf der Bühne, konnten aber keine Ursache davon errathen. — Es schlug drei, und das Poltern währte fort; wir schellten um ein Licht zu bekommen; unsre Leute waren alle in fürchterlichen Träumen versenkt und hatten Mühe sich zu ermuntern. Endlich erfuhren wir daß das Poltern von Hrn. L. käme und zum Theil von den Wächtern, die, weil sie ihn nicht aus den Händen lassen durften, durch Stampfen auf den Boden Hilfe begehrten. Ich eilte in sein Zimmer. So bald er mich sah, bückte er auf sich den Wächtern aus den Händen ringen zu wollen. Die Wächter ließen dann auch nach ihn festzuhalten. Ich winkte ihnen ihn frei zu lassen, saß auf sein Bette, redete mit ihm, und auf sein Begehren für ihn zu beten, betete ich mit ihm. Er bewegte sich ein wenig, und einstmals schmiß er seinen Kopf mit großer Gewalt an die Wand, die Wächter sprangen zu und hielten ihn wieder.

Ich gieng und ließ einen dritten Wächter rufen. Da Hr. L. den dritten sah, spottete er ihrer, sie würden alle drei nicht stark genug für ihn seyn.

Ich befahl in's geheime mein Wäglein einzurichten, zu decken, noch zwei Pferde zu suchen zu dem Meinigen, beschickte Seb. Scheidecker, Schullehrer von Bellefosse und Johann David Bohy, Schullehrer von Solb, zween verständige, entschlossene Männer und beide von Hrn. L. geliebt. Johann Georg Claude, Kirchenpfleger von Waldersbach, kam auch; es wurde lebendig im Haus, ob es schon noch nicht Tag war. Hr. L. merkte was, und so sehr er bald List, bald Gewalt angewendet hatte los zu kommen, den Kopf zu zerschmettern, ein Messer zu bekommen, so ruhig schien er auf ein Mal.

Nachdem ich alles bestellt hatte, gieng ich zu Hrn. L., sagte ihm, damit er bessere Verpflegung nach seinen Umständen haben könnte, hatte ich einige Männer gebeten ihn nach Straßburg zu begleiten und mein Wäglein stünde ihm dabei zu Diensten.

Er lag ruhig, hatte nur einen einzigen Wächter bei sich sitzen. Auf meinen Vortrag jammerte er, bat mich nur noch acht Tage mit ihm Geduld zu haben (man mußte weinen wenn man ihn sah). — Doch sprach er, er wolle es überlegen. Eine Viertelstunde darauf ließ er mir sagen: Ja, er wolle verreisen, stund auf, kleidete sich an, war ganz vernünftig, packte zusammen, dankte jedem in's besondere auf das Zärtlichste, auch seinen Wächtern, suchte meine Frau und Mägde auf, die sich vor ihm versteckt und stille hielten, weil kurz vorher noch, sobald er nur eine Weiberstimme hörte, oder zu hören glaubte, er in größere Wuth gerieth. Nun fragte er nach allen, dankte allen, bat alle um Vergebung, kurz nahm von jedem so rührenden Abschied, daß aller Augen in Thränen gebadet stunden.

Und so reiste dieser bedauerungswürdige Jüngling von uns ab, mit drei Begleitern und zwei Fuhrleuten. Auf der Reise wandte er nirgends keine Gewalt an, da er sich übermannt sahe; aber wohl List, besonders zu Enzheim, wo sie über Nacht blieben. Aber die beiden Schulmeister erwiederten seine listige Höflichkeit mit der Ihrigen, und alles gieng vortrefflich wohl aus.

So oft wir reden wird von uns gezweifelt, will geschweigen,

wenn wir handeln. Hier schon fällt man verschiedene Urtheile über uns; die Einen sagen: wir hätten ihn gar nicht aufnehmen sollen, — die Andern: wir hätten ihn nicht so lange behalten, — und die Dritten: wir hätten ihn noch nicht fortschicken sollen.

So wird es, denke ich, zu Straßburg auch seyn. Jeder urtheilt nach seinem besondern Temperament (und anders kann er nicht) und nach der Vorstellung, die er sich von der ganzen Sache macht, die aber unmöglich genau und richtig seyn kann, wenigstens mußten nothwendig viele Mittelglieder dazu fehlen, ohne die man kein richtig Urtheil fällen kann, die aber außer uns nur Gott bekannt seyn und werden können; weil es unmöglich wäre sie genau zu beschreiben, und doch oft in einem Ton, in einem Blick, der nicht beschrieben werden kann, etwas steckt, das mehr bedeutet als vorhergegangene erzählbare Handlungen.

Was nun ich auf die nun, auch die zu erwartenden, einander zuwiderlaufenden, sich selbst bestreitenden Urtheile, antworten werde, ist: Was was wir hierin gethan, haben wir vor Gott gethan, und so wie wir jedesmal allen Umständen nach glaubten, daß es das Beste wäre.

Ich empfehle den bedauerungswürdigen Patienten der Fürbitte meiner Gemeinen und empfehle ihn der nämlichen Absicht jedem der dieß liest.

Beiträge
zur Geschichte der Musik im Elsass und besonders in Strassburg. *)

1. Meistersänger.

Bekanntlich bildeten sich in Deutschland zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, nach dem Verfall der deutschen Dichtkunst, welche vorher durch die Minnesinger mit dem Ritterwesen ihre höchste mittelalterliche Ausbildung erreicht hatte, Sänger-Gesellschaften, welche mehrentheils selbst dichteten, was sie sangen. Den Gegenstand ihrer Gedichte wählten sie vorzugsweise aus der Bibel, nachdem sie in deutscher Sprache erschienen war. Diese Gesellschaften, deren Mitglieder sich Liebhaber des deutschen Meistergesangs nannten, hatten besonders in großen Städten ihren Sitz; in Mainz war eine der vorzüglichsten. Als aber das Lesen der Bibel allen Weltlichen verboten wurde, verfielen die Zusammenkünfte, und kamen später bloß in denjenigen Städten wieder auf, in welchen im 16ten Jahrhundert die Reformation Eingang gefunden hatte. Dieses geschah namentlich in Nürnberg, in Straßburg und Colmar. Hier räumte die Obrigkeit den Gesellschaften gewisse Freiheiten ein, und die Reichsgesetze nahmen sie sogar in Schutz. Man findet z. B. in einer auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1548 ergangenen Polizei-Verordnung, daß gerichtliche Verfolgungen, denen Leute ausgesetzt waren, die gegen die Geistlichkeit in Gegenwart von Laien — und umgekehrt — sangen, und wodurch Zwietracht unter ihnen erregten, nicht gegen Meistersänger statt finden konnten.

Zu Straßburg, wo sich seit den ältesten Zeiten die Liebe zum Gesang bis heute bewahrte, hatte sich die Meistersänger-Gesellschaft besonders des Schutzes der Behörde zu erfreuen, wie wir es in einem Beschluß des Magistrats vom 16. Dezember 1598 aufgezeichnet finden, wodurch ihre Ordnung renovirt und erneuert wurde.

Dieser Beschluß charakterisirt zu sehr die Zeit, den Zweck und die Tendenz der Anstalt, als daß dieses historische Dokument hier nicht Platz finden sollte.

„Wir Hanns Philips Böcklin, der Meister und Rath, sammt unsern Freunden den Einundzwanzigen *) dieser freyen Reichsstatt Straßburg, thun kund: Demnach ungefähr vor 150 Jahren die uralte löbliche Kunst des deutschen Meistergesangs, durch etliche kunstliebende gottesfürchtige Personen allhier angerichtet worden, und sich im Werk augenscheinlich befunden, daß solche Kunst zu Gottes Ehren und Auferbauung christlicher Religion und Ehrbarkeit sehr ersprießlich, daß daher unsere liebe Vorfahren lobseligen Gedächtniß ihnen solch angestellt Werck, in ihrer Statt, unter deren Bürgerschaft umb so viel mehr belieben und gefallen lassen, auch zu beständiger Erhaltung desselben eine jährliche Steuer und Freygabe, solcher christlichen Gesellschaft verordnet und mitgetheilt, aus welcher Verordnung diese geistliche Kunst und Uebung bisher in unserer Statt ein solchen Fortgang gehabt, daß viele Personen beiderlei Geschlechts und allerhand Ständen, nicht allein dieselbige geliebet, sondern auch dadurch zur wahren Erkanntnuß Gottes und seines

*) Gegenwärtiger Aufsatz ist bereits in Nro. 43 bis 45 des ganzen Jahrgangs der Allgem. musikal. Zeitung von Leipzig erschienen. Da dieses Blatt aber wegen seiner [illegible] im Elsaß wenige Leser zählt, und der Gegenstand interessant ist, so glauben wir unsern Abonnenten durch die Mittheilung desselben Freude zu machen. Es erscheint dieß mit Einwilligung des Verfassers, Hrn. Theodore Lobstein, der hier noch manchen Zusatz beigefügt hat. Die Red.

*) Der Rath der Herren XXI oder der Alten Herren bestand aus eben so viel Gliedern, welche bei wichtigen Fällen in den Stadtrath berufen wurden, um sich gemeinschaftlich zu berathen.

lieben Worts kommen, dadurch im Leben zu guten Sitten und löblichen Tugenden erbaut werden; wann wir nun als eine christliche Obrigkeit, was zu Gottes Ehren, Continuation des gemeinen Religionswesens und allen christlichen Uebungen dienlich seyn mag, nicht weniger als unsere geliebte Vorfahren möglichst Fleiß und an uns nicht erwiedern zu lassen begehren, daß diese uralte christliche löbliche Kunst fürtterhin wie bisher in unserer Stadt geübt, erhalten und fortgepflanzet werde; und da in jetziger Zeit etliche unserer Bürger, so dieser Kunst Meistergesang rühmlich erfahren, im Namen und von wegen einer ganzen Gesellschaft uns in Unterthänigkeit zu erkennen geben, wie solche künstliche Uebung in hochdeutscher Sprache zu dichten und zu singen, von Tag zu Tag im Abnehmen, und dadurch auch nach und nach in schimpfliche Verachtung kommen, und wann solchem mit zeitlichem Rath nicht begegnet, in kurzem gänzlich zerfallen und untergehen mögte, daß sie aber solchem der Gebühr fürzukommen kein bequemer Mittel wüßten, als eine ganze Meisterschafft von zwölf bewehrten und confirmirten Meistern (inmasen solches in beiden löblichen Stätten Augsrurg und Nürnberg gehalten) auf und angerichtet, auch durch uns als dieses Orts Obrigkeit, mit gebührenden Ordnungen sammt ihrer gebrauchlichen Tabulatur *) der Kunst Fundament unterthänig überreicht und zugestellt, mit unterthänigem Begehren, wir wollten zur Ehre Gottes die uralte löbliche Kunst fortpflanzen, ihnen von Obrigkeit wegen gute Beförderung widerfahren lassen. Als haben wir solch ihr unterthänig Begehren, nicht ohnziemlich ermessen, darauf die übergebenen in Schriften verfaßte Ordnung zu Handen genommen, dieselbige durch dazu insonderheit aus unserm Mittel deputirte mit Fleiß besichtigen, uns wieder fürbringen lassen und dieselbig also beschaffen gefunden, daß zu hoffen, sie zur Erhaltung und Fortpflanzung dieses rühmlichen Werks ganz dienstlich, fürstendig und bequem seyn werde. Daher wir dann solche Ordnung der Meistersänger mit zeitigem Rath und guter Vorbetrachtung besser Form confirmirt, bestätigt und beliebt; confirmiren, bestätigen und belieben sie auch hiemit und in Krafft dieses, und wollen, daß selbige (damit sich niemand der Unwissenheit zu behelfen oder zu entschuldigen) jährlich zweimal der ganzen Gesellschaft öffentlich vorgelesen, ab derselben bei Vermeidung der darinnen verleybten Pönen stät, vest und unverbrüchlich gehalten, und dawider nichts gehandelt, attendirt noch fürgenommen werde.«

(Folgt die Ordnung und endlich der Beschluß:)

»Decretum, Montags den 18. Septembris nach unsers Erlösers und Seligmachers Geburt 1598.«

Durch diesen Beschluß wurden die Gebräuche und Satzungen der Meistersänger bekräftigt, und die jährliche Wahl des Ober- und Unter-Meisters, so wie der Mercker oder Dichter, welche den Gesang nach den Kunstregeln zu zergliedern und die Gaben darnach auszutheilen hatten, berichtigt. Von jener Zeit an erhielt also die Gesellschaft eine gesetzliche Existenz und genoß die Vorzüge eines bürgerlichen Collegiums.

Die Meistersänger-Gesellschaft bestand zu Straßburg vom Jahr 1490 bis zum 24. Nov. 1780; man zählte in derselben gegen 780 Personen, worunter Magistratsglieder, Professoren, Gelehrte und Beamte. Die Familien Reinthal und Hartschmidt zeichneten sich besonders unter ihnen aus. Joh. Nic. Hartschmidt geb. 1657 und gestorben den 10. July 1706 war Dr. der Theologie und Prof. der Logik und Methaphysik an der Universität; auch Dangkolsheim, der Sinnrich (der Sinnreiche) genannt aus dem Dorf Dangolsheim bei Straßburg, war Mitglied der Gesellschaft. Er ist der Verfasser der zu Straßburg in 4. ohne Jahrzahl gedruckten Abhandlung: Der Heilligen Nambuch. Im Jahr 1637 war Hans Friederich Reinthaler Obermeister.

An hohen Festtägen versammelte sich die Gesellschaft anfänglich in der Zunftstube der Maurer-Zunft, dem jetzigen Conzert-Saal der Réunion des arts, später in der Zunftstube zur Luzern oder Herren-Stube. Bekanntlich wurden die Zunfthäuser, Kraft eines Gesetzes vom 24. August 1793, als National-Eigenthum verkauft. Am 20. Juni 1796 wurde die Herren-Stube Privat-Eigenthum des Hrn. J. Georg Teutsch. Während den Versammlungen wurden jedesmal zur Einladung der Zuhörer, zwei Schilde zu beiden Seiten des Eingangs ausgehangen. Diese auf Holz in Oel gemalte Tafeln, welche noch auf der Stadt-Bibliothek aufbewahrt werden, haben die äußere Form eines mit zwei Flügelthüren beschlüssigen Kästchens; die Thüren öffnen sich zu beiden Seiten und sind auf der innern Seite ebenfalls gemalt. Die Malerei ist ganz in der Frank'schen Manier ausgeführt und kann gegen das Jahr 1600 gestellt werden.

Die erste, wohl ältere Tafel, welche 1715 erneuert werden, stellt in einem Kreise zwölf ausländische Meistersänger vor, nämlich: 1) Heinrich von Efterdingen *). 2) Der Alt Stoll, ein Panzermacher. 3) Der starke Popp. 4) Der Reiner von Zwicken. 5) Kanzler Auffinger (ein Fischer) aus Steyermark. 6) Herr Wolff von Eschenbach. 7) Herr Heinrich Frauenlob zu

*) d. h. die aus den Dichtungen ihrer Vorbilder hergeleiteten Grundsätze, welche von ihnen zu unverbrüchlichen Innungsartikeln gemacht wurden, überhaupt die Kunstregeln.

*) aus Oestreich, war in seiner Jugend an Herzog Leopolds von Oestreich Hof. Er sammelte viele alte deutsche Lieder, unter [illegible] Heldenbuch.

Mainz *). 8) Barttel Regenbogen, ein Schmidt **). 9) Miglin (Heinrich), ein Doctor. 10) Walter von der Vogelweid (im Ritteranzug, mit Helm, Panzer und Schwerdt). 11) Marner (Ludwig), ein Edelmann. 12) Conrad von Würzburg, ein Geiger ***). In der Mitte ist, zwischen König David mit der Harfe und König Salomo, der mythologische Springbrunnen, (hypocrène) die Quelle aller Poesie, welcher dem Apollo und den Musen geheiligt war. Zu beiden Seiten stehen Verse, welche von dem Ansehen zeugen, worin die Kunst stand, mehr als von dem Werth der Gedichte. Auf der innern Seite der einen Thüre sind Adam und Eva, auf jener der andern Thüre ist der Erlöser auf dem Erdball dargestellt, als Sieger über den Tod und böse Leidenschaften. Der Anzug der Meistersänger besteht in kurzen Beinkleidern und mit Pelz besetzten Ueberröcken mit kurzen oder offenen Aermeln, woraus die Arme in eines jeden gewöhnlichem Anzug hervorgehen. Sie tragen mit Pelz besetzte niedere Kappen.

Die zweite, weit feiner ausgemalte Tafel, stellt in einem halben Zirkel 12 inländische Meistersänger auf einer Rasenbank sitzend, vor, deren Namen und Wappen angezeigt sind, nämlich: 1) Peter Pfort ****). 2) Martin Gimpel †). 3) Friedrich Frommer. 4) Melchior Christophel ††). 5) Martin Hosch †††). 6) Paulus Fischer. 7) Johann Beichter ††††). 8) Veit Fischer *). 9) Hans Müller **). 10) Joseph Schwyer. 11) Hans Schelsinger ***). 12) Georg Burkhardt ****). Die Tracht dieser zwölf Sänger ist die altdeutsche. Der Obermeister trägt ein Barett, die übrigen kleine runde Hüte, einer derselben eine mit Pelz besetzte Kappe, kurze Beinkleider; über den Strümpfen, Strumpfbänder unter den Knieen, über den Wämsern von verschiedenen Farben, schwarze oder braune Mäntel bis an die Knie; alle tragen weiße Halsgekröse.

Mitten in dem halben Zirkel befinden sich zwei Schwäne, als Symbol der Harmonie und eine Lilie, Symbol der Reinheit des Gesangs. Unten sitzt Orpheus, welcher, umgeben von einer Menge von Thieren, die Macht der Musik und des Gesanges auf dieselbe andeutet. Oben befinden sich die 4 Symbole der Evangelisten, ein Engel, ein Adler, ein Stier und ein Löwe; gekrönt von den 7 ewigen Lichtern sitzt Gott Vater mit dem offenen Buch des Lebens, und dem unbefleckten Lamm von dem himmlischen Chor umgeben. In dem Hintergrund der Landschaft erscheint das Straßburger Münster. Auf der innern Seite der beiden Thüren sind Gegenstände der Geburt und Auferstehung sehr fein gemalt. Auf den beiden Tafeln ist das Wappen der Stadt Straßburg, und eine Krone in einem goldenen Ring mit zwei Palmen angebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) starb zu Mainz 1317.

**) lebte zu den Zeiten Frauenlobs.

***) am bischöflichen Hof daselbst.

****) gebürtig von Muckerstadt aus Düringen, war Helfer an der Kirche zum jungen St. Peter in Straßburg, und hatte sich 1591 in die Gesellschaft aufnehmen lassen.

†) wurde im Jahr 1597 aufgenommen.

††) von Vaihinge aus dem Würtembergischen, ein Bäcker.

†††) von Basel, ein Schriftschneider und Buchstabengießer.

††††) Buchhalter zum Geist.

*) von Wertheim, Schlosser zu Straßburg.

**) ein Schlosser.

***) von Durlach.

****) von Straßburg, ein Schneider. Die Meistersänger 2, 3, 7, 8 und 12 waren 1597 im Gewerk.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Creuzé de Lesser hat die romantische Literatur mit drei neuen Gedichten bereichert: La chevalerie, ou histoire du moyen-âge, composée de la Table ronde, Amadis, Roland, poëmes sur les trois grandes divisions de la chevalerie romanesque.

— D. J. R. Lenz aus Hamburg hat Victor Hugo's Ruy-Blas metrisch in's Deutsche übertragen; das Stück soll mit Nächstem auf der Hamburger Bühne gegeben werden.

— In Coburg hatte den 15. Dezember vorigen Jahres, in der heiligen Geist-Kirche ein Conzert zum Besten der Armen Statt. Die dilettanti-Gesellschaft führte die Vehmrichter von Berlioz, ein Musikstück von Händel und Haydn's »Sieben Worte des Erlösers« auf; 194 Musikliebhaber nahmen Antheil an der Ausführung dieses Conzertes; unter ihnen befanden sich die Prinzen Ernst von Würtemberg, Ludwig Heinrich von Reuß und Albert von Coburg, von welchen der erste die Violine, der zweite das Alto, der dritte das Violoncell spielte. Den Abend zuvor hatte ein großes Conzert am Hof Statt gefunden, unter anderm wurde »der Winterabend«, eine große Cantate, gesungen; die Worte derselben sind von Albert von Coburg, die Musik von Ludwig Heinrich von Reuß.

— Von Gustav Schwab's »schönsten Sagen des klassischen Alterthums,« ist der zweite Theil: »die Sagen Troja's« erschienen. (Stuttg. bei Liesching.) Diese Sagen reihen sich an die früher erschienenen deutschen Sagen des edeln Dichters, die bereits ein Lieblingsbuch der deutschen Jugend und des deutschen Volks geworden sind.

— Zu Ende des vorigen Jahres ist wieder eine neue (die vierte) Originalausgabe von Wilh. Heinse's Ardinghello erschienen (bei Meyer, in Lemgo).

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 4.

Samstag, den 26. Januar 1839.

Der Magister von Krähspitz.

Bräutlich geschmückt, viel Puder im Haar und zierlich bezopfet,
Brennend den Rock von Scharlachtuch mit goldener Borde,
Bunt mit Blumen gestickt die weiße Weste von Atlas,
Auf dem Haupte den Hut mit drei abragenden Zinken,
In den Händen den mächtigen Bambus mit goldenem Knopfe,
An den Füßen die glänzenden Schuhe mit funkelnden Buckeln,
Weiße Strümpfe dazu, die quellende Waden umschlossen,
Wandelte still-bedächtigen Schrittes über die Fluthen,
In der Frühe des Morgens, der Herr Magister von Krähspitz.
Hymens Bande sollten ihn heut mit der Schönsten der Schönen
Und der Reichsten der Stadt, der Jungfer Margretha Mariana
Eleonora Charlotta Kath'rina Jeanin vereinen. —
Fünfzig Carmina hatte bereits der Poete von Krähspitz
Zierlich gesetzet, und Damon und Phyllis, und Cloe und Daphne
Unterredeten sich in allen auf artige Weise
Über das kommende Glück des Brautpaars und spendeten Wünsche.
Roth tingiret las man in krausen und mächtigen Lettern
Hinten und vorn die Namen des überglücklichen Brautpaars.
Viele Federn hatte dabei der Poete zerkäuet,
Bis er gefunden den Sinn, der in das Akrostichon klappte,
Und das Spiel mit den Namen sich derb mit dem Witze verflechten.
Schwellend vom Glücke die Brust, erwog in der Tiefe der Seele
Nun der Magister die Rede, so er in gründlichen Worten
Halten wollte der Braut und den Ältern, bevor er zum Altar
Hole die Braut, und ihn für immer der Priester verbinde. —
Jetzt umfieng den Wandelnden frisch ein liebliches Wäldchen;
Morgendlich glänzten die grünenden Blätter; es perlten im Thaue
Träufelnd die Blüthen; es hüpften schäkernd von Baume zu Baume
Zwitschernde Vögel, und freuten sich laut des glücklichen Daseyns.
Als der Wandelnde nun für sich die Rede gesprochen,
Die er halten wollte der glücklichen Braut und den Ältern,
Unterbrach ihn ein bettelndes Weib und heischte mit Thränen
Eine Gabe von ihm und verhieß ihm den Segen des Himmels. —
Aus der Tasche zog nunmehr der Magister die Brille,
Wischte die Gläser ab und probirte die Brille zu sehen;
Doch bald nahm er sie wieder herab und wischte sie wieder;
Auf die Nase setzt' er sie dann und beschaute die Alte;
Fragte sie drauf nach Namen und Wohnort, und wie ihr die Armuth
Überkommen, da doch so viele Nahrung im Land sey? —
Als die Alte nunmehr ihm weinend Auskunft gegeben,
Sucht' er vorerst in der linken Tasche, dann in der rechten;
Abermals dann in der linken Tasche; drauf zog er den Beutel,
Knüpft' und nestelte dran; dann fiel ihm jählings die Brille
In die Gräser; doch nahm er sie auf und wischte sie wieder,
Setzte sie fest und suchte von Neuem den Beutel zu öffnen.
Als er nunmehr den Beutel geöffnet, wandt' er gar vielmals
Alle Münzen herum und hielt sie nah vor das Auge. —

Lachend rief hierauf die bettelnde Alte dazwischen:
»Nun, Ihr besinnet Euch lange, mein Herr, besinnt Euch nur immer;
Danke Bestens! — Ich kann indessen so lange nicht warten!
Glückliche Reise, mein Herr! — und sputet Euch, daß Euch der Brautschmaus
Nicht verbrennet, daß Euch indessen die Suppe nicht kalt wird!«
Sprach's, und mit rüstigen Armen umfaßte sie drauf den Magister,
Dreht' im Kreis ihn achtmal herum, worauf sie mit Kichern
In die grünen Gebüsche verschwand, und der Taumelnde drehend
Seinen Bambus schwang und vermaledeite die Frechheit! —
Rückwärts wandt' er darauf die vielbedächtigen Schritte!
Vor ihm öffnete sich der Wald und schon sah er mit Wonne
Glänzen den bleiernen Hahn auf dem glücklichen Thurme von Krähspitz.
Durch die Gassen wandelt' er ernst; da hört' er ein Lachen
Hinter sich drein, und er sah, wie ein Rudel von schwärmenden Buben
Hinter ihm her lief und höhnte: »Da seht nur; seht nur den Gecken!«
»Ei, was ist doch an meiner Gestalt, das erwecket ein Lachen?«
Sprach der Magister bei sich, und wandte bedächtigen Ernstes
Zu den Kindern sich um und verwies mit zürnenden Worten
Solches Betragen, und drohte mit Ruthen und Säcken voll Erbsen. —
Aber toller noch lachten die Jungen; und abermals dachte
Der Magister: »Hat mir vielleicht die abscheuliche Hexe
Eine Frau von Papier an meinen Rücken geheftet;
Oder ein Schandgemälde, das jetzt dem Spotte mich Preis gibt?« —
Schnell mit der Hand nun fuhr er zum Rücken, und wiederum lachten
Ganz unbändig die Knaben, als ihm durch die Finger der Zopf fuhr. —
»Aber wo bin ich!« rief nunmehr mit starrem Entsetzen
Der Magister, als er rund um sich die Häuser gewahrte.
»Das ist Krähspitz nicht! — Ich sehe ja lauter Palläste,
Lauter Kemnaten, wo sonst nur schiefe Baraken gestanden!«
Zierlich gekleidet, mit Schleier und Hut, jetzt hüpft' ihm entgegen
Aus dem nächsten Pallast ein Dämchen. — Da sprach der Magister:
»Wertheste Jungfer, saget mir doch, ist dieses nicht Krähspitz?«
»»Dieses ist Krähspitz!«« sagte das Dämchen, und hielt sich das Tüchlein
Vor die Lippen und kicherte; aber dann schnippisch
Warf sie das Köpfchen und sprach: »Ich bin keine Jungfer, bin Fräulein!«
Flatternd rauschte sie weg. — Da schlug sich erstaunt der Magister
Mit der Hand vor die Stirn', und rief: »Dies ist wahrlich nicht Krähspitz!
Dies ist wahrhaftig kein Krähspitz nicht; ja wahrlich kein Krähspitz!« —
»»Dies ist wahrlich kein Krähspitz nicht!«« so höhnten die Knaben
Hinter dem Wandelnden her; »»wahrhaftig kein Krähspitz!««
Jetzt entgegen trat ihm ein Mann mit ernster Geberde;
Diesen redet' er an und frug: »Ist dieses nicht Krähspitz?«
»»Dieses ist Krähspitz!«« entgegnete drauf der Andre bedenklich.
»»Aber, mein Freund, weß Landes kommet Ihr, daß Ihr Euch also
Kleidet, wie man sich wohl vor achtzig Jahren gekleidet?
Seht, Euch folget ein Schwarm von Buben, der Euch verhöhnet!
Jung noch seyd Ihr; hütet Euch wohl; Ihr scheint mir verdächtig!««
Und es begann darauf der ernste Magister zu künden,
Wie, und was Maaßen er sey heut Morgen zum Walde gegangen,
Wie er die Rede studirt, die er zu halten gesonnen
Seiner glücklichen Braut und den Ältern, bevor er zum Altar
Hole die Braut, und ihn für immer der Segen verbinde;
Wie ihn verhöhnet ein bettelndes Weib und im Kräusel gewirbelt.
Aber es zuckte darauf der Andre die Achseln bedenklich:
»Armer Mann, Du bist närrisch!« — So sprach er und wandelte fürbaß.
Und es weinte nunmehr der Magister bittere Thränen;
Schier das Herz abstieß ihm der Gram. Da ersah er zum Glücke
Gegenüber ein Haus, geziert mit goldenem Schilde;
Gasthaus zum Lämmchen stand über dem Schilde; schon klopft' ihm in Wonne
Hoch auf das Herz; er kannt' es ja lange das Gasthaus zum Lämmchen.
In die Stube trat er alsbald und fragte den Kellner,
Wie geschlafen der Wirth Johann zum goldenen Lämmchen?
Wie sich die Frau Susanne befinde? Die wertheste Tochter,
Schnetterdenchen genannt? — Er sey ihr am gestrigen Abend
Noch ein Nößel schuldig geblieben, das woll' er bezahlen.

Aber es lachte darauf unmäßig der muntere Kellner;
Aus den Händen fiel ihm der silberne Teller mit Gläsern;
Von dem Tische riß er das Tischtuch in der Verwirrung;
Alles brach übereinander; es kollerten Teller und Schüsseln
Über die Diehle! — Da floh der Magister schnell auf die Straße;
Aber kaum noch mit Müh' entkam er den Fäusten des Kellners.
Auf der Straße fragt' er nunmehr bei Diesem und Jenem
Bald nach Diesem und Jenem. Doch schüttelten alle die Häupter,
Und sie sprachen, man kenne sie nicht von denen er spreche.
Nur ein Greis mit silbernem Haare gab ihm zur Antwort:
Die er nenne, seyen bereits seit Jahren gestorben,
Schon vor sechszig, siebenzig Jahren wohl, und noch drüber;
Denn der Friedhof selbst bewahre nicht mehr die Steine,
Und das Neue hab' auch hier das Alte verdränget. —
Schwer ermüdet vom Wandern, erschöpft von Gedanken und Kummer,
Trat in ein anderes Haus der arme Magister von Krähspitz;
Viele Menschen fand er allda um Tische versammelt;
Emsig lasen sie Zeitungen, Bücher und Blätter und Blättchen.
Seufzend setzt er sich nieder, und als ihn lächelnd ein Knabe
Fragte, was er begehre, so fragt' er, ob etwa die Schriften
Schmollens hier sich befänden, vielleicht auch die Schriften von Schnabel?
Stumm verneinte der Knabe; es drehten sich alle die Leser
Nach dem Fremden herum und staunten über die Frage. —
Drauf erseufzetest Du, betrübter Magister von Krähspitz:
»O, wie hat in der Kürze sich Alles in Krähspitz verändert!
Warum liest man nicht mehr die würdigen Schriften von Range?
Nicht Etophili Sittenbüchlein, Baumgartens Historien?
Nicht die Muster der Dichtkunst von Lohenstein, Logau und Flemming?
Nicht des Grotjans Winterbelustigung, Placii Briefbuch? —
Krähspitz! Krähspitz! du bist ein wahres Gomorrha geworden!
Alles hat sich verändert, und nichts ist stehen geblieben;
Nichts, als der bleierne Hahn auf dem glücklichen Thurme von Krähspitz!«
Sprach's und weinte laut. Da redeten also die Leser:
»Aber, mein Herr, es scheinet uns wohl, Ihr kommt aus dem Monde,
Oder vom Uranus her? — Die Schriften, welche Ihr nennet,
Sind veraltet. Es sind an die Stelle der ehrlichen Alten
Neue getreten; so denkt doch an Schiller, Herder und Göthe,
Klopstock und Lessing, an Kant und Fichte, Hamann und Viele,
Deren Ruhms sich die Deutschen mit Recht und vor Anderen rühmen!«
Drauf antwortetest Du, betrübter Magister von Krähspitz:
»»Ach! ich weiß es ja wohl, man begehret nur immer das Neue,
Und die Jugend sie bläht sich ewig gegen das Alter,
Übertreffen will man die Alten und kann sie nicht fassen;
Hübsch bescheiden sey man und halte sich fein an die Muster!
Tollheit wär' es fürwahr, wenn Dieser oder auch Jener,
Die Ihr nennet, den Kampf begönne mit Lohensteins Feldherr! —
Einmal erreichet der Baum die Blüthe; aber dann sinkt er
Und verwelket zugleich; und hat man die Spitze des Berges
Glücklich erklommen, so ist es nöthig herunter zu steigen! —
Aber ich seh' es wohl, Ihr lächelt. So will ich denn wandeln
Wieder zum Wald', in dem ein altes Weib mich bezaubert;
Acht Dukaten will ich ihr zahlen, wenn sie mich wieder
Rückwärts dreht in dem Kreis, in dem sie mich vorwärts gedreht hat!««
Sprach's, und zürnend ergriff er das Hütchen mit goldener Borde,
Stülpt es über den Kopf, daß Zopf und Puder emporsprang;
Drauf ergriff er den Stock und wandelte stumm und bedächtig
Durch die Straßen von Krähspitz. — Es sahen erstaunt ihm die Leser
Lang' aus den Fenstern nach, und schüttelten alle die Häupter.
Aus dem Walde nicht kehrte zurück der Magister von Krähspitz!
Hat ihm vielleicht im lispelnden Hain, beim Rauschen der Quellen
Und beim Vogelgesang, Velleda die Lehre gegeben:
Daß uns ewig vorwärts die Zeit, doch nimmer zurück dreht? —
Oder hat in kühliger Grotte, auf moosigen Kissen,
Ihn überfallen ein Schlaf, aus dem er in Jahren erwachet,
Und zurückkehrt dann, ein Gestärkter, mit Krähspitz versöhnet?
Oder hat ihn der Tod, der jegliche Neuerung ausgleicht,
Sanft in die Arme genommen, damit er nicht wieder im Grimme
Von dem Neusten wende den Blick und zum Walde begehre?
Solcherlei Fragen löse sich selbst der sinnige Leser;
Und je freundlicher er in sich die Lösung gefunden,
Desto glücklicher preis' er sich selbst im innersten Herzen,
Desto liebender neigt sich ihm zu der Sinn des Gedichtes.

Darmstadt. Ludwig Wittich.

Schweizerbilder.

Der Greifenseer Mordtag.

Nachdem der Schweizern die Belagerung von Rappersweil gänzlich mißlungen war, wendeten sich ihre Hauptanstrengungen gegen Greifensee, einer Burg, deren Besatzung durch mancherlei Bedrückungen zu häufigen Klagen in der Umgegend und besonders in dem benachbarten Städtchen Grüningen Anlaß gab. Das Schloß, früher ein Erbeigenthum der Familie Hohenlandenberg war von Friedrich von Toggenburg der Stadt Zürich überlassen worden: nach und nach hatte sich um die Burg der am Seeufer ein Städtchen erhoben. Hans von der Breitenlandenberg, ein thätiger, einsichtsvoller und tollkühner Krieger, den man darum nur den Wildhans zu nennen pflegte, hielt sie mit 70 Tapfern besetzt. Bei mehr denn einer Gelegenheit hatte er den Grüningern, die sich in Zeit von zwei Jahren zweimal dem Feinde schimpflich ergeben hatten, seine Verachtung bewiesen. Von dem Anzuge der Eidgenossen in Kenntniß gesetzt beeilte er sich alle unnützen Mäuler den Zürchern augenblicklich zurückzuschicken. Denn auszuharren bis zu der, wie er glaubte, nicht mehr fernen Ankunft der Armagnaken, hatte er geschworen und Pflicht und Ehre geboten ihm die Burg so lange zu halten. Den ersten Mai, Nachmittags, zeigten sich die Eidgenossen mit starker Macht auf den Wiesen am Seeufer und am Saume des Wäldchens hinter der Burg. Wildhans, wohl erwägend, daß bei so geringer Besatzung das Städtchen nicht gehörig vertheidigt werden könnte, ließ es in Brand stecken. Um Mitternacht stand ganz Greifensee in lichterhellen Flammen, einige Weiber die trotz des Wildhansen Befehl, heimlich bei ihrer Habe zurückgeblieben waren, entflohen mit ihren Kindern unter herzzerreißendem Geschrei. Die Schweizer erbarmten sich der Armen, nahmen sie auf, speisten sie und sandten sie wohlbehalten nach Zürich. Mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf bis zum Ueberflusse versehen, obgleich aller Verbindung nach Außen beraubt, hielt sich Wildhans gut und sein Geschütz verursachte den Eidgenossen vielen Schaden, die ihrerseits dem undurchdringlichen Felsgemäuer nicht das geringste anhaben konnten. Schon dauerte die Belagerung drei Wochen; umsonst schlug man einen starken Streifzug gegen Baden oder Wesen, oder einen verstellten Angriff auf irgend einen andern in der Nähe von Greifensee gelegenen Ort vor, um die Aufmerksamkeit der Eidgenossen dorthin zu lenken und die Burg zu befreien: dieß lag nicht in dem Plane der Anführer und Greifensee blieb seinen eigenen Hilfsmitteln überlassen. Aber auch die Eidgenossen ermüdeten; schon begann man vom Abzug zu sprechen, als ein Bauer, Namens Walter, sei es aus Habsucht oder aus Bosheit, den Schweizern eine Stelle der Mauer verrieth, wo dieselbe am leichtesten untergraben werden konnte. Gleich in der folgenden Nacht näherten sie sich und fiengen an, unter einem starken Schirmdache ununterbrochen fortzuarbeiten. Da ließ Wildhans den schweren Altarstein von der Mauer herabstürzen, also daß er das Schirmdach zerschmetterte und die Arbeiter erschlug. Aber mit rastloser Thätigkeit erbauten die Eidgenossen ein zweites Schirmdach; zehn Schmiede wurden dießmal den Arbeitern beigegeben, um ihre Werkzeuge sogleich an Ort und Stelle auszubessern. Die Belagerten stürzten nun wohl Fässer mit Steinen gefüllt darauf nieder, aber das festerbaute Dach trotzte der zu geringen Wucht und konnte nicht zerstört werden. Gerade an dieser Stelle hatte man auf den Fels gezählt; die Mauer war da schwach und enthielt meistentheils nur Holz und Erde. Schon wollten die Schweizer Feuer anlegen und gelang dieß, so war's um die Burg geschehen: da verlangte die Besatzung zu unterhandeln. »Seyd ihr nicht unsere Gefangenen, erwiederten die Eidgenossen, und wollt noch unterhandeln?« — »Wohlan! rief Wildhans von der Mauer nieder, so verbrennen wir die Burg mit Allem, was darin ist, und begraben uns unter ihren Trümmern!« Solches hörten die Belagerer nicht gern, denn sie hofften auf reiche Beute, die sie nicht verlieren wollten; dagegen befand sich unter den Männern im Schlosse kein Priester und ohne Beicht und Ablaß mochten sie nicht sterben. Die Unterhandlung wurde also mündlich abgeschlossen, aber in solchen Ausdrücken, daß die Belagerten Sicherheit darin zu finden glaubten, während Reding einen ganz andern Sinn darunter suchte.

Das Thor war so fest verrammelt, daß selbst die Belagerten es nicht zu öffnen vermochten; die Eidgenossen mußten durch die Mauerlücke hereinklettern, von den Kriegern des Wildhans unterstützt, die ihnen die Hände reichten. Diese wurden dann gebunden über die Mauer hinausgeführt auf die Wiesen zwischen Greifensee und dem Dorfe Nänikon. Das über die Gefangenen zu verhängende Schicksal veranlaßte eine stürmische Berathschlagung. Ein Mann aus Schwyz verlangte, sie sollten Alle vom Leben zum Tod gebracht werden, mit Ausnahme eines angesehenen Schwyzers, Ulrich Kupferschmied, der bei Zürich Dienste genommen und sich, seinem geleisteten Schwure treu, während der Belagerung so sehr ausgezeichnet hatte, daß man ihn als den Tapfersten nach dem Wildhans nannte. Ein anderer machte die Bemerkung, daß es wohl nicht recht wäre, die dreißig Greifenseer mitzutödten, weil sie treulich gethan, was ihnen ihre Pflicht als Unterthanen Zürichs gebot. Holzach, Hauptmann der Krieger von Menzingen bei Zug, begann endlich die Sprache der Menschlichkeit zu reden, indem er bemerklich machte, wie

Wildhansens Betragen immer und überall dasjenige eines Biedermannes, offen und redlich, gewesen, wie er sich entehrt hätte, wenn er anders gehandelt und wie Pflicht und Ehre seinen Leuten geboten ihn nicht zu verlassen. Mit allgemeinem Murren wurde diese edle hochherzige Rede aufgenommen. Itel Reding vermaß sich hoch und theuer, so könne nur ein Verräther, ein heimlicher Zürcher reden! Da rief Holzach voller Entrüstung aus: »Wo ist einer, dem die Sache, für die wir insgesammt Gut und Blut aufopfern, näher am Herzen läge? Eben der Schwur, den ich geleistet, gab mir solche Rede in den Mund und ich bin zum wenigsten eben so rein denn du und die deinen allesammt. Ich habe gewissenhaft geredet: Gott wird unschuldig's Blut rächen!« Der Streit wurde immer heftiger und die Wuth hatte ihren höchsten Gipfel erreicht. »Nun denn! rief Reding dazwischen, so mögen die Greifenseer am Leben bleiben, aber Wildhans und die andern müssen sterben!« Da ließen sich jählings mehrere Stimmen vernehmen: »Heuchler, so saufe denn alles Blut oder werde ganz Mensch!« Wildhans, der gegenwärtig war, rief mit gewaltiger Stimme: »Tödtet mich! tödtet mich! aber was haben jene verbrochen?« Greise in Silberhaaren, Weiber, Kinder und Verwandte der unglücklichen Gefangenen warfen sich mit herzzerreißendem Jammergeschrei vor die Füße der unerbittlichen Sieger, um das Leben derjenigen flehend, die nur gekämpft, um das ihrige zu fristen. Die Versammlung ward dadurch nur um so stürmischer: wer mildere Gesinnungen durchblicken ließ, wurde ein Verräther geheißen und im Augenblick der Abstimmung beherrschte der Schrecken alle Gemüther. Rings um Reding erhoben sich tausend und tausend Hände für den Tod aller Gefangenen; die Rechtlichern unter den Eidgenossen flohen den Mordplatz mit schmerzerfüllter Brust. Nicht die Bitten jammernder Mütter und Greise, nicht die Thränen unmündiger Kinder, hatten die harten Krieger zu rühren vermocht; in dem irrigen Wahne, das Wohl des Vaterlandes erheische solch' strenges Beispiel und keiner werde ihnen in Zukunft mehr zu widerstehen wagen, wenn er wisse, welches Loos seiner harre, weihten sie alle dem Tod durch's Schwert.

Nach kurzem Gebet trat Wildhans in die Mitte des Kreises und sprach: »Der Allmächtige hat's gewollt, er, der Alles sieht, sieht auch dieß! Gefährten, ich gehe euch voran im Tode, denn ich möchte nicht, daß je einer glauben könnte, derjenige, der mit euch gelebt und mit euch gekämpft hat, habe in der gemeinsamen Todesstunde irgend einen Vorwand hervorgesucht, um sich von euch zu trennen!« Dann sich zu dem Scharfrichter wendend: »Meister Peter, thue deine Pflicht!« — Sein Haupt fiel; nach ihm dasjenige Ulrich Kupferschmieds und eines Stadtdieners von Zürich. Da hielt der Scharfrichter inne und warf einen bittenden Blick auf Reding, hoffend, er werde der Männer niedern Standes schonen. Gleich bei den ersten Hinrichtungen war ein ganzer Zug schneeweißer Tauben über den Richtplatz hingeflogen, und diese Zeugen der Unschuld hatten alle Gemüther erschüttert, nur Reding nicht, der den flehenden Scharfrichter hart anfuhr: »Thue deines Amtes, sonst wird es ein Anderer an dir verrichten!« Dieser fuhr also traurig fort, die Köpfe abzuschlagen; den zehnten Mann stellte er besonders, laut kaiserlichem von jeher beobachtetem Rechte, das bei großen Hinrichtungen dem Nachrichter je den zehnten Mann schenke.... »Thu' deine Pflicht und schweig!« donnerte ihm Reding zu. Ueber zwanzig Leichen lagen schon um ihn her im blutigen Grase; einer neuen Fürbitte folgte ein neuer Befehl zur Fortsetzung der Blutarbeit: so geschah es beim dreißigsten, so beim vierzigsten Mann. Der Tag neigte sich; die Erde trank das Blut nicht mehr, mit dem sie so reichlich geschwängert wurde, es floß zusammen. Beim fünfzigsten Mann befahl Reding Fackeln herbeizubringen und bei ihrem matten Schimmer fiel das sechszigste Haupt. In diesem Augenblick ergriff Peter die zitternde Hand eines jungen Knaben, der nächst einem bejahrten Greise, beide halb ohnmächtig, allein noch übrig war. Der Scharfrichter bat fort und fort um Gnade und Schonung, Reding blieb unerschütterlich, doch scheint er sich nach der sechszigsten Hinrichtung entfernt zu haben. Die Uebrigen wurden gerettet. Einige gleichzeitige Schriftsteller erzählen, daß es nur noch zehn Personen waren, die einen in weit vorgerücktem Alter, die andern noch Kinder. Kalter Schauer und Entsetzen durchbebte alle Anwesenden. Keine Blume, kein Grashalm wuchs mehr auf dieser Stelle aus der blutgetränkten Erde hervor: sie blieb öd und kahl und der Volksglaube erzählt, wie man in stiller Mitternachtsstunde das Klagen und Wimmern der unglücklichen Schlachtopfer deutlich vernehme: so glaubten die Alten, daß die Seele, werde sie zu früh und gewaltsam vom Körper getrennt, denselben unter beständigem Wehklagen umschwebe. Kaspar von Bonstetten suchte den Leichnam des Wildhans auf und übergab ihn der Landenbergischen Familiengruft. Eine kleine Kapelle wurde an dem Orte der Hinrichtung errichtet; jede Woche las darin ein Priester Seelenmessen für die Gestorbenen und besprengte ihre Gräber mit Weihwasser. Ob man nun gleich auf diese Weise die Manen der unschuldig hingemordeten Brüder zu versöhnen suchte, so wird dennoch bis auf die späteste Nachwelt der Greifenseer Mordtag als ein ewiger Schandfleck in der helvetischen Geschichte dastehen.

de Golbery. (C. B.)

Beiträge
zur Geschichte der Musik im Elsass und besonders in Strassburg.

(Fortsetzung.)

Außer diesen beiden Tafeln befindet sich auf der Stadt-Bibliothek das sogenannte Gesellschafts-Buch der Meistersänger in Manuscript, unter dem Titel: »Gesellschaftsbuch, d. i. Namen der Herrn, guten Freunde und Gönner, die sich von Anno 1490 bis auf das gegenwärtige 1768 Jahr, in die ehrsame Gesellschaft der Meistersänger zu Straßburg einschreiben lassen, und noch darin begeben werden, auch solche rühmliche Singkunst mit Tönmachen, Dichten, Singen, Lieb, Gunst, und Förderung bis hieher gehabten und solche noch helfen auf die spätesten Zeiten fortpflanzen.«

Bei jedem der eingeschriebenen Meistersänger steht nebst seinem Wappen oder sonst einem Sinnbild in Farben, seine Eigenschaft in dem bürgerlichen Leben sowohl, als bei der Gesellschaft, z. B.

Thomas Kornmann, ein Kürschner, Sänger und Dichter. (1490.)

Reinhard von Och, ein Sänger.

Paulus Schlegel, ein Sänger und Dichter, u. s. w.

Hierauf folgt ein Gedicht des aufgenommenen Mitglieds. Nachdem die im Jahr 1490 besonders thätig gewesenen Sänger verzeichnet sind, heißt es: »Diese 16 Mann seind thätig worden, daß sie das Singen anders wollen ordnen, dann man vor ihnen Meistergesang allhier zu Straßburg gesungen hat, länger dann niemand gedenken mag, aber nicht ordlich, deßhalb sie zusammengekommen sind, in dem Jahr 1492 und ließen ein Kron machen und dieselbe machte Ambrosius Candel, und gab ein jeglicher ein Schilling Pfenning frey dazu, darnach da man zahlt 94, ließ sie denselben Ambrosium ein Marienbild auf die Kron machen, zu der Zeit kost die Kron 5 Gulden, da haben die 16 Mann ein Ordnung gesetzt, wie und was man singen und merken*) soll, wie ihr Tabulatur ausweißt.«

Fremde ließen sich als Ehrenmitglieder der Gesellschaft einverleiben. So heißt es u. A.: »Am 3. July 1597 ließen sich 12 Kauffherrn aus Nürnberg, München, Ulm und Augsburg, welche sich in die ehrsame Gesellschaft der Meistersänger allhie begeben, einschreiben. Unter ihnen ist Herr Balthasar Berolt, fürstlich bayerischer Pfenningmeister.

Im Jahr 1597 wurden Moritz Uberherr, Probst zum jungen St. Peter in Straßburg, 1601 auf den heil. Neujahrstag, Wolfart (sonst auch Wolffgang) Spangenberg von Mansfeld, Bürger zu Straßburg, aufgenommen. In den Jahren 1604, 1605, 1608 und 1611 saß letzterer im Gemerk, d. h. er war einer der Kunstrichter.

Weitere merkwürdige Nachrichten über den Meistergesang sind in dem, ebenfalls auf der Stadt-Bibliothek aufbewahrten, bloß in Manuscript existirenden Werk Spangenbergs zu finden: »Von der edlen und hochberühmten Kunst der Musica, und deren Ankunft, Lob, Nutz und Wirkung, auch wie die Meistersänger auffkhommen, vollkommener Bericht, zu Dienst und Ehren der löblichen und ehrsamen Gesellschaft der Meistersänger in der löblichen freyen Reichsstadt Straßburg, bestellet durch M. Cyriacum Spangenberg im Jahr Christi 1598**).« Es ist dieses Manuscript auf ganz gewöhnliches Papier geschrieben und eingebunden**)

Spangenberg gibt einen Catalogus teutscher Meistersänger mit kurzen biographischen Notizen, seit dem Jahr 1200. Zu Straßburg, sagt er, sind 1508 in der Sängergesellschaft gewesen: Mathias Holderlin, Jacob Wolff in der Cantzley, Johann Grüninger, Buchdrucker. Er erwähnt u. a. eines Ulrich von Türckheim, welcher zu den Zeiten des Kaisers Heinrich des VII. lebte, und welchem 1313 im Sacrament von einem Mönch vergeben ward.

Endlich bemerken wir noch, daß sich unter der Orgel in dem Straßburger Münster, zur rechten Seite, ein Meistersänger, etwa 5 Fuß hoch, abgebildet befindet, eine Rolle Papier in der Hand haltend, zum Taktieren. Durch eine Mechanik in den Pedalen der Orgel kann dessen Arm in Bewegung gesetzt werden, so wie die Figur des Trompeters zur Linken, und die untere des Simson.

*) i. q. notare, wegen Vertheilung der Gaben.

*) Cyr. Spangenberg, geb. den 17. Juni 1528 zu Nordhausen, war ein geachteter Geschichtschreiber seiner Zeit; sein Vater war erster Pfarrer in Nordhausen; er studirte zu Wittenberg, wurde Pfarrer zu Eisleben, dann Dekan und Caplan zu Mansfeld. Im Jahr 1575 wurde er seines Amtes entsetzt, als Anhänger von Mathias Flach (Flaccius), Schüler Luthers und Melanchthons, und starb zu Straßburg den 16ten Hornung 1604. Noch hat man von ihm Predigten, über die Gesänge Luthers, unter dem Titel: *Cithara Lutheri*. Erfurt 1569, und eine 2te Ausgabe v. J. 1581. 4to.

**) Wagenseil (Joh. Christoph) in seiner Abhandlung: *de Germaniae Phonascorum*, von den Meistersinger, *origine, praestantia, utilitate et institutis; Altorfi anno* 1697, welche seiner Commentatio de civitate Norimbergensi folgt, sagt p. 493, daß Hr. Enoch Hannmann seinen Bericht über des Opitz deutsche Poesie, aus des grundgelehrten M. Cyr. Spangenbergs seinem Buch zusammengezogen, welches in Straßburg auf Pergament geschrieben, mit goldnen Buckeln — (wie den Juden ihre Thora,) verwahrt wird; — was demnach unrichtig ist.

Unter der großen Anzahl der Meistersänger nennt Spangenberg auch den berühmten Hans Sachs, „ein Schuster in Nürnberg, starb 1575 den 20. Januar, 81 Jahr alt.“ Sein Todestag wird von Andern auf den 19. Januar 1576 angegeben. (Schillings Lexikon V. Sachs), und endlich Martin Luther, dessen Gesänge angezeigt sind.

Es sind dieses folgende:

1) Sie ist mir lieb die werthe Magd. (Nach Offenb. Joh. Cap. 12.)
2) Ach Gott vom Himmel sieh darein. (Psalm 12.)
3) Es spricht der Unweißen Mund wol.. (Ps. 14.)
4) Ein veste Burg ist unser Gott. (Ps. 46.)
5) Aus tiefer Noth schrey ich zu dir. (Ps. 130.)
6) Vater unser im Himmelreich.
7) Christ unser Herr zum Jordan kam.
8) Nun freut euch liebe Christen Gemein.
9) Vom Himmel hoch da komm ich her.
10) Christ lag in Todes Banden.
11) Erhalt uns Herr bey deinem Wort.

Wie sehr nun der Meistersang Theilnahme und Unterstützung fand, davon zeuget die merkwürdige letzte Willensverordnung eines Mitglieds des großen Raths, Gabriel Braunstein und seiner Frau Aurelia Volt, welche am 17. Dec. 1646, unter andern folgendermaßen testirten: „Dieweilen wir beide testirende Eheleute das gottseelige Werk und Uebung des löblichen teutschen Meistergesangs, jederzeit hochgeliebt, dasselbe gleichsam von Jugend auf, und nun über die 40 Jahr fleißig besucht, so uns als eine schöne Uebung Gottes seeligen Worts, allezeit herzlichen Wohlgefallen, zu aller Gottseeligkeit, christlichen Tugenden, Glauben und Liebe so reichlich erfüllt; als legiren wir beide insgemein ermeltem löblichen teutschen Meistergesang, jährlichen uff ihre zehn Singschulen zehn Reichsthaler zu verfügen, jede Schul einen Thaler in vier Reichs-Oerthern*) den vier Sängern, so nach dem der den Krantz gewonnen, am besten gesungen, doch mit der ausdrücklichen Condition und Bescheidenheit, daß welcher nicht auch sein Schul recht über den Tisch thut, sofern er es an der Zeit haben können, derselbe alsdann auch kein Theil an solchem Thaler haben soll. Thut also dieses Legat, dem Zins nach, ein Capital dreyhundert Gulden, und damit dieses der Meistersänger Legat desto gewisser und ohnfehlbarer abgereicht werden möge, so setze ich Testator meinen einen halben Theil, meiner Nahrung dafür zum Unterpfand ein, und insonderheit denjenigen halben Theil, welchen das Stifft und Almosen zu St. Marx durch meine Erbeinsatzung von mir ererben wird, da dann der Herr Schaffner gedachten Stiffts schuldig seyn solle, allezeit wann Singschul gehalten wird, den Tag zuvor, einen Reichsthaler in vier Oertern zu liefern.“ Es enthält dieses Testament noch andere wohlthätige Verfügungen, welche jetzo noch von der Familie Braunstein vollzogen werden.

Die Einkünfte der Meistersänger-Gesellschaft bestunden:

1) In den jährlichen Singgaben zu deren Entrichtung das Hospital, die hohe Schule, das Frauenhaus und das Pensions-Corps zu den guten Leuten, genannt von Obrigkeitswegen jedes zu 2 Gulden angesetzt war.

2) In obigem Legat von 10 Thalern jährlicher Zinse; welche das Stifft zu St. Marx von dem Gabr. Braunstein'schen Legat an die Sänger-Gesellschaft abzugeben hatte.

3) In einem Capital von 1000 Gulden, welches der Gesellschaft Anno 1636 als Legat vermacht worden, und welches bei der Stadt-Casse zu 40 Gulden jährlich verzinslich angelegt war.

Außer ihren Singübungen spielten die Meistersänger in Straßburg auch eine Zeit lang Comödien, Tragödien und hielten christliche Gespräche. Seit dem Jahr 1602 hielten sie jedesmal bei dem Magistrat um die Erlaubniß an, Comödien von Glück und Unglück spielen zu dürfen. Es wurde ihnen erlaubt, unter der Bedingung nicht Sonntags und zwar in ihrem eigenen Lokal zu spielen. Die christlichen Gespräche gaben oft Anlaß zu Streitigkeiten, auch sahe sie die Geistlichkeit mit Unwillen, so daß sie der Magistrat verbot. Dagegen machte die Gesellschaft der Meistersänger unterm 9. Mai 1633 eine Vorstellung, in welcher sie sich unter andern folgendermaßen ausdrückt: „es werden nicht alle Jahr solche Gespräche neben der Singschulen gehalten, sondern nur, wann wichtige Sachen geschehen, sie mögen nun Namen haben wie sie wollen; wie denn auch dieß unser nächst abgeloffen Gespräch vom Tod Judas Maccabäus gewesen, ein Fürbitt des theuren Königs in Schweden seelig. Solche christliche Uebung ist nicht allein hier zu Straßburg gebräuchlich auf die Sonntag, sondern in andern namhaften evangelischen Stätten mehr. Nürnberg, da den Meistersängern eine Kirche zu solchem Werk geben ist, genannt zu St. Clara, Augspurg singt und spielt am Sonntag das ganze Jahr, außerhalb den Hundstagen, Ulm, Preßlau, Dantzig und andre Seestätten mehr. Wann nun diese Kunst nicht aus Gottes Wort wäre fundirt, Dr. Luther seeligen Gedächtnuß, wird sie nicht negst dem Predigtamt, vor andern Künsten gerümt haben u. s. w.

Zur Vermeidung aller Anzüglichkeiten, und da der Inhalt der Gespräche jedesmal auf die Zeit angewendet war, so wurden

*) Jede Schul, heißt soviel als jede Zusammenkunft; ein Orth ist der 4te Theil einer Münze, also ein Reichs-Orth ist ein Viertel eines Reichsthalers.

TIMBRE ROYAL.
BAS-RHIN A 2

die Gespräche zwar wieder erlaubt, allein sie mußten zuvor einem Zuchtgericht zur Censur vorgelegt werden.

Am Fastnachtstag 1632 hatte ein Gespräch statt aus dem ersten Buch der Maccabäer; ferner wurde ein solches Gespräch oder Aktion am Pfingstmontag 1637 gehalten über Lib. 2 regum c. 25 von der langwährigen Belagerung Jerusalems, Captivität des Königs Zedekiä und vieler Kinder Juda nach Babylon.

Doch die Leistungen der Mitglieder der Gesellschaft wurden immer mehr zum Gelächter und Gespött.

Am 13. Mai 1697 baten Joh. Phil. Blümel und Joh. Niel. Schreiber, Ober- und Untermeister der Meistersänger um Erlaubniß, einige Trauerspiele auf offenem Theater zu präsentiren, nämlich den 20. Juni, Holofernes, David und Goliath; den 16. Juli: die gestrafte Verläumdung und belohnte Gottesfurcht; den 17. Sept.: die beständige Mutter. Allein der Magistrat ließ die Bittsteller einladen bei ihren Handwerken zu bleiben. Diese Vorstellung sollte auf der sogenannten Tucherstube, welche später im Jahr 1733 für das deutsche Theater eingerichtet wurde, Statt haben. Im Jahr 1716 wurden diese Leistungen völlig verboten.

Nach und nach traten die angesehenern Mitglieder aus der Gesellschaft und sie bestund im Jahr 1780 nur noch aus sechs Mitgliedern aus dem Handwerksstand, nämlich: Joh. David Gütel, Schuhmacher, als Obermeister, Joh. Georg Engel, Joh. Dan. Fepell, Joh. Schenck, Joh. Dan. Kreß und Leonhard Rinck, Glaser. Am 14. März d. J. wurde der Obermeister ermächtigt bei dem Magistrat um Aufhebung der Gesellschaft einzukommen. In seiner deßhalb eingereichten Supplic heißt es unter anderm: „Die Ursache, welche Gelegenheit zur Verordnung und Anwachs bemelter Gesellschafft der deutschen Meistersänger vor einigen Jahrhunderten gegeben haben mag, ist längstens erloschen, und kann sie anheute weder der deutschen Sprach, noch der Dicht- noch der Tonkunst einen Zuwachs mehr geben. Die Meistersänger sind in diesem Stück anheute so weit herabgesetzt, daß man sich ihrer nur spottet, auch kann man's nicht eigentlich eine gottesdienstliche Handlung nennen; daher sothane Gesellschafft, die in sechs Gliedern besteht, mit Ausnahme eines einzigen (Leon. Rinck) sich entschlossen, auf ihr Constitut Verzug zu thun, and ihre wenige Gefälle und Einkünften E. Gnaden Disposition anheim zu stellen, mit der Bitte, daß solche dem neuern und nützlichern Institut der Philantropen im hiesigen Waisenhaus einverleibt werden möge.“

Nach einem über diesen Antrag abgestatteten ausführlichen Bericht, welcher so wie alle angeführte Dokumente in dem Statt-Archiv verwahrt liegen, wurde die Gesellschaft am 23. Dec. 1780, nachdem der sechste der Meistersänger beigetreten war, durch den Rath und die Herrn XXI aufgelöst, „sofort die jährlichen Singgaben von 4 Pfund, den respektiven 4 Stifftungen „anheimgefallen erklärt, das Braunstein'sche Capital dem löbl. „Stifft St. Marci zum völligen Genuß und Eigenthum über„lassen, und die auf der Bürger-Casse hafftende 1000 Gulden „zum besten des Erziehungs-Instituts der philantropischen Ge„sellschaft angewiesen.“

Am 24. Nov. desselben Jahres hatte die letzte feierliche Versammlung statt; mehrere Gesangstücke, wozu sie zum Theil selbst den Text gedichtet hatten, wurden von ihnen abgesungen. Die Zöglinge des Waisenstifts waren bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig, und als ihnen die Dokumente über die an sie abgetretenen Rechte übergeben wurden, dankte einer dieser Zöglinge auf das Verbindlichste, in einer an die nun aufgelöste Gesellschaft gerichteten Rede. Also endete in Straßburg durch eine edle Handlung diese drei Jahrhunderte lang bestandene Gesellschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Die bereits angekündigte neue Sammlung deutscher Sagen von Prof. August Stöber, ist unter dem Titel: Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden, Darmstadt 1839, erschienen. An Reichhaltigkeit und glücklicher Wahl der Sagen übertrifft diese zweite Sammlung noch ihre Vorgängerin. Außer einer reichen Ausbeute der schönsten Sagen von G. Schwab, Rückert, Seidl, C. Ebert, K. Simrock und Andern, enthält das Buch vieles Neue, Ungedruckte von Bechstein, Bube, Wittich und dem talentvollen Herausgeber selbst. Vorzüglicher Erwähnung verdienen die so sinnig aufgefaßten und originell wiedergegebenen Sagen von August Kopisch, dessen 1837 zu Berlin erschienene Gedichte im Elsaß bekannt zu werden verdienten. Die Sammlung enthält auch dreiundzwanzig elsäßische Sagen. Den Schluß machen höchst interessante topographische, literarische und geschichtliche Anmerkungen; so wie Notizen über benutzte Schriften und Geburtsort und Jahr der noch lebenden Dichter, deren Sagen mitgetheilt sind. — Wir wünschen dem verdienstvollen Herausgeber von Herzen Glück zu diesem schönen Buche, das gewiß von recht Vielen willkommen geheißen wird.

Bitte. Die Redaktion ersucht den verehrten fleißigen Mitarbeiter, der ihr vor einiger Zeit, nebst andern Gaben, ein Gedicht zum Einrücken an einem bestimmten Tage überschickte, um gefällige Angabe seiner Adresse, da sie ihm, nebst ihrem besten Danke, noch andere Mittheilungen machen möchte. Ein Brief für ihn ist beim Verleger der Erwinia hinterlegt.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 5.

Samstag, den 2. Februar 1839.

Diesseits und Jenseits.

Wenn Kranke zwischen Tod und Leben ringen,
So lang aus ihrem Mund noch Klagen dringen
Und das Gemüth sich unmuthvoll erweist:
So pflegt man auf Genesung noch zu hoffen
Und spricht: noch ist kein nahes Grab ihm offen,
An diesem Leben haftet noch der Geist.

Wenn aber nun die Klagelaute schweigen
Und alle Mienen sich gelassen zeigen,
Dann sieht man's wohl dem stillen Dulder an:
Zur Neige geht das Leben jetzt hienieden,
Er athmet schon den überird'schen Frieden,
Der Geist gehöret schon dem Jenseits an.

Ja, so geschieden sind die beiden Welten:
Nur diesseits ungestüme Klagen gelten,
Das herbe Wehgeschrei ist irdisch nur;
Jenseits wird aber aller Jammer stille,
Ein sanfter Muth, ein friedevoller Wille
Sind Zeichen jener himmlischen Natur!

Adolf Stöber.

Der Professor.

Novellette.

I.

„Lorchen! Lorchen!" rief eine Stimme über den niedrigen Gartenzaun. „Lorchen! bist Du da?"

Lorchen erhob den Kopf von dem Blumenbeete, wo sie eben die ersten Bouquetrosen pflückte, und antwortete: „„Hier bin ich, Pauline! Komm' zu mir, ich bin allein.""

„O, ich habe Dir etwas zu sagen, Lorchen," jubelte Pauline zurück, und schnell wie der Wind flog sie um die Ecke des Zauns und öffnete zugleich mit der Freundin das grüne Gartenthor. „Denke Dir," fuhr sie fort und schlang ihren Arm um Lorchens Nacken, „der Vater will in's Bad reisen und ich werde die Reise mit ihm machen. Wir wollen nach Wiesbaden, an den Rhein, den schönen Rhein, von dem mir mein Bruder Karl so oft erzählt hat, und der mir oft hier im traurigen Nordosten vorgekommen ist wie die Fata Morgana der Alten, der aber nun nicht Luftgebilde bleiben soll, sondern den ich sehen werde, dessen Schönheit ich einfangen werde in meine Seele. Ach, Lorchen, wie freu' ich mich! Vater hat's mir so eben gesagt. Da konnt' ich nicht rasten, bis Du es wußtest."

„„Glückspilz!"" lächelte Lorchen. „„An Dir wird das Mährchen vom Sonntagskind erfüllt. Deine Wünsche werden gekrönt, wenn kaum gedacht, wohin Du blickst, sprießen Blumen empor. Ach, ich armes Kind! Mir sind doch nun schon achtzehn Sommer

dahin geschwunden, wie unser sanfter Matthisson sagen würde, und ich habe die finstern Straßen und die grauen Mauern der Stadt nicht verlassen, als höchstens um mit der grämlichen Tante jährlich einmal auf's Land zu fahren, wenn unsre sorgsame Anna Maria Hebe, die uns Lautnektar und Ambrosia kredenzt, Kindtaufe hält.««

»Gutes Lorchen!« sagte Pauline weich. »Wie gerne wollte ich Dir den Platz neben dem Vater im Wagen abtreten, wenn es Dich so glücklich machen könnte. Aber Dir allein, Lorchen, denn ich gesteh' es, ich freue mich gar nicht wenig. O, welche schöne Gegenden werd' ich sehen, welche liebenswürdige Menschen werd' ich kennen lernen.«

»»Pauline, willst Du da auch den Professor kennen lernen?«« fragte Lorchen mit schalkhaftem Lächeln. »»Sieh', wie Du roth wirst! Ich glaube, darum freuest Du Dich so. In den Bädern, hat mir die Tante gesagt, werden jetzt eben so viele Bekanntschaften gemacht und Heirathen geschlossen, als auf den Bällen, und sie sollen glücklicher seyn, weil das Badeleben die Leute nicht immer im vortheilhaftesten Lichte zeigt und man auch die Schatten gleich erkennen kann. Und Du weißt ja, die Professoren benutzen alle ihre Ferien zu einer Badereise, da wirst Du schon die Wahl haben. Sorge nur auch dafür, daß dein Zukünftiger ist, wie ich mir das Ideal eines Professors denke. Erstens muß er einen anziehenden Embonpoint aufzuweisen haben, wie der Professor X., zweitens muß er die liebenswürdige Nonchalance des Professors N., der mit einem Pantoffel und einem Stiefel in's Colleg geht, mit der delikaten Ordnungsliebe des Professors F. verbinden, der auf Reisen seinen theuern Hut behutsam in das rothgewürfelte Sacktuch bindet, und indessen das Futteral auf seinem Haupte Wind und Wetter preisgibt, drittens muß er unbedingt den Pantoffel der Frau anerkennen und seine Nase in nichts als seine Bücher stecken, schöne Studenten oft einladen...««

»Halt! böse Spötterin!« rief Pauline mit flammendem Gesichtchen. »Nicht weiter! Sprich übrigens was Du willst, es bleibt dabei, ich werde Frau Professorin. Du hast eben noch gesagt, daß ich besonders glücklich in Erfüllung meiner Wünsche sey, nun so wird mir auch der Himmel den Professor zuführen, der mich einzig glücklich machen kann. Wie kannst Du nach den Musterbildern unsrer Stadt urtheilen? Die Herren sind meistens alt, und es gibt doch auch junge und schöne Professoren. Und wenn auch das nicht wäre, ein Professor bleibt der liebenswertheste Mann für mich! Welch' ein Glück, einen Gelehrten, einen der ersten Männer Deutschlands zu besitzen! Wie ist er zu beneiden, wenn er den Collegiensaal betritt, alle Blicke fliegen ihm entgegen, Alle hangen an seinen Lippen, Weisheit von ihnen zu saugen! Wie stolz muß er seyn, wenn ihm der Fackelzug und das Ständchen gelten, die am Abend durch die Straßen leuchten und klingen. Nein, Lorchen, Du machst mich nicht irre mit deinen Spöttereien, ich werde Frau Professorin!«

»»A la bonne heure, mein liebes Paulinchen! Ich werde mich freuen, wenn Du nicht allein zurückkehrst. Welch' süßes Geschäft wirst Du zu erfüllen haben, wenn das Männchen verstimmt und mißmuthig nach Hause kommt, wenn ihn die höchzuverehrenden Herren Musensöhne aus dem Colleg getrommelt und gescharrt haben! Dir wird alsdann das schöne Loos zu Theil, einen der ersten Männer des Jahrhunderts dem Frieden und der Ruhe zurückzugeben.««

»Laß nun gut seyn, Lorchen! Ich hoffe noch zu triumphiren. Bruder Karl hat mir zu viel Schönes von den Gelehrten erzählt und — kurz und gut ich will einen Professor. Jetzt aber laß' uns von der Reise sprechen!«

Arm in Arm wandelten die beiden Mädchen noch lange in den schattigen Laubgängen des Gartens auf und ab, bis Pauline sich eiligst losmachend rief: »Gott ich muß gehen, muß packen, muß Vorbereitungen treffen, übermorgen schon verreisen wir. Seh' ich Dich vor der Abreise nicht wieder, so lebe wohl, liebes Lorchen. Was soll ich Dir mitbringen aus dem Bad?«

»»Was Du willst,«« erwiederte Lorchen, »»nur vergiß für Dich den Professor nicht.««

II.

Vier Wochen waren Paulinen und ihrem Vater in dem reizenden Wiesbaden verstrichen, und das Badeleben mit all seinem bunten Weben und Leben hatte des Mädchens Seele wie mit Zauberfäden umsponnen. Tägliche Lustfahrten an den Rhein, nach Biberich, nach den benachbarten Taunusbädern, wöchentlich Bal paré im prächtigen Kursaal, Theater und Conzerte, ein frisches, freies Ergehen in den reizenden Umgebungen von Wiesbaden, — alles das machte den besten Eindruck auf Pauline. Wohl schaute sie hin und wieder um ein Gesicht zu erblicken, das ihr wie ihr Bild im Spiegel mit gleichgestimmten Seelensaiten entgegen lächelte, wohl durchlief sie mit einigem Herzklopfen die Badelisten und seufzte jedesmal bei dem Worte »Professor,« — aber ach! das Gesicht fand sich nicht und hinter dem Professor stand immer »nebst Frau Gemahlin.« Das war doch oft zu viel für ihre Geduld und sie stampfte mit dem Füßchen auf und murmelte: »Meint man doch, alle Professoren wären von Kindesbeinen an mit Gemahlinnen gesegnet.«

Wie groß war ihr freudiger Schreck als sie in der letzten Badeliste »Professor C. aus B.« fand, und Gottlob! der

famöse Nachsatz fehlte. Zehnmal hüpfte sie in der Stube umher und jede Bekannte wurde an diesem Tage wie von ungefähr und en passant nach dem Professor C. gefragt. Aber keine kannte ihn und Pauline kam ein wenig verstimmt am Abend in ihre Stube. Ihre üble Laune zu vermehren sagte ihr der eintretende Vater, sie würden in den ersten Tagen abreisen. Das fiel wie Centnerlast auf Paulinens Seele, aber ein Mädchenherz verzagt nicht so leicht. Es waren noch drei Tage bis zu dem zur Abreise bestimmten, was kann in drei Tagen nicht Alles geschehen? — In drei Tagen läßt sich am Ende noch mehr finden als ein Professor.

»Aber, Väterchen, morgen reiten wir doch auf die Platte?« schmeichelte Pauline. »Es ist der einzige Punkt um Wiesbaden, der uns noch fremd ist. Man soll von diesem Jagdschloß eine wunderschöne Aussicht haben über den Rhein bis Mainz und weit in die Gebirge des Taunus. Nicht wahr, morgen reiten wir hin?«

Der Vater nickte freundlich und sagte der Tochter gute Nacht, die ihr Lockenköpfchen den Abend mit ganz verschämtem Lächeln in die Kissen drückte, während sie betete: »Gott gib mir den Professor, ich will auch dein gutes Kind seyn!«

Am andern Vormittage ritt Pauline neben ihrem Vater mit einer großen Gesellschaft von Badegästen, auf einem rothgeschirrten Eselchen, hinter sich den roth beturbanten Treiber, auf die Platte. Wie lieblich sah sie aus in dem weißen Mollkleide, dem gelben Strohhute mit rothem Bande! Gott schütze das Herz des Professors! —

Der Weg wand sich abwechselnd durch blühende Fluren und schattige Wälder, bis er zuletzt ganz im Gebüsche blieb. Plötzlich aber wurde die Aussicht hell und das freundliche Jagdschloß breitete seine Fronte vor den Blicken der Ankommenden aus. Pauline sprang von dem Eselchen und eilte, die Erste, die letzte Stufe zur Plattform hinauf. Vor ihr lag eine unendliche Aussicht, der Rhein der Hauptpunkt derselben, seine Ufer besäet von freundlichen Städten und Städtchen, zur einen Seite die dunkelgrünen Berge des Taunus, zur andern in bläulicher Ferne die Berge der Wetterau.

»Noch einmal will ich das schöne Bild in mich saugen,« sagte Pauline leise, bald geht's wieder in den trüben Nordosten, bald heißt es: Lebe wohl! Schönheit und Rhein!«

»»Das letzte geb' ich zu, das erste nie,«« sagte eine Stimme hinter ihr, »»denn die Schönheit zieht stets mit Ihnen, mein Fräulein.««

Pauline drehte sich überrascht um, der Ton sprach zu ihrem Herzen. Neben ihr stand ein Jägersmann. Ein grünes Jagdkleid umgab den schlanken, kräftigen Körper, das grüne Mützchen zierte ein Eichenzweig. Das blühendste Gesicht nicht ohne die Züge tieferen Denkens, mit den offensten blauen Augen, schaute mit unendlicher Freundlichkeit in Paulinens erstauntes Antlitz.

»Mein Herr,« stotterte sie, »ich hatte Sie nicht bemerkt, verzeihen Sie, die Gesellschaft muß gleich hier seyn. Mein Vater« —

»»Fürchten Sie sich vor mir?«« sagte der Jäger. »»Sehen Sie, hier leg' ich meine Waffen zu ihren Füßen und hier die Trophäen meines Sieges. Es sind zwar nur zwei arme Häschen, aber für Sie könnt' ich Löwen erlegen, wollten Sie als Diana an meiner Seite durch Busch und Wald streifen.««

»Gott ist gütig, und nimmt Sie nicht beim Worte, mein galanter Herr Jägersmann. Er bewahrte diese Wälder vor Löwen, damit Sie nicht in Versuchung geriethen.«

»»Der spitze Stachel fehlt der Schönheit nie, wie der Rose der Dorn nicht fehlt,«« antwortete der Jäger erröthend, »»und ich erkenne beider Macht. Wollen Sie meine Königin seyn? Denken Sie sich das weite Land dienend zu ihren Füßen und mich im Vordergrunde huldigend Ihrer lieblichen Majestät. Sagen Sie ja, und ich schwöre den Huldigungseid.««

Er sank auf die Kniee nieder und nahm die grüne Mütze ab. Eine Fülle blonder Locken quoll darunter hervor.

»Pauline! Fräulein Pauline!« riefen einige Stimmen, »wo sind Sie denn?«

Pauline war aus der wunderlichsten Lage erlöst, in der sie sich jemals gesehen hatte. Der Jägersmann erhob sich, bot ihr seinen Arm und führte sie der Gesellschaft entgegen.

Wer war es, der die Gesellschaft an diesem Tage unterhielt mit dem Anstande eines Weltmannes und der liebenswürdigen Natürlichkeit eines Bewohners der Wälder? Wer führte sie zu den schönsten Punkten des Berges? Wer besorgte das Mahl und wußte die Damen mit tausend Aufmerksamkeiten zu gewinnen? Wer hatte bei alle dem nur Augen für Pauline? Wer lieh' ihr seinen Arm, wer hob sie gegen Abend auf das Eselchen? — Der galante Jägersmann.

»Ihr Name, meine schöne Königin?« fragte er mit einem Feuerblick und lüftete wieder die dunkelgrüne Mütze mit dem Eichenzweig.

»»Ich heiße Pauline, Pauline R. Sehen Sie hier meinen Vater.««

»Und wo darf ich mich ihrem Throne wieder nahen?«

»»Ich wohne in F. Übermorgen reisen wir ab. Aber wer sind Sie denn, mein galanter Beschützer?««

»Ich? der niedrigste ihrer Diener.« Er schwenkte das Mützchen und verschwand grüßend in dem Portale des Schlosses.

Pauline ritt stillschweigend nach Hause. Sie trat in ihre Stube, da lag die Badeliste noch auf dem Tische. O, wo war der Professor geblieben? Rein verwischt aus ihrer Einbildungskraft und in dem Gemälde des Tages, dessen Hintergrund die Rheinlandschaft mit ihrem ganzen Zauber einnahm, stand in der Vorderscene im Abendsonnenschein, umsäuselt von grünem Gebüsch der Jäger mit den blonden Locken und den seelenvollen Augen.

III.

Es war Herbst geworden und Pauline saß daheim in ihrer Wohnstube. Eben war Lorchen von ihr gegangen und Pauline spann die Gedanken fort, die das Gespräch mit der Freundin in ihr erregt hatte. O, wie viele Spottreden hatte sie erdulden müssen wegen der verunglückten Eroberung des Professors, denn daß sie keinen gesehen, das übergieng Lorchen in ihrer schalkhaft spöttelnden Laune, — über ihren Wankelmuth, denn sie hatte der Freundin von dem schönen Jäger erzählt und wie sie mit Sehnsucht sein gedenke. — »Frau Professorin« das klang zwar noch zuweilen lieblich zu ihr herüber aus halb vergessenen Träumen, aber dann sah sie wieder den Jäger zu ihren Füßen und sie hätte mit ihm schweifen mögen »durch Busch und Wald, wo's Jagdhorn schallt.«

»Wann werd ich ihn wiedersehen?« fragte sie sich täglich, sehnsuchtsvoller nie, als heute. Die Dämmerung sank herab, und Pauline sann und sann. Der Vater trat ein und reichte ihr einen Brief von dem Bruder der seine Ankunft in den Ferien meldete. „»Dem Vater bring ich mein Doktordiplom mit,« schrieb er, »und Pauline soll sich freuen, ihr bring ich einen Professor mit.«

»Behalt' ihn nur,« lächelte sie vor sich hin, »die Kinderträume sind verflogen.«

Und dennoch schaute Pauline mit einer unerklärlichen Herzensbeklemmung dem Bruder und dem verheißenen Professor entgegen. Sie erzählte Lorchen davon und diese sagte: »Weiber sind Wetterfahnen! Nun erleb' ich doch noch, daß du Frau Professorin wirst.« Aber Paulinens Gesichtchen flammte wieder auf und sie antwortete heftig: »»Du könntest Dich dennoch täuschen! Ich vergesse meinen getreuen Vasallen nicht, der mir gehuldigt hat als seiner Königin.««

»O, über den Getreuen!« spottete Lorchen.

Vierzehn Tage später war es und Pauline saß wieder in der Dämmerung in ihrer Stube. Da klopfte es an und auf ihr: Herein! trat ein Fremder, tief in den Mantel gehüllt, ins Zimmer. Pauline stand auf. Die Dämmerung erlaubte ihr nicht, mehr als die Umrisse zu erkennen. Sie bat Platz zu nehmen und schellte nach Licht. Da lag der Fremde zu ihren Füßen und küßte ihre Hand mit Inbrunst: »Sind Sie es wirklich, meine schöne Königin? Und seh' ich Sie wieder? Und haben Sie Ihren treuen Knecht nicht vergessen?« Einen lauten Schrei der Ueberraschung, des Schreckens, der Freude stieß Pauline aus.

Man brachte Licht. Vor ihr stand im grünen Jagdkleide, das grüne Mützchen auf den blonden Locken der schöne Jägersmann von der Platte. »»Gott sei gedankt!«« seufzte Pauline und in demselben Augenblick erschreckend über das naive Geständniß das ihren Lippen unwillkührlich entflohen war, sank sie, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend, auf einen Sessel.

»Du liebst mich! Du liebst mich!« jubelte der junge Mann und bedeckte die Hände, die sie ihm halb widerstrebend, halb gerne überließ, mit glühenden Küssen. »Sprich, Königin meines Herzens, liebst Du mich wirklich?«

»»Ja, ja,«« flüsterte Pauline, »»ich liebe Dich, — ich bin Ihnen recht sehr gut — aber lassen Sie mich, mein Vater kommt —««

»Diese Hände laß ich nicht, sie sind mein auf ewig, wenn Du mich liebst! O, sag' es noch einmal! Mich verlangt nach dieser Himmelsmusik. Seit ich Dich auf der Platte verließ, als Dich die letzten Strahlen der Sonne wie mit einem Heiligenschein umgaben, als Du wie ein Engel den Berg hinabschwebtest, seitdem hab' ich mich täglich nach Dir gesehnt, wie die Rose nach dem ersten Nachtigallenton, wie das Schneeglöckchen nach dem Frühling. Mein bestes Theil, mein Herz war mit Dir gezogen und wie der englische Automat seinen Meister auf dem Continent verfolgte mit dem Ausrufe: Give me my soul! so folgten Dir meine Gedanken und meine Sehnsucht und ich rief Deinem Engelsbild nach: Give me my soul or take even my body! (Gib mir meine Seele oder nimm auch meinen Körper!) Nun hab' ich Dich, Seele meines Ich's, Herzenskönigin, sprich, liebst Du mich?«

»»Ewig, ewig bin ich Dein!«« lispelte Pauline an seiner Brust, und ihre Lippen fanden sich zur Schließung des ewigen Seelenbundes.

»Gratulire! gratulire! Frau Professorin!« rief eine muntere Stimme zur Thür herein und in fröhlichem Sprunge stand Bruder Karl vor den Beiden. »Gratulire! Bruder Professor!« jubelte er und umarmte den Jägersmann.

Pauline sah wie versteinert auf die Gruppe. War es möglich? Es schwindelte ihr. Hatte man sie getäuscht? Absichtlich getäuscht? Warum? — Sollte Sie es wirklich glauben? —

Da sank der glückliche Pseudo-Jäger wieder zu ihren Füßen nieder und flehte: »Verzeihung, holde Königin! Als ich Dir auf

der Platte begegnete hatte ich mein Lieblingskleid, das Jägergewand angelegt, das mir von Hause, von dem Vater, dem rüstigen Forstmann, werth ist. Ich war fast täglich in dem Jagdschloß und durfte im Gefolge des Herzogs, unter welchem ich einen Jugendfreund, jetzt Forstmeister, gefunden, meinem Lieblingsvergnügen nachgehn. Ich sah Dich und liebte Dich. Ich kam zurück nach meiner Musenstadt, wo ich das erste Kolleg lesen wollte und sah meinen alten Freund, Deinen Bruder, wieder. Ich erzählte ihm von Dir, ich freute mich doppelt seiner Freundschaft, da er Dein Bruder war. Daß ich in den Herbstferien mit ihm zu Dir reisen wollte, wurde gleich beschlossen. Die Verkleidung behielt ich bei, weil mir Karl von Deinen Professorsträumen erzählte. Als Mensch wollte ich von Dir geliebt seyn, nicht als Professor. Als Mensch hast Du mich geliebt, und ich darf hoffen, daß Du dem Professor nicht nimmst, was Du dem Jäger gegeben hast!« —

Pauline sank von Neuem an seine Brust, das Geständniß ihrer Liebe wiederholend. Da trat der Vater ein und umarmte seine Kinder, denn Karl hatte ihm bereits Alles erzählt, und Lorchen rief zum halb geöffneten Fenster herein: »Gratulire! Frau Professorin!«

Antonie Walter.

Elsässische Bilder und Sagen.

Die Zauberin.

Von dem Thanner Münster nieder hallt die Todtenglocke bang,
Schweigend in's Gebet ergossen horcht das Volk dem ernsten Klang.
Sieh', die Henkersknechte schleppen aus dem Dom ein altes Weib,
Eine Zauberin der Hölle, starr, mit tiefgebognem Leib.

Dieses Weib, es hat gesündigt, that verbotne Weisheit kund,
Hat geschlossen mit der Hölle, mit den Geistern einen Bund;
Schau, wie ihre Augen funkeln, wie ihr Haar im Winde wallt,
Wie die Erde sie verfluchet und die Fäuste grimmig ballt!

Ihr Verbrechen soll sie sühnen durch den herben Feuertod,
Dort, wo himmelan die Flamme aus dem Scheiterhaufen loht.
Und die Menge weicht zurücke und das Weib in wilder Lust
Steigt hinauf, als wie im Wahnsinn, schlägt sich an die dürre Brust.

Und sie dehnt sich hoch und höher, reckt empor den alten Leib,
Blickt mit grimmem Lachen nieder auf das Volk, ein Riesenweib.
Und es kreuzet sich die Menge, doch die Alte ballt die Faust,
Ihre Rede klingt wie Sturmwind, wann er durch die Föhren saust.

Ja ich bin's — so ruft sie gellend — die mit argem Zaubertrug
Auf die Erde niederbrachte Unheil, Schmach und Götterfluch!
Ja ich bin — ich sag' es lachend — allem Volke sey es kund
Bin der Hölle längst verfallen, steh' mit ihr im ew'gen Bund.

Schon seit sieben Jahren liegen eure Felder öd' und kahl,
Aus der trüben Wolke nieder lachte nie ein Sonnenstrahl;
Keine Sichel hat geklungen, keine Blume hat geblüht,
An dem Weinstock hat, dem dürren, keine Traube Euch geglüht.

Wer es that und wer's verschuldet? Wer das Übel Euch gesandt?
Niemand anders als ich selber, weil Ihr schnöde mich verkannt,
Weil Ihr.... doch die Rede stocket und die Flamme prasselt wild
Und das Gluthmeer hat verschlungen längst das alte Riesenbild.

Und die Menge steht und lauschet. Niederwallt des Rauches Flor
Und ein Adler schwarz und grausig schwingt sich aus der Glut empor.
— Sieh' da theilen sich die Wolken, freundlich glänzt der Sonne Strahl
Und die Erde schmückt mit Blüthen und mit Früchten sich zumal.

Hell' erklingen Vogellieder, blumenreich prangt das Gefild
Und der Weinstock lohnt mit Wucher und die volle Garbe schwillt,
Alle Quellen rauschen wieder, da der Schmerzensborn zerrann:
Heiße Dankgebete steigen aus dem Münster himmelan.

Mülhausen.

Fr. Otte.

Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsass und besonders in Strassburg.

(Fortsetzung.)

Hatte nun in jenen ältern Zeiten der Gesang seine Innungen, so hatten die Instrumentisten nicht minder ihre Zunft oder Bruderschaft in dem Obern und Untern Elsaß, unter dem Namen der

2. Pfeiffer.

Die Instrumentisten des Obern und Untern Elsaßes bildeten eine besondere Zunft, in die junge Musiker, einheimische oder fremde, welche die Musik ausüben wollten, sich mußten einverleiben lassen. Der Ursprung dieser Bruderschaft fallt in das Zeitalter der Minnesinger, wo Musiker und Sänger von Schloß zu Schloß zogen, um die Ritter zu ergötzen. Schon die frühsten Ahnen der Familie von Rappolstein, besaßen laut einem Pfeiffer-Königs Diplom von 1400 das Protectorat der Musiker des Ober- und Unter-Elsaßes, als ein Lehen des römischen Reichs. Nachdem der König von Frankreich in dessen Rechte im Elsaß getreten war, wurde das Haus Pfalz Zweibrücken fortdauernd in diesem Lehen bestätigt. Durch einen offenen Brief des Königs, vom Monat Juni 1687, wurde auf Bitten des Pfalzgrafen von Birkenfeld Christian I., in dem kleinen Städtchen Bischweiler, wo sich damals die Zunft der Musiker versammelte »ein besonderer Jahrmarkt errichtet, welcher sich unmittelbar nach der Musik-Feierlichkeit, um diese anzüglicher zu machen, öffnete.«

Die Instrumentisten des Ober- und Unter-Elsaßes, waren in 3 Cathegorien getheilt, deren eine zu Thann, eine zu Rapoltsweiler im Obern, und eine zu Mutzig und abwechselnd zu Rosheim, später zu Bischweiler im Untern Elsaß sich versammelten. Im Jahr 1686 wurde sie nämlich in letztern Ort verlegt, als der Residenz ihres damaligen Gebieters. Auch in Straßburg wurde einigemal der sogenannte Pfeiffertag gehalten, u. a. im Jahr 1697 wegen der Trauer über das Absterben des Königs von Schweden. Die Versammlung hatte auf der Herrenstube, oder Lucern, »dem damaligen Lokal der Meistersänger statt, wozu der Magistrat am 24. August, d. J. die Erlaubnuß gab.«

Die alten Statuten der Gesellschaft, deren Datum nicht bekannt ist, sind am 16. März 1606, durch den Grafen Eberhard von Rappolstein, welcher damals als Geigerkönig belehnt war, erneuert worden *). Urtheilssprüche des königl. Gerichtshofs zu Colmar vom 15. Juni 1700, 17. Sept. 1724, 18. Jänner 1747 u. a. haben sie bestätigt, auch hat sie der königliche Staatsrath unterm 10. März 1785 abermals erneuert.

Die Bruderschaft wurde durch einen königlichen Statthalter, einen Schultheißen und 7 Meister als Beisitzer verwaltet. Die Musiker des Untern Elsaßes versammelten sich jährlich am 15. August zu Bischweiler um ihre Unterwerfung dem Geigerkönig in die Hände seines Statthalters, den man Pfeifferkönig nannte, zu erneuern, und die jährliche Abgabe zu entrichten. Der Pfeifferkönig hatte laut den Urkunden: das Ambach, d. h. die Verwaltung des Kunigrichs varender Lute. Die Statuten bestunden in 24 Artikeln. Jeder nicht bei der Zunft aufgenommene Musiker durfte nach denselben (Art 1) nirgends seine Kunst ausüben oder für Geld Unterricht geben, bei Strafe einer Geldbuße und Confiszirung seines Instruments. Nach zwei Jahren Lehrzeit derfte man in Städten, und nach einem Jahr in Dörfern die Musik ausüben. (Art. 2.) Streitigkeiten wurden durch das Pfeiffergericht, bestehend aus dem Pfeifferkönig und obigem Ausschuß von Meistern geschlichtet, im Berufungsfall durch das Hofgericht des Fürsten. (Art. 20, 21.)

Die Genossen der Gesellschaft, oft 300 an der Zahl, versammelten sich morgens in dem Zunfthaus zum Löwen, jeder mit einer silbernen Medaille bekleidet; das Pfeiffergericht wurde gehalten und die Strafen oft an hundert Gulden ausgesprochen. Man nahm neue Glieder auf, welche die Aufnahmgebühr zu entrichten hatten, die übrigen bezahlten das gewöhnliche Jahrrecht von einigen Gulden und andern außerordentlichen Abgaben und Kosten. Dafür wurde dem Zahler eine Quittung ausgestellt, worin es heißt: NN. hat sein Jahr und Irtengeld **) für 1787 (e. gr.) bezahlt. Nach der Sitzung bildete man auf dem Marktplatze einen festlichen Zug und begab sich in die Kirche des zu Bischweiler gehörigen Weilers, Hanhoffen, wo der katholische Geistliche eine Messe las, wofür man eine Gebühr von 3 Gulden, ferner dem Schullehrer 6 Schillinge, dem Meßdiener 4 Schil. und 1 Gulden 3 Schil. für Wachs zu entrichten hatte. Der Zug gieng dann wieder in derselben Ordnung, einem gekrönten König, dem Schultheiß, den Meistern und den sogenannten Zwölfen nebst einem Fähnrich an der Spitze, in den Schloßhof, wo, immer unter Musik, die Gesellschaft bei verschiedenen alterthümlichen Festgebräuchen, wie Fahnenschwenken und Eierwerfen, Proben ihrer Kunst ablegte. Nachdem die

*) Der Lehnbrief befindet sich in A. Sylvii hinge. vit. Fried. III. Imp. Arg. 1685. fol. 34 der Urkunden.

**) *Irten*, *Irtin*, die Zeche.

Gesellschaft mit Wein und Brod gespeiset war, wurde der Herrschaft oder dem Geigerkönig, mit einem besonders dazu bestimmten Becher, ein feierliches Lebehoch gebracht; alsdann kehrte der Zug unter Musik auf den Marktplatz zurück, und der Tag wurde mit Tanz und Schmauß fröhlich beschlossen.

In Straßburg lebt noch ein Mitglied dieser Pfeiffer-Innung, es ist der achtbare Herr Franz Lorenz Chappuy, geb. zu Straßburg am 1. Oktober 1731, ehedessen Virtuos auf der Violine, welcher über 50 Jahre als erster Geiger und Orchester-Anführer glänzte. Wir verdanken seinem guten Gedächtniß manche der hier verzeichneten Notizen*)

Die Anstalt überhaupt bot ausgezeichneten Künstlern Hoffnung zu Belohnungen dar, welche der Lehnsherr durch einträgliche Anstellungen ihnen zu verschaffen suchte.

Seit Aufhebung der Feudal-Lasten durch die Gesetze der französischen Revolution des Jahrs 1789, so wie der Aufhebung der Zünfte und Innungen, hat auch diese Gesellschaft aufgehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen

von August Schnezler.

— Das Drama soll eigentlich alle Künste in sich vereinigen, und ist demnach das höchste poetische Kunstwerk.

— Die Jugend ist die Lyrik.

Das Mannesalter ist das Drama.

Das Greisenalter ist das Epos.

In der Jugend herrschen die Gefühle und Empfindungen vor, der Jüngling schwärmt in schönen Träumen, er hat die Welt noch in sich und vermag noch nicht recht, sie sich zu objektiviren.

Der Mann handelt, greift thätig in sein Geschäft ein, verkehrt lebhaft mit den andern Menschen, er sucht seine Menschenkenntnisse zu erweitern und auszubilden, er spielt seine Rolle eingreifend im Leben.

Der Greis erzählt gern, er läßt die Abentheuer seines Lebens in einer behaglichen Breite seiner Zuhörer vorüberziehen, flicht Episoden ein, und sucht sein vergangenes Leben, wie es nun deutlich plastisch durch die klare Winterluft hinter ihm hervortritt, mit scharfen Zügen zu melden.

— Manches Gesicht ist wohl leicht zu zeichnen, aber schwer zu malen, so wie umgekehrt, manches, besonders ein unbedeutendes Äußre, schwer zu zeichnen, aber leicht zu malen ist.

— Der Morgen eignet sich am besten zu wissenschaftlichen Arbeiten, zu Beobachtungen, zum Empfangen für den Künstler; der Abend aber zur Produktion. Da meistens ist die Phantasie am regsten; die den Tag über aufgenommenen Eindrücke lassen sich dann am besten wieder hinausströmen; schon die Stille, das Schweigen des Tagegewühls, das sanfte Licht, stimmen die Seele zum Erguß ihrer Empfindungen. Die Sonne muß die Bilder zeugen, die Lampe sie gebären helfen.

Schreib Abends dein Gedicht nieder, unbesorgt um die Glätte des Ausdrucks, nur die Gemessenheit und Gediegenheit der Worte, gerade wie es aus deiner Brust hervorquillt; aber den Morgen darauf nimm es wieder vor, streiche, feile, glätte, schreib' es zierlich ab vielleicht; und dann suche wieder neue Bilder, neue Stoffe.

— Je gediegener, glatter, zierlicher, reiner, durchsichtiger die Form ist, um so deutlicher, schöner, klarer tritt der Gedanke hervor; so wie der edle Wein um so herrlicher leuchtet und köstlicher mundet, wenn er im reinsten, zierlich geschliffenen Kristallbecher oder in schöngearbeiteter Goldschale geboten wird.

Je ruhiger und klarer der Fluß, desto besser kann man die Tiefe sehen. So wird die Tiefe der Gedanken sichtbarer, je reiner und klarer der Strom der Sprache.

— Muster darin sind die Alten; von den Deutschen aber das höchste, unübertreffene Platen.

— Was ist es, was uns in einem stillen Walde, unter Bäumen und Blumen, an Felsen, am Quelle, am See, am Strom so mächtig ergreift? Es ist die Unschuld, Gesundheit, Jungfräulichkeit der Natur, dieser Gegensatz der meist verdorbenen Menschen, was uns mit tiefer Wehmuth und Sehnsucht erfüllt.

Deßwegen werden Menschen, die sich immer in Gesellschaften herumtreiben, oder immer viel Verkehr mit Menschen haben müssen, der Natur allmählig immer fremder, ja es wird ihnen unheimlich im einsamen Wald, sie finden es unerträglich, allein zu seyn, das Rauschen des Forstes, das Murmeln der Quelle beklemmt sie. Kaufleute, Geschäftsmänner, Spieler rc.

— Könnt' ich doch die Töne der Musik, die mich entzücken, wieder gebären in Worten, so daß jedes Wort ein mit Hülle begabter Ton wäre; aber diese Hülle müßte so zart seyn, daß man gleichsam den Ton darunter schwellen und pulsiren hörte.

*) Er ist seitdem am 23. Dec. 1838 gestorben.

TIMBRE ROYAL

Anekdote von Börne.*

Aus dem Munde eines seiner Freunde.

Der kaum 20jährige Börne befand sich eines Tages in einer Gesellschaft disputirender Kaufleute, und wurde gegen seinen Willen in das Gespräch verwickelt, das mit ziemlicher Lebhaftigkeit geführt wurde. Ein schon etwas ältlicher Herr, der seine ungereimte Meinung mit großer Hitze verfolgte, bediente sich gegen den widersprechenden Börne verschiedener, nicht eben feiner, Ausdrücke; ja er vergaß sich so weit, daß er mit lauter Stimme Börne zuherrschte: »Wie, junger Herr, wie wagzen Sie es, mir zu widersprechen? Als ich in Ihren Jahren war, da war ich in solchen Sachen noch ein Esel.« Da haben Sie sich sehr gut conservirt, erwiederte Börne. K. N.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Der bekannte Joseph Berchoux, Verfasser des didaktischen Gedichts: la Gastronomie, ist vor einiger Zeit zu Marcigny gestorben.

— Im Laufe des Jahrs 1838 sind in Paris 6803 neue Druckschriften in lateinischer, griechischer, italienischer, englischer, polnischer, spanischer, portugiesischer, deutscher oder französischer Sprache erschienen. Außer diesem 976 Stiche und Steindrücke; 173 Pläne und geographische Karten und über 1000 Musikwerke. (Cabinet de lecture.)

— Von Théophile Gautier ist der Roman: Une larme du diable, und von Emile Souvestre, L'homme et l'argent kürzlich herausgekommen.

— Denjenigen unserer Leser, welche in der Lektüre von Romanen mehr suchen, als bloße augenblickliche Unterhaltung, empfehlen wir die durch einen herrlichen blühenden Styl, durch lebhafte glühende Schilderungen, treffliche Darstellung der Charaktere ausgezeichnete Novelle: Der letzte Cäsar, von Ferd. Aug. Oldenburg. Mainz 1837. 2 Bände.

— Zu Leipzig erscheint seit dem 1. Januar 1839 ein neues Journal »Mittagsblatt, zur Abwehr des Hungers und der Indigestion, redigirt von Fr. Nork.« Es sind nun, da es bekanntlich ein Morgenblatt und eine Morgenzeitung, eine Abendzeitung, und eine Mitternachtzeitung gibt, alle Tagzeiten in Deutschland durch Journale repräsentirt.

— Von D. K. G. Bretschneider ist vor Kurzem erschienen: Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe, eine Geschichte unsrer Tage. Halle, C. A. Schwetschke und Sohn.

— Der neuste, dritte, Band dramatischer Schriften der fleißigen Prinzessin Amalia von Sachsen enthält: Den Zögling, Lustspiel; Vetter Heinrich, Schauspiel und den Unentschlossenen, Lustspiel. Dresden und Leipzig, bei Arnold.

— Wir leben in der Zeit der Denkmäler und Album's. An das bereits erschienene Schiller'sche Album reihte sich das zu Ehren Lessing's und dasjenige zu Ehren Guttenberg's, zu welchem letztern Dr. Heinrich Meyer, Herausgeber des Journals für Buchdruckerkunst einladet. Es soll bis zum Johannestag 1840 in zwei Ausgaben erscheinen, in einer gewöhnlichen und einer Prachtausgabe; diese letztere soll alles ausbieten, was die Typographie Großes leisten kann und mit Musterblättern in der Xylographie, im clair-obscur, im Congreve-, Gold- und Farbendruck, Melotypie, Kupfer- und Stahlstich und in Steindruck geschmückt werden.

— Bekanntlich erscheint eine Saxonia, ein Blatt, welches die Landeskunde des Konigreichs Sachsen zum Zweck hat; für den 1. Jänner dieses Jahres war eine Brunonia, ein ähnliches Blatt für Braunschweig angekündigt; auch unser schönes Nachbarland, das stammverwandte Baden wird nun seine Badenia erhalten, von dem verdienstvollen, bekannten Geschichtsforscher und Schriftsteller Dr. Jos. Bader redigirt. Die Zeitschrift soll in, je alle zwei Monate erscheinenden, Heften herauskommen, in welchen nebst einer vollständigen Beschreibung der einzelnen merkwürdigen Theilen des Landes, dessen Naturmerkwürdigkeiten, Biographie berühmter Personen, eine Landeschronik, die Sagen des Landes u. s. w. vorkommen soll; so wie das Ganze mit landschaftlichen Ansichten, Karten, Volkstrachten, Porträts u. s. w. ausgeschmückt wird.

— Durch den Tod Adalberts von Chamisso und das Zurücktreten G. Schwabs von der Redaktion des deutschen Musenalmanachs, kömmt derselbe nun für das Jahr 1840 in ganz fremde Hände. Der talentvolle Fr. v. Gaudy war Chamisso's Mitherausgeber für das Jahr 1839.

— »Der fahrende Poet,« ist der Titel von neuen Dichtungen von Karl Beck (Leipzig bei Engelmann), einem ungarischen Dichter, dessen »Nächte« wir im vorigen Jahre angezeigt.

Miscelle.

— London. Am Drei-Königstag brachte Herr Martin vom Lordkämmerercomite im Namen Ihrer Majestät in der königl. Kapelle von St. James die übliche Opferung von Gold, Weihrauch und Myrrhen dar. Hiebei gedenken wir eines eigenthümlichen Weihnachtgebrauchs, der in dem Queens-Collegium zu Oxford besteht. Am Christtage wird daselbst ein mit Stechpalmen gekrönter Bärenkopf ausgestellt. Dieser Bärenkopf wird prozessionsweise in den Straßen herumgetragen und bei dieser Ceremonie eine alte Ballade gesungen. Das Publikum drängt sich in Menge um dieses Siegeszeichen, dessen Ursprung die Volkssage also erzählt: Ein Mitglied des Collegiums der Queens gieng in dem Sothover Walde spazieren und las den Aristoteles mit größter Aufmerksamkeit als er von einem Bären angegriffen wurde. Der unerschrockene Collegiat ermannte das Thier, stieß ihm das Buch in den Rachen und erstickte es, indem er ausrief: Gemeum est! Friß, es ist Griechisch!

(Allgem. Zeitung. Aus dem engl. Globe).

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 6.

Samstag, den 9. Februar 1839.

Gedichte von Karl Candidus.

1. Trost.

Laß der Zeitfluth ihren Lauf,
Denn sie rauscht der Tröstung zu!
Wunderschifflein schwebt herauf,
Anmuthreiches Bild der Ruh' —
Wenn sich seine Scheibe füllt
Ist auch wohl dein Schmerz gestillt.

Hoffnung lächelt dir und malt
Auf ein heiteres Gefild
Von der Sonne schön bestrahlt,
Künft'ger Rosen freundlich Bild —
Harre still! Zeit und Natur
Heilen alle Creatur.

2. Die Freude.

Es saßen auf einem Stübchen
Zwei Freunde beisammen traut;
Sie sprachen vom fernen Liebchen
Bis tief, tief in die Nacht.

Am Ofenstein die Grille
Zirpt leiser und schweigt zuletzt;
Es herrscht so tiefe Stille,
Und scheint der Mond so hell!

Er malt am Boden 's Fenster,
Die Zwei schwarz an die Wand;
Sie drückten sich so innig
Und warm die treue Hand.

Der Liebhaber aus Angora.

Lustspiel in 1 Akte
von August Schnezler.

Personen.

Der Baron.
Amalia, seine Gattin.
Lucinde, ihre Schwester, (noch unvermählt.)
Ein Bedienter.

Die Scene ist der Garten, auf dem Landgute des Barons, nahe bei der Stadt.

Erste Scene.

Amalia sitzt in einer offenen Laube beim Frühstück. Lucinde kommt zu ihr.

Lucinde.

Denke Dir mein Unglück! Er ist dahin, auf ewig verloren! Ich bin untröstlich! (weint.)

Amalia.

Ums Himmelswillen, was ist Dir begegnet? Warum weinst Du denn? Wer ist verloren? wer ist dahin?

Lucinde.

Ach! mein schöner, schöner Angoranischer Kater! Mein guter Murr! Er hatte sich vor einigen Tagen verlaufen, und heute bringt mir mein Kammermädchen die Nachricht, er sey im Hofe des Nachbars todt gefunden worden! Wahrscheinlich ist er vom Dache herabgestürzt, oder von bösen Buben todtgeworfen worden!

Amalia.

Sey doch kein Kind, liebe Lucinde! ich will Dir für eine andere Angorakatze sorgen; ich gehe ohnehin heute nach der Stadt, wo ich für den ganzen Tag eingeladen bin, dort werd' ich schon einen eben so schönen Kater finden! Weine nur nicht! Ein Mädchen von 17 Jahren! und noch wegen einem Kater weinen!

Lucinde.

Ach! Seinesgleichen gibt es nicht mehr! Wie schöne, lange, seidene Haare schmückten ihn! Wie lief er mir überall nach auf allen Wegen und Stegen! Ich habe ihn auferzogen, er war nun schon drei Jahre lang mein treuer Gefährte! Der Verlust ist unersetzlich!

Amalia.

Du solltest Dich doch ein wenig schämen, wegen einer Katze Dich so zu grämen, wenn es dein Liebhaber gewesen wäre, das gienge noch an!

Zweite Scene.

Der Baron schleicht sich leise an die Thüre, um die beiden Damen zu überraschen, da er sie sprechen hört, bleibt er dabei daneben stehen und lauscht.

(Bei Seite.)

Was mögen die für Geheimnisse haben?

Lucinde (auf die vorigen Worte Amaliens antwortend).

Ach! er war mein theuerster Liebhaber. Schöneres, Liebenswürdigeres konnte man nicht sehen als ihn!

Amalia.

Er ist Dir aber doch ungetreu geworden! Es ist ein falsches Geschlecht!

Lucinde.

Ja wohl! Ach! warum hat er mich verlassen! Meine zärtliche Liebe so mit Undank gelohnt! Wahrscheinlich hat ihn eine neue Liebe verlockt!

Amalia.

Er brachte Dir noch vor kurzer Zeit ein so zärtliches schmelzendes, herz- und ohrenzerreißendes Ständchen, daß ich fast nimmer einschlafen konnte.

Lucinde.

Noch vor drei Tagen war er bei mir und kletterte dann zum Fenster hinaus. Ich sollte ihn nicht wiedersehen! Ach! Wie gesagt! Seinesgleichen find' ich nimmer! Ich werde aber gewiß keinem mehr trauen. Ja falsch sind sie alle.

(Baron bei Seite.)

Der Teufel! zum Fenster hinaus!

Amalia.

Aber so trockne Dir doch die Augen! Wenn mein Mann jetzt käme! Du weißt, dein Bruder ist ein arger Spötter. Wenn er die Ursache deiner Thränen erfährt, so hast Du lange Zeit keine Ruhe mehr vor seinen Spöttereien und Neckereien!

(Der Baron bei Seite.)

Was Teufels mag dahinter stecken! Das mag ein sauberer Liebhaber seyn!

Lucinde.

Um Gotteswillen, sage deinem Manne nichts davon! Sonst bin ich, wie Du sagst, vor seinem Spotte nimmer sicher!

Amalia.

Laß' Dich nur nicht vor ihm sehen mit deinen verweinten Augen! Du kennst ihn ja, er würde so lange in Dich dringen, bis Du ihm den Grund deines Schmerzes entdeckt hast. Und thätest Du das nicht, gesetzt den Fall, so würde er sich so lange den Kopf darüber zerbrechen, gerade zu, mit Zweifeln herumschlagen, daß Du doch nicht eher Ruhe vor ihm fändest!

(Der Baron bei Seite.)

Das Ding scheint bedenklich zu seyn.

Lucinde.

Du hast Recht, mein Bruder ist fürchterlich argwöhnisch, zudem glaubt er ein trefflicher Herzenskenner zu seyn und in der Physiognomie jedes Menschen lesen zu können, was in dessen Seele vergebt.

Amalia.

Das ist wahr, das ist sein Steckenpferd. Er würde so lang dein Gesichtchen mit den verweinten Augen durchbuchstabieren, bis er den Verlust deines Angetrauten darin entziffert hätte.

Lucinde.

Versprich mir also, daß Du ihm nichts davon sagen willst!

Amalia.

Gewiß nicht, sey nur ruhig und tröste Dich wieder. Jetzt lebe wohl, ich muß in die Stadt!

Der Baron, als ob er eben käme, tritt ein; Lucinde entflieht.

Guten Morgen! Guten Morgen! He! Schwesterchen! warum läufst Du denn fort! So höre doch! Was habt Ihr denn zusammen gehabt?

Amalia (verlegen).

Nichts, gar nichts, lieber Mann! Adieu! ich kann mich nicht mehr aufhalten!

Baron.

Ei so sage mir doch vorher — —

Amalia.

Ich kann im Augenblick unmöglich! Meine Freundin erwartet mich in der Stadt! Adieu! (Springt fort.)

Der Baron, ihr nachrufend:

Aber so höre doch! eine Minute nur!

Dritte Scene.

Der Baron allein.

Sie hört nichts mehr! Was mag das für ein Geheimniß seyn! Lucinde hatte ganz verweinte Augen. Es ist richtig. Sie hat einen Liebhaber, der ist ihr ungetreu geworden und davon gelaufen! Die Mädchen sind doch die! Mir, ihrem leiblichen Bruder, ihrem besten Freund, so lange ein Geheimniß daraus zu machen! Doch dauert mich das arme Kind, daß sie schon so früh eine schmerzliche Erfahrung in der Liebe machen mußte! Ist sie doch ja kaum 17 Jahr alt!

Aber sonderbar ist es doch, daß ich noch Niemanden hier im Hause sah, der ihr heimlich die Cour machte! Das Ding muß gut eingefädelt gewesen seyn! Wahrscheinlich so ein junger Geldschnabel aus der Stadt, der Abends im Garten sein Rendez-vous mit ihr hatte! Nun, ich will schon Alles herausbringen! Mir bleibt nichts verborgen. Ich will nur Alles tüchtig auf den Zahn fühlen. Wart nur, Herr Dämmerungsfalter, ich will dir deine Flügelchen stutzen. Meiner Schwester zuerst schön zu thun, ihr unerfahrenes Herzchen zu bestricken, und dann treulos wieder nach andern Blumen zu gaukeln!

Was mich am meisten ärgert, ist, daß meine Frau auch unter der Decke steckt. Schon seit einiger Zeit glaubte ich eine gewisse Unruhe, das Zeichen eines unrechtmäßiger Weise zurückgehaltenen Geheimnisses in ihren Blicken zu lesen, in ihren Reden zu vernehmen! Aber heraus muß Alles, mir entgeht nichts! Mein Scharfblick durchdringt das Labyrinth jedes Menschenbusens!

Vierte Scene.

(Ein Bedienter will mit einem Briefchen zum Garten hinaus, nach der Stadt zu.)

Baron.

Wohin so eilig, Johann? Was hast du da für ein Briefchen?

Bedienter.

Von Ew. Gnaden Fräulein Schwester! Sie haben einige Commissionen vergessen, Ew. Gnaden Frau Gemahlin, die vorhin nach der Stadt gefahren sind, aufzutragen, und da soll ich nun dieß Briefchen geschwind nachbringen.

Baron.

Gieb mir das Briefchen her! Ich gehe ohnehin jetzt auch in die Stadt, wo ich meine Frau treffe und kann Dir den Gang ersparen!

Bedienter.

Aber gnädiger Herr! Nehmen's nicht ungütig! ich sollte das Briefchen in keine andere Hände geben, als in die Dero Frau Gemahlin, haben mir Fräulein Lucinde auf die Seele gebunden!

Baron.

Sey doch kein Narr! sie wußte ja nicht, daß ich da bin und nun selbst nach der Stadt gehe. Meinst Du, meine Schwester wird ein Geheimniß vor mir haben? Gieb her das Billet!

Bedienter.

Hier ist es, gnädiger Herr! Aber —

Baron.

Pack' Dich fort mit deinem Aber, du Schlingel! traust Du Deinem eigenen Herren nicht mehr?

Bedienter.

Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr! nehmen Sie mir's ja nicht ungütig! (Ab.)

Baron.

Es ist ein offenes Billetchen! Welche Unvorsichtigkeit! Ja es ist die Hand meiner Schwester! Vielleicht erhalt' ich nun hier nähern Aufschluß! Laß sehen! (Liest.)

„Liebe Schwägerin!

„Im Uebermaaße meines Schmerzes vergaß ich Dir noch einige Commissionen für mich aufzutragen, die Du mir in der „Stadt heute besorgen kannst. Kaufe mir doch bei N. N. einige „Stab von dem neuesten Mousselin, dann von der holländischen „Leinwand, die Du mir so gelobt hast, frag' auch beim Gold„schmidt nach, ob der Ring noch nicht fertig sey; dann kaufe „mir ein paar Ellen von dem schönen Piquézeug bei deiner Putz„macherin.“

— Aha! Da kommt das Interessante!

„Mir ist so bang, mein neugieriger, mißtrauischer Herr „Bruder möchte die Ursache meines Kummers errathen ha„ben. Du hast ihm doch nichts davon gesagt, als ich da„vonlief? Doch nein, ich traue deinem Versprechen! Ich bin „schon wieder bald getröstet über den Verlust meines Unge„treuen. Ich sehe jeden Augenblick der Geburt des kleinen „Wesens entgegen, das die Stelle seines Vaters, den ich so „thöricht liebte, in meinem Herzen ausfüllen soll. Ich will dem „Kinde seinen Namen geben; ich hoffe, daß es so schön wird

»werden, als er; und schmeichle mir, daß es dankbarer seyn und mich nie verlassen wird, wie sein treuloser Vater!«

Ich stehe aus den Wolken! Gerechter Gott! Meine unglückliche Schwester! Sogar ein Pfand der Liebe trägt sie von dem schändlichen Ehrenräuber unter dem Herzen! Muß ich dieß erleben! Sie ist ihrer Entbindung nahe! Aber den Treulosen will ich aufsuchen, mit kühlerner, hitziger Junge will ich ihn zur Rede stellen!

Ha! abscheulich! abscheulich! Mir mir so lange dieß Geheimniß vorzuenthalten! Das Benehmen meiner Frau bei dieser Sache bleibt mir unbegreiflich! Heute noch fährt sie nach der Stadt, als ob nichts Drohendes im Anzug sey! Aber vielleicht holt sie eine Amme oder sucht eine abgelegene Wohnung, um meine gefallene Schwester den Augen der Welt zu entziehen! Aber diese Unvorsichtigkeit, dem Bedienten einen offenen Brief mitzugeben! worin doch so klar und deutlich gesagt wird, daß sie jede Stunde ihrer Entbindung entgegen sehe! Gott! es ist schrecklich! schrecklich! O ich armer Bruder!

Nicht in der Stadt! Auf dem Lande muß ich nun eine Wohnung für die Unglückliche miethen. (Schellt.) Johann!

(Der Bediente kommt.)

Johann! reite schnell nach Heimdorf hinüber und miethe dort ein paar Zimmer mit allen Bequemlichkeiten! Die Gemahlin eines meiner Freunde, von dem ich so eben einen Brief erhalte, will dort hinziehen, weil ihr der Arzt zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit die kräftige Luft angerathen hat.

Johann.

Sehr wohl, gnädiger Herr! (Bei Seite.) Das mag mir eine saubere Gemahlin seines Freundes seyn! So ein heimliches Schätzchen, ja, ja, die großen Herren müssen immer etwas Apartes haben! (Ab.)

Baron.

Vor Allem muß ich nun mit größter Behutsamkeit und möglichster Schonung das Vertrauen meiner armen Schwester zu gewinnen suchen! Ja, mit möglichster Schonung, ich will meinen kochenden Grimm gegen ihren Verführer für den Elenden selbst sparen! Doch, da kommt sie eben selbst! Mich wundert's nur, daß sie nicht im Hause bleibt, die Gefahr muß doch nicht so sehr nahe seyn!

Fünfte Scene.

Der Baron. Lucinde.

Lucinde.

Guten Morgen, lieber Bruder! Verzieh, daß ich vorhin so unartig war und Dir nicht Rede stand. Eine meiner Freundinnen, die zehn Meilen von mir wohnt, ist gestorben, und ich mußte meinem Schmerze freien Lauf lassen.

Baron (bei Seite).

Die Lügnerin! (Laut.) Warum suchst Du mir die Wahrheit zu verhehlen, liebe Lucinde? Hast Du nicht mehr Zutrauen zu einem Bruder, der Dich zärtlich liebt, der nur um dein Glück besorgt ist?

Lucinde.

Ich kenne ganz gewiß dein vortreffliches Herz, ich weiß — —

Baron.

Sieh, theuerste Schwester! Ich bin von der Ursache deines Kummers unterrichtet; ich weiß Alles, ich bin gekommen, ihn zu lindern, ihn mit Dir zu theilen, und wo möglich noch gut zu machen, was noch gut zu machen ist!

Lucinde.

Du spottest meiner mit deinem Mitleid, mit deiner Theilnahme! — (Bei Seite.) Gott! Sollte er erfahren haben — (Laut.) Ihr Männer habt doch keinen Sinn, kein Gefühl für solche Unglücksfälle!

Baron.

Ich kein Gefühl? Und noch dazu für eine unglückliche Schwester?

Lucinde.

Schmähle mich übrigens nur recht aus! Lache mich aus, wenn Du willst! Oder suche meine Fehler zu bessern, meine Schwachheiten!

Baron.

Ich will Alles thun, was in meiner Macht steht, dein Herz zu erleichtern!

Lucinde.

Aber dießmal soll es mir eine Warnung seyn! Keine so thörichte Liebe soll mehr sich meines Herzens bemächtigen! Ich hab' es mir heilig gelobt, und wiederhole Dir nun selbst dieß Gelübde!

Baron.

Verschweige nichts, liebe Schwester! Hast Du nicht selbst einst früher versprochen, Dich keiner thörichten Liebe hinzugeben?

Lucinde.

Ja wohl, schon zwei oder dreimal, jedesmal wenn ich wieder von einem meiner Lieblinge verlassen wurde!

Baron.

Wie? Du hast schon zwei oder drei gehabt? Das ist doch aller Ehren werth!

Lucinde.

Ja, nun hab' ich aber genug davon! Ich bin es satt, immer betrogen zu werden!

Baron.

Das sollt' ich meinen! Du scheinst aber Keinen lange behalten zu haben, armes Kind!

Lucinde.

So lang eben als nur möglich; wenn mir einer davonlief, so war es nicht meine Schuld.

Baron.

Das glaub' ich gerne!

Lucinde.

Der letzte Verlust traf mich aber so hart, daß ich mich solch' einem Schmerze nie wieder aussetzen will!

Baron.

Da thust Du sehr klug daran. Du hättest aber deine Maßregeln ergreifen sollen, als es noch nicht zu spät war!

Lucinde.

Ach! meine Hoffnung schmeichelte mir immer wieder auf's Neue!

Baron.

Du mußt deine Erfahrungen aber theuer bezahlen. Aber still vom Vergangenen! Was geschehn ist, läßt sich nicht mehr ungeschehen machen! Sieh, liebe Schwester, ich bin nachsichtig! ich will für Dich sorgen in deiner traurigen Lage! Solltest Du nicht einiger Zerstreuung bedürfen? Wie? wenn Du für einige Zeit Dich aus der Nähe der Stadt entferntest? Ich dächte, eine reinere Landluft sollte Dir wohl thun?

Lucinde.

Wozu denn dieß? Wir sind ja, so zu sagen, hier auch auf dem Lande?

Baron (verlegen.)

Ja, ja, schon recht! — Aber die Nähe der Stadt ist gar zu gefährlich.

Lucinde.

Wie so denn? ich befinde mich ganz wohl hier!

Baron.

Bist Du noch nicht gewitzigt genug? Sieh! ich habe Dir in Heimwerl eine allerliebste Wohnung gemiethet!

Lucinde.

Wie kommst Du mir vor? Willst Du mich von Dir entfernen. Wär's möglich — —

Baron.

Aber um Himmelswillen! Du kannst doch nicht hier bleiben. In den Augen der Stadt, aller Nachbarn! Wie leicht ist die Quelle deines Kummers erforscht!

Lucinde.

Ich glaube wahrhaft, Du bist verrückt! Was geht denn die Nachbarn mein Kummer an? Die genieren mich nicht? — Oder spottest Du denn noch immer?

Baron.

Aber bedenke doch, wenn es Jemand erführe! Wie leicht —

Lucinde.

Mag' es erfahren, wer will! Ich werde kein Geheimniß daraus machen; sie sollen mich auslachen, was kümmert's denn mich?

Baron.

Welch' ein ungeheurer Leichtsinn! Ich begreife Dich nicht? Wie kannst Du Dich über so etwas hinwegsetzen! Bedenke doch deinen Stand, deine Ehre, die bösen Zungen —

Lucinde.

Du fängst an mich zu langweilen, Herr Bruder. Ich sehe wohl, Du willst mich nur wieder durch deine Spöttereien reizen! Spare sie für Andere! Du dauerst mich!

Baron.

Nein, Du dauerst mich, Unglückselige! Und Du mußt noch heute fort auf's Land, deine Gesundheit erfordert alle Schonung?

Lucinde.

Meine Gesundheit? So sehr hat sie mein heutiger Kummer noch nicht untergraben, daß ich Gefahr laufe. Aber ich sehe wohl, Du magst mich nicht mehr, oder deine Frau hat Dich gegen mich aufgestiftet, Du willst mich aus dem Hause verstoßen, Du willst — Ach! barmherziger Himmel? Muß ich das Herz meines Bruders durch eine so schmerzliche Täuschung kennen lernen! (schluchzend.)

Baron.

Schwester! meine Pflicht gebietet mir, für Dich zu sorgen! Hättest Du mir nur früher Zutrauen geschenkt! Nun ist es aber zu spät, und mir bleiben nur noch die Mittel, deinen Zustand den Späher-Augen der Welt zu verbergen und die Schande von unserm Namen abzuwaschen! Es ist die höchste Zeit!

Lucinde (staunend.)

Was meinst Du denn mit den Worten «Zustand,» «Schande unsers Namens?» Wahrhaft, es ist zum Tollwerden! Ich fühle, daß Du mich mit deiner Verrücktheit nun selbst ansteckst!

Baron.

Du weißt, daß mir nicht leicht etwas entgeht! ich weiß Alles. Alles erfahr' ich!

Lucinde.

Was denn um Gotteswillen?

Baron.

Unglückselige! warum gestandest Du mir nicht, daß Du ein Pfand der Liebe unter dem Herzen trägst?

Lucinde.

Himmel! es ist doch wahr! mein Bruder ist verrückt geworden! Aber sage mir nur, bist Du denn wirklich von Sinnen?

Was brachte Dich auf einen solchen Gedanken! Du bist ein abscheulicher Mensch! Geh!

Baron.

Wie? Du läugnest mir deinen Zustand noch ins Angesicht! Sieh doch einmal! Solcher Frechheit hätt' ich Dich nie für fähig gehalten. Aber ich will Dir beweisen, beweisen will ich's Dir, wart' nur, Lügnerin! Beschämen will ich Dich! Kennst Du diesen Brief hier, he? (Ihr das Billet zeigend.)

Lucinde.

Wie kommst Du zu diesem Briefe? Ja, ich hab' ihn eigenhändig geschrieben?

Baron.

Und was steht da? He! »Ich sehe jeden Augenblick der Geburt des kleinen Wesens entgegen«.

Lucinde.

Ha! ha! ha! O es ist zum Todtlachen!

Baron.

Sie hat weiß Gott den Verstand verloren! Sie ist verrückt, total verrückt! Arme, arme Schwester! Komm laß uns nach Heimdorf! Folge deinem Bruder! Du kannst dort ruhig Alles....

Lucinde.

Ha! ha! ha! ha! ha! ha! O das ist köstlich! ha! ha! ha! ha! ha!

Baron.

O Gott, ich armer Bruder! Eine wahnsinnige Schwester zu haben!

(Lucinde läuft lachend davon.)

Ja, ja, sie ist vor Schmerz wahnsinnig geworden! Sie kündigt sich der Wahnsinn an! Convulsivisches Lachen! Weinen! Alles durcheinander! Herr des Himmels, mein Kopf dreht sich von selbst im Wirbel! O ihr ewigen Mächte, helft meiner armen Schwester!

Lucinde (kommt zurück mit einem Körbchen, worin ein neugeborenes Kätzchen und eine alte Angorakatze sind. Immer lachend.)

Hier! hier! ist das kleine Wesen! Vor einer Viertelstunde ward es geboren! Ha ha ha! hier! sieh! das Kind meines ungetreuen Angorakaters, der mich verlassen und durch einen Sturz von der Dachrinne den Hals gebrochen hat! Ha ha ha!

Baron.

Ach! jetzt ist mir wieder leicht! Wälzt' ein Stein von meinem Herzen! (ganz verwirrt.)

(Umarmt Lucinde.)

Baron.

Also diesmal hätte mich doch meine gewohnte Kenntniß des menschlichen Herzens im Stich gelassen! Ein Angorakater war also der ungetreue Liebhaber!

Lucinde (immer fort lachend).

Lieber Bruder! Irren ist menschlich! Lavaters Physiognomik ist nicht unfehlbar! Wie manches Mädchen aber glaubt einen treuen Liebhaber zu besitzen, und hat nur — einen falschen Kater!

Baron.

Vergieb mir liebe Schwester! Laß mich die Pathenstelle nun vertreten bei diesem kleinen Wesen, dem Andenken deines Ungetreuen!

(Er will das kleine Kätzchen streicheln, erhält aber einen Hieb von der alten Katze.)

Autsch! O weh! Du verdammte Bestie!

Lucinde.

Eine kleine Warnung mit spitzigem Katzengriffel kann Dir nicht schaden! (Seine Hand regardirend.) Hier steht's mit Blut nun geschrieben! »Mißtrauen geht meistens irre.«

Censurspäße.

In einem Lande Europa's, an dessen Ruder offne und verkappte Jesuiten sitzen, darf man doch wohl von vorn herein der Censur, dieser liebenswürdigen Boa Constrictor, welche die Dame »Literatur« um den Hals trägt, etwas zutrauen. Papst Alexander VI brachte dies Ungethüm nach Europa, weniger durch eine Columbusentdeckung, oder einen Franz Drake-Transport, d. h. wie Kartoffeln, sondern als eine Tyranneneerfindung aus der Gehirnhöhle, wo es neben andern Sächelchen, als: Ungleichheit vor dem Gesetze, gehemmte Ausübung der Religion ꝛc. sich gelagert hatte. Daher mag es wohl kommen, daß fortwährend Italien und was einen Bezug, innern und äußern, zu diesem Lande hat, dies Ringelband der Censur immer noch am Auffallendsten um den Hals trägt. Doch würden die Einwohner jenes Staates Unrecht haben, wenn sie sich über diesen Thatbestand beklagen wollten. Das Lustspiel, nach den Grundsätzen Molieres eingerichtet, ist ihnen ja doch verboten und verbannt. Was kann aber im Nothfalle besser die Stelle der Komödie vertreten, als folgende Späße:

Daß es Stellen in H. Heines Gedichten geben mag, die von der Censur jenes Staates mit gutem oder vielmehr bösem Gewissen gestrichen werden können, falls sie einmal gefaßte Grundsätze consequent durchführen will, das lassen wir hingehen; aber sie geht weiter, sie verbietet die Lieder, welche nach der Melodie Heine'scher Gedichte gesungen werden können. Wenn also ein Komponist also unschuldig begänne:

»Die Blumen, die leuchten, wenn's Frühling ist
Im Sommer da scheinet die Sonne.« rc.

so würde selbiges Lied unbarmherzig verboten werden, weil es im Nothfalle nach der Melodie gesungen werden kann:

»Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen« rc.

wenn sich auch die energischen Baßtöne der Reissiger'schen Composition des letztern Gedichts sehr schlecht zu Blumen und Frühling passen sollten. Oder wenn ein minnesängerischer Landmann an einem Sommermorgen folgende Verse extemporirte:

»Die Bienen, die Wespen, die Hummeln
Sie schwärmen durch Ginster und Gras;
Sie sammeln, sie schwirren, und brummeln
Und stechen mich in die Nas'.«

so könnte besagter Naturdichter leicht in einen übeln Ruf kommen, da unglücklicher Weise der Dichter Heine einmal in seinen jungen Jahren den Einfall hatte, so zu singen:

»Philister im Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen, wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.«

Die bekannte Glaubensformel der Censur heißt: Nichts darf gedruckt werden, was contra rempublicam, contra religionem et contra bonos mores, d. h. gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten ist. Deßhalb war die Censur jenes Landes einst in nicht geringer Verlegenheit, als ihr ein Gedicht vorlag, dessen Schlußvers hieß:

»Das Alles füllt die Seele mir
Mit hohem Glück, ihr Spötter!
Ich heb' die Hand zum Himmel auf,
Und danke Euch, ihr Götter!«

Der Censor strich nach langem Besinnen die letzten beiden Worte und schrieb an den Rand: »schön Wetter!« kann es heißen, damit der Reim nicht gestört wird. »Ihr Götter« würde den Polytheismus befördern, das wäre contra religionem« (gegen die Religion). —

Genug von diesem Staate. Zum Schluß einen Censurspaß aus der Hauptstadt eines andern europäischen Landes, das zwar nicht mit Italien zusammenhängt, aber dennoch den Einflüssen des Jesuitismus ausgesetzt seyn soll.

In dieser Stadt werden entsetzlich viel Journale herausgegeben, obgleich die Befugniß zu schreiben sehr dünn ist. Die dortigen Journale scheinen ihre ungeheuern Titel auch bloß aus Ironie zu führen, oder weil sie so am besten die Leere des Inhalts bemänteln. So erscheint dort ein Blatt: »Ulrich Hutten,« dessen Redakteur sicherlich nicht weiß, ob Hutten vor oder nach Sesostris lebte, und das Blatt könnte eben so gut in Egypten erscheinen als in einem civilisirten Lande Europa's. Ein anderes führt den verwegenen Titel: »Der Republikaner,« wiewohl das Feuilleton täglich die Schlachttage aufführt, an denen die Freiheit besiegt worden ist. In einem dieser Blätter wurde eines Morgens eine Novelle von einem neuen Mitarbeiter erwartet, von dem der Redakteur die größten Hoffnungen hegte, die er auch an den vorhergehenden Tagen mit dem größten Tumult auspofaunte. Der Verfasser der Novelle befand sich mit dem Redakteur und einigen Aktionairen des Blattes in einer Conditorei, um den Effekt zu sehn, den das Musenkind hervorbringen würde. Alles ist gespannt, das Blatt erscheint und — die Novelle fehlt. Der junge Dichter fällt erst in eine Ohnmacht, aus der ihn eine Prise Spaniol erweckte; dann eilt er nach Hause, um in einigen »zerrissenen« Gedichten dem Weltschmerz, der auf seiner Brust lastet, Luft zu machen. Zu Hause angelangt, findet er eine Citation des Obercensors der Stadt und des Reichs, die ihn noch denselben Morgen vor den »Allmächtigen« ladet. Er eilt hin, und der Obercensor greift in einen Papierkorb, indem er also zu dem Liebling Apollo's redet: Mein Werther! Sie haben da eine Novelle geschrieben, welche der Censur vorliegt; sie enthält recht hübsche Sachen, aber die Einleitung kann ich unmöglich stehen lassen. Sie beginnen: »»Es war an einem Septemberabend, als der Eilwagen vom Krakauerthore her sich der Residenz näherte. Der junge Mann, der sich bereits bis über die Ohren in seine Reisegesellschafterin verliebt hatte, wagte es noch immer nicht, ein anknüpfendes Wort aus der Umzäumung seiner Zähne zu entlassen. (Sehr gut, klassisch! die Umzäumung seiner Zähne!) Der Wagen fuhr endlich durch's Krakauerthor, und schon glaubte unser Freund, Fortuna und Amor wollten ihn zu gleicher Zeit äffen, als plötzlich ein Rad brach und der Eilwagen auf die Seite fiel — —««

Hier blickte der Obercensor von seinem Papiere auf und rief, wie von der Tarantel gestochen: »Also Sie glauben, das würde unser Generalpostdirektor so dingehn lassen? Unsere Eilwägen kosten jährlich über eine Million, und Sie lassen einen davon mir nichts dir nichts zerbrechen. Das Ministerium des Innern sollte mir, als Obercensor, bald eine schöne Note ins Haus senden. Gehen Sie, kühner Freund der Muse, mäßigen Sie sich, benutzen Sie nichts, was den Staat angeht, zur Staffage Ihrer Produktionen!«

Der Dichter gieng, die Weltschlange legte sich um seine zerknitterte Brust, und — er änderte seine Novelle. In acht Tagen wurde der Novellist abermals citirt. Der Obercensor griff in die Schicksalsurne, d. h. in den Manuscriptenkorb und zog die arme Erzählung abermals heraus.

»Sie haben Ihre Novelle geändert, mein Herr! aber Sie fallen aus einer Beleidigung in die andere. Anstatt des Departements der Posten compromittiren Sie das der Straßenpflasterung. Sie haben nämlich geschrieben: — »als plötzlich der Eilwagen auf einen großen Stein stieß, der zufällig im Wege lag und die Axe zerbrach.« — Gerade die Krakauerstraße ist eben noch voriges Jahr gepflastert worden, und die Verwaltungsbehörden bieten Alles auf, die neuen Basaltstraßen so glatt zu halten, als es nur möglich ist. Man sagt zwar, die wahre Poesie könne nur aus dem Bruche irgend eines menschlichen Verhältnisses auferblühn, wie gewisse Moose und Stauden aus den Ritzen alter Mauern und Felsen; aber in diesem Falle bitte ich mir wenigstens aus, daß dieser Bruch nicht in die Steine unsrer Straßenpflasterung oder in unsre Eilwägen verlegt werde, wenigstens nicht auf eine Weise, die der Verwaltung selbst imputirt werden kann. Gehn Sie, bessern Sie ihre Ikarischen Aufflüge, und lernen Sie in diesen kleinen Begebenheiten die große Wahrheit, daß die Poesie, so wie alle Kunst, sich nicht am Bestehenden vergreifen dürfe.«

Hier rissen plötzlich die Geduldsfäden des jungen Novellisten, so daß er wie mit einem titanischen Angstschrei ausrief: »Aber mein Herr Obercensor! die Novelle ist geschrieben! Und wenn sich die Poesie nicht am Bestehenden versündigen darf, so darf es das Bestehende noch vielweniger an der Poesie. Wie wollen Sie es bei der Nachwelt verantworten, daß Sie einen Schößling der jüngsten Literatur also grausam abgeschnitten haben? Antworten Sie, Mann der Hartherzigkeit.«

Gut, versetzte der Censor; ich sehe Licht, setzen Sie sich, ich dictire Ihnen eine Einleitung zu ihrer Novelle, schreiben Sie: »»Endlich, als der Wagen durchs Krakauerthor fuhr und der junge Fremde schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, that der Himmel durch einen Zufall Einspruch. Ein muthwilliger Knabe nämlich, der den Wagen herantasseln sah, warf mit einem Steine wider das Rad, welches unglücklicherweise zerbrach. Der junge Mann sprang aus dem Wagen, ergriff die Dame bei der Hand, u. s. w. u. s. w.««

So wurde die Novelle gedruckt. E. v. d. H.

Unsinnige Literatur.

Gedanken über Talente und schöpferisch verborgene Kräfte des menschlichen Geistes, den verehrten Freunden der schönen Künste in Achtung gewidmet; zur Erinnerung, Erhebung und Beförderung alles Schönen, Edeln und Erhabenen; von Johann Nep. Frauenschuch, Arzt in Straßburg. Straßburg, bei G. Silbermann 1839. 109 Seiten, 4.

Ist der hypergeniale Verfasser dieser Orakelsprüche darauf ausgegangen, dem einstigen Bearbeiter einer Theorie des Unsinns eine Beispielsammlung in die Hände zu schaffen, so hat er seinen Zweck vollkommen erreicht. Jedenfalls wird sein Werk in einer Sammlung literarischer Curiosa aus dem neunzehnten Jahrhundert, für alle Zeiten hin eine Ehrenstelle einnehmen; denn es ist wohl von allem Wunderlichen, »eine Eigenheit be»sitzenden Ausflüssen von Empfindungen, den Faden vom Knaul »der Gedanken entwirrend, in die mechanisch geleitete schwache »Feder gegeben worden« das Wunderlichste.

Nach fünf aufeinander folgenden Prologen, Vorreden, Anreden, Motto's und Einleitungen in »ungebundener Rede,« bricht endlich der bis jetzt in den Fesseln der Berghöhle gehaltene poetische Springquell in »gebundener Rede,« unter der Gestalt von »23 Gedankensinnen« hervor, deren jeder einzige Quatrains von dreißig bis vierzig Silben per Vers faßt und spiegelt in seinen klaren Wassern das ganze Weltall.

»Als im Uebermaas göttlicher Liebe, das heiligste Urwesen —
aus unserm Urbestandtheil von Thonerde (?) den ersten Schwächling — im Menschen schuf:
»Bewies er, ungeschaffenes Urwesen, als Gott, Weisheit und
Macht — in den ihm ähnelnden Geist, den er ihm, dem sterblich-verweslichen, einblies —
»Denn er gab geistige Anlagen, Kräfte und Menschen-Macht
— und Alles lebte auf in der physisch' — als auch spirituell'n Natur — durch seinen Ruf!
»Er, der unerforschliche Begründer, sprach: »Es werde!« Engel
sahen die Wahrheit erfüllen und das Licht — entsteigen aus ihrem Verlies...
»Welten, Sonnen, Mond' Sir — und wandelnde Sterne —
mit ihren Geschöpfen und Instinkt jeder Thiergattung und es formten aus dem bewegten Chaos sich:
»Unersteigliche Berge mit reizenden Thälern, Grotten in Felsen
bis an und über Wolken-Höhen — für Flüsse und Meere, Tiefen.
»Somit: Wälder, Wiesen mit Blumen übersäet und Früchte-
Felder, wie Kunstgärten, wo nichts außer ihrer Gattung und Geschlecht dem andern glich;
»Worauf und worin Heerden zahmer, wohl erst später wilde
Thiere — unter ihres für sie sorgend-sehenden Schöpfers Augen liefen.«

Nach den 23, mit eben der Melodie und Leichtigkeit forthüpfenden poetisch-gereimt-singenden Gedankensinnen, steigt der Dichter vom Pegasus und belehrt uns noch in zwei ungebundenen Gedankensinnen, welche er mit einem Seitenblick auf die albernen Leser, die ihn etwa nicht verstanden hätten, also beendet: »Wer meinem Ideengang gefolgt ist, wird leicht sehen, daß

der langen Rede kurzer Sinn — —

»erschöpft ist!... und nun mag mein Werk, das meine schwache »Feder niederschrieb, vervielfältigt durch die heutigen schönen »Druckerpressen, der Vergänglichkeit trotzen, um der Nachwelt »einst noch von Nutzen zu seyn!?«

Das Werk wurde zu Straßburg auf Subscription zu über 500 Exemplare (5 Fr.) gedruckt! Der Verfasser könnte als neuer Sphinx eine Preisfrage von einigen tausend Franken für denjenigen begründen, der seine Räthsel erräth, er wäre sicher, keinen Centime zu verlieren. — r.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 7.

Samstag, den 16. Februar 1839.

Die Welle. *)

—

Still in majestät'scher Ruhe lag der schöne breite Rhein,
Millionen Silbersterne strahlten ihren Glanz hinein,
Schimmernd wunderbare Streifen warf darauf des Mondes Glanz,
Daß die helle Stromeswelle schien ein flüss'ger Strahlentanz!

An dem Ufer saß die Jungfrau; ihre Augen thränenhell
Blickten sehnsuchtsvoll und liebend nieder in die klare Well',
Und sie sprach mit sanften Tönen: »Warum stets an diesem Ort,
»Lockt das Sehnen mir die Thränen in das Auge fort und fort?

»Warum hier, wo heil'ge Ruhe auf den Wellen friedlich liegt,
Wo der Himmel an die Fluthen sich mit Liebesblicken schmiegt,
Fühl ich, daß nicht mehr wie einstens, Ruh mein Herz in Schlummer singt,
Daß nur Schmerzen meinem Herzen dieser Friedens-Anblick bringt?

»Klar, wie jene schönen Wogen, wallt' mein Herz einst in der Brust,
Helle Kindesträume zogen Sterne drüber hin mit Lust,
Unschuldsfriede, blauer Himmel, hielt voll Liebe es umfaßt,
Holde Sterne! in der Ferne ist mir euer Glanz verblaßt!

»Dürft' ich doch zur Welle werden, die in kühler süßer Ruh
Wallt in ihrer Schwestern Mitte, friedlich der Vollendung zu,
Die mit Himmelsglut der Sonne und des Mondes Schein durchdringt,
Bis mit Beben, doch ergeben sie im Ozean versinkt!«

Nieder zu den Wellen senkte schwermuthsvoll sie da ihr Haupt,
Gleich als suche sie den Frieden, der dem Herzen ward geraubt,
Und dem Aug' entglitt die Thräne, leuchtend in des Mondes Schein,
Klar und helle, in die Welle, fiel sie sehnsuchtsheiß hinein!

Als die Welle fühlt der Jungfrau Thräne glüh'n in ihrem Schoos,
Rang sie leise von den Schwestern sich in sanften Schauern los,
Hob, vom Mondenlicht umflogen, in dem Strom sich alsobald
Von dem klaren, wunderbaren, himmelblauen Kleid umwallt.

Und es flüsterte die Welle wie in weichem, süßem Schmerz:
»»Deine Thräne sank, o Jungfrau, nicht vergebens an mein Herz,
Bebend hab' ich drin gelesen, was die Seele dir bewegt,
Auch die Wellen, Jungfrau, schwellen, von der Liebe Glut erregt!

»»Aus der Erde dunklem Schooße stieg ich einst zum Licht herauf,
Wallte ruhig mit den Schwestern unsre Bahn in klarem Lauf,
Heitres Morgenlicht umspielte meiner Kindheit gold'nen Traum,
Wie entzückte, wie beglückte mich der Abendröthe Saum!

*) Aus einem größeren Cyklus lyrischer Dichtungen: »der Jungfrau Liebesleben.«

„„O das war ein selig Leben, wenn dann niedersank die Nacht,
Alle Sterne uns begrüßten mit der holden Liebespracht,
Wenn der Mond mit Silberfäden uns umschlang in hell'ger Lust,
Wir, die Wellen, dann den hellen Himmel trugen in der Brust!

„„Zog ich dann mit leisem Rauschen an dem blüh'nden Ufer hin,
Hört ich schallen durch die Zweige süße Liebesmelodie'n,
Wonnig küßte mit dem Flügel meine Fluth die Nachtigall,
Mit uns Wogen liebend zogen Duft und Luft und Zauberschall.

„„Oft dann sehnt' ich aus dem Reiche meines Vaters mich empor,
Um zu grüßen, um zu küssen jener Blumen holden Flor,
Doch die Schwestern drängten weiter von den Blumen, von der Au',
Und im Scheiden ließ ich gleiten meine Thränen drauf als Thau.

„„Zögernd nur folgt ich den Wellen, meine Sehnsucht blieb zurück,
Und ich sang in leisen Tönen von der Blumen stillem Glück,
Leichte Winde stimmten flüsternd in die zarten Weisen ein,
Hoch und prächtig, rauschten mächtig stolze Eichenwälder drein!

„„O das war ein herrlich Leben, wenn sich dann der Sturm erhob,
Um die krausen Wellenhaare mit dem wilden Flügel schnob,
Wenn wir tanzten, bei dem kühnen Sausen, um das Felsenriff,
Reigen schlangen um die bangen Ruderknaben in dem Schiff!

„„Wenn der Morgen dann erwachte, der in stolzer Herrscherlust,
Warf den glüh'nden Purpurmantel um die jugendliche Brust,
Der mit freud'gen Feuerblicken nieder auf uns Wellen sah,
Bis wie Blüthen wir erglühten, o wie selig war ich da!

„„Und ein Strahl vor Allen glänzend schwebte glühend stets um mich,
Wo ich wallte, neigt er goldig über unserm Zuge sich,
Rief, wenn ich mich barg erröthend tiefer in der kühlen Fluth:„„
„Holde Welle! ich, der Helle, brenn' für dich in heißer Gluth.

„Willst du ewig vor mir fliehen in der Schwestern kaltem Zug?
Will dich auf zum Himmel tragen, in entzückend sel'gem Flug,
Fliegst in meinem Feuerarme mit mir auf zum Himmelssaal,
Laß umschlingen, laß durchdringen dich von meinem Liebesstrahl!“

„„Da erfaßte mich ein Sehnen, und dem Strahl ergab ich mich,
Glühend zog mein ganzes Leben der Gewalt'ge nun an sich,
Hob mich aus der Schwestern Mitte, trug beflügelt mich empor,
Bis ich duftig, bis ich luftig wallte in der Wolken Chor!

„„Von des Himmels Sonne trunken, weint ich Freudenthränen hell,
Mir vom Auge glühend küßte der geliebte Strahl sie schnell,
Und ein Bogen reich und prächtig war am Himmel aufgeblüht,
Als sein Sehnen meine Thränen mit dem Liebeskuß durchglüht.

„„Siebenfarbig war der Bogen, hoch und glänzend ausgespannt!
Drunter ich als Rosenwolke zog in des Geliebten Land,
Alle Wolken folgten glänzend unserm sel'gen Liebesflug,
Unerreichbar, unvergleichbar war wohl der Vermählungszug!

„„Also still und wonneselig, in dem weiten Aethermeer,
Schifft' ich mit dem goldnen Strahle her und hin, und hin und her,
O das war ein himmlisch Leben, voll von Glanz und hehrer Pracht, —
Goldig glühen, hold erblühen sah mich jede Sommernacht.

„„Liebend blickt ich oft hernieder auf der Schwestern raschen Zug,
Schneller noch schifft' ich als Wolke, drüber hin im Windesflug,
Und wenn Abends mein Geliebter mich mit Rosenglanz geschmückt,
Neigt' ich flimmernd, zeigt' ich schimmernd mich den Schwestern still beglückt.

„„Da bewegte meine Wonne ihre Brust mit Neid und Groll,
Und sie klagten bei dem Vater böser List und Tücke voll:„„
„Duldest Du, daß vor uns Allen so die Schwester sich erhebt,
Deinem Schooße, ihrem Loose so voll Hoffarth jetzt entstrebt?“

„„Immer lauter, immer wilder durch den Strom ihr Zürnen klang,
Daß es oben in den Lüften mich mit Angst und Schreck durchdrang,
Und den Vater hört ich rufen mit der Stimme donnergleich:„„
„Ja! hernieder muß sie wieder in mein kühles Fluthenreich!“

„„Und er schüttelte die Locken, stand vom Silberhaar umwallt,
In der wilden Schwestern Mitte, eine riesige Gestalt,
Alle Wellen furienartig, schüttelten die Mähnen hell
Und sie rollten, und sie grollten, und die Winde heulten grell:„„

„Komm hernieder! komm hernieder! in des Vaters Fluthenreich!
Komm hernieder, sonst erstürmen deinen Himmel wir sogleich!“
„„Von dem Schrecken hieng erblichen ich in des Geliebten Arm,
Und es thürmte sich, es stürmte näher schon der wilde Schwarm!

„Drehend ihre Wasserarme streckten meine Schwestern aus,
Des Geliebten Arm entsank ich da, erfaßt von Angst und Graus,
Bleich und weinend sank ich nieder, als ein Opfer ihrer Wuth,
Wild und schäumend, rachträumend faßte gierig mich die Fluth.

„Als mich Also mein Geliebter sinken sah in Qual und Pein,
Zuckten grimmig durch die Stürme seines Auges Blitze drein.
Doch die Wolken hüllten trauernd ein in Schleier seinen Strahl,
Durch die dunkeln sah ich funkeln seinen Blick zum Letztenmal.

„Und die Wellen rissen weiter mich im wilden Zuge fort,
Unaufhaltsam, unerbittlich weilen sie an keinem Ort,
Ach so kalt, so furchtbar schaurig scheint mir jetzt die Heimath-
fluth,
Seit gelebet, seit geschwebet ich in seiner Strahlengluth.

„Doch ergeben, still und ruhig zieh ich hin die glatte Bahn,
Lieb' und Leben zu versenken in dem Weltenozean,
Wunderschön hab' ich geträumet, als mir Lieb der Himmel gab,
Doch der Frieden ist beschieden nicht der Liebe, — nur dem
Grab!"

Darmstadt.

Luise von Plönnies.

André,

der glücklichste Hutmacher der je gelebt hat.

Ich studirte in Aix, erzählte mir ein in Deutschland lebender Franzose, gerade als die beiden jetzt so berühmten Staatsmänner B.... und M... daselbst studirten, und nicht den deutschen Studenten gleichend, die sich sowohl in ihrer Kleidung als in ihrem Benehmen von dem glatten Dilettanten auszeichnen, hatten wir ein Gesellschaftstheater errichtet, worauf wir Opern und Vaudevilles wechselweise in Gegenwart der vornehmsten Bürger gaben. Eines Tags, es war dies gerade an einem Tage nach einer solchen Vorstellung, gieng ich aus, um mir einen neuen Hut zu kaufen. Meine Wangen hatten noch einen Anstrich von der gestrigen Schminke, und der Hutmacher, der zufällig der Vorstellung beiwohnte, erkannte mich als den gestrigen Spaßvogel, der ihn so herzlich lachen machte. Dieser Hutmacher, Namens André, mochte ungefähr vierzig Jahre zählen, er hatte einen etwas ungewöhnlich dicken Bauch, kurze Beine, aber einen gutmüthigen, selbst gefälligen Blick. Kaum erkannte er mich, so bot er mir einen Hut für die Hälfte des Preises an, weil, wie er sagte, ich ihn entzückt hätte und weil ihn sobald Niemand entzückt. Darauf erzählte er mir, daß er in Paris, wo er gearbeitet hatte, jeden Abend das Theater und besonders die italienische Oper besuchte, wo er den freien Eingang genoß. Ich fragte ihn, durch welchen glücklichen Zufall er sich diese Gunst verschaffte. Sehen Sie, erwiederte er in einem traulichen Tone, hier bin ich ein Hutmacher. Nun ja, ich läugne es nicht, die ganze Stadt weiß es ja, was sie aber nicht weiß, ist, daß ich auch ein Künstler bin, und zwar ein weit größerer als ein Hutmacher, obschon die ganze Umgegend meine Hüte trägt. Der Mann sprach dieß mit einer so ernsten Miene, daß ich ihn fast selbst für einen musikalischen Cincinatus hielt. Sehen Sie, fuhr er fort, ich habe zwei Abende hintereinander bei Rossini gesungen, wo ich die Schwingen meiner Kunst ganz entfaltete, und er schwor mir, indem er mich umarmte, daß er nie in seinem Leben zwei Abende so lustig verbracht hätte, als die, wo ich bei ihm sang. Doch, fügte er hinzu, Sie als Künstler müssen selbst urtheilen können und Sie sind der erste, dem ich mich hier entdecke. Folgen Sie mir nur in mein Zimmer und Sie werden sehen, Sie amusiren sich. Ich folgte ihm in ein Zimmer im ersten Stock, in dem ein altes bestaubtes Clavier stand. Mit einer heiligen Ehrfurcht schien er sich diesem zu nähern, putzte den Staub mit seinem Ellbogen ab, stimmte es ein wenig und präludirte endlich darauf, indem er ein altes Lied dazu sang. Der Mann mochte in seiner Jugend vielleicht eine gute Stimme gehabt haben, jetzt aber war sie weder Tenor, noch Baß, noch Bariton, oder vielmehr alles zusammen, da er behauptete, alles singen zu können, indem er es in seiner Kehle transponire. Als er endlich recht im Zuge war, entdeckte ich erst das Lächerliche, Satyrische in seiner Stimme; gewisse Töne, besonders wenn er von der tiefsten Tiefe in die höchste Höhe übergieng, waren so drollig, daß es mich alle ersinnliche Mühe kostete, das Lachen zu unterdrücken. Wie ein Blitz fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf. In Aix fehlte es uns an einem Narren. Der Student, der diese bedeutende Rolle übernommen hatte, wollte uns zeigen, daß wir ihn falsch beurtheilt hatten und — verliebte sich in ein leichtsinniges Mädchen, das sich von ihm entführen ließ, um sich den Anschein einer betrogenen Unschuld zu geben. Dieser Mann, dachte ich, wäre wie geschaffen zu dieser Rolle, um desto mehr, da er ein Hagestolz war, wenig Verwandte in der Stadt hatte und alle Eigenschaften besaß, um den Mystifizirten einer Universität zu spielen. Ich umarmte ihn also als Künstler und Bruder, lobte nicht allein seine Stimme, sondern auch seinen Geschmack und wollte mich entfernen, um meinen Brüdern diese frohe Botschaft zu überbringen. Noch aber ließ er mich nicht fort. Er

wollte mir zuerst beweisen, daß jeder große Sänger einen dicken Leib und breitbesetzte Schultern haben müßte, wie er. Ich gestehe, fügte er hinzu, daß er kein Hutmacher zu seyn braucht, aber bebaucht und beschultert muß er seyn. Darauf fragte ich ihn, ob er denn den Muth haben würde, einmal in einem öffentlichen Conzert aufzutreten, und er berief sich auf seinen Gesang bei Rossini, wo er sich durchaus nicht genirt und tüchtig losgelegt hätte. Dies genügte mir und ich entfernte mich.

Den andern Morgen war das Geheimniß schon ein Gemeingut von mehr als zweihundert Personen. Besonders interessirte sich Herr T.... gewaltig für den künstlerischen Hutmacher. T.... kannte einen Studenten, Namens B...., der als ein tüchtiger Musiker galt und schon einige Potpourri's für die Studentenkneipe komponirt hatte. Dieser wurde mir beigesellt, um den Hutmacher zu einem öffentlichen Conzerte einzuladen. Wir giengen beide zu unserm Hutmacher, der eben wie ein ganz vernünftiger Mensch einen Hut verkaufte. Als der Käufer sich entfernt hatte, eilte er jedoch auf mich zu, drückte mir die Hand und schien mich fragen zu wollen, in welcher Absicht mein Begleiter hierhergekommen sey. Ich suchte jedoch ihm vorzukommen und stellte ihm den berühmten Componisten B... vor, der einst großen Lärm in der musikalischen Welt machen werde, indem ich diesem den großen bis jetzt verkannten Sänger und Künstler André präsentirte, worauf letzterer so schamroth wie ein unschuldiges Mädchen ward, wenn man zufällig den Namen seines im Stillen geliebten Auserkohrenen nennt. Nach einigen hinundhergeworfenen Complimenten führte uns André in sein Zimmer, das um so mehr einem Heiligthum ähnlich, da es voller Staub war, der sich auf allen Stühlen und Tischen, am meisten aber auf dem Clavier seinen Thron erwählte. B... setzte sich an's Clavier, ich stellte mich an's Fenster, um allenfalls mein Lachen verbergen zu können und André hustete schon, um eine dreidoppelte Tenor-, Baß- und Bariton-Arie von ihm selbst transponirt, vorzutragen.

Als André seine Arie vollendet und ich lachend mich entschuldigt hatte, das Fenster halten zu müssen, aus Furcht der starke Ton André's möchte es zerschmettern, erhob sich B... gravitätisch von seinem Stuhle, umarmte unsern Amphitryon und sagte ihm, daß alle bis jetzt erschienenen Compositionen für eine solche Wunderstimme nicht hinreichend seyen und daß er selbst es versuchen würde, einige Lieder zu componiren, die seine Force in ein recht helles Licht setzen werden. Ihre Stimme, fügte er ernst hinzu, ist ein Diamant, der bis jetzt unter Kiesel verborgen lag, ich werde ihn schleifen und er soll mir funkeln, wie noch keiner bis jetzt funkelte. Sie werden doch in vierzehn Tagen meine Lieder einstudiren? — O, was das betrifft, erwiederte André, in acht Tagen, und sollte etwas mir nicht zusagen, so transponire ich es im Singen. Er sagte uns für das nächste Conzert zu und wir entfernten uns.

Was mich noch mehr lachen machte als André, war die komische Gravität des Herrn B...., die er sogar auf der Straße noch affektirte. Mich wundert nur eins, sagte er endlich, daß dieser Mann nämlich seine Thorheit schon seit zehn Jahren so verbergen konnte, aber Narrheit sowohl als Klugheit will entdeckt werden. Ich antwortete ihm, daß er eine doppelte Dosis Eitelkeit besäße, daß jeder Mensch eine Dosis der Art besitze, nur daß der Eine zu schweigen weiß, während der Andre sie bloß gibt. Übrigens, versetzte B..., liebe ich die Narren, sie sind die besten Comödianten, die nach dem Stücke, worin sie gerade excelliren, eben so gut ihre Maske ablegen als der Künstler. Dieser Mann soll ein sehr guter verständiger Geschäftsmann seyn, nur bei dem Capitel des Gesangs scheint er ein Narr zu seyn. Ich erinnerte ihn an Don Quichotte, der sehr klug sprach, wenn es sich nicht um das Ritterwesen handelte, mein Freund jedoch tadelte, daß besagter Narr zu viele Erfahrungen machen mußte, bei denen er überall den Kürzern zog und beschloß darauf, daß dem Hutmacher André nichts als Liebes und Gutes widerfahren dürfe, wozu ich meine Einwilligung gab.

Es verstrichen keine vierzehn Tage und alles war zum Conzert bereit. Die ganze Stadt wußte um das Geheimniß und dennoch erfuhr es André nicht. Es ward beschlossen, ihn mit Beifall zu überschütten, was auch dermaßen geschah, daß eine Malibran, oder ein Talma stolz darauf seyn könnte. Er aber glaubte, es sey dieß nur eine gerechte Anerkennung seines Verdienstes und dankte nicht einmal für das unerhörte Klatschen und Bravorufen, das nebenbei dazu diente, das heftige Lachen zu übertäuben.

Nie verbrachte ein Künstler eine so ungetrübte Nacht. Seine Verwandten zwar suchten ihm die Sache beizubringen, nach einem solchen Beifall aber, war alles vergebens. Wir besuchten ihn in Masse und erschöpften uns in Lobeserhebungen. Bald aber ward unsre Freude ein wenig getrübt. Zwei Tage später kündigte André in allen Zeitungen an, daß er sein Geschäft aufgegeben habe und nun der Kunst ganz allein leben wolle. Dies war ein Schlag für unsre guten Absichten, da wir befürchten mußten, ihn in's Elend gestürzt zu haben. Zur Entschädigung beschloßen wir, mit Erlaubniß des Maire's ein Conzert für die Armen zu geben, wovon die Hälfte des Betrags André ausgeliefert werden sollte, ohne daß wir ihn früher davon benachrichtigten. Wir hatten beschlossen, die Wahrheit ihm zu

entdecken, oder im Falle er es nicht glauben sollte, den Direktor des Tollhauses davon zu benachrichtigen. B.... entschloß sich ein Conzert auf dem Piano vorzutragen, bei welcher Gelegenheit er die Bekanntschaft eines der reichsten Mädchen in Air machte, die er später in Paris heirathete. Sein Ernst bei der Sache war eine Prophezeihung. Es wurden tausend Billeten zu 3 Franken verkauft und der Saal war bereits von Menschen angefüllt, als André zu singen anfieng. Er sang ein Duett aus Othello ganz allein und der Beifall war wirklich fürchterlich und fast unglaublich. Sogleich erschienen einige Studenten mit Kränzen und Gedichten, André wurde unter einem Tusche abgeführt, ein Wagen, an dem man die Pferde ausspannte, stand vor der Thüre, und so wurde er im Triumphe unter tausend Fakeln nach Hause gebracht. Der Dank erstarb ihm auf den Lippen, und als er mich verließ, drückte er mir so heftig die Hand, daß ich erschrak. Dies alles aber war zu viel für den armen dicken Hutmacher, solche gewaltige Gefühle hatte er nie empfunden, und den andern Morgen starb er plötzlich an einem Schlagflusse. Ich machte mir ernstliche Vorwürfe, tröstete jedoch mich mit dem Gedanken, daß nie ein Mensch solche glückliche Tage als dieser Hutmacher verlebt hatte. Sein Leichenbegräbniß war eines der Glänzendsten, die je in Air Statt fanden. Alle die an der Mystifikation Theil genommen hatten, glaubten dadurch die Sache wieder gut zu machen, und wohnten seinem Leichenbegräbniß bei. Es ward ihm sogar ein kleines Monument gesetzt, und heute spricht man noch in Air von dieser Geschichte, wodurch die Armen 800 Fr. erhielten, mein Freund B.... eine reiche Frau und ich eine derbe Lektion.

A. W..ll.

Ernste Blicke auf die deutsche schöne Literatur,

von Ludwig Wittich.

Daß die Literatur eines Volkes den jedesmaligen intellectuellen und sittlichen Standpunkt desselben bezeichne, ist eine Behauptung, die vielfach aufgestellt worden ist, und der allerdings eine beobachtungswerthe Wahrheit zu Grunde liegt; wenn wir auch nicht durchaus der Ansicht seyn können, daß die Literatur jedesmal wie ein guter Thermometer die feinen Oszillationen der geistigen Bildung andeute. Denn nicht um die Umgrenzung eines jeden historisch-literarischen Cyclus versammelt sich jedesmal auch die Blüthe der zeitig existirenden Bildung; das Wetterglas zeigt vielmehr sehr häufig auf geringere Grade, als auf denen die gesammte Bildung überhaupt steht; und wir wollen hier nur kurz an die Periode der Minne- und Meistersänger erinnern, und wie die deutsche Poesie vom Fürsten- und Adelstande herab in die Hütten der Handwerker sich verstieg, und an jene Periode der französischen Literatur, in der man sein poetisches Talent oft mit politischer Sorgfalt verheimlichte, weil solches den Beförderungen und dem Einflusse entgegen stand. Solche übergehende Perioden zeigen denn allerdings an, daß die Muse eines Volkes nicht jederzeit ihrer hohen und höchsten Bestimmung eingedenk gewesen ist; daß vielmehr schreibendes und vielschreibendes Unwesen, Trivialität und Frivolität ihr zuerst diejenige Achtung entzogen, die bis jetzt noch keine Zeit einer literarisch wichtigen und geschlossenen Periode, und dem einzelnen wahrhaft Großen verweigert hat; während es denn anderer Seits nicht geläugnet werden kann, daß an solchen niedrig stehenden literarischen Epochen oft manches Bedeutende verkrüppelt, oder an derjenigen Abschätzung zu Grunde gegangen ist, die sich in solchen Perioden selbstgefällig, oder verächtlich überhebt. —

Die deutsche Literatur zeigt so viele erhebende geistige Momente, daß die Betrachtung und Verfolgung derselben, namentlich von jenem Zeitpunkte an, wo sie in neuerer Zeit bildende Tendenz gewann, von dem höchsten Interesse ist, und daß insbesondere die philosophische Betrachtung derselben immerhin von Werth erscheinen muß, wenn hierdurch auch nur ein richtiger und wahrer Überblick gewährt werden durfte. —

Die schlesische Dichterschule hatte bereits für Sprache und poetischen Sinn bedeutend angeregt, als die deutsche Romanliteratur plötzlich anfing, sich im tiefsten Schlamme zu wälzen, als jene Masse französirender Soldaten- Studenten- und Handwerksromane erschien, als die Professoren auf deutschen Universitäten, während die Folianten noch fortwährend im Wachsthum begriffen waren, ihr Auditorium durch leichtfertige Beispiele aus dem Eherecht unterhielten und die Theologen in schwere Dogmatik gehüllt, dem Irdischen ganz zu entsagen schienen; dagegen die Philosophen sich kürzlich mit der Philosophie des Aristoteles behalfen, zwischen der die Nebel der Scholastik wunderbar hindurchzogen. —

Von der Morgenröthe eines besseren Tages wandte der große Friederich sich mißmuthig ab. Der Verehrer des feinen und geistreichen Voltaire, der Verehrer einer Literatur, die bereits ihre höchsten Blüthen entfaltet hatte, mochte denn freilich diese ersten Anfänge plump finden; die Sprache, die sich aus dem Chaos einer unendlichen Breite entwickeln, und jenes an und für sich gesunde Salz, das noch einmal in jene glän-

zenden Kristalle schießen sollte, in denen es in der trefflichen Minnesängerperiode glänzte, konnte nicht mit einem Male zu diesem neuen und schwierigen Prozesse gelangen. Denker, Dichter, Grammatiker mußten läutern und sichten, bevor der Geist sich innigst mit der Form verschmelzen und die neue Minerva dem Haupte des Zeus entsteigen konnte. — Wie breit und gemacht klingt noch jetzt eine Ramlerische, oder eine Ode der deutschen Sappho gegen ein Voltairisches Gedicht; wie ängstlich und oft lächerlich eine Gellertische oder Lichtwehrische Fabel gegen eine Fabel des feinen und pointeusen Lafontaine! — Wer möchte diese Abneigung dem großen Friedrich verdenken, ihm, dessen Lebensscene sich bald nieder neigte, als der neue Tag begann; ihm, der an der Quelle des französischen Geistes saß, der französisch schrieb und in dieser Sprache philosophirte, ihm, dem aus den tiefen und gewaltigen Schmerzen seines Jugendlebens jener klare und lichte Geist sich entwickelt hatte, der seine ganze Zeit mit leuchtendem Glanze umstrahlte, und der schon durch seine Erscheinung für die Bildung des deutschen Geistes überhaupt gewirkt hatte? —

Die Klopstockische Muse, das Haupt gesenkt auf tiefe theologische Gedanken, ringend mit antiken Metren und dem schweren deutschen Hexameter schliff die Granitblöcke der deutschen Sprache zwischen diesen künstlichen, oft schwerfälligen Metren, so scharf und tiefglänzend, hier stieg und fiel Alles so correkt, hier schmiegte der tiefe Gedanke sich so sehr in das tiefe gewählte Wort, daß dieser Mann eigentlich als derjenige Genius bezeichnet werden muß, der zuerst der deutschen Muse die Gedankenschwellende, melodische Lippe gelößt, und vorzugsweise in seinen Oden diejenigen Sprachschätze aufgehäuft hat, die noch jetzt im Stande sind, eine ganze philosophische Schule mit Worten und sprachlichen Betonungen und Wendungen zu versehen. Die hehre Sionitische Muse verstand nebenbei den Scherz in richtiger Haltung; die Gelehrtenrepublick, jenes Buch voll des durchdringendsten attischen Salzes, die Ode der Denkstein und seine Oden gegen die rasenden Jakobiner geben noch jetzt Zeugniß daß und wie er zu scherzen verstand. —

Unterdessen hatte sich die Göttinger Dichterschule, aus der indessen, wie dies gewöhnlich bei einem Schul- und Cliquenwesen geschieht, das sich allzusehr in sich beschränkt, das Größte nicht hervorgegangen war, in besondere, zum Theil sehr entgegengesetzte Richtungen zerspaltet. Bürgers deutsche, ehrliche und sinnliche Muse bleibt indessen hier eine liebenswürdige Erscheinung, und ihm gebührt, als erstem deutschen Balladen- und Romanzensänger, auch dann noch der Kranz, wenn man sich traurig abwendet von jener Zeit, in der er Amtmann in Altengleichen gewesen ist, als er in den bejammernswerthesten Kämpfen lag, mit seiner eigenen Sinnlichkeit und mit niedrigen Chikanen, die von einem Manne ausgiengen, dem Bürger aufopfernde Wohlthaten erzeigt hatte, und von seinem später, leider nur allzu publik gewordenen Ehestandsprozesse.

Daß dieser Mann zum Theil auch von seinen mitstrebenden Zeitgenossen unwürdig behandelt worden ist, während er selbst niemals Gleiches mit Gleichem vergalt, ist eine ausgemachte Sache. —

Lessings universell gebildeter Geist, sein scharfer und durchdringender Verstand hatte bereits schon früher Bahnen vorgezeichnet, die indessen nur wenige in dieser Weise nachzuwandeln berufen schienen, weil diese vielseitige Gelehrsamkeit durch große Opfer errungen war, und gegen solche Opfer sich theils Beschränkung, theils Selbstliebe und Bequemlichkeit entschieden entgegenstemmten. — Indessen scheint es, als habe dieser große und einzige Geist sich selbst, als habe ihn sogar die spätere Kritik verkannt, wenn er sich selbst, wenn ihm diese Kritik dichterischen Genius absprach. Offenbar hat Lessing seinen dichterischen Genius selbst in Grenzen gebannt; er war nicht in diesen Grenzen geboren. — Nicht durch Druckwerke und Pressen sprudelte der Born seiner Poesie, nicht durch diese sind der Nathan und die Gallotti empor getrieben. Lessing wollte der deutschen Nation Musterwerke der plastisch-vollendeten und sittlichen Form darstellen und so hat er sich beschränkt, so mußte er sich beschränken. — Daß in der Gallotti ein kräftiger, gesunder, dichterischer Bergquell springt, den die Folgezeit vielleicht gar nicht mehr gehörig würdigen konnte, hätte der spätern Kritik nicht entgeben sollen.

Unterdessen hatte sich unter dem deutschen Medicis in Weimar der Kranz derjenigen Denker und Dichter geschlossen, welcher die Blüthe der Weimarischen, so wie der deutschen Literatur überhaupt bildet. —

Der feine, und durch das Studium der alten klassischen, der französischen und spanischen Literatur höchst eigenthümlich gebildete Geist Wieland's leuchtete bereits voran, als Göthe, nachdem die metaphysischen Stürme des Werther beendiget waren, sich plastisch entschiedener zu den ewigen Wahrheiten der Natur und des Menschengeistes hinwandte, und als er in dem ewigen Gesetze der Schönheit zugleich die Durchdringung des Geistes und der Natur erkannte. Von diesem Mittelpunkte aus drang er in den Geist des Alterthums und den Geist seiner Zeit; von hier aus schuf er den Tasso, Herrmann und Dorothea, Iphigenia, Meister, Faust, Egmont, Clavigo, die Wahlverwandtschaften 2c. — Unter allen vielleicht das vollendetste ist das zuletzt genannte Buch; jenes Buch, worin alle Erfahrung, alle Poesie, alle Kunst auf's Innigste zur Vollendung zusam-

mentreten. Wunderbar ist es, daß dieses Buch der anthropo-logischen Tiefe so vielfach verkannt und mißverstanden wurde, während es Göthe selbst als sein »bestes Buch« bezeichnete. — Und in der That, keine Literatur hat ein Werk aufzuzeigen, in dem die wahre und in besonderen Individuen erkannte Idee der Natur sich zu dieser Bedeutung schließt; keine ein Werk, in welchem mit solchen allseitigen Elementen gerungen wurde, und darstellende Kunst und Sprache sich so siegreich ihres Stoffes bemeisterten.

Unterdessen war Faust in ein weit größeres; aber minder gebildetes Publikum eingedrungen, und es schien gleichsam, als wolle man sich an den wunderbar zerstreuten Elementen dieses Buchs zu den allerseltsamsten Thorheiten begeistern lassen. Der bei weitem größere Theil der Leser glaubte in solchem eine Vernichtung des philosophischen Elementes, eine Apotheose der Lüderlichkeit gefunden zu haben. Die Katheder schnurre des Mephistopheles wurde als des Dichters Glaubensbekenntniß aufgefaßt, und Theologie und Jurisprudenz bewaffneten sich gegen diese diabolische Lehre. Die Medizin schwieg; die Philosophie aber benahm sich edel, und verhüllte, als der Streit anfieng pietistisch und lächerlich zu werden, das herrliche Gedicht in eine undurchdringliche scholastische Wolke. Faust, wie ihn Göthe darstellt, ist indessen niemals wirklich philosophischer Denker gewesen; denn sein modus philosophandi, wie er sich von Anfang an kund gibt, ist rein lyrischer Natur. Ein Denker aber würde niemals zu der niedrigen Stufe haben herabsteigen können, die Göthe angedeutet hat. Denn wem in Natur oder Geist irgend eine denkende Wahrheit zur mathematischen Ueberzeugung aufgegangen, der kann diese Wahrheit schlechterdings nicht mehr opfern, ohne seinen Geist, oder seine Natur vollständig aufzugeben; während allerdings das bewegte lyrische Element, welches vorn herein in der Sinnlichkeit haftet, sich leicht zu den seltsamsten und verderblichsten Auswüchsen gestaltet.

Wenn in dem Faust irgend eine Wahrheit überzeugend hervortritt, so ist es die, daß der Gedanke etwas anderes sey, als das bewegte, ringende, und in Sehnsucht sich zerquälende Gefühl. Man möchte das ganze Gedicht eine Paralyse jener mittelalterlichen und noch etwas späteren Philosophie nennen, die ebenfalls auf der Basis des Gefühls in deutungsreicher Mystik aufblühte und das blumige Haupt über seltsamen sinnlichen Abgründen wiegte. Die Seligkeit, die Faust im zweiten Theile vermittelst des chorus mysticus erringt, dürfte denn auch so vollkommen gerecht erscheinen, und dieser Schluß durchaus im Geiste der Zeit liegen, in dem das Gedicht spielt. Inkonsequent wäre allerdings gewesen, wenn Faust als reiner Denker dieses Glückes theilhaftig geworden wäre.

Neben Göthe's Naturanschauung und Tiefe wandelte ein anderer, seiner Art und Weise durchaus fremder, und doch mit ihm innigst befreundeter Geist. Schiller, durch Kants große Anregungen in der Philosophie begeistert; Anregungen, die Göthe von sich abhielt, weil diese systematische Consequenz seine freie Betrachtungsweise der Natur hätte beschränken müssen, schuf seine großartigen Werke, die theils der Natur, theils der Geschichte und dem Costüme der Geschichte entfremdet, sich lediglich in dem Bereiche der Abstraktionen und Ideale bewegen. Schillers glänzende, warme rhetorische Deklamationen und seine flammende Begeisterung ergriffen mehr als die Werke irgend eines Dichters das deutsche Herz. Eine begeisterte Jugend schwärmte in diesen Idealen, und es wurde der Kritik eine Zeit lang sehr übel genommen, wenn sie sich nicht immer entzückt zeigte und vergleichend auf Shakespeare's historische Treue und psychologische Tiefe und Göthe's reine und wahre Naturanschauung hinwies. — Unbekümmert um alles dieß stürzte sich die opfernde Semele in die Arme des glühenden umfangenden Zeus. —

(Der Schluß nächstens.)

Bilder und Sprüche, von August Schnezler.

1.

Denk' wie die Blumenau voll Thauesperlen leuchtet,
Wenn mit der Thränen Thau dein Auge sich befeuchtet.

2.

Gefangen ist der Fluß in einer Felsenkette,
Doch hemmt ihn kein Verschluß, er sprengt ein neues Bette.

3.

Vor jeder Hinderung bebst du sogleich zurücke,
Oft ist ein kühner Sprung die allerbeste Brücke.

4.

Du steigst den Berg hinauf doch schleppst du Schritt für Schritt
Im unbedachten Lauf des Thales Nebel mit.

5.

Du bist erwacht und reibst die trüben Augen aus,
Im Innern aber bleibst du dunkel überaus.

6.

Das Herz ist eingetheilt in erst' und zweite Kammer:
In jener spricht die Lust, in dieser spricht der Jammer.

7.

Im Menschenkörper webt die Seele Gottes sichtbar,
Der Geist der ihn belebt ist aller [illegible]

[library stamps]

8.

In der Philosophie der Russen ist die Knute
Der schlagendste Beweis, das einzig Absolute.

9.

Blitzt einmal irgendwo ein Funken Geist empor,
So rufet Feurio! gleich ein Philisterchor.

10.

Nicht der Gedank' allein, auch seine Form sey schön;
Eins durch des Andern Schein wird seinen Werth erhöhn.

11.

Ein schönes Geisteskind in zierlichem Gewande
Bahnt nochmal so geschwind den Weg sich durch die Lande.

12.

Buchstaben ändert zwei, so werden Fürstenkinder
Verwandelt ohne Fei in lauter Bürstenbinder.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Wir machen unsre Leser auf einen neuen französischen Naturdichter, den Zinngießer C. Bouseville, von Rouen, aufmerksam, dessen Gedichte vor einiger Zeit erschienen. Ein Fülle von Poesie strömt in lieblichen Bildern aus seinem frommen, liebevollen Herzen, das sich besonders an die Kinderwelt richtet. Man lese z. B. folgende Strophen aus dem Gedichte: l'Orphelin:

Je ne suis pas seul sur la terre.
Quand je pense au ciel, bonne mère,
Il me semble que je t'y voi:
Et la nuit, lorsque je sommeille,
N'ai-je pas le bon Dieu qui veille
Sur moi?

N'ai-je pas un ange qui m'aime,
Envoyé du Seigneur lui-même.
Afin d'éclairer mon chemin?
De l'aile abritant ma jeunesse,
N'offre-t-il pas à ma faiblesse
Sa main?

N'ai-je pas la vierge Marie
Qui, m'a-t-on dit, sans cesse prie
Pour nous autres, pauvres petits?
Mon cœur en son pouvoir espère,
Car elle prie, heureuse mère,
Son fils. Etc. etc.

Solche reine Seelenklänge schwingen sich wie versöhnende Engelkinder durch das Gewirre so mancher raffinirten, verzerrten, blutigen Alltagserscheinungen der neuern Literatur.

— Auf der Weimar'schen Hofbühne wurde ein neues Lustspiel der Prinzessin von Sachsen »Die Unbelesene« gegeben.

— Von Justinus Kerner, enthält das »Morgenblatt« (3 Januar) unter dem einfachen Titel »Verse,« vier kleine Gedichte, welche das Gemüth und die Poesie des edeln schwäbischen Dichters so treffend bezeichnen, daß wir nicht umhin können, folgende Worte daraus mitzutheilen:

1.

Poesie ist tiefes Schmerzen
Und es kommt das rechte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen
Das ein schweres Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz;
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durch's gebrochne Herz.

2.

. . . .

Lausch' der Äolsharfe nur:
Schmerz ist Grundton der Natur,
Schmerz des Waldes rauschend Singen,
Schmerz des Waldbachs murmelnd Springen,
Und selbst aus des Menschen Scherz
Tönt, als Grundton, Schmerz, nur Schmerz.

Logogryph.

Mit K trägt's eine Krone,
Lebt, einem Sultan gleich;
Doch sitzt's auf keinem Throne
Und hat kein Königreich.
Mit Sporen wohl bewaffnet,
Bestieg es nie ein Pferd,
Im Kampfe stolz und muthig,
Doch ohne Lanz und Schwerd.

Mit dem O, ein fressend Gift,
Wenn es deine Ehre trifft.

Mit U des Ersten Sultanin
Nennt dir die kluge Künstlerin,
Die wohl geschloss'ne Fäßchen bindet,
Woran doch nie ein Reif sich findet. L. N.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 5: Ceder, Feder, Leder.

Errata. Das Gedicht in Nro. 6: Die Freude, soll heißen: Die Freunde.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 8.

Samstag, den 23. Februar 1839.

Die junge Tänzerin.

Habt ihr Emma dort gesehen,
Tanzend nach dem raschen Klange,
Von der Walzer Taumel trunken,
Heiß der Athem, roth die Wange?

Wie da flog die seidne Schärpe?
Wie der Fuß im Wirbel hüpfte!
Wie sich an der feuchten Stirne
Weicher Locken Zier entknüpfte!

Mägdlein, ach, du Zarte schwebest
In der hundert Kerzen Glanze,
Aber sieh, der Boden brennet,
Staub und Asche weht im Tanze!

Bebt sie schon dem Morgenschauer?
Von dem Würger ohn' Erbarmen
Fühlt sie, noch zum Fest gekleidet,
Kalt ergriffen sich umarmen.

Fragend nach der Woche Bällen,
Schwärmet Emma krank im Bette;
Sträuße will sie für den letzten:
»Mutter, eil' zur Blütenstätte!«

Weinend bringt die Mutter Blumen,
Aus den Scherben frisch gepflücket.
Emma hat den Kranz gebunden,
Der sie jetzt im Sarge schmücket.

August Lamey.

Der Ueberfall im Walde.

Aus den Leiden und Freuden des Professors Baldrian Scarabäus.

Es war eine mondhelle, stillwarme Juniusnacht, als durch das böhmische Riesengebirge, längs der silbernen Elbe, dort zu Lande Labbe genannt, ein seltsames, mit einem kleinen Schimmel bespanntes Fahrzeug, sich langsam vorwärts bewegte. Die ganze Nomenklatur der Locomotive hat dafür keinen Namen: Kutsche, Wagen, Karren, Trotschke, Phaeton — Alles nichts! Es ist ein leichter viereckiger Kasten, eine Noahsarche, hellgrün von außen und innen, nur daß an der himmelblauen Decke ein silbernes Halbmondhorn durch einen Wolkenbusch lächelt; die Wände ringsum sind mit Glastafeln behängt, in welchen sich Insekten aller Art, familienweise gruppirt, vorfinden. In beiden Ecken stehen Spiritusgläser, in denen hier das Prachtexemplar eines Frosches eben erst den letzten Balletsprung zu machen scheint, während dort eine schillernde Eidechse sich durchschlängeln will; dort eine glänzende Blindschleiche mit klugen Augen und feinem Nadelzünglein des unwillkührlichen Weingeistbades überdrüssig ist; dort wieder ein Goldkarpfe der den regungslosen Mumienzustand gerne mit einer Lustfahrt durch den klaren Teich vertauscht hätte. Zur Seite steht ein gewaltiger ausgestopfter Orangoutang, mit fletschenden Zähnen, ironisch grinsend, als rezensirte er seine Umgebung. Auf der Kastendecke wölben sich Schachteln von

allen Größen und Gestalten, einige Schuh hoch pyramidenförmig empor.

Du erräthst, freundliche Leserin — denn ich duze Dich auch ohne dein Zuthun — daß Inhaber dieser schweigsamen Menagerie ein Naturkundiger seyn müsse. Und das ist er auch der vortreffliche Professor Baldrian Scarabäus, der als Fahrender und Geführter im Vordergrunde des Kastells sitzt, im leichten Nankingstaubmäntelchen und weitgekrempten Binsenhute, zwischen den Schmetterlingsklappen, Netzen, Vogelflinten und Weingeisttonnen.

Schon als Knabe hatte er jeder Schnake die ihn gestochen auf den Zahn gefühlt, sie sorgfältig aufgespiesst oder [illegible], jeder zirpenden Grille, deren er habhaft werden konnte, den Kopf gespalten, um ihrem Gehirnnervensystem nachzuspüren; im vierzehnten Jahre schrieb er eine lateinische Dissertation über das Rückwärtsgehen der Krebse und dessen mystischem Zusammenhang mit den liberalen Ideen in gewissen Menschenköpfen; eine andere über die Migräne der Austern und des delirium tremens der Seekälber. Nachdem er seit langen Jahren Schlesien, sein Vaterland, ausgebeutet und eine Menge animalischer Wesen zu Glas und Weingeist verurtheilt hatte, wollte er seinen Raubzug auch durch Süddeutschland, die Schweiz und Italien fortsetzen. Und so fuhr er nun durch die laue prächtige Juniusnacht im Riesengebirge.

Jeden poetischer Gesinnten hätte eine solche Nacht mit freudigem Entzücken erfüllt, er aber schüttelte einmal über das andere den Kopf, fühlte sich bald den Puls, schaute bald nach der Magnetnadel, bald nach den seltenen Sternbildern am Himmel, ob er nicht um einige Grade südwärts versetzt worden sey: »Eine abnorme, anomale Nacht! rief er, durchaus unnatürlich, romantisch, phantastisch! hab' ich doch von keiner solchen jemals in irgend einem Kompendium gelesen!« Und wirklich war es so: die milde warme Sommerluft, der helle Mondschein hatten die Nacht zum Tage gemacht; selbst die Waldvögel waren irre geworden; sonst lagen die Köpfchen längst schon unter den Flügeln und wiegten sich in holden Träumen, jetzt schlug es und sang und schwirrte in Hag und Ast. Die Blumen die sonst frühe die duftenden Kelche schlossen, breiteten sich noch lustig aus und wollten die allnächtlichen Gäste Glühwürmchen und Goldkäferchen nicht hereinlassen; die Quellen plätscherten und wählig drin sprangen die Fischlein und schnellten vergnüglich in die Luft hinaus.

Der Professor huschte von Zeit zu Zeit vom Sitze herab und setzte mit der Klappe einem Falter nach, der an ihm vorüberstrich, oder griff nach der Jagdflinte einem fröhlichen Nachtsänger das Lebenslicht auszublasen. Eben hielt die Arche in einer Vertiefung; der Schimmel stampfte Ausrufungszeichen in den Sand und verlor sich am Ende in Gedankenstrichen. Der Doktor schwang sich wieder auf seinen Sitz und wollte die Pause mit feiern. Da pfiff es plötzlich aus mehrern Punkten des Bergwaldes in grellen schneidenden Tönen; Scarabäus hielt den Athem zurück, sprang vom Wagen, legte das Ohr an den Boden und erhielt die Gewißheit, daß sich Menschentritte thalwärts bewegten.

Eiligst setzte er sich in Vertheidigungszustand: zog die Gardine herab und schob den Orangoutang auf den vordern Sitz, nachdem er ihm seinen Staubmantel umgeworfen, den weiten Hut tief in den Kopf gedrückt, und einen ungeheuern Reitersäbel in die Hand gesteckt hatte; sodann lud er seine Vogelflinte, nebst zwei Pistolen und verbarg sich im Hintergrunde des Wagens, die Ohren spitzend und durch eine Luke spähend was vorgehn sollte.

Da brach wildes Hurrageschrei aus allen Ecken des Waldes hervor, Pistolenschüsse fielen; bald hatte die Rotte den Wagen umringt und das Pferd beim Zügel ergriffen. Scarabäus feuerte in Todesangst eine Waffe nach der andern ab, ohne zu wissen wohin, und ach, nun blieb ihm keine Zeit mehr sie wieder zu laden. Die Gardine ward weggerissen und zwei bärtige Kerle in Mäntel gehüllt, die blinkenden Pistolen auf ihn richtend, stiegen in den Wagen und banden ihn an Händen und Füßen. Einer derselben nahm den Vordersitz neben dem Orangoutang ein, die übrigen liefen neben dem Wagen hin, und so gieng's mit dem armen ohnmächtig gewordenen Scarabäus über Stock und Stein.

Als er die Augen wieder aufschlug lag er auf einem Strohbette, in einer schmutzigen Kammer. Der Schimmer eines trüben Öllichtes fiel auf zwei vermummte Gestalten, welche bei seinem Lager Wache hielten.

»Gnade! Gnade!« rief er sich plötzlich emporrichtend und dann auf die Kniee sinkend, »Gnade, mir armen Baldrian Scarabäus! Gnade, ihr Schrecklichen! Ach, ich habe nichts, das euer sündliches Gelüsten nach Gold und Schätzen befriedigen könnte! Gebt mich, gebt mich meinen Käfern, meinem Gewürme, meinen einzigen Freunden wieder!«

Die bärtigen Männer schüttelten lachend die Köpfe.

»Ach,« seufzte er nach einigen Augenblicken wieder, »das habe ich an euch verdient, meine theuern Scholaren denen ich mich so treulos entzog! ich wollte euern Bitten noch länger bei euch zu verweilen, tiefer euch einzuführen in die Geheimnisse der Natur, nicht nachgeben, wies stolz das verdoppelte Honorar zurück, das ihr mir anbotet, um der Stimme meines falschen Genius zu folgen der mich in die Ferne rief! Ach! säß' ich doch

wieder vor euern wißbegierigen Angesichtern, beim süßen rauschenden Gekritzel euerer Federn, im bescheidenen Katheder zu Hirschberg! Ach Sigmund, mein Famulus, der du so nahe schon an der Auflösung des Kryptogamenräthsels standest! Medardus, der du schon so helle Blicke warfest in die Ökonomie der Infusionsthierchen-Eingeweidewürmer! Beatus, der du das Gras wachsen hörtest! Valer, der du durch deine baldige Doktordissertation die Wanzen wieder in guten Geruch bringen wolltest! O vergebt, vergebt mir Alle!«

Nach dieser Rede legte Scarabäus schluchzend den Kopf in beide Hände und sank auf das Strohlager zurück.

Da griffen ihn die beiden Wächter beim Arme: »Herr Professor, denn das sind Sie doch wohl,« sagte der Eine, »Sie bedürfen vielleicht einiger Erfrischung? es soll Ihnen durchaus kein Leid geschehn, folgen Sie uns!«

Scarabäus, der das Schlimmste was ihm wiederfahren konnte, den Verlust seiner theuern Naturaliensammlung, hinter sich sah, fürchtete nun nichts mehr; auf Alles übrige gefaßt, stand er auf und folgte seinen Begleitern.

Durch dunkle Gänge, Treppe auf, Treppe ab, gelangten sie endlich in einen geräumigen, hellerleuchteten Saal. An einem großen wohl besetzten Tische saßen ein halb Dutzend bärtiger Gesellen, in weite dunkle Mäntel gehüllt; eine flinke schmucke Kellnerin trug emsig neue Flaschen auf. Scarabäus wollte sich, verstimmt, an der untersten Ecke des Tisches niederlassen.

»Mit Nichten! Herr Professor,« riefen die Räuber ihm einstimmig zu, »hier oben wartet schon lange ihr Ehrenplatz!«

Die Gläser wurden gefüllt.

»Es lebe Herr Professor Baldrian Scarabäus!« schallte es von allen Sitzen und die Gläser klangen zusammen.

Scarabäus stutzte als er sich beim Namen nennen hörte, allein bald versank er wieder in seinen Mismuth ergriff sein Glas und trank ohne aufzublicken vor sich hin.

»Es lebe Herr Professor Baldrian Scarabäus!« schallte es abermals; es lebe der gelehrte Forscher, der vertraute Günstling der Natur!«

Im lautem Jubel klirrten die Gläser. Scarabäus konnte sich nicht enthalten aufzuschauen:

»O ihr Salamander! ihr Skorpione! ihr Chamäleone!« rief er zwischen Freude und Zorn. »So habt ihr mir das gethan?«

Siehe, die Bärte waren den Räubern abgefallen, die Mäntel abgestreift und statt der furchtbaren Gesellen, sah sich der Professor höchst unerwarteter Weise von seinen Schülern umringt.

»Halten Sie uns diesen Jugendstreich zu gut, bester Lehrer,« nahm Sigmund das Wort, »geschah es doch aus gränzenloser Liebe zu Ihnen; die Verzweiflung Sie nicht mehr besitzen zu sollen hat ihn bei uns ausgebrütet, und so gaben wir uns das Wort Sie nach Hirschberg zurückzubringen, es koste was es wolle.«

»O du liebes Otterngezüchte!« rief der Professor, bei dem die Rührung über seiner Schüler Anhänglichkeit die Oberhand gewonnen hatte.

»Aber meine Naturalien?«

— »Stehn sicher verwahrt im trockenen Schoppen!«

»Mein armer Schimmel?«

— »Läßt sich den Hafer herrlich schmecken im reinlichen Stalle drunten!«

»Nun top! so soll er mich morgen wieder nach Hirschberg ziehen!«

—» Ha Jubel! Jubel! neue Flaschen! Und morgen nach Hirschberg! Hoch lebe unser geliebter Lehrer!«

»Hoch lebe Herr Professor Baldrian Scarabäus!«

G. L.

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Knappe von Uhrweiler.

Der Knappe löscht im Schachte das Grubenlichtlein aus,
Geht durch die Nacht alleine zu seinem Lieb nach Haus.

Er weiß für wen sein Hammer geschlagen und geklopft,
Für wen ihm von der Stirne der Schweiß herabgetropft.

Er steht schon auf dem Hügel, Uhrweiler liegt im Thal,
Da hält ihm ein Gesichte den Schritt mit einem Mal.

Drei blasse Geister sitzen am runden vollen Tisch,
Funkelnden Wein in Golde heben und schlürfen sie frisch.

»Hei da! du schöner Knappe, halt einmal bei uns Rast!
Das Plätzlein zwischen uns inne gilt dir, dem lieben Gast!

Den Knappen zieht's zum Stuhle, nicht ist's sein eig'ner Will',
Aus dem gebot'nen Becher trinkt er drei Züge still.

»Was blinkt dir so am Finger ein Ringlein silberhell?
Das ist wohl von dem Bräutchen, du schmucker Junggesell?«

Der Knappe hört es nimmer; der Trank hat ihn verzückt;
Mit starrem Aug' verworren er auf die Zecher blickt.

So lag er ganz versunken, wie tief in Todesschlaf,
Bis daß sein Ohr vom Thurme das Frühglockläuten traf.

Verschwunden ist der Zauber. Er, auf! mit wildem Schrei!
Er schüttelt den blutigen Finger; der Ring dran ist entzwei.

Er stürzt hinab zum Thale, pocht an bei seinem Lieb:
»O Kind! o Kind! mir Armen einen Gruß, einen Laut mir
gieb!«

Still ist die Kammer; helle hinein schaut schon der Tag,
In weißen Todtenrosen eine bleiche Jungfrau lag.

August Stöber.

Eine neue Zeitschrift.

O Saphir! Edelstein, der im reinsten Wortspiel- oder Wortspül-Wasser spielt! Wer kann, wie du, den Leuten einen so schönen blauen Schein vormachen? Wer versteht so meisterlich, wie du, Leser zu werben, für ein neues humoristisches Blatt? Begeistre mich, der ich als Herold auftrete für eine junge Zeitschrift, die die Schwingen erst zu regen beginnt und gern überall hinfliegen möchte, wo empfängliche Herzen schlagen! Ach, Erwinia!... Was ist das für ein Ding? — Die erste Sylbe ist alles Anfangs Anfang? — Die Zweite ist eine Universität. — Die Dritte und Vierte, das sind Thiere, deren Lebensart viel Ähnlichkeit mit der der Gänse hat. Denn auch die Gänse haben Lebensart. Nun, was ist denn das Ganze? — Abonnenten? — Richtig getroffen: Abonnenten! Enten locken, das ist leicht, aber Abonnenten anlocken, das ist nicht leicht. Darauf muß sich der Redakteur einer neuen Zeitschrift eben gut verstehen. Mit welchem Futter soll er aber die Abonnenten anlocken? Nur mit keinem abgetragenen Rockfutter! Zuerst muß er einen Prospektus ausgehen lassen, wie einen Apostel! Er muß Probeblätter aussenden nach allen Gegenden hin. Er muß an die geachtetsten Schriftsteller höfliche, schmeichelhafte Billetdoux schreiben, um sie einzuladen, sein Blatt durch ihre Namen zu verherrlichen und mit ihren Beiträgen zu unterstützen. Namen her, große brillante Namen! Namenlos ist dann seine Freude, wenn er die berühmtesten literarischen Namen als Mitarbeiter gewonnen hat! Hört doch ihr Leser, hört! Der berühmte Novellendichter Y, der unerschöpfliche Humorist X, der gründliche Kunstkenner FF, der zarte, gemüthvolle Dichter Z, die beliebte Schriftstellerin T haben sich vereint, mein neues Blatt mit ihren Beiträgen zu bereichern! So abonnirt doch in Gukuks Namen! Es kostet ja nicht viel! Um den beispiellos wohlfeilen Preis habt ihr alle Sonntag eine Platte Geistesfrüchte mehr auf dem Tisch! Einen ganzen Bogen voll, schön gedruckt, mit sehr wenigen Druckfehlern. Die gefühlvollsten Gedichte, die interessantesten Erzählungen und Novellen, die pikantesten Humoresken, die scharfsinnigsten Kunstberichte, die glaubwürdigsten Korrespondenz-Artikel, die Sphynxmäßigsten Räthsel, Charaden, Logogryphe und andere Kunstgriffe werden euch hier in reichster Abwechslung und Fülle geboten! Musikbeilagen, Lithographien, Fantasieen, Biographien sollen auch nicht fehlen. Aber abonnirt, abonnirt doch!

Ach! es gibt heutzutage so viele Tageblätter, als Blätter an den Bäumen! Alle Tagszeiten sind schon zu Titeln vergriffen, Morgenblatt, Mittagsblatt, Abendzeitung, Mitternachtzeitung: alle Länder sind schon durch Blätter repräsentirt: Saxonia, Brunonia, Badenia, Erwinia. Wie viel ia! Die Menschheit leidet gegenwärtig mehr an den Blättern, als jemals an den Blattern! Man kann jetzt Alles vom Blatt hinwegspielen! Jedermann kann jetzt ein Blatt vor den Mund nehmen! Es ist freilich viel Unkraut dabei! Es ist schauerlich, wenn der Sturm der Zeit durch alle diese Blätter rauscht! Ha! welch Geknitter, Geflitter, Geknatter, Gezitter! Welch sybillischer Blätterschneeflockenwirbel! Wenn alle diese Blätter im Herbst abfielen, wie die von den Bäumen, die Städte würden darinnen begraben, wie Pompeyi vom Aschenregen! Aber die meisten dieser Gewächse haben ein zähes Leben, Dürre haben sie nicht zu fürchten, sie perenniren und ennuyiren, die Mitarbeiter begießen sie genug mit frischem Wasser! Seht einmal die Abendzeitung an! Welch köstliche Devise! Aus der unerschöpflichen Urne gießt der geflügelte Knabe immer neues Wasser in das Becken oder Lavoir, oder was es vorstellen soll! Ganz Hell! Theodor Hell! Und die Didaskalia, ja, ja, die ist auch unsterblich! Wasser genug! Das Unkraut verdirbt nicht, Schmarotzerpflanzen gedeihen vortrefflich! Wenn nur einmal eine Zeitschrift recht tüchtige Wurzeln geschlagen hat, dann ist sie geborgen, dann mag sie Früchte treiben, welche sie will, die Mode heiligt Alles! Doch ein neues Unterhaltungsblatt, Gott! wie mühsam ist es zu pflanzen und wie schwer zu unterhalten, wenn nicht gleich die Abonnentensonne darauf scheint! — Aber damit der Redakteur das Publikum unterhalten kann, muß er auch ein Publikum sich gewinnen, das für seinen Lebensunterhalt sorgt. Er muß Abonnenten haben. Von den Frei-Exemplaren, die er an die Mitarbeiter und Vorstände der Museen und Lesekabinette verschickt, kann er nicht leben! Ein Herausgeber kann nicht immer herausgeben, wenn er nichts einnimmt! Des Verlegers Verlegenheit wächst, wenn ihm das Publikum nicht Gelegenheit gibt, seine Auffätze abzusetzen. Der Buchdrucker, der das Blatt druckt, drückt bald seinen Unwillen gegen den armen Redakteur aus, der beim besten Willen selbst voll Un-

willen werden muß; Druckfehler mehren sich durch die Gleichgiltigkeit des Verlegers; der Setzer setzt sich darüber hinweg!

Wie soll aber eine Zeitschrift beschaffen seyn, um sich Leser zu gewinnen? Ist die Zeitschrift eine Streitschrift, so nimmt die gute Partei daran Ärgerniß; ist die Zeitschrift eine Leitschrift zum Guten und Edlen, so nehmen die Bösgesinnten ebenfalls Ärgerniß daran. Pikant, Pikant! das ist das Losungswort heute! Schüttet recht pikante Saucen um alle geistigen Gerichte, gebt uns einen recht satyrischen Sardellensalat (satura), vergeßt nicht einige lächerliche Schwachheiten dieses oder jenes Ehrenmannes aufzutischen! Personalitäten her! Bosheiten! Malitiöse Recensionen! Federkriege! Kämpfe gegen das junge Deutschland! Wallisische Fehden! Spott, Spott, nur nichts Sentimentales! Ich möchte gern recht viel Novellen lesen! Aber recht phantastische à la Hofmann! — Ich möchte lieber historisch-romantische! — Ich möchte gern recht gräßliche Blutschuld- und Scandal-Scenen à la Souillé, Eugène Sue, George Sand haben! — Ich möchte lieber recht verliebte Abentheuer hören, Schäferstunden à la Paul de Kock! — Ich wünsche patriotische Aufsätze! — Ich lobe mir recht witzige Anekdoten von Todten und Lebendigen! — Ich rathe gar zu gern Räthsel! — Ich labe mich am liebsten an süßen, gemüthlichen, schlichten Gedichten! — Ich habe sehr viel Sinn für die Kunst! Ich wünsche gediegene Berichte über Kunstausstellungen, woran nichts auszustellen ist! — Um's Himmelswillen, liebes Publikum! Alles Mögliche sollst du haben, aber abonnire! abonnire! daß ich nichts verliere. Was ist denn eigentlich ein Leser? Einer der das Beste nach seinem Geschmack herausliest! Drum muß man in einer Zeitschrift Allerlei, im mannichfaltigsten Wechsel geben! Gib Viel, so findet Jeder etwas für sich heraus! Es steckt aber ein Thier im Wort Leser, welches mit dem gröbsten Futter, mit Disteln z. B. vorlieb nimmt. Bei wie mancher Lesegesellschaft könnte man die ersten beiden Sylben umgekehrt anwenden! Fürchte dich nicht so sehr, guter Redakteur! Es wird Alles aufgefressen, Alles! Gib's nur wohlfeil! Nur nicht viel Tiefe, sonst fällt es Manchem ein, er könnte hineinfallen!

Ich war auch einst gesonnen, eine Zeitschrift zur Unterhaltung des Verstandes und Witzes herauszugeben. Es träumte mir damals Nachts einmal, ich hätte von den ausgezeichnetsten Schriftstellern eine so ungeheure Menge Stoff im Vorrath, daß ich mein Blatt auf zwei Jahre reichlich damit versehen könnte! Ich sah den Strom der Menge vor mir vorüber fluten, und war ein Menschenfischer geworden, wie St. Petrus. Ich saß am Ufer und hatte eine lange lange Angel in der Hand! Als Köder befestigte ich bald eine ellenlange Novelle, bald ein schauerliches Nachtstück, bald eine groteske Fresko-Humoreske, bald einen bissigen Korrespondenz-Artikel, bald ein armes Regenwürmchen von Gedicht daran! Hei! wie schnappten die Leutchen im Strom darnach! Die Forellen schnappten nach den Novellen, die Hechten nach dem Schlechten, die Störe nach Histörchen, die Karpfen nach dem Scharfen, die Weißfische nach der Weisheit, die Aale nach dem Liberalen, die Gründlinge nach dem Gründlichen, die Groppen nach dem Groben, die Bärschchen nach den Mährchen, die Salmen nach Psalmen. Kurz, es war eine Lust, wie bald der, bald der Leser nicht ermangelte und sich anangelte! Macht's auch so, ihr jungen Redaktoren, seyd keine Thoren, und kitzelt Aller Ohren! Sonst seyd ihr verloren!

August Schnezler.

Ernste Blicke auf die deutsche schöne Literatur,

von Ludwig Wittich.

(Beschluß.)

Von anderer Richtung aus drang der sinnige und tiefe gefühlvolle Herder in die Geschichte der Literatur und Philosophie. — Dieser liebenswürdige Geist ist noch jetzt das Palladium, zu dem sich die sinnigste Theologie hinwendet, und in den unverwelklichen Lorbeeren dieses tiefen Denkers glänzen jene herrlichen orientalischen Perlen, als Zeugniß, daß alle Wahrheit und Poesie heilig sey, daß der Mensch geboren sey, aufrecht zu wandeln und nach der Gottheit aufzublicken, die über allem Schmutz wohnt und über der Sudellöcherei verfallener literarischer Perioden und verfallener Geschichten. —

Begeistert von glühender Liebe zu Herder, hatte indessen Jean Paul literarische Bedeutung gewonnen. Dieser wunderbar originelle, ächt deutsche Geist gestaltete für die deutsche Literatur einen Humor, welcher von dem des Sterne, Smollet, oder Fielding vollkommen verschieden, in Wahrheit nur ein ächt deutscher genannt werden kann. In einer höchst eigenthümlichen Stimmung des Gemüthes, des Scherzes und des Ernstes sich bewegend, und mit orientalischer Begeisterung seinen Stoff umarmend, und an demselben, wie er sich selbst ausdrückt, »bis zum tödtlichsten Entzücken,« schwelgend, warf er eigenthümliche, poetische Blicke in das Menschenherz und den Menschengeist. Aber auch nur höchst eigenthümliche und seltsam emporgetriebene poetische Naturen vermochte er aufzufassen; er schwelgte in dieser seiner geliebten Befreundung mit der liebenswürdigsten poetischen

Einseitigkeit, während ihm der orientalische Ring Salomonis die Außenwelt und alle plastische Bildung, seiner eigenthümlichen Richtung zum Heile, mit sieben geweihten Siegeln verschloß. —

Der geistreiche und scharfe Benzel-Sternau besitzt in seinem goldnen Kalbe, in dem alten Adam, in dem Sandmanne, Schwarz und Weiß und dem Hoftheater zu Barratoria ohngefähr das, was Jean Paul im Titan, der unsichtbaren Loge, dem Hesperus, dem Quintus Fixlein, den Flegeljahren entbehrt, und entbehrt das, was Jean Paul besaß. — Auch in der publizistischen Richtung Beider wird dieser feine Unterschied zwischen Besitzen und Entbehren erkennbar.

Der liebenswürdige Hippel erinnert, während die Basis seiner Natur eine ächt deutsche ist, bald an Sterne, bald an die naive Beschränkung des Goldsmithischen Vicar of Warsiefild, bald an die häusliche Pamela des Richardson.

Wie alle Politik nachtheilig auf die höhere Bildung wirkt, wie alle Bewegung den klaren Spiegel trübt, in dem die Kunst und die Wahrheit sich betrachten soll, so verlor auch die deutsche Muse sehr viel durch die Kämpfe, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts begannen. Eine Masse neuer Ideen und Betrachtungsweisen wurden hervorgerufen; der Kampf gegen das französische Scepter begann, und als dieser Kampf mit deutscher Begeisterung vollendet war, blieb eine sonderbare Aufregung zurück, die alsbald in das Ueberkräftige, Barocke und Phantastische überschlug und auch in der Literatur anfieng, sich wunderbar und seltsam zu geberden, mannigfach verderbliche Früchte zu tragen.

Tieck hatte die Kreise seiner literarischen Bildung bereits früher begonnen und in dem tiefsinnigen William Lowell vorläufig den Umfang bezeichnet, zu welchem seine Muse, wenn auch theils in anderen und entgegengesetzten Richtungen gelangen würde. Dieses Buch kann in vielfacher Beziehung mit Werther verglichen werden, und wie sich im Werther bereits eine vollkommene künstlerische objektive Umgrenzung zeigte, so sprach sich im William Lowell schon jenes psychologische und feine dialektische Moment aus, das sich später in Tiecks Novellen zur künstlerischen Blüthe auseinander legte, wenn auch im Lowell vorläufig noch die Höhen mit zu grellen Lichtern, die Abgründe mit zu tiefen und unmotivirten Schatten belegt waren.

An der Hand Tiecks athmete späterhin die deutsche Muse frei auf in kindlichen Scherzen und Spielen. Die Phantasie stärkte und erquickte sich an dem heimischen und geheimnißvollen Phantasus, man ließ sich von dem wunderbaren Oktavian willig in eine fremde Welt der Phantasie verführen und in der Genoveva wurde in dem Charakter des Golo eine tiefe psychologische Saite angeschlagen, die ergreift und wunderbar bewegt. Wer, dem die Tieckische Muse lieb und theuer geworden ist, hat sich nicht erfreut, an den muthwilligen und liebenswürdigen Launen des Zerbino, der verkehrten Welt und seiner altdeutschen Sagen, die auf dem vom lieblichsten Sonnengolde erleuchteten Strome der Poesie mit flatternden farbigen Segeln dahin schwimmen? Späterhin bebaute Tieck im Geiste des unsterblichen Cervantes die Novelle. Dichterleben, die Wundersüchtigen, der Gelehrte, der griechische Kaiser, der Hexensabbath, und namentlich Camouens, in dem er sich der höchsten Schönheit nähert und die Vogelscheuche, in der noch einmal der ganze liebenswürdige Witz des Zerbino sprudelt, sind Werke, denen für alle Zeiten ein bleibender Platz in der deutschen Literatur gesichert ist. —

Der Hexensabbath, eine der bedeutendsten und tiefsinnigsten Novellen dieses Dichters, wird wohl erst etwas später richtig erfaßt und gewürdigt werden. —

Das darstellende deutsche Theater, dessen klassische Periode überhaupt nur sehr kurz und oft sehr lokal gewesen ist, verfiel indessen mehr und mehr, als das Lustspiel zu sehr genöthigt war, dem zeitigen Geschmack zu huldigen und die Richtung, welche Leisewitz im Julius von Tarent, Klinger in den Zwillingen und Schiller in der Braut von Messina umschrieben hatte, eine Zeit lang die herrschende zu werden schien. Hierzu gesellte sich ein gänzliches Mißverständniß des antiken Drama's und ein demselben völlig fremder Ueberschranz. — Die Kritik armirte sich lediglich mit verständigen, egoistischen, gehässigen, wenn auch oft giftig-witzigen Waffen und der triviale Spaß nahm in breiter Bornirtheit Platz.

Die Erscheinung des unglücklichen, mit der Außenwelt in gigantischem Kampfe ringenden Zacharias Werner war im Ganzen schon unerfreulich gewesen, wie viel mehr mußte es eine Richtung seyn, welche lediglich auf dieser, das künstlerische Gefühl und die freie Anschauung erdrückenden und zu der unglücklichsten Subjektivität hinabdrängenden Basis fortbauen wollte. —

Obgleich Voß die Alten schon vielfach herangezogen, und die beiden Schlegel mit tiefem Forschergeiste in die fremde Literatur gedrungen waren und in dem Athenäum eine höchst würdige Kritik begonnen hatten, so schien doch dies Alles unbeachtet vorübergegangen zu seyn, und die gehässigsten Persönlichkeiten und Befeindungen fingen an, sich auf der Wahlstätte zu tummeln, die man aller poetischen Blüthen beraubt hatte. —

In dieser, hier im allgemeinen angedeuteten Zeit tritt die Erscheinung E. T. A. Hoffmann's wunderbar hervor. Dieser mit einer mächtig-überschwänglichen Phantasie begabte Mann hatte, als ihm in den Elixiren des Teufels jener merkwürdige englische Roman: »der Mönch«, vor Augen schwebte, einmal

für allemal die Richtung bezeichnet, über welche er sich später nicht hat erheben können. Jean Paul scheint die eigenthümliche Natur dieses Mannes bereits erkannt zu haben, als er dessen Phantasiestücke in die Lesewelt einführte. So unangenehm nun auch oft der richtige Geschmacksinn durch die furchtbaren Phantatesken dieses Mannes beleidigt wird, und so fremd ihm die naive Mährchenwelt Tiecks stand und so seltsam unheimlich und gereizt diese ganze Natur erscheint, so bleiben doch das Fräulein Scudery, der Sandmann, die Kreisleriana, Datura fastuosa, Kater Murr und die Serapionsbrüder überhaupt immer Erzeugnisse einer merkwürdigen Phantasie, welcher eine große plastische Auffassung des Grotesken und Karikirten und die künstlerische Auslegung und Deutung, der innersten individuellen karrikirten Natur nicht abgesprochen werden kann.

Gewiß war Platens Erscheinung eine ernste und würdige. Begeistert von den Griechen, flammend begeistert von der Liebe zum Ruhm, und das feine Ohr geneigt auf alle griechischen Wohllaute, schuf er nach Aristophanischem Muster seine vollendeten Lustspiele, in denen er sich bald gerecht, bald partheiisch zugleich zeigte, wie Aristophanes. Aber es scheint, als habe die begeisterte Natur dieses Dichters in der Folge ihren innersten deutschen Kern verkannt und allzu abstoßend das tiefere germanische Element verschmäht; denn die späteren Leistungen dieses Dichters fingen an in kalter Form zu erstarren.

Es ist wahr, und ist nicht bloß eine leere Schmeichelei, die ohnlängst der kluge Bulwer der deutschen Nation gemacht hat, daß sie anerkennend sey, und vorzugsweise muß diese Wahrheit in Bezug auf das Ausland gelten. — Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden die wissenschaftlichen Werke der Franzosen und Engländer in einem Deutsch übersetzt; das sich so ängstlich an die ausländischen Formen bindet, daß man die Uebersetzungen eines Quintaners zu lesen glaubt. Späterhin übte die französische Literatur einen ungeheuern Einfluß und die Engländer wirkten gleich stark, jedoch tiefer bildend. Shakespear, Milton, Pope, Sterne, Buttler, Spenser ꝛc. finden sich schon in frühern Uebersetzungen. Die deutsche Sprache wurde späterhin geschickt, alle Formen des Auslandes mit der größten Gewandtheit nachzubilden, was einer jeden andern Sprache versagt ist, und so finden wir alle Formen der Griechen und Römer, vom Hexameter und Senar, bis zur schwersten und künstlichsten Ode und Hymne, das leichte anakreontische Lied und die Elegie, die italienische Stanze, die Terzine, das Madrigal, das Sonett, die Sestine, die Canzone und das Triolett, die spanische Assonanze und den französischen Alexandriner, so treu und den Originalen sich anschließend nachgebildet, daß man sie in manchen trefflichen, z. B. den Schlegel'schen, Gries'schen und den Kannengießer'schen Uebersetzungen neben das Original legen darf, um wörtlich übersetzen zu können.

Richardson hatte durch seine Pamela, Clarissa und den Grandisson, die sich in frühen Uebersetzungen finden, vortheilhaft gegen den aufgewühlten Schmutz der französischen Literatur gewirkt, und die besseren Romane des Le Sage, die ebenfalls früh übersetzt wurden, so wie die Romane des Fielding: Abraham Adam, Tom Jones ꝛc. manche gelungene Nachbildung hervorgerufen. Auch in neuerer Zeit ist der Einfluß Walter Scott's und Bulwers auf die deutsche Romanliteratur von unverkennbarem Vortheil gewesen, indem jener der Sentimentalität der deutschen Romane und dieser dem frivolen Leichtsinn derselben praktisch entgegentrat.

Lord Byrons Einfluß auf die deutsche Literatur ist ebenfalls erkennbar gewesen, obgleich die deutsche Natur besser gethan hätte, dieses dichterisch zerstörende und zerfressende Element, das Göthe mild als eine sich selbst verkennende Natur bezeichnete, von sich abzuhalten, oder solches nur kritisch in sich aufzunehmen. —

Ein gefährlicher Cynismus, gleichfalls von Außen angeregt, hatte in der jüngsten Zeit in der Literatur eigene Richtungen bezeichnet; ein gewaltiger und tiefer moderner Lebensschmerz wollte ihm vorausgegangen seyn; eine tiefe Kluft zwischen Judenthum und Christenthum sollte sich offenbart haben; das wunderbar und in feindlichen und zerstörenden Stimmungen angeregte Gefühl erhob sich über den ordnenden Verstand; seltsame Prophetien kamen in Schwung; die Geschichte wollte Offenbarungen gehabt haben; die Prosa sollte zur Poesie werden; die Lyrik sollte humoristisch seyn und an die Form wollte man sich überhaupt gar nicht mehr binden. Nach diesen angeregten Elementen konnte zuletzt die Frivolität nicht mehr ausbleiben. Die keusche Psyche hatte den unbekannten Gott im Schlafe überrascht, brennend heiß war das Wachs auf seine Schultern geglitten, und der Erwachte floh mit allen Musen und Grazien über die Berge. Der unterirdische Gott hatte die kindliche Persephone unter Blüthen überrascht und zum Hades entführt; jammernd steckte die unglückliche Mutter ihre Fackel am Aetna an, um das geliebte Kind durch alle Länder zu suchen. —

Um diese Zeit der Spaltungen war jenes Buch erschienen, welches intendirte, die Philosophie populair und auch für den Laien mundgerecht zu machen, jenes Buch, welches, auch abgesehen von seiner verwerflichen Tendenz, gleich vorn herein auf einem crassen Irrthum beruhte und des Verfassers gänzliche Denkunfähigkeit in philosophischer Richtung bekundete.

Denn es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die Philoso-

TIMBRE ROYAL

phie niemals populair werden kann und darf. Eine jede Form des systematischen Denkens hat als solche höchste und wissenschaftliche Bedeutung. Jede Abstraktion erscheint an und für sich als Form des gegebenen Einen Philosophirens, und man kann eine philosophische Wahrheit niemals populair machen, ohne sie aus ihrer eigenen, wissenschaftlichen Bedeutung herauszudrängen. Ueber das Absolute, über das Mathematische, so wie über eine jede Wahrheit im Daseynlichen läßt sich nie in populairer Form handthieren, und es war daher sehr natürlich, daß das gedachte Buch allwärts von dem streng wissenschaftlichen Geiste desavouirt werden mußte. —

Es kann des Verfassers Absicht nicht seyn, die weiter hieraus entstandene Richtung zu charakterisiren; sie hat nicht nur in ihren eigenen, sondern auch in anderen wissenschaftlichen Kreisen eben so verderblich gewirkt, wie jene einseitige, überschwängliche Richtung, die sich früher an ein anderes äußeres Moment angeschlossen hatte.

Herzlich möchte gewünscht werden, daß dieser Richtung eine bessere, tiefere und künstlerische Bedeutung aufgehen möchte, als dieses bisher geschehen ist. —

Diese Mißverständnisse Göthe's liegen zur Zeit noch auf flacher Hand, und diese frivolen Befeindungen der Kirche und Schule dürften keine Früchte tragen! —

Indessen, troß diesen entgegen laufenden Richtungen der Zeit, glänzen immer noch als leuchtende Sterne Uhlands tiefes Gefühl und einfache poetische Schönheit, Rückerts innige Liebe und seine außerordentliche mehr und mehr zur klarsten und durchdrungensten Form sich abklärende Sprachgewandtheit, Steffens ernste Bedeutsamkeit in den Novellencyklen, und Immermanns würdige Haltung für das Trauerspiel und den Roman. — Die Lyrik trieb in jüngster Zeit manche kräftige Blüthe und wir dürfen hier nur an Chamisso's tiefen poetischen Ernst und an so manches andere sich entwickelnde poetische Talent erinnern, um für das Gesagte würdige Belege zu finden.

Auch in der Tendenz, wissenschaftliche und Kunstvereine zu bilden, und hier dem Publikum Manches zu verdeutlichen und einen richtigen Blick zu gewähren, dürften bessere Anstrebungen nicht verkannt werden.

Der Einfluß des philosophischen Katheders für richtige künstlerische Auffassung und Bildung des Geistes zur Wahrheit, so wie zur Abhaltung verwerflicher Elemente ist hier und da oft sehr bedeutend gewesen.

Es war nicht des Verfassers Absicht, in diesen Blättern eine kleine Literärgeschichte zu liefern. Es sind Namen und Richtungen verschwiegen worden, deren bessere Tendenz der Verfasser durch dieses Stillschweigen keineswegs abschätzen will. — Zeit und Raum riethen zur Beschränkung. — Nur anregen und für das Bessere erheben, und zugleich einen Blick auf die höchsten Höhen unserer Literatur wollte er eröffnen und er hat sich hierbei auf die schöne Literatur beschränkt. —

Das Kritische und Gehässige wurde so viel als möglich abgehalten; denn bei dem Hinblick auf das Schönste und Erhabenste mag nur die Liebe erheben, während die ewig querfechtenden und vermeintlich anregenden Elemente des Hasses theils in eine sich verstockende Einseitigkeit hindrängen und dort in täuschendem egoistischem Ideenwesen Blüthe treiben, theils diese Elemente oft schnell, oft langsam schleichend sich selbst zerstören.

Ludwig Wittich.

Bilder und Sprüche, von August Schnezler.

13.

Stets schweifst du hinaus weit über deine Gränzen,
Such' erst bei dir zu Haus die Lücken zu ergänzen.

14.

Durch der Ruine Graus bricht frisches Grün sich Wege,
Das menschenleere Haus nimmt die Natur in Pflege.

15.

Das edle Dichterroß bedarf fast kaum der Zügel,
Der Klepper langer Troß bewegt sich nur durch Prügel.

16.

Es kracht das junge Holz entflammet auf dem Herde:
So tobt dein junger Stolz im Feuer der Beschwerde.

17.

Der Morgen kommt, du nimmst dir alles Edle vor,
Doch schon am Mittag stimmst du in den alten Chor.

18.

Des Morgens Tritt verscheucht die nächtlichen Gespenster,
Ha! welche Menge fleucht heraus zu deinem Fenster.

19.

Auf deiner Stirne sey geprägt der Gottheit Stempel:
Es leuchte klar und frei des höchsten Wesens Tempel!

An ein Mädchen.

Überlustige, Du, wie spräht dein korallenes Halsband!
Einst Betschwesterlein, ach! wird's wohl dein Rosenkranz seyn!

—r.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 9.

Samstag, den 2. März 1839.

Erhebe Dich!

—

Welch düst'rer Dämon schlägt die schwarzen Krallen
In deiner Saiten zartgesponnen Gold,
Daß schrillend und in Mißton sie verhallen,
Die sonst so voll, so kräftig und so hold,
In Lust und Weh, in Freud' und Leid erklungen,
Als Du um Ehrenpreis und schönen Sold
Im Jugendmuth manch frisches Lied gesungen?
Was kehrst Du um, und wendest Dich vom Ziel,
Nachdem Du kaum das erste Reis errungen?
Bespanne neu dein tönend Saitenspiel,
Mein lieber Freund, entringe Dich dem Zagen,
Hochoben blühen noch der Kränze viel.
Liegt auch in Trümmer mitleidlos zerschlagen,
Was einst, erweckend deiner Sehnsucht Gluth,
Als Sonne glänzte deinen jungen Tagen.
Denn ist dahin auch längst der Liebe Muth,
Der schöne Wahn und seine eitlen Kränze,
Doch wallt nicht träg zum Herzen Dir das Blut,
Und ahnend fühlst Du, daß Dir einst erglänze
Ein ungehoffter Preis, so schön und reich,
Um aufzuwiegen die entschwund'nen Lenze.
Denn unermeßlich ist der Liebe Reich,
Und willst der süßen Minne Du entsagen,
Muß da verstummen auch dein Lied zugleich?
Die Sängerin der Nacht hört auf zu schlagen,
Sobald des Frühlings Liebestraum entflieh'n,
Weil irdisch ist ihr Locken und ihr Klagen;
Doch deine Kunst stammt von des Höchsten Thron,
Der Himmel hat Dir den Gesang gegeben,
Darum ist irdisch nicht sein höchster Lohn.
Erhebe Dich! In deiner Saiten Beben
Soll kühnen Schwunges hehrer Liebe Preis
Zur Himmelskönigin in Liedern schweben;
Die Andacht schmelze deines Herzens Eis,
Ein neuer Lenz wird seine Strahlen senden,
Und statt des Lorbeers winkt ein Palmenreis
Dir aus Maria's gnadenreichen Händen.

Wien, 6. Oktober 1838.

Anna Maria.

Lehnchen.

—

Eine Geschichte aus der neuesten Zeit,

von

A. Weill.

Sie war nicht sehr schön, war zwei und zwanzig Jahre alt und hieß Lehnchen.

Aber, wird man fragen, wie kann man eine Novelle schreiben über ein Mädchen, das nicht sehr schön ist, kein zwanzigjähriges

Haar, keine elfenbeinerne Zähne, keine funkelnde Augen hatte und oben drein schon zwei und zwanzig Jahre zählte? Darauf antworte ich, daß dieß wirklich keine Novelle ist, sondern daß ich hier bloß eine Geschichte erzähle, die sich in einer deutschen Stadt, zur Zeit der Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln, zugetragen hat. Meine Heldin war wirklich nicht schön, war wirklich zwei und zwanzig Jahre alt und hieß wirklich Lehnchen.

Lehnchen versäumte nie am Sonntag die Kirche. Von ihrer Wohnung bis zur Kirche war es ziemlich weit, aber nie sahen sich die Herren um, als Lehnchen, das Gesangbuch und den Rosenkranz in der Hand, in die Kirche oder nach Hause gieng. Sie gieng auch nie mit ihrer Mutter, die weit schöner als sie war; denn Lehnchen war katholisch, ihre Mutter aber protestantisch. Der Vater war schon seit fünf Jahren an einer Krankheit, die seine Trinksucht ihm zugezogen hatte, gestorben.

Wenn Lehnchen von der Kirche nach Hause kam, konnte sie nicht umhin, indem sie das Gebetbuch in die oberste Schublade des Commods einschloß, in den über dem Commode hängenden Spiegel zu sehen. Oft lächelte sie unwillkürlich mit sich selbst, denn das Bewußtseyn ihrer Tugend und Frömmigkeit machte sie so glücklich, daß sie sich eines selbstigen Beifallslächelns nicht enthalten konnte. Dann schien es, als lächele ihre Seele, als sey diese ihr auf die Lippen geflogen, das ganze Gesicht nahm eine helle freundliche Färbung an, die Augen schienen klarer und selbst das kleine Muttermahl auf der linken Seite der Wange schien ihr gut zu stehen. Daß ihr das Lächeln gut stand, wußte sie jedoch nicht, denn sie lächelte selten in Gesellschaft, aber hier entzückte ihr bestes und liebes Organ jeden, der ihr zuhörte. Es klang so rein als ein Harfenton auf der kleinsten Saite des Instruments und sonderbar, Lehnchen hatte keine vornehme Erziehung genossen, ihr Vater sprach einen österreichischen Dialekt, ihre Mutter den der Stadt, worin sie wohnten und dennoch sprach Lehnchen das reinste deutsch ohne die geringste Affektation, ein Umstand, den sich Niemand erklären konnte. Das kommt daher, weil es Seelen gibt, die einen angebornen Adel haben, die sich, selbst in der niedersten Gesellschaft auch emanzipiren und überall und Allem den Stempel der Grazie aufdrücken. Diamanten findet man gewöhnlich unter Kieseln.

Als Lehnchen siebzehn Jahre zählte war sie ein Mal auf einem großen Ball, der zu Ehren eines erlauchten Gastes gegeben wurde. Sie hatte sich ein einfach-schönes weißes Kleid selbst gemacht, auch die weiße Blume dazu, aber zur Schande aller Herren in der Stadt blieb sie sitzen. Sie hatte nicht einen einzigen Tanz gemacht, und war dennoch so müde, daß sie während dieser Zeit weder einen Ball noch ein Kränzchen besuchen wollte.

Gewöhnlich stand Lehnchen mit Anbruch des Tages aus dem Bette, sogar im Sommer; dann, nachdem sie ihr Haar selbst machte — sie hatte üppiges Castanienbraunes Haar, — setzte sie sich an ihre Arbeit. Sie stickte die feinsten Arbeiten, die ihr täglich einen Gulden eintrachten, mit welchem Gelde sie ihre Mutter und zwei jüngere Schwestern ernährte. Ihre Mutter war beständig in der Küche beschäftigt, da sie aber sehr oft, man weiß nicht, zum Schein oder wirklich unpäßlich war, so mußte Lehnchen des Morgens für den Kaffe sorgen, während das zweite Töchterchen das Mittagessen kochte. Lange dauerte dieß jedoch nicht; denn da dieß Mittagessen gewöhnlich entweder verbrannt oder roh war, so wurde die Mutter, man weiß nicht wie, bald wieder gesund und besorgte selbst die Küche.

Zwischen Lehnchen und ihrer Mutter bestand sonderbarerweise eine beständige geheime Fehde. Lehnchen liebte den Putz nicht. Sey es aus Eitelkeit oder Einfachheit, sie setzte nie einen Hut auf, wenn sie ihre Arbeit forttrug, oder eine Freundin besuchte. Vielleicht wußte sie, daß ihr schön frisirtes Haar ihr besser als ein Hut stand. Dieß aber beleidigte auf's Grimmigste die Mutter. Man meint, sagte sie oft, du wärest ein gewöhnliches Nähmädchen, und auch die tragen ja Hüte. Ich schäme mich mit dir auszugehen. Kannst du nicht deinen Hut mit dem Schleier aufsetzen, den ich dir — mit Lehnchens Gelde — gekauft habe? Es ist kein Wunder, daß sich kein Herr um dich bekümmert. Du wirst nie einen Mann bekommen, du, und bist doch schon zwei und zwanzig Jahre alt und wirst jeden Tag häßlicher. Darauf seufzte Lehnchen, stickte etwas schneller und schwieg, während die Mutter in die Küche gieng und laut weinte. Die Scene wiederholte sich oft unter tausend Varianten. Einst wagte es Lehnchen, ihr zu antworten, indem sie zu ihr sagte: Wovon wollen Sie denn leben, Mutter, wenn ich heirathe? — Ei, von deinem Manne erwiederte diese. — Da muß wohl einer ein Narr seyn, wenn er mich heirathete, versetzte Lehnchen, bereute es aber im Augenblick dieß gesagt zu haben, und vergoß im Stillen Thränen.

Gieng hingegen die Mutter aus — und dieß geschah fast jeden Nachmittag — so wurden alle Spiegel in Anspruch genommen. Böswillige Beobachter wollten sogar Schminke auf ihren Wangen bemerkt haben, was ich aber nicht bestätigen kann, um so weniger, da sie noch eine sehr schöne Frau ist und der Schminke nicht bedarf. Sie hatte sehr viele Freundinnen und eine ausgebreitete Gesellschaft. Wenn daher Lehnchen sich eine Frage erlaubte, warum ihre Mutter sich denn an einem gewöhnlichen Werktage so putze, so antwortete diese, sie suche einen Mann für ihre Tochter, da ohnedieß noch keiner kommen würde. Auch wußten sich einige Herren kaum Rechenschaft abzulegen von dem

Verhältniß zwischen Lehnchen und ihrer Mutter, da letztere gleich nach einem Gespräche von einigen Minuten jeden nur mittelmäßig begüterten Herrn zu sich einlud. Manche kamen sogar in einer bösen Absicht, blieben aber das zweite Mal aus, als sie eingesehn, daß sie die Tugend für das Laster gehalten hatten. Zwar ließ sich die Mutter noch den Hof machen, aber dies geschah wirklich in der Absicht, irgend einen Mann für Lehnchen ins Netz zu ziehen. Dies aber wollte nicht gelingen, denn Lehnchen verachtete solche Kniffe, ja war manchmal gegen solche Herren absichtlich grob, worauf ihre Mutter ihr neue Vorwürfe machte und schwur keine Herren mehr für sie einzuladen, da sie so eine undankbare Tochter wäre.

So oft jedoch die Mutter ausgieng, erlaubte sich Lehnchen ein Halbstündchen zwischen Licht und Dunkel in einem Buche zu lesen. Oft sogar las sie ihrer Mutter noch sehr spät in der Nacht vor, woran diese sehr viel Gefallen fand, besonders wenn der Roman mit einer glücklichen Heirath endete.

Auf diese Art verbrachten Lehnchen und ihre Mutter schon fünf Jahre, während welcher Zeit die zweite Tochter zu einer schönen Jungfrau heranwuchs und zu ihrem Oheim im Rheingau reiste, allwo sie die Stelle eines Hausmädchens vertrat.

Lehnchen war Mitglied eines Singvereins. Sie hatte zwar keine ausgezeichnete Stimme, aber eine sehr liebliche doch und übrigens traf sie vom Blatt, ebenfalls ohne es je besonders gelernt zu haben. Sie hatte die Sitzungen des Vereins sehr lange schon vernachläßigt; denn während die andern Mädchen von den schönsten Herren ausgezeichnet wurden, so blieb sie immer allein mit ihrem Blatte in der Hand auf der hölzernen Bank sitzen und hörte dem Geschwätze eines alten Organisten zu, der ihr im Grunde den Hof machte. Da sie diesem ehrwürdigen Manne, der sie auf eine sehr ehrwürdige Weise verfolgte, keine Grobheiten machen wollte; da ferner ihre Gespielinnen oder Mitsängerinnen sich immer lächelnd etwas ins Ohr raunten, so beschloß sie, nicht mehr in den Verein zu gehen.

Dieser Singverein beschloß jedoch, das Oratorium von Paulus von Mendelssohn zu geben. Alle Mitglieder wurden höflich aber dringend eingeladen den Proben beizuwohnen, und Lehnchen, obschon sie nur im Chore sang, beschloß dies Mal keine Probe zu versäumen, da jener Organist zu viel Beschäftigung haben wird, um sich mit ihr unterhalten zu können.

Als sie in den Saal trat, traf sie sehr viele fremde Gesichter, besonders unter den Herren, die sie nach Belieben mit ihren Blicken und Brillen musterten. Da sie etwas spät gekommen war, so blieb ihr nur das äußerste Spitzchen auf der Bank übrig, worauf die Mädchen saßen, so daß sie die nächste an der Herren Bank war.

Ihr gegenüber saß ein Jüngling ganz blaß von Gesicht, mit einem schwermüthigen Blicke und schwarzem Haare, der erst seit 14 Tagen Mitglied des Singvereins war. Er hatte Lehnchen einige Zeit betrachtet, schlug aber gleich den Blick unter, als Lehnchen sich nach ihm umsah. Die Probe lief so ab, indem ein Mal er, das andere Mal sie einige Pausen um einige Takte verlängerten und schon gieng es rasch dem letzten Schlußchor zu, als der geschäftige Organist, der mit seinem spähenden Blicke Lehnchen entdeckt hatte, sich ihr näherte, um ihr seinen Arm zur Begleitung anzubieten. Rasch erwiederte sie, es thäte ihr leid, von seinem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch zu machen, da sie, wie Gretchen im Faust, ungeleitet nach Hause gehen könnte. Aber sie blickte doch seitwärts auf den jungen Herrn, indem sie dieses laut sagte. Der Organist entfernte sich schwer beleidigt, und indem er eine sonderbare Bewegung mit der Hand machte, sagte er laut: »Ich weiß, Sie sind heute nicht umsonst so spät gekommen, um dieses Plätzchen an diesem Eckchen einzunehmen. Jenes Herrchen dort hat auch nicht jenes Plätzchen an jenem Eckchen umsonst eingenommen.« Letzteres sagte er etwas leiser, indem er witzig lachte. Lehnchen antwortete ihm nicht, aber der Herr hatte es doch gehört. Mein Herr, sagte er laut zu dem Organisten, was geht es Sie an, welchen Platz dieses Mädchen oder ich einnimmt? Sind Sie der Bruder oder der Bräutigam dieses Mädchens? Der Organist stutzte zuerst, als aber die Umstehenden etwas aufmerksamer wurden, ließ er sich in Zorn gerathen, bloß um seiner Ehre willen. Ja, sagte er, es geht mich an, ich kenne dies Mädchen und ich werde Ihre Frechheit schon zu zügeln wissen. Der Jüngling warf hier Lehnchen einen fragenden Blick zu, diese aber sagte laut: Ich weiß nicht, was den Organisten zu einer solchen Sprache berechtigt. Er war mir immer unausstehlich. Das war genug. Der Organist trollte sich beschämt seines Weges fort, und als Lehnchen unter allgemeinem Gemurmel ihren Hut aufsetzte, um fortzugehen, fragte sie jener Jüngling wirklich um die Erlaubniß, sie nach Hause begleiten zu dürfen. Im Getümmel jetzt nicht, antwortete sie schnell und entfernte sich. — Jetzt nicht, dachte der junge Mann, weil die Affaire mit dem Organisten die Aufmerksamkeit auf sie gezogen hatte, aber doch ein anderes Mal. Dies bemerkend, entfernte er sich rasch durch eine andere Thüre aus dem Saale.

Dennoch kamen beide zusammen an der Thüre des Hauses an, worin Lehnchens Mutter wohnte und da die Mutter selbst noch nicht zu Hause war — wahrscheinlich suchte sie noch einen Mann für ihr Lehnchen — so unterhielten sich die beiden jungen Leute noch ein wenig an der Thüre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schweizerbilder.

Der Freiheitskampf am Morgarten.

Es war um die Zeit, wo Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern um die deutsche Kaiserkrone warben. Sich gar wohl erinnernd, wie gefährlich ihnen vormals die Uebermacht Albrechts gewesen, traten die Waldstätten auf die Seite Ludwigs von Baiern, was den Herzog Leopold, einen harten, stolzen Mann, der nur immer seine Heftigkeit zu Rathe zog, sehr gegen sie erbitterte. Der Abt von St. Gallen und der Bischof von Konstanz, zwei eifrige Anhänger Oestreich's, thaten überdieß die Waldstätte in den Bann der Kirche. Auch in die Reichsacht waren sie verfallen, von der sie jedoch Ludwig, zu dessen Vortheil sich endlich der Kaiserstreit entschied, befreite. Leopold beschloß mit Heeresmacht in ihr Land einzudringen. Er, dem solches nur ein Spiel dünkte, hatte gedroht, die Bauern unter seinen Füßen zu zertreten und einen ansehnlichen Vorrath von Stricken mitgenommen, um sie theils aufzuknüpfen, theils gefangen fortzuführen. Es gibt wenig Fürsten, die wissen oder auch nur von ferne ahnen, was ein unterdrücktes Volk vermag. Leopold verachtete diese Landleute ihrer Unerfahrenheit im Kriege wegen. Einige mächtige Rathsherren, welche die Uebermacht Oestreichs, wenn sich der Krieg zu seinem Vortheil entschied, fürchten mochten, suchten zu vermitteln; aber die den Waldstätten vorgeschlagenen Bedingungen waren so hart, daß sie sich kaum nach gänzlicher Besiegung annehmen ließen, geschweige denn jetzt, da das Heldenvolk noch in voller Kraft bestand. »Der Herzog möge uns angreifen, wenn es ihm gefällt,« erwiederten die Waldstätte, »wir erwarten ihn unter Gottes allmächtiger Hilfe.« Und sie thaten wohl daran, den drohenden Untergang, schimpflichem Frieden und williger Rückkehr unter das kaum abgeschüttelte Joch vorzuziehen. Nur zu oft hat uns die Geschichte schon belehrt, wie verderblich die Unentschlossenheit den Völkern sey.

Nachdem zu Basel die doppelte Vermählungsfeier Friedrichs mit Isabelle von Arragonien und Leopolds mit Katharina von Savoyen mit außerordentlicher Pracht begangen worden war, setzte sich der Herzog von Oestreich in Marsch, zog bei Solothurn vorbei, das sich weigerte, seinen Bruder als Kaiser anzuerkennen, und eilte auf seine Burg zu Baden, wohin ein allgemeiner Kriegsruf zusammenberufen war. Darin beschloß man nun, die unbändigen Schwyzer mit einem Male zum Gehorsam zurückzubringen, indem man zugleich von drei verschiedenen Seiten her in ihr Gebiet eindränge; solchergestalt würde sich ihr Bund unfehlbar auflösen und ihr Widerstand nur sehr gering seyn. Allen Anführern wurden nun sogleich ihre Posten angewiesen. Man glaubte, daß es dem Landvogt im Oberhasli, Otto von Straßburg, leicht seyn würde, mit 4000 Mann durch das Oberland in Unterwalden einzudringen. Ueber tausend Krieger unter den Befehlen der Amtleute von Wolhusen, Rotenburg und Luzern, sollten es zu gleicher Zeit von der Seeseite her angreifen. Leopold zeichnete sich durch seine hohe Gestalt und ritterliche Schönheit vor Allen aus. Er führte zwei Heerhaufen auf Zug, darunter die Reiterei, Kern und Blüthe des Heeres. Von den Ufern der Thur und Aar, war der ganze habsburger, lenzburger und kyburger Adel herbeigeströmt. Unter den tapfersten und treuesten Anhängern Oestreichs gewahrte man: den Marschall von Hallwyl, einen tüchtigen Mann; er hatte bei einem Turnier seinem edlen Gegner, dem Grafen von Katzenellenbogen, die Todeswunde auf Verlehen beigebracht — Landenberg und die Geßler, nach Rache lechzend, die Beamteten, durch lange Herrschaft in diesen Gauen der rauheren Gebirgsdiebe kundig, Heinrich Montfort von Tettnang — Adelstolz und treue Anhänglichkeit an die Herzoge von Oestreich machten ihn zum Feind der Waldstätte, — die Grafen von Thun und Laufenburg, wetteifernd, wer von beiden seine erste Waffenthat am glänzendsten verrichten werde, der Graf von Toggenburg wider Willen mitziehend, aber der Stimme der Dankbarkeit gehorchend: die Herzoge hatten ihm die Herrschaft über Glarus und Gasterland anvertraut. Auch den Grafen Werner von Homberg, der mehrere Güter des Klosters Einsiedeln zu Lehen besaß, bemerkte man in den feindlichen Reihen.

Jeder, den ein tiefgewurzelter Haß gegen die Bauern zum Freiheitskriege gemacht hatte, oder der aus Furcht vor der wachsenden Macht der Herzoge von Oestreich ihrem Banner folgte, trat in Zug der Unternehmung bei. Zwanzig vollkommen gerüstete Züricher schlossen sich dem Heere an, denn Zürich, durch einen Vertrag mit Einsiedeln gebunden, unter dessen Abt das ihm gehörige [illegible] stand, wünschte sich der Sache Oestreichs nicht gern entziehen. Unter dem Banner Einsiedelns endlich befehligten die Grafen von Baden die Krieger der Abtei.

Angesichts der drohenden Gefahr bewahrten die Männer von Schwyz ihre volle Standhaftigkeit: ringsum war das ganze Land durch einen starken Verhau geschützt, der sich von dem Thurm auf dem Wege nach Einsiedeln bis zu demjenigen, Schorno genannt, erstreckte. Durch ausgesandte Kundschafter von der Nähe des Feindes alsbald benachrichtigt, griffen die Schwyzer herzhaft zu den Waffen. Bei hellem Nacht zogen zu [illegible] in Schwyz 400 Urner an's Land und wenige Stun-

den darauf fanden sich auch 300 Männer aus Unterwalden ein; die übrigen Krieger waren zum Schutze des Landes gegen den Brünig hin zurückgeblieben, wo es der Landvogt Otto von Oberhasli aus bedrohte. Das kleine Häuflein zog über die Wiesen dem Hauptflecken des Schwyzergebiets zu. Dort lebte Rudolf Reding von Biberegg, ein ehrwürdiger Greis, schwach zwar an Körperkraft, aber vielerfahren in Angelegenheiten des Vaterlandes. Das Volk hörte immer gern seine Rede und nie blieb sein Rath unbefolgt. »Vorerst, sprach er auch jetzt wieder, müßt ihr Meister eurer Bewegungen zu werden suchen, dann wird es von euch abhängen und nicht vom Feind, wenn wo und wie ihr schlagen wollt. Alle diese Vortheile könnt ihr nur durch eine günstige Stellung erlangen. An Zahl zwar ist euch der Feind weit überlegen, aber ihr müßt es so einzurichten wissen, daß der Herzog seine Uebermacht nicht gebrauchen könne und euer Häuflein sich nur im entscheidenden Momente aussetze. Zweifelsohne, fuhr er fort, wird der Feind nicht in gerader Richtung von Zug gen Arth ziehen, weil der lange Hohlweg zwischen dem Berg und dem See viele Schwierigkeiten darbietet, dagegen ist der Waldpfad zum Egerilen, eben durch seine Kürze weit weniger gefährlich. Ihr müßt also den günstigen Zeitpunkt recht wahrnehmen. Die Anhöhe bei Morgarten, wo sich die Wiese zum Sattel hinaufzieht, bietet euch eine natürliche Verschanzung: von dort herab könnt ihr mit Vortheil handeln, Schrecken in den feindlichen Reihen verbreiten, sie in der Seite oder im Rücken fassen und die östreichische Schlachtordnung durchbrechen. Ihr seyd eures Erfolgs um so gewisser, da euch der Feind verachtet. Uebrigens, schloß er, ist der Vertheidigungskrieg für diejenigen, welche mit dem Boden auf dem er geführt wird, genau bekannt sind, immer am vortheilhaftesten.« Nachdem so der alte Reding dem Vaterlande seine Schuld abgetragen hatte und durch den Dankruf der Menge belohnt worden war, warfen sich die Gebirgsleute nach alter Vätersitte auf ihre Kniee, die Hilfe Gottes, ihres alleinigen Herrn, zu erflehen. Dann zogen sie, 1300 an der Zahl, gen Morgarten und nahmen eine feste Stellung auf dem Sattelberge. Es gab damals, wie immer in Zeiten der Parteiung, manche Verbannte aus Schwyz. Kaum erfuhren sie, welche Gefahr der Freiheit ihres Vaterlandes drohe, als fünfzig von ihnen an die Gränzmarke eilten, flehend, ihres schweizerischen Ursprungs durch muthigen Kampf für die gemeinschaftliche Sache sich würdig zeigen zu dürfen. Die Eidgenossen, unerschütterlich streng auch in den Tagen der Gefahr, dachten, daß es sich mit ihren Sitten nicht wohl vertragen würde, ein bestehendes Gesetz aus Furcht umzuändern, und wiesen das Gesuch der Verbannten zurück. Da stellten sich diese außerhalb der Landesgränze auf dem Morgarten, fest entschlossen, ihr Vergehen durch heldenmüthige Aufopferung für das harte Vaterland zu sühnen.

Der Morgen des 15. Novembers 1315 begann zu tagen und bald vergoldeten die Strahlen der aufgehenden Sonne Helme und Rüstungen der Ritter und Pferde; weithin erglänzte die Ebene von Schwert und Schild. Das Heer bedeckte unabsehbar die ganze Gegend; es war das erste, das diesen Boden betrat, von keinem andern vor ihm wußten die Geschichten. Montfort von Tettnang wagte sich unvorsichtig schon mit der Reiterei in den Hohlweg. Bald füllten die Reiter den ganzen Raum zwischen Berg und See: in dichtgedrängten Reihen wogten die eisernen Geschwader heran. In diesem Augenblicke erhoben die fünfzig Verbannten ein lautes Geschrei und wälzten vom Morgarten herab riesige Felsblöcke, die zermalmend in die dichten Reitermassen einbrachen, ringsum Schrecken und Unordnung verbreitend. Da die 1300 auf dem Sattel die Verwirrung unter den Pferden sahen, eilten sie schnellen Laufs in guter Ordnung herab und fielen dem Feinde angreifend in die Seiten, mit Keulenschlägen die Rüstungen zerschmetternd und immer frisch zuhauend. Im blutigen Handgemenge sanken Rudolf von Laufenburg, aus dem Hause Habsburg, drei Bonstetten, zwei Hallwyl, drei Ulrich, zwei Gessler, auch Landenberg wurde diesmal nicht mehr verschont. Die Urner verloren ihrerseits den Sohn und Neffen Walther Fürst's, den Herrn von Beroldingen und Hospital, der gegen seinen eigenen östreichisch-gesinnten Sohn in den Reihen der Freiheit kämpfte. Die feindliche Reiterei mußte nothwendig in Unordnung gerathen, nicht nur, weil es ihr in dem engen Hohlwege an Raum mangelte, um sich gehörig entwickeln zu können, sondern auch weil die Pferde auf dem hartgefrornen Boden zu tausenden ausglitten und sanken. Manche Krieger, von der Verwirrung erschreckt, suchten ihr Heil in den Fluthen des See's und ertranken; andere, da sie sahen, wie die Blüthe des Adels umkam, drängten sich auf ihr eigenes Fußvolk zurück, dem die Niederlage der Reiterei noch gänzlich unbekannt war und das aus Mangel an Raum seine Reihen nicht öffnen konnte, um die Flüchtlinge durchzulassen. Viele Oestreicher kamen unter den Hufen ihrer eigenen Pferde um; noch weit mehrere wurden von den Eidgenossen niedergemacht. Die Züricher liegen da, wo sie gekämpft hatten. Leopold floh auf einsamen Waldpfaden, die ihm ein sicherer Führer wies. Bleich und die Verzweiflung im Herzen, kam er nach Winterthur zurück, von wo er kaum erst noch so prahlend weggezogen war. Nun löste sich das ganze Heer vollends in der verderblichsten Flucht auf. Die Schlacht hatte kaum anderthalb Stunden gedauert und die Schweizer,

deren Verlust sehr gering war, durften nur noch tödten. Ihr Sieg war vollständig errungen durch den Muth und die Geschicklichkeit einer Handvoll Tapfern und durch des Feindes Hochmuth und Unvorsichtigkeit.

An demselben Tage überschritt Graf von Straßberg unerwartet schnell den Brünig, während man in Unterwalden noch nichts Gewisses über seine Bewegungen und die Stärke seiner Heerschaar wußte. Mit 4000 Mann nahm er, ohne großen Widerstand anzutreffen, Lungern, Sachseln und Sarnen weg und drang bis an die Landspitze bei Alpnacht vor, indeß die Luzerner mit einigen hundert Mann zu Burghaus an's Land stiegen. Ober- und Unterwalden flehten sich gegenseitig um Hülfe an und die Boten trafen unterwegs zusammen. Von beiden Seiten that man unerhörte Anstrengungen, um den Feind bis zur Rückkehr der 300 nach Schwyz gezogenen Krieger hinzuhalten. Die nach ihnen gesandten Eilboten erfuhren, als sie zu Brunnen ans Land stiegen, den glorreichen Ausgang des Kampfes; schon wurden ihre Mitbürger unter Siegesjubel in die Schiffe zurückgeleitet. Als ihnen aber die Männer aus Schwyz und Uri nach Unterwalden folgen wollten, lehnte das kleine Häuflein, stolz darauf allein kämpfen zu dürfen, das Anerbieten dankbar ab, da die Landesobrigkeit keinen Aufruf an die Eidgenossen habe ergehen lassen. Demungeachtet ließen sich 200 Männer aus Schwyz nicht zurückhalten: 400 an der Zahl schifften sie sich alle ein. Der Wind war günstig und die Ueberfahrt gieng schnell von Statten. Sie erschienen plötzlich vor Buochs, wo die Luzerner eine so harte Niederlage erlitten, daß viele in den Fluthen des See's umkamen. Sogleich eilte der kleine Haufe siegtrunken gegen das Oberland vor. Straßberg befand sich eben zu Alpnach, als er in den Händen der Eidgenossen zwei Banner erblickte, die er tief im Lande Schwyz glaubte. Hieraus Leopolds Niederlage ahnend, beschloß er sogleich den Rückzug. Aber umsonst suchte er ihn zu decken; er wurde an der linken Hand verwundet und in demselben Augenblicke stürzten die Seinen in wilder Flucht vom Dorfe Winkel zu. Der Sieg war längst entschieden als 300 Schwyzer und 400 Urner anlangten. Die 50 Verbannten aus Schwyz wurden wieder in ihr Vaterland aufgenommen und die Schweizer beschlossen, alljährlich den Schlachttag am **Morgarten** festlich zu begehen, weil an selbigem Tage der Herr sein Volk heimgesucht und befreit habe. Jedes Jahr also wurden für die im Befreiungskampfe gefallenen Vaterlandshelden Seelenmessen gehalten und ihre Namen dem versammelten Volke vorgelesen. Die Schwyzer und Urner fuhren fort, ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten auf dem Rütli abzuhandeln. Unterwalden ersah sich zu gleichem Zweck den Ort, wo Landenbergs Schloß gestanden hatte. Von Zeit zu Zeit begab sich die Jugend hinaus auf den Schauplatz dieser Thaten: man erinnerte sie an die Tugenden der Väter und las ihr die Schilderung ihrer Kämpfe vor, da selbst, wo sie Statt gefunden hatten.

de Golbery. (C. W.)

Gemüth und Sentimentalität.

Gemüth ist jene, durch Läuterung und Durchbildung der Gefühle gewonnene Innigkeit des Herzens, wornach es an allem Wohl und Wehe des Menschenlebens stets regen Antheil nimmt.

Sentimentalität ist jener zur Manier gewordene Hang, überreizte Gefühle — seyen sie wirklich empfunden oder auch blos verkünstelt — zu äußern, schöne Reden und Äußerungen kund zu geben.

Gemüth und Sentimentalität sind verschieden wie Natur und Manier, wie Seyn und Schein, wie Gesundheit und krankhafte Reizbarkeit; verschieden wie die frische Feldblume und der künstlich gestickte oder gemalte Blumenstrauß; verschieden wie ein vom Herzen gehender, kräftig warmer Händedruck und eine durch Theaterrolle vorgeschriebene Umarmung.

Der Gemüthsmensch ist immer schlicht, mit Worten sparsam, anscheinend trocken, zuweilen selbst unbeholfen, aber doch in seinem ganzen Wesen unverkennbar jedem tiefer blickenden Auge. Er athmet unbewußt eine stets gleiche wohlthuende Wärme aus, von welcher, wer ihr nahe kommt, sich erquickt und belebt fühlt.

Der Sentimentale ist empfindsam, ihm liegt immer das Herz auf der Zunge; und da seine Herzensergießungen nicht rein aus dem Innern quellen, sondern mehr verkünstelt und auf Effekt berechnet sind, so geschieht es ihm nicht selten, daß er wohl auch aus der Rolle fällt und Augenblicke der Kälte und Härte bei ihm eintreten. Mit Recht warnt daher Schiller: «Nehmt euch vor den Sentimentalen in Acht!»

So giebt sich der Gemüthsmensch und der Sentimentale im Leben zu erkennen, und so auch im Gebiete der Kunst, namentlich der Poesie.

In keiner Gedichtsammlung hat sich wohl das echte Gemüth reiner und gediegener ausgeprägt, als in Uhlands Gedichten. Bei ihm finden wir daher die besten Proben echter Gemüthspoesie. Betrachten wir, um nur an ein Beispiel zu erinnern, das Liedchen: «Der gute Kamerad.»

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er gieng an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad!
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Wie schlicht, wie schmucklos, kurz, ja scheinbar trocken ist dieses Liedchen abgefaßt! Und doch wie treuherzig, wie gemüthvoll durch und durch! In dieser Art sind alle ächten Volkslieder gemüthlich. Um den Contrast zwischen dieser wahren Gemüthspoesie und der sentimentalen Form recht hervorzuheben, versuchen wir's nur die Gedanken jenes Liedchens in die Sprache der Sentimentalität zu übersetzen, wornach es etwa so lauten möchte:

»Ich hatte unter meinen Waffenbrüdern einen, der mit den Banden der innigsten Freundschaft so fest an mich geknüpft war, daß man wohl in der ganzen Welt kein Beispiel einer so zärtlichen Verbindung mehr finden wird. Als die Trommel uns auf das blutige Feld der Ehre rief, da gieng er, unzertrennlich mit mir verbunden, der Gefahr entgegen.

»Plötzlich kam eine Kugel auf uns beide zugeflogen: o welch ein unnennbares Gefühl schwellte da meine Brust! wie bebte mein Herz in der peinlichen Ungewißheit, ob das tödliche Erz mich oder meinen innigstgeliebten Waffenbruder hinwegraffen werde! Siehe, da sank Er schwergetroffen zu Boden, und als er mir vor den Füßen lag, blutete vor Wehmuth mein Herz, als ob mir selbst ein Glied vom Leibe weggeschossen worden wäre.

»Indem sein brechendes Auge mich nochmal mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit anblickte, streckte er die todesmatte Hand sehnsüchtig zu mir empor, um sie mir — ach! zum letzten Male! — noch zu reichen. Ich aber war damit beschäftigt, mein Gewehr zu laden. O wie gerne, wie herzlich gerne hätte ich meinem sterbenden Freunde noch einmal die treue, warme Bruderhand zum Abschied gedrückt! Aber ach! die Pflicht des Kriegers forderte jetzt Entsagung, bittere Entsagung, und ich konnte meinem Bruder nur unter heißen Thränen und mit gebrochenem Herzen die Abschiedsworte zurufen: Ach! es ist mir nicht vergönnt, mit einem letzten innigen Händedruck Dir ewig Lebewohl zu sagen; aber, o mein Einziggeliebter, in jener bessern Welt, in welche du mir vorangehst, dort, dort wollen wir die Bande der Bruderliebe wieder anknüpfen, welche der Tod jetzt mit kalter Hand zerreißt.«

Wie breit, wie preziös und wortreich sind diese Phrasen! wie häufen sich hier die Effektwörter! Und doch ist diese Phraseologie weit entfernt, so mächtig zu rühren, wie jenes einfache, treuherzige Liedchen. Gedichte von dieser sentimentalen Art finden sich in Menge bei unsern modernen Poeten, und selbst bei Solchen, die noch immer zu den Beliebtesten gehören: so sind namentlich Matthissons Elegieen durchgängig in dieser sentimentalen Manier gehalten.

Dieser Unterschied zwischen ächter Gemüthlichkeit und Sentimentalität zeigt sich, wie in der Poesie, so überhaupt in der Sprache der Beredsamkeit und insbesondere im religiösen Vortrag.

In der ganzen Bibel und vorzüglich im Neuen Testamente waltet ein Gemüth von wunderbarer Tiefe, von göttlicher Kraft und Zartheit; und in der Person Christi verklärt sich dieses Gemüth zum liebenswürdigsten und ehrwürdigsten Ideale. Ächte Gemüthlichkeit ist auch die Seele der meisten ältern Kirchenlieder; dagegen unsere modernen Erbauungsschriften öfters an Sentimentalität kränkeln. Welch' ein Contrast zwischen der Bibelsprache und den Phrasen der Stunden der Andacht oder der Gebete Witschels und seiner Nachahmer! Wie ist in diesen letztern Alles abgeschliffen, glatt, polirt, höflich und süßlich. Und was kann anders dadurch bewirkt werden, als täuschende Selbstzufriedenheit, oder doch bloß äußerliche Feinheit und Ehrbarkeit der Sitten? Während das Wort Gottes lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidiges Schwert, durchdringet und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens: so gleiten jene sentimentalen Reden, wie ein blankes Rasiermesser, nur leicht an der Oberfläche hin, um da einige Unebenheiten wegzunehmen und das äußerliche Wesen zu civilisiren. Indeß haben diese modernen Erbauungsbücher, die freilich unter den sogenannt gebildeten Klassen zu Modeschriften geworden sind, bei dem christlichen Volke wenig Eingang gefunden.

Prediger und besonders Landgeistliche mögen es wohl bedenken: was das Volk ansprechen und rühren soll, darf ja nicht empfindsam, nicht sentimental seyn. Solcherlei Reden sind ungenießbar für den gemeinen Mann mit seiner unverbildeten, kerngesunden Natur. Er läßt sich schlechterdings keine Rührungen

vormalen; statt aller schönen Worte, will er durchaus Sachen die ergreifend sind, unmittelbar aus dem Herzen stammende, wirkliche Motive der Rührung, und zwar ganz einfach kräftig und eindringlich vorgetragen. Mag daher auch der sentimentale Prediger noch so künstlich mit Effektphrasen seine Reden ausrüsten und sie mit pathetischem, weinerlichem Tone vortragen; der größte — und man darf wohl sagen, der gesundeste — Theil der Zuhörer wäre bei all' dieser Schönrederei unergriffen bleiben und vielleicht verwundert aufblicken, nicht wissend, warum sich denn der Prediger so über die Maßen ereifere. Nur bei verbildeten, überreizten Städtern mag ebenfalls die sentimentale Predigt Effekt machen, oder hie und da bei einem nervenschwachen Zuhörer. Aber wenn man auch Solche bis zu Thränen gerührt hat, so glaube man doch ja nicht, eine wirkliche Rührung bei ihnen hervorgebracht zu haben; es hat sich ihnen bloß des Redners Empfindsamkeit gleichsam contagiös mitgetheilt, so daß im Grunde nichts als ein bloßer Nervenreiz bei ihnen bewirkt ist, ohne daß ihr innerstes Wesen dabei ergriffen wäre. Wie gesagt; wer das Volk ansprechen und rühren will, lasse Sentimentalität bei Seite und bleibe bei der Natursprache des ächten Gemüthes. Dieß will aber freilich nicht als eine bloße Kunstregel, vielmehr als eine Lebensregel befolgt seyn. Es ist nicht genug: suche dir die Sprache des Gemüthes geläufig zu machen und vermeide sorgsam die Formen der Sentimentalität. Vielmehr muß man sich die Lebensaufgabe stellen: läutere, bilde deine Gefühle zu wahrer Gemüthlichkeit aus und halte fern von deinem innersten Wesen die krankhaften Regungen der Empfindsamkeit. Hierin liegt das Geheimniß aller wahren Beredsamkeit, deren Quelle ja stets das Gemüth ist, wie schon das alte classische Wort sagt: pectus est quod disertos facit.

Adolf Stöber.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Das Morgenblatt (Nr. 33 u. f. w.) enthält Proben eines „Lebens Jesu“ von Friedrich Rückert. Der reiche Dichter behandelt seinen heiligen Stoff mit lieblicher, sinnvoller Einfalt; sich treu an die Evangelien schließend, leiht er den Worten und Begebenheiten das poetische Gewand und bringt einzelne Aussprüche und Andeutungen in ein schönes harmonisches Ganzes. Es ist Thatsache, daß Rückerts sinnreiche Dichtungen bis jetzt noch wenig ins Volk gedrungen sind; gewiß aber werden diese schönen Bibelbilder, die sich so treu an den Geist und Charakter der heiligen Quelle schließen, bei den Christen der verschiedensten Confessionen Eingang finden.

Zweisylbige Charade.

I.

Ich blühe hold auf jugendlichen Wangen
Und in des Frühlings anmuthsvollem Kranz;
Bin Morgens mit der Sonne aufgegangen
Und hüll' in Schleier Abends ihren Glanz.
Bald hüpf' ich hin als tausendarm'ge Quelle
Belebend einen wunderbaren Bau,
Bald schling ich in des Meeres tiefer Welle
Die starren Äste, durch der Wogen Blau.
Bald schmieg ich mich um eines Kaisers Glieder
Bald um den Fuß der netten Schweizerin,
Bald glänz' ich in des Papagei's Gefieder,
Bald wälz' ich glühend mich als Lava hin.
Als Feuertrank darfst du mich fröhlich nippen,
Voll dunkler Gluth glänz' ich am Edelstein,
Am schönsten doch auf ihren frischen Lippen,
Enthüllen sie der Zähne Elfenbein.
Als Ordensband bin ich das Ziel des Strebens,
Bin die beredte Sprache holder Scham,
Ich war das ew'ge Attribut des Lebens,
Eh' Schuld und Tod in unser Eden kam!

II.

Was sollten wir in unsrer Schwachheit Tagen
Wohl mit der Zweiten schützendem Gewicht?
Wo wär' der Arm, um diese Last zu tragen,
Wo die Gestalt, die unter ihr nicht bricht?
Einst sah man drauf der Helden Wahlspruch glänzen,
In schönen Feldern, blau und purpurroth,
Und den Spartaner trug mit Lorbeerkränzen
Man ehrend drauf, als Sieger auch im Tod.
Doch jetzt, verändert ist sein ganzes Wesen,
Wohl führt's zu Geld, allein zum Ruhm wohl nie,
Doch öfter ist der Wahlspruch drauf zu lesen:
„Parfums, Perrücken, M. et Compagnie.“

Das Ganze.

Wie soll ich Euch das Ganze würdig nennen?
Es ist ein Wort, das hat gar reichen Klang,
In ganz Europe wird es Jeder kennen
In dem der Ruf „Fortuna's Liebling“ drang!
Es ist der Schatz, an dessen reiche Kammer
Sich der Monarch, der Bettelknabe hält,
Die Erze münzen dort sich unterm Hammer,
Sein Name gilt, gleich einem in der Welt.
Es könnte wohl das deutsche Reich sich kaufen,
Weil es das reichste ist, im deutschen Reich,
Sein Name ist — doch ich will es nicht taufen,
Gold zwingt die Welt! gewiß ihr rathet gleich!

Luise von Plönnies.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 7: Hahn, Hohn, Huhn.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 10.

Samstag, den 9. März 1839.

Scene

aus einem nächstens erscheinenden Drama:

Alexander der Große,

von A. Weill.*)

Vierter Act. — Vierte Scene.

(Der Königssaal.)

Clitus, Crateros, Erygios, Anaxarch, Callisthenes versammeln sich um die Tafel. Man liegt auf Sophas. Wachen, Aufwärter, der Athenienser Sänger und Musiker. Alexander und Hephästion kommen zuletzt.

Anaxarch (laut).

Das Knie gebeugt, der König kömmt!

Alle.

Heil ihm!

Alexander.

Ich komme heute nicht, um König hier
Zu seyn, drum lasset jeden Hofgebrauch,
Wir wollen auf das Wohl des Clitus trinken,
Wir wollen uns wie im Olymp die Götter
Von süßem Nektarsaft berauschen. Denn
Im Wein nur findet man die wahre Gleichheit
Sind alle wir berauscht, dann gibt's nicht König
Noch Unterthan, dann gibt's Berauschte nur.
Es lebe Clitus hoch, der neue Fürst,
So lang er nüchtern ist. (Sie trinken alle.)
Wer heute hier
Am meisten trinkt, erhält den gold'nen Becher,
Den ich geleert. Was gilt's ich steche Euch
Noch alle aus!

Clitus.

Ich hatte grade so
Viel Kannen Wein, als Wunden ich am Körper
Aufzählen kann. Fünfzehn!

Crateros.

Und ich so viel,
Als Schlachten ich gefochten. Zwanzig!

Alexander (lächelnd).

Geh'
Hephästion und hol' mein Tagebuch,
Dort hab' ich's aufgeschrieben, wie viel Völker
Ich schon besiegt. Auswendig weiß ich's nicht.

Clitus.

Doch meine neuste Wunde will nicht heilen,
So lang sie offen steht, ist auch
Die Zahl der Kannen Wein noch nicht bestimmt.
Am Ende kömmt der Brand hinzu und dann
Ist Wein das einz'ge Löschungsmittel. (Er trinkt.)

*) Es ist uns sehr erfreulich, unsern elsässischen Lesern in dem talentvollen Verfasser einen Landsmann vorzuführen, der sich bereits als Schriftsteller in Deutschland, wo er seit einigen Jahren lebt, einen vortheilhaften Namen gemacht hat. Die Red.

Erygios.

Als
Ich noch Trompeter war, trank ich sehr wenig,
Das höchste Maaß war zwölf Trompeten voll,
Doch seit der König mir den Becher hier
Geschenkt, ward ich ein Herkules im Trinken,
Es ist 'ne wahre Götterkraft darin. (Er trinkt.)

Callisthenes.

Ein Glück für Alexander, daß
Im Hellespont nicht Wein statt Wasser fließt,
Denn nicht bezwungen hätten ihn die Griechen,
Nein, ausgetrunken.

Anararch.

Nein, sie hätten dann
Für ihren König und den Sieg getrunken;
Es bliebe drum die That noch immer groß.
Man stirbt, doch trinkt man auch für's Vaterland.
(Er trinkt.)

Callisthenes.

Doch seyd Ihr Alle nicht im Stande so
Viel Wein zu trinken, als Ihr Menschenblut
Vergossen habt.

Crateros.

So schweig, Callisthenes!

Anararch.

Der wahre Philosoph schweigt — und trinkt. (Er trinkt.)

Callisthenes.

Der falsche Philosoph trinkt (er trinkt) und schweigt.

Hephästion.

Ich trinke nur, weil Alexander trinkt.

Alexander.

Sprich nur, Callisthenes, so viel Du willst. Man sagt
Du seyst ein guter Redner. So beweise
Es. Fehlen kann es Dir an einem Stoffe
Nicht.

Callisthenes.

Ich versteh' und gehorche gern (den Becher ergreifend).
Ich spreche Euch von Griechenland, wo immer an dem Tage wo ein großer Mann stirbt, ein noch größerer geboren wird, dem Lande des Theseus, Herakles, Achilles, Homeros, Perikles, Phidias, Äschylos, Sophokles, Sokrates und jetzt dem Lande eines Alexanders, der es so hoch gestellt, daß es fast an den Olymp stößt und nach dem Zeus greift, um sich ein Fußschemel daraus zu machen.

Alle (unterbrechen ihn mit lautem Bravoruf).

Callisthenes.

Doch steht auf einer Bergesspitze, und nur ein Alexander wankt nicht darauf, und nur sein Arm ist groß und stark genug, um hinüber in das Unendliche zu greifen. Ja, Griechenland kann stolz auf seine Kinder seyn, welches Idiom sie auch sprechen, in welcher Gegend sie auch geboren sind, es sind die Kinder einer Mutter, wenn auch nicht eines Vaters, aber auch die Griechen können stolz auf ihr Land seyn, das ihnen lieber als der ganze Erdkreis seyn muß, und mit Stolz darf der König sagen, auch ich bin ein Grieche!

Clitus.

Brav, Callisthenes, Du bist ein wackrer Grieche.

Anararch.

Das Bild mit dem Fußschemel ist nicht übel.

Alexander.

Ein großer Gegenstand ist leicht groß zu
Behandeln. Hier spricht selbst die Sache für
Ihr Lob. Ja selbst Demosthenes muß schweigen,
Seitdem ich Alexander heiße und
Für Worte, Thaten ihm entgegen setze;
Doch willst Du dein Talent beweisen, so
Tritt tadelnd auf und zeige deine Kraft.

Callisthenes (rasch und ohne sich zu besinnen).

Ich spreche Euch von Griechenland, nein, es gibt kein Griechenland mehr, es gibt nur Griechen; ich spreche Euch von Griechen! Da wo Aufruhr und Uneinigkeit herrscht, herrschen auch die Bösen, Zwietracht ist ihre Nahrung und Unglück ihre Größe. Wo sind, o Griechenland, wo sind, Ihr Griechen, eure Männer, wie Themistokles, Miltiades, Leonidas und Epaminondas? Schon Perikles führte Krieg mit Griechen um sich selbst zu erhalten, Alkibiades und Nikias stritten um Euch, wie um eine Heerde Schaafe, und so ward Cleon ein Held und Hyperbolos ein großer Mann. Mit eurem eigenen Blut mästetet Ihr das Lorbeerfeld für eure Helden. Philipp ward an Euch zum Helden, er lehrte Euch, daß hören und gehorchen eins sey, und nicht mehr, sagt Euripides, prangen die Namen der Helden auf den Trophäen, sondern der Name des Königs, vor dessen Bewegung der Augenwimper Ihr zittert. (Alexander trinkt.)
(Stille.)

Ihr seyd Eroberer geworden, ja, aber der S[illegible] ist des Eroberers Grab, und Ihr gleicht langen Mensch[illegible], deren Füße zu schwach sind, um den langen Körper zu tragen.

Crateros.

Schweig, oder ich durchbohre Dich.

Callisthenes.

Seht auch dieser ist ein Grieche!

Alexander (aufstehend und ihm auf die Schulter klopfend).
Das gieng von Herzen Dir, Callisthenes,
Und leicht erkenne ich daraus dein Streben.

Clitus.
Bah! laß das Sprechen hier, zum Trinken paßt
Das Singen nur. Ich weiß, der König liebt's,
Und wär' er Alexander nicht, er wäre
Der erste Sänger in der ganzen Welt.

Alexander.
Als Knabe sang ich oft die Lieder Pindars,
Da sagte einst mein Vater: »Schämst Du
Dich nicht so schön zu singen;« und seit dieser
Zeit sang ich nicht.

Clitus.
Es war ein großer Mann
Dein Vater, würdig bist Du seiner.

Alexander.
Wie!
Es ist des Ruhms g'nug für ihn, wenn er
Des Sohnes würdig ist. Die Nachwelt wird
Ihn nur erwähnen, weil sie wissen will,
Wer Alexanders Vater war. Was that
Er denn? Sogar den Sieg bei Chäronea
Verdankt er mir und alle seine Siege
Hätt', ohne mich, er nicht behaupten können.

Clitus.
Bedenke, daß durch seine Feldherrn Du
Gesiegt, daß ich schon viele Wunden hatte,
Eh' König Du noch warst.

Alexander.
Wie, Clitus, Du
Wagst es Dich selbst mir gleich zu stellen? Was
Habt alle Ihr gethan, das meiner würdig?
Was hättet Ihr vollbracht, wär' ich nicht da?
Ihr wart Soldaten meines Vaters, ja;
Doch wurdet Ihr sehr oft von den Barbaren
Geschlagen und nur Alexander lehrte
Euch siegen. Darum schweigt! wenn Alexander
Spricht. Geh', Erigius, und rufe mir
Den pers'schen Sänger. Er soll mir das Lied
Von Philipp's Heldenthaten singen.

(Erigius geht.)

Clitus.
Nein,
Das ist zu viel. Ein Perser soll die Schmach
Der Griechen vor dem Griechenkönig singen?

(Erigius kommt mit dem Sänger.)
Hinaus mit Dir und hier der Lohn, ich zahle
Voraus. (Er will ihn hinauswerfen.)

Alexander.
Du fühlst betroffen Dich. Er singt,
Sag' ich, ich bin der König hier, und Du
Der Knecht.

Clitus (den Lohn zurückweisend).
Ein Schuft der seinen Vater schmäht.

Alexander (wüthend).
Ich habe keinen Vater nöthig, bin
Mir selbst genug.

Hephästion.
Die Waffen weg! die Waffen weg!
(Er ruft nach der Wache, nimmt Allen das Schwert weg, außer dem Clitus, der es vergißt.)

Clitus (immer heftiger).
Ha! Du glaubst, weil Theseus und Herakles, die Halbgötter, Bastarden waren, Dich auch zu einem Bastard zu machen; Du glaubst, es müsse deine Mutter Dir danken, daß sie Dich neun Monate im Leibe tragen durfte und die Meine, weil sie Dir die Brust reichte. Nein, so schnell wird man kein Gott, und die Götter schufen die Welt nicht für Dich allein, daß Du sie erobern sollst; wie Du wähnst, warst Du damals auch ein Gott, als meine Brust Dir zum Panzer diente, daß Du dies vergessen, stolzer Erdensohn! (Alexander will sich auf ihn stürzen, wird aber von Hephästion zurückgehalten.) Verräther!!

Callisthenes zu Clitus.
Entferne Dich, ich bitte Dich, der König
Ist berauscht.

Clitus (im höchsten Zorne).
Ja, vom Blute Parmenios, das in seinem Kopfe gährt! Auch jenen mordete er, weil er schon ein Held war, ehe er zur Welt kam. (Er will gehen.)

Alexander.
(Sich von Hephästion losreißend, und ihm sein Schwert entreißend.)
Bin ich ein Weib (er durchbohrt ihn von hinten).

Clitus (sinkend).
Alexander!

Alexander (auf ihn sinkend).
Clitus!
(Alexander zieht das Schwert aus der Wunde und will sich durchbohren; die Umstehenden entreißen es ihm.)

Alexander.
Mein Clitus. Ach! ein Mörder ich! Ha, war dies ein Traum! mir scheint, ich träumte.

Callisthenes (kalt).

Nein, mein König!

Clitus (sich erhebend).

Alexander (der sich an seine Beine klammert).

Verzeihung deinem Alexander.

Clitus.

Nein.

Alexander.

Sieh' meine Thränen, meine Verzweiflung! verzeihe mir, ich bin dein Bruder.

Clitus.

Nein. Dein Werk ist nicht — das — Werk — der — Liebe —

(Alexander immer in der größten Verzweiflung.)

Alexander.

Verzeihung, Clitus; Clitus, verzeihe mir, Du stirbst. In einer Minute ist es zu spät. Verzeihe mir, daß Du mich geliebt!

Clitus.

Ich kann nicht. Dein Vater — winkt — mir — Nein!

(Er stürzt zusammen.)

Callisthenes (nimmt das Schwert und steckt es in die Wand).

Mit diesem Schwerte wurde Clitus der letzte
Held Philipps erstochen, von seinem Sohne
Alexander, genannt der Große.

Der Vorhang fällt.

Lehnchen.

Eine Geschichte aus der neuern Zeit,

von

A. Weill.

(Fortsetzung.)

Es war ein sonderbarer Zufall, als einige Tage später auf einem Balle, den der Tanzmeister, M. Chatoyant, gab, Heinrich und Lehnchen sich ebenfalls befanden, noch sonderbarer aber traf sich der Zufall, als der Organist im Ballanzuge kühn in den Saal trat und mit dem ersten Blick die jungen Leute entdeckte, die nebeneinander leise plauderten. Sobald Lehnchen den schrecklichen Orgelspieler bemerkte, bat sie Heinrich, bei ihr zu bleiben. Dieser versprach es, und der erste Händedruck ward hier gewechselt.

Wenn in der Liebe der Satz gilt, daß eine dritte Person zu viel ist, so ist es nicht weniger wahr, daß Liebe zwischen zwei Personen sehr oft im Leben durch eine dritte Person erst angeregt und dann immer mehr und mehr bekräftigt und festgekittet wird, und dies geschieht meistentheils auf eine negative Art. Vom Augenblicke an, als der Organist erschien, schien Lehnchen sagen zu wollen: »Liebe mich,« und Heinrich, der diese stumme Sprache verstand, antwortete eben so: »Ich werde Dich lieben.« Als sie sich die Hände drückten, war der Bund schon geschlossen.

Nun gibt es zwar nur eine Liebe im Menschen. Diese Liebe aber erscheint unter tausend verschiedenen Gestaltungen, unter tausend Farben, die zwar immer dieselbe, aber sich mit mehr oder minder Ausdruck zeigen. Die Liebe ist selbst die größte Künstlerin im Leben, sie ist die einzige Muse, die alle andern belebt und begeistert. Trotz dieser psychologischen Wahrheit zeigen fast alle Romane diese Leidenschaft in demselben Colorit, ohne Unterschied, und zeichnen durchaus die Linie nicht, die Erziehung und Religion scharf in die Gemüther der Menschen eingegraben haben. Man sehe und beobachte nur den Unterschied zwischen der Liebe eines katholischen, protestantischen und jüdischen Mädchens.

Man will die Liebe der Italienerinnen und Spanierinnen heftiger und leidenschaftlicher gefunden haben, als die der deutschen und französischen Mädchen; man will die Ursache davon im Klima entdeckt haben. Diesem Satze muß durchaus widersprochen werden. Die Liebe ist nicht blos physisch im Menschen, sonst wäre sie thierisch, die Liebe entsteht und wird genährt durch die Phantasie, die bei einem Menschen stärker, bei dem andern schwächer ist, die aber auch erkünstelt, so wie der Fanatismus seyn kann. Die Liebe ist zwar eine Leidenschaft. Aber nie noch geschah etwas Großes ohne Leidenschaft und ohne Liebe!

Es verging kein Abend, ohne daß Heinrich in Lehnchens Haus kam. Oft blieb er vier bis fünf Stunden da. Lehnchen stickte und ließ sich Mährchen von Heinrich erzählen oder vorlesen, oder sie hörte auch zehn Minuten zu arbeiten auf, während welcher Zeit ihre Hände ineinander ruhten. Trotz dieser Freiheiten oder besser unwillkührlichen Annäherungen, hatten sie sich noch nicht gesagt, daß sie sich liebten. Sie fanden es ganz überflüssig, Dinge zu wiederholen, wovon sie beide fest überzeugt waren. Nur wenn die Mutter durch eine verdrehte Wendung das Gespräch auf die Haushaltung, auf die Ausstaffirung Lehnchens, oder gar auf ihre baldige Versorgung bringen wollte, fand Heinrich eine Ausflucht, um sich zu entfernen, worauf die Mutter immer den Kopf schüttelte, und einige Male

sogar Lehnchen Vorwürfe machte. Lehnchen aber setzte stillschweigend ihre Arbeit fort, oder verrichtete das Nachtgebet.

Heinrich war der Sohn vermögender Eltern. Nur durfte er noch nicht an's Heirathen denken, weil er noch zwei ältere Schwestern hatte, die sehr große Ansprüche machten, bis jetzt aber noch nicht an den Mann kommen konnten. Sehr oft bat ihn Lehnchens Mutter, er möge doch ihr Lehnchen bei seinen Schwestern einführen, aber Lehnchen, die in der Seele ihres Geliebten las, widersetzte sich durchaus, irgend eine Einladung der Art anzunehmen. Auch durften die stolzen Schwestern von seinem Verhältniß zu Lehnchen gar nichts wissen, sonst hätte es heftige Auftritte im väterlichen Hause gegeben. Zwar war Heinrich der einzige Sohn, der das Geschäft führte; da er aber keine Mutter mehr hatte und die Schwestern die Haushaltung führten, so achtete er dennoch ihr Wort mehr, als er selbst wußte, ja er fürchtete sie sogar, besonders aber war es ihm daran gelegen, den Hausfrieden nicht zu stören und seine Liebe zu Lehnchen so viel als möglich geheim zu halten. Lehnchen errieth dieß, schwieg und wartete.

Seitdem Lehnchen Heinrich liebte, war ihre blasse zarte Gesichtsfarbe noch durchsichtiger geworden. Ähnlich einem Raphaelischen Bild der heiligen Marie nach dem Empfängniß, so hatte sie der heilige Geist der Liebe berührt, so umstrahlte sie die Glorie ihrer Liebe. Ihre Augen wurden heller und klarer, aber in den Winkeln der Lieder sah man einen lichtblauen Reif, den man gewöhnlich nur bei müden oder berauschten Leuten sieht. Die Liebe, die innere Liebe ist wirklich eine beständige Anstrengung der Seele, sie dreht sich um sich selbst und ist sich selbst Alles, die ganze Welt. Man hat nicht Unrecht, die Liebe einen Egoisten zu nennen, sie bekümmert sich wenig um das Andere, das um sie her sich bewegt, und wenn sie sich darum bekümmert, so geschieht dieß nur in einem relativen Sinn, in einem Bezuge, den sie auf sich selbst hat oder haben kann; denn die Liebe, nicht zufrieden mit der augenblicklichen Beschäftigung, sorgt für die Zukunft und haßt die Vergangenheit. Nur wenn sie aufgehört hat, lebt sie von Erinnerungen, so wie der Greis von seinen Jugendjahren. Die Liebe lebt nie von dem Genusse, den sie hat, sondern von dem, den sie sich verspricht. Sie ist eine Täuschung, so wie das Leben selbst, aber unter den vielen täuschenden Täuschungen, die schönste, unter den vielen geträumten Träumen, der schönste, der nie an das Erwachen denkt, und wenn er auch erwacht, noch einmal wachend von dem vergangenen Traume träumt.

Heinrich war schon zwei Abende nicht mehr gekommen. Lehnchens Mutter hatte es schon so weit gebracht, daß sie, statt sich zu erzürnen, sich mit ihrer Tochter neckte. Sie hatte das wahre Mittel gefunden. Lehnchen, standhaft jedem Schelten der Mutter ein tiefes Stillschweigen entgegensetzend, konnte den Spott nicht ertragen. Als den andern Morgen die Mutter das Bett machte, fand sie das Kopfkissen, worauf Lehnchen schlief, ganz durchnäßt. Es waren die ersten Liebesthränen, die aus Lehnchens Augen geflossen. Sie hatte eine schlimme Ahnung und weinte die ganze Nacht, und als sie gegen Morgen einschlief und von ihrem Heinrich träumte, weckte sie die Mutter, um den Kaffe zu machen und um ihre Arbeit zu vollenden.

(Der Schluß nächstens.)

Länder- und Völkerkunde.

Das Badische Volk.*)

Die Zahl der Bewohner Badens beläuft sich auf eine Million und etliche hunderttausend. Das Großherzogthum ist also verhältnißmäßig eines der bevölkertsten Länder, nicht nur deutscher Zunge, sondern überhaupt Europa's. Von dieser Masse aber gehören mehr als hunderttausend Familien dem Bauernstande, etliche dreißigtausend dem Gewerbs-, und gegen vierzehntausend dem Beamtenstande an. In Beziehung auf Religion verhält sich die protestantische Bevölkerung zur katholischen, wie eins zu zwei; Juden rechnet man ohngefähr zwanzig-, und Menoniten kaum etliche über eintausend.

Die Badener sind im Ganzen ein gesundes, kräftiges, verständiges und arbeitsames Volk. Ihre große Verschiedenheit im Einzelnen aber wurde schon oben bemerkt. Vor Allem unterscheiden sich die Bergbewohner von den Flachländern, die Ober- von den Unterländern. Es sey mir erlaubt, eine schon anderswo gegebene Schilderung zu wiederholen.

»Die Bewohner des Schwarzwaldes nähren sich theils von dessen Erzeugnissen, theils durch ihren Gewerbfleiß. Jene sind hauptsächlich Holz, Vieh, Kartoffeln, Hafer und Sommerroggen. Die schwarzwäldische Industrie aber besteht in der Uhrmacherei, in der Verfertigung von Glas- und Holzwaaren, von Strohhüten, Blechlöffeln und Baumwollzeugen. Diese emsige Betriebsamkeit hat einen Wohlstand hervorgebracht, wie er in solchen Gebirgsgegenden selten vorkommt. Dessen ohngeachtet ist die Wohn- und Lebensweise der Schwarzwälder äusserst einfach.« In einigen Thälern, durch welche sich gangbare Straßen ziehn, sind zum Theil große Flecken, und selbst Städte, aber außer dem wohnt das Volk zerstreut in den Thalgrün-

*) Aus der neusten Schrift unsres verehrten Mitarbeiters. D. Red.

den und an den Berghalden, jeder Eigenthümer auf einer bequemen Stelle seines Gutes. Diese Wohnweise hat ihre großen Vortheile, sowohl wegen der Viehseuchen und ansteckenden Krankheiten, als wegen der Sitten, da der Bauer sich weniger an das Wirthshaus gewöhnt, wie in den Dörfern, wo Trunk und Spiel mehr und mehr einreissen. Die Wohnungen selbst bestehen aus hölzernen Hütten, welche Stube, Küche, Kammer, Stall und Scheune im engsten Raum unter einem und demselben Dach von Stroh oder Schindeln traulich vereinigen. Die Stube liegt an der einen Ecke zu ebener Erde, und hat ihrer ganzen Länge und Breite nach eine fortlaufende Reihe von Fenstern, die oft mit buntbemalten Zugläden versehen sind. Über diesen Fenstern führt ein Gang zu den Schlafgemächern des Gesindes; neben dem Eingange in die Stube befindet sich der Brunnen, neben der Stallthüre die Dunglege, und über dem Stall die Scheune, zu der eine anhäldige Brucke hinaufführt. Der Hofraum ist mit einem Zaun umfangen, und es befindet sich darin gewöhnlich ein Fruchtbehälter, ein kleines Bethaus, ein Bienenstand, ein Krautgarten und ein Schweinverschlag.«

»An Gestalt und Charakter gleichen sich die Schwarzwälder nicht so, wie in der Wohn- und Lebensweise. Es giebt Gemeinden, wo man den schönsten Menschenschlag antrifft, und andere, wo die Leute klein und häßlich sind. Eben so zeigen die Bewohner in vielen Gegenden eine sehr friedsame Gemüthsart, während in manch' andern ein äußerst händel- und raufsüchtiges Volk wohnt. Im Ganzen jedoch hat sich bei den Schwarzwäldern noch am meisten von der Einfalt und Biederkeit der altdeutschen Sitten erhalten; sie sind verständig, nachdenkend und ausdauernd, sparsam, begnüglich und sittsam; überhaupt sehr religiös, aber nicht weniger munter, launig und lebensfroh.«

»Die abgeschiedene Berggegend des Odenwaldes bewohnt ein eigenthümliches Volk, ein kräftiger, gesunder Menschenschlag. Obgleich im Ganzen arm, so ist es doch wohlgemuth, weil es bei der altererbten väterlichen Weise keine unnöthigen Bedürfnisse kennt, und sein Heidkornbrod und seine Milch genügsam verzehrt. Es lebt still, erweist sich gastfreundlich, und eben so freigesinnt als gemüthvoll.«

»Die Bewohner des Rheinthals leben fast überall in Städten und Dörfern. Jene steigen von tausend Einwohnern bis zum zwanzigfachen dieser Zahl. *) Sie sind durchgängig von Stein erbaut und stammen größtentheils aus dem Mittelalter, dessen Gepräge ihnen noch häufig geblieben ist; doch haben viele die beengenden Mauern entfernt und sich durch heitere Vorstädte vergrößert. Die Dörfer und Flecken bestehen meist aus Häusern mit Riegelwänden und Ziegeldächern. Je mehr es gegen Norden geht, nehmen sie an Größe eben so zu, wie sich ihre Menge verringert; einige haben wohl eher ein städtisches Aussehen, als manche Stadt. Viele ruhen wie in einem Wald von Obstbäumen; bei den meisten ist es erfreulich, ein geräumiges, heiteres Schulhaus neben der Kirche zu erblicken.«

»In diesen Städten und Dörfern zieht man seine Nahrung aus fast allen Arten menschlicher Betriebsamkeit, aus dem Landbau im weitesten Sinn, aus dem Handel, aus Handwerken und Künsten. Fremde Reisende haben die Rheinthäler ein im Ganzen wohlgebautes, verständiges, arbeitsames und mäßiges Volk genannt; im Einzelnen offenbaren sie einen eben so großen Unterschied ihrer geistigen und korperlichen Beschaffenheit, als das Erdreich, auf dem sie wohnen. Nicht nur steht der Pfälzer dem Oberländer eben so schroff entgegen, wie der Wälder dem Flachlander, sondern selbst jede Landschaft hat ihren eigenthümlichen, auszeichnenden Charakterr Die Margräfler, die Thalleute, die Marker und Kaiserstühler, die Hanauer, Hardwälder und Bruhrheiner sind sich sowohl in Gestalt und Tracht, als an Sprache und Bildung auffallend ungleich, nur leider durch fast eben so viele Fehler als Vorzüge. Denn an manchen Orten hat die herrschende Wohlhabenheit einen übermüthigen, stolzen Geist erzeugt; in den meisten Weingegenden der launenhafte Wechsel von fruchtbaren und Miß-Jahren einen verderblichen Leichtsinn; hin und wieder das Zusammenwirken anderer Ursachen eine ausgelassene Rohheit, Streit- und Raufsucht.«

Viele der herrschenden Übel werden aber allmählig verschwinden, wenn die reiche Saat aufkeimt, welche durch unser so sehr verbessertes Schulwesen in die Seelen der jungen Bevölkerung ausgestreut werden, wenn im Einklange mit den Bemühungen des Lehrers der Geistliche, der Schriftsteller und Künstler wohlthätig auf den öffentlichen Geist einwirken, und uns besonders auch vor den Umgriffen jener frivolen Bildung bewahren, welche stets das gefährliche Gift für deutsche Tugend und Sitte gewesen ist.

Neben seinen zwei Universitäten, seinen katholischen wie protestantischen Priester- und Schullehrer-Seminarien, zählt das Großherzogthum zehn Lyceen, Pädagogien und Gymnasien, alsdann neben dem sorgfältig gepflegten polytechnischen Institute zu Karlsruhe, eine Reihe höherer Bürger- und Gewerbsschulen und endlich nicht weniger als gegen achtzehnhundert Elementarschulen. Von den weitschichtigen Höfen des Schwarz-

*) Konstanz zählt 3,900 seit dem Zollverein, Lörrach 2,350, Müllheim 2,380, Breisach 3,050, Freiburg 13,000, Lahr 6,000, Offenburg 3,600, Baden 4,000, Rastatt 6,000, Karlsruhe 20,000, Heidelberg 12,000, Mannheim 20,600 Seelen.

und Odenwaldes schicken die Eltern stundenweit ihre Kinder zum Unterricht, und rührend ist der Anblick, wie die Kleinen mit einem Pfannkuchen in der Büchertasche oft durch Schnee und Ungewitter der Schule zuwandern. In den Dorfschulen bemerkt man schon keinen Hirtenknaben, ja keine Milchmagd mehr ohne Gebetbuch in der Hand. Unter den vermöglichern Hofbauern aber gibt es viele, welche neben der Bibel, neben dem Noth- und Hilfsbüchlein, die Welt- und Landesgeschichte, Schillers oder Hebels Gedichte und andere Werke aufgestellt haben. In den bedeutenderen Ortschaften endlich sind überall Museen- und Lesegesellschaften, und vielleicht gibt es keinen Ort im Lande, wo nicht eine Person wenigstens französisch, italienisch oder englisch versteht.

Karlsruhe. D. Joseph Bader.

Ein Traumbild aus Göthe's Leben.

Der erste Morgenschimmer fiel sanftgebrochen durch die Gardinen des Gemaches, in welchem der Greis schlief. An der Wand pickte die alte Standuhr, aus Göthe's väterlichem Hause, die der gütige Herzog mit liebevoller Aufmerksamkeit aus Frankfurt hatte verschrieben, und heimlich diese Nacht im Schlafzimmer seines Jugendfreundes aufstellen lassen, ihn am Morgen seines Geburtstages damit zu überraschen; dieselbe Uhr, unter welcher der Knabe so manche fröhliche Stunde verspielt, oder den Mährchen seiner Mutter gelauscht hatte.

Vor seinem Lager kniete ein holdes Mägdlein, verklärt von einem milden goldenen Lichte, das um die anmuthige, zarte Gestalt floß. Die feinen runden Arme ruhten kreuzweis übereinandergelegt auf dem Saume des Kissens, blonde Locken ringelten sich den schlanken Hals auf ein blendend weißes einfaches Gewand herunter, und innige blaue Augen bewachten sorgsam jeden Athemzug des Schlummernden. Und als das Mägdlein sah, daß der alte Herr recht fest schlafe, stund sie auf, beugte sich leise über ihn, streifte einige schneeglänzende Haare von seiner erhabenen Stirne zurück, hauchte einen Kuß darauf und lispelte:

»Bin dein Gretchen, mein Wolfgang! Hast mich noch nicht vergessen? Du bist ein großer Mann geworden, und heißest Staatsminister von Göthe, aber gewiß erinnerst Du Dich noch jener Stunden, die wir vor langer langer Zeit miteinander verlebten. Unser Glück war leider nur von kurzer Dauer; man hat uns bald getrennt. Ich ahnte nicht, daß jener Abend, als wir so stillvergnügt Arm in Arm durch die glänzend erleuchteten Straßen deiner Vaterstadt giengen und die Kaiserkrönung mitfeierten, daß jener erste Kuß, den wir uns damals auf der Hausthür zur guten Nacht gaben, der letzte seyn würde.

»Ich bin jetzt gekommen, Dich zu segnen an deinem Wiegenfeste. Heute sind es achtzig Jahre, daß Du geboren wardst. Hab' dein Bild treu bewahrt in meiner Seele, und es hinübergetragen in die Wohnungen des Friedens, deren Räume heute meine Sehnsucht überflog, um mich wieder einmal an deinem Anblicke zu laben. Ja ich bin der Geist deines Gretchens; meine Liebe hat Dich einst beseligt, und den heiligen Funken in der Tiefe deines Busens zur Flamme genährt, aus welcher dein Faust hervorschritt, durch den Du mich selbst mit Dir verewigt, und an dessen Schlusse Du mein Bild als Engel für alle Zeiten verklärt hast.

Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan,
Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

»Möge der Himmel das Ziel deiner kostbaren, in ununterbrochenem Segen wirkenden Tage noch recht weit hinausrücken, und den Frost des Alters mit den freundlichsten Sonnenblicken Dir lindern! Und meine Gestalt wird Dir noch oft im Traum erscheinen und Dir jenen Frühling deines Lebens wieder heraufzaubern; noch oft wirst Du dein Gretchen sehn in deinem Schlummer, bis Du dem letzten in die Arme sinkest; dann soll es meine Hand seyn, die Dir unsichtbar die brechenden Augen zudrückt, dann soll sie jenseits die erste seyn, Dir zum Willkommen dargeboten!

»Lebewohl! mein Liebling! bald finden wir uns wieder!« — Und Gretchen war verschwunden.

Der Greis bewegte sein edles Haupt. Ein überaus heiteres Lächeln spielte um den feingeschnittenen Mund. Die großen göttlichen Augen öffneten sich.

Da fiel sein Blick auf die gegenüberaufgestellte Wanduhr. Die freudigste Überraschung verklärte seine Züge. Im blühenden Rosenlicht schwebte seine Kindheit wieder vor ihm. Die Sonne stieg eben prächtig auf, und ihre Strahlen umkränzten einer Glorie gleich die Silberlocken des großen Mannes.

Still sann er noch lange seinem Traume nach.

August Schnezler.

TIMBRE ROYAL

Bilder und Sprüche, von August Schnezler.

20.
Der Mensch gleicht einer Uhr, die meist unrichtig geht,
Zu früh bald, bald zu spät, dann wieder stille steht.

21.
Die Sorge wächst geschwind, wenn du ihr Nahrung giebst,
Sie ist dein eignes Kind in das du dich verliebst.

22.
Du suchest jedesmal am Monde nur die Flecken;
Kann denn sein holder Strahl dir keine Lust erwecken?

23.
Siehst du die Sterne an, laß dich von ihnen mahnen:
Was ist die Erdenbahn? Es gibt noch höhre Bahnen.

24.
Zum Auge sprach der Geist: »Du mußt mich nicht verrathen!«
Das Auge sprach: »Das heißt: Du sinnst auf schlechte Thaten!«

25.
Es sucht ein edler Mann in mancher Menschenbrust,
Was er noch retten kann vom gänzlichen Verlust.

26.
Fahr' nimmer an das Riff mit deinem schwachen Kahn,
Schaff' dir ein gutes Schiff mit starken Segeln an!

27.
Du hast die Welt bereist, dich weit herumgetrieben,
Allein ich seh', dein Geist ist hinterm Ofen blieben.

28.
Im Leben kostet es viel Stiefel und viel Schuh'
Bis man erwandert hat Behaglichkeit und Ruh'.

Täuschung.

Die Maler sie malen in's Blaue,
Die Dichter sie singen vom Blatt,
Ob Winter noch so graue
Verdrüßliche Tage hat.

Die Liebenden, ach, sie bauen
So golden ihr Schloß in die Luft,
Und wenn sie es recht beschauen,
So war's die geöffnete Gruft.

—r.

In den Bergen.

Inmitten in den Bergen, auf ihren höchsten Höh'n,
Kann ich umher nur Himmel und grüne Wälder seh'n!
Es wirft sich wie in Wellen ein weiter Ocean,
Mein Herz tritt frisch und fröhlich die Fahrt durch euch hinan!
Tief in euch will ich tauchen, durch Thal und Felsenwand,
Nicht fragen nach dem Compaß der weist in's ebne Land!

—r.

Kleine Chronik.

Literatur, Kunst, Industrie, u. s. w.

— Von dem bereits angezeigten »Freiherrn von Sandau,« von D. Bretschneider, wird eine dritte Auflage gedruckt.

— Von Heine's »Buch der Lieder« erscheint im diesem Jahre ebenfalls eine dritte Auflage.

— Von Karl Beck, dem Verfasser »der Nächte« und »des fahrenden Poeten«, soll nächstens ein dramatischer Versuch: »Verlorene Seelen« erscheinen.

— Im Jahr 1840 sollen das Walhalla vollendet und Albrecht Dürers Denkmal aufgestellt werden.

— Ahlwardt kündigt eine neue metrische Uebersetzung von Ossians Gedichten an (Leipzig bei Göschen, 3 Bändchen).

— D. Schorn's Kunstblatt enthält einen Nekrolog der Herzogin Marie von Würtemberg-Orleans.

— Justinus Kerner, von welchem wir kürzlich einige neue Verse mitgetheilt, läßt sich in folgendem Gedichte »An einen Freund« launig über seine Gegner heraus.

»Nanntest eine Leidensblume mich in deiner Liebe, Freund!
Zähle nichts von solcher Blume, doch du hast es gut gemeint.
Aber immer wird mir klarer, daß ich eine Distel bin,
Eine Distel üppig blühend, ästevoll und saftig grün.
Was den Glauben mir gegeben, ist — ich sag' dir's traulich still —
Das, daß eine Heerde Esel immerdar mich fressen will.«

— Aus Stockholm, 27. November, lautet eine Nachricht also: Unser berühmter Bildhauer Göthe ist gestorben.
(Kunstblatt.)

Räthsel.

Das Mädchen schmückt es,
Den Sklaven drückt es;
Die Liebe windet's unsichtbar
Dir rosig um die Seele gar.

—r.

Auflösung der Charade in Nro. 9: Rothschild.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 11.

Samstag, den 16. März 1839.

Wallbilder.

—

1.

Auf dem Wall, im Sonnenscheine,
Stehen besenkahle Bäume.
Vöglein sind schon da; ich meine
Grünen muß es über Nacht.

Und die Städter, sie erscheinen,
Stehen auf der Füße Keime,
Hinter Palissadenzäunen
Schauend der Gebirge Pracht.

2.

Auf dem Wall, im Sonnenscheine,
Gehn vier alte Kameraden
Disputirend. Und der Eine
Führt das Wort und eifert sehr.

Kommen eben von dem Gläschen,
Haben alle dünne Waden,
Haben alle rothe Näschen,
Also kommen sie daher.

3.

Auf dem Wall, im Sonnenscheine,
Ist ein Anblick wunderlieblich:
Auf den Bänken, im Vereine,
Sitzt der Wärterinnen Schaar.

Ach, die zarten, lieben Kindlein
Waren eingesperrt betrüblich;
Aber nun die weißen Windlein
Flattern, sind sie fröhlich gar!

Englein-Jauchzen! Süßes Kosen!
O, ein Anblick wunderlieblich:
Bei der Mädchen Blick, dem losen,
Kinderäuglein, fromm und klar!

4.

Auf dem Wall, im Sonnenscheine,
Dort wo die Kanonen funkeln,
Sitzt mit seinem Stelzenbeine,
Auf der Bank, ein Veteran.

Da, im grauen Oberrocke,
Sitzt er, mit den schönen, dunkeln
Augen und der greisen Locke,
Sieht sich still den Frieden an.

5.

Auf dem Wall, im Sonnenscheine,
Krankes Mägdelein thut gehen
An des Vaters Arm alleine,
Trinkt die reine Himmelsluft.

Allbeseligendes Wesen,
Das Du bist im Frühlingswehen,
Laß das bleiche Kind genesen
Und begrün' des Jünglings Gruft!

6.

Auf dem Wall, im Sonnenscheine,
Geht Großmütterchen so wonnig,
Führet an der Hand das kleine,
Vielgeliebte Enkelein.

Mich umschwebt ein sel'ger Schatten
Aus den Kindestagen sonnig,
Die mich so gesehen hatten —
O es mag schon lange seyn!

C. A. Candidus.

Lehnchen.

Eine Geschichte aus der neusten Zeit,

von

A. Weill.

(Beschluß.)

Heinrich kam auch an diesem Tage nicht. Es mußte etwas Besonderes vorgehn. Auch putzte sich die Mutter an demselben Nachmittage, wie auf eine Hochzeit, und gieng auf's Spionniren aus.

Unterdessen trat Heinrich noch an demselben Abend in das Zimmer, wo Lehnchen arbeitete. Ein Blick, den das gute Mädchen auf ihren Geliebten warf, genügte ihr, um die Wahrheit zu erfahren. Sie bewillkommte ihn herzlich, ohne ihn wegen seines Ausbleibens zu fragen. Dieser, erstaunt über die Freundlichkeit Lehnchens, schwieg einige Minuten, als er plötzlich die Geliebte in die Arme schloß, sie heftig an seinen Busen drückte, indem er ausrief: Nein, Lehnchen, ich lasse Dich mir nicht entreißen, und koste es auch mein Leben! Zum ersten Male preßte er seine heißen Lippen auf die ihrigen, und sie ließ sich gehen, schmiegte sich sanft an sein Herz und gab Kuß für Kuß. Ich habe mir es denken können, sagte Lehnchen, deine Schwestern erfuhren.... Still davon, versetzte Heinrich, ich habe drei der qualvollsten Tage verlebt, und an Allem diesem ist deine Mutter Schuld. Sie erzählte es selbst überall, prahlte mit mir, als mit ihrem Tochtermann, und so erfuhren meine Schwestern mehr als die Wahrheit. Lehnchen, sagte Heinrich ernst, ich reise morgen nach Amsterdam. Eine lange Pause trat ein. Lehnchen, halb erstaunt, halb erschrocken, wußte nichts zu antworten. Und wann kömmst Du wieder? fragte sie endlich. — In drei Monaten, vielleicht auch erst in sechs. Meine Schwestern müssen sich gewöhnen, ohne mich zu haushalten, bis dorthin wird sich Vieles ändern, denn hier kann ich nicht bleiben, ohne Dich jeden Tag zu sehen und zu sprechen, und dennoch wage ich es nicht, so schnurstraks dem Willen des Vaters und der Schwestern zuwider zu leben. Wenn Du wüßtest, was ich gelitten? — Thue was Du für gut hältst. Unser Heiland wird mich stärken, ich werde für Dich und mich beten. — Und versprichst Du mir auch, fuhr Heinrich fort, mir treu zu bleiben und mir beständig zu schreiben? Ich kann nie mehr einen andern lieben, sagte Lehnchen ernst, aber gelassen, und wenn Du mich nicht heirathest, gehe ich in's Kloster. — Possen, sagte Heinrich, wer denkt an's Kloster? Doch hier nimm diesen Ring, auf den ich meinen Namen und den Deinigen eingraben ließ, und hier noch dieß goldne Herzchen, befestige es an dein schönes Kreuz, das Du immer trägst. Lehnchen nahm was Heinrich bot. Du bleibst doch noch einige Tage hier? fragte Lehnchen. — Heute Abend, reise ich ab. Ich gehe zu meinem Oheim in Amsterdam, da werde ich wie ein Kind behandelt. Mein Vater selbst willigte ein, doch nicht die Schwestern. Lehnchen stand auf, gieng über ihr Pult und brachte ein goldnes Ührchen. Dieß, sagte sie, schenkte mir mein Vater auf seinem Todtenbette. Es ist Alles was ich von ihm habe. Bewahre es wie dein Herz, denn es gibt Nichts, das mir heiliger wäre als dieß Geschenk. Heinrich nahm es. Sie umarmten sich noch oft, weinten Thränen der gegenwärtigen Freude und des zukünftigen Schmerzes der Trennung, bis Heinrich sich entfernte. Als er die Thüre öffnete, trat ihm die Mutter entgegen und wollte ihn zurückhalten. Er aber nahm noch einen letzten Abschied von Tochter und Mutter und entfernte sich schnell.

Da haben wir's! donnerte endlich die Alte los. Junge Buben, die sich verlieben und tugendhafte Mädchen unglücklich machen, und am Ende den Muth nicht haben es zu gestehen, vielweniger zu heirathen. Das Donner soll drein erschlagen! Wenn Du mir noch ein Mal den Gelbschnabel herein lässest, so werfe ich Dich mit ihm hinaus. Gezittert hat er, wie ein geschorener Pudel, als ihn der Vater hernahm, er wagte es nicht zu gestehen und versprach nie mehr zu Dir zu kommen. Ist das ein Mann? Da war dein Vater selig anders, als er mich nahm, obschon er besser gethan hätte, er hätte mich nicht genommen, dann brauchte ich auch nicht für Euch zu sorgen. Hier flossen ihr die Thränen schon über die Wangen und nahmen etwas Farbe mit. Lehnchen, die schon oft solche Scenen ausgestanden hatte, schwieg wie gewöhnlich und weinte im Stillen. Endlich nach einigen Pausen, erwiederte sie: mein Heinrich geht ja nach Holland und alles Gezanke hat nun ein Ende. — So,

versetzte die Mutter ironisch, er geht nach Holland, der holde Knabe — sie hatte solcher Phrasen einige — der liebliche blasse Jüngling, er geht nach Holland und nimmt mir das Herz meines Kindes mit. Meinst Du, ich weiß es nicht, daß Du des Nachts, wenn ich schlafe, Dir die Augen ausweinst; meinst Du, ich merke es nicht, daß deine Arbeit nicht mehr vom Fleck gehen will? Du bist verliebt in Heinrich, verliebt, wie ich in meinem Leben nicht verliebt war und — ich war es doch oft — so wollte sie sagen, aber verschluckte es. Er geht nach Holland, fuhr sie langsamer und gedehnter fort. Und das läßt Du Dir von ihm aufbinden, daß er wegen Deiner nach Holland geht? Ja der Teufel! — Seine Tante hat heute bei der Settchen gesagt, daß er nie ein katholisches Mädchen heirathen dürfe und katholisch bist Du doch, wenn ich schon protestantisch bin. Mutter, sagte endlich Lehnchen auf dessen Wangen der Zorn glühte, bleiben Sie nun von diesem Kapitel still, ich bleibe wer ich bin und Heinrich hat mir nie davon gesprochen. Es gibt viele Ehen hier, wo der Mann protestantisch und die Frau katholisch ist. — Ja, aber jetzt geschieht's nicht mehr, versetzte die Mutter, weils die Katholiken nicht leiden. Frage ein Mal deinen Beichtvater! Ich thue was ich will, versetzte Lehnchen barsch und frage nur mein Herz und unsern Heiland. Hiermit schwieg sie, aber sie dachte dennoch nicht so wie sprach. Jedoch schwieg die Mutter endlich auch und besorgte das Abendessen. Lehnchen gieng an demselben Abend noch aus. Sie sagte zwar, sie gienge in den Gesangverein, aber einige Leute wollen sie doch aus des Pfarrers Haus haben gehen sehen.

Heinrichs erster Brief war glühend heiß, eben so der zweite und dritte. Drei Monate aber verstrichen hierauf ohne daß Heinrich schrieb.

Die Liebe ist erfinderisch und listig. Lehnchen hatte Heinrich bei seinem Scheiden nicht gefragt, ob er ihr auch treu bleiben werde. Sie zweifelte nie an ihm. Aber als er drei Monate vorübergehen ließ, ohne zu schreiben, wollte sie doch gern wissen, ob er denn an seine Schwestern schreibe, oder ob ihm vielleicht etwas Besonderes zugestoßen sey. Sie suchte, mit einer Bekanntin in dem väterlichen Hause Heinrichs freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen und erfuhr nach langem Harren, daß Heinrich krank war. So schwer ihr auch diese Nachricht auf's Herz fiel, so erfreute sie sich doch darüber, daß dieß allein die Ursache seines Schweigens war. Aber es verstrichen wieder zwei Monate, ohne daß Heinrich schrieb. Lehnchen ertrug nebenbei noch die Qualen des Spottes, den ihre Mutter beständig über sie ausgoß. Sie schwieg, duldete und wartete. Es ist ja die Bestimmung des Weibes, dachte sie oft, lieben und dulden. Endlich erfuhr man, der Vater Heinrichs sey selbst nach Amsterdam abgereist. O, dann erst fühlte Lehnchen die Qualen der Armuth, sie konnte nicht zu ihrem Heinrich eilen, sie wähnte ihn gefährlich krank, vielleicht dem Tode nahe, keiner hätte ihn wie sie verpflegt, keine Seele liebte ihn so wie sie und dennoch mußte sie in ihrem dunkeln Kämmerlein sitzen bleiben, und warten, warten bis das Schicksal über ihr Loos entscheide. O, es war dieß eine harte Prüfungszeit. Doch murrte sie nicht, sie betete vielmehr inbrünstiger als je und schmeichelte sogar ihrer Mutter, die endlich doch Mitleiden mit ihrer Tochter hatte, besonders da sie zusehends an Schönheit abnahm und alle Mittel, ihr diese Liebe aus dem Kopfe zu bringen, vergebens waren. Keiner tröstete sie, als dann und wann der Hauseigenthümer, der sie mit den Worten verließ: »Wenn man heutigen Tages kein Geld hat so darf man sich nicht verlieben.«

Endlich kam ein Brief aus Amsterdam. Lehnchen weinte vor Freude. Sie eröffnete den Brief und las. — »An Fräulein Lehnchen« — Fräulein Lehnchen, dachte sie, indem sie erblaßte, er sagte doch Du zu mir. Sie las weiter. »Meine Aufrichtigkeit und meine innige Liebe zu Ihnen« zu Ihnen, wiederholte sie und all' ihr Blut strömte ihr gegen das Herz, so daß sie sich ungefähr fünf Minuten nicht wohl befand, endlich las sie weiter, »zwingen mich die Wahrheit zu sagen. Drei Monate konnte ich Ihnen nicht schreiben, weil ich krank war und während den andern drei Monaten gab ich mein Ehrenwort, Ihnen nicht zu schreiben. Diese Frist ist nun verstrichen und ich erfülle meine Pflicht. Mein Oheim ist, wie Sie wissen, einer der reichsten Kaufleute hier, der nur ein einziges Kind hat. Als ich krank war, that er ein Gelübde, nämlich dieß, daß wenn ich wieder genäse, ich seine Tochter heirathen müsse — denn diese ist das einzige Kind — ich hatte den Muth nicht, n e i n zu sagen, doch sagte ich auch nicht j a. Aber da schrieb er meinem Vater, nahm mir mein Versprechen ab und machte sich anheischig meine zwei Schwestern ebenfalls reichlich zu versorgen. Immer war ich noch nicht entschlossen, da bemerkte mir mein Vater, daß Sie ja katholisch wären, und daß er nie seinen Segen zu einer gemischten Heirath geben werde. Dieß bewog mich — mich zu einem Bräutigam machen zu lassen — in welcher Eigenschaft ich bald nach Hause kommen werde. Noch ist nicht Alles verloren, denn ich werde Sie nie vergessen und bin in jedem Falle bereit Ihnen in jeder Hinsicht mit allen Kräften beizustehen.« — Wohlthaten! schrie Lehnchen, indem sie den Brief zerriß, Almosen will er mir geben! vielleicht kuppelt er mir auch einen Mann, wie es die Großen ihren Maitressen thun! Nimmermehr! lieber sterbe ich Hungers. Thränen erstickten ihre Stimme. Zur Steuer der Wahrheit muß bemerkt werden, daß Lehnchens

Mutter sich seit einiger Zeit gänzlich geändert hatte, sie spottete ihrer Tochter nicht mehr, sondern weinte nur mit ihr. Gott weiß, daß sie nun beide zu weinen genug hatten. Heinrich war bereits angekommen und die ganze Stadt sprach von dieser Geschichte. Bald aber hatte sie noch von einer andern Neuig- keit zu sprechen. Es hieß nämlich Lehnchen, wäre zur protestan- tischen Religion übergegangen. Niemand wußte recht die Wahr- heit, doch berichten die politischen Correspondenten, daß ein katholisches Märchen zur protestantischen Religion übergegangen sey, weil der Pfarrer ihr verboten hatte, ihren Geliebten zu hei- rathen. In Lehnchens Innerm wogte ein gewaltiger Kampf. Sie wollte ihrem Geliebten zeigen, was sie für ihn im Stande wäre zu thun, war aber doch zu viel Märchen und dabei zu viel Katho- likin, um nicht nagende Gewissensbisse zu empfinden. Seit der Ankunft Heinrichs war sie nur einige Male ausgegangen. Sie traf eines Tages Heinrich in der Promenade, beide aber giengen scheinbar kalt vor einander vorüber und bemerkten nur daß sie beide sehr krank aussahen. Heinrichs Schwester war Braut und Heinrich mußte seine Braut heirathen. Von diesem Tage an hieß es, Lehnchen habe die Bleichsucht. Armes Lehn- chen! Zuerst Liebe und dann Reue brachen ihr das Herz. Oft umarmte sie ihre Mutter krampfhaft, schluchzte laut auf und bat sie, ihrer Tochter zu verzeihen, daß sie, sie nicht mehr er- nähren konnte. Lehnchen konnte wirklich nicht mehr arbeiten, es schwindelte ihr beständig vor den Augen und dann wurde sie so schwach, daß sie endlich das Bett nicht mehr verließ. Heinrich gieng jeden Tag vor dem Hause vorüber, bis endlich die Mutter ihn durch die Polizei bitten ließ, nicht mehr durch die Straße zu gehen, da Lehnchen ihn schon am Tritte kannte. Heinrich gehorchte. Auch ihn drückten Gewissensbisse. Am 29. August 1838 starb Lehnchen angeblich an einer Bleichsucht. Jungfrauen be- kränzten ihr Grab. Heinrich hat sich verpflichtet die arme Mutter zu ernähren; sie betet für seine Gesundheit, die sehr zerrüttet ist. Lehnchen wurde als protestantisches Mädchen begraben.

An einen Dichter.

Salbenduftender, Du, von Rosenkränzen Umblühter!
Ach, es sagt uns dein Blick, daß Dich die Dirne bekränzt!

—r.

Karls des Großen
Reise nach Jerusalem und Constantinopel.*)

II.

Vier ganze Wochen verweilte der Kaiser in Jerusalem, er und seine zwölf Pairs. Die hochwerthe Gesellschaft trieb da einen gewaltigen Aufwand, denn Karl war ein sehr reicher Fürst. Auch ließ er den Bau eines schönen Münsters beginnen, das er der Mutter des Heilandes weihte, die Eingebornen aber nannten es die Latanie. Dahin kommen Leute von den ver- schiedensten Sprachen aus der ganzen Stadt, und verkaufen all- da kostbare Stoffe, Tücher, Seidenzeuge, köstliche Wurzeln, Zimmet, Pfeffer und andere gute Gewürze, auch manche heil- same Kräuter, deren Namen ich nicht zu nennen weiß.

Als der Kaiser die gemeldte Zeit dort verharrt hatte, so ließ er den Patriarchen rufen und sprach zu ihm: »Ich will mich nun, lieber Herr, bei Euch beurlauben, und nach Frankreich, wo ich den Scepter führe, zurückkehren. Schon geraume Zeit bin ich von dort abwesend, lange habe ich außer meinem Reiche verweilet, und meine Angehörigen wissen nicht wohin ich mich gewendet habe. Lasset nun hundert Maulthiere mit dem abge- ladenen Golde und Silber wieder belasten.« »Ja,« entgegnete Jener, »auch alle die großen Schätze, die ich besitze, seyen Euch überlassen, und die Franken mögen so viel davon neh- men, als sie zu tragen vermögen. Aber vor den Sarazenen nehmt Euch wohl in Acht, so wie vor den Heiden: Diese stre- ben einzig dahin, wie sie uns verderben und die christliche Ge- meinschaft zernichten möchten. Und, fuhr er fort, an Euch er- geht meine Bitte, daß ihr die uns so feindseligen Sarazenen, wo ihr es vermöget, ausrotten wollet.« »Gerne,« sprach Karl, und verhieß es ihm auf sein kaiserlich Wort. »Alle meine Va- sallen, sagte er, werde ich aufbieten, und nach Spanien ziehen: keiner von den Feinden soll übrig bleiben.« Und er führte seitdem auch aus, was er versprochen; denn dort starb ja Roland den Heldentod und mit ihm die zwölf Pairs.

Nun aber wurde in Karl wieder die Erinnerung wach an seine Gemahlin, und an das, was sie gesprochen; nun will er Jenen aufsuchen, den sie ihm so angepriesen: und nicht eher will er rasten, bis er ihn aufgefunden habe. Am Abend wird die bevorstehende Abreise, den Franken, jedem in seiner Herberge, angekündigt; und Aller Herzen wurden fröhlich, als

*) Krankheit und gehäufte Arbeit haben den verehrten Verfasser bis jetzt verhindert, die Fortsetzung dieses im vorigen Jahrgange abgebro- chenen interessanten Aufsatzes zu geben. Wir hoffen unsern Lesern auch jetzt noch Freude damit zu machen. Die Redact.

sie die Botschaft vernommen hatten. Morgens, als die aufgehende Morgenröthe den Tag verkündigte, werden Maulesel und Saumthiere angeschirrt und beladen. Die Baronen steigen zu Pferde und reiten die Straße dahin. Sie kommen nach Jericho, wo sie Palmen in großer Menge nehmen, und „Gott hilf!" mit lauter und heller Stimme rufen. Der Patriarch, auf einem kräftigen Maulthiere reitend, führte und geleitete sie den ganzen Tag. Am Abend waren die Baronen in ihren Herbergen beisammen, und was sie nur begehrten, wurde ihnen Alles gewährt. Bei Tages-Anbruch begaben sie sich wieder auf den Weg. Nun wendete sich der Patriarch zu dem Kaiser: „Herr," sprach er, „ich bitte nun um Euern Urlaub." „Ich befehle Euch Gott," erwiederte Carl: dann gaben sie sich den Abschiedskuß und trennten sich.

Nun ritt der Kaiser weiter mit seinem stolzen Gefolge: da erwies es sich vielfach, daß die vom Patriarch ihm geschenkten Heiligthümer große Kraft, von Gott ihnen zugetheilt, besäßen. Bei jedem Gewässer, das sie antrafen, zeigte sich ihnen die Fuhrt, wo ihnen ein Blinder begegnete, der wurde wieder sehend, der Lahme richtete sich auf und der Stumme erhielt seine Sprache wieder.

Immer weiter bewegte sich Karl voran, mit seiner zahlreichen Begleitung: sie zogen über die Hügel und Berge von Abilant, über die Felsen von Guitume und die vor denselben sich ausbreitenden Ebenen. Da erblickten sie auf einmal Constantinopel, die mächtige Stadt, mit ihren Glockenhäusern, ihren Adlern und glänzenden Thurmspitzen. Auf der rechten Seite der Stadt sahen sie Baumgärten, bepflanzt mit Fichten und schönen Lorbeerbäumen. Da blühten Rosen; auch Hirschholder und Weißdorn standen in Blüthe. Zwanzigtausend Ritter waren da zu schauen, gekleidet in kostbare Stoffe und weißen Hermelin, mit Mänteln von Marderspelz, die bis auf die Füße herabgiengen. Sie ergötzten sich auf verschiedene Weise, am Schachspiele, und an den Tischen; sie trugen Falken und auch Weihen. Dreitausend Jungfrauen von herrlicher Gestalt, gekleidet in glänzende Goldstoffe, hatten sich diesem freundschaftlichen Zirkel beigesellt, und nahmen an den Vergnügungen Antheil.

Karl hat sich unterdessen genähert; er wendet sich um und spricht zu Roland: „Ich weiß nicht, wo der König ist: hier ist ein großer Hofhalt." Dann ruft er einem Ritter und spricht ihn freundlich an: „Freund, wo ist der König? schon lange Zeit wandere ich, um ihn aufzusuchen." Jener entgegnet: „Reitet nur weiter, dort unter jenem kostbaren Zelte findet Ihr ihn sitzend."

Karl eilte rasch vorwärts, und fand den Kaiser Hugo, der mit seinem Pfluge ackerte. Die Handgriffe daran sind von feinem glänzendem Golde, eben so die Achsen, die Räder und die schneidenden Messer. Auf jeder Seite geht an demselben ein kräftiges Maulthier. Nun folgt ihm aber der Kaiser nicht zu Fuße, den Stachel in der Hand: denn unter einem goldenen überhängenden Zelte steht ein Sessel, und auf demselben liegt ein prachtvolles Kissen, dessen Federn vom Goldvogel kommen, und dessen Ueberzug von glänzendem Stoffe ist. Hier sitzt der Kaiser, zu seinen Füßen steht ein Schemel mit weißem Silber gewirkt. Vier Säulen umgaben ihn. Sein Haupt war bedeckt, seine Handschuhe von großer Schönheit; auch war er bekleidet mit einem kostbaren Grauwerk. In seiner Hand hielt er einen goldenen Stab, mit dem er so geschickt die Pflugarbeit zu leiten wußte, daß seine Furche schnurgrade gezogen wurde. Nun sah er König Karl auf seinem Maulthiere sich nahen. Dieser folgte einem uralten Pfade, und kam zum ausgespannten Zelte, das von Gold strahlte. Dann grüßte er Hugo den Starken mit freundlichen Worten. Dieser sieht ihn genauer an, bemerkt Karls stolze Haltung, seine vollen, kräftigen Arme, seinen zierlichen, wohlgebauten Körper: „Herr," entgegnet er, „Gott erhalte Euch; woher kennt Ihr mich?" Da antwortet der Kaiser: „Ich bin geboren im Lande der Franken, heiße Karl mit Namen, Roland hier ist mein Neffe. Ich komme von Jerusalem, und bin auf dem Rückwege. Doch wollte ich Euch und euer kaiserlich Wesen noch kennen lernen." Da sagte Hugo der Starke: „Es sind wohl sieben Jahre oder mehr, daß ich von fremden Kriegern sagen hörte, daß kein König unter dem Himmel solch großen Hof halte, wie Ihr. Ein Jahr will ich Euch bei mir behalten, wenn Ihr so lange bleiben möget. Ich werde Euch viel gute Habe, Gold und Silber geben; und eure Franken mögen so viel davon fortführen, als sie zu laden vermögen. Doch will ich jetzt mit eurer Erlaubniß meine Thiere ausspannen." Er that es, und ließ seinen Pflug stehen; dann besteigt er sein Maulthier und will weg reiten. „Herr," sagte Karl zu ihm, „an euerm Pfluge hier ist so viel feines Gold, daß ich es nicht zu schätzen weiß. Bleibt er unbewacht dastehn, so fürchte ich, er möchte verloren seyn." Da sprach König Hugo: „Alles dieß soll Euch keine Sorge machen, so weit sich mein Gebiet erstreckt, ist nie ein Dieb gefunden worden. Er könnte sieben Jahre dastehn, er würde nicht von der Stelle gerückt." „Hilf, heiliger Geist," rief Wilhelm von Orange aus! „hätt' ich ihn in Frankreich, und wäre Betterain da, bald wäre er mit Pikeln und Hämmern in tausend Stücke zerschlagen."

Der König spornte sein Maul um seine Gäste anzukündigen. Er kam zu seinem Pallast und eilte zu seiner Gemahlin. Er ließ sie kostbar schmücken; und nun war sie bekleidet, Pallast

und Säle waren mit prächtigen Stoffen behangen, als Karl mit seinen Leuten anlangte. Er steigt vor der marmornen Treppe ab; die Stufen hinauf gelangt er zu dem Saale und den innern Gemächern des Pallastes. Sieben tausend Ritter fanden sie da sitzend in Pelzröcken von Hermelin und schimmernden Untergewänden, die sich an den Tischen mit Schachspiel und sonst noch wie ergötzten. Aus dem Pallast liefen zahlreiche Diener heraus, um die Gäule und die starken Maulthiere in Empfang zu nehmen, und sie führen dieselben in Herbergen, wo ihrer sorgfältig gewartet wurde.

Karl bemerkte die reiche Pracht, die das Innere des Pallastes schmückte. Von feinem Gelde waren Tische, Sitze und Bänke; Bande von himmelblauer Farbe durchzogen ihn auf allen Seiten; dabei war er anmuthig zu schauen durch werthvolle Malereien von allerlei Thieren, Schlangen, Vögeln und Creaturen der manchfaltigsten Art. Er war gebaut wie ein Gewölb und oben schließend, alles nach dem Zirkel abgemessen und in schönen Verhältnissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Ueberfall auf der Veste Lützelstein.*)

Die Kriegsgesellen auf Lützelstein
Die zechen noch tief in die Nacht hinein,
Die Würfel springen,
Die Heller klingen
Und Humpen und Becher klirren darein.

Der Burgvogt lächelt: »Das ist ein Gestampf,
Ein Klirren und Rasseln, als wär' es ein Kampf!
Beim Schaume der Fässer,
Da schmeckt es euch besser,
Als draußen im Lager und Pulverdampf.

»Doch hört was die Chronik uns überbracht:
Einst zechten die Kriegsleut' auch bei Nacht,
Als feindliche Streiter
Erstiegen die Leiter,
Und stürmten die Veste so schlecht bewacht.«

*) November 1522.

Das Wort ist gesprochen zu rechter Zeit;
Doch lachen sie all': Die Gefahr ist weit!
Als plötzlich der Wächter
In's helle Gelächter:
»Die Feinde! die Feinde!« durch's Notthorn schreit.

Sickingen war es, der schlaue Franz,
Der hatte beschlichen die Felsenschanz,
Schon halten am Walle
Die Reisigen alle,
Schon flimmert im Mondlicht Helm und Lanz'.

Mit Schreck nun schließen sie droben die Reih'n
Und schießen mit Bolzen und Kugeln drein,
Bis ihren Streichen
Der Feind muß weichen,
Und frei steht wieder der Lützelstein.

Drauf spricht der Burgvogt wohl bedacht:
»Wer, allzusicher, Gefahren verlacht,
Ist leicht zu berücken,
Wird oft mit Tücken
Vom bösen Feinde zu Fall gebracht.«

Adolf Stöber.

Thorwaldsen.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch konnte sich die moderne Bildhauerkunst zweier Riesentalente, zweier gefeierten Namen rühmen: Thorwaldsen und Canova, die ihr Jahrhundert den ruhmgekröntesten Künstlern des Alterthums zur Seite stellte und zwischen denen es seine oft nur zu einseitige Bewunderung theilte. Das jetztlebende Geschlecht hat diesen beiden Kraftgenies volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem es aufhörte dieselben einander vergleichend entgegenzustellen. Alle Schriftsteller des Kaiserreiches, die über Italien schrieben, haben sich berechtigt geglaubt, zwischen Thorwaldsen und Canova zu entscheiden: Frau von Stael zieht erstern, Graf Cicognara letztern vor. Die Heftigkeit dieser Polemik hat sich jedoch in unsern friedlichen Tagen merklich gekühlt und der siebzigjährige Thorwaldsen wohnt heute, als rüstiger Greis seinen Nebenbuhler überlebend, dem unpartheiischen Urtheile der Nachwelt bei, die solche große Namen in gleiche Reihe zu stellen liebt.

Bertel (Albert) Thorwaldsen wurde den 19. November 1770 *) zu Copenhagen geboren. Sein Vater war von Geburt ein Isländer, welchem Ursprunge unser Künstler den nordischen Charakter verdankt, dessen Typus sein antik-schöner Kopf darstellt, und der, wie ein neuerer Schriftsteller behauptet, seine ganze Person zum vollkommensten Modelle eines scandinavischen Jupiters macht.

Wir entlehnen einem Aufsatze des Hrn. Marmier nachstehende interessante Mittheilungen über Thorwaldsens Jugend und erstes Auftreten im Gebiete der Kunst: »Sein Vater kam sehr jung nach Copenhagen, wo er die Tochter eines Pfarrers heirathete und seine Familie als Bildschnitzer mit Verfertigung von Blumenkronen, Arabesken, ja selbst von Nymphenfiguren für die neuerbauten Schiffe ziemlich mühsam ernährte. Die ersten Gegenstände, die dem jungen Bertel, da sich sein Verstand einmal zu regen begann, unter die Augen fielen, waren demnach ein Meisel und einige rohe Erzeugnisse der Industrie seines Vaters, die sich doch wenigstens einigermaßen, wenn auch nur von ferne, der Bildhauerei näherte. Er besuchte nur kurze Zeit die Schule, wo er fast gar nichts lernte, und in seinem eilften Lebensjahre nahm er auch an dem unentgeldlichen Zeichenunterrichte Theil, wo er sich dagegen bald durch eisernen Fleiß bemerkbar machte, und in wenigen Jahren die verschiedenen Classen durchlief. Im Jahr 1787 bewarb er sich um den Preis und gewann eine silberne Medaille. Ob es ihm gleich an Ermunterung und Lobsprüchen nicht gebrach, so entwickelte sich dennoch sein Ehrgeiz als Künstler sehr langsam. Der Vater bestimmte ihn seinem Gewerbe, der Bildschnitzerei, wogegen der Sohn nicht das geringste einzuwenden wußte. Oft trug er ihm das Mittagsmahl auf ein eben im Bau begriffenes Schiff und während der Vater von der anstrengenden Morgenarbeit ausruhte, ergriff der Knabe den Meisel und vollendete eine Blume oder skizzirte eine Figur. Im Jahr 1789 errang er einen zweiten Preis, später eine goldene Medaille und 1793 sogar den großen Preis, womit die Benennung Pensionnär zu Rom und ein dreijähriges Stipendium von 1200 Franken verbunden waren. Jetzt glaubte sich der Jüngling auf einmal so reich, daß er frohlockend zu einem Freunde lief, der auch ein Künstler zu werden wünschte und ihm vorschlug er solle ihn nach Rom begleiten und selbst seinen Gehalt mit ihm theilen wollte; aber der Freund mochte besser wissen, wie weit 400 Thaler ausreichten und schlug das Anerbieten dankbar aus. Den 20. Mai 1796 reiste Thorwaldsen auf einer Fregatte ab, die in's Mittelmeer segeln sollte, aber mehrmals in der Nordsee still hielt und auf ihrer langen Kreuzfahrt bei Malaga, Algier, Tripoli und Malta Anker warf; jetzt entsank Thorwaldsen aller Muth diese end- und zwecklose Seereise länger fortzusetzen. Er gieng auf ein nach Neapel bestimmtes Schiff über und langte endlich den 8. März 1797 an dem heißersehnten Ziele in Rom an.

Manches Unangenehme und Bittere trübte die ersten Jahre seines dortigen Aufenthalts. Ganz Europa befand sich damals in einem Zustand der Gährung der seine verderbliche Wirkungen bis in das stille Studierzimmer des Gelehrten und in die einsame Werkstätte des Künstlers erstreckte. Die damaligen großen politischen Weltfragen erstickten jedes poetische Gefühl. Demungeachtet arbeitete Thorwaldsen mit leidenschaftlichem Kunsteifer, aber ohne die geringste Ermunterung, ob er sie gleich mit so vielem Rechte erwarten durfte. Der Zeitpunkt, wo sein dreijähriges Stipendium zu Ende lief, war nicht mehr ferne und noch hatte er sein Leben der Kraft seines eignen Genies nicht anvertrauen gelernt. Im Jahr 1803 hatte er einen Jason vollendet, womit er seine Schulden in Dänemark zu tilgen gedachte: alle seine Hilfsmittel waren erschöpft und er sah sich auf dem Punkte in sein Vaterland zurückkehren zu müssen, als einst zufällig der Banquier Hope in seine Werkstätte trat und ihm einen Jason in Marmor bestellte, den er ihm mit 800 Thalern bezahlte.«

So weit Marmier's Mittheilungen über Thorwaldsen's Jugend und erstes Wirken. Wir wollen nun diesem großen Künstler mitten durch die Triumphe hinfolgen, die ihm eine für Kunst und Wissenschaft günstigere Zeit bereitete.

Die erschütternden Weltstürme schwiegen und Italien,, durch den Eroberer des größten Theiles seiner Kunstschätze beraubt, war eifrig bemüht dieselben zu ersetzen. In allen Bildhauerwerkstätten wurde gehämmert und gemeißelt. Die Familien Borghese, Sommariva und noch so viele andere, die der König zu Fürsten und Besitzern von Millionen erhoben hatte, verlangten Unsterblichkeit vom Erz und vom Marmor.

Thorwaldsen ermangelte nicht, bei so bewandten günstigen Umständen, den Marmor, der solchen schwankenden Größen ewige Dauer leihen sollte, nach Herzenslust zu glätten und zu bearbeiten. Fruchtbarkeit war von jeher der Hauptcharakterzug seines herrlichen Bildnertalentes gewesen, dem noch das Gepräge seiner ursprünglichen nordischen Kraft und Rauheit anhieng. Viele Büsten giengen aus seiner Werkstätte hervor, ihre Gypsabdrücke darin zurücklassend, deren Sammlung, wohl die vollkommenste der Art in Europa, noch heute das ganze Kaiserreich vor die Augen des staunenden Besuchers zurückzaubert. Diese Werkstätte oder vielmehr dieses Museum befindet sich in einem ungeheuren, prachtvoll erbauten Pallaste,

*) Nach andern Angaben, 1772. D. Red.

TIMBRE ROYAL

dessen Thore jederzeit auch dem unbemitteltsten Künstler offen stehen. Außer einigen Originalien in Marmor besitzt hier Thorwaldsen Thon- Gypsabdrücke von allen seinen Werken, deren Anzahl sehr groß ist. Wir begnügen uns davon nur die vorzüglichsten zu nennen.

Unter den Basreliefs, dem Lieblingsgenre des Künstlers, worin er sich den meisten Ruhm erworben hat, erinnern wir an den Triumph Alexanders, für den Marquis von Sommariva ausgeführt, ein Riesenwerk, das schon allein hinreicht seinem Schöpfer Unsterblichkeit zuzusichern; ferner Priam den Körper Hektor's von Achilles zurückfordernd und endlich die Taufhandlung.

Thorwaldsen, in dessen vorgerücktem Alter weder Eifer noch Lust zur Arbeit erkaltet ist, widmete eine lange Reihe seiner Lebensjahre fast ausschließlich der zarten Behandlung und Ausführung einer Menge allegorischer Basreliefs, worunter man besonders bewundert: die Kraft, die Weisheit, die Gesundheit, die Gerechtigkeit, den Tag und die Nacht. Die Vollendung der meisten bis jetzt angeführten Arbeiten fällt in die Jahre 1822 bis 1824. In dieselbe Zeit ist auch die Ausführung des berühmten Schweizerlöwen zu setzen, den Thorwaldsen unweit Luzern, in einen 60 bis 80 Fuß hohen Felsen einmeißelte.

Das Denkmal Poniatowsky's, wo die Reiterstatue des Helden einen Springbrunnen krönt, vor welchem sich das erschrockene Pferd, wie beim Anblick der Elster zurückbäumt, ist hinsichtlich seiner Ausführung eines der gelungensten Werke Thorwaldsen's und sollte ursprünglich einen der Hauptplätze Warschau's zieren.

Zu den herrlichsten Bildsäulen dieses großen Meisters gehören ferner noch: die Grazien, Hebe und Adonis; in der Hoffnung und der Venus aber hat sich Thorwaldsen selbst übertroffen.

Das Monument des Pabstes Pius VII, das jedoch die Riesenhöhe der St. Petershalle in Rom zum Zwerge herabdrückt, ist zu kleinlich ausgedacht, um auf Rechnung des Künstlers zu kommen, dessen Genie wahrscheinlich in die engen Schranken eines allzu ökonomischen Programms eingezwängt worden war. Die Statue des Pabstes kann demungeachtet den Vergleich mit den gelungensten modernen Bildsäulen aushalten.

Aber Thorwaldsen's Riesenwerk, dasjenige dessen Entwurf der Zeit, wo sein herrliches Bildnertalent seine höchste Reife erlangt hatte, angehört, und dessen Vollendung noch jetzt sein unermüdet-thätiges Alter beschäftigt, bleibt denn doch die Sculptural-Verzierung der Copenhager Domkirche.

Das Fronton stellt Johannes den Täufer in der Wüste predigend vor; unter dem Vestibule sind die vier großen Propheten und auf der Frise Jesus Christus sein Kreuz tragend, angebracht. Im Innern der Kirche erblickt man die zwölf Apostel um den Hochaltar gereiht, vor dem der Erlöser selbst, in kolossalischem Verhältnisse ausgeführt, emporschwebt. Hier hat Thorwaldsen sein ungeheures Künstlertalent und seine tiefen Kenntnisse in den drei Fächern seiner Kunst auf das blühendste entfaltet.

Heute noch legt der gefeierte Greis die letzte Hand an einige Theile dieses großen Ganzen, das unglücklicherweise nur Stukaturarbeit ist. Aber die besondern Arbeiten verschlingen nicht allein die wenigen Mußestunden seines ehrenvollen Alters und Thorwaldsen findet noch Zeit und Kraft genug oftmals die fünf Stockwerke des unbekannten Künstlers zu erklimmen den er der Aufmunterung würdig hält.

Im Jahr 1819 machte Thorwaldsen eine Reise nach Copenhagen, wo ihm die verdientesten Ehrenbezeugungen zu Theil wurden. Seit 1820 lebte er fortwährend in Rom, aber seine dankbaren Mitbürger wünschen ihn wieder in ihrer Mitte zu besitzen. Eine Subscription wurde in Dänemark eröffnet zum Baue eines Musäum's, worin alle seine Werke aufgestellt werden sollen. Dieses Nationalmonument ist seiner Ausführung nahe und man hofft, daß Thorwaldsen es selbst einweihen werde.

Wirklich ist er auch schon im Monat September 1838, unter dem lauten Jubel seiner Mitbürger zu Copenhagen angelangt *) und scheint nun entschlossen, sein der Kunst geweihtes Leben, im Schooße seiner Vaterstadt endigen zu wollen.

Karl Wild.

Palindrom.

1. 2. 3. 4.

Viel fällt durch mich von dem, was fällt.

4. 3. 2. 1.

Durch mich nur fortbesteht die Welt. Pf—f.

Logogryph.

Ferne reifet die Frucht in Afrika's glühender Zone:
Andr' ein Zeichen: es trägt Kämpen mit stählerner Brust.

D. H.

Auflösung des Räthsels in Nro. 10: Band.

*) S. Erwinia 1838. Nro. 35.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 12.

Samstag, den 23. März 1839.

Nachklang.*)

—

Noch immer tönt die holde Leier!
Des Nachhalls zitternder Accorde
Facht nochmals der Begeist'rung Feuer,
Trägt mich auf seinen Schwingen fort.

In schönern, höhern Regionen,
Dort schaukeln hold die Phantasien,
Die gerne um den Sänger wohnen,
Bald wieder kommen, bald entfliehn.

Drei Jahre sind nun hingeschwunden,
Seitdem ich dich, o Leier, fand.
Ich habe viel in dir gefunden,
Uns knüpft ein süßes Zauberband.

Als Leiden meine Brust durchwühlten,
Mein Herz im tiefsten Kummer schwoll,
Stets neue Pfeile auf mich zielten,
Mein Aug' in bittern Thränen quoll!

Als mir der Tod im finstern Grimme
Das Liebste von der Seite riß;
Da klangest du, wie eine Stimme,
Die leise mir noch Trost verhieß.

Ich wähnte, klagend Philomele
Zu hören durch den dunklen Hain,
Um süße Wehmuth nahm die Seele
Des tiefsten wilden Schmerzes ein.

Doch auch von Freuden lernst du zeugen;
Du stimmest gerne selbst mit ein,
Beim Jubelklang, beim frohen Reigen,
Wie könntest du die letzte seyn? —

Dann sang, (o daß es stets so bliebe!)
Weil fleht' ich um Begeisterung, —
Ich sang vom süßen Glück der Liebe,
Und bracht' ihr meine Huldigung.

Und wenn ein Freund die Hand mir drückte,
Mit ächtem, treuem Biedersinn,
Wenn eine Freundschaft mich entzückte,
Als Himmelsbotschaft mir erschien:

Dann tönten jubelnd meine Lieder,
Sie klangen auf des Freundes Wohl;
Und er, der Freund, verstand es wieder,
Was aus dem Herzen mir entquoll.

Auch in den einsam stillen Stunden,
Warst, Leier, mir Begleiterin,
Du heiltest mir geheime Wunden,
Warst mildernde Erheiterin.

*) Siehe die nachfolgenden Jugendgedichte des Unterzeichneten, ungefähr vom Dichter.

Wenn ich hinaus in's Freie eilte,
Zum Feiertempel der Natur,
Und da mit tiefer Rührung weilte,
Und Blumen pflückte auf der Flur;

Wenn in des Abends Feierstille
Das sanfte Dunkel mich umgab,
Wenn dann der Welten Sternenfülle
Hoch schimmerte auf mich herab:

Da klang mein Lied zum heh'ren Preise
Dem Weltenvater hoch empor.
Das Echo lauscht' und rief mir leise
Die Antwort zu im Doppelchor.

Noch immer tönst du, holde Leier,
Mir deine süßen Klänge zu;
Einst tönst du mir zur Todtenfeier,
Geh', Lebensmüder, ich zur Ruh'.

Den 3. Oktober 1836. Anton Schlude.

Anton Schlude.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß —
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
Göthe.

Wie viel Leute gibt es, die nur durch einen sentimentalen Roman oder ein [illegible] Familienmisère-Schauspiel zur Rührung gebracht werden können, deren Herz aber kalt, deren Auge trocken bleibt, wenn ihnen einmal das Elend plötzlich in der nackten Wirklichkeit entgegentritt und um Hilfe sie ansieht! Sie können das Elend in natura nicht verdauen, man muß es ihnen mit poetischem Floskelsyrup einmachen und in Form von schmelzenden Gedichten, Novellen oder Drama löffelweis eingeben. Dann brauchen sie ja blos das Schnupftuch hervorzuziehen um ihre Thränen, und nicht ihre Börse auch mit herauszurücken, um die Thränen eines Unglücklichen zu stillen. Und für diese Gattung Gefühlsmenschen ist der folgende Aufsatz nicht! Für euch schrieb ich ihn nicht, ihr Geldaristokraten, ihr Wechsler an den Tischen und im Vorhofe des Tempels! für euch nicht, ihr Weiner in iffländischen Thränodieen! für euch nicht, ihr hausbackenen Philister, deren Gemüth, wie Platen singt:

»Durch Worte unerreichbar,
Mit siebenfachem Leder überzogen,
Dem Schild des Ajax im Homer vergleichbar.«

Für euch nicht, ihr Frömmler! denen die Marterqual eines verrückten Wüsteneinsiedlers oder Säulenheiligen mehr zu Herzen geht, als das unsägliche oft unverschuldete Leiden eines eurer Mitbrüder, — sondern für euch, ihr weichen, von wahrem Gefühl durchdrungene Jünger Jean Pauls oder Sterne's, für euch ihr reinen ächt christlichen Seelen, denen die Rührung nicht als Kitzel erschlaffter Nerven willkommen ist, sondern innige Sympathie erweckt, und nicht nur Thränen entlockt, sondern auch kräftige Unterstützung durch Rath und That! Euch will ich einfach und treu die Geschichte eines meiner Landsleute, eines jungen Dichters erzählen, der schon von Natur aus verkümmert und stiefmütterlich behandelt, auch überdieß noch durch alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft zu Boden gedrückt wurde; und dessen Talente, wenn sie vom Schicksal begünstigt, in glücklichem Erdreich hätten Wurzel fassen können, gewiß zu einem blühenden Fruchtbaume herangediehen wären, in dessen Schatten ihm Erquickung, Wohlstand und Ruhe gelächelt haben würden.

Anton Schlude ward 1806 im Dörfchen Hausen an der Donau geboren. Er war das eilfte unter fünfzehn Kindern eines armen aber wackern Schuhmachers, der mit seiner braven Frau nur kümmerlich den Aufwand für seine große Familie bestreiten konnte. Der schwächliche Körperbau des Knaben ließ nichts Gutes hoffen, schon von seiner Geburt an lag der Keim des Unglücks in ihm. Ein böser Dämon schaukelte gleich Anfangs seine Wiege. Denn er war kaum sechs Wochen alt, als eine bejahrte Anverwandte, welche die Mutter in der Wartung des Kleinen abzulösen pflegte, ein Töpfchen siedenden Brei's auf sein rechtes Auge verschüttete. Das Auge war und blieb verloren. Krankheiten aller Art erhöhten noch sein Elend, und hinderten sein Wachsthum, so daß er erst im dritten Jahr gehen lernte. Mühsam entwickelten sich seine wenigen noch vorhandenen Kräfte. Je gebrechlicher aber der Körper dahinschwand, desto mächtiger entfalteten sich seine Geistesfähigkeiten. Er zeichnete sich bald in der Schule durch seine leichte Auffassungsgabe vor allen seinen Genossen aus, lernte schneller als alle andere lesen, besaß ein vortreffliches Gedächtniß und hielt oft zum Erstaunen des Lehrers lange begeisterte Monologe aus dem Stegreif. Selbst seine Reden hatten etwas Ungewöhnliches und nahmen zuweilen einen Schwung, den jüngere Leute als Faselei bespöttelten, ältere als prophetische Gabe auslegten. Oft brach er in glänzende Schilderungen fremder Zonen aus, die Stärke des Löwen, die Schnelligkeit

Kamerles, die Gewandtheit der Gazelle strömte in feurigen Bildern von seinen Lippen. Seine Ahnungskraft bildete, malte, schmückte den dürftigsten Gegenstand, von dem er vernahm, auf's Reichste und Abenteuerlichste aus. Ach! aber die Schwingen der jungen Chrysalide waren zu fest gebunden und beengt von der starren verschrumpften Hülle, und vermochten sich nur in schmerzlichen Zuckungen dem Licht entgegen zu rühren!

Er hatte kaum zwei Jahre die Schule besucht, als ein unerwarteter Vorfall plötzlich seiner glühenden Lernbegierde Schranken setzte, die für immer ihm alle Aussichten auf ein günstigeres Loos zu verbauen schienen. Der Knabe hütete damals die Gänse seiner Ältern auf der Gemeindewiese des Dorfes, die an die herrschaftliche gränzte, und durch eine schlechte, leise Verzäunung davon geschieden war. Nun machten seine Zöglinge öftere Besuche in dem verbotenen Paradiese, ohne vorher um Erlaubniß zu fragen; diese Freiheit bekam aber sowohl ihnen als ihrem Hirten sehr schlecht, denn eines Tages wurden sie von den Knaben des herrschaftlichen Schäfers angetroffen, und ohne Barmherzigkeit theils zu Tod geschlagen, theils mit Steinen lahmgeworfen. »Ich vergoß darüber, mehr aus Mitleid zu den armen Thierchen, als aus Furcht vor der Strafe, so heiße Thränen — dieß sind seine eigenen Worte — und weinte so lange, daß ich am andern Tage — blind war.«

Ich will den jungen Mann nun selbst in der Schilderung seiner Schicksale fortfahren lassen. In der kleinen Selbstbiographie, die er in Form eines Briefes auf Begehren eines Freundes niederschrieb, erzählt er folgendermaßen weiter:

»Ich kann Ihnen den Schmerz nicht beschreiben, den ich nun ausstehen muß! da ich das Licht und die Farben noch im Gedächtniß hatte, so stellten sich meiner Phantasie Bilder dar, vor denen ich noch jetzt zurückbebe; und wenn ich an der Hand meines Führers mich von einem Orte zum andern begeben wollte, so fürchtete ich immer in einen Abgrund zu stürzen. Nach acht langen peinvollen Wochen gelang es dem D. M. mir das Tageslicht wieder zu verschaffen. Das Erste was ich wieder sah, war ein Blitz bei Nacht; endlich kamen wieder alle Gegenstände nach und nach zum Vorschein.

»Aber ich hatte kaum das Gesicht wieder in etwas erhalten, so zog sich das Übel nach den Füßen; ich konnte mehrere Wochen über gar nicht stehen und mußte auf allen Vieren kriechen, um von einer Stelle zur andern zu gelangen. Ein Quacksalber rieth, man solle mir die Ohren durchstechen und Gehänge darein thun, so werde sich der böse Fluß aus den Füßen verziehen. Der Versuch ward am linken Ohr gemacht, und nach einigen Tagen verlor ich auf dieser Seite das Gehör und erhielt es niemals wieder.

»Die Folgen des Jahres 1816 fiengen auch in unserm Thale an sich zu zeigen. Was die Nässe noch von der Ernte verschont hatte, das verwüstete vollends der Hagel in der ganzen Umgegend und steigerte die Noth zur fürchterlichsten Höhe. Schwer fiel es meinem Vater, seine zahlreiche Haushaltung mit der gehörigen Nahrung zu versehen; doch wir durften keinen Hunger leiden, der Redliche bot Alles auf, seiner Familie gesunde Kost zu verschaffen, indeß unsere Nachbarn rings umher sich mit Gras, Strohbrod und den elendesten Lebensmitteln vor dem Hungertode schützen mußten. Eines Vorfalls kann ich nicht umhin zu erwähnen, weil er einen tiefen Eindruck auf mein jugendliches Herz machte, und meiner Mutter frommes, gläubiges Gemüth im schönsten Lichte darstellte. Sie hatte uns immer mit dem Vertrauen auf Gottes Vorsehung zu trösten gesucht, und mit theilnahmsvollster Liebe sich derer angenommen, die noch ärmer waren als wir. Es mochte ohngefähr einige Wochen vor der Ernte seyn, die von so viel Tausenden mit Sehnsucht erwartet wurde, da sagte sie eines Morgens zu meinem Vater: »Jetzt Ottmar, hab' ich nur noch soviel Mehl, um zweimal damit zu kochen.« »»Und ich,«« versetzte mein Vater »»habe keinen Kreuzer baares Geld mehr, und ohne Geld erhalten wir nichts. Nicht wahr, dein Vertrauen auf Gott, mit dem Du die Andern immer tröstest, wird Dir jetzt auch bald ausgehen?«« »O nein!« rief sie, »es steht felsenfest wie zuvor; wir werden Hülfe bekommen, eh' wir sie vermuthen!«

»Sie hatte kaum ausgeredet, als ein Jude, mit dem mein Vater schon lang verkehrte, hereintrat. Diesem erzählte meine Mutter ihr Anliegen. Wißt Ihr was?« sprach er »ich fasse morgen einige Malter Mehl in der benachbarten Mühle; davon geb' ich Euch, bis Ihr wieder eigenes kaufen könnt!« »Seht!« sagte meine Mutter, als der Jude fort war, zum Vater, »da kein Christ mehr helfen wollte oder konnte, so mußte ein Jude kommen!«

»Die böse Zeit war nun vorüber; Alles belebte sich wieder auf und schien ein neues Leben zu beginnen. Auch über mich lächelte der Himmel wolkenloser herab. Da ich noch mit dem rechten Ohre gut hörte und mit dem linken Auge wieder gut sah, fand ich meine Lage ganz erträglich, wagte jedoch die Schule noch nicht zu besuchen, aus Furcht, mein Auge möchte sich wieder verschlimmern. Als aber der Herr Pfarrer verlangte, daß ich wenigstens dem Religionsunterricht mit den andern Kindern beiwohnen sollte, mußte ich doch wieder in die Schule gehe. Und mit welcher Freude that ich dieß! Herzlich bewillkommte mich der Lehrer und wies mir einen Platz an. Ich bat ihn gleich das zweitemal, auch an den andern Tagen erscheinen zu dürfen, um die Leseübungen mitzumachen. Er

gewährte mir diese Bitte und verhörte mich über das, was ich früher gelernt hatte, ob ich es noch nicht vergessen, da seitdem schon drei Jahre verflossen waren, zu seiner Freude wußte ich noch Alles. Sowohl von Seite des Lehrers, als des Herrn Pfarrers ward nun keine Mühe gescheut, meiner Lernbegierde Vorschub zu leisten, so daß ich schon im nächsten Jahr als der Erste mich in der Klasse derjenigen befand, die vor drei Jahren mit mir in die Schule gekommen waren. Nur das Schreiben wollte mir nicht recht von der Hand gehen, weil sie vor Schwäche den festen Halt nicht finden konnte; man drang aber auch nicht sehr darauf, da man nicht ahnte, daß ich einst durch Schreiben mich in der Welt fortbringen sollte.

»Meine Freude ward aber bald wieder getrübt. Wir bekamen nämlich einen Nachbar der vier höchst ausgelassene Kinder besaß. Kein Schimpfname war, den sie mir nicht beilegten; oft schlugen sie mich, den durch Gebrechlichkeit Wehrlosen, ohne Grund und Ursache. Wohl sahen es meine Ältern; allein da sie den Frieden liebten und der Nachbar von Jedermann gefürchtet war, getrauten sie sich doch nichts dagegen zu machen, besonders da diese Jungen immer Recht bei ihren Ältern fanden. Das Schlimmste dabei war, daß nun auch die andern Kinder sich berechtigt glaubten, mich zu verspotten oder auf alle Weise zu kränken. Und so verlor ich auch die Liebe und Theilnahme meiner Gespielen für immer; je älter ich wurde, desto mehr verachteten sie mich und dieß that mir grenzenlos weh. Wollte ich mich jemals unter die Andern mischen, um an ihren Spielen Theil zu nehmen, so zog ich mir nur Hohn und Verachtung über meine Unbehülflichkeit zu, denn ich fiel, da ich noch immer an Schwindel litt, bei dem geringsten Anlasse zu Boden, so daß ich den linken Arm im Verlauf eines Jahres wohl sechsmal außer dem Gelenk hatte. Was ich da wieder ausstehen mußte, kann man leicht denken!

»Als ich das Alter erreicht hatte, wo ich von der Schule entlassen wurde, sannen meine Eltern im Ernste darauf, was ich nun erlernen sollte. Allein kein Handwerk war für mich passend; alle wurden durchwandert, zu keinem war ich meiner Schwächlichkeit wegen tauglich befunden. Die gute Mutter ängstigte sich über meine Zukunft, denn ich stand unter meinen Geschwistern da, wie ein verkrüppelter Baum unter blühenden Obstbäumen, welcher die Wartung des Gärtners doppelt in Anspruch nimmt. Da ich von frühster Jugend auf Sinn für Musik zeigte, und die schwersten Melodien, wenn ich sie nur einmal gehört hatte, behalten konnte so beschlossen meine Eltern, mich einem Musikanten in die Lehre zu geben. Leicht war für mich der Anfang; aber bald ging wieder ein Strich durch meine Rechnung.

»Es überfiel mich abermals eine Krankheit, die mich dem Tode nah brachte. Ich mußte wieder nach Hause zurückkehren und ward wieder besser; allein kaum war ich bei Kräften, als die Krankheit auf's Neue mich ergriff, und so wechselte so beinah drei Jahre mit mir, Erholung und Rückfall.

»Endlich genas ich allmählig zu meiner und Anderer nicht geringen Verwunderung. Aber jetzt fieng ein neues Drama sein Spiel mit mir an — die Liebe. Mein Herz, offen und empfänglich für alle Gefühle; meine schwärmerische, durch Romane und Geschichten genährte Phantasie, sehnte sich nach einem theilnehmenden Gemüthe. Ein wahrhaft schönes Mädchen wurde der Gegenstand meiner ersten Liebe. Drei Jahre lang versuchte ich diese Leidenschaft zu bekämpfen; ich betete die Geliebte nur im Stillen an, ich enthielt mich jeder Liebeserklärung, ich machte mir die ernstlichsten Vorstellungen, daß ich ausgeschlossen vom Glück der Liebe sey, daß ich unmöglich Gegenliebe finden könne — vergebens! Ich verzehrte mich in meinen immerwiederkehrenden Träumen, doch fehlte mir stets der Muth, dem Mädchen meine Gefühle zu entdecken. Auch würde sie nie davon erfahren haben, doch ein falscher Freund, dem ich in einer schwachen Stunde mein Herz öffnete, verrieth mich ihr. Mit Spott und Hohngelächter trug er die Nachricht im Dorfe von Haus zu Haus. Ach! wie wurde meine Liebe gelohnt! Mit den rohesten Ausdrücken, von denen sie wußte, daß sie mich am tiefsten kränken mußten, unter beständigem Vorwerfen meiner Gebrechen, stellte mich das Mädchen, das ich ja nur äußerlich kennen gelernt hatte, über meine frechen Gedanken zur Rede und überschüttete mich mit allem erdenklichen Hohne!

»Auch in der Freundschaft gieng es mir nicht besser, da mein argloses Herz Jedem vertraute, und die Menschen blos nach sich beurtheilte. Ich wähnte nicht, daß der, der mir so freundlich entgegenlächelte, mein Feind seyn könne, bis ich zu spät aus diesem Traum erwachte, und mich verrathen sah von denen, welchen ich nur Gutes wünschte. Ich suchte mir einen gleichgestimmten und mir gleichdenkenden Freund, und, o! wie lange blieb mein Suchen erfolglos!

»Ich langte nun abermals meine Geige hervor, um doch wenigstens etwas zu verdienen, so wenig auch diese Dreinfiedelei bei Tanzbelustigungen einbrachte. Mein Erwerb fiel wirklich ganz erbärmlich aus, denn theils war es mir in der langen Zeit meiner Lehre nicht gelungen, viele Fortschritte in meiner Kunst zu machen, theils war auch mein Gehör wieder so schlecht geworden, daß ich nicht mehr im Stande seyn konnte, die Töne gehörig zu unterscheiden. Da nun gerade die Maulwürfe auf den Wiesen und Feldern sich so vermehrten, weil ihr größter Feind, der Schermausfänger, vor einem Jahre gestorben war,

so rieth man mir, diesen Broderwerb zu ergreifen und ich erbat mich auch zu seinem Nachfolger im Amt.«

Wir sehen nun unsern armen Freund bald als wandernden Musikanten auf Kirchweihen, bald als Bänkelsänger von Dorf zu Dorf ziehen, und sich kümmerlich auf diese Art sein Leben fristen. Er hatte wenig Bedürfnisse und war leicht zufrieden gestellt. Er konnte ja mit seinem noch gesunden Auge am Lächeln der Sonne, am Schmelz der Wiesen, am Silberband der jugendlichen Donau, an seinen stillen Wäldern sich erquicken, und in jeglichem Menschenblick einen Strahl der Rührung ihm entgegen leuchten sehen.*) Damals sang er voll Ergebenheit und innern Friedens:

Wenn auch Leidensstürme toben
Und kein Trost vorhanden ist,
Lebt ja noch ein Gott dort oben,
Der dich ewig nicht vergißt!

Der so schön die Blumen kleidet,
Und mit grünem Laub den Hain,
Der so milde die Vögel weidet,
Wird ja stets dein Vater seyn.

Nicht verdammet deine Lage,
Wenn du noch so traurig bist,
Heute ist nur der Thoren Plage,
Doch erhebt sich dann ein Christ.

Höre darum auf zu trauern,
Wende deinen Blick zurück
Von der Erde Kerkermauern
Nach des Paradieses Glück!

In solchen Stunden harmloser Heiterkeit erhob ihn auch wieder ein gesteigertes Selbstgefühl und Vertrauen auf eigene Geisteskraft, [illegible] der Beruf des Sängers das kühne Herz:

— — — Empor will ich mich schwingen,
Auch zeigen, daß ich nicht zu viel versprach,
Mit ich, auf mancher Lebenspfade Schlingen
Mit keiner Kraft die schöne Sache mir brach.

Durch keine [illegible] will ich schweben,
Zum Mährchen leben, das im Munde lebt,
Durch Lieder edler Menschen Thal erheben,
Und jedem Herzen zeigen, daß er lebt.

*) Eine kleine Sammlung von Schlotter's Liedern hat vor zwei Jahren zu Freiburg im Breisgau bestanden. D. Red.

Daß ich bin von Thraße's Heldenstamme,
Ist meinem Arme gleich die Kraft versagt,
Der Geist erreicht sich wahrlich seinem Damme,
Daß er den kühnsten Flug des Sänger wagt!

Wer kann ihm diese kühnen Hoffnungen verargen? Er war damals noch nicht so sehr niedergebeugt, daß er sich nicht das kühnste Ziel träumen konnte; sein Herz schlug ja noch frisch und kräftig; er schmeichelte sich, vielleicht bald in eine Lage versetzt zu werden, wo sich seine Flügel freier entfalten könnten, seine schlummernde Sammlung führte ihm neuen Lebensmuth ein, vor dem Hauche der Poesie flohen schnell alle trüben Wolken, die zuweilen sein Gemüth umzogen, und mit süßem Zauber rief er sich in solchen Augenblicken zu:

Verzage nicht, wenn Stürme dich umtosen,
Wie selbst der Stolz der Eiche bricht,
Bald werden laue Weste wieder kosen,
Unglücklicher, verzage nicht!

Verzage nicht: bald lacht die Sonne wieder,
Der Hoffnung mildes Rosenlicht,
Sie winkt, sie löst die Fessel deiner Glieder;
Drum stehe fest, verzage nicht!

In diese Zeit fällt die Geschichte seiner zweiten Liebe. Wir wollen ihn selbst darüber hören.

(Der Schluß nächstens.)

Karls des Großen

Reise nach Jerusalem und Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Die Hauptsäule in der Mitte war mit weißem Silber ausgelegt; hundert Säulen standen herum sämmtlich von Marmor, jede war mit feinem Gold verziert; an jeder waren zwei Kinder von Kupfer und anderm Metall gebildet, zu schauen, von denen jedes in seinem Munde ein Horn von weißem Elfenbein hatte. Bläst der Westwind, der Wind oder ein anderer Wind vom Meere her, und führt er die westliche Seite des Palastes, so wehte er ihn herum, [illegible] wie ein Wagenrad, das über den Boden läuft. Dann tönen und schmettern die Hörner zusammen, wie große Trommeln oder Donnerrollen oder große hängende Glocken. Und eins der Bilder sieht das andere gleichsam lachend an, daß es auch scheinen muß, als ob sie alle lebend wären.

Karl sah den Pallast und den großen Reichthum: seine eigne Habe schätzte er dagegen sehr gering, und er gedachte seiner Gemahlin, die er so arg bedroht hatte. »Ihr Herren,« sagte Karl, »das ist ein äußerst herrlicher Pallast. Einen solchen hatte weder Alexander, noch der alte Constantin, auch Crisans von Rom, der so viel herrliche Gebäude aufführte, besaß keinen solchen.« Kaum hatte der Kaiser diese Worte gesprochen, so fieng über den Hafen her ein Wind zu blasen, brausend fuhr er gegen den Pallast hin, faßte ihn von einer Seite, und machte, daß er sich sanft und zierlich bewegte, wie der Wendelbaum an einer Mühle. Und die Bilder trommeteten, sich gelächelnd, wie Lebende zu thun pflegen; einer blies stark, der andere hell, was lieblich zu hören war. Ja, der Zuhörer glaubte sich ins Paradies versetzt, wo die Engel so reine schöne Lieder singen. Groß war der Sturm, dicht der Schnee und der Hagel; der Wind blies streng und stark, brauste und tobte. Die Fenster aber des kaiserlichen Schlosses waren von sauber bearbeitetem Crystall, der mit Ultramarin vermischt war. Im Innern war es ruhig, anmuthig, lieblich, wie im Lenzmonat wenn die Sonne scheint. Draußen aber stürmte es gewaltig, es war eine große Crisis in der Natur.

Karl sah den Pallast sich drehen, und bewegen: er wußte nicht, was das sey, er hatte auch nicht das Geringste davon zuvor vernommen. Da er nun sich nicht auf den Füßen halten konnte, legte er sich auf den Marmor. Alle seine Franken waren dem Umfallen nahe; sie konnten sich nicht aufrecht erhalten; sie bedeckten ihre Häupter, und schwankten bald vorwärts bald rückwärts; einer sprach dann zum andern: »Wir sind in übeln Umständen: die Thüren sind offen und doch können wir nicht hinaus.« Karl sah immerfort zu, wie sich der Pallast sanft herumdrehte: seine Ritter bedeckten noch immer das Haupt und wagten nicht, in die Höhe zu sehn. Da trat König Hugo der Starke zu ihnen und sprach: »Verliert den Muth nicht.« »Herr,« sprach der große Karl, »wird es nicht bald anders werden?« »Wartet nur noch ein wenig,« erwiederte Hugo. Und wirklich, als der Abend nahte, ließ der Sturm nach. Nun konnten die Franken wieder von ihren Füßen den gehörigen Gebrauch machen.

Die Abendtafel war bereitet, und Karl, mit seinen hohen Begleitern, nahm an derselben Platz. Gleiches that Hugo der Starke, neben ihn setzten sich seine Gemahlin und seine Tochter mit blonden Haaren und hellem klarem Antlitz; ihre Haut war so weiß, wie die Blüthe im Sommer. Olivier erschaute sie, und fieng sogleich sie zu lieben an. »Gefiele es,« sagte er, »dem König der Ehren, dem höchsten Herrn, daß sie in Frankreich, in der Stadt zu Dun wäre, ich würde ihr von ganzem Herzen huldigen.« Doch murmelte er dieß leise zwischen den Zähnen, daß Niemand es vernehmen konnte.

Was sie auch nur wünschen und verlangen konnten, wurde ihnen hier gewährt. Wildpret von Hirschen und wilden Schweinen war hier im Ueberfluß zu finden, auch Kraniche, wilde Gänse, mit Pfeffer bereitete Pfauen. In reichem Maaße wurde Wein und Klarer herbeigebracht, und Sänger sangen, und spielten auf Geigen und Harfen. Die Franken genoßen die Freuden, die Männern von ihrem Stande geziemen und nachdem sie im kaiserlichen Pallaste abgespeist, und die Haushofmeister den Tisch abdeckten, erhoben sich die Ritter auf allen Seiten von ihren Sitzen und giengen in ihre Herbergen, ihre Gäste zu besorgen.

König Hugo der Starke rief Karl den Großen und die 12 Pairs, er nahm sie bei Seite, und führte sie in sein Zimmer; es war gewölbt, mit Blumen bemalt und mit Crystallsteinen geziert. In demselben war an einer Säule ein Carfunkel befindlich — er war zur Zeit des Königs Golias dahin gesetzt worden — der helle, leuchtende Strahlen schoß. Zwölf Betten waren allda, von Kupfer und Metall fleißig gearbeitet: Kopfkissen, Bettzeug und Tücher von zarten Stoffen; um das Ganze fortzuziehen wären wenigstens 20 Ochsen und vier Karren nöthig gewesen. Das dreizehnte war mit dem Zirkel auf's genaueste abgemessen worden: die Füße daran waren von Silber und der Rand emaillirt. Die Decke war gut, sie war von der guten Fee Mazeus gewirkt, die sie dem Könige schenkte.

Die Franken waren nun im Zimmer, und sahen die Betten: sogleich wählte sich jeder der 12 Pairs das seinige aus; König Hugo hatte ihnen überdieß noch den Wein bringen lassen. So weise und klug dieser Fürst nun war, so war er doch auch voll Schlauheit und Arglist. In demselben Zimmer war ein Vorsprung von Marmor, inwendig gehöhlt; dahinein stellte er einen Mann, der vermittelst einer kleinen Oeffnung die ganze Nacht sie beobachten mußte. Der Carfunkel leuchtete so stark, daß man seinen Raum so gut erkennen konnte, wie im Sommer im Mai, wenn die Sonne helle Strahlen herab sendet. Hugo der Starke gieng in sein Schlafgemach, und Karl legt sich, nebst seinen Franken, gemächlich zur Ruhe nieder. Nun aber, nachdem die Herren von dem Weine getrunken hatten, fiengen sie an zu scherzen und muthwillige Reden zu führen. Da sprach einer zu dem andern: Seht, wie hier alles schön ist: welch ein allerliebster Pallast, welch großer Reichthum! Möchte es dem Herrn der Glorie, der heiligsten Majestät gefallen, daß ihn Karl, unser Herr, kaufte oder in offener Feldschlacht eroberte! So erwiederte der Frankenkönig: »Besser ist es, zuerst mit dem Scherze zu beginnen. König Hugo der

Stärke,« fuhr er fort, »hat in seinem ganzen Haushalt keinen Jüngling, der stark genug wäre, um, mit zwei Halskragen und zwei Helmen bedeckt, und auf einem schnellen kräftigen Renner sitzend, es mit mir aufnehmen könnte, wenn mir der König sein Schwert mit goldgeziertem Griffe leihen möchte. Ich würde die geschmückten Helme, die Halskragen, auch noch Schabracke und Sattel des rüstigen Gaules durchhauen; und das Schwert, wenn ich ihm seinen Gang ließe, würde so tief in die Erde eindringen, daß kein sterblicher Mensch es anders wieder überkommen könnte, als wenn er die Erde mit einem Spieße aufwühlte.« »Bei Gott,« sagte hier der Aufpasser zu sich selbst, »König Hugo war ein großer Thor, daß er Euch bei sich Herberge gewährte. Wie ärgert es mich, Euch solche Reden führen zu hören. Morgen, bei Tagesanbruch, sollt Ihr euern Urlaub erhalten.«

»Nun,« sprach der Kaiser, »ist das Spaßmachen an Euch, lieber Neffe Roland.« »Gerne, Herr,« sprach dieser, »ganz wie Ihr befehlt. Saget,« fuhr er fort, »dem König Hugo, daß er mir sein elfenbeinernes Horn leihe: damit will ich dort hinaus in jene Ebene gehn; mein Athem soll so kräftig und der Hauch so brausend werden, daß in der ganzen weiten und großen Stadt keine Thüre, kein Thor soll ruhig stehn bleiben; kein Kupfer- kein Stahlwerk, so schwer und gewichtig es auch seyn mag, kann fest bleiben, ohne durch den gewaltigen Wind erregt, an einander zu stoßen. König Hugo müßte ein starker Mann seyn, wenn er, sich dem Andrange entgegenstellend, nicht die Haare seines Bartes durch den Windstoß verlöre, nebst dem großen Marderpelz, der seinen Hals umgibt, und dem Hermelin, der auf seinen Schultern liegt.« »Bei meiner Treu,« sagte hier der Späher, »der sagt bösen Scherz: welche Thorheit beging König Hugo, daß er solche Menschen beherbergte.« Auch Olivier scherzte nach seiner Weise, und als die Reihe an Turpin kam, war er gleich bereit, weil Karl es befahl. »Morgen,« sagte der Erzbischof, »mag der König drei der besten Renner auswählen, die sich in der Stadt befinden; und sie auf jener Ebene einen Wettlauf machen lassen. Sind sie dann im schnellsten Galopp begriffen, so werde ich ihnen mit solcher Schnelligkeit nacheilen, daß ich den einen erreiche, mich hinaufschwinge und die beiden andern zurücklasse. Zugleich will ich vier große Aepfel in meinen Händen halten: diese werfe ich in die Höhe, während das Pferd sich selbst überlassen ist. Entwischt mir einer der Aepfel und fällt zu Boden, so darf mir Karl, unser Herr, die Augen ausstechen lassen.« »Bei Gott,« sagte der Spion, »der Spaß ist schön und gut: der Franke zeigt auch nicht die geringste Ehrerbietung gegen meinen Herrn den König.« »Nun,« sprach Wilhelm von Oranse, »ist das Scherzreden an mir. Seht,« fuhr er fort, »jene große Kugel, nicht leicht kann man eine größre sehn: bemerket auch, wie viel Gold und Silber sich an derselben befindet. Oft haben 30 Mann umsonst sich bemüht, dieselbe von der Stelle zu bewegen, und konnten nicht damit zu Stande kommen, so schwer ist ihre Last. Morgen nehme ich sie mit Einer Hand und mache sie in diesem Pallast herum laufen, doch schlage ich wenigstens 40 Klafter Mauer mit derselben ein.« »Wahrlich,« sagte der Horcher, »das ist kaum zu glauben. Thöricht wäre der König, wenn er dich nicht die Probe machen ließe. Ehe du noch auf den Beinen bist, werde ich es in der Frühe schon berichtet haben.« »Jetzt,« sprach der Kaiser, »ist die Reihe an Ogier, dem Herzog von Dännemark, der so ein werklicher Mann ist.« »Gerne,« sagte der Paladin, »ganz nach Eurem Belieben. Ihr seht doch jene Säule, auf welcher der ganze Pallast ruht, und die sich diesen Morgen so fein herumdrehet? Morgen will ich sie mit Kraft umfassen, und sie soll gewiß nicht so fest stehn, daß ich sie nicht brechen und mit ihr das ganze Gebäude zu Boden werfen könne. Wer sich eben darin befindet, kann sich nur zu wahren suchen: thöricht wäre der König, wenn er sich nicht davon machen würde.« »Hilf Himmel,« sagte der Spion, »dieser Mensch ist toll: dir möge Gott die Kraft nehmen solchen Spaß zu treiben; wie thöricht handelte der König, daß er euch herbergte!« »Nun,« sprach der Kaiser, »an Euch Herzog Naimes.« »Gerne,« erwiederte der altergraue Ritter. »Saget dem König Hugo, er solle mir sein braunes Panzerhemd leihen, und morgen, wenn ich es angezogen habe, will ich damit so schnell und kräftig laufen, daß die Ringe davon wie Spreu in die Luft fliegen.« »Ei,« sagte der Späher, »der ist alt und hat weiße Haare, und hat doch so harte Nerven.« »Nun,« sprach der Kaiser, »kommt es an Euch, Berenger.« »Zu Eurem Befehl,« erwiederte der Graf. »Der König mag die Schwerter seiner Ritter sammeln und sie auf die goldnen Degenknöpfe einscharren lassen, so daß die Spitzen sich himmelwärts kehren. Ich will dann den höchsten Thurm besteigen und mich auf die Degen herunter fallen lassen. Sicher seht ihr dann die Schwerter brechen und einen Stahl an dem andern zerspringen, und auch nicht einer derselben soll mein Fleisch verletzen oder mir eine Wunde beibringen.« »Bei Gott,« sprach der Aufpasser, »dieser ist wüthend: kann der seinen Spaß durchführen, so ist er von Eisen oder Stahl.« »Jetzt,« sagte Karl, »kommt es an Euch Bernard;« und dieser war gleich bereit. »Seht ihr jenes große Wasser, das dort brauset und strömt? Morgen will ich es ganz aus seinem Bette heraustreiben, daß es sich vor Eurem Angesichte über jene Felder ausbreite,

alle Keller der Stadt fülle, des Königs Leute in Wassersnoth bringe, sich selbst bis zum höchsten Thurme erhebe, und nicht eher falle, als bis ich es ihm geboten habe.« »Auch dieser ist von Sinnen,« sprach der Spion, »unkluger König, der euch in sein Haus aufnahm. Morgen bei Tages-Anbruch müßt ihr fortziehen.« Nun sagte der Graf Bertram, ist es an meinem Oheim: Arnaß von Girunde fand sich auch gleich bereitwillig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rudolf von Harpolingen.

Ein mittelalterliches Bildstück.

Rudolf. Heh da! Heh da! Hundepack, wo seyd ihr? Heh da! Nu, hat Niemand Ohren? Heh da! — Nu, wird's? Allo! — Allo! hörst du nichts? — Höll' und alle Teufel. — Allo! Nu, das wird schön. Pietro!

Peter. Gnädigster Herr?

Rudolf. Warum gibt mir Niemand Antwort, wenn ich rufe, Hundepack!

Peter. Ich hab' Euer Gnaden ja gegeben!

Rudolf. Das ist wahr, du Esel — aber warum nicht früher?

Peter. Ich kann doch nicht früher, als man mich...

Rudolf. Was? als man dich, Tropf! als man dich — was denn dich, was denn, he?

Peter. Was denn? Euer Gnaden!

Rudolf. Einen Humpen —

Peter. Nieren —

Rudolf. Was Nieren — Kerl, ich laß dir sie herausschneiden, wenn du nicht sogleich —

Peter. Sogleich, Euer Gnaden, sogleich!

Rudolf. So geh', Hund! — Nierensteiner! Ach, Kunegunde! — Kunegunde, süßes Wesen! — Gott verdamm' mich, wenn dich der Hardenberger — ich schwör's bei Gott — Kunegunde, wenn dich der Hardenberger — Aber — ha! ha! ha! das wird schön werden —

Peter. Ja schön, Euer Gnaden, das Faß ist leer!

Vorhang fällt.

B°.

Kleine Chronik.

— Von unserm vaterländischen Sänger, August Lamey, ist vor Kurzem eine neue Gedichtsammlung erschienen. Straßburg, Schmidt und Grucker.

— Die in der ersten Nummer der Erwinia besprochene Novelle: »Lenz«, von G. Büchner, ist in Gutzkow's Telegraphen, Nro., 5—14, leider nur als Fragment abgedruckt; sie gründet völlig auf dem von uns mitgetheilten Aufsatz, und gibt an vielen Stellen dessen eigene Worte. Möchte es doch bald zu einer vollständigen Sammlung von Büchner's genialen Schriften kommen!

— Der Telegraph enthält einen scharfen Aufsatz gegen »die deutschen Übersetzungsfabriken«; die Buchhandlungen werden alle namentlich angeführt. Das Scandal ist in der That auch groß genug, daß man ihm mit aller Macht entgegen kämpfen muß.

— Ein sehr talentvoller jüngerer Dichter, der jetzt in Berlin lebt, arbeitet an einer Tragödie: Christus, betitelt.

(Telegraph.)

— Ludwig Wittich, in Darmstadt, hat eine Tragödie: »Rosalie«, vollendet; eine andere »Socrates«, beschäftigt ihn in diesem Augenblicke. (Privat-Corresp.)

— Die diesjährige Ausstellung des rheinischen Kunstvereins wird Statt haben, wie folgt: für Karlsruhe, im Mai; Straßburg, Juni; Mainz, Juli; Darmstadt, August; Mannheim, September.

— Berlin. Während in Paris Hr. Daguerre und in Petersburg Hr. Jacobi (letzterer stellt mit Hilfe des Galvanismus auf einer Kupferplatte dasjenige erhaben dar, was auf einer andern Kupferplatte vertieft gravirt war) mit wichtigen Kunsterfindungen auftreten, nähert sich hier eine solche ihrer Vollendung, mittelst deren es möglich werden wird, Oelgemälde in ihrer ganzen Farbenpracht mit großer Treue, auf mechanischem Wege zu vervielfältigen. Hrn. Jacob Liepmann ist es durch vielfältige Studien gelungen, dieses Resultat zu erreichen, und Männer vom Fache sprechen sich über die durch dessen Verfahren hergestellte Copien des, auf dem k. Museum befindlichen, Rembrandt'schen Bildnisses sehr günstig aus.

(Kunstblatt von L. Schorn.)

— Hamburg.... Zu denen, die sich sowohl durch Geist, als durch Gesinnung gegenwärtig auszeichnen, muß man unbedingt jetzt Gutzkow und den kleinen Kreis seiner nähern Freunde rechnen. Das, was er durch seine »Wally« in Vieler Augen sündigte, vergütete er wieder durch seine neuern Geistesprodukte. Man darf wohl behaupten, daß Gutzkow, gegen den sich bei seinem Hieherkommen so viele Stimmen, so manche Vorurtheile erhoben, mit jedem Tage mehr Terrain in der guten Meinung gewinnt, wozu denn freilich sein streng geregeltes bürgerliches Leben, worauf man hier mit Recht einen großen Werth legt, nicht wenig beitragen mag. (Morgenblatt.)

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 13.

Samstag, den 30. März 1839.

Der Todestag des Herrn.

[illegible]

Das ist der Todestag des Herrn!
Versöhnt euch, Menschen, nah und fern;
Und wer in Haß entzweiet ist,
Vereine sich in Jesu Christ. —

Im Saale schreitet her und hin,
Konstantia, die Königin,
Sie hat den Todfeind in der Macht,
Der ihr das tiefste Leid gebracht.

Zum Schwert verurtheilt hat sie schon
Des blut'gen Karls von Anjou Sohn,
Der Konradin, das theure Haupt,
Ihr mit dem Henkersbeil geraubt.

Es war ein Freitag just, da trat,
Gesandt vom hohen Reichesrath,
Der Todesboten Schaar herein
Zur Kerkerthür im Morgenschein.

Prinz Karl mit gottergebner Ruh'
Hört still der Todesbotschaft zu,
Darauf mit heiterm Angesicht
Erhebt er dankend sich und spricht:

»O geht und sagt der Königin:
Als hohe Gnade nehm' ich's hin,
Daß sie mir gönnt, an diesem Tag
Zu fallen unterm Henkersschlag.

Wie sollt' ich sünd'ger Mensch nicht gern
Erblassen heut, am Tag des Herrn,
Wo einst für All' am Kreuzesstamm
Unschuldig starb das Gotteslamm!«

Und als die Königin sofort
Vernimmt des Prinzen Dankeswort,
Betroffen steht sie still und sinnt,
Ein Kampf in ihrer Brust beginnt.

Die Rache wild im Busen pocht,
Die Jahrlang heiß darin gekocht;
Es will das tiefgekränkte Herz
Dem Feind vergelten gleichen Schmerz.

Und doch — des Heilands Todestag!
Als wie berührt von heil'gem Schlag,
Erschauert sie und schreitet bang
In heißem Kampf den Saal entlang.

Sie hält die beiden Hände fest
In Kreuzgestalt zur Brust gepreßt,
Als wollte sie ersticken drin
Die letzte Gluth von Rachesinn.

»Geht, sagt dem Prinzen: weil so gern
Er stirbt am Todestag des Herrn,
Soll ihm geschenkt das Leben seyn
Und herzlich will ich ihm verzeihn.

Weh, wenn ich je vergießen mag
Des Feindes Blut an diesem Tag,
Wo Christ der Welt das Heil erwarb
Und für die Feinde litt und starb!

Sagt ihm, wie gern ich ganz verzeih' —
Von Stund an ist er los und frei.«
Sie sprach es bebend aus und schwieg,
Als wie nach heißerfocht'nem Sieg. —

Das ist der Todestag des Herrn!
Versöhnt euch; Menschen, nah und fern;
Und wer in Haß entzweiet ist,
Vereine sich in Jesu Christ.

Adolf Stöber.

Anton Schlude.

(Beschluß.)

»Eine halbe Stunde von Hausen entfernt liegt der Weiler Reidingen, woher meine Mutter gebürtig war. Dort hatte ihre Schwester unter mehreren Kindern ein Mädchen, Namens Viktoria. Der heitere unschuldige Sinn des lieblichen Bäschens zog mich schon lange nach ihr hin. Froh wie die Lerche, sang Viktoria ihre Lieder in Gottes freier Natur; wie der Schmetterling von Blume zu Blume flattert, hüpfte sie sorglos umher; nur vor denen, die sie nicht genau kannte, war sie scheu und verschlossen. Ein unangenehmer Vorfall brachte mich ihr noch näher und lehrte mich sie bald genauer kennen.

»Eben hatte sie das sechzehnte Jahr erreicht und entfaltete sich gleich einer Rosenknospe. Bald zog sie die Blicke vieler jungen Bursche auf sich, denn sie galt für das schönste Mädchen im ganzen Thal. Da erfrechte sich ein ehemaliger Schulgenosse von mir, den ich nie ganz leiden konnte, und der auf der benachbarten Mühle in Dienste getreten war, Viktorias guten Ruf durch die boshaftesten Verläumdungen anzutasten, und legte sogar, als man ihm nicht glauben wollte, Nachts einmal seine Pfeife auf die Schwelle ihrer Hausthüre. »Seht hier,« rief er des andern Tages, in der Frühe, triumphirend zu seinen Kameraden, »glaubt ihr es noch nicht? Hier hab' ich gestern Nachts, als ich bei ihr war, meine Pfeife verloren!«

»Nein,« rief einer von ihnen, »es ist nicht wahr! Wetten wir eine Krone! Du darfst nur die Hälfte setzen, wenn Viktoria bei deinem Erscheinen nur fünf Minuten lang am Fenster verweilt, so sollst Du's gewonnen haben.« Er verlor und alle schalten ihn einen Lügner oder lachten ihn aus.

»Zwei Tage nachher vernahm ich die Geschichte durch meine Schwester. Ich traute meinen Ohren kaum. Sollte diese — dachte ich — sich mit einem der Schlechtesten in der Pfarrei abgeben? Sie, die mir immer als Vorbild der Sittsamkeit und Unschuld erschien? Unmöglich! Ich forschte bei mehreren Leuten nach und überall gieng dasselbe Gerücht. Da konnte ich kaum den Sonntag erwarten, wo sie nach dem Gottesdienst bei uns anzusprechen pflegte. »Weißt du auch, Bäschen,« begann ich, als wir allein waren, »was man über dich spricht?« — »Nein,« sagte sie befremdet, »ich habe doch Niemanden beleidigt oder sonst zu übler Nachrede Anlaß gegeben!« — Nun erzählte ich ihr Alles; Thränen strömten dabei aus ihren Augen und lange vermochte sie kein Wort hervorzubringen. Endlich bot sie mir die Hand und schluchzte: »Ich will nicht lange Betheurungen machen; genug ich sage dir, es ist nicht wahr!« »Ich glaube dir, Viktoria!« erwiederte ich, »ich habe dich immer als das schuldloseste Geschöpf gekannt und bin noch jetzt ebenso überzeugt von deiner Tugend, wie sonst!«

»Nach Hause gekommen, erzählte sie dieß ihren Aeltern, der Elende ward aufgefordert, seine Aussagen zu beweisen oder zu widerrufen. Da stand er als schändlicher Verläumder und der Müller entließ ihn gleich folgenden Tages aus seinen Diensten.

»Von dieser Zeit an lernte ich Viktoria immer näher kennen. Täglich sah ich neue Vollkommenheiten an ihr, täglich wurde sie mir theurer. Ich hatte ja nun gefunden, wornach ich so lange mich sehnte — ein Herz, das mir wohlwollend entgegenschlug, dem ich meine Leiden klagen, meine Gefühle mittheilen konnte, bei dem ich die bittere Verachtung vergaß, die mir immer unerträglicher wurde; denn es war schon so weit gekommen, daß ich sogar bei Processionen und öffentlichen Bittgängen, wo doch Alles sich paarweis zusammenreihte, allein mitgehen mußte, da jeder sich des »Krüppels« schämte. Viktoria war mir als Engel des Trostes, als Retterin aus der Verzweiflung, vom Himmel zugesandt. Ein Blick aus ihrem seelenvollen Auge, ein Lächeln von ihren blühenden Lippen ließ mich die finstern Sorgen der Zukunft vergessen. Durch sie lernte ich den Werth des Menschen und die Heiligkeit der Tugend immer besser kennen. Wenn auch zuweilen noch der Spott der Anderen oder die Undankbarkeit derer, denen ich einst den süßen Namen »Freunde« gab, mich schmerzte, ich wußte ja jetzt, wo ich meine Klagen ausschütten konnte, wo sie Anklang fanden! Auch Viktorias Aeltern liebten mich wie einen Sohn, und von der ganzen Familie wurde ich als Hausangehöriger

betrachtet. An Werktagen arbeiteten wir mit einander; am Sonntage saßen wir zusammen plaudernd in der traulichen Hausstube, oder am Ufer der Donau, oder fuhren in einem Schifflein eine Strecke weit den Fluß hinauf, und ließen uns dann wieder von der Strömung hinabgleiten. So flossen mir zwei Jahre dahin, klar wie das heimathliche Flüßchen, und wenn je zuweilen eine Wolke den hellen Spiegel trübte, so war es nur eine schnell vorüberziehende Sorge wegen meiner Zukunft.

»Ich hatte nun das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht, ohne noch einen bestimmten Plan über mein ferneres Fortkommen in der Welt gemacht zu haben. Ich hatte die Scheermaus- und Rattenfängerei aufgegeben, weil sie nur im Frühling und Spätjahr erfolgreich war und der zu dieser Zeit feuchte, kalte Boden nachtheilige Wirkungen auf meine Gesundheit äußerte, woran ich noch jetzt leiden muß. Da gab mir der Vater meiner Viktoria, ein Nagelschmidt von Profession, den Rath, ich sollte bei der Obrigkeit um einen Freibrief als Nagelhändler einkommen. Ich befolgte diesen Rath, erhielt aber eine kurze abschlägige Antwort vom Bezirksamte. Auch mein Bemühen höheren Orts blieb fruchtlos. Unterdessen hatte der Nachtwächter des Dorfes seinen Dienst aufgekündigt, und dieser wurde mir nun aus Mitleiden angetragen, da ich doch für nichts Anderes tauglich gehalten war. Ich unterzog mich nun diesem neuen Amte, mit einer Besoldung von fünfundzwanzig Gulden, wobei ich aber das Oel, das ich brauchte, selber anschaffen mußte. Um die langen Pausen in der Nacht auszufüllen, rieth mir ein Freund, ich solle mich hie und da in Versen oder in Prosa versuchen. Da er selbst einige Kenntniß darin besaß, gab er mir manche gute Anleitungen zu stylistischen Uebungen.

»Ich ward nun vollends ein Dichter. Die geheimnißvolle Stille der Nacht, das trauliche Licht meiner Lampe, nährten meine Begeisterung mit den buntesten Bildern. Wenn ich dann in solchen einsamen Stunden ins Freie trat, wenn der gestirnte Himmel in all seiner Pracht mir entgegenfunkelte, und das tiefe Schweigen nur vom Schrei nächtlicher Vögel unterbrochen wurde — welche Gefühle bewegten mich! Ich wähnte mich oft in eine andere Welt versetzt, und nur der Schlag der Glocke konnte mich wieder aus meiner Träumerei wecken, und mich erinnern, daß ich noch dieser Erde angehörte! Im Frühling 1833 hatte ich schon ein ganzes Heft kleiner Dichtungen beisammen.«

Eins dieser bescheidenen Lieder finde hier eine Stelle, um die Stufe zu bezeichnen, auf welcher damals der arme Autodidakt stand. Es ist anspruchslos wie sein Dater.

An Viktoria.

Vor allen meine Lieblingsblume
Ist immer das Vergißmeinnicht;
Komm Blümchen! einem Heiligthume
Trägt dich entgegen dieß Gedicht!
O nimm von mir die kleine Gabe
Reinblau, wie deiner Augen Licht,
In ihrem Strahl, Viktoria, labe
Auch ich mein bleiches Angesicht.

Viktoria! so ruft der Krieger,
Wenn der Kanonen Donner kracht,
Viktoria! ruft er als Sieger,
Heimkehrend aus der heißen Schlacht.

Viktoria! so werd' ich rufen,
Wenn Gram und Leiden mich umstellt,
Viktoria! noch auf den Stufen
Der räthselhaften Jenseitswelt.

Wenn meine Laufbahn ist vollendet,
So sey du mir als Engel nah,
Nach deinem Lächeln hingewendet,
Ruf ich dann noch: Viktoria!

So verstrich unserm Autor der Frühling des Jahres 1834. Des Tages verkaufte er die Fische, die sein Vater in der Umgegend gefangen hatte; Nachts versah er seinen Wächterdienst, oder las, dichtete und schrieb. Aber auch dieß kleine Aemtchen ward ihm nicht lange vergönnt. Er spürte schon seit einiger Zeit wieder eine Verminderung seines Gehörs, das sich bisher wechselsweise bald gebessert, bald verschlimmert hatte. Als nun eines Abends, wo er besonders wieder an beinah völliger Taubheit litt, in dem Garten eines Bürgers Aepfel gestohlen worden waren, hieß es gleich Tags darauf: Er könne seine Stelle als Nachtwächter nicht länger versehen, da jeder Dieb ja ohne Furcht, von ihm gehört zu werden, da oder dort einbrechen werde. Und so kündigte man ihm auf, was er auch selbst schon im Begriffe war zu thun.

Sein verlornes Gehör beklagt er später in folgenden tiefgefühlten Worten:

— — — — — — — — —

Freudig und traurig zugleich ruf' ich willkommen den Lenz!
Leider vermag ich ja nur zu ahnen den Jubel der Wesen
O daß ich nicht auch kann hören den Wonnegesang,
Welcher nun wirbelnd erklinget durch alle die Thäler und Berge!
Warum entzogst du so bald mir deine Freuden, Natur?
Nimmer vernehm' ich ja mehr die schmetternden Hymnen der Lerche,
Nimmer der Nachtigall schmelzenden Liebesgesang!
Nimmer das frohe Gebrüll noch die Glöcklein der weidenden Heerde,

Nimmer des Waldhorns Ruf durch das Gebirge dahin!
Nimmer das Säuseln des Hains und des traulichen Bächleins Gemurmel,
Nimmer die Worte des Trost's liebenden Lippen entlockt! —
Schenke mir wieder, Natur! was du mir so grausam entrissen,
Opfern will ich dir dann feiernde Lieder des Danks!

Einige Tage nachher wies er seine Schriften dem Kaplan H. zu St., der sich nicht wenig wunderte, in dem bisherigen Maulwurfsjäger und Nachtwächter einen Dichter kennen zu lernen, dessen vorgelegte Versuche zu den schönsten Erwartungen berechtigten; tief gerührt durch die Schilderung seiner Schicksale, versprach ihm der wackere Mann, sich mit allen Kräften für ihn zu verwenden.

Kurze Zeit darauf, als Anton eben im Walde mit Holzsammeln beschäftigt war, ließ ihn plötzlich Jemand durch einen Bedienten in das Wirthshaus des Dorfes rufen. Wie groß war sein Staunen, als er dort eine ganze Gesellschaft fremder Herren fand, von denen er nur zwei, den Amtmann H. und den Rentmeister J. von St. etwas kannte. Man tischte ihm sogleich Wein und Speisen auf, und der Amtmann bat ihn mit verbindlichen Worten, er solle ein Gedicht auf einen werthen Gast machen, den sie bei sich hätten. »Es kommt mir fast zu schnell,« sagte Anton, »aber ich will sehen.« In einer Viertelstunde war das Verlangte fertig und er wurde mit Beifall belohnt. Herr C., derselbe Gast, dem der gedichtete Trinkspruch galt, entwarf den Plan, den Verfasser mit sich zu nehmen und irgendwo an einer seinen Talenten angemessenen Stelle unterzubringen. Er ward nun auf den andern Tag wieder bestellt, nahm von seinen Aeltern auf kurze Zeit Abschied und fuhr Morgens, zur höchsten Verwunderung Aller, von denen er bisher nur mit Spott und Verachtung angesehen worden war, aus seinem Thale mit diesem gutmüthigen Herrn fort.

Bei seiner Ankunft in R. ward er von Herrn C. seiner Frau und seiner Schwester vorgestellt und nicht als Fremdling, sondern als Freund willkommen geheißen. Noch jetzt kann er nicht ohne im Innersten gerührt zu werden, an die liebevolle, theilnehmende Behandlung zurückdenken, die er im Hause seines Gönners fand. Selbst die Kinder drängten sich zu ihm und zeigten ihm durch Liebkosungen, daß er Allen theuer sey. Kaplan B. gab ihm Unterricht in manchen Fächern, von denen er bisher noch nichts als dunkle Vorkenntnisse besaß, namentlich auch im Versmaaße, das er bisher natürlich nur stümperhaft zu behandeln gewußt hatte, und worin er bald gute Fortschritte machte. Im ganzen Städtchen bewies man ihm den lebendigsten Antheil. Wie verschieden waren seine jetzigen Verhältnisse von seiner bisherigen Lage! Er lebte wieder neu auf. Lange schien ihm all dieß Glück nur ein Traum zu seyn, aus dem er jeden Augenblick zu erwachen fürchtete.

Herr C. führte den Jüngling auch zu seinen einflußreicheren Freunden nach K., in welcher Stadt er die Lehranstalten zu seiner weitern Ausbildung besuchen sollte; Freitische und Unterstützung mancher Art waren ihm schon im Voraus zugesagt und ausgemacht worden.

Mitten in den Vorbereitungen zu seinem künftigem Aufenthalte, gerade jetzt, als ihm ein so freundlicher Stern aufgegangen war, traf ihn ein doppelter Schlag, der fast alle seine keimenden Hoffnungen wieder zernichtete. Der Arme verlor gänzlich sein Gehör; und einige Wochen darauf, im Dezember 1834, schrieb ihm seine Mutter, daß seine Tante, Viktorias Mutter, plötzlich auf den Tod erkrankt sey, und ihn noch vor ihrem Ende zu sehen wünsche. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte ihn diese Nachricht. Voll schwarzer Ahnungen flog er in seine Heimath zurück. Er fand die gute Frau in den letzten Zügen, und Morgens darauf war sie todt. Er tröstete so gut als möglich Viktoria, deren Schmerz grenzenlos war. Diesem herben Verlust folgte bald der allerschwerste: Dieselbe Krankheit, an der die Muhme verschieden war, warf nun auch seine Mutter auf das Lager, von dem sie nicht wieder aufstehen sollte. »O Mutter, Mutter,« — rief Anton im Uebermaaß seines Schmerzes, »soll ich auch noch Euch verlieren, was hab' ich denn noch auf der Welt.« Viktoria vergalt ihm wieder bei dieser Gelegenheit den ihr von ihm gespendeten Trost und goß einigen Balsam in sein zerrissenes Herz. Nach zwei Tagen aber war auch die treue Mutter eine Leiche. Betäubt und wie bewußtlos stand nun der Unglückliche da. Mehrere Tage lang war er dem Wahnsinn nahe. Nur Viktoria vermochte die finstern Schatten zuweilen von seiner Seele zu verscheuchen. Aber auch die Hoffnung auf die Geliebte war ihm ja nun auf immer geraubt, durch seine Taubheit war er ja nun außer Stand gesetzt, die Bahn, die man ihm so zuvorkommend erschlossen hatte, anzutreten und sich zu einer einträglichen Stelle heranzubilden. »O meine Freundin!« — sprach er zu seiner Viktoria — »was haben wir Beide verloren!« »Viel, viel,« sagte sie, »aber wir müssen uns als Christen fassen; der Vater im Himmel hat es gethan; bei ihm werden wir uns Alle wiederfinden!« Sie sank an seine Brust und die Thränen der armen Waisen flossen als vereinigtes Opfer ihren verklärten Lieben.

Ich will nun auch mit seinen eigenen Worten schließen; sie vermögen am Besten meine Rührung zu vertreten:

»Mehrere Wochen blieb ich jetzt unbekümmert um das, was um mich vorging, in dumpfes Dahinbrüten verloren, bis es

allmälig einigen Freunden gelang, mich etwas aufzuheitern und zur Thätigkeit zurückzurufen.

»Mein verlornes Gehör trozte allen ärztlichen Mitteln. Man vertröstete mich auf den Frühling. Der Frühling kam, aber mein Gehör nicht mit ihm. Nun wurde der Plan gemacht, mich nach Freiburg zu bringen. Beim Abschied sagte ich meinen Freunden und Viktorien: »Entweder sehen wir uns glücklicher, oder nie mehr wieder!«

»Am 25. Juni 1835 kam ich in Freiburg an. Ich wurde herzlich von mehreren Gönnern, denen ich empfohlen worden war, empfangen und mir ein Platz im Spital angewiesen, wo ich mich seither befinde und auf das Gehör warte.

»Dieß, bester Freund! ist nun die Geschichte meines bisherigen Lebens! Haben Sie sie mit Theilnahme gelesen, so ist mein Wunsch erfüllt. Wenn auch wieder schwere Stürme auf mich eindringen, so kann ich doch in Wahrheit sagen: Ich habe einen Freund!

»Und dann, wenn einst diese elende Hülle zusammensinkt, wenn der Geist von diesen drückenden Fesseln sich losreißt, und empor schwingt, wohin er bestimmt ist; wenn keine körperlichen Gebrechen mehr das Bild eines höheren Wesens in mir entstellen; dann, o mein Freund! werden wir uns wieder sehen, uns wieder kennen! Denn welche größere Seligkeit kann der Himmel mir bieten, als die, alle die mir im Leben so theuer waren, wiederzufinden? Da Freundschaft und Liebe auf dieser Welt die edelsten, heiligsten und süßesten Bande sind, die Wesen an Wesen knüpfen, so müssen sie auch jenseits wieder fortdauern, oder die Seligkeit des Himmels ist nur ein Traumgebild! Ohne Freundschaft und Liebe wäre selbst der Himmel kalt und todt.«

Freiburg, den 16. Dezember 1835.

Anton Schlude.

Von seinem ferneren Schicksal erfuhr ich nur noch Folgendes: Nachdem der Unglückliche lange Zeit vergebens im Spital zu Freiburg dahinsiechte, besuchte er auch die Heilquelle zu Ueberlingen am Bodensee, wo er sich manchen theilnehmenden Freund erwarb, jedoch ohne zu genesen. Die Sehnsucht nach der Heimath —

Zurück nach meinem Thalgefilde
Hin zu der Donau trautem Strand,
Wo mir der Jugend Traumgebilde
So wechselvoll vorüberschwand —

singt er — trieb ihn wieder nach seinem geliebten Hausen zurück, wo ihm aber das Bedürfniß nach geselligem Umgange, den er in der Fremde so sehr schätzen gelernt hatte, bald in tiefe Melancholie und abermals in eine Krankheit stürzte, die fast den ganzen Winter 1835—36 dauerte. Im folgenden Sommer zog er, auf den Rath und die Unterstützung seiner Freunde hin, nach Baden, wo er sich einer Kur von 8 Wochen im Armenbad unterwarf. Aber nicht genug, daß sein Gehör verloren blieb, auch sein linkes, ohnehin durch den Verlust des rechten, geschwächtes und leicht entzündliches Auge, fieng nun an zu leiden. Schwermüthiger als je gieng er wieder in seine Heimath zurück; ohne Aussichten auf Unterstützung, als die seine Freunde ihm zufließen lassen, lebt er nun dort ein kümmerliches Leben. Die Knospen alle, die sein reiches Gemüth hervortrieb, erstickten und fielen unerschlossen ab, denn das Mark des jungen Baumes war ja so schwach, so krank! Seine rosigen Träume haben einer kalten, freudeleeren Wirklichkeit Platz gemacht, die nur noch selten von einem milden Sonnenstrahl erwärmt wird. Armer Anton! nicht einmal deine bescheidensten Wünsche giengen dir in Erfüllung, von denen du einst sangst:

Meine Wünsche, glaubt es mir!
Geizen nicht nach Gold und Thronen,
Nicht nach eitlen Dichterkronen,
Nicht nach äußerlicher Zier.
Nur ein Hüttchen und ein Garten,
Und ein Hügel noch dabei —
Dort würd' ich der Rebe warten,
Und mich fühlen seligfrei!

In den stillen Abendstunden,
Wärst du mir Begleiterin
Traute Leier, meine Wunden
Heilend als Erheiterin.
Sanft und ruhig würd' ich leben
In der ländlichen Natur,
Jedes Blättchen drinn erheben,
Jedes Blümchen auf der Flur.

Dich, Viktoria, noch heran
Wünscht' ich einzig mir zur Seite,
Mir zum tröstenden Geleite
Durch die rauhe Lebensbahn!
Spräche dann aus Näh' und Ferne
Noch ein Freund voll Liebe ein,
O wie würd' ich da so gerne
Ganz mich seinem Dienste weih'n!

Ich aber rufe dem Armen zum Schlusse noch aus voller Seele tröstend zu:

Hoffe! keine Blüthe geht verloren,
Die der Sturm der Erde bricht;
Jenseits wird sie wiederum geboren
Und verklärt in Gottes Angesicht! —

Wo ein Engel sie zum Kranze flicht,
Drum stehe fest! verzage nicht!
August Schnezler. *)

Elsässische Sagen und Geschichten.

Die Sankt Emmakirche, im Münsterthale.

Ungefähr vier Stunden von Colmar, in den Vogesen drinnen, zieht sich ein Thal hin; glänzende Wiesen, üppige Saatfelder, rauhe Felsen und grünende Waldungen wechseln mit einander ab, rauschende Bäche, reine helle Wasser durchbrausen die schöne Gegend; auf den Kuppen der höhern Berge gewahrt in des Sommershitze, während unten im Thale die Lerche singt und die Ähre reift, der Blick noch Eis und Schnee.

Freundliche Dörfer liegen zerstreut umher, ein einfacher, biederer, unverdorbener Menschenschlag bewohnt das Thal, und oben auf der Spitze der Berge erheben sich malerisch Sennhütten; die Bewohner des Thales sind ein Hirtenvolk. Wenn im Frühling der Schnee schmilzt, wenn die Blümlein sich öffnen, wenn die Wiese grünt und die Bäume blühn, da erschallt hier das Hirtenhorn, da vernimmt man Glockengetön, und mit seinen Kühen, festlich geschmückt, zieht der Senne hinauf aus dem lieblichen Thale, hinauf zur lustigen Sennhütte wo die Winde ziehn, und dort oben wohnt er erhoben über dem Menschengewühl, dort pflegt er seiner Heerde, bis der Sommer vorüber, und wenn er den Tag hindurch sorgsam seine Heerde gehütet, wenn Abends der Hirtenknabe sein Gehilfe hinabgezogen mit den wohlbereiteten Käsen, dann greift er zu seinem Horne und von Sennhütte zu Sennhütte tönt das Spiel der Hirten, und die Felsen antworten in tausendfachem Wiederhalle, durch die dämmernde Nacht hin. Und so verfließt dem Hirten ein Tag wie der andere, und wenn dann der Sommer vergangen, zieht er fröhlich wieder hinab vom Berge unter Hörnerklang und Schellengetön, wie er hinaufgezogen, drunten im Thale, im traulichen Dorfe den Winter zuzubringen.

*) Wenn es dieser meiner Schilderung, die auf kein Verdienst, als das gewissenhafter Treue, Anspruch macht, geglückt seyn sollte, in Menschenfreunden mehr als bloße Rührung zu wecken — Herr Medizinalrath D. Kapferer, in Donaueschingen, ist mit Freuden bereit, etwaige milde Gaben für den Unglücklichen in Empfang zu nehmen und die Versendung derselben nach Hausen zu besorgen.
D. O.

Die andern unterdessen haben im Thale gepflügt und gesäet, geärntet und in die Scheunen gesammelt auf den kommenden Winter.

Wenn dann die Dörfer im Schnee begraben liegen, sammeln sich Vater und Mutter und Kinder um das wärmende Feuer, dann erschallt beim Rocken das Lied, dann wird geschäkert und geplaudert die langen Winterabende hindurch. Dann öffnet wohl auch der Hausvater das Bibelbuch und in Andacht erheben sich die Herzen, oder er erzählt den Kindern manches von den Tagen, die vormals wären, wie da die Voreltern geliebt und gelebt, was ihnen begegnet; er zeigt ihnen ihre Namen, die sie in die Bibel eingetragen haben, denn die Bibel ist zugleich auch der Stammbaum der Familie; dort wird ein Blatt eingefügt, wenn was Merkwürdiges in der Familie geschehen, dort schreibt jedes Glied seinen Namen ein, und so pflanzt sich die Kunde hievon vom Vater auf den Sohn, und auch manch' alte Sagen von Rittern und Fräulein von Mönchen und Klosterfrauen leben so im Munde des Volkes fort.

So erschien mir das Münsterthal, als ich es mit einem Freunde durchzog; als ich seine Gebirgsseen, seine Bergschluchten mit Alpenpflanzen übersäet, bewanderte, als ich seine Berggipfel bestieg und eintrat zum Sennen in die niedere Berghütte über dem drohenden Abhang, mit Pflanzen schwer beladen müde und hungrig.

Wir beschlossen, hier oben zu übernachten am Fuße des Hohneck, des höchsten Gipfels weit und breit. Morgen mit dem Frühesten wollten wir dort eben den Tag begrüßen und die Sonne aufsteigen sehn, über den Bergen des Schwarzwaldes die Sonne, die jetzt untergieng und im Süden die Schneekoppe des Berner Oberlandes beleuchtete, daß sie strahlten, wie Perlen im Abendschimmer.

Nachdem ich mich gestärkt durch Speise und Trank, trat ich heraus vor die Sennhütte, die Felsenkuppen des Berges noch einmal anzuschauen, ehe es dunkel würde, noch einmal hinabzuschauen auf den Tannenwald und in das Wiesenthal, da gewahrte ich auf einem niedrigen Hügel hinter einem der Dörfer des Thales ein kleines weißes Kirchlein. Es war, wie mir der hinzutretende Hirte sagte, die Sankt Emmakirche.

Wie wohl die dahin gekommen seyn mag? sprach mein Gefährte, woher wohl die den Namen haben mag?

Dieß kann ich Euch sagen, liebe Herren, sprach der Senne, ich habe es oft vom Großvater vernommen, als ich noch klein war; er erzählte es uns, wenn wir um ihn herum saßen am warmen Ofen. Es ist eine traurige Geschichte, doch wenn die Herren wollen, so will ich sie erzählen; ich kann's freilich nicht so schön erzählen, wie der Großvater, er war aber

auch sehr gelehrt und wenn er's uns erzählte, da muckte sich keines von den Kindern, denn er erzählte es als ob's gedruckt wäre.

Und hierauf erzählte er uns folgende Geschichte:

„Es ist nun schon lange, lange her, da stund da hienieden kein Kirchlein, da waren keine Dörfer im Thale, keine Sennen auf den Bergen, da war jene Burg bei Münster, die ihr die Schwarzburg nennt und die jetzt in Trümmern liegt, noch nicht erbaut. Dort, wo nun Münster ist, wo tausend geschäftige Hände sich regen, wo der Dampf aus den Schloten aufsteigt und ein reges Leben herrscht, war nur eine einsame Wiese, im Thale wechselten grünende Wiesen und finstere Wälder, eine Wohnung der Bären, Wölfe und Hirsche, in den Bergen hausten wilde Auerochsen. —

Da kamen einsmals über die Berge her von Lotharingens Hochebene, Mönche, fromme Diener der Kirche, und als sie die grünende Wiese sahen, vom hellen Bache bewässert, am Fuße des Berges, der noch heutzutage der Mönchsberg heißt, da beschloßen sie, hier ein Kloster zu bauen, sich niederzulaßen in dieser Einsamkeit; und bald stieg hier ein Münster hervor, wo die frommen Männer zusammen wohnten, ein stilles, ungetrübtes Leben führend, und das Glöcklein des Klosters hallte lieblich die Wälder entlang.

Und wieder war eine Zeit, da herrschte weit und breit ein großer Kaiser, Karl, der auch Franken-König war, der hatte seinen Bruder vom Throne gestoßen, und wollte allein herrschen über das ganze Frankenland, und verfolgte die Kinder seines Bruders überall. Zu diesen Zeiten kamen ein Ritter und ein Fräulein, von einem einzigen Knechte begleitet, herein in dieses Thal, und suchten Schutz gegen ihre Verfolger, freundlich empfieng sie der Abt, ein Brief hatte sie ihm empfohlen. Aber ihre Namen wußte keiner, denn der Abt allein. Der Knecht verließ das Thal wieder, der Ritter aber und seine Schwester, denn daß es seine Schwester sey, sahn die Mönche ihr gleich an, legten die gestickten Kleider ab und hüllten sich in einfaches Gewand. Und weit vom Kloster weg, dort im Thale unten an jenem Hügel, ließ ihnen der Abt ein Hüttchen erbauen, wohin sie sich zurückzogen. Und als das Hüttlein erbaut war, da erschien der greise Knecht auch wieder im Thale, und wohnte mit seiner Herrschaft. Dort pflegten die Männer des Waidwerks. Robert, so hieß der Ritter, durchzog kühn mit dem treuen Cuno, die Berge und Wälder und fällte die Bären und Hirsche, und bestritt manchen Strauß mit den wilden Auern. Die sanfte, blondgelockte, blauäugige Emma besorgte unterdeßen für die beiden das Mahl, daß sie sich erlabten, wenn sie müd und hungrig zurückkehrten von der wilden Jagd. Cuno trug dann die fetten Bärenschinken, die schönsten Hirsche in das Münster, und kehrte schwerbeladen mit Vorräthen, die ihm der fromme Abt dagegen mitgab, in das Thal zurück.

Einstens waren die zwei wieder fortgezogen auf die Jagd, es war an einem schönen Sommertage, hinein in die Berge, lange schon waren sie fort und Emma hoffte, sie würden bald wiederkehren, das Mahl stand bereitet. Da erschallte dort über dem Hügel herab das Jagdhorn und Emma eilte, wie sie oft pflegte, auf den Hügel hinauf dem Bruder entgegen.

Als sie aber hinauf kam, da war das erste, was ihren Blicken begegnete, ein schmucker Rittersmann, braunes Haar beschattete die hohe Stirne, er lag oder saß vielmehr am Boden, und suchte das Blut zu stillen, welches einer Wunde entströmte, die er über dem Knie erhalten; nicht weit von ihm lag ein Eber, den sein Speer getroffen. Als Emma erschien begegnete ihr sein feuriger Blick aus den kühnen Augen. Seltsam erröthend wollte das Mädchen enteilen, doch er bat sie, zu verweilen, ihm Hilfe zu leisten, da er sich, von seiner Jagdlust bemeistert, hier herein gewagt hätte, und nun allein und verlaßen liege.

Die Jungfrau, erfahren in der Heilkunde, wie fast alle Frauen jener Zeit, verband des Jünglings Wunde und auf ihren Arm gestützt gieng er langsam hinab zur Hütte. Dort verpflegte ihn Emma sorgsam.

Bald erschienen auch der Bruder und Cuno mit reichlicher Beute; als Robert den fremden Gast sah, als er erfuhr, was ihn unter sein Dach geführt, da schaute er ihm zuerst forschend ins Angesicht, und da er in ein freies, offenes, kühnes Auge blickte, bot er ihm freundlich die Hand. Der fremde Ritter fühlte sich bald heimisch bei seinen Wirthen, er stärkte sich mit Speise und Trank, und als es Abend geworden, konnte er von Cuno geleitet, wieder zurückkehren zu den frommen Mönchen im Kloster, wo er mit seinen Dienern verweilte; beim Abschiede versprach er wieder zu kommen und er hielt Wort.

Roland, denn es war Roland, der kühne Held, der Neffe des Kaisers, den Robert bewirthet hatte, kehrte oft wieder, und bald gewahrte der Bruder, daß die Schwester erröthete, wenn in der Ferne Rolands Horn erschallt, wenn er herein trat mit Gruß und Handschlag, und auch Rolands Auge flammte feuriger, seine Brust hob sich, wenn er vor Emma stand; die Beiden liebten sich, das sah Robert nun klar ein. Und sein Auge ruhte oft mit Wehmuth auf der Schwester holden Zügen.

Als eines Tages Roland wieder erschien, erhob sich Robert, wie es schien, zu einem schweren Entschluße, er winkte dem Jüngling und beide traten hinaus vor die Hütte; lange blieben sie fort, doch als sie wieder kamen, glänzte Rolands Blick, und Robert war wieder heiter, und er fügte der Liebenden

TIMBRE ROYAL

Hände in einander, und nun ward Emma Rolands glückliche Braut. Noch einige Zeit blieb Roland im stillen Thale, dann mußte er wieder fort; der Kaiser bedurfte seines Armes gegen der Sachsen Heere. Emma aber und ihr Bruder, so wollten es Robert und Roland, sollten im Thale bleiben bis dieser wiederkäme die Braut zum Traualtare zu führen, ihre Liebe sollte geheim bleiben, bis er in wenig Monden zurückkehre.

Doch die Monde schwanden einer nach dem andern, ein Jahr vergieng, und Roland kam nicht wieder. Umsonst zählte Emma die Tage, die Wochen, die Monde, Roland kam nicht zurück. Als nun die Schwester vergehen wollte in ihrem Schmerze, als sie nicht mehr zu trösten war, da hüllte sich Robert in Pilgerkleidung und von einem Mönche begleitet wagte er sich hinaus aus den Wäldern in die Ebene, um Kunde einzuholen.

Sechs Tage blieb er aus, am siebenten kehrte er wieder; als Emma ihn erblickte, hatte sie kein anderes Wort für ihn, als: Wo ist mein Roland? wo hast du ihn gelassen? Und Robert schwieg, weinte und umarmte seine Schwester.

Roland war nicht mehr, er war im Sachsenkriege gefallen, so lautete die Kunde.

Emmas Auge blieb trocken bei der Kunde von Rolands Tode, der Thränenquell war versiegt für sie, und ihre Trauer äußerte sich nur durch einen stillen Wahnsinn. Sie wandelte oft einsam hinauf zum Hügel, sie setzte sich oft dort neben die Haselstaude wo sie Roland zuerst gesehen. Robert schlich ihr dann nach und bewachte ihre irren Augenblicke. Mit den Blättern der Bäume welkte auch sie dahin, und als der Wind die gelben Blätter verwehte, konnte sie auch nicht mehr aufstehen vom Lager, und als der Winter kam, da entschlief sie, freudig, in der Hoffnung, drüben ihren Roland zu finden.

Robert und der greise Cuno gruben ihr droben auf dem Hügel, neben der Haselstaude unter Thränen ein Grab; sie hatte verlangt, dort zu ruhen, wo sie den Geliebten zuerst erblickt.

Robert zog nicht mehr fröhlich auf die Jagd, die Tage verflossen ihm einsam und traurig; der Frühling kam wieder, doch die Freude kehrte nicht mehr zurück in des Jägers Herz. Am liebsten ruhte er droben auf dem Hügel neben der Schwester Grab.

Als er sich dort einst ausgeweint hatte, und zurückkehrte zu seiner Hütte, erblickte er einen Haufen Reisige, die auf seine Hütte zu ritten, und weit vor ihnen her zog Roland, Roland der todtgeglaubte. Er stieg vom Rosse, umarmte seinen Freund und fragte: Wo ist Emma, Emma meine Braut? Ein Seufzer aus Roberts Brust antwortete ihm, und still und traurig sagte er: Sie ist dort oben, sie ruht auf dem Hügel für immer. Weinen erstickte seine Stimme. Roland verstand, was er wollte, ein tiefer Schmerz drang in seine Seele und er rief: Komm zu ihr! Und als nun die Freunde an der Jungfrau Grabeshügel standen, da brachen ihre Herzen in unendlichem Jammer und ihre Thränen netzten den Rasen.

Wenige Tage darauf legte man auf dem Hügel den Grundstein zu einem Kirchlein, und neben ihm erhob sich die Wohnung eines frommen Eremiten. Dort beschloß der greise Cuno sein Leben; ein einfacher Stein bezeichnete die Stätte des Grabes der Jungfrau.

Am Tage der Einweihung weinten die Freunde noch einmal bei dem Grabeshügel, da erzählte dann Roland seinem Freunde, wie er für todt gehalten auf der Wahlstatt lag, wie man lange an seinem Aufkommen gezweifelt, ja viele ihn todt geglaubt; wie er, sobald er gekonnt, hieher geeilt und ach! nun doch zu spät gekommen.

Den Tag darauf verließen die Freunde das stille Thal und kehrten niemals wieder.

Drei Jahre nachher war die Schlacht von Ronceval, dort erlag Roland der Uebermacht der Saracenen. Ein Ritter in schwarzer Rüstung hatte neben ihm gestritten, hatte ihm die Augen zugedrückt. —

Am Abende des blut'gen Tages, als Kaiser Karl die Mauren abgetrieben, fand man den Leichnam des kühnen Rolands und neben ihm den des schwarzen Ritters. Man öffnete sein Visier, es war Robert. —

Indem des Kaisers Blicke seinen Neffen suchten, fiel sein Blick auf Roberts bleiches Antlitz. Und wer war dieser? frug der Kaiser. Die Herren seines Gefolges traten herzu, doch keiner erkannte ihn. Endlich trat ein greiser Bischof herzu, jener Abt des fernen Klosters, und sprach, König Karl, dessen Leichnam du hier siehest, war Robert, dein Neffe, deines Bruders Karlomann Sohn, und er erzählte ihm die traurige Geschichte. Und Kaiser Karl stieg ab von seinem Pferde und kniete nieder auf dem Todtenfeld und manche Thränen fielen aus seinem Auge, auf der Helden bleiches Antlitz.«

— So erzählte der Senne; unterdessen war es Abend geworden, ich schaute noch einmal nach der Emmakirche, da glaubte ich eine weiße Gestalt zu sehn, die mir hinüber winkte. Ich schaute wiederum und sah nichts mehr. Den andern Morgen, nach Sonnenaufgang, schauten wir noch einmal nach der Emmakirche, und zogen auf der andern Seite des Berges hinab in das Bolognethal.

Seitdem war ich oft wieder im Münsterthal, und habe noch manche Sagen gesammelt, die ich den freundlichen Leserinnen der Erwinia nach und nach erzählen will. H*.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 14.

Samstag, den 6. April 1839.

Emanuel Geibel.

Die Erwinia berichtete voriges Jahr, daß die Gedichte dieses jungen Sängers in Magdeburg, wo sie in Druck erscheinen sollten, bei Gelegenheit einer Feuersbrunst verunglückt seyen. Wenn ein solches Unglück bei jedem talentvollen Dichter bedauernswürdig ist, so muß das Band der Freundschaft die Theilnahme sicherlich bedeutend erhöhen.

Daß Geibel seine Manuscripte nur einmal besaß, ist mir bekannt, und ich habe daher auf ein Mittel gedacht, wie dieser bedauernswürdige Verlust anderweitig ersetzt werden könnte. Die Freunde Geibels sind zahlreich und ich erinnre mich aus seinem Umgange, wie viel Abschriften er stets nehmen lassen mußte. Leider bin ich selbst in diesem Punkte nachläßig gewesen, indem ich den Genuß der Gedichte meines Freundes an seinem eigenen Pulte oder doch sicherlich im Drucke zu finden hoffte.

Geibel ist im eigentlichen Sinne ein blühender Lyriker. Ich habe ihn früher oft mit einem Blüthenbaume im Frühlinge verglichen; aber nicht mit unsern nördlichen Kirschen-, Birnen- und Pflaumenbäumen, er ist ein südlicher Baum, ein Granatbaum etwa. Wenn man sich an seinen glühenden, buntfarbigen Liedern etwas rechts zu gut gethan hatte, so war der Eindruck stets, als ob man in einen brasilianischen Wald geschaut hätte, wo die rankende Liane um den Palmbaum sich schlängelnd, Flamingos und Papageyen durchblicken läßt. Geibel ist zusehr Lyriker, um etwas Anderes seyn zu können. Zum Dramatiker kann er sich schwerlich sammeln; zum Novellisten und Epiker ist er nicht einfach genug. Aber als Lyriker wird er glänzen.

Folgendes Gedicht von einer Art, wie sie seltener bei ihm sind, von der erzählenden, ist unseres Wissens noch nicht gedruckt. E. v. d. H.

Venedig.

1.

In Venedig, in Venedig
Braust's und hallt's vom lauten Feste,
Gondeln rauschen, Masken fliegen
Durch die Reihen der Palläste.

Auf den Plätzen, auf den Wassern,
Überall ein buntes Schimmern;
Mondesstrahlen, farb'ge Lampen
Über den Kanälen flimmern.

Auf den Plätzen, auf den Wassern,
Überall ein tolles Klingen;
Lauten schwirren, Cymbeln schmettern,
Und die Gondoliere singen.

Und rings um des Volkes Wogen,
Und die halbmaskirten Ritter
Mit den schwarzen Seidenmänteln,
Mit dem Degen, mit der Cither.

Alle Lust ist losgelassen,
Alle Frühlingsblumen blühen,
Mädchenaugen, Rosenlippen,
Wangen, die wie Purpur glühen.

Droben auch von dem Balkone,
Überwölbt von Blüthenzweigen,
Schau'n Venedigs Edeldamen
Auf die buntverworrnen Reigen.

Sammtne Diener stehn mit Lichtern
Ihnen wohlgemuth zur Seite,
Rothe Herrn mit goldnen Ketten,
Grüßen im Vorüberschreiten.

In Venedig, in Venedig,
Durch die hellen Prachtgebäude,
Durch die Plätze, die Canäle,
Jauchzt und braust die Maskenfreude.

2.

In Venedig, in Venedig,
Über des Pallasts Gemächern,
Seufzt und wimmert der Gefang'ne
An den enggewölbten Dächern.

Schwül ist rings die Luft und dumpfig;
Denn die Gluthensonne brannte
Auf die heißmetallnen Platten,
Bis die Nacht ihr Dunkel sandte.

Von des Durstes Qual gefoltert
Wälzt sich der gefang'ne Greise,
Denn der Wächter hat vergessen
Ihm zu bringen Trank und Speise.

Von des Festes bunten Wirbeln
Ist auch er hinweggerissen,
Und er blickt in schöne Augen,
Und er neckt mit losen Küssen.

Von des Durstes Qual gefoltert
Wälzt sich der gefang'ne Greise —
Bis zu seinem düstern Kerker
Dringt die tolle Jubelweise.

»Drunten sprudelt Wein die Fülle,
Und die Becher hör' ich klingen,
Ach, ein ein'ger Tropfen könnte
Trost und neue Kraft mir bringen!

Ach, ein einz'ger kleiner Tropfen
Könnte mich vom Tode retten!« —
Und er heult und ächzt und wimmert,
Und er rasselt mit den Ketten,

Bis die Worte ihm versagen,
Bis sein Blick sich schwarz umnachtet —
Becher klingen — Lieder jauchzen,
Und der Alte ist — — verschmachtet.

Emanuel Geibel.

Der Bibliothekar.

Mährchennovelle, von August Schnezler.

I.

Im Hause des Professors Benhammer, des berühmten Orientalisten an der Universität F. bewohnte der Studiosus Philologiä, Felix Kreppel, ein kleines Dachstübchen mit der Aussicht auf den Hof. Er hatte sonst sehr wenig Aussichten, denn er war ein blutarmer junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, und sein mageres Stipendium von siebenzig Thalern reichte kaum zu, die Kosten für Tisch und Wohnung bei dem Professor zu decken, der ihm nur deßhalb Beides um diese geringe Summe jährlich gewährte, weil er ihn sehr gut zur Abschrift seiner gelehrten Abhandlungen, deren er oft ein halbes Dutzend im Semester verfaßte, brauchen konnte. Das Hofleben unter Felixens Fenster hatte wenig Reize für ihn, er sah nichts als Tyrannei, Habsucht, Eigennutz, Falschheit, Kriecherei, Dummheit, Aufgeblasenheit und andere Hoflaster, zudem hatte der Mißticismus die ganze Luft des kleinen Staates verdorben. Der Tyrann war nämlich ein großer Bullenbeißer, dessen breiterner Pallast, mit goldenem Strohboden mitten im Hofe stand, Habsucht, Eigennutz und Falschheit waren durch drei Katzen repräsentirt, die sich zuweilen erdreisteten, verstohlnerweise, wenn gerade der Tyrann schlief, von dem vor seine Halle gestellten Mittagsmahle die köstlichsten Bissen wegzuschnappen, die Dummheit bestand aus mehreren einfältigen Tauben, die sich oft erkühnten, dem kalekutischen Hahne und seiner Gemahlin, welche die Aufgeblasenheit selbst waren, von dem gestreuten Futter einige Körner wegzupicken; ein ansehnlicher Misthaufen im Hintergrunde, neben dem Kuhstalle im benachbarten Hofe, verursachte die Verderbniß der Luft. Ein Marder, der Nachts als Würgengel des Hühnervolkes umherschlich, hatte den Charakter als geheimer Hofrath, obwohl er sich oft kaum selber zu rathen wußte, wenn zufällig ein Geräusch ihn aus seinen Berechnungen und Untersuchungen über die Festigkeit des Schlafes seiner Hofgenossen aufschreckte. Dieß

Hofleben war es, über welches Herr Felix Kreppel in Stunden geistiger Abspannung, mancherlei Betrachtungen anstellte, unter seinen hinterlassenen Schriften fanden sich sogar einige Fabeln deren Stoff er vorther geschöpft hatte, in sehr elegantem Latein, dessen sich kein Phädrus zu schämen brauchte.

So saß er an einem schönen Maiabend in allerhand traurige Gedanken versenkt, an seinem Fensterchen und blies den Rauch aus einer langen Konuspfeife, seinem einzigen Kabinetsstücke vor sich hin. Er wäre gar zu gerne spazieren gegangen, hinaus in die neubegrünte duftige Frühlingslandschaft, oder auf den Bierkeller am Schloßberge, wo die Studentenkneipe lag, denn die Witterung war gerade heut überaus lieblich; der herrlichste Sonnenschein vom reinsten blauen Himmel vergoldete die Dächer der nachbarlichen Häuser, eine milde sommerliche Luft spielte mit seinen Locken und flüsterte ihm gleichsam ins Ohr: Komm o komm, lieber Felix, draußen ist es gar zu schön in dem grünen grünen Wald, hörst du nicht das Lustgetön, aus den Thälern, von den Höhn, ach, der Frühling flieht so bald, komm o komm in den heitern Gottesgarten, laß das Glück nicht auf dich warten! das Geschick mischt deine Karten; frischer Muth, junges Blut, es wird Alles Alles gut!

Ach er wäre so gerne hinaus gegangen, aber ein Blick auf seine dürftige Kleidung, sein abgetragenes mehrfach ausgebessertes altdeutsches Röcklein, seine geflickten Stiefel, seine verschossene Mütze, entriß ihm wieder alle Lust dazu. Zwar wagte keiner seiner Studiengenossen die geringste höhnische Bemerkung über ihn laut werden zu lassen, vielmehr war er unter ihnen nicht allein seines angestrengten Fleißes und seiner gründlichen Kenntnisse, sondern auch hauptsächlich seiner oft erprobten Gewandtheit in der edlen Fechtkunst und seiner Tapferkeit wegen, die bisher keinem noch so furchtbaren Haudegen oder Raufer gewichen war, rühmlichst angesehen. Doch hielt ihn sein Zartgefühl zurück, eine feingekleidete Gesellschaft durch seinen ärmlichen Aufzug in Verlegenheit zu bringen, er schämte sich auch vor den vielen lustwandelnden Frauen und Mädchen zu erscheinen, die den schönen jungen Mann mit halb wohlgefälligen, halb mitleidigen Augen anzusehen pflegten, obwohl ihm eigentlich nicht viel an deren Gunst oder Tadel gelegen war, denn sein Herz gehörte ja schon längst nur einer Einzigen unabänderlich an; ein freundlicher Strahl aus ihrem blauen Auge entschädigte ihn ja für Alles Andere, was er oft erdulden mußte; ein wohlwollendes Wörtchen von ihren frischrothen Lippen erhob ihn aus dem Druck aller Entbehrungen in einen Zustand von lauter Wonne. Und diese Einzige war niemand anders, als des Professors Benhammer holdseliges Töchterlein, **Minchen**, ein Engel an Schönheit und Herzensgüte. Beim Frühstück und Mittagessen war er so glücklich ihr gegenüber zu sitzen, und daher kam es auch, daß seine sonst so besonnenen Antworten auf des Professors gelehrte Fragen gerad um diese Zeit äußerst verwirrt und zerstreut ausfielen, was der alte Herr aber selten bemerkte, da er eigentlich nur aus Gewohnheit Fragen that, im selben Augenblick aber schon wieder in eine so tiefsinnige Hypothese verwickelt war, daß er jede Antwort überhörte. Zuweilen fiel aber doch irgend eine von Felixens Erwiederungen in so hohem Grade zerstreut aus, daß der Professor aus seiner eigenen Ideenwelt gerissen wurde und in ein schallendes Gelächter ausbrach. Felix würde fast nur von der Luft gelebt haben, wenn ihm nicht Minchen, an deren Blicken er während der Mahlzeit unablässig hieng, immerfort zugesprochen hätte, sein Essen nicht kalt werden zu lassen. Bald stockte sein Löffel in der Suppe, bald sein Messer im Braten, bald warf er das Salzfaß um, bald goß er das Getränk neben sein Glas und wußte sicherlich niemals, ob das was er in den Mund führte, süß oder sauer, Fleisch oder Gemüse war. Deßhalb konnte Minchen nicht immer sich eines kleinen Gelächters enthalten, besonders als er einmal Abends einen Reisauflauf statt aus der Zuckerdose, aus der Pfefferbüchse ganz unmäßig bestreute und als er seinen Mißgriff bemerkte, die schwarze Decke statt mit dem Löffel mit der Lichtputzscheere wegheben wollte. Aber auch er hatte gar einen tiefen Eindruck auf ihr bisher noch unbefangenes siebenzehnjähriges Herzchen gemacht; seine reichen Locken, seine feurigen geistreichen Augen, deren Wimpern sich nur zu schüchtern niedersenkten, seine ganze blühende männlich-schöne Gestalt, seine vielseitigen Kenntnisse, noch erhöht durch eine große Bescheidenheit, seine untadelhaften Sitten, sein stilles eingezogenes Leben, seine gränzenlose Gutherzigkeit, — welches Mädchen ihres Alters wäre von solchen Vorzügen ungerührt geblieben? Ach! wenn Felix nur nicht so arm wäre! seufzte sie oft heimlich, wer weiß, was dann geschehe! Wie sauer wirds ihm noch werden, bis er auch einmal Professor ist, und ich — ich würde mich doch nicht übel ausnehmen als Frau Professorin! Und jedesmal nahm sich das liebe Kind vor, immer ja recht freundlich gegen Felix zu bleiben, ihm aber doch ja nicht ihre innersten Gefühle, ihre wachsende Neigung für ihn, zu verrathen. Aber der Funke der Liebe kann nicht lang im Verborgenen glimmen, ein leises Lüftchen reicht oft hin, denselben zur hellodernden Flamme zu wecken, und so kam es bald genug.

Als Felix dermaßen betrübt in seinem Kämmerlein saß und den blauen Ringelwolken aus seinem Konus zusah, wie die Sonne darin spielte und dieselben wie auf einer goldenen Leiter, als kleine Geistergestalten auf ihren Strahlen mit dem

übrigen Stäbchen zum Fenster hinaustanzten, weckte ihn plötzlich die Stimme der alten Magd aus seinen Träumen, die einen schönen Gruß vom Professor brachte, und er möge sich doch gleich zu ihm hinab in sein Studierzimmer verfügen. Da ihn um diese Stunde der gelehrte Herr noch niemals zu sich beschieden hatte, war er sehr begierig auf das was er vernehmen sollte und verfügte sich eiligst hinunter.

Sie wissen, lieber Herr Kreppel, hub der Professor mit freundlichem Lächeln an, daß wir nun an die Stelle des seligen Universitätsbibliothekars, der zwar ein ganz braver Mann, aber seinem Fache durchaus nicht gewachsen war, einen neuen Bibliothekar, den Herrn Professor Quixlinger aus Ratzeburg, der erst gestern eingetroffen ist, erwählt haben. Dieß ist ein grundgelehrter Mann, der wirklich beispiellose Literaturkenntnisse besitzt, und unserer Bibliothek zur höchsten Zierde und zum größten Vortheil gereichen wird. Namentlich hat sein neuestes Werk; »über die Zahnkrankheiten der Nagethiere« ungeheures Aufsehen gemacht! Da nun gerade die Stelle eines Gehülfen unter ihm erledigt worden ist, und er sich deßhalb an mich wandte, ihm, weil er hier noch fremd ist, einen tüchtigen jungen Philologen, der zugleich eine schöne Hand schreiben müsse, zu diesem Platze zu verschaffen, so stund ich keinen Augenblick an, Sie, mein lieber Herr Kreppel, ihm als den tauglichsten jungen Mann vorzuschlagen, und Sie besonders wegen ihrer gründlichen Sprachstudien sowohl, als sittlichen Aufführung zu empfehlen. Bloß vier Stunden täglich, Sonn- und Festtage natürlich ausgenommen, hätten Sie, wenn Ihnen das Anerbieten genehm ist, auf der Bibliothek zu arbeiten, dafür erhalten Sie ein monatliches Honorar von dreißig Gulden, das nach Maaßgabe ihres Fleißes und ihrer Brauchbarkeit, sich noch höher steigern kann. Sie können die Stunden dazu wählen, welche Sie wollen, wenn Sie nur immer täglich die bestimmte Arbeit liefern. Nun, haben Sie Lust?

O mein väterlicher Gönner, rief Felix, ob ich Lust habe? Wie willkommen muß einem armen Studenten wie mir, solch ein Platz seyn, der mir mehr einträgt, als alles Stundengeben außer dem Hause? Tausend! tausend Dank für ihre gütige Verwendung, bester, Herr Professor! So werd' ich doch einmal in den Stand gesetzt, ihre Wohnung und Kost verhältnißmäßig besser bezahlen zu können.

Davon ist keine Rede, sagte der Professor und klopfte dem Jüngling auf die Schulter, ich nehme keinen Heller darüber von Ihnen an; gern würd' ich Ihnen auch das bisher gezahlte Geld erlassen haben, wenn ich nur selbst reicher wäre.

Gehen Sie also morgen Vormittag, neun Uhr, zu Ihrem neuen Principal, dem Herrn Bibliothekar Quixlinger, und stellen Sie sich ihm vor. Sie werden bald seine Gunst und Zufriedenheit erwerben, wenn Sie so eifrig auf der Bibliothek arbeiten als bei mir zu Hause. Nur vor einer Sache will ich Sie warnen: lassen Sie sich in seiner Gegenwart niemals zu einem Wort des Widerspruchs gegen ihn reizen, wenn er zuweilen etwas ganz Seltsames behauptet. Er hat oft ganz wunderliche Grillen und Ansichten, viele sonderbare Manieren und Eigenthümlichkeiten in seinem Äußern und Benehmen; hüten Sie sich jemals darüber zu lachen, wenn er sich solche Blößen gibt und stoßen Sie sich weder an seine kuriosen Gewohnheiten, noch an sein fremdartiges Betragen!

Felix versprach Alles auf's Freudigste und verließ den Professor mit einem Herzen voll der wärmsten Dankbarkeit. Nun hielt er es nicht länger in seinem Stübchen aus; auf Nebenwegen erstieg er den Schloßberg und setzte sich auf sein Lieblingsplätzchen droben im Walde auf die Bank, an das sogenannte Silberbrünnlein, ein Quell der diesen Namen im vollen Maaße verdiente. Hier öffnete sich die reizendste Aussicht in das vom klaren Bergstrome durchwundene, mit Dörfern, Fabriken und Lusthäusern besäte Wiesenthal, das im Purpurdufte der sinkenden Sonne schwamm. So wonneselig hatte sich Felix schon lange nimmer gefühlt, wie jetzt; er sah sich nun doch vor der Hand dem Joche der drückendsten Armuth entrissen, konnte sich bessere Kleider, manche unentbehrliche Bücher anschaffen, und auch zuweilen an schönen Tagen eine Lustparthie mitmachen und einen Schoppen Bier mehr trinken, ohne wegen seiner Kasse in Verlegenheit zu kommen. Die Arbeit auf der Bibliothek galt ihm gleichsam auch als Erholung, denn sie bot ihm Gelegenheit viele seltenen Bücher und Handschriften kennen zu lernen, und seine literarischen Kenntnisse zu vermehren. Er sah sich im Geiste schon als Custos angestellt; er hielt schon als Privatdocent Vorlesungen über seinen geliebten Sophokles, bald darauf ward er außerordentlicher Professor, ließ viele höchst scharfsinnige Diatriben drucken, veranstaltete die schätzbarsten Ausgaben seiner Lieblingsklassiker, ward als gediegener Sprachforscher überall gerühmt und citirt, am Ende gar Professor Ordinarius und Nachfolger des Herrn Quixlinger als Bibliothekar — ach! und dann stund er wieder vor seinem angebeteten Minchen, und warb schüchtern um ihre liebe Hand und sie sagte nicht nein, und sie sank an sein seliges Herz, sie ward die niedlichste Frau Professorin — Felix sprang auf im Tummel der Freude, rannte durch den Wald, umarmte verschiedene Bäume und schüttelte sie mit innigstem deutschen Wohlwollen, sang mit heller Stimme mehrere Fragmente seiner schönsten Lieder, deklamirte Pindars glühendste Siegeshymne, pfiff mit der Drossel um die Wette, legte sich dann wieder ins Moos

und schaute still hinauf, wie die rosigen Wolkenschäfchen am blauen Himmel dahinzogen, sprang wieder auf, kletterte auf einen Baum, wiegte sich wie ein Eichkätzchen auf dem Aste, riß sich beim Herabgleiten eine alte Wunde seiner Beinkleider am Knie wieder auf, schämte sich ein wenig, heftete die schadhafte Stelle mit einer Stecknadel wieder zusammen, wagte sich aber erst bei völliger Dämmerung wieder nach Hause, da sein Anzug viel Eigenthümlichkeiten eher von dem eines Waldmannes als eines Weltmannes angenommen hatte, und war Abends bei Tische, wiewohl zerstreuter als je, doch so munteren, fast ausgelassenen Humors, daß der Professor manchmal sein Minchen mit einem Lächeln ansah welches ins Deutsche übersetzt, etwa so lautete: Ich sollte fast meinen, unser guter Herr Felix hat heute auf seine neue Stelle hin einige Gläslein über den Durst getrunken, gegen seine Gewohnheit. Aber auch Minchen war fröhlicher als je; o wie herzlich wünschte sie Felixen Glück zu seiner kleinen Anstellung, aber ihre leuchtenden Blicke sagten ihm noch viel mehr, er las Alles Alles darin, was er sich vorhin im Walde geträumt hatte, und als sie das Licht ihm zum Schlafengehn anzündete und überreichte, da fühlte Felix sogar einen leisen Druck des feinen Händchens.

Erst ganz spät schlief er unter den lieblichsten Träumen ein. Er saß in einem über Alles herrlichen Zaubergarten an der Seite der Feenkönigin, die Niemand anders als sein Minchen war, an einer prächtig besetzten Tafel voll Gold und Silberschirr und den köstlichsten Speisen und edelsten Weinen, seliger als ein Gott. Plötzlich sprang eine häßliche große Ratte in die Schüssel voll Confekt zwischen ihm und seiner Geliebten. Minchen schrie laut auf und fiel in Ohnmacht. Felix schlug mit einem ungeheurn Schinken nach dem abscheulichen Thiere, zerschmetterte aber dafür Teller und Flaschen, die ganze Tafel stürzte krachend und klirrend über ihm zusammen, verworrenes Geschrei erscholl, er schnappte mühsam nach Luft unter der Last hervor — und erwachte ganz betrübt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Trauerweiden.

Ihr, die ihr an des Bächleins Rande
Die flieh'nden Wellen traurend grüßt,
Und auf der Grüfte heil'gem Lande
Geheimnißvolle Blüthen küßt,
Wohl streben eure blassen Kronen
In freie Ätherregionen,
Was zieht doch immer eure Zweige
Herab aus frohem Lichtesreiche?

Ottmar.

Elsässische Sagen und Geschichten.

Peter von Hagenbach, von D. Joseph Bader.

»Der edel Fürst ward ihnen gram.
Er sprach: »Ich will sie machen zahm.«
Und thät das Land versetzen
Dem welschen Herzog von Burgund,
Wie er ihm doch dies nit entgund.
Derselb konnt' an sie hetzen
Den Hagenbach, das wuthend Schwin.
Derselb bezwang sie schiere,
Daß sie ihm mußten gehorsam sin,
Als ein gezämtes Thiere —
Da das nu sahe die Gemein,
Da horte man sie sagen:
»Eher wollen wir Schwizer sein.«
Hiezwischen thät man tagen,
Und ward der Bund gar wohl verniet',
Verrigelt und verschloßen.
Das hat gar Manchen übel gemüht,
Der Kriegs vor wohl hat genoßen.
Der edel Fürst lost wiederumb sin Lande,
Darnach that man zu Hande
Den Hagenbach gar schier,
Den unsinnigen Stier.«

Veit Weber, Kriegs- und Siegslieder.

Seit dem alten Schweizerkriege, welcher durch den Waldshuter Frieden im Jahr 1468 beendigt worden, hatte nichts die Oesterreichischen Vorlande so sehr in Bewegung gesetzt, als die Nachricht, daß sie an den Herzog von Burgund verpfändet seyen. Es herrschte die sonderbarste Stimmung. Während der Adel seine Freude nicht verbergen konnte, sahen die Städte mit banger Erwartung der nächsten Zukunft entgegen. Denn von jeher waren solche Verpfändungen den Gemeinden und Ländern verhaßt, und noch vor kurzer Zeit hatten die Vorderösterreichischen Städte, Klöster und Barone den Entwurf zu einem Bunde gemacht, der ihre Unveräußerlichkeit gewährleisten sollte. Bei Hof aber mißbilligte man diese Bündnisse, als Beschränkungen der fürstlichen Willkür; und so blieben die Vorlande der Gefahr preisgegeben, das Opfer von politischen und Finanzspekulationen zu werden.

Im Waldshuter Frieden hatte Oesterreich den Eidgenossen zehntausend Gulden Entschädigung zugesagt. Diese Summe sollte binnen einigen Monaten entrichtet werden. Aber die Termine verflossen und es geschah keine Zahlung. Vielmehr hatte sich Erzherzog Sigmund bestimmen lassen, durch eine Verbindung mit Frankreich den Krieg gegen die Eidgenossen zu erneuern, und als König Ludwig der Sache auswich, richtete der erzherzogliche Hof seinen Blick auf den reichen Herzog von Burgund.

Sigmund war damals von Männern umgeben, deren Herz den glühendsten Haß gegen die Schweizer athmete. Um

ren Geist dieses Klubbs zu bezeichnen, nenne ich nur den Herrn von Heudorf, welcher den Erzherzog schon in den vorigen Krieg gestürzt hatte, und auch jezt keine anderen Gedanken hegte, als den Brand auf's Neue anzufachen.

Durch solche Unterhändler wurde die burgundische Anleihe betrieben. Herzog Karl, welcher mit dem Plane umgieng, das Königreich Burgund wieder herzustellen, fand diese Gelegenheit einer Länder-Erwerbung sehr erwünscht. In kurzer Zeit war das Geschäft zu Stande gebracht; die Eidgenossen erhielten ihr Geld und in die erzherzogliche Kasse floß noch überdieß eine Summe von achtzigtausend Gulden. Hiefür wurden alle österreichischen Herrschaften im Sundgau, Elsaß, Breisgau und Schwarzwald als Unterpfand an Burgund verschrieben.

Nach Johanni 1469 geschah die Besitznahme und Huldigung des Landes durch Markgraf Rudolf von Hochberg; zum Landvogt aber und Statthalter wurde der burgundische Haushofmeister Peter von Hagenbach bestellt.

Heudorfs Plan schien gelungen; seine Parthei frohlockte. Nachdem Oesterreich nicht im Stande gewesen, die eidgenössischen Waffen zu unterdrücken, glaubte man dieses durch die burgundische Macht zu erreichen. Man zweifelte nicht, daß die gewaltige Faust des kühnen Herzogs den frechen Bauernbund zertrümmern werde, und wiegte sich in den süßen Träumen einer endlichen Rache für die lang erlittene Schmach. Heudorf und seine Gesellen unterließen nichts, um den burgundischen Hof gegen die Schweizer einzunehmen und schmeichelten sich, in Hagenbach den rechten Mann für ihre Zwecke zu besitzen. Aber, wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Eben dieser Hagenbach vereitelte den ganzen Plan.

Bei dem Herzoge zwar galt er Alles, und sein Verstand war schlau genug, um die Stelle eines Günstlings zu behaupten. Aber im Volke gieng ihm ein Ruf voran, der nicht dazu taugte, einer Obrigkeit Achtung und Liebe zu verschaffen. *) Er mochte dieß wohl wissen und vergaß sich um so leichter, je mehr ihm die Mittel zu Gebote standen, seinen gereizten Stolz fühlen zu lassen, und seine maßlosen Begierden zu befriedigen.

In dem Pfandvertrage war den vorländischen Städten und Gemeinden die heilige Achtung ihrer Verfassungen und Rechte feierlich zugesagt worden. Gleichwohl legte ihnen Hagenbach ungebührliche Steuern auf und behandelte sie wie ein unterworfenes Volk. Ihre Gegenvorstellungen wies er höhnisch zurück und ihre Verweigerungen wurden als Empörung und Hochverrath mit Tod und Gefängniß bestraft. Die öffentliche Sicherheit lag durch den Uebermuth und die Beutelust des begünstigten Adels völlig darnieder, und die Gerichte verstummten vor der gewaltthätigen Willkür des Statthalters.

Dabei war Hagenbach in seinem Privatleben der ausschweifendste Wüstling und Wütherich. Es würde nur ermüden, sein ganzes Laster- und Sündenverzeichniß aufzuführen; schon ein flüchtiger Blick ist hinreichend, das Herz zu entrüsten: In diesem Manne vereinigten sich alle Eigenschaften, die einer gemeinen Natur jene Energie verleihen, womit sie alles Ehrbare und Heilige niedertritt, wenn es gilt, einer gewohnten Leidenschaft oder Laune zu fröhnen. Was die frechsten Wollüstlinge selbst nur im Dunkel der Verworfenheit zu begehen wagen, trieb er ohne Scheu vor aller Welt. Das Scandal war unerhört; allenthalben sahen sich die Töchter des Landes durch ihn und seine Söldlinge in Gefahr, den Ruhm ihrer Unschuld zu verlieren, und mancher Vater büßte die Vertheidigung seiner Hausehre mit dem Leben. *)

Als die vorländischen Städte von diesen Dingen unterrichtet wurden, befestigte sich ihr Gefühl, die burgundische Herrschaft als einen Feind zu betrachten, um so mehr, und eine allgemeine Verschwörung gegen die Pfandschaft war die Folge da-

*) "Der dann davor im vergangenen Jaren umb merklich Bosheiten, Verrätherei und Missethaten us tütschen Landen flüchtig worden, und lange Zit deß Herzogen von Burgund Diener und in allen Unthaten ihm fast glich gewesen was." Schilling.

"Er was ouch ein Böswicht eh daß er in das Land kam, dann er hat vor Ziten mit einem Ritter gessen und getrunken und mit ihm angeschlagen, daß sie us wollten riten, jagen mit einander. Do getruwet ihm der Ritter wol. Do sie uf das Feld kommen, do fieng Peter von Hagenbach denselben frummen Ritter und führt' ihn hinweg und schazt ihm umb ein groß Gut, ungewarnet aller Ehren und und ohn' alles widersagen." Königshofen.

*) "Hagenbach regirt' in dem Lande dry Johr und hielte sich so unordentlich, das ihn viel Menschen haßtent. Er nahm manchem Biedermann sin frummes Wib und triebe sinen Mutwillen mit ihr. Und wo er ein hübsche Jungfrau sah, die muste man ihm bringen, es wäre ihr lieb oder leid, und lebet gewaltiglich mit ihnen, und wenn Vatter und Mutter ihm solches nit wollten gestatten, so ließe er sie töden. Und wenn es ihm in sin Sun kam, so er in ein Statt kam, so schiket er nach den hübschen jungen Burgerin, die mußtent ouch kommen, es wäre ihnen lieb oder leid. Sie mußtent sich ouch naket usziehen und vor ihm naket tanzen, und trieb große Buberey mit den Frauen und Jungfrauen. Fuhr ouch von einer Statt zu der andern und forderet an die Rath unbillige Sachen, und welcher dowider thäte, dem ließ er zu Stunden sin Hopt abschlahen." Königshofen.

"Die Städte beschwert' er mit dem Bösenpfenning und andern harten Stüren witer, dann ihnen vermüglich. Und als sich des etlich widers Lüte von Thann etwas widern wollten, hat er einen heimlichen Anschlag gethan, und ließ viel der armen frommen Lüte an einem Morgen früh uf das Rathhaus führen und hieß sie schwören, ihr Gemeinden von sich zu geben und nit us dem Rathhaus zu kommen, bis ers ihnen erlaubt; die andern aber, so by dryßig waren, ließ er naket binden und uf den Markplatz führen, in der Meinung, sie alle enthoupten zu lassen. Dabi warent Graf Oswald von Thierstein und ander Ritter und Knecht, die das groß Mord ließen beschehen. Also wurden der armen Unschuldigen vier enthouptet, mit Gewalt ohn' Recht. Die ließ er zu Schmach und Forcht der Menschheit also elend und tod vor den Weibern, Kindern und Freunden etlich Tag an den Gassen liegen. Dergleichen ander unverdiente Grimm-Töde vollbracht er an mangem Bidermann, armen und richen." Schilling.

von. Dem Hagenbach hatte nun auch den Adel gegen sich empört, freilich weniger durch seine freche Verhöhnung alles edlern Rechts, als durch Verletzung der adeligen Jagden! Jedes Zeichen von Selbstständigkeit war ihm verhaßt; es lag am Tage, daß er damit umgieng, die verpfändeten Länder in das Joch seines Herrn zu zwängen, und auf den Trümmern ihrer Freiheiten eine burgundische Provinz zu bilden. *)

In dieser Gefahr wandten sich die vorländischen Städte an ihre alten Verbündeten von Straßburg, Basel und Bern, wo man die Verwaltung Hagenbachs mit mißtrauischen Blicken bewachte, und es an Vorkehrungen gegen den übermüthigen Nachbarn nicht fehlen ließ. Das geheime Schutzbündniß der dieß- und jenseitigen rheinischen Städte, bildete sich täglich fester aus, und man war endlich entschieden gerüstet, dem Landvogt die Thore zu verschließen.

Während so die allgemeine Stimmung der verpfändeten Länder immer mehr in einen offenen Haß gegen die burgundische Obwaltung übergieng, war Herzog Karl mit seiner Erhebung zum Könige beschäftigt. Kaiser Friedrich hatte sich bereitwillig dazu erklärt, und beide Fürsten reisten jetzt nach Trier, um die Krönung zu feiern. Plötzlich aber verließ der Kaiser die Stadt, und Karl fand sich auf eine Weise getäuscht, welche den heftigsten Groll in seiner Brust entzündete. Höchst mißlaunig zog er am Rheine herauf, um die Länder der Pfandschaft zu besuchen.

Seine Begleitung bestund in einem Heere von zweitausend Mann. Wo der Zug sich hinbewegte, floh das Landvolk mit Hab und Gut in die benachbarten Städte, denn diese Kriegsknechte waren gewöhnt, sich jede Ausschweifung zu erlauben, und verbreiteten im eigenen Lande den Schrecken des Raubes und Mordes vor sich her. Als der Herzog nach Thann kam, wurde ihm eine Gesandtschaft der eidgenössischen Orte vorgestellt. Sie drückte ihr Bedauern aus über das Benehmen Hagenbachs und seiner Freunde; sie sprach von den vielfach verletzten Rechten und Freiheiten ihrer Bundesgenossen, und bat dringend um Erhaltung einer friedlichen Nachbarschaft. Schon aber hatten Hagenbach und Heudorf den Herzog bearbeitet; er behandelte die Gesandten äußerst kalt, ja beleidigend, und entließ sie ohne Antwort.

Ein willigeres Gehör fanden die Klagen des elsäßischen und breisgauischen Adels und der vorländischen Städte. Karl redete darüber sehr ernst mit Hagenbach, und befahl ihm, die neuen Unterthanen durch ein mildes Regiment an sein Haus zu fesseln. Dem gewandten Höflinge gelang es leicht, den Schein des Gehorsams zu beobachten, so lang es die Gegenwart des Herrn erforderte. Um so härter und empfindlicher aber rächte er sich gegen das Land, als der Herzog es wieder verlassen hatte. Und jetzt erst trat die ganze Abscheulichkeit dieses Menschen an Tag. Es gedieh so weit, daß Niemand seines Lebens mehr sicher war. Auf offener Straße, wie im Frieden ihrer Wohnungen, wurden die Opfer seiner Rache ergriffen, oder getödtet. Man lebte in keinem Staate mehr, man schmachtete in der Gewalt einer Räuberbande, deren Anführer alle göttlichen und menschlichen Gesetze schamlos mit Füßen trat!

Während die Sachen bei uns diesen Gang nahmen, hatte Frankreich die wachsende Macht von Burgund längst mit Mißtrauen betrachtet. Es wollte einen so gefährlichen Nachbarn nicht stark werden lassen, und arbeitete insgeheim an dessen Sturze. Die Zerwürfnisse wegen der vorländischen Pfandschaft boten die erwünschteste Gelegenheit dar, mit Oesterreich und den Eidgenossen eine Allianz zu schließen. Es gelang französischer Diplomatie diese Todfeinde zu versöhnen und jene berühmte ewige Richtung zu Stande zu bringen, welche den anderthalbhundertjährigen Kampf der österreichischen gegen die schweizerischen Waffen endlich aufhob.

Die Verhandlungen wurden in aller Stille zu Constanz gepflogen. Als der Pfandschilling von Straßburg, Kolmar, Basel und Schlettstadt unter Gewährleistung des Königs von Frankreich hinterlegt war, kam Sigmund persönlich in das Vorland und kündigte dem Herzoge die Pfandschaft auf. Die Freude des Landes war unbeschreiblich; nie vielleicht haben die Herzen seiner Bewohner ihrem angestammten Fürsten wärmer entgegengeschlagen, als damals. Freilich wies Karl die Aufkündung ergrimmt zurück, und Hagenbach wollte das Land gewaltsam unter dem burgundischen Joch erhalten. Aber was vermag eine rohe Soldateska gegen ein Volk, wenn es im Drange der allgemeinen Noth von einem Geiste beseelt wird?

Die Befehle des Landvogts fanden keinen Gehorsam, seine Drohungen erregten keine Furcht mehr, und als er es auf's Aeußerste kommen ließ, kostete ihm diese Unklugheit das Leben.

Noch ehe die Sache der Aufkündung zwischen den beiden Fürsten gehörig erörtert worden, geschahen solche Auftritte,

*) »Der Landvogt nahm ouch allen edeln Luten uf dem Land und in den Stätten ihr Waidwerk und alle ihr' Frnheit. Er wollt' ouch alle Statt' und Schloß' haben, und sprach, sie wären allesammt sin, an Statt Herzog Karlins von Burgund. Er schrieb ouch den von Straßburg und andern Stätten, sie dorfent kein Ammeister mehr machen, er wollt' schon kommen und ihnen einen sezen, der nit ein Schnider oder Schuhmacher wäre, er müßte ein Herzog von Burgund sin.« Königshofen.

»Er schrieb ouch denen von Müllhusen, sin Herr von Burgund, der der mächtigst in der Christenheit wär, der hätte das ganz Land zu sinen Handen gebracht. Nun wären sie darin die Houptstatt, und dieweil sie Schwizer wären, so kount man sie anders nit schäzen noch halten, dann für einen Kuhstall; wollten sie sich aber dem Herzogen unterwerfen, so würde ihr Statt ein Rosengarten und ein Kron' im Lande.« Schilling.

TIMBRE ROYAL

daß ein entschiedener Bruch unvermeidlich war. Hagenbach trotzte auf die Macht seines Herrn, er vergaß sich in Reden und Handlungen bis zur Thorheit, und empörte selbst seine Kriegsknechte durch Verweigerung ihres Soldes. Die Bürgerschaft von Breisach, wo er Hof zu halten pflegte, wurde sogar am heiligen Ostertage zur Frohnarbeit an den Festungswerken gezwungen. *) Dieß endlich war das Signal zum Ausbruch der langvorbereiteten Empörung. Der Hauptmann einer Anzahl deutscher Söldlinge, welche Hagenbach durch Hintansetzung gegen die burgundischen verletzt hatte, nahm ihn gefangen, und verjagte mit Hilfe der Bürger alles fremde Volk aus der Stadt. **)

Die Festsetzung des Landvogts fand bei den Städten den freudigsten Beifall und einige mahnten die Breisacher auf's Dringendste, ein wachsames Auge zu haben, damit es nicht etwa Jemanden gelingen möge, ihn wieder zu befreien. ***) Hagenbach aber lag wohlverwahrt auf dem Thurme eines Stadtthors, während Erzherzog Sigmund nach Basel kam und ein Gericht zusammenberief, welches über ihn entscheiden sollte.

Auf den neunten Mai trafen aus Bern, Solothurn, Basel, Kolmar, Schlettstadt, Straßburg, Freiburg, Neuenburg und Kenzingen sechsundzwanzig ernannte Richter mit einer ungeheuern Zahl neugierigen Volkes in Breisach zusammen. Hagenbach, obwohl er auf der Folter die meisten Punkte seiner Anklage bereits eingestanden, hegte noch immer einige Hoffnung, bis man ihm sagte, die Eidgenossen seyen eingeritten, worauf er verzweifelnd ausrief: »Gott sey mir gnädig, nun bin ich verloren!«

Der Tag des Gerichtes erschien. Auf öffentlichem Markte zu Breisach saßen die Richter unter dem Vorsitze des Schultheißen von Ensisheim. Die Anklage bestand aus einem langen Verzeichnisse der gröbsten Verbrechen und Vergehungen. Umsonst wurde dagegen eingewendet, daß der Landvogt nicht vor dieß Gericht gehöre, daß er nur einer burgundischen Behörde Red' und Antwort schuldig sey; umsonst wurde manches Entschuldigende für ihn gesagt, und ein großer Theil der Klagepunkte scharfsinnig erwiedert: nachdem der vierte Fürsprecher seinen Vortrag geendet, erklärte sich das Gericht als kompetent und verurtheilte Herrn Peter v. Hagenbach zum Tode.

Die Verhandlungen hatten den ganzen Tag bis in die Nacht gedauert, und man mußte sie beim Fackelschein fortsetzen. Als das Urtheil ergangen war, trat ein Herold auf, beraubte den Landvogt seiner ritterlichen Ehrenzeichen und übergab ihn dem Henker. Dieser führte den Armen auf den Richtplatz außerhalb der Stadt und schlug ihm, unter dem lauten Beifalle der nachgeströmten Menge, das Haupt ab. *)

So endigte Hagenbach und die burgundische Herrschaft in den österreichischen Vorlanden. Die Rache, welche Herzog Karl zu nehmen gedroht, ward durch ein gütiges Geschick vereitelt, und nach wenigen Monaten stritten die Waffen des vorländischen Volkes neben den eidgenössischen und halfen bei Murten, Granson und Nancy die burgundische Macht vernichten.

*) »Als darnach an dem heiligen Hoch-Fritag ward, und der Pfarrer zu Brisach in der Kirchen das bitter Liden unsers Herrn zu predigen an der Kanzel stund, kam derselb Wütherich mit sinen Walchen und sinem Henker, den er allwegen by im hatt', und hieß frevenlich den Priester vom Kanzel gahn, oder er wollt ihm sin Kragen abbrechen. Darnach an dem heiligen Ostertag, als Jedermann in den Kilchen was, gebott er allen Burgern, daß sie heim giengent, und dann von Stund an in den Graben kament, wann er Willens was, den Rain darin zu leiten, daß sie desto sicherer warent.« Schilling.

**) »Uf den heiligen Ostertag besandte er alle Gemeinde, Wib und Mann, Jung und Alt, und sprach, sie müßtent uf morndes ein Graben machen, und hat gemeint, wann sie all' hinaus kament, so wollt er sie nit meh' in die Statt lassen. Nu warent 200 tutscher Knecht, und was ihr Houptman genannt Vögelin, der wußt wol umb die Sach, und das erbarmt ihn, und sagte es zween Burgern, und sprach: »Ich will zu dem Herrn Peter von Hagenbach gohn, und will ihm Geld heischen für unsern Sold, so wird er zornig, hören ihr dann die groß Puke schlagen, so lugen daß ihr in Harnisch kommend uf den Platz, so wollent wir ihn zu unsern Handen nehmen.« Do gieng derselb Vögelin zu Hagenbach und sprach: »Ihr hant uns lang kein Sold geben, nun hant wir uns verzehrt.« Do sprach der Landvogt: »Ich gib dir ein' Dreck uf die Nase (das was sin Gewohnheit). Wie gedarfst du mir also frevenlich Geld heischen? Es möcht mir wol in den Sinn kommen, ich hieß dich in ein' Thurm werfen oder ertränken.« Do das der Houptman und sin Gesellen hortent, do wurdent sie zornig, und schlugent an die groß Puke (Trommel). Do die Burger das Wortzeichen hortent, do zugent sie vor Hagenbachs Hof, und fiengent den Landvogt, und leitent ihn gefangen.« Königshofen.

***) »Hagenbach hätte ihm gern von dannen geholfen und redte mit denen von Brisach meh' dann einest, daß sie ihn uß der Gefängnuß ließen, so wollt' er ihnen groß Gut geben und sie aller ihr Eiden und Pflichten gegen den Herzog von Burgund ledig sagen. Das wollten die von Brisach nit thun, und merkten sin Betrugenheit.« Schilling.

Der Rath von Straßburg hatte deswegen an den Freiburgischen geschrieben: »Als wir in üwer schriftlichen Verkündung des Handels zu Brisach verstanden haben, wie der Hagenbacher daselbs gefangen ist, besorgen wir, daß er durch sin Listigkeit es daran bringe, daß er uß Brisach gelassen werde, oder aber mit sinen behenden Fünden sich mit Worten windet, bis daß der Herzog von Burgund Anzaigung thäte, ihn ledig zu lassen. Sollt' nu das geschehen, das wär schwer in mancherlei Weg, soviel, daß die Nothdurft heischet, dieselbe fürzunehmen, mit Botschaft gen Brisach, den Hagenbacher mit sicher Gefängnuß wol zu versorgen.« Schreiber.

*) »Do man zahlt nach Christus Geburt 1474 Jahr uf Montag nach Sant Jorgen Tag, do ward Herr Peter von Hagenbach für Gericht gestellt zu Brisach, und ward angeklagt von allen denen, so in dem Bunde warent, und auch von der Landschaft wegen, und von der armen und richen Lüte wegen, die er hat schandlich ermordt. Darauf verantwort' er etwa manche Puncten; aber nach der Klag uf ihn und nach der Antwort, do ward mit Urtheil erkannt, daß man Herr Peter von Hagenbach sin Houpt sollt abschlahen, also auch beschah. Do was ein Herold, der nahme ihm sin Ritterschaft ab, do gab man ihn dem Henker an die Hand, und hat sich doch erweret den ganzen Tag und die ganze Nacht. Do führt' ihn der Henker für die Statt, uf die grüne Au, und schlug ihm sin Houpt ab. Gott helf ihm und uns allen.« Königshofen.

»Er ward auch also demüthig, da man ihn verurtheilt und ußgeführt, daß er Jedermann durch Gottes und seiner Mutter Maria willen bat und anrief, daß man ihm vergeben und für ihn bitten wollt.« Schil.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 15.

Samstag, den 13. April 1839.

Sprüche

Von Adolf Stöber.

Rückkehr.

Umreise graden Wegs der Erde Rund,
Zur Linken nicht, zur Rechten nicht abschweifend,
Und immer frisch den Wanderstab ergreifend:
So kömmst du, über Land und Meeresgrund,
Zurück am End' zum alten Heimathherde,
Zu deiner Kindheit sel'gem Friedensherde.

Ermiß nur kühn des Forschens weiten Kreis,
Gerade Wege suchend, nicht die schiefen,
Und weiter strebend über Höh'n und Tiefen:
So kömmst du, über Zweifelswogen, weiß'
Zurück zu deinem alten Kinderglauben,
Und nichts mehr kann dir deinen Frieden rauben.

Ermunterung.

Laß nicht unter leerem Sinnen
Deine beste Zeit verrinnen,
Flieh' des Grübelns schwüle Luft:
Wie man sich entreißt dem Bette
Und der Nachtgedankenkette,
Wenn die Morgensonne ruft.

Weg vom Aug' der Träume Decke!
Kopf und Herz am rechten Flecke,
Frage Kopf und Herz um Rath:
Kurz bedacht und rasch besonnen,
Auf! und frisch dein Werk begonnen,
Lebensfroh und froh der That!

Des Leidens Preis.

O preise du des Lebens herbes Leiden;
Denn fühlt' es dich in deiner Freude nie —
Wann, Seele, dächtest du an's künft'ge Scheiden?
Wann triebe dich zum Himmel je dein Sehnen?
Der Thränen edelste, wann flößen sie,
Des Gottverlangens und der Buße Thränen?
Es ist ein herbes Weh', ein banger Druck,
Der aus der Muschel preßt den Perlenschmuck.

Verschwiegenheit.

Ja, die Liebe sie hat manch zartverhülltes Geheimniß,
Das man im Herzen bewahrt, aber einander verschweigt;
Denn wo der Mund unzart und plump in Worten es aussagt,
Schwindet der Zauber dahin, löst sich das innige Band:
Wie bei dem Hinblick und Ruf des unglückseligen Orpheus,
Ach! Eurydice sank sanft zu den Schatten zurück.

Harmonie der Seele.

Der Geist das Wahre sichte,
Das Herz zum Schönen richte,
Der Wille Gutes dichte:
Daß in der Seele jeder Fleck sich lichte,
Und jeder Streit zur Harmonie sich schlichte!

Der Bibliothekar.

Mährchennovelle, von August Schnezler.

(Fortsetzung.)

II.

Herr Kreppel! Ei, du mein lieber Gott, Herr Kreppel! Was stellen Sie für ein Spektakel an? rief die alte Magd Brigitte, die mit dem Kaffee vor Felix's Bett kam, um's Himmelswillen seyen Sie vernünftig! Schauen Sie doch nur um sich, was Sie da für eine Wirthschaft angerichtet haben! Felix ermunterte sich und erblickte zu seinem größten Schrecken neben seinem Bette das Nachttischchen umgeworfen, Wasserflasche, Waschschüssel u. s. w. in Scherben auf dem Boden, der nun selbst eine Art von Bodensee geworden war. Er erzählte nun beschämt, daß ihn ein furchtbarer Traum gequält, worin er sich mit einem Riesen herumgeschlagen habe. Brigitte reinigte das Zimmerchen von den Spuren der Schlacht, und rieth Felixen, da er so heißes Blut habe, den Tisch nicht mehr so nahe zu seinem Bette zu rücken. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, deßhalb trank er nicht, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, seinen Kaffee im Bette zu einer Pfeife Tabak, um dabei zu studiren, sondern kleidete sich eiligst an, nachdem er sein altdeutsches Röcklein so gut als möglich herausgebürstet hatte, und verfügte sich Schlag neun Uhr auf die Bibliothek, wo ihn der Quäster, vulgo Bibliotheksdiener, Eiselein, sogleich in das Arbeitszimmer des neuen Oberbibliothekars führte, der hinter einem ungeheuern Stoß Bücher und Papiere am Tische vergraben saß, und erschrocken auffuhr, als Felix hereintrat und sich ihm als den vom Professor empfohlenen Gehülfen-Stelle-Aspiranten ehrerbietigst vorstellte. Mit einer höchst unangenehmen quikenden Stimme wies ihm der Bibliothekar sogleich einen Tisch an und gab ihm auf, aus alten Manuscripten in verschiedenen Sprachen einzelne Stellen sauber zu kopiren, um vor Allem Proben von seiner Handschrift zu sehen. Felix setzte sich sogleich an die Arbeit, konnte sich aber nicht enthalten, zuweilen nach dem Herrn Quirlinger hinzuschielen, dessen ganzes Äußere und Benehmen ihm gleich Anfangs ein unheimliches Gefühl eingeflößt hatte. Stellen Sie sich, meine lieben Leser und Leserinnen, ein schmales, mageres Männchen von etwa vierzig Jahren vor, mit grauen borstigen Härchen, einem aschfahlen Gesichte, stechenden Äuglein, einer langen dünnen Nase, einem struppigen Schnurrbärtchen, das auf beiden Seiten in langen herausstehenden Haaren, wie die Schnauze einer Katze z. B., endigte, darunter eine Reihe feiner, spitziger Zähne; dazu ein graues Röcklein, aus dessen Ärmeln ein paar lange Finger mit Nägeln à la Chinoise hervorsahen, eine vor Zeiten weißgewesene Weste, die übrigen Kleidungsstücke gleichfalls grau — so haben Sie ein schwaches Bild des neuen Bibliothekars. Das Unheimlichste an ihm war sein widerliches quikendes Stimmchen, etwas falsches Heimtückisches im Blick, und das Unruhige in jeder seiner Bewegungen. Bald sprang er von seinem Polstersessel auf, bald lief er mit größter Schnelligkeit im Zimmer umher, bald von einem Saal in den andern, bald fuhr er wieder raschelnd in seinen Papieren herum, bald stand er auf einmal unversehens hinter Felixens Stuhl und sah ihm über die Schultern zu, sprach aber noch nichts, sondern machte bloß Hm! Hm! Quong! Jedes Geräusch schreckte ihn wieder auf, jeder Tritt vor den Thüren machte ihn zusammenfahren, dabei schnupfte er unaufhörlich Tabak, nieste wie eine Katze, räusperte sich, und murmelte vor sich hin, verfluchter Bücherstaub! dummes Zeug! verfluchter Bücherstaub! Quong! — Indessen arbeitete Felix ununterbrochen fort und schien sich selbst in der Zierlichkeit seiner Schriftzüge zu übertreffen. Mit nicht geringer Zufriedenheit überreichte er seine Kopien nun dem Bibliothekar. Es waren einzelne Sprüche in Sanskrit, arabischer, chaldäischer, koptischer, griechischer, lateinischer, alt- und neudeutscher Sprache. Der Bibliothekar verzog beim Anblicke der höchst gelungenen Arbeit sein fratzes Gesicht zu einem höchst freundlichen Grinsen und quikte: Sehr brav, sehr brav! schöne Charaktere! hätt's nicht hinter Ihnen gesucht, fahren Sie so fort, können's weit bringen, sollen den Platz haben, bin ganz zufrieden, nur so fortfahren! Für heute nun genug, können heimgehen, Diplom soll nachfolgen, morgen um die Zeit wiederkommen. Adieu!

Felix empfahl sich und verkündigte dem Professor und dem holden Minchen bei Tisch mit freudestrahlendem Gesichte den guten Erfolg seines ersten Probestückes, wozu ihm besonders Minchen mit einem Blicke glückwünschte, der ihn ganz wonnetrunken machte. Nun, wie finden Sie denn unsern neuen Bibliothekar? forschte der Professor. Es wird Ihnen Manches Un-

fangs gar sonderbar an ihm aufgefallen seyn? Felix konnte den unheimlichen Eindruck nicht verhehlen, den der seltsame Mann auf ihn gemacht hatte, versicherte aber, er hoffe sich doch bald in sein Benehmen fügen zu können und durch unermüdeten Fleiß seine Zufriedenheit zu erwerben. Minchen schauderte bei der Beschreibung, die Felix von ihm machte, mehrmals zusammen und meinte, das Widerlichste daran wäre ihr das unruhige Wesen, das bebende Hinundherziehen des Männchens. Du wirst ihn schon bald näher kennen lernen, mein Kind, lächelte der Professor, heut über vierzehn Tage ist mein Geburtstag, zu dessen Feier ich ihn einladen werde. Uebrigens wird er mir vielleicht schon vorher seinen Gegenbesuch abstatten. Bei diesen Worten hob der Professor die Tafel auf und begab sich in sein Schlafkabinett, um die Siesta zu halten; auch Felix wollte sich wie gewöhnlich entfernen, aber Minchen, über und über erröthend, winkte ihm zum erstenmale zu sich zurück. Lieber Herr Kreppel, stammelte sie, während sie durch Abräumen der Teller und Flaschen ihre Verlegenheit zu verbergen suchte, lieber Herr Kreppel, mir ist ganz erschrecklich bang auf den Herrn Bibliothekar! Hab' ich ihn doch noch nie gesehen, aber Ihre Schilderung hat mir eine solche Angst vor ihm eingejagt, daß ich mich gern verstecken möchte, wenn er uns besuchen wird. Wissen Sie nicht, ist er verheirathet? Wenn er nur dann seine Frau mitbrächte, so wäre mir nicht so bange!

So viel ich weiß, mein Fräulein, ist er noch ein Hagestolz, erwiederte Felix, und ich zweifle daran, ob ihm jemals ein Mädchen oder eine Wittwe ihre Hand reichen wird, sintemal er durchaus nicht beschaffen ist, zärtliche Gefühle in einem weiblichen Herzen zu wecken. Doch braucht es Ihnen, schönes Minchen, nicht so bang auf seinen Besuch zu seyn; wenn Sie nur einmal das Grauen bei seinem ersten Anblick überwunden haben, werden Sie einen vielseitig gebildeten, dabei äußerst munteren, spaßhaften Mann in ihm kennen lernen.

Nun wir wollen sehen, zweifelte Minchen! Ihnen aber wiederhol' ich meine herzlichsten Glückwünsche zu dieser kleinen Stelle, die vielleicht bald nur die erste Stufe zu bessern Beförderungen seyn wird, woran es Ihnen bei Ihrem Eifer nicht lange fehlen kann.

Wenn etwas vermögend ist, meinen Fleiß noch mehr aufzumuntern, stotterte Felix mit verklärtem Antlitze, so ist es die Zufriedenheit Ihres Herrn Vaters, meines theuern Gönners, und, werthestes Fräulein, Ihre freundliche Theilnahme.

Seyen Sie deren immer versichert, Herr Fel— Herr Kreppel! flüsterte das liebliche Mädchen. Felix konnte sich nicht länger halten, ergriff plötzlich ihre Hand, drückte darauf einen glühenden Kuß und eilte hinaus. Mit Purpur übergossen, sank Minchen in einen Stuhl, barg ihr Gesicht in beide Händchen, und vermochte nur durch ein leises Ach! ihrem hochklopfenden Herzen Luft zu machen. Der Eintritt der alten Brigitte brachte sie wieder zu sich, aber sie war jetzt noch zerstreuter, als sonst Felix gewesen war, und hielt oft fünf Minuten lang eine Kaffetasse, ganz in Gedanken verloren, in die Waschschüssel.

Noch denselben Nachmittag brachte der Quästor Eiselein Herrn Felix das Anstellungsdecret, als wohlbestallten Gehülfen der Universitätsbibliothek, zugleich als eine Art von Handgeld den Betrag für die drei ersten Monate, also neunzig Gulden in blanken Thalern, nahm aber durchaus von dem Hocherfreuten nicht das geringste Douceur an. Verehrtester Herr Kreppel, wisperte der Alte, Sie sind mir längst unter denen Herren Studenten als der ordentlichste, fleißigste junge Mann bekannt, und ich gratulire Ihnen auch von ganzer Seele zu dem Plätzchen bei uns, aber sehen Sie, — nun, mit Ihnen kann ich schon vertraut sprechen — Sie werden meine Offenheit ja nie mißbrauchen, — Sehen Sie, der neue Herr Bibliothekar will mir nicht recht gefallen! Seit ich aber [illegible] an hiesiger Bibliothek als Quästor fungire, stand ich schon unter vier verschiedenen Bibliothekaren, lauter höchst wackere Männer, Gott habe sie selig, wir kamen immer miteinander recht gut aus, aber, du lieber Himmel! dieser Herr Quizdinger scheint gekommen, die ganze Anstalt auf einen andern Fuß bringen zu wollen, nichts steht ihm am rechten Platze, nichts kann ich ihm zu Danke machen; er will lauter Neuerungen einführen und hat mich sogar heute gleich am ersten Tage schon einen alten Esel gescholten. Nehmen Sie sich nur auch in Acht vor ihm und lassen Sie sich ja nicht einschüchtern. Nun Gott befohlen!

Wir wollen das Beste hoffen, sagte Felix, dankte dem alten Manne freundlich für seine gutgemeinte Warnung und entließ ihn mit dem Rathe, seine Pflichten wie bisher unverdrossen zu erfüllen und sich mit gewärtigem Gehorsam in die Neuerungen seines Obern zu schicken.

Sein Erstes war nun, sich bei einem Kleiderhändler einstweilen einen neuen Sommerrock und ordentliche Beinkleider auszuwählen. Er fand bald was er brauchte, kaufte sich dazu eine schöne neue Mütze mit spiegelhellem Schilde und ein Paar Stiefel, und sah sich in weniger als einer Stunde im elegantesten Anzuge, so daß er sich im Spiegel kaum wieder erkannte und wirklich eine sehr vortheilhafte Figur machte. Mit den neuen Kleidern kehrte auch wieder neues Selbstgefühl in sein Herz zurück, und er konnte sich nicht enthalten, sich in seiner glänzenden Umwandlung Abends auf dem Bierkeller zu produziren, wo er als seltener Gast von seinen Bekannten mit Jubel empfangen wurde, auch verfehlte heute sein ganzes Äußere nicht, den gün-

tigsten Eindruck auf die vorüberspazierenden Damen und Dämchen zu machen. Bald aber schlich er sich aus dem geräuschvollen, klingenden und singenden Gewühle davon in seinen lieben Wald, hütete sich aber sehr seine schönen Kleider mit den rohen, ungeschliffenen Naturgegenständen, als Bäumen, Felsen, Mooslagern u. s. w., wie gestern Abend, in Berührung zu bringen, sondern überließ sich auf der ganz sauber abgeschliffenen Bank am Silberbrünnlein, seinen angenehmen Träumen. Wie gestern schwamm wieder das liebliche Thal im herrlichen Abendsonnenglanze, von ferne leuchteten die blauen Gebirge herunter, die Glöcklein der heimziehenden Heerden läuteten in die fernen Klänge der Vesperglocke vom Dome, die Wälder rauschten und flüsterten miteinander, der Schlag einsamer Drosseln ertönte dazwischen, dazwischen sang das klare Flüßchen durch die grünen Matten: Ich komme vom Gebirge her! Ein wunderlicher Zauber war über die ganze Frühlingslandschaft ausgegossen und der selige Frieden der blühenden Natur senkte sich in Felixens Brust, und spülte die letzten trüben Sorgen daraus hinweg. Wie alle die einzelnen Stimmen und Klänge vom Thal und von den Höhen vereinten sich in seinem Ohre zu einem einzigen süßen Gesange, den er in folgenden Liedchen kleidete:

Spinne fort, o spinne fort,
Deine schönsten Lenzesträume,
Lieblich rauschen alle Bäume
Minnewort um Minnewort.

Wenn verklärt im Abendgolde
Schöner jede Rose blüht,
Golden jeder Wipfel glüht,
Dann, o dann erscheint die Holde.

Abendglocken, Abendduft
Klingt und singt mich ein berauschend,
Bis auf leisen Flüßchen lauschend,
Leise wie die Liebste ruft.

Und so führet mich der Traum
Wieder in das liebe Leben,
In ein Leben, wie es kaum
Lieblicher die Träume weben.

Lenzgefilden, Liebesglut
In dem Walde süßen Flüstern,
O wie selig, wenn im Düstern
Herz an Herzen einmal ruht!

Spinne fort, o spinne fort,
Deine lieblichen Lenzesträume,
Lockend rauschen Luft und Bäume
Minnewort um Minnewort.

Während er diese Verse in seine Schreibtafel eintrug, hatte sich unbemerkt Jemand leise neben den Verfasser auf die Bank niedergelassen und klopfte ihm, als er mit dem Liede fertig war, auf die Schulter. Erschrocken sah Felix empor und sah den Herrn Bibliothekar Quirlinger hart an seiner Seite, der ihm freundlich zugrinste: Wollte nicht stören, lieber Herr Greppel in dem poetischen Amusement; freut mich, daß ich Sie hier treffe, denn ich kenne noch weder Weg noch Steg in den Umgebungen dieser Stadt. Ich wollte nur ein wenig die hiesige Gegend in Augenschein nehmen, obwohl ich sonst kein Freund von Waldpartien bin; haben Sie doch die Gefälligkeit und führen Sie mich aus diesen verdammten Wäldern und Bäumen wieder auf einen vernünftigen Weg, von wo aus ich am Schnellsten die Stadt erreichen kann, denn ich habe mich eigentlich nur hieher verirrt. Felix, den diese Störung zwar aus allen Blüthenträumen seiner Phantasie gerissen hatte, führte nun den Bibliothekar auf einem anmuthigen Fußsteige wieder ins Thal hinab, konnte sich aber unterwegs der Frage nicht enthalten, wie dem Herrn Bibliothekar die hiesige Gegend gefalle. Dieser nahm seine Dose heraus, schnupfte mehrmals heftig, nieste und prustete höchst sonderbar und näselte widerlicher als je: Dummheiten da! was schöne Gegend, schon viel solche gesehn, dumme Wälder, Klingklang, seid lauter Wiesen, wenig Korn, dummes Zeug, schlechte holprichte Wege, kann kein Buch auf dem Spaziergang lesen ohne über Baumwurzeln und Steine auf die Nase zu fallen, nirgends ein ordentlicher Park mit schönen graden Alleen und feinem Sand auf den Bahnen, rohe Natur, dummes Zeug! Felix in seinem Innersten verstimmt, schwieg und wagte nur zuweilen scheue Blicke auf seinen Begleiter zu werfen, der ihm bei der zunehmenden Dämmerung immer unheimlicher vorkam und zuweilen ächzend seltsame Seitensprünge machte, in jeden hohlen Baum und alle Mäuselöcher hineinschnupperte, nieste, prustete, zuweilen einen pfeifenden Ton von sich gab, und als nahe beim Stadtthore ein Hund von der Race der Pinscher bellend aus einem Hause sprang, lief er plötzlich quiekend mit außerordentlicher Schnelligkeit davon und verlor sich in eine Seitengasse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dichter Grabbe. *)

Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am Main.

Große Männer gleichen vielfarbigen Leuchtthürmen am sturmbewegten Meere; denn so wie durch die kommenden und die bereits vorübergefahrenen Schiffe beleuchten, und nur die, die ihnen am nächsten sind, mit der Macht ihres Lichtes blenden, so verdämmern jene die vergangene und die zukünftige Zeit und nur die, worin sie leben, sieht sie nicht, oder fürchtet von den Strahlen ihres flammenden Lichtes geblendet zu werden. Grabbe, der deutsche Dichter Grabbe, gehört zu der kleinen Zahl dieser genialen Ungeheuer, durch welche sich die Menschheit verklärt, und in deren Seelen eine neue Welt Wurzel faßt, emporsproßt und die schönsten poetischen Blumen in den Teppich gewöhnlichen Lebens einwebt. Grabbe, der von den meisten Deutschen entweder nicht gelesene oder mißverstandene Grabbe, ist der größte der neuern deutschen dramatischen Dichter, in dessen Innern auch, sich eine Welt aufthürmte, vermittelst deren er den Himmel zu stürmen wagte und sich dadurch immer mehr der wirklichen Welt entrückte, von der er nicht verstanden wurde, bis die innere Flamme, die aus allen seinen Poren strömte, von äußerer Nahrung und [illegible] poetischen Kleinlichkeiten in ihren Herd zurückgedrängt wurde und ihn in seinem einunddreißigsten Jahre erstickte.

In dem großen Lebensmeere gibt es Erscheinungen, die immer nur an den hohen steilen Felsen emportauchen, die, von den Winden gehoben, von der Brandung gerissen, immer höher nach den Felsenspitzen laufen, bis sie von dem breiten Lebensstrudel in den großen Ocean zurückgeschleudert, von den wilden Wellen verschlungen werden und von ihrem Dasein nichts als einen weißen Schaum zurücklassen, der gleichsam als ein verklärter Geist von einem höhern Streben, höhern Wollen zeugt. Solche Erscheinungen leben in ihrem Kampfe mit sich selbst und der Welt; der gewöhnliche Schiffer fährt darüber hinweg und hört nicht das innere melodische Rauschen des Kampfes, und sieht nicht die Funken der innern Flamme der Liebe, die ein ganzer Ocean nicht zu löschen vermag. Solche Erscheinungen sind und bleiben ein ewiges Räthsel wie das Jenseitige selbst. Man kann an sie glauben, sie lieben oder hassen, aber nie sie begreifen noch zergliedern; denn Gott hat den Menschen nicht als ein Rechenexempel auf die Welt gesetzt, auf das sich eine Probe machen läßt, noch weniger als eine Sparbüchse, um mit einigen Münzen zu klappern; vielmehr kann man den Menschen als ein Problem betrachten, von dem wir nur durch Vermuthungen die Beziehungen erkennen, und wenn wir bei der Erschaffung der Welt ein vernünftiges Prinzip annehmen, so können wir dreist behaupten, daß nur derjenige, der ein solches vernünftiges Prinzip in seinem Busen trägt, Großes zu schaffen im Stande ist; denn nur der, der eine Hölle in sich fühlt, weiß das Paradies zu schätzen und zu schildern.

Es ist eben das vernünftige Prinzip der Menschheit, das ein Goethe und Tieck so schön, so göttlich poetisch schildern, und nur solche Männer sind die [illegible], die [illegible] in dem innern Vernunft der Gottheit führen.

Nur wer fühlt jene Schmerzen,
Die das Streben und das Wissen,
In dem zarten Menschenherzen,
Festgegraben und gerissen
  Der mag singen,
  Der mag sagen,
  Der mag dichten,
  Der mag richten.
In dem brennend hellen Spiegel
Blitzt ihm auf ein inneres Licht,
Reißen mag er weg das Siegel,
Doch die Blume welkt nicht.

Und das ist die Würde eines Faust's oder eines Mozart'schen verklärten Don Juan's, woraus so schönes poetisches Blut fließt, die als Repräsentanten der denkenden und immer an sich selbst verzweifelnden Menschheit gelten können, und die sich am Ende nur in die Arme der Gottheit, der ewigen Liebe, werfen müssen, um an ihrem Busen Trost zu saugen. Grabbe ist einer von diesen Riesen; er kämpft zwar mit der Menschheit, aber er liebt sie dann doch; indem er sie schildert, wie sie ist, stellt er neben dem Grausamen, Furchtbar-Verzweifelnden, zarte liebliche Bilder auf. Wie ein poetischer Aar schwingt er seine Fittige zu den höchsten Regionen im Leben auf; überschaut da mit forschendem Blicke die Klippen des Daseyns, und singt uns die wie Mährchen klingenden Geschichten der Vergangenheit und die goldene Zukunft vor. Schilt er, so thut er es nicht aus Selbstgefälligkeit, wie die meisten sogenannten Humoristen, sondern sein Humor ist von ächtem deutschen Korn und Schrot, und dem, beim geringsten Drucke, Feuerfunken sprühen. Nicht die deutsche Bühne hatte er im Auge, die ganze Welt war seine Bühne, und ihre großen Männer seine Schau-

*) Es versteht sich von selbst daß, bei Aufnahme literarischer und ästhetischer Aufsätze, die Redaktion nicht gerade alle Ansichten des Verfassers theilen muß. Anm. der Red.

schuler. Seine Frauengestalten sind nicht sentimentale Figuren, sondern kräftige deutsche Jungfrauen, in denen sich das Starke mit dem Zarten paart, und die mit einem gewissen Halbdunkel verschleiert, wie deutsche Gestirne magische Anziehungskraft haben. Man hat ihm Mangel an Grazie vorgeworfen, weil er seinen Frauen keine lange Phrasen in den Mund legte; man hat ihm ferner Mangel an Takt vorgeworfen, weil er seine Dramen nicht für unsere Schauspieler geschrieben. — Es ist wahr, Grabbe schrieb nicht für ein Parterre, noch viel weniger für die Individualität irgend eines mimischen Künstlers; er schrieb für sein Volk, für sein Vaterland, für die Ewigkeit; er zieht keine Handschuh an, wenn er der Menschheit Ohrfeigen gibt, er scheut sich nicht, ein jedes Ding bei seinem Namen zu nennen; er schrieb wie alle große Dichter, weil er mußte, weil jeder erhabene Gedanke bei ihm zur That und unter der Feder zum Monumente ward; er schrieb, wie er war, groß, offen, tiefblickend; er schrieb endlich — deutsch im strengsten Sinne des Wortes; er schrieb dasselbe Deutsch, worin Luther, Schiller, Goethe und Jean Paul ihren Gedanken Flügel gaben; er schrieb für starke Seelen und nicht für jene kränkelnden Gemüther, die sich an gewissen Romanen die Pestansteckung an den Hals gelesen haben.

Eine Kritik seiner Werke würde zu weit führen. Es genügt mir, zu bemerken, daß Grabbe jeden historischen Stoff objektiv auffaßte und zugleich Dichter und Historiker ist. Man muß einen Hannibal von seiner Hand gezeichnet, sehen, um das innere Getriebe Karthagos zu begreifen; man muß seine Scipionen, seinen Fabius Maximus lesen, wenn man römische Geschichte studiren will und endlich werden einst in späteren Zeiten unsere Nachkommen seinen Napoleon am ersten lesen, um in das Geheimniß unserer Zeit zu dringen. Nur im Herzog Gothland gieng er mehr subjektiv zu Werke und zeichnete sich selbst mit flammender, unauslöschlicher Schrift. Grabbe kann, wie Shakespeare, große Charaktere mit einem Striche zeichnen, weil er selbst wie jener das Große im Menschen fühlte; wenn er aber deutsche Stoffe bearbeitet, dann erst zeigt er sich in der schönsten Glorie eines vaterländischen Dichters; dann erst öffnet er uns seine von Vaterlandsliebe hellglühende Brust und wahrlich, Schöneres, Größeres gibt es Nichts, als ein Dichter, der sein Vaterland liebt!

Deutschland muß mehr als eine ernstliche Begeisterungsstunde für seine Kinder haben; da sie es alle bis zur Schwärmerei lieben, und es sie doch so oft von sich stößt. Keine Klage kam hier in die Seele des Dichters. Er starb zu Detmold in Noth und Elend. Und doch drang keiner, wie er, in das Wesen des deutschen Volkes, und doch schildert keiner, wie er, deutsche Charaktere und wahrlich, wäre er am Leben geblieben, er hätte das Homerische Epos der Hohenstaufen als ein ewiges Monument, wie keiner, vollendet!

Und doch will man in Grabbe jetzt noch das Gigantische fratzenhaft nennen, als wäre ein Herkulestorso im Belvedere fratzenhaft, weil er für unsere Körper nicht paßt. Ein solcher Torso aber ist Grabbe. Die Götter haben ihn vom Himmel herabgestürzt, und darum hat er Hände und Füße verloren. Es bedarf nur eines mittelmäßigen Künstlers und der Herkules wird zum Apollo!

L. Weill.

Elsässische Merkwürdigkeiten älterer und neuerer Zeit.

Gesammelt von A. St.

1.

— Am Johannistag 1439 wurde der Bau des Straßburger Münsters vollendet; an diesem Tag wurde auf die höchste Spitze des Gebäudes ein Kranz und über dasselbe das Bild der heiligen Jungfrau, der Schutzpatronin des Doms, gesetzt. Wir feiern demnach im gegenwärtigen Jahre das vierhundertjährige Münsterjubiläum.

2.

— In einem Hause, beim grünen Berge, dem ehemaligen, vor dem Weißenthurmthor gelegenen St. Arbogastkloster, wohnte von 1430 bis 1444 Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst. Er beschäftigte sich hier mit Steinschleifen, Spiegelmachen und andern geheimen Künsten, wozu die Versuche, Bücher mit beweglichen Buchstaben zu drucken, gerechnet werden müssen, wie dieß aus einem unverwerflichen Zeugenverhöre vom Jahr 1439 hervorgeht, welches Schöpflin im Stadtarchiv, auf dem ehemaligen Pfennigthurme, fand.

3.

— In der Maurerstube (der jetzigen Réunion des arts) wurde 1576 der Schmaus zu Ehren der wackern Züricher gehalten, die in einem Tage, zu Schiff, einen noch warmen Hirsebrei aus Zürich's Küche, nach Straßburg brachten.

— In der Laterne (Luzern) oder Herrenstube, versammelte sich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die elsässische Meistersänger-Zunft.

4.

— Voltaire bewohnte in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, einige Zeit lang das mitten im Felde, einzeln stehende Haus zwischen dem Schiltigheimer Sträßchen und

dem Schiltigheimer Weg, welcher zum Contades führt. Aus jener Zeit stammt wahrscheinlich auch seine Namensinschrift auf der Pyramide des Münsters, auf der Seite des Wächterhäuschens. Bekanntlich mußte sich Voltaire, nach seinem Bruch mit Friedrich II, selbst auf französischem Boden geheim halten. Er verweilte später einige Jahre in Kolmar, wo er den Orphelin de la Chine schrieb.

5.

— Die ersten Kanonen sollen zu Straßburg schon 1318 gegossen worden seyn; bestimmter ist die Angabe 1430; sie waren von Eisen und werden Büchsen, das Wallgeschütz Darres- oder Tarrasbüchsen (von tarrassen einen Wall aufführen, befestigen) genannt. Geiler von Kaisersberg sagt in seiner Emeis: »Es ist nit loblich eim turn das er steiff stet, da nie kein Darrasbüchs daran gericht ist gewesen.« — Das Straßburger Geschütz war von jeher berühmt: »Nürnberger Witz, Straßburger Gschütz,« lautet ein alt Sprichwort. Eine 28 Fuß lange Feldschlange, die Meise genannt, womit die Straßburger 1552 Heinrich II von Frankreich, vom Wall aus, eine Kugel in sein zu Niederhausbergen aufgeschlagenes Zelt schossen, soll den Straßburgern den Namen Meisenlocker verschafft haben.

6.

— St. Veitstanz. Diese Nervenkrankheit zeigte sich 1374 zuerst in Europa; 1418 kam sie auch ins Elsaß. Die Kranken geriethen dabei in heftige Zuckungen und bekamen eine ungewöhnliche Schnellkraft in Arme und Beine, welche sie zum Springen und Tanzen antrieb, was sie so lange fortsetzten, bis sie erschöpft niederfielen. In Straßburg befiel diese Krankheit besonders Weiber; sie wurde am Ende so ansteckend, daß sie mehrere Hunderte bekamen. Der Magistrat eröffnete ihnen eigene Säle, damit sie ihre Lust oder besser ihre Unlust, desto bequemer büßen könnten. Man führte die Kranken auch auf großen Wagen nach der St. Veitskapelle, bei Zabern, sie tanzten dort um den Altar und versprachen sich Heilung davon. »Daß dich der Sant Veitstanz ankum!« »Got geb dir S. Veltinsplag!« — sind Verwünschungsformeln, welche bei Geiler, Brandt und Murner oft vorkommen. Eine alte handschriftliche Straßburger Chronik sagt:

Vil hundert fiengen zu Straßburg an
Zu tantzen und springen, Fraw und Mann,
Am offnem Marck, Gassen und Strassen
Tag und Nacht ihren viel nicht assen,
Bis in das Wüten wieder gelag.
St. Vit's Tantz ward genant die Plag.

Osterpossen.

Es ist bekannt, daß vor alten Zeiten die christlichen Feste durch eine Menge alberner unwürdiger Gebräuche entheiligt, die Kirchen in Schauspielhäuser und die heiligen Ceremonien in Possenreissereien verwandelt wurden. Hier einige Osterpossen:

In Toulouse war es seit undenklichen Zeiten Sitte, daß man einen Juden einfieng und ihm am Osterfest vor der versammelten Gemeinde eine Ohrfeige gab, um ihm dadurch in's Gedächtniß zu rufen, daß seine Väter einst den Erlöser gekreuzigt haben. Nur hohe Personen hatten sich der Auszeichnung zu erfreuen, diese Ohrfeige an den Mann zu bringen. Ademar, ein alter französischer Chronikschreiber, gedenkt unter dem Jahr 1012, daß Hugo Chapellain d'Aymeric, Vicomte von Rochechuard, in besagtem Jahre die Ehre hatte, in der Sankt Stephanskirche dem Juden die Ohrfeige zu geben; er that dieß mit einem so christlichen Eifer, daß der arme Jude, ad majorem Dei gloriam, todt zu seinen Füßen niederfiel.

— Im zwölften Jahrhundert schlug, in vielen Ländern, am dritten Ostertage das Weib ihren Mann, am folgenden Tage prügelte der Mann das Weib.

— Die Geistlichen, besonders die Mönche, erzählten am Osterfeste ihren Zuhörern von den Kanzeln herab, allerlei Possen, um sie nach der traurigen Fastenzeit wieder fröhlich zu stimmen. Diese Erzählungen hießen Ostermährlein. Eines dieser Ostermährlein lautet also: »Da der Sohn Gottes an die Vorburg der Hölle kam und mit seinem Kreuz anstieß, streckten zwei Teufel ihre langen Nasen als Riegel hervor; Christus klopfte aber mit solcher Gewalt, daß die Thüre aus den Angeln sprang, und den Teufeln ihre Nasen abstieß.«

— Ein Mönch fieng seine Osterpredigt mit den Worten an: »Gute Nacht Stockfisch! Willkommen Ochs!«

Wer mehr hierüber wissen will, der lese: C. Fr. Flögel's Geschichte des Groteskekomischen, ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit; Liegnitz und Leipzig 1788.

Kleine Chronik.

* Paris. »Die Politik absorbirt Alles: Ich wünsche nicht, daß jetzt ein großer Mann stürbe, in fünf Stunden wär' er rein vergessen. Sogar Lamartine's gespreizte Vorrede zu seinen langweiligen neuen Gedichten, wo er von träumenden Ochsen und von halbkrähenden Hahnen, sonst aber nur von sich selbst spricht, macht keinen Eindruck im [illegible]. Sandeau's schöner Roman: Mariama, geht spurlos vorüber. Der Sa-

lon wird vernachlässigt. — Ich wohnte einem Concerte bei, worin Rubini, Lablache, Garcia, Ivanoff, Grimaldi sangen und die Herz spielten. Man hört hier viel deutsche Musik; die Garcia sang eine Arie aus dem Freischütz, mit deutschem Text. — Unser Landsmann Kastner hat, wie ich höre, wieder eine neue Composition vollendet. — Es wird in diesem Augenblicke von einer Akademie für alle Künstler Europa's gesprochen. Glück zu!«

(Auszüge aus der Correspond. der Erwinia.)

— Alexander Dumas neues Lustspiel Mlle de Belle Isle hat bei den ersten Aufführungen sehr gefallen; es wird wohl lange die vogue behalten.

— Die philosophische Fakultät der Universität Leipzig hat Xavier Marmier das Doktordiplom übersandt. (Europa.) Bekanntlich ist derselbe vor einiger Zeit zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

— Paris. Den 2. März ist der diesjährige Salon eröffnet worden. Unter dem vielen Schönen ziehen einige Bilder von Ary Scheffer, zu Göthe'schen Dichtungen: »der König von Thule,« »Scene aus Faust: wie Gretchen die Kirche verläßt,« »Mignon«, in zwei Bildern — durch ihre zarte, sinnige Auffassung und Behandlung, die allgemeine Bewunderung der Kunstkenner auf sich.

— Von Alphonse Lamartine ist eine neue Gedichtsammlung: Recueillemens poétiques, herausgekommen.

— Reboul, der poetische Bäcker von Nimes, ist in diesem Augenblicke in Paris, um daselbst ein großes Gedicht: Le dernier Jour (der jüngste Tag), drucken zu lassen.

— Von K. E. P. Wackernagel's trefflicher »Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen,« ist kürzlich schon die dritte, vermehrte Auflage erschienen. Berlin, Duncker und Humblot. 1839.

— Den Freunden des deutschen Volksliedes gereicht es gewiß zu großer Freude zu vernehmen, daß Uhland's längst vorbereitetes großes Werk über dasselbe, sich seiner Vollendung nähert. (W. Menzel, Lit. Bl.)

— Mozart's Denkmal in Salzburg, seiner Vaterstadt, soll im Jahre 1840 vollendet werden. (Kunstblatt.)

— Von der trefflichen Übersetzung von Dante's göttlicher Comödie, von dem Prinzen Johann von Sachsen, wird in einigen Wochen eine zweite Auflage erscheinen.

— Cervantes sämmtliche Romane und Novellen sollen zum erstenmale vollständig, durch Adelbert Keller und Fr. Notter übersetzt, in 12 Bänden herauskommen; Stuttgart, bei Metzler.

— Von Lord Byron's Werken hat ebenfalls eine neue Übersetzung begonnen; die Hoffmann'sche Buchhandlung in Stuttgart hat dieselbe in Verlag. Die gegebene Übersetzungsprobe von dem Gefangenen von Chillon, durch Herman Kurtz, dünkt uns sehr gelungen.

— Vom ersten April an, soll eine neue Münchner Wochenschrift erscheinen, betitelt: Deutsche Theeblätter, hervorgerufen und gepflegt durch Fr. von Elsholtz, A. v. Maltitz und Fr. Aug. von Zu Rhein. Unter den Mitarbeitern werden: Max, Herzog von Baiern; Eduard Schenk; Fr. von Schelling; Franz von Baader; Lamotte Fouqué; Hr. Stieglitz u. A. genannt.

— Von Heine's lyrischen Gedichten soll auch ein zweiter Band erscheinen.

— Ein Kuchenhändler von Tiflis, in Georgien, ist der Verfasser eines großen epischen Gedichtes, welches Homers Dichtungen erreichen, wenn nicht übertreffen soll. Es wird bereits von einigen Pariser Orientalisten übersetzt.

Dreisylbige Charade.

Frag' doch Diesen warum er so strenge
Stundenlang bei meinem Letzten wacht?
Dann frag' Jenen, warum er die Gänge
Um mein Ganzes so bedenklich macht?

Wirst beim Einen ohne Müh dann inne,
Daß kein Austritt gilt da wo er weilt;
Während dies Verbot, im Gegensinne,
Dir der Andre schnell und barsch ertheilt.

Durch die Antwort dieser Kameraden
Wirst dann auch der Sylben erstes Paar
Blitzschnell, wie sein Wirken — du errathen.
Und bist träumt beim Ganzen von Gefahr.

C. F. Hartmann.

Auflösung des Palindroms in Nro. 11: Beil, Lieb.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 11: Dattel, Sattel.

Ankündigung.

Das lebhafte Interesse, welches die Lebensgeschichte des unglücklichen Anton Schlude bei unsern Lesern erregte, hat uns zu dem Entschluß geführt, einen Abdruck derselben zu veranstalten und ihm einen Anhang von Schlude's Gedichten beizugeben. Da das Büchlein, welches in einigen Tagen beim Verleger der »Erwinia« erscheinen wird, zum Besten des armen Dichters verkauft werden soll, so bitten wir um recht warme Theilnahme von Seiten unsrer Landsleute. Sonstige milde Gaben sammeln noch in Straßburg: Herr Prof. E. Reuß; Hr. G. L. Schuler, Buchdrucker; in Buchsweiler: Hr. August Stöber; in Oberbronn: Hr. Adolf Stöber; in Mülhausen: Hr. G. Zetter (Haus Zetter und Gißler); in Karlsruhe: Hr. Aug. Schnezler, Oberpostoffizial; in Donaueschingen: Hr. Medizinalrath D. Kapferer. Der Verleger der »Erwinia« will die elsässischen Gaben gerne in Empfang nehmen, und zur Zeit das Resultat davon in der »Erwinia« mittheilen.

10. April 1839. Die Redaktion.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 16.

Samstag, den 20. April 1839.

Stufen der Menschheit.

Am kühlen Abend gieng ich aus,
Ein Betteljunge stand vorm Haus,
Dem warf ich zu, voll Gnad' und Hulden,
Den letzten Kreuzer vom letzten Gulden.

Da schlendert' ich in's grüne Feld,
Betrachte so den Lauf der Welt,
Und wie der Knab' im Bettelkleide
Mit seinem Kreuzer mich wohl beneide.

Dann dacht' ich an den reichen Mann,
Von dem ich meine Gulden gewann:
Ich konnte sie behaglich zählen,
Ihm mocht's an seinen Dukaten fehlen.

So gieng ich im Gedankenlauf
Der Menschheit Stufen ab und auf:
Wir sind am End' nicht mehr nicht minder,
Wohl allzusammen Bettelkinder.

Buch, bei Waiblingen.

Herman Kurtz.

Der Bibliothekar.

Mährchennovelle, von August Schnezler.

(Fortsetzung.)

III.

Nach Verfluß von einer Woche hatte sich Felix auf der Bibliothek schon so tüchtig eingearbeitet, daß er die Zufriedenheit des Bibliothekars immer mehr gewann und dieser ihm sogar viele seiner eigenen Geschäfte auftrug. Er war so heimisch in allen Sälen des weitläufigen Gebäudes geworden, daß er im Dunkeln jedes verlangte Buch zu finden sich getraute. Auch war er nun so ziemlich an die Eigenheiten des Herrn Quirlinger gewöhnt, obwohl er täglich mehr Lächerlichkeiten und Unanständigkeiten in dessen Benehmen entdeckte. Oft wenn er glaubte, derselbe arbeite ganz hitzig hinter einem Wall von Folianten und Manuscripten, ward er durch eine Lücke des aufgehäuften Stoßes gewahr, wie Herr Quirlinger eine bedeutende Speckschwarte oder eine Wurst aus der Tasche hervorlangte, und gierig mit seinen spitzen weißen Zähnen benagte, wobei er ganz unbeschreiblich widrig wollüstig sein falsches Gesichtlein verzog, beim leisesten Geräusch aber auffuhr und die Mahlzeit wieder ärgerlich in die Seitenklappe seines grauen Rockes schob. Oft, wenn Felix zu einer ungewöhnlicheren Zeit auf das Büreau kam, fand er den Bibliothekar zu seinem äußersten Befremden hoch oben auf einem Bücherschranke kauern, oder ohne Schwindel über die Lehnen der bis an die Decke des ungeheuern Saa-

les sich hinziehenden Gallerien mit größter Behendigkeit auf und abklettern. Sah er sich dabei von Felix überrascht, so nieste, prußtete, pfiff er aufs Abscheulichste, pflegte aber gewöhnlich sich damit zu entschuldigen, er sey sehr zur Hypochondrie geneigt, und müsse nothwendig eine kleine Bewegung machen, auch sey er in seiner Jugend ein großer Verehrer der edlen Turnkunst gewesen, und übe sich zuweilen jetzt noch darin, um der Gliedersteifigkeit des Alters abzuwehren. Felix war aber politisch genug, zu thun, als ob er solche Seltsamkeiten gar nicht bemerkte, billigte sogar dessen Voltigir- und Kletterübungen und fuhr unverdrossen in seiner Arbeit fort. Bei schlechtem, regnichten oder kalten Wetter namentlich war aber Herr Quirlinger fast ganz unerträglich; er hüllte sich in einen aus etlichen hundert Iltisfellen zusammengenähten Mantel, rannte wie unsinnig in den Sälen umher, um sich zu erwärmen, oder legte sich hinter die größten Folianten und Quartanten in einen Schrank auf weiches Makulaturpapier nieder und deckte sich mit einer Masse von Manuscripten und Büchern zu, um in behaglicher Wärme der Ruhe zu pflegen.

Eines Tages, als Herr Quirlinger eben das Bureau verlassen hatte und Felix noch allein darin fortarbeitete, setzte sich der Quästor Eiselein mit geheimnißvoller Miene zu ihm an den Arbeitstisch und sprach: Lieber Herr Kreppel, ich kann es nimmer länger zurückhalten, ich muß mein Herz vor Ihnen ausschütten! Wenn das so fort geht mit unserem Bibliothekar, so verlang' ich lieber meinen Abschied, und lasse mich pensioniren! Nicht genug, daß ich mich täglich vor seinem ganz unnatürlichen, widermenschlichen, unsinnigen Benehmen entsetze und überdieß oft gröblich von ihm behandelt werde, was geschieht mir heut frühe? Eine Stunde bevor Sie kamen, war er schon da und hinter seinen Papieren. Meine Katze, eine unschätzbare Mausfängerin, hatte sich heimlich hereingeschlichen, ohne daß ich, der ich einige Bücher im anderen Saal abstäubte, sie bemerkte. Plötzlich hör' ich hier eben auf dem Arbeitszimmer ein gräßliches Gekreisch, Gequick und Gepolter und den Bibliothekar mehreremal »zu Hilfe! zu Hilfe!« schreien. Als ich hineinstürzte, da lag mein armes Minkchen todt auf dem Boden und streckte alle Viere von sich. Herr Quirlinger rannte wüthend im Gemach auf und ab, seine Haare zu Berge gerichtet, sein Anzug in wilder Unordnung, kurz er gebehrdete sich wie ein Wahnsinniger; dann, ungeheuer schnell an den Wänden und Büchergestellen auf und niederkletternd, pfiff er so gellend, daß es mir durch Mark und Bein drang und sprang dann plötzlich wieder wie besessen auf den Leichnam meines armen Kätzchen hin, krampfte mit den Füßchen drauf umher, packte denselben mit seinen spitzigen Zähnchen am Ohr, schüttelte ihn und riß ihm die ganze Haut vom Kopf ab. Dann schlug er ein gräßliches Hohngelächter, eine wahre Teufelslache auf, und warf mir das schauderhaft entstellte Thier, es am Schweif packend, so heftig an den Kopf, daß ich beinahe umgesunken wäre, wobei er unaufhörlich schrie: Sieh! Sieh! Teufelsvieh, verfluchte Katzen, will euch kratzen, wollen mich ums Leben bringen, wart das soll euch nicht gelingen! Bring Er mir nur noch einmal eine Katz' in diesen Saal! Will Ihn lehren besser achten! Will mir nach dem Leben trachten, Teufelsaas, dummer Schnak, was ist das? Schabernak! Wart nur tückischer Gesell! hast dich gegen mich verschworen, nächstens reiß' ich dir das Fell über deine eignen Ohren, bringst du mir nur noch einmal eine Katz' in diesen Saal! Hi hi hi! Teufelsvieh! Gelt' dir ist die Lust vergangen, Mich zu fangen, hast vergessen mich zu fressen? hi hi hi! Teufelsvieh!

Dann jagte er mich zur Thüre hinaus, schmiß mir die geschundene Katze nach und verbot mir, vor drei Tagen mich vor ihm sehen zu lassen, bei Verlust meines Amtes. Ach! du lieber Gott! mein armes schönes Minkchen! Was konntest denn du dafür, daß dieser Unmensch die Katzen nicht ausstehen kann. Ich zittere noch vor Grimm an allen Gliedern! Du guter Herrgott, was ist das für ein Ungeheuer!

Dann will ich Ihnen noch was sagen, Herr Kreppel! auch ist er der abscheulichste Geizhals, denn er steckt jeden Abend die halbabgebrannten Lichter, die mir sonst zufielen, alle ein und nimmt sie mit nach Hause, zudem hat er die Gewohnheit unaufhörlich zu fressen und an seinen mitgebrachten Knochen und Schwartenmagen zu nagen! Das ist einmal ein Bibliothekar! der gehört ins Tollhaus und nicht an eine solch ehrwürdige Anstalt!

Felix hatte mit größter Verwunderung zugehört, suchte dann den armen Alten bestmöglichst zu trösten und drückte ihm einen halben Gulden in die Hand, seinen Zorn mit einem Glas Wein hinabzuspülen. Er nahm sich nun selbst vor, den Bibliothekar aufmerksamer zu beobachten, um, wenn er wirklich anfienge, wahnsinnig zu werden, sogleich die Anzeige zu machen. Bei Durchmusterung des zufällig offen gelassenen Schreibpultes des Herrn Quirlinger fand Felix in den Schubladen unter Papieren und Schreibmaterialien eine Menge alter Schinkenbäume, ranzige Speckschwarten, Butter und Käse im höchsten Zustande der Fäulniß, Knochen und einige Hühner und Taubenköpfe, dabei drang ein betäubender Gestank heraus, so daß er sie eiligst wieder verschloß. Aber wie entsetzte sich Felix erst, als er im Wandkasten einige ganz zernagte kostbare Pergamentdecken liegen sah, die offenbar von der Bibliothek zugehörigen Büchern gerissen waren! Doch beschloß er vor der Hand noch keinen Anz-

wohn merken zu lassen, sondern begnügte sich, einige dieser Decken mit nach Hause zu nehmen, um sie bei passender Gelegenheit an den Tag zu bringen. Er konnte dieselbe Nacht kein Auge zuthun, jeden Augenblick glaubte er den Bibliothekar unter seinen Papieren rascheln und nagen zu hören und als gar unten im Hof eine Katze jämmerlich zu kreischen anfing, warf er sich in seine Kleider, machte Licht an und studierte, um sich nur zu vergessen.

IV.

Der Geburtstag des Professors Beuhammer erschien. Felix überreichte ihm am Morgen unter den herzlichsten Glückwünschen eine mit aller ihm zu Gebote stehenden kalligraphischen Pracht auf das feinste Pergament-Velin gefertigte Kopie einer äußerst seltenen, erst kürzlich entdeckten arabischen Abhandlung über Sanchoniathons Phönizische Geschichten, wofür ihn der Professor mit wahrhaft väterlicher Liebe umarmte. Ich sehe, sagte er, daß mir Herr Quirlinger nicht zu viel Gutes von Ihrem Talente gerühmt hat, fahren Sie nur so fort, an der nächsten erledigten Custoden- oder Unterbibliothekar-Stelle kann es Ihnen durchaus nicht fehlen! Sie wissen, daß Herr Quirlinger heute Mittag unser Gast ist; bei dieser Gelegenheit werde ich, wenn seine Lebensgeister durch einige Flaschen alten Wein günstig erregt sind, ihn noch mehr zu Ihrem Besten zu stimmen suchen. Ich bin sehr froh für Sie, daß Sie klug genug waren, sich über seine seltsamen Eigenthümlichkeiten niemals etwas in seiner Gegenwart merken zu lassen, sondern gleichsam blind dafür blieben; hätten Sie nur ein einzigesmal darüber gelacht oder den Beobachter gespielt, sie wären gleich in den ersten acht Tagen schon wieder entlassen worden! Also nur so fortgefahren, lieber Herr Kreppel! Für Ihr schönes Geschenk, das ein wahrer Schmuck meiner Büchersammlung seyn wird, nochmals meinen innigsten Dank!

Als der Herr Bibliothekar Quirlinger Mittags eintrat, konnte Minchen kaum einen kleinen Ausruf des Schreckens unterdrücken. In der That sah er auch widerlicher aus als je, trotz des feinen braungrauen Fräckleins, das in eine lange, bis zum Boden reichende Spitze auslief, trotz seiner sorgfältig gepuderten kurzen Kopfhärchen und einiger Schminke, die mit einer zarten Röthe die Aschfarbe seines Gesichtchens verblümte. Er machte solche wunderliche Complimente und Grimassen, verzog sein borstiges Schnäuzchen zu einem so ekelhaft süßlichen Lächeln, bleckte seine feinen spitzigen Zähne so gräulich nagelustig, daß Minchen kaum Fassung genug besaß, die herkömmlichen ersten Begrüßungsformeln zu erwidern. Der Professor aber überbot sich in Artigkeiten gegen seinen Gast; Felix schien die Ehrerbietung selbst. Während der Mahlzeit war es merkwürdig anzusehen, mit welchem Appetit Herr Quirlinger sich Alles schmecken ließ. Mit einem wahren Heißhunger fiel er über die Speisen her, ließ sich oft zwei, dreimal von jeder Platte geben und verzehrte fast ganz allein eine ungeheure Straßburger Gänseleberpastete. Dabei sprach er vor lauter Eifer bis zum Dessert fast kein Wörtchen, schmatzte und schnalzte mit der Zunge vor lauter Wohlbehagen, und schielte dazwischen oft mit seinen lüsternen Aeuglein nach Minchen hinüber, die sich so weit wieder zu sammeln gewußt hatte, daß sie auf die graziöseste Weise die Honneurs machen konnte. Besonders gut mundeten ihm die süßen Speisen; ein Reiß-Pudding mit Citronen-Creme war in einigen Minuten rein von ihm aufgegessen und beim Nachtisch ging alles Confekt und Zuckerbrod nebst einer mächtigen Punschtorte den Weg seines bibliothekarischen Fleisches. Von den feinen süßen südlichen Weinen, die zum Dessert aufgestellt wurden, trank er wenigstens zwei Flaschen. Jetzt erst löste sich das Band seiner Zunge und er scherzte nun mit dem gleichfalls etwas bespitzten Professor um die Wette, erzählte die schnurrigsten Anekdoten und machte verschiedene sehr schwere Kunststücklein, deren sich ein Philadelphia nicht zu schämen gebraucht hätte. Das Unbegreiflichste von allen war aber das: Er zerbiß zu Minchens größtem Entsetzen eine ganze Bouteille von böhmischem Kristall mit seinen scharfen Zähnchen, schluckte die feinzermalmten Scherben hinunter, sprang unter mehreren abentheuerlichen Capriolen im Zimmer umher, hieng sich mit seinen langen Frackschößen an den Haken, woran das Glockenband befestigt war, auf, schellte, und zog plötzlich die verschluckte Bouteille wieder ganz wohlbehalten aus seiner Tasche hervor. Minchen war einer Ohnmacht nahe, der Professor aber, von der Tollheit seines Gastes gleichfalls angesteckt und zudem vom Weine ziemlich benebelt, tanzte unter Absingung einer maurischen Romanze mit unnachahmlicher Gewandtheit eine Art von Tarantella, bis er erschöpft in seinen Stuhl sank und einschlief. Nun machte sich der Bibliothekar wie ein junger Stutzer an das geängstete Minchen, das sich kaum vor seinen zudringlichen Scherzen und Schmeicheleien zu retten wußte, bis es endlich Felixen gelang, denselben zu einem neuen Kunststück zu bereden, während dessen Vorbereitungen sich das arme Kind davonschlich. Aber bald konnte auch Herr Quirlinger der Wirkung der mächtigen Weingeister nicht länger widerstehen und bat Felixen, ihn doch nach Hause zu geleiten, was dieser herzlich gerne that und ihn, von Straßenjungen bis ans Haus verfolgt, da der Bibliothekar rechts und links taumelte und ein holländisches Trinklied zu singen oder vielmehr zu quicken

begann, endlich glücklich zu Bette brachte, worin er sogleich in einen tiefen Schlummer sank. Bei dieser Gelegenheit betrachtete sich Felix auch das Zimmer des Herrn Quirlinger. Alles lag in der größten Unordnung darin durcheinander; Kleider, Bücher, Wäsche, Teller und Töpfe, mit fingerdickem Staube bedeckt. Zwei Katzenskelette und eine Sammlung ausgestopfter Ratten und Mäuse von allen Gattungen standen in einem Glasschranke verwahrt; auf dem Boden lagen aber eine Menge abgenagter Knochen, Häute und Federn von jungen Hühnern und Tauben. Dabei stank es so entsetzlich darin, daß Felix sich die Nase zuhalten mußte, um nicht umzufallen und sich voll des tiefsten Ekels so eilig als möglich entfernte.

Das gute Minchen aber war den ganzen Abend krank und mußte das Bett hüten, so hatte sie der Schreck angegriffen! Der Professor Benhammer saß einsylbig beim Nachtessen neben Felix und schämte sich, war aber Katzenjammers wegen nicht im Stande einen Bissen hinabzubringen.

V.

Von dieser Zeit an sah man den Herrn Bibliothekar Quirlinger sehr häufig im Hause des Professors, in dessen Freundschaft er durch seine ungeheuren Literaturkenntnisse sowohl, als durch seine kurzweilige Unterhaltung sich völlig eingeschmeichelt hatte. Jedoch benahm er sich nie mehr wieder wie an jenem Geburtstage, enthielt sich in Gegenwart Minchens, der er mit ausgezeichneter Achtung begegnete, aller losen Späßchen und Zweideutigkeiten, hütete sich sorgfältig Blößen zu geben und gewöhnte sich nach und nach sein seltsames Betragen in der Gesellschaft so ziemlich ab. Er spielte nun ganz den ehrbaren anständigen Hausfreund, so daß selbst Minchen ihn allmählig mit weniger Grauen ansah. Endlich hielt er nach Verlauf einiger Wochen beim Professor förmlich um ihre Hand an, die dieser, hocherfreut, einen so gelehrten und reichen Schwiegersohn zu erhalten, ihm ohne weiteres Bedenken zusagte. Denn er, der zwar vorzüglich im Sanskrit, sogar im Chinesischen bewandert, aber ganz unerfahren im Alphabete der Liebe war, besaß zu den Hieroglyphen eines Mädchenherzens keinen Schlüssel und zweifelte keinen Augenblick am Gehorsam seines lieben Töchterleins. Ein seltenes Buch aus seiner Bibliothek würde ihm viel härter angekommen seyn zu verschenken, als die Hand seines Kindes, so sehr er auch mit väterlicher Liebe an dieser einzigen Hinterlassenschaft seiner seligen Frau hieng. Er glaubte ihr Glück durch die Heirath mit einem eben so spirituell als finanziell begüterten Manne fest begründet und kündigte ihr, seiner raschen Handlungsweise getreu, schon den nächsten Sonntag als den Verlobungstag mit dem Bibliothekar an. Diese Nachricht war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel für das arme Minchen; vor lauter Bestürzung wußte sie kein Wörtchen zu entgegnen, doch in demselben Augenblicke trat ein Freund des Professors ein, und sie war froh, in ihr Stübchen eilen zu können, um sich dort auszuweinen. Nun galt es schnelle Rettung. Fest entschlossen eher zu sterben, als einem solchen unheimlichen widerlichen Menschen ihre Hand zu reichen, sann sie nach einem Auswege. Die drängende Gefahr überwand ihre jungfräuliche Schüchternheit. Zum Glück war ihr Vater Abends bei einem Freunde zu Gaste geladen, und sie fand Gelegenheit, trotz den Argusblicken der alten Brigitte, Felixen ein Billetchen in die Hand zu drücken. In sein Kämmerchen verschlossen, las er mit ahnungsvollem Zittern folgende Zeilen:

Werthester Herr Kreppel!

Nur die peinliche Lage, in die mich heut eine Nachricht meines Vaters stürzte, konnte mich zu dem Schritte vermögen, den ich jetzt wage. Ich soll nächsten Sonntag mit Herrn Quirlinger verlobt werden! Eher mit dem Tode! Sie kennen meinen Vater und die Unabänderlichkeit seiner einmal gefaßten Entschlüsse! Ihre stille Liebe zu mir konnte mir nicht verborgen bleiben. Das schüchterne Mädchen, so plötzlich an den Rand eines gräßlichen Abgrundes geschleudert, setzt sich über alle Zierrerei und Bedenklichkeiten hinweg, und löst in diesem schrecklichen Augenblicke das Geständniß ihrer Gegenliebe von bebendem Herzen. Ja Freund, einziger Freund, den ich habe, Minchens Herz ist das Ihrige! Retten Sie mich, eilen Sie morgen Abend zu meiner Tante, der Frau Renata Dornhan, deren Adresse hier beiliegt! Da dieselbe im Rufe der Zauberei steht, Kartenschlägerin und Wahrsagerin seyn soll, ist es mir streng verboten, sie selbst zu besuchen, auch werde ich zu strenge bewacht, um mich zu ihr flüchten zu können. Sie werden keine Hexenmeisterin, wofür die Leute sie ausschreien, sondern eine in die tiefsten Geheimnisse der Natur geweihte Matrone in ihr kennen lernen, die mich über Alles liebt und allein im Stande ist, mich aus dieser Noth zu befreien. Sie hat mich unlängst durch einige Zeilen, die mir heimlich zugesteckt wurden, vor dem Bibliothekar gewarnt, und wird Ihnen das Nähere über ihn sagen. Zeigen Sie der Tante diesen meinen Brief und seyen Sie der freundlichsten Aufnahme und ihres Vertrauens gewiß. Nochmals, Entschuldigung — o Felix! — vergebens Sie dem armen Mädchen ihr vielleicht unbesonnenes Wagstück! Doch ich kenne ja Ihr treffliches Herz, dem das meinige ja

schon längst entgegenschlug. Drängend zwingt es mich, die Bande der Zurückhaltung zu sprengen. Retten Sie

Ihr unglückliches Minchen.

Wie vermag ich Felixens Wonne zu schildern! Er sah seine blühendsten Träume verwirklicht. Was er kaum zu hoffen gewagt hatte, war ihm plötzlich wie vom Himmel zugefallen. Mit unsicherer Hand schrieb er sogleich zurück:

Sie haben mich zum seligsten Sterblichen gemacht, mein über Alles theures Minchen! Ich lege den Schwur ewiger Treue vor dem reinen Altar Ihres Herzens nieder. Ich bin außer Stande, in diesem Taumel des Entzückens mehr zu schreiben. Morgen Abend bin ich bei Ihrer Tante! Ihr Rath und meine glühende Liebe wird alle Schwierigkeiten überwinden. Sammeln Sie sich so gut als möglich wieder und stellen Sie sich ergeben in den Wunsch Ihres Vaters! Es sind noch fünf Tage bis Sonntag. In dieser Frist kann sich Alles aufs Beste wenden. Ich bin unfähig, die Feder länger zu führen. Ewig, ewig

Ihr Felix.

Dieß Briefchen schob er ihr folgenden Tags nach Tische zu. Ein Blick von ihren lieben Augen wiederholte die Bekräftigung ihres Briefchens. Er verbrachte den ganzen Nachmittag wonnetrunken in seinem geliebten Walde, und als die Schleier der Dämmerung über das Gefilde zogen, flog er nach der Wohnung der Frau Dornhan.

(Der Schluß folgt.)

Elsäßische Bilder und Sagen.

Die Schlänglein im Kronthale.

1.

Im Kronenthal auf Felsen die Königsfeste stand,
Sie schaute keck und stattlich hinaus in's Alsaland,
Es hauste drin ein König in längst vergang'ner Zeit,
Die Felsen sprechen nimmer von seiner Herrlichkeit.

Der König hatt' eine Buhle, die war ihm nimmer treu,
Drum' mocht' er sich nicht freuen bei Mahl und Jagdgeschrei,
Er saß auf seiner Feste am Fenster ganz allein,
Und seufzte, weint' und schaute nach seinen Länderei'n.

Und als er einst so klagte, da hört' er weichen Sang
Von buhlerischen Nächten beim lockenden Zitherklang,
Er blickt in den Garten hinunter und sieht wie in trunk'ner Lust
Das Weib den Edelknaben drückt an die falsche Brust.

Da eilt er in den Garten und faßt die Buhle fein,
Und reißt sie weg verzweifelnd, da dringt der Bube ein:
»Was kommst du uns zu stören bei Liebeslust und Scherz?«
Und bohrt den Dolch dem König bis in das tiefste Herz.

Der König zürnt und wühet, er faßt die Beiden schnell
Und stürzt sie über die Mauer hinab die Felsenschwell,
Dann grinzt er lachend hinunter, doch sterbend bricht sein Blick,
Sein Herzblut ist entflossen, er sinket todt zurück.

2.

Es sinkt in's Kronthal nieder gar milde Sommernacht,
Die kahlen Berge leuchten in lichter Mondenpracht,
Das Bächlein unten fließet so munter, rein und hell,
Und weiße Elfen gaukeln auf blumenreicher Stell.

Da hebt sich's auf den Bergen, aus tiefer Klüfte Schooß,
Dort zwischen jenen Tannen, wie jene Tannen groß,
Es flackert falb und roth, das ist des Königs Bild,
Er schauet bleich und finster, die Augen glühen wild.

Und beide Arme dehnt er weit über'n Wald hinaus,
Er ruft: »So gräbt ihr ewig euch in mein stilles Haus!«
Ein Schlänglein roth und grünlich um jede Hand sich schlingt,
Auf ihren dünnen Häuptern ein golden Krönlein blinkt.

Er hebet dann die Arme und stürzt das Schlangenpaar
Hinunter in die Wellen, die sind dann nimmer klar,
Sie kreisen, gähren, rauschen rasch vom verfluchten Ort,
Sie haben wohl vernommen des Königs furchtbar' Wort.

Die Schlänglein aber winden um sich die Leiber kühl,
Und singen in den Blumen: »die Sommernacht ist schwül,
»Der Alte droben zürnet, der in dem Grabe lag,
»Wir aber küssen, minnen bis an den jüngsten Tag!«

Straßburg. Gustav Dittmar.

Ueber das Rauschen der Bäume.

Ich bin sonst kein Freund von rauschenden Vergnügungen und geräuschvollen Gesellschaften, insofern dieselben meistens der reinen heiligen Natur so ziemlich entfremdet sind und wechselnd mit der Mode ohne bleibenden Eindruck für das Herz vorüberrauschen. Das höchste rauschende Vergnügen ist mir allein das, welches ich in der Einsamkeit finde, nämlich das Rauschen der Quellen und Ströme, der frischen Morgen-

oder Abendluft, und vor Allem das der Bäume. Von Kindheit auf war es für mein Gemüth einer der seligsten Genüsse, den verschiedenen Stimmen der Natur zu lauschen, und die Millionen grüner Zungen des Waldes, die Blätter, boten mir den reichlichsten Ersatz für so manches fade Geschwätze, womit die menschlichen Zungen oft zu wetteifern pflegen. Bis in das kleinste Blättchen hinein sind die Bäume mit einer Feuchtigkeit (humor auf Latein) durch alle Zellen und Röhrchen erfüllt, deßhalb klingen auch ihre Gespräche sehr humoristisch. Wenn alle diese Zungen anfangen zu spielen, kann man oft die schönsten Wortspiele und Alliterationen hören! z. B.

Leisen Liebesliedern lauschend
Küsse tauschend, wonnerauschend,
Liebe Linde, lisple linde.

Seitdem ich mich mit der neueren poetischen Literatur der Deutschen beschäftigt, wuchs meine Vorliebe für dieses Rauschen immer mehr, aus jeder Gedichtesammlung, aus jedem Musen-Almanache, aus allen Morgen- und Abendblättern rauschten mir ja wieder Bäume und Waldgewässer entgegen; besonders hat sich die schwäbische Dichterschule durch Besingung aller Naturgeräusche bleibendes Verdienst erworben, und ich konnte nicht umhin, mich auch in dieser Gattung mehreremale zu versuchen, wovon meine Lieder mancherlei Proben aufweisen können, als z. B. *)

S. 56. Wenn die hohe Linde rauscht,
Die geheimnißvollen Lieder ꝛc.
S. 62. Wann grüßt mich wieder der alte Tannenwald
Mit leisem Rauschen bemooster Zweige? ꝛc.
S. 94. Nur oben flüsterten die Bäume:
Du bist ein Thor, du bist ein Thor!
S. 113. Wo an der Silberströme grünem Strande
Der frommen Pappeln leise Klage rauscht,
S. 126. Vergißmeinnicht, Vergißmeinnicht!
Rauscht's von des Baches Weiden. ꝛc.
S. 155. Rauscht ihr Bäume! Wellenschäume!
S. 161. Horch im grünen Wald
Lustig klingen bald!
S. 163. Das Wasser rauscht zum Wald hinein, es rauscht im
Wald so kühle.
S. 167. Es pfeift im Tannenwalde!
S. 173. Da raschelts in den Eichen, vorüber fliegt ein Reh!
S. 188. Rauscht es nicht in allen Bäumen,
Mit geheimnißvollem Laut?
S. 205. Was Bäume, Blumen, Quellen, Vögel singen.
S. 233. Es rauscht im Walde der Morgenwind!

In meinen neuern Werken findet sich noch viel solches Rauschen, je berauschender die Schönheit der Natur auf mich wirkte. Von ähnlichen Beispielen wimmeln fast alle Gedichte dieses Jahrhunderts, vorzüglich reich darin ist aber Eichendorf, wo beinahe jedes Blatt auf das Anmuthigste rauscht; das bringt auch schon sein Name mit sich. Ich will zum Belege die nächsten besten Stellen dieses mir überaus theuren Sängers aufschlagen: Fliegt der erste Morgenstrahl, Durch das stille Nebelthal, Rauscht erwachend Wald und Hügel, Wer da fliegen kann, nimmt Flügel. — Die Wälder nur sich leise neigen. — Es rauschten leis die Wälder. — Wenn die Bäume lieblich rauschen. — Bei Waldesrauschen kühnem Sturz der Wogen — Und wie in goldnen Träumen Geht linder Frühlingswind Rings in den stillen Bäumen — Und dort bei eurem Rauschen Der schönen Jugendzeit. — Schweigt der Menschen laute Lust Rauscht die Erde wie in Träumen Wunderbar mit allen Bäumen. — Es flüstern die dunkelen Wipfel Von der alten schönen Zeit. — Und die Brunnen rauschen wieder Durch die stille Einsamkeit, Und der Wald vom Berge nieder Wie in alter schöner Zeit — Der Wald ernst wie in Träumen spricht — Wie rauschen nun Wälder und Quellen Und singen vom Ewigen fort! — Und so fort.

Ein eben so großer Freund des Waldrauschens als ich, ist mein lieber Adolf Stöber, ein begeisterter Dollmetscher der Veda's der Natur; aus allen seinen reizenden Liedern weht uns der belebende Hauch entgegen und erfüllt unser Herz mit inniger Sehnsucht oder heiligem Frieden. — »Mein Herz, ich will dich decken Mit einem Rosenstrauch, der soll dich leise wecken mit seinem linden Hauch. — Der Eichenbaum erzittert und stöhnt so bang mich an .... Darf nimmer lustig rauschen Vom Morgenwind bewegt, — Lustig rauscht es in den Bäumen — Und plötzlich von dem leisen Hauch entfacht Stand hell der Wald und Fels in Klangesflammen« — u. s. w.

Kurzum es würde einen dicken Band ausmachen, wenn man die einzelnen Stellen unserer Dichter über das Waldesrauschen sammeln und herausgeben wollte, oder jährlich einen Musenrausch-Almanach erscheinen ließe. Eine solche Anthologie hab' ich bereits angefangen und hoffe, mit der Zeit dieselbe zu veröffentlichen, wenn ich einen Buchhändler dazu finde. Mit einem solchen Buch könnte man sich immer frische Luft zuwehen, den Stubendunst reinigen, im Sommer sich Kühlung zufächeln, sich der Mühe überheben, selbst in den Wald zu gehen, und, ohne von Schnaken oder Ameisen gestochen zu werden, sich auf seinem Sopha den lieblichsten Waldgesprächen hingeben, und den

*) Eine Sammlung von unsres Freundes Gedichten erschien zu München 1833. (M. Lindauer'sche Hofbuchdruckerei.) D. Red.

grünen Mährchen der Bäume lauschen. Auch riskirte man dabei nicht, sich in den Waldungen, Schnupfen oder Catarrh zu holen, wozu man durch das Lagern auf feuchtem Moose leicht gelangen könnte.

Es herrscht so ziemlich überall die Meinung, auch sind die meisten Gelehrten *) der Ansicht, das Rauschen der Bäume komme von dem Winde her, der die Zweige bald stärker, bald schwächer in Bewegung setze. So tiefsinnig diese Hypothese ist, so wage ich doch, auf mehrere Andeutungen Prä-Adamitischer Schriftsteller **) mich stützend, und von eigenen Versuchen und Erfahrungen geleitet, ihr folgende Behauptung entgegenzustellen:

Das Rauschen der Wälder entsteht nicht durch den Wind, sondern vielmehr umgekehrt, der Wind entsteht aus dem Rauschen der Wälder! Dieses Rauschen aber entsteht durch das Gespräch der Bäume mit einander. Die milden, erquickenden, würzigen Morgen- und Abendlüftchen entspringen aus dem Liebesgeflüster der jungen Bäume, der stärkere Wind wird durch die gelehrten Unterhaltungen älterer Bäume hervorgebracht, ein Sturmwind aber, wenn so baumlange Kerls, wie Eichen, Tannen und Fichten miteinander in Streit gerathen und sich wechselsweise Grobheiten ins Gesicht sagen. Jede Baumart hat ihre besondere Sprache, die oft sehr schwer zu studiren ist; die Eiche z. B. redet altdeutsch, die Fichte bedient sich besonderer Wortfügungen und Ausdrücke aus der Fichte'schen Philosophie, die Tanne redet dänisch, die Erle flüstert irländisch, die Buche spricht wie ein Buch, die Espe zittert spanische Worte hervor, die Pappel pappelt italienisch, der Holder holländisch, die Weide in der Weidmannssprache, die Birke Schulmeister und Küchenlatein, weil man die Ruthen und Besen aus ihr bindet u. s. w. Auch hat jeder Baum sein besonderes Lieblingslied, z. B. die Eiche Körners Eichen — die Erle Göthe's Erlkönig — die Weide Desdemona's Lied: Sing Weide, grüne Weide! Die Linde: Es stand eine Linde im tiefen Thal, War oben breit und unten schmal. Oder: Unter den Linden Wirst du sie finden. Die Tanne, Freiligraths: Auf des Berges höchster Spitze Steht die Tanne schlank und grün. Oder Justinus Kerners: Die Tanne zu der Rebe sprach ꝛc. Die Pappel mein Pappellied: Wohl ragt ihr hoch vor vielen andern Bäumen. Der Ahorn singt: Es bläst ein Jäger wohl in das Horn, Doch Alles, was er bläst, das ist verlor'n. Der Holder: Wach Holder auf! der Tag bricht an! Die Fichte: Was ficht mich Euer Treiben an! Die Espe: Espérance o douce amie! Ne me quitte qu'avec la vie! Oder das: „Zittert er,“ aus der dame blanche u. s. w. Wenn nun alle Bäume so durcheinander plaudern und singen, und alle die vielen grünen und oft spitzigen Zungen sich bewegen, da geht es natürlich zuweilen lustig genug her und so wird der Wind durch die stärkeren oder schwächeren Schwingungen erzeugt. Mischen sich dann noch die Vögel, die alle vom Blatt singen können, in dieß Geplauder, Geklingel, Gezüngel, so bildet sich das wunderlichste Conzert. Am lieblichsten aber sind die Maiwaldliebeslieder.

Dieses sind die rauschenden Vergnügungen, in welchen ich mich zu berauschen pflege.

August Schnezler.

*) Siehe unter andern darüber D. Jehle, „über die Windspiele“ und des Prof. Benhammers gelehrte Anmerkungen über Aristophanes Wolken. Achter Band. S. 915.

**) Siehe darüber die Sammlung der unter den Mammutsknochen-Versteinerungen aufgefundenen Fragmente präadamitischer Schriftsteller, herausgegeben von D. Rosenmeier. Halle, 1837. S. 510 und f.

Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.

Gesammelt von A. St.

7.

— Die Herren von Girbaden waren lustige Gesellen, die gerne zechten. Bei ihren Gelagen hatten sie einen großen Filzhut mit Federn geschmückt, die Eule genannt, der gieng im Kreise herum. Wer ihn aufsetzte, durfte, ungestraft, wem er wollte, ein Schimpfsprüchlein sagen, und wären Könige und Kaiser mit zu Tische gesessen.

8.

— Der St. Sebastiansberg (Bastberg) bei Buchsweiler, der wegen seiner reichen Muschelversteinerungen so merkwürdig ist, soll unter den Römern ein großer Weinberg gewesen sein und Bachus- später Bachsberg geheißen haben.

9.

— Der Buchsweiler Viehmarkt. Am dritten Weihnachtstag jeden Jahres kommen alle Knechte und Mägde aus der ganzen Umgegend von Buchsweiler in dieser Stadt zusammen, und lassen sich hier öffentlich, auf der Straße, von ihren Herrschaften dingen. Sowohl diejenigen, welche in einem andern Hause Dienste nehmen wollen, als diejenigen, welche bei ihrer alten Herrschaft bleiben, begeben sich dahin. Nachdem sie um den Lohn und den Dienst einig geworden, erhalten sie nebst dem Handgelde, Wein und Braten, und die Erlaubniß, am Viehmarkte — so nennen sie ihn selbst — und am Maimarkte in Buchsweiler tanzen zu dürfen. Diese Sitte, welche

aus den Zeiten der hanauischen Regierung stammt, ist so tief eingewurzelt, daß kein Knecht und keine Magd aus den umliegenden Bauerndörfern, ihren Dienst antritt, wenn sie nicht auf dem Viehmarkte angeworben worden ist. Dieselbe Sitte soll auch in Lausanne und in einem Städtchen in Schweden herrschen. — In andern Orten des Elsaßes geschieht der Dienstwechsel, für's ganze Jahr, gewöhnlich am Stephanstage, welcher Bindelestag, Bündeltag genannt wird, weil die Dienstboten da ihren Bündel machen und weiterziehn.

Kleine Chronik.

— Paris. Auf dem Theatre Renaissance wurde neulich eine Uebertragung von Werners vierundzwanzigstem Februar, von Camille Bernay und Leroy gegeben, welche natürlich mißfiel. Der Kritiker im Cabinet de lecture sagt hierüber: Le drame de Werner est un drame tout allemand, avec des personnifications symboliques et de mystiques hallucinations, avec des apparitions et des fantômes, enfin avec des mythes plus ou moins bizarres, rendus sensibles par des corps, par des personnages. C'est assez dire que pareille œuvre ne convient pas au génie français. Notre drame à nous est plus réel, plus sincère, plus vivant, plus en chair et en os, sinon plus passionné et plus saisissant. Der Kritiker scheint das Wesen des deutschen Drama's sehr genau zu kennen, da er Werner's unnatürliche, überspannte Tragödie, über die in Deutschland schon lange Gras gewachsen ist, als Typus desselben aufstellt!

— Das erste Heft (April) einer neuen Revue étrangère, unter der Leitung eines Herrn Léon Ventujol, ist erschienen. Es enthält u. A. eine ziemlich flache Einleitung von Tissot; den Anfang einer Kritik von G. Dürrbach's Rappoltstein, von unserm in Paris lebenden Landsmann, F. Braun; eine Uebersetzung aus Jean Paul, la Mort d'un ange, die als parabole inédite de J. P. Richter überschrieben ist, während sie schon 1788 zuerst im deutschen Musäum stand und vom Dichter später unter veränderter Gestalt in den Quintus Fixlein aufgenommen wurde. Der Verfasser citirt sogar den Roman unter den vorzüglichsten von Jean Paul, scheint sich aber nicht selbst von dessen Vorzüglichkeit überzeugt zu haben. — Von unserm Kastner wird eine Abhandlung angekündigt: Des diverses écoles de composition musicale en Europe.

— Die G. J. Göschen'sche Buchhandlung in Leipzig läßt zwei neue Ausgaben von Klopstock und eine von Thümmel erscheinen.

— Von der Zeitschrift Braga ist das fünfte Heft erschienen. Es enthält außer einigen Fortsetzungen früherer Artikel: »Gedichte;« »ein Wort über die Tendenz des Braga,« in welchem dieselbe als mehreren bedeutenden Richtungen unserer Zeit, besonders der kosmopolitischen Richtung, der Hegel'schen Systematisirerei, der religiösen Reaktion und der Salonmanier, entgegenstreitend, angegeben wird. »Sie will ein deutsches Nationalgefühl wieder beleben, welches in alle Zweige des Lebens wie der Wissenschaft eindringt, ohne sich weder der Manier, noch der Einseitigkeit verfallen zu geben, sie will die Wissenschaft wieder lebendig fassen, in ihrem Verhältniß zur Nation und zu den öffentlichen Zuständen; sie will Freiheit der Forschung in jeder Beziehung und erkennt keine Fesseln an, weder die einer Schule, noch einer Kirche; sie will Ernst und tüchtige Gesinnung, und das Ziel aller Bestrebungen sei nichts anderes, als — Wahrheit!« — Noch wird unter Anderm beigegeben: eine Reliquie von Platen: »Parabase des ersten Akts zu einem unvollendeten Lustspiele« desselben, und die »Geburt des Helios oder die Philister,« ein aristophanisches Lustspiel.

— Ein neues deutsches Epos! Armin der Cherusker-Fürst, Gedicht in 14 Gesängen von Joh. v. Hinsberg. (München, Jos. Lindauer.)

— Die österreichischen Dichter N. Lenau, A. Grün (Graf Auersperg), und Uffo Horn wurden zu gleicher Zeit in Untersuchung gezogen und zu einer Geldstrafe verurtheilt, weil sie außerhalb der kaiserlichen Staaten etwas mit ihrem Namen hätten drucken lassen. (Telegraph.)

Erstes Verzeichniß der milden Beiträge für den unglücklichen Anton Schlude. *)

	Fr.	C.
Hr. Prof. Reuß und einige Freunde	30	—
— — Herrenschneider	5	—
— Schuler, Buchdrucker	5	—
— Lichtenberger, Vater	5	—
— Lichtenberger, Sohn	10	—
— C. Wild	1	—
— Aug. Stöber, in Buchsweiler	3	—
— Inspektor Reichardt, daselbst	2	50
Mlle Katharina Schmidt, daselbst	—	50
Zusammen	62	—

*) Beim Verleger der »Erwinia« ist zu haben:

Anton Schlude,

nach und nach

Gänsehirt, Spielmann, Maulwurfsfänger und Nachtwächter, halbblind, taub und — Dichter.

Eine biographische Skizze nebst einer Auswahl von dessen Gedichten, zum Besten des Unglücklichen herausgegeben von August Schnezler.

Preis: 75 Centimes

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 17.

Samstag, den 27. April 1839.

Des Königs Plaggeist.

Ein König lebt' in arger Noth,
In Herzeleid und Trauer,
Ein Schelmengeist, er wog kein Loth,
Der macht ihm's Herrschen sauer,
  Aus Liliput, Hanns Däumling.

Das war ein Schelm in Wort und That,
Der hat kein Spiel verloren,
Er schlüpfte vor dem weisen Rath
Dem König in die Ohren,
  Aus Liliput, Hanns Däumling.

Drin brummt er, was er brummen kann,
Als thät er's ihm zu Hohne,
Und springt mit einem Satze dann
In seine goldne Krone,
  Aus Liliput, Hanns Däumling.

Da macht' er sich wohl zentnerschwer,
Den König thät's genieren,
Die Krone rückt er hin und her —
Er dachte, selbst regieren,
  Aus Liliput, Hanns Däumling.

In's Zepter kroch der Taugenichts
Und in des Purpurs Falten,
Dem König bleichen Angesichts,
Ach! half er's Reich verwalten,
  Aus Liliput, Hanns Däumling.

Hamburg. Ignaz Hub.

Der Bibliothekar.

Mährchennovelle, von August Schnezler.

(Schluß.)

Felix fand ein ärmliches Häuschen im entlegensten Theile der Vorstadt. Er mußte dreimal schellen, bis die Thüre aufgieng und eine häßliche Alte ihn fragte, zu wem er wolle. Wohnt hier nicht die Frau Renata Dornham? — Ja, aber um die Stunde nimmt sie keinen Besuch an, kommen Sie morgen Vormittag! — Aber liebe Frau Haushälterin, melden Sie mich wenigstens; ich habe einen Auftrag von Mademoiselle Mina Benhammer! — Ah so, wenn das ist, so spazieren Sie herein! sagte ganz freundlich die Magd, der der Titel Haushälterin gar schmeichelhaft geklungen hatte. Mit diesen Worten zog sie Felixen in die Hausflur, verschloß und verriegelte sorgfältig die Thüre und führte ihn an der Hand durch einen langen Gang und dann durch einen Hof in das Hintergebäude, wo sie ihn bat, einen Augenblick Geduld zu haben, da sie den Besuch zuvor melden müsse. Bald darauf kam sie wieder zurück und hieß ihn folgen.

Welches Erstaunen, als er, in der Meinung, ein dem Aeußern des Häuschens entsprechendes dürftiges Stübchen zu finden, in ein geräumiges schönverziertes Gemach trat! Meine Gebieterin wird sogleich erscheinen, sagte die Magd und entfernte sich. Indessen sah sich Felix in dem zwar fremdartig, aber reich geschmückten Zimmer um. Er bewunderte die herrlichen

Tapeten, worein in den frischesten Farben die ganze Pracht südlicher Zonen, alle Wunder der Tropenwelt mit unnachahmlicher Kunst gestickt waren. Unter hohen Fächer Palmen tanzten wunderlich geputzte und tättowirte Insulaner, dort eine Schaar üppiger Bajaderen unter einem königlichen Zelte; dort ein Schlangenbanner, der seine Zöglinge Künste machen ließ, dort Elephanten im Kampfe mit Tigern, dort ein Kreis von Wilden, die um ein Feuer im Urwalde gelagert, das erlegte Wild brieten, dort ein chinesischer Pallast mit hundert Glockenthürmchen, dort ein Zaubergarten des Serails, dort Brahmanen im Ganges badend; kurz, fast alle Scenen jener gesegneten Himmelsstriche waren hier in reizender Mannichfaltigkeit an die Wände gezaubert. Eine höchst elegante Lampe, woraus aber keine mit Oel genährte Flamme, sondern das neuerfundene Sideralfeuer ein fast taghelles aber viel angenehmeres Licht ausströmte, stand auf einem Dreifuß von Bronze, der mit den feinsten Verzierungen in haut-reliefs ausgearbeitet war. Auf dem runden Mahagonitische leuchtete eine Krystallvase voll duftender Blumen, deren würziger Hauch fast berauschend auf Felixen wirkte; daneben ein mit zwei silbernen Schlössern versehenes, in eine Pergamentdecke voll der köstlichsten Malereien gebundenes Buch in Folio. Die übrigen Meubles waren von den feinsten trefflich polirtesten Holzarten; an der Wand prangte ein purpurfarbner Vorhang, hinter dem Felix einen Spiegel oder Gemälde vermuthete. Gegenüber mehrere hohe Glasschränke, durch deren große venetianische Scheiben man allerhand seltene ausgestopfte Thiere, besonders in den funkelndsten Farben strahlende amerikanische Vögel, eine Menge kleiner blendendweißer Skelette, ferner unzählige Flaschen, Tigel, Büchsen, die alle numerirt waren, gewahrte. Der Boden war durchgängig mit den feinsten Teppichen belegt, im Hintergrunde erhob sich eine Art von marmornem Altar auf einer mit Moose ausgelegten Platte, darauf eine große porphirne Opferschale. Nach einer kleinen Weile trat Renata herein. Es war eine Matrone von hoher ehrwürdiger Gestalt, in einer Art von grauer Nonnentracht, ihr Haupt auf egyptische Weise umwunden, es fehlte nur der Schleier, um ihr das Ansehen eines Isisbildes zu geben. Sie bewillkommnete Felixen mit einer gewissen feierlichen Freundlichkeit und sagte, als er ihr Minchens Brief überreichte, ich ahne schon den Inhalt. Gewiß soll mein armes Mühmchen das Opfer des abscheulichen Bibliothekars Quirlinger werden! Richtig, so ist es! Aber dagegen haben wir noch Mittel! Obwohl Sie mich noch nicht kennen, lieber Felix, so sind Sie mir doch seit längerer Zeit bekannt und auf's Beste durch Jemanden empfohlen, den ich ihnen sogleich vorstellen will. Hierauf rief sie: Herr Graun, Herr Graun, haben Sie die Güte, sich herein zu bemühen. Und aus dem Nebenzimmer trat, mit behaglichem Contrebaß-Schnurren und einen höchst graziösen Buckel machend, ein mächtiger schwarzer Kater, dessen Kopf allein etwas grauweiß marmorirt war. Dieß ist mein Haussekretair, der Herr Graun, der mir schon so viel Vortheilhaftes von Ihnen erzählt hat. Sie besuchten ihn das letztemal in den Ferien zu Berlin, seiner Vaterstadt, nachdem Sie bereits früher an hiesiger Hochschule seine Freundschaft erworben hatten. Der Kater bekräftigte diese Versicherung mit einem äußerst gefühlvollen Miau und stieß und schmiegte mehrmals seinen dicken Kopf an Felixen an. Felix war ganz verblüfft über Renatas räthselhafte Rede, und sagte, er könne sich zwar wohl erinnern, die Bekanntschaft eines Berliner Jünglings, Namens Graun, der hier studierte, gemacht und ihn auch in Berlin später einmal besucht zu haben, da er aber seit zwei Jahren keine Antwort auf mehrere hingesandte Briefe von ihm erhalten, auch sonst nichts mehr von demselben vernommen, hab' er daraus geschlossen, er müsse die Zeit über auf Reisen gegangen oder vielleicht gar um's Leben gekommen seyn. Das Nähere über sein Schicksal sollen Sie bald vernehmen, erwiederte Frau Dornhan, lassen Sie uns nur vorerst Anstalten zur Rettung ihres Minchens, das ich niemanden anders lieber gönne, als einem so wackern jungen Manne, wie Sie, treffen! Ich bin hoch erfreut, daß ihre Wahl auf Sie gefallen ist. Seyen Sie nur außer Sorgen, es wird Alles gut gehen, im schlimmsten Falle hat die alte Tante Renata etwas für euer beider Auskommen zurückgelegt.

Nun erhub sich Frau Renata, zog einen Halbkreis von aneinandergereihten Maus-Todtenköpfen vor den Altar, stellte ein Tabourett mitten hinein und bat Felixen, sich darauf dem geheimnißvollen Vorhang gegenüber zu setzen, aber während dem ganzen vorzunehmenden Akte bei Leibe keinen Laut von sich zu geben. Der Kater Graun streckte sich zu Felixens Füßen nieder und spann sehr anmuthig. Renata goß nun aus einer Phiole eine grüne Flüssigkeit in die porphirne Schale, murmelte einige unverständliche Zauberformeln, fügte verschiedenes Gewürz, Kräuter und Pulver der Mischung bei, rührte sie mit einem Quirl durcheinander, leitete mittelst einer Gasröhre einen Strahl des Siderallichtes hinein und plötzlich loderte eine prächtige smaragdglänzende Flamme aus dem Gefäße. Der Kater wurde nun sehr unruhig, seine Haare sträubten sich und knisterten in elektrischen Funken auf, er stöhnte und seufzte wie ein Mensch und kauerte sich unter Zuckungen auf die Hinterpfoten dem Vorhang gegenüber, der plötzlich aufrauschte und einen großen böhmischen Wandspiegel in goldenem Rahmen enthüllte. Ein dichter Nebel wogte auf dessen Oberfläche hin und her,

seltsame Stimmen, bald wie dumpfes Geschrei, bald wie leises Todesröcheln, bald wie Gezisch, Gepfeife und Gequicke klangen daraus hervor. Langsam zertheilte sich der graue Wolkenschleier und Felix erblickte in einem Gemache seinen verloren oder verschollen geglaubten Freund Graun an seinem Studiertische in Berlin sitzend und freundlich wehmüthig ihm zunickend. Felix streckte die Arme nach seinem ehemaligen Universitätsgenossen aus, aber Renata winkte mit dem Quirl und das Bild verschwand. Der Kater stieß einen gellenden Schrei aus. Nun verwandelte sich das Zimmer im Spiegel in das Bureau auf der Bibliothek, wo Felix zu arbeiten pflegte. Am Pulte des Bibliothekars Quirlinger saß aber auf dessen ledergepolstertem Drehstuhle eine abscheuliche große Ratte und nagte an einem unschätzbaren Pergament-Coder, Ottfrieds kostbarer Evangelienharmonie. Die Ratte hatte dieselben Gesichtszüge, wie Herr Quirlinger, doch als der Kater unter gräßlichem Geschrei auf das Bild zuspringen wollte, verwandelte sich dasselbe in einen überaus anmuthigen Blumengarten und Felix erblickte sich selbst in einer Rosenlaube, sein bräutlich-geschmücktes Minchen an die selige Brust drückend. Hierauf lagerte sich der Kater Graun wieder freundlich schnurrend zu Felirens Füßen, auf dessen Antlitz sich Wehmuth, Entsetzen und Entzücken während der drei Spiegelscenen gemalt hatten. Auf einen Wink des Quirls rauschte der rothe Vorhang wieder herab, die Flamme auf dem Altar erlosch, und Renata führte den fast betäubten Felix aus dem Kreise auf seinen vorigen Sitz zurück.

Sie wissen nun, bester Felix, was für ein Wesen Ihr Bibliothekar ist; aber in diesem Kater hier stell' ich Ihnen Ihren alten Freund Herrn Graun, Abkömmling des berühmten Kapellmeisters vor, der das Unglück hatte, von des Bibliothekars Mutter, die als Herenmeisterin in Berlin lebte, weil er ihr einmal auf den Schwanz trat, in diese Gestalt verwandelt zu werden. Aber die Stunde der Rache hat geschlagen; den glücklichen Ausgang unseres Unternehmens verbürgt Ihnen das dritte Spiegelbild, das Ihnen vorhin erschienen ist. Geben Sie dem guten Minchen dieses Amulett; sie soll das Band umhängen. Sie aber, schweigen Sie gegen jedermann von dem Besuche bei mir; nächsten Freitag werd' ich Herrn Graun auf die Bibliothek senden, um den Betrüger zu entlarven. Es wird dabei zwar ein wenig heiß zugehen, aber der Spiegel hat uns ja eines günstigen Ausgangs dieser Sache versichert.

Sonntag Abend werden wir uns hier wieder zusammen finden, und — doch ich will nichts im Voraus verrathen, — jetzt leben Sie wohl, auf Wiedersehen!

Felix küßte Frau Renatas Hand, stammelte die Gefühle seiner innigsten Dankbarkeit, und drückte die dargebotene rechte Pfote des Freundes Graun an sein klopfendes Herz. Mit Thränen in den Augen schied er aus der geheimnißvollen Wohnung, die wieder sorgfältig hinter ihm verriegelt ward.

Schon Tags darauf fand er Gelegenheit, Minchen das Amulett zu geben. Er traf das holde Mädchen glücklicherweise ganz allein, erschrack aber über ihr bleiches Gesicht und rothgeweinten Augen. Das liebende Paar genoß eine selige Viertelstunde zusammen. Tausend glühende Liebesbetheurungen überströmten ihre Herzen, Minchen schöpfte wieder frischen Muth aus Felirens Erzählung, und belohnte ihn mit dem ersten Kusse von ihren blühenden Lippen. Felix fühlte sich von diesem Augenblick an wie verklärt und zu einem höhern Leben geheiligt. Der Eintritt des Vaters machte dieser himmlischen Scene natürlich ein Ende, doch entgieng ihm bei Tische die Verlegenheit der Liebenden nicht. Nach aufgehobener Tafel, als sich Felix entfernt hatte, nahm er Minchen wieder vor, wiederholte den Antrag des Bibliothekars und die Festsetzung des Verlobungstages und fragte sie, da sie wegen der gestrigen Störung ihre Antwort darauf noch schuldig sey, ob sie etwas dagegen habe? Minchen erwiederte mit scheinbarer Ergebung und niedergeschlagenen Augen, sie sey bereit, Herrn Quirlinger die Hand als Gattin zu reichen, wenn sie sich vom unbescholtenen Charakter desselben erst überzeugt habe. Was Charakter! fuhr der Professor auf — der Herr Bibliothekar hat erst gestern noch den Charakter als geheimer Hofrath erhalten; das ist doch gewiß aller Ehren werth; zudem ist er, seiner wenigen Eigenheiten und seltsamen Aeußerlichkeiten abgerechnet, ein vortrefflicher Mann von den reinsten Sitten!

Gütigster Vater! lispelte Minchen, Sie müssen ja am Besten wissen, mit welchem Gatten Ihr Kind am glücklichsten wird leben können, und dankbar nehme ich den mir von Ihnen Auserkorenen an, vorausgesetzt, daß sich Ihre gute Meinung von ihm bis künftigen Sonntag nicht ändert.

Du bist ein dummes Ding, brummte der Papa — du sollst aber bald selbst durch unwiderlegliche Beweise, so ich dir über Herrn Hofrath Quirlingers Charakter beischaffen werde, von deinen albernen Zweifeln zurückkommen. Hiermit setzte er seine Nachtmütze auf und verschloß sich in sein Studierzimmer, um der Siesta zu pflegen. Minchen küßte das Amulett ihrer guten Tante; in der kleinen Platinakapsel, die an das Band befestigt war, fand sie ein Zettelchen mit den Worten: Sollte nächsten Freitag unsere Sache ungünstig ausfallen — was jedoch nicht zu vermuthen steht — so drücke nur an der Feder am Rande dieser Kapsel und ich werde noch Alles zum Besten zu lenken wissen. Von diesem Augenblick an war Minchen wieder ganz freudig und hoffnungselig und konnte sich nicht genug wieder-

holen: O mein lieber, lieber Felix, wie glücklich werden wir mit einander seyn! Morgens darauf erhielt Felix, der schon seit einem Jahre seine Universitätsstudien absolvirt hatte und nur privatim noch sich zu einer Professur vorbereitete, das Anstellungsdekret als Custos der Bibliothek.

Diese plötzliche Standes-Erhöhung hatte der Glückliche den vereinten Bemühungen und Empfehlungen des Professors und des Bibliothekars zu verdanken. Letzterem war besonders daran gelegen, ihn dadurch in den Stand zu setzen, eine ihm angemessene Wohnung und zwar im Bibliotheksgebäude selbst, die mit dem Custoden-Gehalte verbunden war, zu beziehen, weil er doch mit einiger Eifersucht seinen Aufenthalt unter einem Dache mit Minchen betrachtete.

Jedermann gönnte dem wackern Felix diesen Posten, zu welchem ihn sowohl sein Fleiß und seine Kenntnisse, als auch seine mackellose Aufführung vollkommen berechtigten. Ja, nicht eine Stimme des Neides erhob sich dagegen. Unter dem Verwande dem Professor Benhammer die neugetroffenen Einrichtungen und Verbesserungen auf der Bibliothek zu zeigen, lud ihn Felix auf den nächsten Freitag dorthin ein.

VI.

Der verhängnißvolle Tag erschien. Am Himmel zogen schwere schwarze Gewitterwolken hin, eine schwüle dumpfe Luft brütete über der Stadt. Felix und Herr geheimer Hofrath Quirlinger, der wegen dem drohenden Gewitter in sehr unbehaglicher Stimmung war, sie aber seines künftigen Schwiegervaters wegen unter allerlei lustigen Schwänken und Scherzreden zu bemänteln suchte, führten den Professor überall umher und wiesen ihm die neuen Eintheilungen und Anordnungen, die nach einem trefflichen, von Felix ausgearbeiteten Plane, gemacht worden waren. Als sie an den Schrank der Pergament Codere und Manuscripte kamen, wollte Herr Quirlinger den Professor schnell daran vorbeiführen und bemerkte mit bedeutender Verlegenheit und Angst es sey schon ziemlich spät und er wolle ein anderes Mal ihm diese Schätze aufweisen. Felix aber zog ruhig einen Schlüssel aus der Tasche, schloß auf, und sagte: Lieber Herr Professor und theuerster Gönner, die Bescheidenheit meines hochgeschätzten Vorgesetzten erlaubt ihm nicht, seine Verdienste um die Anordnung und Erhaltung dieses Theiles unserer Büchersammlung Ihnen aufzudecken, erlauben Sie mir dieselben in das rechte Licht zu setzen. Bei diesen Worten drängte Felix den Bibliothekar, der kreischend und schäumend vor Zorn mit funkelnden giftigen Aeuglein sich der Oeffnung des Schrankes widersetzte und mit Macht gegen die Thüre desselben stemmte, mit einem kräftigen Stoße hinweg und bat den Professor, während er den gräulich fluchenden Bibliothekar mit kräftiger Faust hinten am Kragen festhielt, den Inhalt des Kastens zu durchmustern. Höchst erschrocken über Felixens räthselhaftes Betragen gegen seinen Obern, doch voll dunkler banger Ahnung, durchsuchte Herr Benhammer den Schrank, und fand mehrere der kostbarsten Manuscripte und Pergament-Codere, darunter die erwähnte Evangelienharmonie, im traurigsten Zustande. Alle waren benagt, zerfressen, zerrissen, als ob sich ein Dutzend Ratten in die Mahlzeit getheilt hätten. Dieß ist eine von den neuesten, erst gestern durch mich entdeckten Verbesserungen, die der Herr Bibliothekar eingeführt hat, rief Felix, und schüttelte diesen so derb herum, daß er gräßlich aufschrie und Quästor Eiselein todtesbleich hereinstürzte. Mit ihm sprang der Kater Graun zum Saale herein und gewahrte kaum den Bibliothekar als er mit furchtbar geschwollenem Schweife, gesträubten Haaren und gräulichem Gekreisch einen Satz gegen ihn nahm. Dieser, dem es gelungen war, sich von Felixen loszumachen, rannte mit wüthendem Pfeifen und Gequick blitzgeschwind in den Sälen umher, bald über die Gallerien kletternd, bald auf die höchsten Schränke springend, bald in Todesangst an den Wänden hinauf krabselnd. Dem Kater, der immer hinter ihm drein war, gelang es endlich, ihn in eine Ecke zu drängen und ihm auf den Hals zu springen. Unmöglich ist es mir jetzt, sowohl das Wuth- und Siegesgeschrei des Katers Graun, als das Gequick und Gekreisch des geheimen Hofraths zu beschreiben. Der Professor war entsetzt in einen Stuhl gesunken, der Quästor Eiselin hielt sich zitternd an einer Säule fest. Endlich erstarb das Geschrei des Bibliothekars unter fürchterlichen Flüchen und Verwünschungen in ein leises Stöhnen und Todesröcheln, denn beide Vorderpfoten des heroischen Katers saßen tief eingehackt in dessen Halse; noch ein Zucken und ein gräßlicher Pfiff, und entseelt lag am Boden — eine ungeheure Ratte. Neben ihr aber, den Fuß auf die Leiche gestemmt, stand triumphirend der Herr Musiklehrer und erster Contrebaßist des Berliner Orchesters, Herr Balthasar Graun, Felixens ehemaliger Busenfreund. Felix flog taumelnd in die ausgebreiteten Arme des Längstvermißten. Die Ratte wurde in das anatomische Theater gebracht und ausgestellt, der Professor ohnmächtig in sein Haus zurückgetragen, und Quästor Eiselein tanzte wie unsinnig im Saal umher, so daß man für seinen Verstand fürchtete. Die beiden Freunde eilten nun sogleich in die Wohnung des Professors, wo es ihnen bald glückte, ihn wieder zu sich zu bringen und das zum Tod entsetzte Minchen zu beruhigen.

Am Sonntag Abends saßen der Professor, Herr Graun, Felix und Minchen im Kreise um den runden Tisch bei Frau Renata Dornhan, und feierten ein seltenes, kaumgehofftes Familienfest. Dieß bestand nämlich in nichts Geringerem als in der Verlobung des wie ein Engel strahlenden Minchens mit dem überseligen Felix, der schon einstimmig seiner Verdienste um die Bibliothek wegen zum Nachfolger des Herrn Quirlinger bestimmt worden war. Beim Nachtische brachte Frau Renata eine Urne vom herrlichsten Agath als Brautgeschenk, die bis zum Rand mit blitzenden Friedrichsd'oren, wohl zweitausend an der Zahl, gefüllt war. Ich lege hier die Feder nieder, da sie sich zu schwach fühlt, die Wonne dieses Abends zu malen!

Drei Wochen darauf saß Felix, wie jenes Spiegelbild ihm gezeigt hatte, seine Signatur als Bibliothekar in der Tasche, sein holdes Minchen, bräutlich geschmückt, den Myrthenkranz im blonden Haar, am freudeklopfenden Herzen, im Garten der Frau Renata auf der Bank in der Rosenlaube. Arm in Arm geschlungen lauschten hinter dem seligen Paare, Freudenthränen vergießend, der Professor, der biedere Graun und Renata, die nun Minchens und Felixens zweite Mutter geworden war, und künftig das Hauswesen des Professors besorgen wollte. Ihr Leben war künftig das reizendste Feenmährchen und noch viel schöner, als ich es meinen schon zu lange geduldigen Lesern und Leserinnen vorzuplaudern im Stande wäre.

Schweizerbilder.

Der Appenzeller Krieg. *)

In dem nördlichsten Winkel der Schweiz, rings von himmelan sich thürmendem Hochgebirg umschlossen, liegt ein Ländchen, gleich interessant durch Sitteneinfalt, Freiheitsliebe und Tapferkeit seiner Bewohner, wie durch die Wunder einer, vor dem staunenden Auge in ihrer herrlichsten Fülle sich entfaltenden Alpennatur. Vorzugsweise gern weilt darum der Blick der Geschichte auf den Schneegipfeln und Gletschermassen von **Appenzell** unter jener muthigen Bevölkerung, die nur zum Schutze ihrer so kühn errungenen Unabhängigkeit die Waffen ergriff und durch Siegen die Kriegskunst erlernte. Immer wird sie an die glorreichen Namen **Speicher**, **Stoß** und **Wolfshalde** erinnern, wo die Anstrengungen der Äbte von St. Gallen und der Östreicher mit beispiellosem Heldenmuthe zu nichte gemacht wurden; immer wird sie künden wie in nicht vollen fünf Jahren, jene in der glühendsten Begeisterung für Freiheit und Vaterland entflammten Landleute in vier großen Feldschlachten gesiegt, viele Banner erbeutet, fünf Städte und fünfundsechzig Burgen erobert und den Schrecken ihres Namens von den Ufern des Bodensee's bis tief in's Etschthal hinab verbreitet haben. Wenn der Wanderer von St. Gallen aus das Gebirg erklimmt, so ruht sein Blick ringsum auf reichen Alpenweiden mit unzähligen Wohnungen besät. Den Hintergrund senkrecht zum Himmel aufstrebende Felswände und hoch empor, weit über den Gamor und hohen Säntis und ihre Gebirgsbrüder hinaus, strecken die ewigen Eisgletscher ihre starrenden, zackigen Glieder. Von den höchsten Punkten der Appenzeller Berge überschaut das Auge in reizendem Panorama ganz Tyrol und Schwaben und südlich, im Lichte der untergehenden Sonne rosig erglänzend, die große Alpenkette. Appenzell liegt vereinzelt; die Quellen der Thur und die Sargansthäler trennen es von der Adulakette. Vor langen Jahren hatten die Äbte von St. Gallen dieses Land von den fränkischen Königen zum Geschenk erhalten; sie ließen es in ihrem Namen durch einen Vogt verwalten, der die Steuern einzog. Kuno von Stauffen, war ein harter, stolzer Mann, der das arme Hirtenvolk kaum seiner Verachtung würdigte und zu Vögten über es Tyrannen gesetzt hatte, deren Druck von Tag zu Tag unerträglicher wurde. Einst fiel es dem Vogt auf der Burg Schwändi ein, die unentbehrlichsten, ja die einzigen Lebensmittel des gemeinen Mannes, Butter, Milch und Käse mit einer schweren Abgabe zu belegen und wer sich sie zu entrichten weigerte, auf den hetzte der Wütherich zwei riesige Hunde los die ihn überall hinbegleiteten. Dieser Unhold trieb die Geldgier so weit, daß er die Gräber öffnen ließ um die Leichen ihrer Gewänder zu berauben. Da verabredeten die Dörfer in Appenzell ein heimliches Bündniß unter einander und bemächtigten sich an dem zum Ausbruche festgesetzten Tage, aller Burgen im Lande deren Herren dem Sturme der tobenden Volksleidenschaft durch schnelle Flucht zuvorgekommen waren. Aber auch der Abt von St. Gallen war dem schwäbischen Städtebund beigetreten; dieser sandte Abgeordnete den Unterthanenstreit gütlich beizulegen. Die Appenzeller verlangten die von dem Abte zu ernennenden Obrigkeiten künftighin selbst vorschlagen zu dürfen, welche bescheidene Bitte ihnen die Abgeordneten geradezu abschlugen; sie verwarfen den Freiheitsbund und trösteten die Landleute mit den zweideutigen Worten: der Abt und seine Amtleute würden von nun an mit der größten Mäßigung regieren. Auch die Stadt St. Gallen,

*) Wir erinnern unsre Leser hiebei an „die Appenzeller“ von **Gustav Schwab**, welcher diesen Krieg in neun herrlichen Romanzen besingt.
D. Red.

der Kuno das feierliche Versprechen gegeben hatte, ihr noch größere und ausgedehntere Rechte und Freiheiten zu ertheilen, beklagte sich bitter über ihn. In dem mit Abgaben und Steuern schwer gedrückten Wyl brach ein neuer Aufstand los, zu Bernhardzell, Wyttenbach und Waldkirch gährte es nicht minder. Jezt endlich giengen dem Abte die Augen auf und er verstund sich zu Einigem hinsichtlich der Stadt St. Gallen wiewohl höchst ungern und mit dem festen Entschlusse dasselbe bei erster günstiger Gelegenheit wieder zurückzunehmen. Aber den Klagen der Appenzeller blieb sein Ohr nach wie vor verschlossen und er ließ ihre um Gehör bittenden Abgeordneten nicht einmal vor sich. Als nun die Appenzeller sahen, daß er dem ungeachtet nicht zum Krieg rüstete, faßten sie Argwohn er erwarte vielleicht irgend eine mächtige Hilfe und griffen, um einem möglichen Überfalle vorzubeugen, zu den Waffen, die mit ihnen verbundete Stadt davon benachrichtigend; diese erließ eine energische Erklärung an den Abt, worauf Kuno statt aller Anwort seinen Siz nach Wyl verlegte; aller Gottesdienst ward auf das strengste untersagt und nur ein einziger Mönch blieb in St. Gallen zurück. Die zehn im Bund mit dem Abt stehenden Städte boten ihre Vermittlung an und wählten zum Schiedsrichter den ehemaligen Bürgermeister von Ulm, Johann Ströhlin, der durch seine Erklärung: der Bund der Appenzeller mit St. Gallen seye ungültig und nichtig, den Krieg vollends unvermeidbar machte; denn kaum war dieser Ausspruch in Appenzell bekannt geworden, als die Entrüstung auf den höchsten Gipfel stieg. Sogleich wurden Eilboten in alle Nachbarkantone gesandt, schleunige Hilfe zu erflehen; aber nur zwei nahmen den Bund an. Glaris ließ öffentlich ausrufen, jeder Freiheitsfreund könne ungehindert und unbeschadet seiner Rechte den bedrängten Brüdern in Appenzell zu Hilfe ziehen. Zweihundert Männer meldeten sich und eilten über's Gebirg. Schwyz nahm Appenzell in sein Landrecht auf und sandte zwei seiner Mitbürger, Peter Löri und Werner Amsel, ersterer um die Vaterlandskämpfer anzuführen, leztern um die Stelle eines Landamman's zu versehen.

Jezt beschloß der Städtebund mit einem Schlage zermalmend über die rebellischen Bauern herzufallen und sie zum Gehorsam zurückzuzwingen. Anfangs Mai 1403 machten sich Zuzüge aus Constanz, Überlingen, Ravensburg, Wangen, Buchhorn und Lindau auf; St. Gallen trat ihnen bei. Bald hatten die Appenzeller Gränzwachen, in den Hohlwegen und Schluchten verborgen, ihre Nähe erspäht und von den Felsplatten herab das Zeichen zur Vertheidigung der Landesgränze gegeben. In allen Gauen ertönte der feierlich-ernste Schall der Sturmglocke und rief die Jünglinge und die Männer zum Streit herbei, denn es galt ja den ersten kühnen Heldenkampf um die junge Freiheit. Bald standen sie, 2000 an der Zahl, vereint beisammen, unter den Befehlen des Feldhauptmann's Jakob Hartsch und zogen nach empfangenem Segen der Weiber und Greise hinaus zum Vöglinseck, beim Dorfe Spricher, auf dem Wege nach St. Gallen, wo sie eine feste Stellung nahmen. Der Berghang ist zwar dort nicht sehr steil, aber ein langer Hohlweg, rings von Wald umgeben, und darum, auch für wenige tapfere Männer nur, leicht zu vertheidigen, bildet von dieser Seite her den Schlüssel zu Appenzell. Während am 15. Mai der Feind in der Abtei und bei den Bürgern in der Stadt übernachtete, traf das kleine Heldenhäuflein Vertheidigungsanstalten, wie man sie bei seiner gänzlichen Unkunde der Kriegskunst nicht leicht erwarten durfte.

Beim ersten Strahl der Morgenröthe zog die feindliche Reiterei aus den Thoren von St. Gallen; 5000 Mann Fußvolk folgten. Als der unübersehbare Zug vor dem Hohlweg anlangte, blieben die 1200 Glarner und 300 Schwyzer still im Walde liegen. Am Eingang des Passes, auf einer Felshöhe, standen 60 Appenzeller, die der Feind für eine Hochwacht hielt. Diese Tapfern griffen die Reiterei ungestüm an, indeß im gleichen Augenblicke, der Hinterhalt der Glarner und Schwyzer aus dem Wald herbeistürzte und mit beispiellosem Muthe in die dichten Reihen des Fußvolks einfiel, das beim Anblick der drohenden Gefahr seine Anstrengungen verdoppelte um den Durchgang zu erzwingen und sobald wie möglich aus dem Engpasse herauszukommen. Da erschien plözlich unter lautem Kriegsgeschrei der Haupthaufe der Appenzeller, der sich bisher hinter den Anhöhen verborgen gehalten hatte. In der Unmöglichkeit sich gehörig zu entwickeln, wich die Reiterei auf ihr Fußvolk zurück und ein Mißverständniß mehrte noch die Verwirrung: die Führer wollten nämlich den Kampf auf einen günstigern Boden, hoffend die siegtrunkenen Appenzeller würden nicht ermangeln sie zu verfolgen. Der Befehl: Zurück! zurück! erscholl durch die feindlichen Reihen; aber die rückgängige Bewegung wurde für Flucht gehalten; ein Krieger drängte den andern und die Schweizer wußten diesen entscheidenden Moment auf das Geschickteste zu benutzen, um tödtend und verwundend bis mitten in die feindlichen Heersäulen einzudringen. Die beiden Bürgermeister von St. Gallen kamen um; der ganze Hohlweg war mit Leichen angefüllt; 4 Banner und über 600 Rüstungen blieben in der Gewalt der Sieger. Sie sanken betend auf ihre Kniee und dankten Gott, daß er ihr erstes Unternehmen für das Vaterland, fast ohne Verlust für sie, mit Sieg gekrönt habe.

Der Abt verzichtete jedoch, dieser harten Lehre ungeachtet,

noch nicht auf sein Vorhaben und wendete sich an den Herzog von Oestreich, Friedrich, der eben zu Innspruck sein Hoflager hielt. Dort stellte er ihm vor, wie Appenzell bald eine zweite Schweiz seyn werde und wie es um den Adel geschehen sey, wenn man das Uebel nicht in seiner Wurzel ersticke, und wußte ihn so geschickt für sich zu gewinnen, daß der Krieg auf's Neue beschlossen wurde. Nur ein edeldenkender Herr wagte es, sich von dem Bunde der Großen loszusagen: Rudolf von Werdenberg-Montfort, zubenannt »mit dem schwarzen Banner.« Er kam nach Appenzell, ließ das Volk versammeln und redete es also an: »Freunde, ich bin Euch längst genugsam bekannt; aus dem Geschlechte der Edlen von Montfort entsprossen, stehe ich an ausgezeichneter Geburt hinter Keinem zurück, ihr wißt es Alle. Aber gibt es ein edleres Gut denn das unschätzbare Gut der Freiheit? Die Stürme längst vergangener Zeiten haben Auszeichnungen und Standesverschiedenheiten unter den Menschen hervorgebracht, eure Hand wird aber das Unrecht verflossener Jahrhunderte zu rächen und zu tilgen wissen. Tapfere wie ich und ihr, sind Brüder und ständen sie einander an Geburt auch noch so fern. Meine Vorfahren und ich haben den Herzögen treu und redlich gedient und zum Lohn dieser treuen Dienste hat uns das unersättliche Oestreich alle Güter weggenommen. Freunde, Brüder, es ist Kunde zu meinem Ohr gelangt, der Herzog rüste im Tyrol und habe Böses wider Euch im Sinn. Unterdrückte müssen sich für die gemeinschaftliche Sache eng verbinden; traut auf mich, Montfort hat noch Niemand hintergangen: zwar kann ich Euch nur meinen Arm und mein gutes Schwert leihen, aber wo es darauf ankommen wird eure Unabhängigkeit zu wahren, da werd' ich's zu führen wissen, als wär' ich der Euern Einer.« Als nun die Appenzeller sahen wie unerschütterlich fest sein hochherziger Entschluß stand, nahmen sie ihn gern auf, denn sie wußten gar wohl, welch ein tapferer und weiser Mann er war. Ein gegenseitig geleisteter Schwur besiegelte den Freundschaftsbund. Der Graf legte seine glänzende Rüstung ab und zog einen leinenen Kittel an gleich den andern Hirten. Die Appenzeller ernannten ihn zu ihrem Feldhauptmann und jeder Krieger ehrte ihn als seinen Vater. Mit rastloser Thätigkeit wurde an den Verschanzungen rings um das Land gearbeitet und der Bund mit St. Gallen erneut. Alles lebte in der vollkommensten Sicherheit und während nun auch der Herzog sonder Hehl seine Kriegsrüstungen im Tyrol auf's eifrigste betrieb, grasten die Heerden der Appenzeller friedlich auf ihren Alpenweiden.

Zu Anfang Juni's überschritten die Kriegsvölker Friedrichs den Arlenberg und zogen gen Arbon, ihrem gemeinschaftlichen Vereinigungspunkte. Hier fanden sich nach und nach nebst andern berühmten Herren und Rittern ein: der Graf von Lupfen, der Graf von Montfort, Herr zu Brienz und Kyburg, Hartmann, Graf von Thierstein, der Markgraf von Baden, Hochberg, Marquard, Bischof zu Konstanz, Kuno, Abt zu St. Gallen. Der Haupthaufe zog am Rhein hinauf. Die Feinde gedachten das Land beim Dörfchen Gais zu überfallen, während alle Streitkräfte Appenzells die Gränzen am Speicher hüteten. Bald wurde ihnen aber der ganze Plan der Oestreicher verrathen; überall flehte man um Sieg für die Sache der Freiheit. Am Fronleichnams-Tage war der Himmel mit schwarzen Gewitterwolken bedeckt und der Regen stürzte in Strömen nieder. Die Oestreicher zogen über Altstetten heran, ohne Widerstand bis an die Gränzscheiden. Zweihundert Armbrustschützen eröffneten sich mittelst eines dichten Pfeilhagels einen Durchweg durch die Verschanzungen und gelangten unangefochten bis zum Stoß. Der unaufhaltsam niederprasselnde Regen hatte den Rasen sehr schlüpfrig gemacht. Plötzlich erschienen auf der Anhöhe 400 Männer aus Appenzell nebst einigen Schwyzern und Glarnern, riesige Felsblöcke auf den dichten Knäul der Feindesschaaren im Thal niederrollend. Demungeachtet fuhren die Oestreicher fort muthig den Berg hinanzuklimmen: da zeigte sich auch einmal der Haupthaufe der Appenzeller und stürmte unter wildem Kriegsgeschrei auf die 200 Schützen der Vorhut herein, die sich ihrer durch den Regen schlaff gezogenen Armbrüste gar nicht bedienen konnten. Ein Beispiel seltener Unerschrockenheit, wie es nur die Geschichte der helvetischen Befreiungskämpfe aufzuweisen hat, darf nicht übergangen werden: Ein wack'rer Held, Uly Rotach, hielt an einen Stall gelehnt allein zwölf Feinden Stand, tödtete fünf derselben und stürzte sich, da die Andern den Stall in Brand steckten, in die Flammen, damit sich Keiner rühmen könne, ihn besiegt zu haben. Graf Rudolf, baarfuß gleich den Andern, um den schlüpfrigen Rasen fester zu betreten, kämpfte mit löwenmüthiger Tapferkeit an der Spitze der Appenzeller. Während sie von vorn herein auf den Feind losdrangen, glaubte sich dieser auch in der Seite und im Rücken angegriffen. Die Weiber und Töchter der Appenzeller, weiß gekleidet, waren nämlich auf den Höhen erschienen, um dem Gefecht beizuwohnen und die leinenen Hirtenhemden, die sie über ihre Kleider angezogen hatten, machten die Oestreicher glauben, es seyen Krieger. Jetzt wurde der Anfangs geregelte Kampf zum mörderischen Handgemenge, Mann gegen Mann. Der Schultheiß von Winterthur fiel mit 93 der Seinen. Fast eben so viele Bürger von Feldkirch kamen um. Der Leichen wälzende Bergstrom brachte die blutige Kunde von den Heldenthaten der Gebirgsleute hinab in's Thal. Das helvetische Schwert konnte um so ungestörter in [illegible] Schaaren

müßen, da die Verschanzungen der Flucht ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzten. Nachdem die wenigen Trümmer des stolzen Heeres sich endlich mit großer Mühe ins Rheinthal hinabgerettet hatten, fielen die Appenzeller nieder und beteten dankend: »Gott hat mit uns gestritten und uns den Regen des Himmels gegeben!«

(Der Schluß folgt.)

Kleine Chronik.

— Unser vaterländischer Sänger Daniel Hirtz hat wieder eine neue liebliche Kindererzählung »der Odilienberg« herausgegeben, die sich gewiß, so wie sein »Jacobstag,« recht viele Freunde erwerben wird. Wir empfehlen sie allen Kindern und kindlich Gesinnten.

— Beim Verleger der Erwinia erscheinen in einigen Wochen neue Dichtungen von Harro Harring: Furien betitelt. Es sind schmerzhafte Klänge, oft voll hoher Poesie und Wahrheit, oft wild schreiend in Sturmakkorden. Der unglückliche Verbannte lebt in diesem Augenblicke in St. Héliers, auf der Insel Jersey.

— Von des bekannten Dichters F. W. Rogge's Gedichten ist bei Brockhaus bereits die dritte Auflage erschienen.

— Von Alexandre Dumas Impressions de voyage kömmt schon die vierte Auflage heraus. Ein neues Drama von demselben Verfasser: »der Adept« ist angekündigt.

— August Lewald macht, in der Europa, auf ein neues vorzügliches Trauerspiel »Richard Savage oder der Sohn einer Mutter« von Leonhard Falk aufmerksam. »Seit langer Zeit, sagt er, hat mich kein Drama so wie dieses ergriffen, in Erstaunen gesetzt. Hier ist Erfindung, Scenenwechsel, Situation, eine Fülle von Geist und Witz und feinster Menschenkenntniß, eine Sprache endlich, die an Lessing mächtig erinnert, und seit ihm nicht wieder auf dem Theater gehört wurde.« Gewiß ist ein solches Urtheil von einem der ersten Dramaturgen Deutschlands, bei der Masse des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen, welches heuer zu Tage gefördert wird, höchst erfreulich!

Räthsel.

Suchst du mich? — Noch lebt ich nie,
Und werde nimmer leben,
Des Menschen reichste Phantasie
Hat mich der Welt gegeben,
Und manches Künstlers Meisterschaft
Ist schon an meinem Bild erschlafft.

Anthusa's *) Volk in grauer Zeit
Und wo die Inselreihen
Cironion in's Meer gestreut, **)
Wo Berge Flammen speien,
Brach zu den Göttern mir die Bahn,
Jetzt bin ich todt, weil todt der Wahn. —

Doch leb' ich noch, als ew'ger Strahl,
Im höchsten Schönheitsglanze,
Ein funkelnd Licht im Himmelssaal,
Die Perl im Perlenkranze;
Im Frühjahr nach des Abends Grau,
Im Spätjahr vor des Morgens Thau.

Ferd. Aug. Oldenburg.

Auflösung der Charade in Nro. 15: Pulverthurm.

*) Anthusa, geheimer Name Roms.
**) Cykladen und Sporaden.

Zweites Verzeichniß der milden Beiträge für den unglücklichen Anton Schlude. *)

	Fr.	C.
Hr. Daniel Hirtz	2	—
— J. F. D. Ammel.	2	75
Familie Cyth.	5	—
Eine Ungenannte	3	25
Anonyme	2	—
Pfr. Kunlin, in Buchsweiler	1	—
Mlle Müntz, daselbst	—	50
	16	50
Betrag der frühern Gaben . . .	62	—
Zusammen . . .	78	50

*) Beim Verleger der »Erwinia« ist zu haben:

Anton Schlude,

nach und nach

Gänsehirt, Spielmann, Maulwurfsfänger und Nachtwächter, halbblind, taub und — Dichter.

Eine biographische Skizze nebst einer Auswahl von dessen Gedichten, zum Besten des Unglücklichen herausgegeben von August Schnezler.

Preis: 75 Centimes.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 18.

Samstag, den 4. Mai 1839.

Scenen aus dem Drama: Der Tanhauser.

Von August [illegible].

Lied des Gärtners.

[illegible]

Nicht glauben müßt ihr an die Ammenmähre:
Die alten Götter seyen alle todt:
Sie wehn um die zerfallenen Altäre
Noch oft im Morgenroth und Abendroth.

Doch, statt auf dem Olympus, wohnen sie
Tief in der [illegible] Hallen,
Von ferne hört man oft die Harmonie
Aus ihren Festen im Gebirg erschallen.

In einem Berg, da ist der Venus Reich,
Doch die den Eingang finden, wehe denen!
Verführerische Lieder locken gleich
Unwiderstehlich sie hinein voll Sehnen.

Doch wer darin ist, kehrt nicht mehr zurück,
Nie mehr zurück an's goldne Licht der Sonne.
Wohl schmeichelt Anfangs allen Lebensglück
Den trunkenen Sinnen, alle Liebeswonne.

Im Winde wiegen sich die Wälder alle,
Die Palmenwipfel im saphirnen Blau,
Die Quellen rieseln, [illegible] Krystalle,
Auf Demantkieseln durch die Wiesenau.

Die Flüsse fließen in Melodien brausend
Herunter von smaragdenem Gestein,
Aus den marmornen Brunnen [illegible]
[illegible] von dem feinsten Wein.

[illegible]
Tief in das wundervolle Labyrinth,
[illegible]
[illegible]

Sie laden dort in Gold und Silberschaalen
Die Früchte aller Zonen zum Genuß,
[illegible]
[illegible]

Die Luft erklingt von [illegible] Tönen,
Durch alle Räume süße Düfte wehn,
[illegible]
[illegible]

Das Herz, bestrickt von namenlosen Wonnen,
[illegible]
Im Liebesrausch vor ihm die Welt zerronnen,
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

So schwinden Tage, Wochen, Monden, Jahre,
Dem Glücklichen in ununterbrochner Lust,
Doch es verliert sogar das Wunderbare
Zuletzt den Reiz in jeder Menschenbrust.

Kein Mensch vermag endloses Glück zu tragen,
Er bleibt vom Schmerz noch eher ungebeugt,
Und zum Genuß sowohl als zum Entsagen,
Zum steten Wechsel sind wir ja gezeugt.

So sehnet sich der müde Sohn der Erde
Zuletzt doch wieder aus des Berges Pracht,
Gern will er dulden jegliche Beschwerde,
Wenn ihm nur wieder jene Sonne lacht.

Wenn ihm nur wieder jene Lüfte wehen,
Die, wenn oft rauh, doch nicht bethörend sind,
Wenn er nur darf die alte Heimath sehen,
Wo er so selig war als spielend Kind.

Er will ja draußen gern als Bettler leben,
Wenn er nur wie die Andern sterben kann,
Hier muß er vor der Ewigkeit erbeben,
Stets festgehalten in der Liebe Bann.

Doch alle seine Bitten sind vergebens,
Die Göttin Venus läßt ihn nimmer los,
So wird ihm nun der Glanz des Götterlebens
Zur Höllenqual in jenes Berges Schooß.

Vor jenem Eingang steht noch zur Warnung
Schon längst Herr Eckart, der getreue Greis,
Und wehret mit weißem Stab vor der Umgarnung
Die Menschen ab in diesem Zauberkreis.

Wald mit einer Hütte.

Jakob, der Holzhauer, spaltet Holz und singt.

Du edles Holz,
Des Waldes Stolz,
Auch du bist nun gefallen,
Ich halte dich,
Ich spalte dich
Daß es im Wald thut schallen,
Ja schallen.

Du warst die schönste Eiche
Im ganzen Forstrevier,
Nun liegst du, eine Leiche,
Zu meinen Füßen hier,
Dahin ist deine Zier.
Du edles Holz,
Des Waldes Stolz,
So geht es auf der Erden,
Was sich erhebt,
Zum Höchsten strebt,
Das muß erniedrigt werden,
Ja werden.

Rudolf, der Jäger, kommt.

Ei, guten Morgen Jakob. Schon früh daran! Wie schade für den schönen Baum! Wie viel Klafter Brennholz mag der geben?

Jakob. Viel! Der Stamm kommt auf die Sägemühl, gibt prächtige Bretter, vielleicht wird ein Schiff daraus. Solch einem Burschen träumt's gewiß nicht, wenn er so viel Jahre fest eingewurzelt im Boden stand, daß er noch Reisen machen muß, am End' gar in's weite Meer.

Rudolf. So was kann auch unser Einem leicht einmal geschehn. Wer weiß, wo wir noch hin verschlagen werden. Wir sind zwar auch gleichsam eingewurzelt hier in unsern Wäldern, haben Weib und Kinderchen, die uns umranken wie Epheu, aber auch wir stehn nicht fest, eine höhere Hand kann uns dem Heimathboden entreißen und weit, weit in fremd Land entführen, absonderlich wenn's Krieg gäbe.

Jakob. Habt Ihr auch was davon gehört? Meint Ihr, wir bekommen Krieg? Es gehn allerhand Gerüchte herum. Der Herzog von Burgund soll nit gut stehn mit unserm allergnädigsten Kaiser.

Rudolf. Krieg, oder sonst was Schlimmes, Pestilenz, Überschwemmung, Dürre, Hungersnoth! die Leute sprechen auch viel vom Cometenstern, der sich jetzt am Himmel zeigt. Wolle uns der Herr bewahren vor allem Übel. Alles liegt in seiner Hand, der Comet macht's nit aus.

Jakob. Nein, aber ein Zeichen mag er doch seyn, das Gott her gesandt, um zu warnen; er stellt die Zuchtruthe des Herrn vor.

Rudolf. Ja, die Menschen sind freilich schlimm geworden. Wenn ich zuweilen aus meinen stillen grünen Wäldern hinaus in die Welt blicke, da seh' ich nichts als Streit und Zwietracht, Lärm, Verwirrung, Unzucht und Bosheit.

Jakob. Ihr habt Recht; und dann sehnt man sich wieder herzlich zurück in diesen Frieden. Ei, sieh! da kommt Peter; guten Morgen, alter Fuchs! Auch wieder hervorgekrochen aus deinem Bau?

Peter, der Bergmann, kommt.

Guten Morgen, guten Morgen! Nein, ich will eben an die Arbeit gehn. Ihr habt's doch besser als wir armen Maulwürfe. Ihr dürft athmen die frische Luft unter den grünen Blättern bei eurem Geschäft, aber wir müssen Staub und böse Dünste trinken in unsern Stollen; im schaurigen Dunkel ziehn sich unsre Pfade, daneben klaffen Abgründe, woraus giftige Schwaden steigen; wir scheuen uns vor dem Hall unsrer eigenen Stimmen. Und jetzt ist's gar schauerlich seit einiger Zeit.

Jakob und Rudolf. Wie so, Peter?

Peter. Habt Ihr nichts vernommen von dem Getös und Lärmen, das durch die Gebirge schallt? Oft hört man im Berg tief unten fernher Jauchzen und Musiziren, als ob irgendwo Hochzeit wär'; wiederum rollt es wie unterirdischer Donner von Gang zu Gang, dann tönt es wieder so lieblich und lockend, wie Citherklang und Weibergesang.

Rudolf. Ist es also doch wahr? Das hab' ich auch gehört und mehr noch. Ein Pilger soll kommen seyn aus fremden Landen; der sieht aus wie ein Mann aus alten Zeiten, sein Kleid ist, wie man's vor 300 Jahren trug; er hat einen langen Bart und Gesichtszüge wie ein verwitterter Stein, doch blickt sein Auge mild und freundlich, und seine Stimme tönt sanft, wiewohl traurig manchmal.

Peter. Ja, es heißt, das sey ein Abgesandter des Bösen; sein Auftrag, sey die Leute zu verführen, in einen Berg sie zu verlocken, worin sich die heidnische Göttin Venus mit ihren Teufelinnen aufhalten soll. Er soll die Männer verlocken aus dem Schooß der christlichen Kirche zu Wollust und herrlich Leben.

Jakob. Wo liegt denn der Berg. Dort muß eine gar lustige Gegend seyn?

Peter. Ja das weiß ich nicht, glaub' auch das Geschwätz nicht alles. In meine Teufen kommt mir gewiß kein Teufelchen; ich wollt' ihn jagen.

Rudolf. Sprecht nicht so vermessen. Wer kann wissen, was zwischen Himmel und Erde für Wesen ihr Leben treiben? Große Geister mag es zwar wenig mehr heutzutage geben, aber desto mehr kleine, und das sind die bösartigsten. Nein, Scherz bei Seite! auch ich hab' oft gehorcht, wenn ich Abends durch den Wald heimgieng, auf einmal hör' ich von ferne den Ton eines Jagdhornes, bald näher, bald weiter; das klingt so schaurig süß und lieblich traurig, daß mir die Augen übergehn und ich den Tönen folgen muß; und wenn ich glaube nahe nah' gekommen zu seyn, dann ist Alles wieder auf einmal still, und ich bin verirrt in der tiefsten Wildniß.

Jakob. Gestern Abends — die Sonne gieng eben hinter dem Wald unter, die Büsche und Bäume waren ganz roth und feurig geworden und die Stämme und Zweige glitzerten wie eitel Gold, — da sitzt auf einem Baum ein Vogel, wie ich noch keinen gesehn, mit blauen und silbernen Federn, und hub an zu singen, das klang wie Flötenton; mir ward ganz wunderlich zu Muth, ich rief meiner Frau, die gerad' in der Näh' war, aber als sie kam, da flog der fremde Vogel fort.

Rudolf. Das sind seltsame Geschichten. Ei was, thu' nur Jeder, was recht ist; dann braucht er sich nicht zu fürchten. Aber das Waldhorn möcht' ich doch gar zu gern wieder einmal hören.

Jakob. Und ich den blauen Vogel wiedersehn.

Peter. Vielleicht bekommen wir noch mehr zu sehn, als uns lieb ist. Doch es ist Zeit, daß ich wieder an meine Arbeit geh'. Guten Morgen, liebe Freunde.

Jakob. Ade! nicht zu fleißig.

Rudolf. Ich will jetzt auch gehn und nach meinen Fallen und Netzen gucken.

Jakob. Nun, gebt nur Acht, daß Ihr selbst in kein Netz fallt. Hütet Euch vor den wilden Jägerinnen!

Rudolf. Sorgt nicht! mein Gewehr ist gut und sicher. Nun, lebe wohl!

Jakob. Waidmannsheil!

Rudolf, geht ab singend.

Hör' ich ein Waldhorn klingen
  Durch das Gebirge hin,
Ich zög' dann so gerne
  Wohl in die blaue Ferne
Zu einer Jägerin.

Im grünen Tannenwalde
  Da steht des Försters Haus,
Im grünen Wald verborgen,
  Da schaut am frühen Morgen
Das Töchterlein heraus.

Der Vater und die Tochter
  Die machen Alles wund,
Der Vater schießt die Hirschlein,
  Die Tochter trifft die Bürschlein
Tief in des Herzens Grund!

Jakob. Jetzt will ich zum Frühstück, und mich dann wieder an meinen Baum machen. Vergebens [illegible] die grünen Baumkronen nach mir aus, sie müssen doch herunter! [illegible]

Deltienne's Abentheuer.

Leonhard Deltienne lebte zu Paris um das Jahr 1780. Dieser mit musikalischen Talenten reich begabte junge Mann besaß, außer einer bewundernden Stimme, auch die Kunst seine Arien und Gesänge selbst zu componiren und alle Instrumente zu spielen. Sein Lieblingsinstrument war die Violine; auf welcher er seine Kunst am ausgezeichnetsten entfaltete [illegible]. Fügen wir diesem noch bei, daß Deltienne fünfundzwanzig Jahre zählte, wohlgeformt, von hübscher, ausdrucksvoller und einnehmender Figur war, so wird sich leicht begreifen, warum er der gefeierte Künstler seiner Zeit war und besonders in der eleganten Frauenwelt Glück machte.

Ein Concert bei der Fürstin Guemenée gegeben, [illegible] eine Wetterwolke an Deltienne's Horizont auf, und zwar zu einer Zeit, wo er die höchste Stufe irdischen Glückes zu erreichen hoffte. Im Saal der Fürstin bemerkte er nämlich unter seinen entzückten Zuhörern eine weibliche Gestalt, deren Reize diesmal mehr in ihm erweckten, als jener allgemeine Eroberungstaumel ihm bisher gewährt hatte. Auf seine Erkundigungen nach der Dame vernahm er, daß sie Gräfin von Baldberg heiße und dem Berliner Hof angehöre, daß sie seit Kurzem Wittwe sey, und ein ungeheures Vermögen besitze. Deltienne, der in Betreff der Galanterie, in den Pariser Sälen [illegible] noch nie ein Hinderniß gefunden hatte, trug keinen Augenblick Bedenken, sein Glück zu wagen. Die Nähe der Gräfin ward ihm unentbehrlich; Blick und Worte mußten sie die Stimmung seines Herzens errathen lassen. Doch fand er zu seinem großen Erstaunen, daß seine Angriffe mit einer Kälte empfangen wurden, die dem Manne einer andern Zeit als dem eines Künstlers merken lassen sollte, daß man ihn nicht verstand oder nicht verstehen wollte.

Deltienne, langen Schmachtens ungewohnt, entschloß sich das Abentheuer mit einem Sturm zu endigen. Ein Billet, welches seine Liebeserklärung kurz und bestimmt malte, wurde der Gräfin beim Ausgang des Theaters unbemerkt beigebracht. Am folgenden Abend war außergewöhnliche Vorstellung in der italienischen Oper. Deltienne, der Loge der Gräfin gegenüber, in der Stellung eines Menschen, der eines günstigen Zeichens gewärtig ist, harrte vergebens auf das Glück eines einzigen Blickes. Ziemlich verstimmt spazierte er im Zwischenakt mit einigen Freunden im Corridor. Plötzlich sieht er, seinen Freund auf ihn zugehend, nicht seine Gräfin, aber dieser Gräfin hochstämmigen Bedienten in [illegible], der, Hut auf dem Kopf, ihm verständlich bedeutete, daß die Frau Gräfin von Baldberg ihn wissen lasse, er sey ein Unverschämter.

Das war nun freilich unerwartet! Das war eine Antwort, die, mochte auch Deltienne's Mißgriff noch so strafbar gewesen seyn, der Würde der Gräfin nicht angemessen war. Kurz, der arme Deltienne war vernichtet. Betrogen in seinen süßesten Hoffnungen, öffentlich beschimpft, ohne sich rächen zu können; was konnte seinem Schmerze gleichen, was in seiner Lage ihm [illegible] seyn?

Eine Reise schien ihm das einzige Heil- und Zerstreuungsmittel, was er auch sogleich versuchte. Sein musikalischer Ruhm war ihm überall vorangegangen, und so glich seine Reise nach Europa's Hauptstädten einem Triumphzuge.

In Berlin ward er auf's Glänzendste empfangen. Der große Friedrich, entzückt bei den Tönen des französischen Meisters, hatte ihn nicht nur mit allerhöchst eigenen Siegerhänden applaudirt, er gab ihm seinen Eintritt am Hofe, und somit war er wieder der gefeierte Held königlicher Abendzirkel. Deltienne hatte in der schönen Berlinerwelt reichlich wieder gefunden, was er in Frankreichs Hauptstadt gelassen; und hätte seine frühere unglückliche Liebe nicht allzutief in seinem Innern gewurzelt, er würde manche Gelegenheit zu süßem sichern Glücke haben benutzen können, denn der grausame Stolz der Gräfin von Baldberg war nicht von allen Berliner Damen getheilt.

Die Gräfin befand sich seit einigen Tagen wieder in Berlin. Deltienne [illegible]. Er sah sich zwar seinem verlorenen Himmel wieder genähert, fühlte aber zugleich auch, daß sein neuerer Himmel durch viele Bewölkung sich trüben werde. In allen Hofzirkeln traf er die Gräfin, zwang sich zu einem [illegible] Zurückhalten, welches Vorhaben jedoch in Blick und Worten immer scheiterte, während der Gräfin Haltung gegen ihn unveränderlich die alte blieb.

Müde, einen Kampf zu kämpfen, der ihm keinen Sieg verhieß, und endlich vollends niedergedonnert durch das Vernehmen, daß der König der Gräfin einen seiner Offiziere zum Gemahl bestimmt habe, entschloß sich Deltienne den dringenden Bitten seiner alten Freunde Gehör zu geben und wieder nach Paris zurückzukehren.

Er bat um eine Abschiedsaudienz beim König.

«Sie wollen uns verlassen?» fragte Friedrich; «ist es Ihnen nicht gut hier?»

«O Sire!» erwiederte Deltienne, «nie werde ich die unschätzbare Güte Ihrer Majestät vergessen. Aber das Vaterland, meine Familie, meine Freunde verlangen mich. Und, setzte er hinzu, Sie wissen, Sire, den Künstlern wie den Helden, kann nichts das Vaterland ersetzen.»

»Das sind schöne Worte, allenfalls zu Voltaire's Tragödien passend,« sagte der König; »aber unter uns sollte eine andere Sprache gelten. Ich hoffte Sie würden mir bleiben, denn ich schätze Ihr Talent. Kann Ihnen Paris wohl mehr als eine Stelle mit lebenslänglichem Gehalt anbieten?«

»Sire, ich kann nicht.«

»Auch nicht wenn ich Sie zu bleiben bitte?«

»O, daß ich so viel Huldbeweisen widerstehen muß!«

»Und wenn ich Sie gewaltsam zurückhielte?«

»Für das Gegentheil bürgt mir die Gerechtigkeitsliebe Ihrer Majestät.«

»Trauen Sie nicht.«

»Ich vertraue meinem Genius.«

»Das wird sich finden.«

Die letzten Worte des Königs waren von einem Tone begleitet, der von ziemlich drohender Bedeutung war; weshalb auch Delionne seine Abreise schon auf den folgenden Tag festsetzte. Die Vorsicht gebot ihm zwar seinen Entschluß geheim zu halten; doch konnte er dem Gedanken nicht widerstehen, von dem so schlimmen Gegenstand seines Leidens ein Lebewohl zu nehmen. Er schrieb an die Gräfin und malte ihr leidenschaftlich und wahrgefühlt das ganze Peinliche seines Herzens.

Kaum war dieser Brief besorgt, so erhielt er von seinen Berliner Kunstgenossen eine Einladung zu einem Abschiedsmahl. Delionne, der in seiner Lage einer Zerstreuung bedurfte, ermangelte nicht sich einzustellen, und stimmte freudig mit Glas und Wort in die Freude der Freunde. Toaste wurden der Freundschaft, den Künsten, dem Gott der Musik, Frankreich und Preußen gebracht. Fleißig giengen die Flaschen in der Runde und Meister war, wer die meisten leerte. Plötzlich fingen Delionne's Blicke an sich zu umwölken, sein Haupt zu wanken und ..... als er am folgenden Morgen erwachte, stand ein preußischer Korporal vor seinem Bette, der ihm eine Musikantenuniform entgegenhielt.

»Was soll das?« rief Delionne befremdet.

»Das soll nichts,« erwiederte der Korporal, »aber Sie, als Querpfeifer in der Musik des dritten Infanterieregiments, sollen das anziehen.«

»Ein unerhörter Spaß! Wer glaubt mir diesen angethan machen zu können?« schrie Delionne.

»Das hat vermuthlich Einer gethan, der stärker war als Sie. Der Wein, lieber Freund, ist ein guter Werber. Sie haben gestern Abend die Anwerbung selbst unterschrieben.«

Jetzt fühlte Delionne sich plötzlich wie von einem Fieberfrost überzogen, denn er ahnte das Ganze des gestrigen Vorfalls, wobei die Hand des Königs nicht fremd schien. »Gut,« sagte er zum Korporal, »ich werde das Nöthige thun.«

»In einer Stunde beim Obristen« — bemerkte der Korporal und trat ab.

Doch statt des Ganges zum Obristen, fand Delionne für besser eine Eilflucht zum Stadtthor hinaus zu machen; wurde aber zwei Stunden von Berlin eingeholt, zurückgebracht und jetzt dem so eben mit einer Revue beschäftigten König vorgeführt.

»Ha, sieh da!« sprach der König, als er ihn erblickte. »Warum, erlaubt mich über Ihre Lage zu beklagen, zogen Sie vor, diese Lage durch eine Unbesonnenheit zu verschlimmern? Es thut mir leid für Sie; die Gesetze sind streng: Sie sind Deserteur und werden erschossen.«

»Erschossen! Deserteur! Ich, französischer Künstler.«

»Sie, preußischer Querpfeifer, der gestern seine Anwerbung freiwillig unterschrieben hat und heute desertirt ist. Ihnen wird der Prozeß gemacht; und auch bei Ihnen bleibt mein Entschluß, keinem Deserteur Gnade zu schenken, unumstößlich.«

Kaum war der König in den Pallast zurückgekehrt, so ließ die Gräfin von Valsberg sich melden. »Sire,« sprach sie, »Sie hatten die Gnade mir die Hand des Majors von Tilberg zu bestimmen, um mich aus dem Witwenstande heben zu lassen. Ich ....«

»Nun, was haben Sie dagegen einzuwenden? Tilberg ist ein wackerer Offizier, zählt erst dreißig Jahre und kann General werden.«

»Wohl. Doch der Verlust meines gräflichen Titels ....«

»Sie haben Recht, Gräfin. Die Bemerkung ist mir erfreulich; Sie sind die Letzte des Valsberg'schen Namens, der weder bei Ihrem Tod noch durch Ihre Wiederverehelichung erlöschen darf.« Damit setzte er sich an's Pult, schrieb und reichte der Gräfin das Papier. »Durch dieses Dekret bleibt verstanden und geordnet, daß Ihr künftiger Gemahl von der Stunde der Vermählung an den Namen und Titel eines Grafen von Valsberg trage. Zugleich dient dieß Document auch als Investitur und Patent und ist durch meinen Kanzler nach besagter Handlung zu vervollständigen. Sind Sie nun zufrieden?«

»O Sire! ganz nach Erwartung.«

»Noch Eins, Gräfin: Ich wünschte Ihre Verbindung mit Tilberg, weil er treu und der Neffe meines ersten Kammerherrn, des Barons von Prenitz ist. Doch sey mein Wunsch Ihnen kein Befehl und Ihre Neigung durchaus frei.«

Schnell eilte jetzt die Gräfin zum Baron von Prenitz, den sie dringend ersuchte, ihr eine Gnade beim König auszuwirken, und ihm Delionne als den Gegenstand seines Verwendens nannte.

»Frau Gräfin, Sie wissen wie unerbittlich der König in Desertionsgeschichten ist.«

»Versichern wir uns recht, Herr Baron,« erwiederte die Gräfin, »man verlangt nicht, daß das Urtheil verändert werde, man wünscht nur, daß die Vollziehung sich verschiebe und dem Delinquenten gewährt sey sich vor seiner Hinrichtung gültig verehelichen zu dürfen. Ich kenne Delisieux's Geliebte, darf aber bereits ihren Namen, der mir als Geheimniß anvertraut worden, nicht nennen. Der Wunsch dieser beiden Unglücklichen ist so schön und so selten, daß wir unmöglich uns enthalten können, an dessen Erfüllung zu arbeiten.«

»Ich theile Ihr Gefühl, Frau Gräfin, und werde Ihr treuer und thätiger Gehülfe seyn. Zählen Sie zum Voraus fest darauf, daß der König meine unterthänigste Bitte genehmigen wird. Wollen Sie indeß hier warten, mein Ausbleiben wird nicht lange dauern.«

Nach wenigen Augenblicken brachte der Baron die gewünschte Genehmigung, und eben so bald darauf betrat die Gräfin, in Begleitung eines Priesters und zweier Zeugen den Kerker Delisieux's.

»Gräfin!« rief der Gefangene ihr freudig entgegen, »seid Sie zum ersten Mal mein guter oder zum letzten Mal mein böser Engel?«

»Still, Freund! Unsre Minuten sind gezählt. Ich komme Sie zu retten. Ihren Brief habe ich gelesen, und als Antwort vernehmen Sie, daß ich Sie liebe, daß ich um Ihre Verzeihung für frühere Beleidigungen bitte und Ihnen dagegen meine Hand anbiete. Ist Ihnen der Tausch lieb, so folgen Sie mir schweigend zur Kapelle. Dieses Wort läßt Sie frei und im Hotel von Salsburg wird sich Ihnen alsdann das Uebrige erklären.«

Wunderbarer Contrast zwischen Delisieux's heutigem ersten und zweiten Erwachen! Das Erste, vor einem grauenhaften Korporal und das Zweite, vor einem reizenden Frauenbild.

Als eben, als Friedrich das Todesurtheil des Ausreißers unterzeichnen wollte, erschien die Gräfin bei ihm und sagte lächelnd: »Sire, sollte das Ihrer Hand unterliegende Papier etwa Delisieux's Todesurtheil seyn?«

»Sie sagen's.«

»Unterschreiben Sie nicht, Sire. Es gibt keinen Delisieux mehr.«

»Wie, so wäre er entkommen oder todt?«

»Keines von Beiden. Er hat sich mit Ew. Majestät Erlaubniß verheirathet.«

»Das ändert die Gesetze nicht.«

»Doch, Sire, das Kriegsgericht verurtheilte nur einen Soldaten den Deserteur Delisieux, der aber seitdem zum Grafen von Salsburg geworden, weil er in allen Formen mir angetraut ist. Ihre Majestät werden mich nicht so schnell wieder als Wittwe sehen und den Grafen von Salsburg das Vergehen des Querpfeifers Delisieux büßen lassen wollen.«

»Nein, wahrlich nicht,« rief lachend der König. »Uebrigens ist er jetzt mein Unterthan und wird, obgleich Graf von Salsburg, sich nicht weigern mich seine Violine hören zu lassen, wenn mich nach ihren Tönen gelüstet. Auch ist ja das Ganze dieses Abentheuers von solcher glücklich und lustigen Gestalt, daß man glauben sollte auch mein Gemüth habe seine Rolle dabei gespielt.«

C. H. Hartmann. (A. d. Franz.)

Schweizerbilder.

Der Appenzeller Krieg.

(Schluß.)

Der Herzog selbst, nachdem er Wies auf seinem Durchzug verwüstet hatte, erschien vor St. Gallen; aber die Stadt war wohlvertheidigt und er sah sich gezwungen, aus Mangel an Kriegsmaschinen, auf Arbon zurückzuweichen. Dieß benützend, legten sich alsobald vierhundert Bürger aus St. Gallen am Hauptlisberge, wo er vorbei mußte, in den Hinterhalt. Die Oestreicher zogen sorglos in Unordnung heran; der Angriff war eben so schrecklich als unerwartet; Hermann vom Thierstein fiel, mit ihm Johann von Klingenberg, der Sohn des bei Näfels Gebliebenen. Scheffhausens Banner wurde erbeutet. Umsonst bot Friedrich aber die offene Feldschlacht; die unerreichbaren Gegner zeigten sich nur in den Hohlwegen und verfolgten den Feind unter wiederholten Angriffen bis nahe an Arbon, wo der Herzog nun vollends auch den traurigen Ausgang seiner Unternehmung am Stoß erfuhr. Von so vielen auf einmal über ihn hereinbrechenden Unglücksfällen niedergebeugt und nicht die geringste Hoffnung eines endlichen Sieges vor sich sehend, gebot er den Rückzug und traf dazu offen alle nöthigen Anordnungen. Sein Heer legte sich nach dem Rheinthal in Bewegung, als wollte es über den Strom zurückgehen, aber dieser Zug verbarg eine List. Die Oestreicher sollten den Berg Wolfshalde schnell überschreiten, in Appenzell eindringen und das Land unterwerfen, oder doch wenigstens verwüsten. Ein Hirtenmädchen, welches die Oestreicher führen sollte, verrieth den Einwohnern das ganze Geheimniß. In einem Augenblick waren 400 Männer beisammen; der Feind, wohl wissend, wie verderblich ihm noch jedesmal die Höhen gewesen, nahm eine

feste Stellung bei der Kirche. Dort griffen ihn die Schweizer an und es entspann sich eines der blutigsten Gefechte im ganzen Kriege. Erst nachdem sie 44 der Ihrigen eingebüßt, siegten die Appenzeller und rächten ihren Tod durch den Tod von wenigstens zehnmal so vielen Oestreichern. Von der Anhöhe herab sah Friedrich die Seinen in wilder Flucht und ohne Banner das Thal herauf eilen: er verwünschte diesen unheilvollen Krieg und gieng über den Rhein heim.

Graf von Montfort führte seine wackern Gefährten in ihre Thäler zurück, nachdem er noch viele Burgen erobert, zerstört oder für sich behalten hatte und wohnte von nun an mitten unter ihnen. Jetzt kam die Reihe an den Thurgauer Adel: er wurde bei der St. Afrakapelle geschlagen. Aus Dankbarkeit für die wichtigen Dienste der Schwyzer unternahmen die Appenzeller um Weihnachten der strengen Jahreszeit ungeachtet, die Eroberung des Wägithales und der untern March und schenkten beide diesem Kanton, nachdem sie der östreichische Vogt, Friedrich von Toggenburg, vergebens zurückzuerobern gesucht hatte.

Im Jahr 1406 standen die Krieger von St. Gallen und Appenzell dem Grafen von Montfort in zwei Zügen gegen einen seiner Verwandten bei, der es mit den Herzögen gehalten hatte; zweimal vertrieben sie ihn aus seinen Besitzungen und kamen bis nach Pludenz und bis in den Prättigau und als sie die Tyroler für die Freiheit empfänglich fanden, riefen sie sogar Verstärkung herbei. Bei Landeck wurde blutig gekämpft und gesiegt: die Oestreicher flohen und bis von den Ufern der Etsch her eilten die freiheitslustigen Tyroler, um sich unter Appenzells sieggekröntes Banner zu reihen. Wenig nur fehlte und ganz Tyrol wäre dem Schweizerbund beigetreten und die schönen italienischen Gefilde wären dem Oestreicher auf immer verschlossen geblieben. Aber der Appenzeller Heimath selbst war auf's Neue bedroht, darum mußten sie mit Beute beladen umkehren. Manche Burg erlag noch ihrem starken Arm, ehe sie die heimathlichen Thäler erreichten. Mitten im Winter zogen sie noch, verstärkt durch Zuzüge aus Schwyz und St. Gallen vor Wyl um den Abt, der sich dorthin geflüchtet hatte, zur Rückkehr nach St. Gallen zu zwingen. Erst war er gesonnen, eine Belagerung auszuhalten; aber von jedermann verlassen, öffnete er bald seine Thore und stieg, Gott seine Seele empfehlend, in den Hof hinab, wo die Eidgenossen versammelt standen. Sein Gang war schwankend, seine Geberden drückten die höchste Verwirrung aus. Niedergebeugt von der Last der Jahre, mehr noch vom Kummer, ein wahres Jammerbild, flößte Kuno seinen erbittertsten Feinden Mitleid ein. Einige suchten ihn zu beruhigen, die andern halfen ihm sogar auf's Pferd, alle vergaßen bei seinem Anblicke, welches Elend er durch seine hartnäckige Verstocktheit über diese Gegenden gebracht hatte. Nach St. Gallen zurückgekehrt, begab er sich unter den Schutz der Stadt und Appenzells.

Im folgenden Jahre 1407 machten sich 1200 Mann auf, in der Absicht, den Thurgauer Adel zu einem dauerhaften Frieden zu zwingen. Nachdem sie unweit Konstanz umsonst die Schlacht angeboten, eroberten sie Andolfingen und verwüsteten das Winterthurer Gebiet, ohne daß sich Friedrich im Tyrol auch nur regte, um den Seinen zu Hilfe zu eilen. Endlich wurde die Belagerung von Bregenz beschlossen: vorher aber eroberte man noch die Stadt und Burg Elgau und entriß dem Bischof von Konstanz Bischofszell des Bannfluchs wegen, den er auf die Appenzeller geschleudert hatte. Bregenz liegt am äußersten Ende des See's, am Fuße einer steilen, wohlbefestigten Felswand. Das Heer langte den 8. Christmonat vor der Stadt an. Auf die strenge Kälte war schnelles Thauwetter gefolgt, und hatte das ganze Land weithin unter Wasser gesetzt: aber nichts vermochte die Belagerer irre zu machen. Gefährlicher für sie war dagegen ein Bund, den der Adel wider die reißende Fortschritte der Empörung unter sich gebildet hatte; derselbe beschloß Bregenz zu entsetzen. 8000 Mann zogen mit der größten Schnelligkeit herbei, ehe noch die Appenzeller selbst das Dasein eines Bundes ahneten. Den 13. Februar 1408 deckte ein dichter Nebelflor den See. Die Nähe des Feindes wurde jedoch den Belagerern bald verrathen, die sich nun auch ihrerseits, zur kräftigsten Gegenwehr bereit, am Ried aufstellten. Der Kampf war blutig: Konrad Kupferschmied von Schwyz, der Appenzeller Hauptmann, blieb mit 80 seiner Krieger; dennoch geschah der Rückzug von Seiten der Eidgenossen in der größten Ordnung und mit so ehrfurchtgebietender Haltung, daß niemand zu gehorchen wagte, als Beringer von Hohenlandenberg, der feindliche Heerführer, Verfolgung gebot. St. Gallen und Appenzell büßten bei dieser Gelegenheit ihre Kriegsmaschinen ein. Im Frühjahr kam Kaiser Ruprecht nach Konstanz, wo sich nach und nach auch der Adel und die Abgeordneten von Appenzell, St. Gallen und ihrer Bundsgenossen einfanden. Man schritt zur Untersuchung der gegenseitigen Beschwerden. Der entscheidende Ausspruch des Kaisers bietet die seltsamsten Charaktere dar: er beginnt nämlich damit, alle Bündnisse Appenzells mit St. Gallen u. s. w. zu vernichten; dann gebietet er den Herzögen von Oestreich, die er wieder in ihre Rechte einsetzt, ihre Unterthanen im Besitze der denselben von ihren Vorfahren geschenkten Freiheiten zu lassen und zu schützen. Er hebt zwar den Bannfluch der Bischöfe von Konstanz und Augsburg auf, erklärt aber zugleich, er habe kein Recht auch gegen den-

jenigen des Papstes also zu verfahren. Endlich beauftragt er noch seltsam genug, mit der Vollziehung dieses Ausspruchs jene beiden Bischöfe, die Ritter des St. Georgenschildes (so nannte man den Adelsbund) und die Appenzeller, obgleich ihre Rechte darin so gar mißkannt und gefährdet waren.

Sicher in der Gewißheit, jederzeit ihre vaterländischen Berge vertheidigen zu können, schlossen die Appenzeller mit Friedrich von Oestreich einen zweijährigen Waffenstillstand. Um aber auch zugleich dem Kaiser zu verstehen zu geben, daß sie sich um seinen parteiischen Ausspruch nicht sehr kümmerten, sandten sie keine Abgeordneten nach Heidelberg, wo er ihre Händel mit dem Abt von St. Gallen beilegen wollte. Sie verbanden sich noch enger und fester zu ihrer Freiheiten Schutz und Schirm und wählten ein allgemeines Landbanner, statt daß jedes Dorf wie bisher sein besonderes Banner führte. Der Spruch des Kaisers unterwarf, wie es ganz natürlich zu erwarten stand, Appenzell uneingeschränkt der Herrschaft des Abtes; deß weigerten sich die Gebirgsleute entschieden. Ruprecht starb darüber, ohne den Abt unterstützt zu haben, der sich noch glücklich schätzen durfte, durch die Verwendung der Schwyzer wieder in den Genuß seiner Einkünfte eingesetzt zu werden, wogegen er sich aber fast aller seiner politischen Rechte begeben mußte.

Der mit Oestreich abgeschlossene Waffenstillstand hatte den Appenzellern den Besitz des Rheinthals zugesichert. Kaum war er zu Ende, so richtete Friedrich auf diesen Punkt eine Unternehmung von 7000 Kriegern unter den Befehlen des Grafen Hermann von Sulz. In Rheineck lagen 400 Appenzeller, 200 in Altstetten. Die Oestreicher machten Miene, als wollten sie vor Rheineck die Schlacht annehmen; dieß gab den Einwohnern Zeit ihre beste Habe zu retten, worauf jeder sein Haus anzündete und den Appenzellern in ihre unzugänglichen Gebirge folgte. Der Graf von Sulz blieb drei Wochen vor Altstetten liegen, einzig und allein um den Herzog zu erwarten, denn diesen Fürsten trieb die Ehrsucht, sich einen glänzenden Kriegsruhm zu erwerben. Endlich kam er mit 12000 Streitern herbei: ein ungeheurer Troß von Spielleuten und liederlichen Dirnen begleitete ihn. Nach einem rauschenden Nachtfeste stellte er sich an die Spitze der Krieger und, vor Allen bemerkbar durch seine Körperschönheit und glänzende Rüstung, redete er sie feierlich an und gebot sodann den Sturm. Aber sein Erstaunen war groß, als er die Stadt leer fand: die Bürger waren unter dem Schutze der Nacht und gedeckt von ihrer kleinen Besatzung weggezogen. Eben so erzürnt als beschämt, ließ der Herzog diese seine eigene Stadt niederbrennen und zog sich furchtsam zurück, denn er stand am Fuß der unglücknahmenden Steige am Stos. Bald darauf nahmen die sieben Kantone die Appenzeller in ihren Bund auf: es geschah am Katharinentage 1411. Schon im vorigen Jahre hatte der Baron von Sax ein fünfjähriges der Graf von Toggenburg ein fünfzehnjähriges Bündniß mit denselben Gebirgsmännern geschlossen. Es war für das allgemeine Wohl äußerst wichtig, daß der Freiheitseifer der Appenzeller sie nicht zu Kriegen hinriß, die der ganzen Eidgenossenschaft verderblich werden konnten. Sie mußten also geloben, nie ohne Zustimmung aller Bundesgenossen die Waffen zu ergreifen; ferner mußten sie sich verpflichten, den Schweizern auf eigene Kosten beizustehen und den Hilfs-Truppen, die man ihnen senden würde, einen Sold zu reichen. Dieß sind die Heldenkämpfe, durch welche sich der Appenzeller zum freien Name emporrang.

de Golbery. (C. B.)

Logogryph.

Mein Wort — habt Acht, Ihr rathet's gleich —
Ist närrisch bald, bald ist es reich.
Ein chen daran, den Umlaut vor,
Huscht's schwirrend durch der Dämm'rung Flor. —r.

Auflösung des Räthsels in Nro. 17: Venus.

Miscelle.

Der Nouvelliste erzählt uns: Ein Mädchen habe vor Kurzem ein frisches Ei aufgeschlagen und darin eine Münze von Georg III. von England, mit der Jahreszahl 1738, gefunden.

Drittes Verzeichniß der milden Beiträge für Anton Schlade.

	Fr.	C.
Anonym	5	—
Dreikirchen	3	—
Hr. Wolf Stöber, in Oberbronn	3	—
Anonym, daselbst	—	50
Hr. L. Schneegans	5	—
	16	50
Betrag der frühern Gaben . . .	78	50
Zusammen . . .	95	—

[Musikbeilage: Erminia-Walzer.]

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia-Walzer

von

G. KASTNER

componirt.

Zu finden bei G. L. Schuler, Buchdrucker in

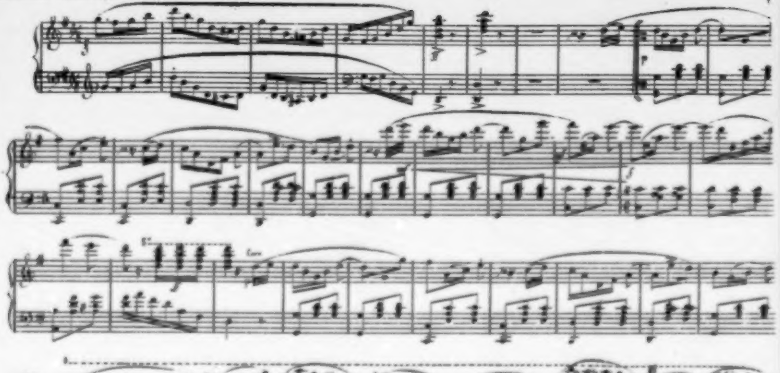
STRASBURG.

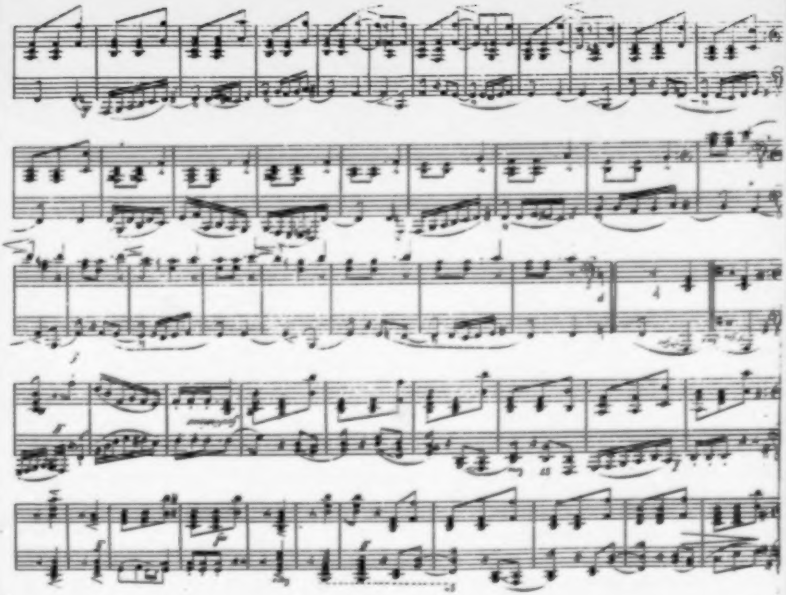
1839.

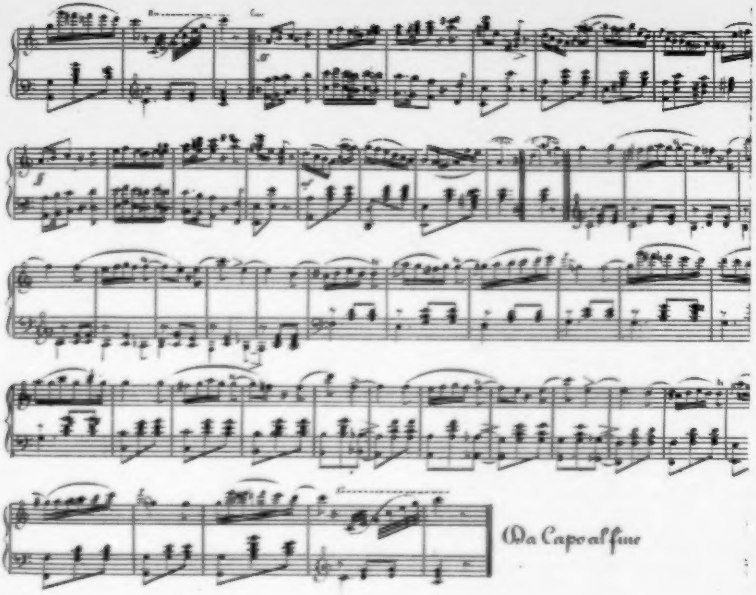
Eigenthum des Verlegers

Lithographie d'F. Simon

Erwinn-Walzer. (Erwinn N° 16)






Da Capo al fine

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 19.

Samstag, den 11. Mai 1839.

Tiefe Liebe.

Es giengen ein Knab' und ein Mägdelein
Im Frühling zusammen hinaus in den Hain.

»Lieb' Mägdlein, lieb' Mägdlein, wie lieb' ich dich hab',
Wohl mehr, als der Frühling je Blätter gab.

»Und meine Liebe noch tiefer sich zieht,
Als das Meer, von dem man den Grund nicht sieht.

»Der Himmel mit seiner Sternenschaar
Ist nicht, wie mein Lieben, so reich und klar.

»So fest, wie mein Lieben zu jeder Stund',
Ist selbst nicht der Erde gewaltiger Grund.«

Es schwieg das Mägdlein, die Hand auf der Brust,
Ihr Auge sprach Liebe und selige Lust. —

Der Frühling schwand und der Sommer schied;
Und fort von dem Mägdlein der Knabe zieht.

Der treulose kehrt mit dem Lenz nicht zurück.
Wie schnell war verschwunden des Mägdleins Glück!

Sie ziehet allein hinaus in den Wald.
Wie lieblich Das flötet, wie sanft Das schallt!

Da lächelt das Mägdlein, denkt früher Lust,
Sie sprach kein Wort, die Hand auf der Brust.

Es zog sie die Liebe in's frühe Grab;
Der Frühling ihr Blumen und Blätter gab.

O Mägdlein, du hast wohl mehr geliebt,
Als der Frühling Blumen und Blätter gibt,

Und schweigend, wie Nacht nun dein Grab umstellt,
So still und so tief war dein Lieben der Welt!

Frankfurt a. M. Wilhelm Kilzer.

Der Uhrmacher von Paimbol.

Erzählung.

Paimbol ist ein Städtchen im Nordküsten-Departement, etwa halb so groß als eine mittlere Straße der Hauptstadt, aber durch seine Lage unweit der Meeresküste, als Seehafen äußerst wichtig. Besonders fühlbar machte sich diese Wichtigkeit, während der langen und glorreichen Kriegsperiode des Kaiserreiches, wo dieser Hafen den Bretagner Kreuzern einen sichern Zufluchtsort gewährte, wenn sie von den Engländern verfolgt wurden. Man zählte damals in Paimbol fünfzig Tavernen und drei Uhrmacher, was nun auch gerade nicht zu viel war, denn bekanntlicherweise bedürfen die Seeleute der einen so gut wie der andern und selten sah man den geringsten Schiffsjungen seinen Antheil an der ersten Prise zu etwas Anderm verwenden, als zum Ankaufe einer mit Berloken und andern Zierrathen bunt behangenen Uhr, die er zwar nie aufzog, aber auf die kokettefte Weise von der Welt, an einer wohlbetheerten Schnur um den Hals zu tragen wußte: Unglücklicherweise für

die drei Uhrmacher in Paimbol, kam der Frieden und richtete ihre Industrie zu Grunde. Zwar brachte ihnen noch eine Zeitlang, und ganz besonders in den ersten Jahren der Restauration, wo der Handel einen augenblicklichen Aufschwung genommen hatte, der Aufenthalt zahlreicher Küstenfahrer bedeutenden Gewinn, aber auch diese Erwerbsquelle stockte nach und nach und versiegte endlich fast ganz.

Unter denjenigen welche dieser Schlag am empfindlichsten traf, befand sich auch ein junger Arbeiter Namens Pierre. Von frühester Jugend auf, hatte er sich der Uhrmacherei gewidmet und zwar zu einer Zeit, wo sie in Paimbol im vollen Flor stand. Aber je älter er wurde, je mehr und mehr schwanden alle seine erträumten Hoffnungen von Glück und Wohlstand, und als ihm endlich sein Meister erklärte, er könne ihm keine Arbeit mehr geben, da ihm solche gänzlich mangle, sah sich Pierre auf einmal jedes Hilfsmittels beraubt, ja fast dem Elend blosgegeben.

Pierre, war von Natur ein schüchternes, still in sich hinein lebendes Wesen, so daß ihm die Nothwendigkeit seine Heimat zu verlassen und irgendwo anders Arbeit zu suchen sehr schwer fiel; was sie ihm aber ganz unerträglich machte, war der Gedanke an eine Trennung von Jeanne Habasque, mit der er aufgewachsen war und die er von der Stunde an, wo sie zusammen ihre erste Communion machten, lieb gewonnen hatte. Jeanne war eine junge Näherin von Paimbol, die täglich, zwölf Stunden lang ununterbrochen fortarbeitend, an ihrem Fenster saß, hinter einem zerbrochenen Wasserkruge, aus dem der herrlichste Goldnelkenstock üppig emporblühte, die jeden Monat regelmäßig zur Beichte gieng und deren rein melodische Silberstimme, sich nie anders als in geistlichen Liedern und schwermüthig-frommen Weisen aushauchte. Sie lebte bei ihrer Mutter, die sich mit Wassertragen und Waschen für die wohlhabendern Bürgersleute ziemlich mühsam erhielt. Jeden Abend fand sich Pierre zum Gespräch bei Mutter und Tochter ein und führte beide, wenn es gerade Sonntag und zur Sommerszeit war, nach der Vesper hinaus auf's Feld Maulbeeren und Haselnüsse zu sammeln; oder war es Winter, so las er ihnen aus einem erbaulichen Buche vor. Sie führten ein reines fleckenloses Leben, gleich fern von thörichten Wünschen und trüber Niedergeschlagenheit, ein Leben im Glauben und in der Liebe, wie man es wohl zuweilen noch in Büchern schön beschrieben findet, wovon uns aber die heutige glaubensarme und liebeleere Welt kein Beispiel mehr aufzustellen vermag.

Die beiden Leutchen wußten wohl, daß sie für einander bestimmt waren; gestanden hatten sie sich's zwar nie, aber es herrschte zwischen ihnen jene zarte Verschwisterung des Herzens mit dem Herzen, die wohl eher aus Gewohnheit als aus Worten entspringt, aber darum nicht weniger heilig ist. Als nun Pierre seiner Geliebten die betrübende Nachricht überbrachte, sein Meister habe sich gezwungen gesehn ihn aus Mangel an Arbeit fortzuschicken, und er wohl genöthigt seyn werde, Paimbol vielleicht auf lange Zeit zu verlassen, so war das für Jeanne wie ein Donnerschlag, der plötzlich ihren bisher so heitern Lebenshimmel mit schwarzen Wolken umzog. Lange und innig hielten sich die beiden Liebenden umschlossen, Thränen des Schmerzes auf ihr zertrümmertes Glück hinweinend, und nur immer der kalten Nothwendigkeit einer baldigen, vielleicht ewigen Trennung gedenkend. Und ist nicht dieses gänzliche Vergessen alles Uebrigen, bei dem überwältigenden Schmerze des Augenblicks, der Hauptcharakterzug so mancher schwachen Seele, die sich in Jammern und Wehklagen verliert, statt sich das Unglück durch männliche Thätigkeit zu erleichtern, die wohl das schmerzliche Drücken der Dornenkrone auf ihrem Haupte fühlt, aber des Trostes, dieses lindernden Balsam's für ihre Wunden, gänzlich vergißt. Zum Glücke war Jeanne's Mutter eine vielerfahrene, im Feuer der Trübsal geprüfte Frau, die nur dann wenn Alles fehlschlug den Muth sinken ließ. Nachdem sich die jungen Leute etwas ausgeweint hatten, warf Mutter Martha plötzlich ihr gewichtiges Wort in den Strom ihrer Klagen, um sie zu erinnern, daß endlich doch irgend ein Entschluß gefaßt werden müsse. Nach manchem Hin- und Herreden, nach manchen ausgesponnenen und wieder verworfenen Projekten, wurde endlich ausgemacht, daß Pierre sobald wie möglich wegwandern müsse, um in der Fremde Arbeit zu suchen, und daß er erst dann wieder zurückkehren könne, wenn er sich in einer Lage befände, die ihm erlaube ein Weib zu erhalten. Drei Jahre wurden hierzu unumgänglich nöthig erachtet.

Zwei Tage darauf wanderte Pierre auf der Straße nach Rennes. Viele Thränen waren in der trüben Stunde der Trennung geflossen, aber in der Trauer der jungen Leute, lag etwas so Zartes und Mildes, und in Beider Herzen wohnte solch eine feste Hoffnung baldigen Wiedersehens, daß ihnen das Scheiden nicht so schwer wurde, wie zu vermuthen stand. Jeanne setzte ihr unbegränztestes Vertrauen in Gott, Pierre das seine in Muth: an ewige Trennung dachte keines. Aber Pierre's Glücksstern wollte auch in der Ferne nicht wieder aufgehen. Er durchwanderte einen großen Theil von Frankreich, ohne irgendwo lange zu weilen, arbeitete hie und da einige Wochen, aber verdiente kaum so viel um sein Leben kümmerlich durchzubringen.

Die drei Jahre waren verflossen und an Heimkehr durfte der Arme noch nicht denken. Wie hätte er es auch wagen können sich zu heirathen, wenn er arm und muthlos in die Heimat zurückkam, wie er sie verlassen hatte? Noch einmal wollte er es versuchen, ob ihm das Glück auch in Irland nicht freundlicher lächeln würde und schiffte sich zu diesem Ende nach Dublin ein, wo er in Gesellschaft eines reichen Engländers anlangte, dessen Bekanntschaft er unterwegs gemacht hatte und der ihm unter vortheilhaften Bedingungen bei dem Uhrmacher Smith für längere Zeit Arbeit verschaffte.

Meister Smith mochte etwa ein Mann in den Fünfzigen seyn, verschlossen, wortkarg und kein Freund großer Bewegung. In seiner Jugend hatte er wie Pierre als gemeiner Uhrmachergeselle gearbeitet, gleich ihm mit Mangel und Armuth zu kämpfen gehabt und sich jenes eiserne Gemüth angewöhnt, hinter dem er sein gefühlvolles Herz zu verbergen wußte. Nur selten erschloß sich seine warme Seele, die schon zu oft schmerzlich berührt, sich gleichsam in sich selbst zurückgezogen hatte, in ihrer ganzen Fülle. Meister Smith war allgemein als ein strenger, launiger Mann verschrieen; dagegen aber fanden auch seine Rechtlichkeit und sein Biedersinn allgemeine Anerkennung. Diese beiden Eigenschaften verbunden mit unermüdetem Fleiße und weiser Sparsamkeit, hatten ihm nach und nach ein ansehnliches Vermögen erworben. Schon vor einigen Jahren war seine Gattin gestorben und hatte ihm eine einzige Tochter, Namens Fanny hinterlassen.

Pierre fühlte sich in der stillen Werkstätte seines Meisters bald heimisch. Er war ein sanfter, herzguter Junge, der nur wenig bedurfte um glücklich zu seyn. Meister Smith bis jetzt immer von rohen und wüsten Gesellen umgeben, gewann den stillen Jüngling bald lieb, dessen unausgesetzter Fleiß und schüchternes Wesen ihn sehr ansprach und wohlthuend auf sein oft von trüben Gedanken umwölktes Gemüth einwirkte. Eine schwere Krankheit, an der Smith tödtlich darnieder lag, und welcher ihm Pierre, dankbar für das in seiner Nähe genossene Glück, die zärtlichste Sorgfalt angedeihen ließ, machte ihn vollends zu seinem Lieblinge, und der junge Franzose wurde von nun an so betrachtet und behandelt, als wäre er ein Glied der Familie und kein um Lohn gedungener Arbeiter.

Die Schwierigkeit sich verständlich gegen einander auszudrücken legte den innigen Verhältnissen Pierre's zu der Familie Smith allein einigen Zwang an: Er sprach das Englische sehr mühsam und sein von Natur schüchterner Sinn mehrte noch seine Verwirrung, wenn er sich zuweilen nicht recht auszudrücken wußte. Dadurch war in dem Hause seines Meisters ein fast unausgesetztes Stillschweigen zur Gewohnheit geworden. Pierre, Smith und seine Tochter verständigten sich öfters nur durch Wink und Blick und diese eigene Art sich ihre Gedanken mitzutheilen, hatte denselben das Gepräge tiefer, ausdrucksreicher Innigkeit aufgedrückt. Pierre glaubte daher auch in dem freundlichen, zuvorkommenden Benehmen Fanny's, nichts anders als ein durch die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Landessprachen nothwendig gemachtes Zeichenspiel zu erblicken. Wenn sie hinter ihrem Comtoir saß, das blonde Lockenköpfchen auf den vollen Lilienarm gestützt, vom schwarzen Halbermelchen nur leicht verhüllt, und zärtliche Blicke auf den jungen Arbeiter hinübersendete, so schien dieser nicht von ferne zu ahnen, daß sich darin etwas mehr aussprechen sollte, als bloße wohlwollende Aufmerksamkeit und freundlicher Zuspruch; wenn sie in jener stummen und doch so tief eindringenden Sprache der Geberden etwas von ihm verlangte, oder wenn sie seinen Namen mit jener reinmelodischen Silberstimme lispelte, wie ein weibliches Wesen nur e i n e n Namen unter Allen lispelt, so glaubte Pierre darin nur den Ausdruck zarter Schonung erblicken zu dürfen, die den Armen nicht durch gebieterisches Wesen an die untergeordnete Stelle erinnern will, die er hinsichtlich ihrer in der Gesellschaft einnimmt. Übrigens empfand er stets in der Nähe Fanny's eine Art von ehrfurchtsvoller Scheu, wovon ihn all' diese unausgesetzten Beweise ihrer Herzensgüte lange nicht zu heilen vermochten. Das Mädchen errieth bald die geheime Ursache dieser Schüchternheit und wurde nur um so liebreicher und zuvorkommender gegen ihn; endlich gelang es ihr diese Scheu zu bezwingen und den Jüngling hinsichtlich ihrer auf einen solchen freundschaftlichen Fuß zu setzen, wie nur Bruder und Schwester seyn können.

So entstand mit der Zeit zwischen den beiden jungen Leuten eine innige Geschwisterzärtlichkeit, die bei Fanny bald in heimliche Liebe übergieng. Pierre sah wie das sonst so heiter durch's Leben hüpfende Kind, von Tag zu Tag trauriger, verschlossener, leidender wurde, ohne daß er sich die Ursache dieser so plötzlichen Umwandlung zu erklären vermochte. Einige Male glaubte er sie doch errathen zu haben, aber vor sich selbst erröthend, gab er auch sogleich wieder diesen Verdacht auf, denn er hielt ihn für aufkeimenden Stolz. Von Mitleid für Fanny bewegt, wagte er es endlich doch sie zu fragen was ihr fehle; aber die Arme zerfloß sprachlos in Thränen und floh in ihr Ladenstübchen. Pierre folgte ihr dorthin und fand sie vor einem Stuhle knieend, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und bitterlich schluchzend. Durch diesen Anblick vollends außer Fassung gebracht und für ihr Leben besorgt, näherte er sich der Unglücklichen, wollte ihre Hände sanft wegwenden und nannte sie bei den süßesten Namen, die ihm das innigste Mitgefühl in den Mund gab.

— »Vertraut mir eure Leiden,« sagte er endlich; »wißt Ihr denn nicht wie sehr ich Euch liebe?«

— »Du liebst mich!« schrie Fanny laut auf, ausser sich vor Wonne und Entzücken und ließ ihre heiße, glühende Stirne auf des Jünglings Schulter sinken. Ach! was bloß Ausdruck rein brüderlicher Freundschaft seyn sollte, hatte das arme Mädchen für ein Geständniß ewiger Liebe gehalten!

Pierre war in der Verwirrung offenbar zu weit gegangen und sah sich nun, von der Überraschung gelähmt, gebunden, ohne es gewollt, ohne es vorausgeahnt zu haben. Rührung, Erstaunen, Scheu, Unmöglichkeit sich zu erklären, Alles stürmte mit einem Male auf den Armen ein, um ihn vollends aller Geistesgegenwart zu berauben und nur maschinenmäßig konnte er Fanny's glühende Umarmungen erwiedern. In diesem Augenblicke trat Meister Smith in's Zimmer; seine Tochter sprang ihm laut jubelnd entgegen und stürzte sich in seine Arme; er ahnte was geschehen war, und dem jungen Arbeiter die biedre Rechte hinhaltend, der mit niedergeschlagenen Augen in der tödtlichsten Verwirrung dastand, sprach er: — »Gottlob, Kinder, habt ihr euch nun endlich einmal verstanden! Auf wenn die Hochzeit?«

Pierre stotterte einige unzusammenhängende Worte, was Smith seiner Überraschung und Freude zuschrieb und unbeachtet ließ. Aber der Jüngling entfernte sich, die Verzweiflung im Herzen.

Mehrere Tage lang glaubte er wie in einem schrecklichen Traume zu leben, indeß sich alles zur Verlobungsfeier bereitete. Fanny, die wieder frisch aufblühte und den ganzen Tag hüpfend und singend das Haus durchtanzte, arbeitete schon an ihrem Hochzeitschmucke. Pierre, dem die Festigkeit mangelte, ein in den Weg tretendes Hinderniß so lange zu bestürmen, bis es besiegt ist, ergab sich still in sein trauriges Schicksal, da er es nun einmal, wie er glaubte nicht ändern konnte. Er war von jeher schwach und furchtsam gewesen, und wie noch so viele seiner Brüder, nicht vermögend geschehenen Ereignissen zu widerstreben. Und wer weiß ob ihn nicht vielleicht gar der halbe Zwang, den man ihm anlegte, angenehm kitzelte? Vielleicht, wider seine bessere Ueberzeugung, gewann in ihm der überwiegende Gedanke Raum, reich, unabhängig, geehrt zu werden. Er, ein armer Arbeiter, der sein Brod von Tag zu Tag ziemlich mühevoll verdienen mußte, sah sich endlich für eigene Rechnung arbeitend, eigenem Willen folgend, eigener Unabhängigkeit genießend. Und aus dem Hintergrunde all' dieser bezaubernden Bilder lächelte Fanny's Engelsgesichtchen hervor, von dem blonden Lockenhaare umflossen, schmeichelnd und einladend; Fanny, die Gute, die Holde, die ihn so unaussprechlich liebte! Und war sie denn nicht eine Dame! Wer hätte da nicht tröstenden Gedanken Raum geben wollen? Wer da sich nicht entschließen können, in den Besitz eines Glückes zu treten, das sich schon jetzt so zauberisch, so wohlgegründet erwies?

Ach! all' diesen süßen Träumen von Glück und Unabhängigkeit mußte der Arme nur zu bald entsagen! Flüsterte ihm doch eine innere Stimme fort und fort zu, daß hinter dieser blinden Ergebung in sein Schicksal, Feigheit und Treubruch laure. Seit ihm Fanny's Besitz gewiß war, schwebte ihm Jeanne in der Erinnerung Bild immer und überall vor. Er sah sie an ihrem Fensterlein, hinter dem Gelbveilchenstock sitzend, wie sie freudig und vertrauend seiner baldigen Rückkehr entgegen harrte, und dieser quälende Gedanke erpreßte ihm die bittersten Thränen. Ein scheinbar gewöhnlicher Umstand, der Tod eines in der Nähe seines Meisters wohnenden Mädchens, das sich in's Wasser stürzte, weil sein Geliebter es verlassen hatte, ergriff ihn nun tief und weckte in ihm die bitterste Reue. Religion und Ehre, Rechtlichkeit und Biedersinn sprachen laut in seiner Brust; all' die süßen Erinnerungen der Kindheit und der Heimat erwachten mit einem Male wieder anklagend und zeugend in seiner Seele. Er war düster und krank. Meister Smith glaubte die Ursache dieses Trübsinnes in der Langsamkeit der Hochzeitanstalten entdeckt zu haben, und sie wurden beschleunigt. Aber der stillverzehrende Gram des armen Jünglings mehrte sich von Tag zu Tag. Immer und immer erinnerte ihn die innere Stimme an Jeanne und an seinen Versprùch und immer drohender und immer dringender. Sein tiefer Seelenkummer hatte sich in starre Verzweiflung aufgelöst. Er sah sich entehrt auf der Erde und preisgegeben dem Rachestrahl des Himmels, weil er ein armes Mädchen der Heimat hintergangen und betrogen hatte. Einst wälzte er sich vom Fieberbrand durchglüht, schlaflos auf seinem Nachtlager... da hallt plötzlich einer Glocke befremdeter Klang in sein Ohr; er horcht.... O Wunder! diesen Klang, er hat ihn erkannt! ja, die Glocke der Heimat, die aus der Ferne ernst und feierlich durch die Nacht herüberklingt in sein lauschend Ohr! dieselbe Glocke die ihm einst zur heiligen Communion rief, wo ihm zum ersten Male in Jeanne's Blick der Liebehimmel offen stand! O wie wimmert sie aber jetzt so dumpf und so trüb! Wie sogar verschieden ist ihr Klang: sie läutet einen Entschlafenen zu Grabe; sie wiegt einen im letzten Todeskampfe Ringenden in den ewigen Schlummer. Peter richtet sich, seiner kaum mehr bewußt, im Bette auf; noch lauscht er: die Klänge werden schwächer und schwächer und verschwimmen in der Ferne, Todtenstille legt sich um ihn her!.... Plötzlich hallt eine ihm nur zu wohlbekannte,

klagende Stimme durch die Nacht herauf. Es ist dieselbe Stimme die ihm so oft des Abends von einem Fensterchen in der Kirchstraße hell und lieblich herabtönte, und sie singt das in der Bretagne so wohlbekannte Lied von der Braut.

»O Mutter sprich, warum geht so leises Flüstern durch das Haus? Warum trauert das Gesinde? O Mutter, warum sind deine Augen so roth?

— »Mein Sohn, das Flüstern bedeutet, daß du krank bist; mein Sohn, schwarz ist die Leibfarbe aller Welt, und meine Augen sind roth von den Thränen, die ich über dich geweint habe.»

Pierre lauschte halb ohnmächtig, in kaltes Anstarren der schrecklichen Vision versunken. Es schien ihm als wäre er zu *Paimbol, als käme er eben von der Meeresküste, wo er die* duftigsten Blumen gepflückt, und als hörte er Jeanne's Silberstimme vom Fensterchen herab; und ganz in die wunderliebliche Erscheinung verloren, begann er unwillkürlich die zweite Strophe des Liedes leise vor sich hin zu singen.

»O Mutter sprich, warum ist es mir heute so gar bang um's Herz? O warum heulen die Hunde so schaurig! warum gleicht die Sonne am Himmel dem bleichen Antlitze einer Wittwe?

— »Mein Sohn, es wird das Herz trüb, wenn es sich von dem Gegenstande seiner Liebe losreißen muß; mein Sohn, die Hunde heulen, wenn sie den Tod in der Nähe wittern; mein Sohn, die Sonne erbleicht, weil sie in ein offenes Grab blickt.»

Eiskalter Fieberschauer durchrieselte den jungen Bretagner vom Kopf bis zur Sohle; bebend fuhr er fort:

»O Mutter sprich, warum die Glocken erschallen, warum im Nachbarhause Hammerklang ertönt? O Mutter sprich, warum durchschreiten die Priester singend die Straßen?»

Alsbald erwiederte die vorige Stimme mit leisem Geisterhauche:

— »Mein Sohn, die Glocken wiegen eine Seele in die ewige Ruhe; mein Sohn, im Nachbarhause wird ein Sarg zugenagelt; mein Sohn, die Priester tragen deine Braut zu Grabe.»

Da verstummte der Gesang; die Glocken hallten noch aus der Ferne leis und leiser herüber, dann schwieg Alles. Pierre lag halb ohnmächtig am Fenster auf den Knieen.

Jetzt war ihm kein Zweifel erlaubt, was er gehört hatte wahr ein Mahnzeichen Gottes gewesen! Da galt kein Widerstreben mehr, wollte er seine arme Seele retten. Eine Stimme war aus der Heimat herübergeklungen, ihn mahnend an sein Gelöbniß und auffordernd zur Rückkehr. Umsonst legte sich ihm der Gedanke an Fanny und an die schon bereitete Hochzeit, wie ein unbesiegliches Hinderniß in den Weg, immer klang der mahnenden Stimme Laut in seinem Ohr: er mußte fort.

Nach einer in der Seelenangst der Verzweiflung schrecklich durchgekämpften Nacht, schrieb er einen langen Brief an Meister Smith, worin er ihm seine ganze Leidensgeschichte offen und frei erzählte, wie durch Irrthum Fanny seine Braut geworden, wie ihn Gott selbst an seinen Verspruch in der Heimat gemahnt habe, und wie es sein unabänderlicher Entschluß sey, Dublin auf immer zu verlassen. Er sandte ein Kind mit diesem Briefe zu Smith und harrte unter peinlicher Angst der Antwort entgegen. (Der Schluß folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Maidebrunn.*)

Bei Hohenburg das Brünnlein
Hat wohl die reinste Fluth;
Vom Schloß das todte Fräulein
Hält es in treuer Huth.

Sie kommt in weißer Hülle
Still-lächelnd jede Nacht,
Vom Haupt in goldner Fülle
Wallet der Locken Pracht.

Sie schaut nach allen Wegen,
Sie harrt so bang und lauscht.
Wem fliegt ihr Herz entgegen,
Wenn's tief im Walde rauscht?

Sie hat Ihn herbeschieden
Zur alten Liebesstell',
Wo einst vom süßen Frieden
Nur Kunde war dem Quell.

Doch kommen will Er nimmer,
Viel Jahr' sitzt Sie allein;
Sie wäscht im Mondenschimmer
Das Aug' von Thränen rein.

Dann stille fragend blickt sie
In's Thal hinab und geht;
Viel tausend Küsse schickt sie —
Alle der Wind verweht.

August Stöber.

*) Hinter Lembach, in der Nähe der Burg Fleckenstein.

Erwiniawalzer.

Mein Freund der Doktor Weichmann und ich, wir saßen gerade beim Frühstück, als der Briefträger die Erwinia nebst ihrer Beilage, dem von Herrn Kastner componirten Walzer, brachte. Da ich zwar vortrefflich Clavier spiele, — ich besitze nämlich ein ausgezeichnetes langes Gehör und Gedächtniß — aber nur den kleinen Fehler habe, daß ich keine Noten kenne, so bat ich meinen Freund, mir doch gefälligst diesen Walzer vorzuspielen, damit ich ihn später ex memoria einstudiren könne. Mein Freund war gern bereit dazu; »nur,« sprach er, »laß mich vorher noch meinen Zwiebak gar ausspeisen!« Bei dieser Gelegenheit bemerke ich meinen verehrten Lesern, daß mein Freund Doktor Weichmann, ganz in Widerspruch mit seinem zarten Namen, ein ungeheurer Zwiebakesser ist.

Er hatte bereits vierundzwanzig dieser harten Rinden in seinem Kaffee versenkt und war nun eben mit dem dritten Dutzend beschäftigt, als ich ihn um den Vortrag des Walzers ersuchte. Troz meiner Ungeduld krachte und malmte dieser ganz phlegmatisch fort, bis endlich der lezte Brocken *) hinuntergegangen war den Weg alles — Brodes. Ich bin nur deßwegen hier so umständlich, um zu zeigen mit welcher Sehnsucht, mit welchem Prikeln und Kitzeln der Neugier ich das Spiel des Erwiniawalzers erwartete.

Nachdem also Freund Weichmann den Teller von den Zwiebaksamen (man vergebe mir diese Neuerung! Ich denke so gut man Brosamen sagen kann, darf man auch diesen Ausdruck gebrauchen) gereinigt und die lezte Tasse bis auf den Bodensatz oder Grundsatz des Kaffee's — mein Freund versteht sich nicht auf Prophezeihungen aus dem Kaffeesatz, weil er sonst gleich vorhergesagt hätte, daß dieser mein Aufsatz seinem Grundsatz zu Folge nur ein mitleidiges Lächeln erweken würde — ausgeschlürft hatte, hielt er mir noch eine pathetische Lobrede auf den Zwiebak, von dem er behauptete, daß er dem Magen vermöge seines Vermögens die überflüssigen Flüssigkeiten aufzufangen, überaus zuträglich sey und gleichsam einen zweiten Kern im Menschen bilde. Hierauf begab er sich endlich an meinen Flügel, nein, an mein Fortepiano oder Pianoforte, nein, an mein Clavier, nein, noch besser, (leider aber, schlimmer) an mein Hakbrett, und fing an, den Erwiniawalzer zu spielen.

Ich ward ganz davon bezaubert und vergaß mich soweit, daß ich die Erwinia in den Arm nahm und mit ihr im Zimmer herumwalzte, das sich in meiner extravaganten Phantasie bald in den elegantesten Ballsalon verwandelte. In der Pause sprach ich sodann zur liebenswürdigen Erwinia: »Theuerstes Fräulein, ich bin Ihnen wirklich ungemein dankbar für den Genuß, den Sie mir durch dieß déjeûner dansant gewähren. Sie sorgen in der That auf die unermüdlichste und graziöseste Weise stets für die Unterhaltung ihrer Verehrer; bald geben Sie denselben die anmuthigsten Novellen, bald die lieblichsten Lieder mit Musikbegleitung, bald die launigsten Humoresken zum Besten; bald bewirthen Sie uns mit kernhaften Räthsel- und Charadennüssen, und heute halten Sie sogar einen allerliebsten kleinen Ball!« — Ach! seufzte die Schöne, wie gerne würd' ich mehr für das verehrte Publikum thun, aber meine Mittel sind leider gar zu beschränkt! Sie glauben nicht, bester Herr Schnezler, wie schwer es mir wird mich zu halten! — Wie so? rief ich aus, sie fester umschlingend, — sind Sie schwindlig geworden vom Tanze? Ich will sogleich Limonade — Bitte, bitte — sagte sie; ich meine nicht so! Sie verstehn mich schon! Sehn Sie! Meine Einkünfte sind noch gar zu gering! Die Zahl meiner Abonnenten ist leider noch immer gar zu gering. Ich muß mehr Freibillete austheilen als ich bezahlende Entreekarten einnehme, troz den Bemühungen des wakern Herrn Schuler, dessen Schülerin ich das Vergnügen habe zu seyn, troz den Compositionen des genialen Herrn Kastners, der sich allem Kastengeist widersezt. — Ich verstehe, ich verstehe! erwiederte ich. Doch lassen Sie sich deßhalb nicht abschreken, werthestes Fräulein! wenn auch Herr Schuler im Anfang etwas zusezen muß — es wird schon besser gehn; ich wette darauf, wenn Sie fortfahren, ihre Gäste wie bisher jeden Samstag so angenehm zu unterhalten, werden Ihnen immer mehr Abonnenten auf Ihre déjeûnés causants, chantants und dansants zuströmen, Sie werden bald eine Menge ihrer Nebenbuhlerinnen ausstechen; ich selbst verspreche Ihnen künftig immer die kräftigste Unterstützung durch Beiträge von Erzählungen, Mährchen, Novellen und andre Demoisellen. Sie sind gar zu gütig, lispelte die Holde, sich mit dem Blatte, worauf die Waldscene aus dem Tanhauser, also mit dem Palmenblatte, Luft zufächelnd — nur muß ich bitten, nicht mehr so viele Wortspiele zu machen, da dieß vielen Leuten als eine etwas kindische Spielerei vorkommt!

Ich werde mir dieß zu Gemüthe führen, entgegnete ich, und nicht mehr so viel in Wortspielen fortspielen. — Schon wieder! drohte das Fräulein mit schelmischem Lächeln; Sie können doch einmal das Ding nicht lassen! — Von Allem kann ich lassen, wenn ich ernstlich will, flüsterte ich, mich galant verbeugend, — nur von Ihnen nicht, Liebenswürdigste der Würdelieblichsten!

*) Aber nicht der Berg.

Doch, ist es Ihnen gefällig, so fliegen wir noch einmal, beim Schwunge dieses Hackbrettflügels, auf Herrn Kastners schwellenden Melodien durch den Saal; Herr Doktor Weichmann, bis! bis!

Ja, Bisquit! murmelte dieser in den Bart; doch war er so artig, den Walzer noch einigemale zu spielen, bis ich ihn auswendig und innwendig konnte, und ich sage hiemit öffentlich Herrn Kastner meinen innigsten Dank für diesen eines Strauß*) und Lanner würdigen Füßebeflügler, mit der Bitte, uns noch recht oft im Salon der freundlichen Erwinia solch ein reizendes déjeuné dansant zu geben!

August Schnezler.

Strauß.

Der so lange mit Erbitterung von beiden Partheien, den Zwinglianern und Nichtzwinglianern geführte Strauß über die Berufung oder Nichtberufung des Dr. Strauß an die Zürcher Hochschule war beendet und der Beschluß gefaßt worden, dem bereits ernannten Professor als Entschädigung eine jährliche Pension von Eintausend Schweizerfranken zu geben. Damit beruhigten sich jedoch die gährenden Gemüther noch nicht; viele fromme Seelen meinten, Dr. Strauß werde so viel Zartgefühl besitzen, diese Pension auszuschlagen, die Aufgeklärten hingegen, welche sich im Voraus schon gefreut hatten, die Straußen-Eier auszubrüten oder sich mächtige Pfannenkuchen damit backen zu können, wünschten aus ganzem Herzen dem Dr. Strauß diese Schadloshaltung. Sein Sendschreiben fiel auch für letztere Parthei ganz befriedigend aus. Er nahm unbedenklich die Pension an, und das kann ihm auch kein vernünftiger Mensch verargen.

Am Abend desselben Tages, als dieses Sendschreiben eingetroffen war, saß ich in Zürich, im Gasthofe zum Raben. Nicht aufgelegt, dem Tagesgespräche, das sich in immer wiederkehrenden Gemeinplätzen und Zänkereien über obige Angelegenheit unter den Honoratioren herumdrehte, länger Aufmerksamkeit zu widmen, und nicht das Ohr von dem gräßlichsten Deutsch zerreißen zu lassen, hatte ich mir mein Nachtessen auf mein Zimmer bestellt, um ungestört meinen Grillen nachhängen zu können. Meine Flasche war leer, das Licht tief herabgebrannt, ich fühlte mich matt von der Reise und war eben im Begriffe, mich zu Bette zu begeben, als das dumpfe Getöse drunten in dem Speisesaal plötzlich lauter und immer lauter wurde; jubelnde Stimmen, donnernde Vivat hoch! Trompetentusche, Gläserklang, schollen herauf. Der Boden zitterte von dem Lärmen und Gestrampfe unter meinen Füßen. Draußen aber vor dem Thor des Gasthofs schaarte sich das Volk, unter Halloh-Geschrei zusammen; ich riß mein Fenster auf und sah drunten eine unzählige Menge sich drängen und stoßen, ein Fackelzug stellte sich gegenüber auf und grüne Reißer und Kränze wurden haufenweise herbeigeschleppt. Die Ursache zu erfahren klingelte ich dem Kellner; mußte aber mehremale die Glocke ziehen, bis endlich derselbe ganz athemlos hereinstürzte. Was ist denn da unten los? frug ich. — Ach du mein lieber Gott, schrie der Bursche, wissen Sie denn nicht? Strauß ist da! Strauß ist da! So eben angekommen! — Wie, Strauß? Ist's möglich? Ist er also dennoch berufen worden? — Versteht sich, was sollten wir denn die tausend Franken unnützerweise zum Fenster hinauswerfen? Mit diesen Worten stürzte der Kellner wieder die Treppe hinunter, und ich, voll Sehnsucht, den berühmten neuen Glaubenshelden kennen zu lernen, ihm nach.

Aber welch ein Anblick bot sich mir nun hier unten dar! Der lange Speisesaal hatte sich in einen glänzenden Tanzsaal verwandelt; die Tafel und die Stühle waren zierlich gepolsterten Wandbänken gewichen, prächtige Girandolen streuten blendendes Licht aus, jede Kerze brach strahlend aus einem Blumenstrauß hervor, an allen Geländern rankten sich grüne Laubguirlanden. Mit Mühe nur drang ich in das Gewimmel der Versammlung. Da waren alle Professoren und eine Menge Studenten von der Hochschule, der ganze Rath, prangend in seinen Gallakleidern, da waren die elegantesten jungen Herren und die ganze Blüthe der Zürchischen Damenwelt, dazwischen die buntgeputzten, mit Bändern und Flitter stark ausstaffirten Bueben und Maidschi's des Hochgebirges in ihrer Nationaltracht — an der Stelle des Buffets aber stand ein Gerüste gebaut, darauf ein Orchester von etwa 40 Musikern, und in der Mitte, am bescheidenen Notenpult stehend, gab gerade ein ältliches fast unscheinbares Männchen mit dem Violinbogen das Zeichen zur Musik. Und nun schmetterten die Trompeten, donnerten die Pauken; schmolzen die Flöten, sangen die Violinen, klangen die Cimbeln — eine tiefwehmüthige Ouvertüre rang sich in sehnsüchtigen Tönen aus dem Chaos der Instrumente hervor, ein Meer von schmerzlichen Tönen, in dunkler Nacht, überströmt von dem Glutglanz des feuerspeienden Vulkans; Stimmen aus dem Himmel und der Hölle; aus Grabesduft und Frühlingssonnenthälern; Geheule des Föhns aus den lawinendurchrollten Gletschern; Spiele des Abendwinds in der

*) Ich kann nicht umhin, meinen verehrten Lesern, weil doch gerade von Strauß die Rede ist, hier etwas von einem »Strauß« aus meiner Reisemappe vorzulegen.

Aeolsharfe; Schlachtendonner und Hochzeitjubel — Alles wechselte bunt durcheinander. Plötzlich gieng das Andante in das Allegro des Dreivierteltakts über, Tänzer und Tänzerinnen, die schwarzen Fräcke der Städter und die rauschenden Atlasgewänder der Damen, die bunten Tücher der Bueben und die wehenden Bänder der Maidschi's, wirbelten an mir vorüber. Der Bürgermeister Hirzel tanzte wie wüthend mit dem Präsidenten Furrer und Herr v. Muralt mit Herrn Dr. Keller, immer schneller und schneller flogen die Paare an mir vorüber, immer schneller schlug der Kapellmeister den Takt, seine Augen blitzten durch alle die Lichter durch, wie griechisches Feuer, seine Gesichtszüge spielten in den seltsamsten Grimassen, sein Violinbogen war zum Scepter geworden, um sein graues Haar wand sich eine goldene Krone mit Straußenfedern überhangen; die Orchesterestrade war ein herrlicher Thronsaal geworden, mit Purpur belegt, Alles verschwamm in der brausenden rauschenden See der himmlischen Walzertöne und zu den geöffneten Fenstern herein riefen Tausende von Stimmen: Das ist der rechte Strauß! Vivathoch! Wir wollen keinen andern. Der verdreht uns doch nicht die Köpfe, sondern nur die Beine! An diese Lehre wollen wir glauben! Vivat, Vivat! der Walzerkönig Strauß!

Und herein stürmte das entzückte Volk; im ungeheuren Gedränge stockte die Reihe der Tanzenden, Lorbeerkränze flogen ins Orchester, Böller krachten draußen und der Bürgermeister Hirzel umarmte den herrlichen Meister und Regenten und umflocht seine Krone mit einem Lorberreiße. Auf einer silbernen Schüssel überbrachte ihm nun die Deputation der Bürgerschaft das Doktor-Diplom und Patent als Professor des besten Tons an hiesiger Universität und schloß seine Anrede mit den Worten: »Und so sind wir überzeugt, daß allein Dero Walzer die sichersten Walzen sind, alle Religionsumwälzungen in unserm Kanton hinwegzuwälzen!« Neuer Jubel, neuer Donner des Geschützes und der Toaste, unter dem Geknall der Champagnerflaschen; und nun begann der abentheuerlichste Walzer, trotz des Mangels an Raume. Alles, Alles drehte sich im Kreis, Saal, Tänzer, Leuchter und Girandolen, der Wirbel der Musik ergriff gleich einer Wasserhose jeden Gegenstand, ich selbst drehte mich wie im Kreisel auf einem Fleck umher, siedend rann der Schweiß mir von der Stirne — da plötzlich gellte eine Stimme in mein Ohr: Herr, so eben hat's fünf Uhr geschlagen, befehlen Sie, daß ich anspannen lasse?

Und ich erwachte und fand mich in meinem Bette, das sich noch um mich zu drehen schien; vor mir stand der Oberkellner und setzte das Frühstück auf den Tisch. Erst die frische Morgenluft, die vor Zürich vom See her in meinen Wagen hereinwehte, vermochte den Schwindel meines seltsamen Traumes zu zerstreuen.

August Schnezler.

Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.

Gesammelt von A. St.

10.

— Der Lure-Jerri. Gegen Ende Jänner, oft früher, oft aber auch erst im Februar, kommt zu Buchsweiler, eine wasserreiche Quelle unter der katholischen Kirche her und ergießt sich in einen kleinen Weiher, die Schäferei genannt; auch füllen sich davon schnell alle Brunnen mit Wasser an. Da vor Ankunft dieser Quelle — wenn nicht gerade anhaltendes Regenwetter eintrifft — die meisten Brunnen schwach fließen, so erwartet man dieselbe in der ganzen Umgegend mit Ungeduld. Auch Hattmatt und Imbsheim versorgt sie mit Wasser. Die Quelle soll oft fremde, ausländische Baumblätter mitführen, so daß die Volkssage sie mit hohen südlichen Gebirgen in Verbindung bringt. Ein Landgraf von Hanau ließ lange vergeblich nachgraben, um ihr auf die Spur zu kommen und sie irgendwo zu fassen. Da sie auch seine Brunnen, Weiher und die Wasserspiele des Schlosses reichlich versorgte, versprach er einst, bei anhaltendem Wassermangel, demjenigen, der ihm die Ankunft der Quelle zuerst melden würde, einen neuen Hut. (Nach andern eine rothe Mütze). Ein junger Bursche, Namens Georg (Jörge, Jerri), lauerte Tag und Nacht und brachte endlich dem Grafen die erwünschte Kunde, daß das Wasser angekommen sei. Da nun dieser Jerri so lange und so begierig auf die Quelle gelauert (gelurt) hatte, so nannte man sie von ihm den Lure-Jerri. So erzählt die allgemeine Volkssage. — Nach einer andern Deutung soll der Name von St. Ludegarius, dem Patron der katholischen Kirche Buchsweilers, herkommen.

Viertes Verzeichniß der milden Beiträge für Anton Schlude.

	Fr.	C.
Von zwei Ungenannten, durch Hrn. Adolf Stöber, in Oberbronn	7	—
Ein Ungenannter	5	—
Deßgleichen	10	—
Deßgleichen	4	—
	26	—
Betrag der frühern Gaben	95	—
Zusammen	121	—

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 20.

Samstag, den 18. Mai 1839.

Die Möwe.*)

.... L'exilé partout est seul.
DE LA MENNAIS.

Welch' ein Schrei aus der Ferne —?
Und nun wieder? — und nun nah?
Eine Möwe —! eine Möwe!
Die so lang' ich nicht sah!

Eine Möwe kommt geflogen
Übers brausende Meer,
Fliegt in Kreisen und Bogen
An's Fenster zu mir her.

Aus der Wogen Erbrausen
Dringt ihr Schrei mir durchs Herz;
Es ergreift mich ein Grausen
Und ein heimlicher Schmerz.

Liebe Möwe — so ganz alleine?
Bist so selten hier zu Land';
Sah' bis heute noch keine
Deiner Schwestern hier am Strand!

Woher kommst du? wohin eilst du?
Was bedeutet dein Schrei?
Warum klagst du —? warum weilst du —?
Als ob du wüßtest wer ich sey!

Liebe Möwe! bist gekommen
Vom geliebten Vaterland?
Hast die Seufzer vernommen
Meiner Lieben dort am Strand?

Was bedeutet dein Schrei?
Was verkündet dein Ruf?
Sind's die Klagen der Treu',
Die mein Leiden dort schuf?

Wird ein Herz dort in Wehmuth
Um den Sänger gequält!
Das in ängstlicher Demuth
Seinen Kummer verhehlt? —

Welch' ein Grausen? — bist du Bote
Eines Unglücks wohl gar,
Das seither mich bedrohte, —
Das zur Stunde nun wahr?

Ist schon wieder gebrochen
Dort ein heiliges Band?
Was bedeutet dieß Pochen
Meines Herzens, so verkannt?

Ist schon wieder zerrissen
Dort ein Bündniß der Treu?
Liebe Möwe — wirst es wissen; —
Darum kreischet dein Schrei.

*) Aus den Furien, einem nächstens bei G. L. Schuler erscheinenden größern Cyclus.

— Bald zwei Monde verschwunden;
's kommt noch immer kein Brief.
Und mein Herz so voll Wunden —
Und die Wunden so tief!

Siebzehn Jahr' war ich ferne
Und nun jüngst dort so nah,
Daß ich all' die trauten Sterne
Meiner Kindheit wieder sah!

Traute Möwe bist gekommen
Vom geliebten Vaterland!
Hast die Seufzer vernommen
Meiner Lieben dort am Strand!

Liebe Möwe meiner Klagen!
Eil' zurück zum Vaterland!
Grüß' die Herzen, die mir schlagen —,
Jedes Herz, das mich verstand,

Traute Möwe! nimmst die Richtung
Gen Norden zurück? —
Heil'ger Bote meiner Dichtung,
Wie verfolgt dich mein Blick!

Grüß' mein Volk —! grüß die Lieben,
Ob manch' Herz auch mich kränkt,
Grüß', wer treu mir geblieben,
Grüß', wer Liebe mir schenkt. —

Und grüß' Einen, der mir treu ist,
Der mir treu ist, gewiß;
Der von Falschheit so frei ist; —
Den das Schicksal mir entriß:

Als gefang'ner Verbannter
Mußt' ich scheiden von ihm;
's ist mein Freund aus Newfoundland,
Dessen Herz ich wohl rühm'!

Der Uhrmacher von Paimbol.

(Schluß.)

Gegen Abend endlich wurde ihm ein Päckchen überbracht; es enthielt nebst einer ansehnlichen Geldsumme, die den Lohn, den ihm der Uhrmacher schuldig war weit überstieg, ein Briefchen mit den wenigen Worten:

„Ihr hättet Euch eher erklären sollen. Euer Stillschweigen hat uns Alle auf lange Zeit hin unglücklich gemacht; aber Gott hatte es zum voraus so bestimmt. Beiliegend ein Empfehlungsschreiben an einen Freund in Edinburg: ein Arbeiter verdient hinlänglich bei ihm um ein Weib zu erhalten.“

Besagtes Empfehlungsschreiben an einen Uhrmacher in Edinburg fand sich wirklich in dem Päckchen vor.

Noch denselben Abend reiste Pierre ab und langte nach kurzer und glücklicher Seefahrt in Paimbol an, wo ihm Jeanne arm, krank und in einem Zustande, entgegenwankte, worin er kaum mehr die bei seiner Wegreise so rosig aufblühende Jungfrau zu erkennen vermochte. Ihre Mutter war schon vor einiger Zeit gestorben und zwar gerade an demselben Tage und zu derselben Stunde, wo Pierre die Glockenklänge vernommen hatte und die Geisterstimme, die unter seinem Fenster das Lied von der Braut sang. Die Verlobung ward still und prunklos vollzogen und die beiden jungen Ehegatten reisten sogleich nach Schottland ab.

Dank der väterlichen Fürsorge Meister Smith's, fand Pierre in Edinburg bald Arbeit und sein Geschäft gedieh. Er gewann viel und brauchte wenig, und schon nach einigen Monaten konnte er eine eigene Uhrmacherwerkstätte einrichten und für eigene Rechnung arbeiten.

Umsonst aber gelang dem jungen Paare jedes Unternehmen, Jeanne wurde von Tag zu Tag trauriger, kränker, schwächer. Oft fand Pierre sie, die Hände über den Knieen gekreuzt in gänzlicher Erschöpfung dasitzen und zwei große Thränen rollten über ihre bleichen, abgehärmten Wangen. Und wenn er sie dann tiefbetrübt fragte was sie so unglücklich mache und welches die Ursache ihrer Thränen, ihrer Bläße, ihres Dahinwelkens sey, so erwiederte das junge, unglückliche Weib mit matter Stimme, sie könne es nicht sagen, sie wisse nicht woher all' ihre Leiden herflößen, aber sie fürchte sich, sie seye traurig und nichts in der Welt könne ihr mehr ein Lächeln abgewinnen. Pierre hörte es mit zerrissenem Herzen und alle seine liebreichen Versuche ihr wieder Lust am Leben einzuflößen, blieben erfolglos. In Jeanne's kranker Brust wohnte die weissagende Traurigkeit,

die den Keim des Todes bei sich trägt und das geheimnißvolle Gefühl des menschlichen Körpers zu seyn scheint, das den nahen Augenblick seiner Auflösung vorausahnt.

Jeanne war für die anstrengenden Arbeiten, denen sie sich unterziehen mußte, viel zu schwach zur Welt gekommen. Die rauhen und trüben Tage ihrer Kindheit hatten alles Leben in ihr erschöpft und als ihr später das Glück zu lächeln begann und man sie liebreich aufrichten wollte, war ihre letzte Lebenskraft gebrochen, war sie eine im Tod unrettbar dahinwelkende Blume. Pierre sah mit banger Seele wie sie täglich kränker und schwächer wurde. Er konnte aus ihren schmerzlichen Zügen die fürchterlich-raschen Fortschritte des unheilbaren Übels herauslesen und zum voraus die Stunde bestimmen, denn ihr Leben schien sichtlich zu entfliehen. Sie selbst fühlte schon längst, daß der entscheidende Augenblick nicht mehr ferne sey und dennoch entfuhr kein Klagelaut ihrer stilldulddenden Seele: Sie hatte an Gott und an ein ewiges Fortleben nach dem Tode glauben gelernt und sah in demselben nur einen Übergang in eine schönere, herrlichere Welt. Übrigens war ihr Leben ruhig, rein und wohlbenützt dahingeflossen; der Zweck desselben war für sie hienieden erreicht, sie konnte in einer andern Welt nur gewinnen und ihr bester Trost im Tode war eben dieses Leben. Nur ein Gedanke schien ihre letzten Augenblicke zu trüben. Sie sollte nicht in den Gräbern ihrer Väter ruhen; ihre Gebeine sollten nicht in die heilige Erde der Heimat eingesenkt werden! Und was würde aus ihrer armen Seele werden, wenn sie des Nachts zurückkehrte? Einsam unter so vielen ihr unbekannten Schatten müßte sie herumirren; nicht ihr Vaterstädtchen, im Mondenscheine stillschlummernd, könnte sie von ferne erblicken, nicht die Kirchuhr ihrer Heimat vernehmen, nicht den Wind in den langen Gängen brüllen hören, die sie als Mädchen so sehr floh, wenn der Bigniou lustig zum Tanze rief und sie diesem Rufe des Satans fast willig gefolgt wäre! All' diese Erinnerungen erfüllten die Sterbende mit noch tieferm, untröstlicherm Kummer. Sie wendete ihr Haupt gegen die Mauer um, damit Pierre ihre Thränen nicht sehn möchte und weinte still in die Kissen, bis sich ihre müden Augen schlossen und ein mildernder Traum ihr den Kirchhof von Paimbol, ihre liebste, ihre einzige Hoffnung, zeigte. Dennoch schwieg sie aus Furcht Pierre vor der Zeit zu betrüben; als aber der feierliche Augenblick herbeigekommen war, und das junge Weib fühlte wie ihre Seele auf ihren Lippen zitterte und der Tod seine kalte Hand nach ihr ausstreckte, rief sie den Heißgeliebten an ihr Bett.

— »Pierre,« hauchte sie mit gebrochener Stimme, »gelobe mir zu erfüllen was ich von dir verlangen werde.«

— »Ich gelobe es,« sagte der junge Mann bitterlich weinend.

— »Ich werde sterben: versprich mir meinen Körper in die Bretagne zurückzubringen und auf dem Kirchhof zu Paimbol neben meiner Mutter einzusenken.«

— »Ich verspreche es dir,« gelobte der Arme, von Thränen halb erstickt.

— »Habe Dank, Pierre....« lispelte Jeanne und als hätte sie nur auf diesen Verspruch gewartet, streckte sie ihre Arme nach ihm aus, lächelte und verschied.

Ach! nicht schildern läßt sich Pierre's wilder Schmerz, doch ertrug er ihn mannhaft, denn er hatte ein Gelöbniß zu erfüllen und Religion und Liebe hatten dazu seine sonst schwache Seele erstarkt und gekräftigt. Er gab seinen Handel auf, verkaufte was er besaß, opferte willig und gern sein ganzes Vermögen für das Recht auf, den Körper seines Weibes mit sich fortnehmen zu dürfen, und gieng auf ein Schiff über, das eben nach der Bretagne abfuhr. Sieben Jahre zuvor hatte ihn dasselbe Schiff am Arme einer Braut und das Herz vom Glück geschwellt herübergetragen, und nun führte es ihn wieder dorthin zurück von wo er gekommen war, und mit ihm einen Sarg, worin Glück und Braut in Todesnacht verschlossen lagen!

Die Überfahrt gieng Anfangs glücklich vorbey und die Morgenröthe des achten Tages zeigte Pierre's Blicken die wohlbekannten Küsten der Heimat. Schon vernahm man in der Ferne das Toben und Tosen der klippenvollen Brandung des Archipels von Brehat. Da erfüllte neuer Schmerz des Uhrmachers Brust und Thränen traten in seine Augen. Ach! dorthin wo er geboren war, wo er geliebt hatte, wo er glücklich gewesen, kehrte er nur zurück um einen Sarg der Erde zu übergeben! Niemand erwartete ihn dort als ein Todtengräber um das Grab zu bereiten und ein Priester um es zu weihen!

Die Nacht hatte sich indeß herniedergesenkt und schwarze, wetterdrohende Wolken überzogen den Himmel. Der Kapitän der Goelette, worauf sich Pierre befand, schien einen Sturm zu fürchten und seine Ahnung wurde bald zur schrecklichen Gewißheit. Der Wind blies von der Seeseite her und riß das Schiff pfeilschnell dem Lande zu. Umsonst bot die Mannschaft ihre vereinten Kräften auf, ankämpfend gegen die Wuth der Wogen, um dem Schiffe eine andere Richtung zu geben. Das schwache Fahrzeug vom Orkan umstürmt, eilte mit seinen zerrissenen Segeln auf der wüthigen Fluth daher, wie ein an den Schwingen verletzter Seevogel, den die Woge mit sich fortreißt.

Näher und näher zeigte sich das Land; eben war das Schiff am Eingang der Klippenreihe angelangt: einige Schritte weiter vernahm man das donnerähnliche Brüllen der Brandung

in den Felsenrissen. Die Goelette als wäre sie selbst davor erschrocken zurückgebebt, widerstand von Zeit zu Zeit der Wuth der Wogen, änderte ihre Richtung und wurde bald da bald dorthin geschleudert. Plötzlich erschall eine Stimme durch den Sturm:

— »Eine Leiche an Bord! Wir sind verloren!«

Diese Worte brachten eine magische Wirkung auf die ganze Mannschaft hervor. Der alte Glaube, der allen Seeleuten gemein ist, daß die Anwesenheit einer Leiche auf einem Schiffe, dessen Sicherheit gefährde, kehrte allen frisch in's Gedächtniß zurück.

— »In's Meer mit dem Todten! schrieen sie wie aus einem Munde, und nach dem Zimmer hinabstürzend, faßten Sie den Sarg und schleppten ihn auf's Verdeck. Aber Pierre vom Lärm schon benachrichtigt, warf sich mitten unter sie. Er wollte sprechen, aber er wurde nicht angehört; er wollte sein heiligstes Gut vertheidigen, aber man stieß ihn zurück.

— »In's Meer mit dem Todten!« brüllten die Matrosen, und schon erhoben sie die Bahre.

— »Nicht ohne mich!« schrie jetzt auch Pierre, warf sich auf den Sarg und umfaßte ihn mit beiden Armen so fest, daß man ihn mit aller Gewalt nicht davon loszureißen vermochte. Die Matrosen hielten inne, fürchtend einen Mord zu begehen. In diesem Augenblick durchbebte ein schrecklicher Stoß das ganze Schiff; alle Planken krachten und der Hauptmast fiel donnernd nieder. Die Goelette war zwischen zwei Felsen gerathen, die sie wie in eiserner Umarmung festhielten. Die ganze Nacht über blieb sie darin hängen, ohne daß es den Wogen gelang sie wieder flott zu machen.

Als der Morgen anbrach, hatte sich der Sturm etwas gelegt und einige Fischerbarken aus Bréhat nahmen die Gestrandeten auf. Pierre und sein Sarg wurden gleichfalls gerettet.

Nachdem er das, was ihm noch übrig geblieben, freudig hingegeben, um seiner unglücklichen Jeanne einen Grabstein von rosenfarbigem Granit zu errichten, den man noch sehen kann, ist Pierre wieder fortgewandert, arm und als ein gemeiner Arbeiter wie zuvor. Nur hat er diesmal auf dem Kirchhof zu Paimbol zwölf Jahre seines verflossenen Lebens und die Hoffnung seines zukünftigen zurückgelassen.

Deutsch von Karl Wild

Aus der Humoreske:

Eine Reise durch den Mond.*)

Von A. Weill.

Erste Station.

1.

Hurra, wie schnauben die Rosse, wie blitzen die stiebenden Funken, wie rasseln die Räder! Vorwärts, Kutscher! Kaliban sitzt mir zur Linken, Ariel zur Rechten.

Es glitzern die schneeigen Felsen, es zittern die grinsenden Bäume; kalt braust der Wind durch ihr Gezweige. Vorwärts Kutscher, Kaliban friert! Laß schnauben die Rosse, des Windes Gefährten; laß rasseln die Räder, Bewegung ist Leben; laß blitzen die Funken, sie gleichen dem Geiste. Ariel liebt Feuer, es gleichet der Tugend, Ariel ist Liebe, sie kennt keinen Winter. Kaliban friert, er wittert Schnee. Vorwärts! wir müssen vor dem Winde noch ankommen.

Wir stiegen ab. Der Kutscher führte uns in das Gasthaus zum Labyrinthe. Der Wirth hieß Dädalos. Ich hab' den Geldbeutel verloren, sagte Kaliban beim Absteigen, der Kutscher fuhr zu schnell. — So schaffe mir heute noch Ersatz dafür, oder ich erwürge dich, war meine Erwiederung. Dädalos erschien. — Wie heißt das Wirthshaus? — Sie verzeihen, es ist das erste Hotel im ganzen Königreiche. — Auch das Theuerste? — Je nach Stand und Rang. Bettler logiere ich nicht. Sie sind zu reich für meine Gäste und zu arm für meine Zimmer. Wollen Sie in dem Salon spazieren? — Wird man mich bemerken? — Dädalos lächelte.

In dem Salon befanden sich mehr als eine Million Menschen. Ich trat ein. Es war an einem Concertabend, man sang eine Hymne auf Napoleon, Text von Shakspeare, die Musik von Mozart. Ich dachte nicht mehr an den verlorenen Geldbeutel. Kaliban lief mir nach und flüsterte: Wenn ich nicht irre, bewundern Sie die Größe des Menschen? — Ja. — Gefällt Ihnen die Menge? — Zum Entzücken. — Mit einem Wort jage ich sie fort und stecke ihr Geld in die leere Börse. Wo ist Ariel? — Er spielt die Harfe. — Erlauben Sie, daß ich's wage? wir haben kein Geld! — Ja. — Doch unter einer Bedingung, ich bin ihr Diener nicht mehr. — Verschaffe mir mein Geld zuerst. — Gut. — Kaliban, drängte sich mit Ungestüm durch die Menge, warf Stühle und Bänke um, gebährdete sich wie ein Wüthender und schrie laut, es hätte ihn vor einigen Wochen ein toller Hund gebissen! Hurra! Es

*) Erscheint nächstens bei G. L. Schuler.

[illegible] und [illegible] die [illegible] Menge, es klirren die Fenster mit [illegible] Kaskade. Hierher! Dorthin! Vorwärts! Jammergeschrei! Klagegewimmer! Es steht Napoleon mit Shakspeare und Mozart. Es werden Frauen erdrückt, aus Furcht, gebissen zu werden. Vorwärts! Wo ist die Thüre? Bänke und Stühle, Flöten und Baßgeigen liegen zerschmettert vor Kaliban's Füßen. Draußen braust der Wind zum Erfrieren, drinnen ersticken die Menschen vor Furcht und Hitze. Kaliban steht still. Ariel sitzt neben ihm und greift in die Saiten. Vergebens. Der Saal ist leer. Endlich kommen Ärzte. Kaliban lacht. Wasser, Wasser! heißt es. Kaliban schaudert zusammen und die Ärzte fliehen. Kaliban leert die Taschen aller Röcke und Mäntel, plündert die Zurückbleibenden, die ihm Alles lassen und zu entweichen suchen. Er nimmt einem Engländer 100,000 Banknoten und sein Manuskript ab, eine Abhandlung über die Kunst, reich zu werden. Er sammelt seine Reichthümer und entflieht. Es fallen Schüsse. Von allen Seiten blitzt es zu den zerbrochenen Fenstern herein. Zu spät! Man hört Pistolen- und Flintenknall, Ariel sitzt bei seiner Harfe. Es blitzt, es zischt, Ariel fällt. Sieg! erschallt es. Wir sind gerettet. Er ist überwunden. Te deum laudamus! — Ariel liegt in seinem Blut, die Harfe über ihm, man stürzt in den Saal, durchbohrt ihn und begräbt ihn als Todten. Ich entferne mich, erwarte Kaliban: wo mag er seyn? Verrätherei! Man führt mich in's Gefängniß. Verrätherei! Kaliban! Kaliban! hilf deinem Herrn Ariel, bete für mich! Es brauset der Wind durch die Zinnen der Thürme, es klirret die Wache mit blinkendem Schwerte, es fallen die Riegel, es klappert das Schloß. Leb wohl Ariel, bete für mich. Verflucht Kaliban!

6.

Gedanken eines Verlassenen.

Wenn plötzlich im Leben der Mensch von den Freunden geschnitten, dann fahret er schrumpfend zusammen, erkennt sich selbst.

So oft sich die Seele getäuscht, schlägt ihr die Täuschung eine Wunde, die sich am Ende vernarbt.

Die Narben der Seele, das sind Erinnerungen, die nimmt er zum Stab in die Hand und wandert [illegible] Leben.

Keine Dornen im Leben ohne Blüthe, nur muß man sie pflücken.

Es bietet das Nichtigste eine höhere Lehre, durch Gleichnisse nur erhält sich das Leben, relativ nur, ist uns das Leben.

Im Schmerze, eher noch als in der Freude, fühlt sich das Leben. Erst muß das Wasser sieden, eh' es melodische Töne pfeift, erst muß das Feuer [illegible], eh' es [illegible] Töne entgegen dir glüht.

Ein göttlicher Dornbusch war [illegible] in stiller Musik bestand, ohne sich zu verzehren. Erlischt auch das Feuer, so bleibt doch der Busch.

Der Dichter im Leben, das ist der Dornbusch. Erlischt auch das Feuer, der Dornbusch bleibt.

Der Dichter im Leben, wie ist er verlassen. Ihm wird der Schmerz mit dem Gedanken, unter der Feder zur Freude.

Schmerz und Freude, sind seine Freunde, die stets ihn begleiten, und sich wie Engel verwechseln.

Nie aber hat er Menschen zu Freunden. Ihnen ist er ein Instrument, worauf sie spielend ihm himmlische Töne entlocken möchten. Da plötzlich ergreift ihn der Freund bei den Saiten, um ihn zu heben.

Die Saiten zerplatzen, es stürzt das Instrument rückwärts zu Boden und zerrissen auf immer ist die Harmonie.

Ich bitte Euch, ihr Menschen lasset den Dichter allein. Ihr könnt ihn nicht spielen, und dreht und drecht an den Saiten bis sie verstimmt sind, auch wenn sie nicht platzen.

Zwei Freunde nur hat der Dichter im Leben, den Tod und die Nachtigall.

Sitzung auf dem Maskenball.

— Hierher, meine Herren Doktoren. Die Gesellschaft erwartet S. um ihre Sitzung eröffnen zu können. — Mehr Lichter damit die Herren bellichten. Etwas [illegible] die Musik, damit der Nachhall bis zu den Ohren der Herren Doktoren dringt. — So. — Das Wort ist an Rektor. —

Der Rektor: Meine Herren, ich bitte vor Allem um Nachsicht. Ich habe nie noch improvisirt, ausgenommen zur Zeit meines Examens, wo ich so erschrocken war, daß ich vierzehn Tage früher eine Rede mir aufsetzte und sie auswendig lernte. Wenn wir aber schon hier der Freude halber versammelt sind, so soll man doch sehen, daß wir sogar aus dem Spaß, Ernst machen können, damit Andern unser Ernst zum Spaß wird. Ich habe Euch noch vor dem Essen eine wichtige Entdeckung zu machen, die ich, so zu sagen, [illegible] erfunden habe. Ihr wißt wie groß die Fortschritte sind, die das Menschengeschlecht gemacht hat, seit seines [illegible]. Eine Erfindung machte die andern vergessen, so daß wir uns immer an die neueste halten müssen. Ja wir sind soweit gekommen, daß seit der Erfindung der Buchdruckerei, alle Menschen gelehrt werden und den Geist der Alten entbehren können. Nur an Einem fehlt es uns noch, an Beweisen. Der Mensch weiß, daß er ist, aber es fehlt ihm

an einem gelehrten Beweis dazu. Es ist der Zweck unserer Gelehrten, die an der Gränze der Vollkommenheit angelangt sind, Beweise für das Vergangene zu liefern. Die Philosophie deren Geist man jetzt auf allen Toiletten antrifft, darf und kann nichts ohne Beweis glauben. Ich frage Euch z. B. wer beweist mir, daß eine grade Linie nicht krumm ist, und mancher, der nicht die Mathematik gründlich studiert hat, weiß nicht darauf zu antworten. Denn das Schwierigste ist das Einfachste und das Einfachste das Höchste. Ich habe hier schon wieder einen älteren Satz aufgestellt, wer beweist mir ihn? Unsere Gelehrsamkeit also muß sich vor Allem auf Beweise gründen. Ich habe also beim Eintritt in dieses Zimmer eine große Entdeckung gemacht, die vielleicht die nöthigen Beweise für das Haupt einfachbewiesene Schönste — denn was schön ist, ist auch wahr, so wie umgekehrt, nur das Wahre schön ist. — Aus meiner Erklärung der Anfangsgründe des leichtbewiesenen einfachsten Wahrheit wird dieser Satz sattsam bewiesen. — Ich habe also, um mich nicht zu wiederholen — die Entdeckung gemacht, daß der Mensch im Stande ist, die Sonne nachzumachen. — Ihr staunt — Aber das sagt' ich ja eben, das Höchste ist das Einfachste. — Es ist also erwiesen. Eine Stimme: Nichts ist erwiesen. — Eine andere Stimme: Freilich ist's erwiesen? — Zum Beweis! — Der Rektor, seine Schellenkappe zurechtlegend: Allerdings, könnte man fragen wie es erwiesen ist, auf welche Art? Erwiesen ist es, das ist nun gewiß und ein Factum. Es handelt sich blos um das Wie — zuerst sey es mir aber erlaubt die Wichtigkeit der Entdeckung selbst und ihre Folgen auseinanderzusetzen. Ihr wißt, meine Herren die Fabel mit dem alten Prometheus, der das Feuer vom Himmel stahl und für seine Verrätherei büßen mußte. Diese Fabel ist gleichsam das Geheimniß von der Größe des Menschengeschlechts. Man denke sich die Folgerungen von meinem Satze, der Mensch kann die göttliche Sonne nachmachen, er besitzt alle Götterkraft und ist im Stande zu schaffen und zwar Etwas aus Nichts. Auf diesen Grundsatz stützen sich die Alchimisten, die eine dunkle Ahnung von meiner Entdeckung hatten und die logischen Folgerungen urbar machen wollten. Es wäre also dem Menschen auch möglich, Menschen zu schaffen und zwar ohne einen andern Menschen, außerhalb seines Ichs. Da wir den Menschen, als Mensch, für das Höchste in der Schöpfung halten, so wäre es erwiesen, daß er so gut er die Sonne nachmachen kann, die nur bis jetzt Gott allein in's Daseyn rief, er auch im Stande ist, wenn er nur kann, Menschen nachzumachen und zwar ohne einen andern Menschen und außerhalb seines philosophischen Ichs. —

Dieselbe Stimme: Es ist aber nicht erwiesen. —

Der Rektor: Ich habe ja nur den Fall vorausgesetzt. Der Gelehrte muß mit seinem Verstand vorausgreifen können, sonst geht er in der wirklichen Hexe zu Grunde. Ich werde jedoch das Factum selbst durch ein anderes und zwar durch die höchste Einfachheit, woraus zugleich wird, daß das Einfachste das Höchste und das Höchste das Einfachste ist. —

Die andere Stimme: Das ist ja schon erwiesen, und wäre ein unverzeihlicher Pleonasmus. —

Der Rektor: Ich werde Euch beweisen, daß es kein Pleonasmus ist. Laßt uns jedoch zuerst eins trinken. Zum Wohle der größten Gelehrten im Reiche Sinai hoch! — man hört einen Tusch.

Der Rektor: Ich werde mich kurz fassen. Doch da ich die letzte Frage zuerst beantworten muß, ehe ich zu dem Hauptbeweise gelange, so werde ich beweisen, daß es kein Pleonasmus war, als ich sagte das Höchste.

Dieselbe Stimme: Ich nehme mein Wort zurück. Beweisen Sie den ersten Satz.

Der Rektor: Sobald Sie Ihr Wort zurücknehmen, so ist er schon erwiesen. Denn wenn Sie den Satz dadurch annehmen, daß das Höchste das Einfachste sey, so muß man auch das Höchste auf die einfachste Art machen können. Gibt es aber etwas Höheres in der Natur, als die Sonne direkt nachmachen zu können? Ich frage Euch Alle.

Alle: Nein.— Der Rektor: So ist es auch unwidersprechlich erwiesen.

Zur weitern Erklärung jedoch diene Folgendes. Bei Nacht scheint die Sonne nicht. Das ist zwar wahr, aber von keinem Gelehrten noch erwiesen. Was thun wir aber bei Nacht, wenn wir sehen wollen, wir zünden Lichter an. Daraus erfolgen zwei Sätze: 1) daß wir die Sonne gleichsam nachmachen können durch Licht, und 2) daß man bei Tag kein Licht braucht, was bis jetzt noch nicht erwiesen war. Ich bitte, meine gelehrten Mitbürger, die Sache ein wenig beim Licht zu betrachten. So wie aber das Ding selbst, das Öl, woraus wir Licht machen, das Licht erlischt, wenn es direkt auf es geschüttet wird, eben so ist es erwiesen, daß zwei Sonnen gegeneinander die Welt verdunkeln würden. Deswegen, meine Herren, darf ich meine Entdeckung, die wie so klar erwiesen ist, nicht weiter publiziren, aus Furcht, die Sonne selbst zu verlieren. Ich werde mit meinem Geheimniß sterben, indem ich mich zum Wohle der Menschheit aufopfere. Möget Ihr dies bedenken, und einst nach meinem Tode mir dies auf mein Denkmahl setzen. Dixi.

Tambourliedchen.

Den Wirbel schlag' ich gar so stark,
Daß euch erzittert Bein und Mark;
Drum denk' ich an's schön Schätzelein.
Blaugrau,
Blau,
Blaugrau,
Blau
Ist seiner Augen Schein.

Und denk' ich an den Schein so hell,
Von selber dämpft das Trommelfell
Den wilden Ton, klingt hell und fein.
Blaugrau,
Blau,
Blaugrau,
Blau
Sind Liebchens Äugelein.

Karl Candidus.

Die geistigen Bestrebungen der modernen Römer.

(Nach dem Englischen.)

Vorherrschend ist die Hinneigung zur Kunst, namentlich zur bildenden. Für die Malerei besteht die eigene Akademie von San Luca, und eben jetzt scheint es, daß das römische Künstlerleben und Wirken, bei einem fördernden Wetteifer der dortigen Kunstjünger aus allen gebildeten Völkern Europa's und selbst der neuen Welt, von einem frischen, glücklichen Aufschwunge mehr als jemals ergriffen sey. Weniger günstig ist es um die Wissenschaft bestellt, obgleich an gelehrten Anstalten in Rom kein Mangel ist. Das Kollegium der Universität, genannt della Sapienza, gegründet und erweitert von den Päpsten Innocenz IV., Bonifaz VIII. und Clemens VI., ist ein großartiger Gebäude, worin acht Professoren die Theologie, eben so viel die Medizin, sechs die Rechte, fünf die Philosophie, einer die schönen Wissenschaften und einer die griechische und die arabischen Sprachen lehren. Außerdem sind das Collegium Clementinum, das Collegium Romanum und Nazarenum, so wie das Collegium de propaganda fide mit seiner reichen Bibliothek und berühmten Buchdruckerei, welche die Schriften von dreißig verschiedenen alten und neuen Sprachen besitzt, sehenswerth; dann unter den Akademien und gelehrten Gesellschaften jene der römischen Geschichte und Alterthümer, der [illegible], der Arkadier, deren Mitglieder sich idyllische Schäfernamen beilegen und viel mit Sonetten tändeln. Gleichwohl hat man in Florenz, diesem Sitze der italienischen Literatur, das Sprichwort, ein Römer lasse sich durch die Wissenschaft nie vom Schlafen abhalten. Wahr ist es, daß namentlich viele Personen der höhern Stände zu treffen sind, ihre eigenen Gemälde und Statuen zu bewundern, die zum Theil wirklich nicht wissen, was sie besitzen. Der Klerus, der die beste Gelegenheit zur Geistesbildung hätte, hängt noch an den scholastischen Formen und Spitzfindigkeiten der alten Schule, wie sich denn die Philosophie in Italien überhaupt noch kaum über die aristotelische und scholastische Periode erhoben hat. Die Wissenschaft, welche, durch die Umgebung angeregt, in Rom am meisten Pflege findet, ist die Alterthumskunde. Der sogenannten Commenanti, d. h. Kunst- und Antiquitätenkenner ist Legion; sie lassen sich als Ciceroni brauchen und führen die müßigen und neugierigen Reisenden, besonders die jungen englischen Gentlemen, die ihren Römerzug wie irgend ein anderes fashionables Bedürfniß behandeln, nicht selten hinter das Licht.

Rom hat zu allen Zeiten Männer von Genie adoptirt und gebildet, aber nur wenige geboren. Mit Ausnahme des Julius Cäsar, des Lucretius und Tibullus, war kein Klassiker, dessen Schriften uns erhalten sind, ein geborener Römer; die Künstler, welche die Stadt verschönerten, waren Griechen. Dasselbe blieb im Ganzen auch in spätern Zeiten das Schicksal dieser Stadt, man müßte denn etwa Metastasio als einen Poeten gelten lassen: sie war die Nährerin großer Talente, die aus der Fremde kamen. Sie strömten ihr zu, als der Königin der Kunst und des Alterthums; sie erzog sie und eignete sie sich an; aber die Wissenschaft hat unter dem Krummstabe, wo sonst gut wohnen seyn soll, noch wenig gesunde Blüthen getrieben. Wohl war Rom die erste Stadt in Europa, die eine Akademie zur Beförderung der Naturwissenschaften und zur Bewältigung einer veralteten Philosophie begründete; aber bald wurde dieser Fehlgriff wieder gut gemacht und Galilei's »sternenhelles« Geist, wie ihn Byron nennt, hatte dafür zu büßen. Auch jetzt werden Männer der Wissenschaft in Rom eher geduldet, als ermuntert; die Regierung läßt sie gewähren. Belohnung und Schutz wird ihnen nur von einzelnen Privaten. Ausdauernd ist die Neigung des Volks zur Dichtkunst, wenigstens zu ihrem musikalischen Theile. In jedem gesellschaftlichen Kreise findet man Stegreifpoeten oder Improvisatoren, die immer ein Sonett oder einige Octave [illegible] in Bereitschaft haben. Wirklich klingt schon die gewöhnliche Rede des Römers mit

ihren Modulationsschwingungen wie Musik. Bekannt ist das Sprichwort: «Lingua toscana in bocca romana,» namentlich was nur von der bessern Gesellschaft gilt, denn die Rede der untern Volksklassen ist wegen ihrer Volubilität einem Fremden schwer verständlich, obschon daß sie im Ausdruck viel Bestimmtes hat. Eigentlich ist das Italienische der Römer eher männlich und sanft. Alles Vocalische, Alles nur Mark und Fleisch, ohne Nerven und Knochen; die poetische Mundart Italiens. Von fremden Sprachen wird in Rom besonders die französische cultivirt, wiewohl auch die italienische Literatur ihre gallisirende Periode glücklicherweise überstanden zu haben scheint. Außerdem wird in Rom, als seiner ursprünglichen Wiege, das römische Recht noch immer mit Liebe studirt und bearbeitet, und man findet hier gelehrte beredte Sachwalter. Der Advocatenstand ist, wie in allen italienischen Städten, sehr zahlreich, darunter Manche von leidenschaftlichem Wesen und vollendeter Redseligkeit. Und hier müssen wir auch der Scrivani oder Schreiber erwähnen, die an den Straßenecken offenes Büreau halten und für einige Groschen mit gleicher Fertigkeit Trauer-, Schuld- und Liebesbriefe, wie Bittschriften und Vorstellungen an den Pabst und die Curia aufsetzen, während die des Schreibens unkundigen Klienten ihre Haus- und Herzensangelegenheiten mit lauter Stimme und lebhaften Geberden vor der ganzen Nachbarschaft zum Besten geben. Gottholt.

Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.

Gesammelt von A. Ch.

11.

— Im Bauernlanz, dem Schiffmannsladen gegenüber, Nr. 131, wurde 1753 General Kleber geboren.

12.

— Göthe wohnte 1770—1771 auf dem alten Fischmarkt im Hause Nr. 80. Die von Aktuar Salzmann präsidirte Tischgesellschaft, von welcher Göthe mit so großer Vorliebe spricht, kam in der Knoblochgasse Nr. 13 zusammen.

13.

— Der Dinghof. Der Landgraf von Hanau, welcher in Buchsweiler residirte, zog jährlich einmal nach Pfaffenhofen und hielt den Dinghof, d. h. er zeigte sich seinen Unterthanen, hielt öffentliches Gericht und ließ sich huldigen und Geschenke geben. Diese Geschenke bestanden in einigen Hellern an Geld, in Fleisch und Brod und einem Ei, welches letztere auf einem großen mit Tuch bedeckenen Wagen herbeigeführt wurde. Der Graf mußte jedesmal in eigener Person erscheinen, sonst waren ihm die Geschenke für das ganze Jahr verloren. Auch in Ingenheim und einigen andern Ortschaften, wurden solche Dinghöfe gehalten.

Kleine Chronik.

— Homer's Ilias ist in's Chinesische übersetzt worden.

— Der neue Messias und seine Propheten, eine aufrührerische Novelle, von Fr. Menk, Frankf., Sauerländer 1839. — Johann Ziska, histor. Roman, drei Bände von Fr. Th. Wangenheim: I. König Wenzel; II. Tabor und Horeb; III. Der blinde Feldherr.

— Schiller's Denkmal, in Stuttgart, ist am letzten Himmelfahrtstage, dem Vorabend seines Todestages, enthüllt worden. Die Anordnung der Feier war folgende: 1) Cantate von Lindpaintner, Text von Eduard Mörike; 2) Enthüllung der Statue unter dem Geläute aller Glocken; 3) Rede von Gustav Schwab; 4) Uebergabe des Denkmals von Seiten des Vereins, an den Magistrat der Stadt. G. Schwab's Rede wird unsere nächste Nummer vollständig mittheilen.

— Das zweite Heft der Revue étrangère (Mai) enthält: De la question des céréales en Angleterre, par Félix Rodolf; Biographie de William Blacke, peintre et graveur; den Schluß der Kritik über A. Dürrbach's Rappoltstein, von J. Braun; eine Uebersetzung von Clemens Brentano's: Geschichte des braven Casperl und des schönen Annerl's; Revue théâtrale étrangère, von Alfred Lepeyt und Revue musicale étrangère, von G. Kastner.

— Bei J. C. Heitz, in Straßburg, sind erschienen: Gedichte von Ludwig Lavater, dem Verfasser des Louis Tiret und des Nouveau Candide. Wir werden auf diese interessante Erscheinung zurückkommen.

Zweites Verzeichniß der milden Beiträge für Aennel Schlabe.

	Fr.	C.
Von einer Dame in Buchsweiler	2	—
Hr. Ph. Eloi, in Pfaffenhofen	1	50
— J. Bomer, im Johanniterhof in Molsheim . .	3	—
— C. Munz, daselbst	3	—
— Benning, daselbst	3	—
— Thomas, daselbst	3	—
— Fröhlich, daselbst	3	—
— J. Lug, daselbst	3	—
— L. M., daselbst	1	50
— G. Jener, daselbst	10	—
	33	—
Betrag der frühern Gaben	123	—
Zusammen	156	—

Straßburg. Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 21.

Samstag, den 28. Mai 1880.

Gedichte von Adolf Stöber.

1. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

2. [illegible]

[illegible]

[illegible]

3. Das [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

6. Kukuksruf.

Gustav Schwab's Rede
bei Enthüllung des Schiller-Monuments in Stuttgart.

daß Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, den wahrhaft sittlichen Charakter ausmacht; diese Züge lassen uns »das genialische Geheimniß« ahnen, wie man »der Welt willkommen und angenehm ist.«

»Diese Stirne versetzt uns in die geistige Werkstätte, aus der jene gediegenen Kunstwerke hervorgegangen sind, die den empfänglichen Leser mit der »hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung« entlassen, die der Dichter als Kritiker postulirte; auf dieser Stirne schwebt »das Kunstgeheimniß des Meisters, vermöge dessen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geistreiche und freie Behandlung des gemeinen Daseyns auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand in ein Unendliches verwandelt.« So war das Kleinste ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Diese Stirne hat über der Bestimmung und dem Geschicke der Menschheit gesonnen, und in den Darstellungen der Kunst dieses Geschick nach seiner Wesenheit wiedergeboren. »Das unsichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erscheinung zu entvölkern,« war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

»Dieses tiefe und doch heitere Auge sah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Gestalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es sah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Gesetzen ist; deßwegen lehrte auch sein Wink die Stürmischen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandere, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöscht, und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zusammenhange mit dem moralischen Adel unsres Wesens. Die Natur erschien diesem aufgeschlossenen Blicke als »eine beständige Göttererscheinung, die uns erquickend umgibt,« der Mensch in seiner mannichfaltigen Verkehrung als eine gewesene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch ächte Gesittung zur Natur zurückgeführt werden soll.

»Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirne, aus diesem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschtet, durch den Mißbrauch schulgerechter Formen euch am guten Geschmack zu versündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch spreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von dem Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staat aber, den zeitlichen Menschen zu seinem Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.

»Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns in's Reich des Ideales flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtseyn gelten; vom Alles trennenden Verstand rief er zurück zur Alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in seiner Brust, gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: »Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten: so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst.«

»Und so dachte, so lehrte, so dichtete handelnd Schiller, denn seines kurzen, schöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er »den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele in's nüchterne Wort auszuziehen.«

»Nein; wir feiern keinen Götzendienst, wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieses Mannes als ein Wallfahrtsbild hinstellen, wenn wir Anwesenden selbst den Verkündiger der Anmuth und Würde, den Schöpfer so vieles Schönen und Erhabenen, mit entblößtem Haupt in seinem Bilde gegrüßt haben. Die Grazie, die diesen Geist in ihrem reinen Glanz geläutert hat, ist keine heidnische Gottheit, ist der himmlischen Charis, der überirdischen Ummantlerin des natürlichen Menschen, nicht fremd und entgegengesetzt. Oder wäre Schiller in verwerflichem Irrthume befangen gewesen, wenn

seine Ueberzeugung und seine Poesie die Güte aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Versuch in seinen Dichtungen und an seiner Person wagte, die Schönheit (um die Sprache unsrer Gottesgelehrten zu reden) gleich einem Gnadenmittel wirken zu lassen, wenn er hoffte, daß sie auch das Jahrhundert von den doppelten Verirrungen der Rohheit und der Verlebtheit heilen sollte? Sehen doch unsre Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde, vom Aufhören des Dienstes der Vergänglichkeit in der Creatur, von Verklärung des irdischen Menschenleibes in einen himmlischen — sehen sie doch dasjenige als Hoffnung und Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpfte: den Sieg der wesentlichen Schönheit im Weltall! Auch ist Schiller es, der geschrieben: »Kann ein Mensch und das Heilige repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsre Knie nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an ihm sichtbar wird. Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen.« Sollte das Herz des Mannes, der so gesprochen hat, ferne von demjenigen gewesen seyn, dessen Wesen er — seine Worte bezeugen's — so klar erkannt, wenn er auch seinen Namen wenig genannt hat, von Ihm, dessen Namen auch wir hier nicht nennen, weil ihm ein Name gegeben ist, der über alle Namen ist.

»Der Platz, auf welchem wir stehen, der vernommene Hall der Glocken, deren Sprache er uns in Himmelslaute gedolmetscht, und die jetzt eben über seinem enthüllten Haupte von ihm gezeugt hat, rechtfertigt diese Wendung der Rede. Fürwahr, nichts stimmt uns mehr zur Andacht, zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erscheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch so Vieles im Gebiete des Werdens der stetigen Entwicklung überlassen bleiben, das Höchste bringt der Urgeist doch außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick schenkt es, aus den Wolken fällt es, wie unser Dichter sagt. Ereignisse können berechnet, können vorhergesagt werden, Geister nicht; keine Weltweisheit besitzt ein Orakel für die Erscheinung der Genien; der unerforschliche Wille des Schöpfers spricht sein plötzliches Werde über sie. Auch Schillers Geist stammt aus diesem Urquell. Die Hülle, die diesen unsterblichen Geist umgab, war ein Werk und ein Schauplatz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor diesem Bilde steht — Ihr gibt er die Ehre.«

Ein Tag in Venedig.

Erzählung nach dem Englischen,

von **Karl Ott.**

»Viva!« rief ich aus, als ich erwachte und die Sonne mir ihre hellen Strahlen in die Augen goß, und ich das frohe Gelächter der Bootsleute und das Plätschern der rasch bewegten Ruder vernahm. »Nach so vielen vereitelten Hoffnungen, bangen und freudigen Erwartungen, bin ich endlich hier in Venedig!« Und nun, noch träge auf dem Polster ruhend, rief ich jede Beschreibung, poetisch und prosaisch, in meine Seele zurück, die ich von dieser Zauberstadt gehört oder gelesen hatte, von den unsterblichen, dichterischen Ausgüssen eines Lord Byron an, bis zu dem nur allzusterblichen und der Vergessenheit geweihten Gemurmel alltäglicher Prosaiker herunter, bis ich mich in einen höchst erwünschten Enthusiasmus geworfen hatte, dem ich erst in einer durch die Wellen gleitenden Gondel freien Lauf zu lassen gedachte. Einen Brief hatte ich mitgebracht, den mir meine Mutter an ihre alte Freundin, die Marchesa della Tervali, mitgegeben hatte; aber ich beschloß, noch vor dessen Überlieferung während eines Tages in Venedig herumzuwandern, mich an seinen Zaubergestalten zu weiden und dies ohne Cicerone. Ich schaute in die glänzenden Augen der venetianischen Mädchen, wie sie, mit Melonen, Trauben und Blumen beladen, an mir vorbei auf den Markt giengen, und bei Mancher entwischte mir der Ausruf: »O du süße Venetianerin, mit deinen großen schwarzen Augen.« Als ich mich müde gesehen hatte, stieg ich in eine Gondel. O welch ein Genuß, ruhig und ungestört auf den klaren Wellen des Meeres hinzugleiten! Ich versuchte es, mich mit meinem Begleiter, dem Gondolier, in ein Gespräch einzulassen, ich konnte seinen Lippen aber nur einsylbige Worte entlocken, und diese nur nach langen Zwischenräumen. Ich fieng an, seiner Gesellschaft müde zu werden, der romantischen Gondel, ja selbst der weitausgedehnten blauen Himmelsdecke über uns, als eben ein feenartiges, mit Blumen bekränztes Fahrzeug, ganz nahe bei uns vorbeiglitt: ein junger Cavalier sang ein zärtliches, liebeduftendes Liedchen, unter Begleitung seiner Zither, und ein schönes, wonnestrahlendes Mädchen saß an seiner Seite, und gab den Silberklängen seines Spieles ihr entzücktes Ohr hin. Sie ruderten langsam gegen den Lauf des Wassers, zwischen den zahlreichen Inseln des adriatischen Meeres hin, auf denen Venedig ruht, und ich folgte dem Schiffe, das so glückliche Herzen trug, so lange es mir

möglich war, doch ehe ich es aus dem Auge verlor, begegnete ich noch einmal dem sanften Blicke, den das glänzende Auge der dunkeln Schönen auf mich warf.

»Wessen Gondel ist dies?« fragte ich meinen Begleiter.

»Non saveto,« war seine lakonische Antwort.

»So folget ihr,« rief ich ihm mit Ungeduld zu; »ich muß wissen, woher sie gekommen ist.«

Er gehorchte, und bald waren wir der jauchzenden Gondel wieder zur Seite. Ich war überrascht bei seinem unerwarteten, freudenvollen Ausrufe: »Ma' una festa!« Selbst mein finsterer Gondolier konnte dem allgemeinen Gefühle der Wonne, das sich aller seiner Landleute bemächtigt, wenn es zu einem Feste geht, nicht länger widerstehen. Ich folgte der Richtung seines Auges; ein prachtvoller Pallast stand am Ufer, mit einer marmornen Terraße, die sich in weiter Strecke an dem Ufer hin verbreitete, von üppig-belaubten Bäumen überschattet. Diese Terraße endigte in einer majestätischen Flugtreppe, von deren breiten, massiven Stufen jetzt manche unter Waßer standen, denn es war die Zeit der hohen Fluth. Am Steindamme, der zum herrlichen Marmorpallaste gehörte, hatten sich wenigstens zwanzig Gondeln versammelt, alle mit Bändern und Blumen geziert, wie jenes, das mich zu dieser reizenden Scene hingelockt hatte, und manche derselben mit Decken von reichem seidenem Damast. Ein kleiner Nachen, der augenscheinlich der Zauber-Flotte vorangleiten sollte, war mit Musikanten angefüllt; zwei derselben erhoben sich alsobald, und sandten aus ihren Jägerhörnern eine Fluth von entzückenden Tönen über die Waßer hin. Um das Portal des Pallastes herum, und längs der Terraße hin, bewegten sich Gruppen reich geschmückter Gäste; die Einen wandelten unter den Bäumen auf und ab, in Erwartung ihrer Gondeln, während Andere, die schon von den ihrigen Besitz genommen hatten, auf die Seite lenkten, um den später Kommenden freien Raum zu laßen. Es war eine höchst belebende Scene: helles Gelächter, Jauchzen und Zurufen der Gondoliere tönten mit rauschendem Gewirre in die Musik hinein. Ich rief mir das Bild der schwarzäugigen Schönen, deren Gondel sich unter die Menge gemischt und verschwunden war, in die Seele zurück, und nachdem ich mich noch einmal, obgleich mit schwacher Hoffnung, an meinen finstern Begleiter mit der Frage gewandt hatte: »Wer wohnt dort drüben?« — »E palazzo della Marchésa della Terrali,« fiel es langsam und tropfenweis von seinen mühsam bewegten Lippen, und ehe ich diese Antwort noch völlig erhalten hatte, war meine Hand schon in der Tasche meines Rockes, um der Mutter Brief herauszunehmen.

In der nächsten Stunde saß ich schon in einer jener festlich-geschmückten Gondeln; die schwarzäugige Schönheit, die Tochter der Marchésa, saß zu meiner Seite; süße, erfrischende Lüfte hatten sich erhoben, die drückende Hitze zu mäßigen; Schönheit, Musik und Freude waren auf den Waßern. Schöne! herrliche Stadt! Die Sonne gieng unter, bevor ich noch aus dem Nachen gestiegen war. Ihre glänzenden Strahlen fielen wie geschmolzenes Gold auf Palläste und Thürme nieder. Ehe ich den palazzo de Terrali verließ, hatte ich mich erboten, die Tochter der Marchésa die englische Sprache zu lehren, und sie hatte mir mit lächelndem Erröthen versprochen, den Tasso zu lesen.

»Und wenn Ihr mich in eure Gesellschaft aufnehmen wollt,« rief die Marchésa, »so werde ich Euch, und diesen Abend noch, die tragische Geschichte der liebenswürdigen Rosamunda di Guarini erzählen; dort steht ihr Pallast, in einer kleinen Entfernung von dem Meinigen.«

»Rose der Welt,« »Blume Italien's,« »glänzender Stern von Venedig,« waren die Namen, welche die ganze Inselstadt der liebenswürdigen Rosamunda di Guarini beilegte, begann die Marchésa; wann der letzte Laut der Abendglocke in ihrem Ohr dahinstarb, schlichen maskirte Musici aus dem Hinterhalte verwachsener Säulen hervor, oder blieben in ihren Gondeln des Pallastes Fenstern gegenüber stehen, und gaben eine Fluth von süßen Tönen zu ihrem Lobe aus, und setzten die sanfte Serenade bis zur Morgendämmerung fort. Adelige seufzten zu ihren Füßen, Dichter machten sie zum Gegenstand ihrer Lieder, und die ausgezeichnetsten Künstler ihrer Zeit trugen ihre Reizen auf die allmälig athmende Leinwand, welche noch jetzt Alles mit Entzücken erfüllt. Wie leicht dürfte ihr Fuß im Tanze! wie klangen voll und herrlich ihre Lieder! — wie glänzend funkelten ihre blauen Augen durch die lebendigen Tapeten von Laubwerk und Blumen hin, die sich über ihrem Altan hinwoben.

Stattliche Freier versammelten sich in dem di Guarini Palace, und Fürsten bewarben sich um Rosamunda's Hand. Sie wünschte sich weder Reichthümer, noch Macht; aber vielleicht war sie etwas von dem Rufe geblendet, der den überall bewunderten jugendlichen Manfred Camaldano erhob. Sie gab ihr Herz dem tapfersten Krieger, dem bezauberndsten Sänger, dem geachtetsten Edelmanne der venetianischen Staaten. Manfred war ein jüngerer Zweig einer adeligen Familie: die Natur hatte ihn reichlich beschenket, doch das Glück war ihm mit geringerer Gunst zugewandt; sein Schwert hatte ihm dauernden Ruhm erkauft, allein die Republik hatte ihm eine wohlverdiente, wesentlichere Belohnung verweigert. Er wurde jedoch, als der wahrscheinliche Erbe eines reichen Oheims, des Grafen Andreas betrachtet, und Rosamunde, jugendlich, stets frisch in Hoffnung und feuriger Weihe, sah einer Zeit entgegen, wo

ihn der Besitz oder das Versprechen dieses Erbtheils in den Stand setzen würde, sie von ihren Eltern zur Braut zu verlangen.

Die perlenden Wellen des adriatischen Meeres, wenn sie von sanften Winden bewegt, von der Sommersonne geküßt, dahin wogen, hüpften nicht freudiger als Rosamunda's Herz, wenn ihr Manfred die Gelübde ewiger Liebe in's Ohr flüsterte, und wenn seine schwarzen Augen sie aus der Seele heraus anfunkelten. Sie war fröhlich wie der Vogel im Frühlingswald, lächelte wie die Blume im Sonnenschein, war ruhig wie das Kind an Mutterbrust.

Ganz Venedig hieng mit Entzücken an den Reizen seiner lieblichsten Tochter; die Kirche, die Rosamunda besuchte, war von der Menge jeder Klasse, jedes Ranges angefüllt, und wenn sie auf den Meereswellen dahin fuhr, verstummten die Lieder der Gondoliere, in welchen sie Armida's Zauber, Clorinda's Tapferkeit und Erminia's Liebe gesungen, um die Schönheit und Tugend der edelsten Perle Italiens zu preisen, die süße Rose des di Guarini Palace.

Zu dieser Zeit starb der Graf Andreas auf eine zwar etwas unerwartete Weise, obgleich die plötzliche Nachricht seines Todes damals keinen Argwohn erregte. Manfred Camaldano folgte seinem Oheim im Besitze seiner Reichthümer nach; und jetzt da er im Range und im Überflusse stand, eilte er, sobald die ersten Tage öffentlicher Trauer vorüber waren, zum Aufenthalte seiner Geliebten hin, seine Braut heimzuholen. Aber Rosamunda war nicht mehr dieselbe. — Sie wollte ihn nicht hören, sie wollte ihn nicht einmal sehen. Sie gab keine Ursache über diesen Wechsel ihrer Gefühle an. Thränen, Bitten, Flehen und Befehle, Alles war fruchtlos; ihr Herz blieb Allem verschlossen. Obgleich ihre Gemüthsstimmung bisher milde und sanft gewesen war, ja selbst furchtsam mochte genannt werden, so nahm jetzt ihr Charakter eine unbeugsame Festigkeit an, ja sie drückte selbst den Wunsch aus, sich in ein Kloster zurückziehen zu dürfen; doch in diese Bitte willigten ihre Eltern nicht ein. Sie hatten sich ihrer Verbindung mit Alfred widersetzt, so lange er in Armuth war; aber kaum waren ihm Reichthümer und Rang zugefallen, so begünstigten sie auch mit warmem Interesse sein Ansuchen um ihre Tochter, und nahmen die Zitternde mit sich hinaus in die freudige Welt, die sie beständig mit dem Geliebten in Berührung brachte. Manfred bemühte sich, durch jedes Mittel, das ihm seine heiße Liebe geben konnte, ein einziges Lächeln, einen einzigen Seufzer, eine einzige Thräne seiner Geliebten zu entlocken, aber alle seine zärtlichen Worte fanden ein taubes Ohr.

Es war nicht Härte, nicht Hartnäckigkeit, es war nicht Laune von ihrer Seite, — aber ein fester, unerschütterlicher Entschluß der ihren Geist beherrschte und ihre Zunge lähmte. »Ich kann nie Euer Weib werden.« — »Ich werde nie die Ursache hievon angeben.« — waren die einzigen Erwiederungen, die stundenlange Bitten ihren Lippen entringen konnten. Einmal wollte Manfred entrüstet von ihr wegeilen, und sich mit einer andern Schönen unter die Tanzenden mischen, die stolz darauf gewesen wäre, die Blicke eines so schönen und unter den Venetianern so ausgezeichneten jungen Mannes auf sich gezogen zu haben; ein andermal wollte er die bittern Gefühle seiner Seele aufsteigen lassen, und ihnen in den härtesten Vorwürfen freien Lauf lassen; dann brachte er wieder die Hand auf die brennende Stirne, und war im Begriff, sich in der äußersten Verzweiflung zur Erde zu werfen. Der Purpurhauch auf Rosamunda's Wangen erbleichte, sie glich bald einem schönen Marmorbilde, über das sich nur zuweilen rosiges Abendlicht ergoß. Manfred vermochte es nicht länger, die Wuth über die Vereitlung seiner schönsten Hoffnungen, die in seinem Innern tobte, zurückzuhalten, er sagte ihr in trotzigem Tone: Sie habe die Achtung für sich selbst verloren, und wage es nicht, Camaldano's Name durch Einwilligung in ihren gegenseitigen Bund zu beflecken. Das Blut schoß ihr in die Wangen, — Feuer blitzte von ihren Augen, — und sie sandte einen durchbohrenden Blick beleidigter Unschuld auf ihn hin. Er gieng ihm durch die Seele, und in zermalmender Gewissensangst kniete er vor ihr nieder, erflehte ihre Verzeihung für die wahnsinnigen Worte, die ihm entwischt waren.

Der vorige schwermüthige, doch ruhige, sanfte Ausdruck kehrte wieder auf ihr Antlitz zurück, und schweigend verließ sie ihn. Er kam nicht mehr in den Guarini Pallast, doch hörten seine Werbungen nicht gänzlich auf; obgleich Rosamunda seltener bei Festen, aber desto häufiger bei heiligen Orten gesehen wurde. Sie konnte nicht aus der Einsamkeit ihres Zimmers heraustreten, ohne sogleich etwas von seiner Nähe gewahr zu nehmen. Wenn sie auf dem Balkon stand, die Abendlüfte einzuathmen, die von den Wellen des Adriatischen geküßt, frisch durch das Blumengitter rauschten, so brachten diese ihr Töne mit, denen sie sonst in glücklichen Träumen nachhieng. Wenn sie mit einem Busen voll süßer Bilder, in der Gondel zurückgelehnt, über die Oberfläche jener sanften Fluthen, die ihre Geburtsstadt durchschnitten, hinfuhr, so rauschten stets jene ihr so bekannten Töne in's Ohr, während Manfred's Nachen an den Ihrigen hinglitt; und sie fühlte es, daß nur noch eine Planke, ein seidener Vorhang sie von dem einst so geliebten Gegenstande trennte, dem sie von ganzer Seele anhieng, der ihrem Wesen so tiefe Bedeutung gab, indem sie sich eine ganze Welt geschaffen hatte, dessen Hauch für sie ein berauschend süßer Genuß war, dessen Lächeln ihr Leben erheiterte, und dessen Scheiden ihr einst schreck-

licher als Tod geschienen hatte, obgleich sie jetzt gerne Ocean und Gebirge zwischen ihr Herz und das des von ihr aufgegebenen Manfred gewälzt hätte. Vor dem Reliquien-Kästchen ihres Schutzheiligen niederknieend, wurde sie zuweilen durch die Seufzer eines zu ihrer Seite knieenden Wesens auf die Erde zurückgerufen. Manfred war in ihre Gebete mit aufgenommen; und wenn sie, auf ihrer Eltern Befehl, die rauschenden Salons besuchte, so begegneten ihre Blicke, mitten unter dem Glanze unzähliger Lichter, der Pracht zahlloser Juwelen, dem Flimmer von Blumen und dem wellenförmigen Schwanken der Federn, keinem andern Gegenstande, als Manfred Camaldano. Er war in ihrer Nähe, hatte ihren wogenden Schleier berührt; sie athmete dieselbe Luft mit ihm ein, stand auf demselben Fleck mit ihm. Wer welches auch ihre geheimen Gefühle seyn mochten, jene Züge, die in frühern Zeiten mit schweigender Beredsamkeit jeden ihrer Gedanken, jede Empfindung ihres arglosen Herzens enthüllten, waren jetzt in den Ausdruck nachdenkender Trauer gekleidet; das blaue Auge, das von Freude strahlte, oder von Thränen befeuchtet war, hatte sein funkelndes Licht verloren; die Farbe der Rose, welche bei jedem Worte, bei jedem Blicke über ihre Wange floß, war verhaucht; Marmorblässe verrieth den Kummer, der ihre Brust erfüllte. Ganz Venedig sah mit erstaunten Blicken auf sie hin, und war beinahe geneigt zu glauben, daß irgend eines bösen Geistes Bezauberungen sich der schönen Rosamunde bemächtigt hatten; — denn was hätte gegen Manfred aufgestellt werden können? gegen Ihn, der seines Landes Stolz, seines Landes Ruhm war, in dem sich männliche Schönheit und Großmuth, Tapferkeit, Heiterkeit und Genie vereinigt hatten, dem das Glück sich mit vollen Händen genaht; gegen ihn, den treuesten, den zärtlichsten, den wärmsten Liebhaber, den je ein Dichter besungen, dessen je ein Geschichtschreiber erwähnt hatte.

Die tapfern Söhne der Republik stürzten hervor und eilten bei dem Rufe der Gefahr auf die Gewässer hin! Das Panier des St. Marcus wehte hoch in der klaren blauen Luft, die Wächter des goldbeflügelten Löwen erhoben ihre siegreiche Standarte! und der Genueser Herzen pochten gewaltig unter denselben. Die damals unbefleckte Braut von Venedig, die adriatische See, wurde jenen zum Grabe, welche die anerkannten Rechte der Inselstadt anzugreifen wagten, und Manfred Camaldano, der im ruhmvollen Streite sich glänzend hervorgethan hatte, wand frische Lorbeere um seine Stirne, und als er aus seiner Barke an's Ufer sprang, wurde er von der Beifall jauchzenden Menge, als Retter seiner Landsleute empfangen. Blumenkränze wurden auf den St. Marcus Platz gestreut, die Vorderseite der Häuser wurde mit reichen Teppichen behängt und mit Rosenkränzen bedeckt, und seidene Fahnen wehten von den Zinnen der Thürme. An den Thoren des herzoglichen Pallastes stand der Doge, von den Senatoren umgeben, und auf einer reich geschmückten Terrasse standen die ersten und schönsten Damen der Stadt. Mitten unter den Glänzenden und Blühenden ihres Geschlechtes saß, gleich einer weißen Lilie, Rosamunde. Der glänzendste Augenblick in Manfred's Leben war erschienen, — das ausgezeichnetste Geschenk, das Venedig ertheilen konnte, wurde ihm von der Hand des ersten Magistrats dargereicht.

Plötzlich drängte sich eine scheußliche, elende Gestalt, ganz zu einem Gerippe durch Krankheit und Hungersnoth abgezehrt, durch die dichte Menge, richtete seine Arme gen Himmel und rief aus: »Ich klage Manfred Camaldano des Mordes an! — des Mordes gegen den Grafen Andreas!« Die ganze Versammlung war vernichtet, wie von einem schrecklichen Donnerschlage getroffen, und das Schauer erregende Geschöpf benutzte diese Gelegenheit, die geheimnißvolle Geschichte zu erzählen.

»Schwarz war die That!« schrie er, »und schwarz der Ort wo das Verbrechen vollbracht wurde: die Gewölbe unter der, in Ruinen zerfallenen Kirche des heiligen Ildefonso, wo nur Wenige zu beten pflegen; aber in jener verhängnißvollen Nacht befanden sich zwei Beter in der unterirdischen Kapelle des Heiligen in der Nähe des Grafen Andreas, obgleich beide dem Blicke des Mörders entzogen waren. Ich war der eine Zeuge, — und ich berufe mich auf das Fräulein Rosamunde di Guarini die Anklage zu bekräftigen; denn sie war der andere Zeuge!« Aller Zuschauer Augen wandten sich plötzlich auf die zitternde Jungfrau, die auf diese furchtbare Weise angerufen wurde. Sie war blaß, — so blaß, daß die Anwesenden sich entsetzten, alles Leben schien entflohen, über die blauen Augen sank ein trüber Schleier, — ihre Lippen schlossen sich, — ihre Glieder erstarrten, — sie war todt!«

Neueste deutsche Literatur.

Kallenfels,

Roman in zwei Bänden, von A. v. Sternberg. Berl. 1839.

Sternberg hat seit einigen Jahren durch eine Reihe von Novellen, Sagen und kleinen Romanen ein gewisses Aufsehen gemacht und einen bestimmten Kreis von Lesern für sich gewonnen. Ob mit Recht — mag hier unerörtert bleiben. Eine entschiedene Stellung werden seine Schriften schon um deswillen in unserer Literatur nicht behaupten, weil er fast in jeder neuen

Erzählung eine andere Richtung zu haben, eine neue Tendenz verfolgen zu wollen scheint. Frühere Novellen lehnten sich mehr an Tieck an, behandelten Zustände des öffentlichen Lebens und der Literatur in dem bekannten Ton, wodurch des genannten Meisters Novellen bei so Vielen Anklang fanden. Anders war schon das Tagebuch des Paragvis — ein Versuch, könnte man sagen, einmal seinen eignen Weg zu gehen. Ganz verfehlt und deshalb einer strengen Kritik anheimgefallen, (die auch nur im Morgenblatt nicht dagegen sich aussprach) war sein Fortunat, eine Feengeschichte, reich an Zweideutigkeiten und schlüpfrigen Stellen, eine Lüsternheit zur Schau tragend, die nicht frische Sinnlichkeit, sondern heimliche Üppigkeit athmet und wodurch das Buch sich an längst vergessene, ja verachtete Romane aus dem vorigen Jahrhundert anschloß. Dem Fortunat folgte »Psyche« im Geiste und in der Weise den Romanen der Madame Dudevant verwandt; bald unentschieden, bald wehmüthig wird darin die Ehe angetastet und ein Mißklang bleibt im Leser zurück, wenn er auch nicht so grell seyn sollte, wie bei einem Roman von G. Sand. Der neueste Roman Sternbergs, dessen Titel ich diesen Zeilen vorangesetzt habe, macht wieder den Versuch, auf eignen Füßen zu stehen und kann auch seiner stylistischen Ausführung nach als ein Fortschritt gelten. Das Hauptthema ist das Gespenst der Aristokratie, die bald als Geburtsadel, bald als Geldaristokratie in unsern modernen Verhältnissen überall Herzen zermalmt, oder was noch weit trauriger ist, gleichgiltig, kalt und steinern gegen menschliches Wohl und Weh macht. Der Held ist der Graf Julian Kallenfels, den Dankbarkeit und Neigung an ein armes Mädchen von bürgerlicher Herkunft knüpft, die er aus ihrem stillen und glücklichen Pflanzenleben herausreißt, um sie insgeheim als Gattin zu besitzen. Sein Oheim hindert den Plan; ohne Wissen des Neffen entführt er die arme Hermine Hofer — sie wird geopfert, damit Julian als Diplomat seine Laufbahn verfolgen und am Schluß Gemahl einer an moderner Zerrissenheit oder an Unzufriedenheit leidenden, sonst edeln Banquierstochter werden kann. Manche Situationen, namentlich im zweiten Theil, sind vortrefflich zu nennen. Obgleich das Buch zwar in mehrfacher Hinsicht zu tadeln wäre, so hab' ich doch Grund auf dasselbe aufmerksam zu machen; es bewegt sich nämlich meistens in den höhern Kreisen der Gesellschaft und in diese führen uns unsere Romandichter nur selten mit Glück und Geschick. Nicht einmal Göthe hat in den Wahlverwandtschaften ganz genügt und welcher Unsinn, wenn man z. B. Laube's junges Europa und die höhere Gesellschaft, die darin figurirt, damit vergleicht! Engländer haben neuerdings so viele Romane aus den Kreisen der high life, weil Schriftsteller und Schriftstellerinnen zum Theil zu den Fashionables gehören. In Deutschland ist das nicht so. Sternberg aber kennt das Leben der großen Welt, und ich wollte, er bewegte sich in seinen Romanen auch nur darin; man kann ihm dann Manches, was sonst zu rügen ist, nachsehen! Neulich fragte mich eine junge Engländerin nach Romanen, in denen man ganz Leben, Ton, Bedürfnisse, Ehe und Liebe der höhern Stände in Deutschland wie in klarem Spiegel erblicke — ich wußte keine zu nennen. Sternbergs Kallenfels hätt' ich ihr empfehlen dürfen; er war mir aber damals noch unbekannt.

A. R.

Kleine Chronik.

— Paris. (Durch Umstände verspätigt.) Vor einigen Tagen haben wir den Komponisten Paer zur Ruhe begleitet. Das Ausführliche des Leichenzuges und der Feierlichkeiten, wie welche bei solchen Vorfällen Statt finden, haben die politischen Blätter weitläufig berichtet; ich enthalte mich daher aller weitern Schilderung. Ich sah den lebensfrohen Italiener vor vierzehn Tagen zum letzten Mal. Damals sagte er mir die deutschen Worte eines Liedes, welches einst seine Galanterie einer sächsischen Dame verfertigt hatte. Er schmunzelte dabei im süßen Erinnern, und dachte wohl nicht daran, daß er über Kurzem durch eine Indigestion den Prozeß des Lebens gegen den Tod verlieren würde. Nun ist er gestorben; vorher hatte er gerade noch Zeit, seine Namensunterschrift einem Rapporte des Instituts anzusetzen, welches einstimmig, durch seine Entscheidung vom 27. April, ein neues theoretisches Werk sanktionirte, das unser Landsmann, G. Kastner, diesen Winter beendigt hatte. Es führt den Titel: »Théorie abrégée du contrepoint et de la fugue.« Der Erfolg dieses Werkes ließ nichts zu wünschen übrig; es ist dies eine neue Krone, welche sich unser tüchtiger Straßburger Künstler zu den schon früheren beiden, aufs frische wieder errungen hat. Die Thätigkeit des elsassischen Musikers ist unbeschreiblich: nebst dem so eben besprochenen Werke publizirte die Musikhandlung Heugel et Meissonnier eine »Bibliothèque chorale,« enthaltend zweiundsiebenzig Musikstücke, wovon 24 Duetten, 24 Terzetten und 24 Quartetten. Ich habe die Sammlung vor mir, und bewundere eben so sehr den Wechsel der schönen dem Gegenstande angemessenen Melodien; als auch die reine, fachkenntliche Harmonie, die hier eine besondere Erwähnung verdient. Kastner schrieb nebst dem eine große Scene, die Rubini, der unvergleichliche Tenor, mit unvergleichlicher Stimme, in einem unsrer künstlerischen Salons hier sang. Ich übergehe einige kleine Musikalien, mit Ausnahme eines vierhändigen großen Walzers, der uns seiner Form nach unwillkürlich an Weber's: »Invitation à la danse« erinnert. Er hat, wenn ich nicht irre, »[illegible]« zum Titel. Kastner wird im Laufe des Sommers zwei Opern vollenden, wovon die eine dem Théâtre de la Renaissance, die andere dem Opéra comique bestimmt ist.

B.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 22.

Samstag, den 1. Juni 1839.

Glaubensarmuth.

Was ist es wohl das unsern Busen enget,
Schau'n wir an Erwins kühnem Werk empor?
Gefühl von Lust, Gefühl von Leid sich dränget
Aus unsrer Seele tiefstem Grund hervor.

Wir denken ernst der Ahnen frommem Walten,
Der edeln Väter glaubensreicher Zeit;
Sie tauchen auf die kräftigen Gestalten,
Die ihrem Gott dies Felsenhaus geweiht.

Seyd uns gegrüßet, biedre Glaubenshelden,
Ihr Gottesmänner mit dem sinn'gen Blick!
Von euerm Thun des Münsters Säulen melden,
Und rufen mächtig euer Bild zurück.

Vom Riesendome seh'n wir's niederleuchten
Auf später Enkel weltliches Gewühl;
Wird lange wohl noch unsre Blicke feuchten
Der Glaubensarmuth lastendes Gefühl?

Stets war dem Glauben eure Brust erschlossen,
Der Berg' versetzet, manches Wunder schafft,
Von Heil'genschein ist euer Haupt umflossen,
Von Ätherglanz der Zeuge eurer Kraft!

O möchte doch auf uns herniederfließen
Aus eures Glaubens reichem, tiefem Strom;
Daß unbeengt und freudiger wir grüßen
Erwins, des hohen Meisters, Wunderdom!

Straßburg. Daniel Hirz.

Der

Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

Eine in Thatsachen begründete Novelle,

von

Paul von Ibenshof.

Ein Kaper ward vertraut mit Helgoland —
Ein kühner Sohn der Franken-Republik.
Wohl lebt dort Mancher noch, der ihn gekannt,
Der ihm geschaut in seinen Mannesblick.
»Der Held von Dünkirchen« war er genannt,
Ein Gräu'l dem Feind, durch Muth und Waffenglück.
— Hier ist sein Bild, im Rahmen seiner Zeit;
Verwebt in Dichtung — ernste Wirklichkeit.

1.

»So verfolgt mich das Unglück überall!« seufzte John Booze und gähnte darauf mit so lautem Schrei, daß die zarte Miß Rose heftig erschrocken aus Ossian emporfuhr, dessen Lectüre sie so eben beschäftigte.

»So verfolgt mich das Unglück überall!« seufzte John Booze wieder und begleitete den Ausdruck der Langeweile abermals

mit einem langgedehnten jämmerlichen Gähnen; das nicht etwa (wie es bei manchen Personen der Fall ist,) nur Folge geschwächter Unterleibsorgane — sondern in der That ein unläugbarer Ausdruck der Langeweile war. Diese Nationalplage des sehr respectablen John Booze verfolgte ihn, wie so manchen Neffen John Bulls, in jeden Winkel der Erde, wo er, wie so mancher Gentleman, sein englisches Comfort um etwas billigern Preis suchte, als er es daheim an der Themse fand.

John Booze litt keineswegs an Unterleibsschwäche. Die Natur schien vielmehr diesen Theil seines colossalen Körpers in überschwänglicher Kraft ausgestattet zu haben, indem sie jenen Theilen seines »Innern« die beneidenswerthe Gabe einer pünktlichen und merkwürdig-raschen Verdauung ungewöhnlicher Massen substanzieller Nahrung verliehen, so daß seine drückende Langeweile wenigstens, nach Nationalsitte, dreimal des Tages durch ein stundenlanges breakfast, dinner und supper unterbrochen wurde. Das Essen war die angenehmste Beschäftigung, welche Mister Booze kannte und dem Anscheine nach, sein Hauptgeschäft, die Erfüllung seiner Bestimmung auf Erden. Er war nämlich «very fond of meat» — eine englische Bezeichnung, die wie so mancher National-Ausdruck irgend einer Sprache, so schwer zu übersetzen ist. «To be fond of-somet-hing» — heißt ungefähr soviel als »leidenschaftlich für etwas eingenommen sein.« Mister John Booze war leidenschaftlich »für's Essen eingenommen;« vermöge welcher Leidenschaftlichkeit er oben bezeichnete dreifache Quantität gediegener Nahrungsmittel mit besonderer Behaglichkeit »einnahm.«

Wiewohl wir nicht untersuchen wollen, ob der Britte überhaupt einer »Leidenschaft« oder »Leidenschaftlichkeit« fähig ist, bedienen wir uns dieses Worts, um im Deutschen verstanden zu werden, und bemerken, daß Mister Booze außer seiner Passion of meat zur Tödtung seiner unbeschreiblichen Langeweile, noch eine andere Passion kannte, die Einzige, deren Stillung ihn aus seinem »Unglück das ihn verfolgte« herauszureissen im Stande war. Es war das Kartenspiel: Piquet, welches er auf frühern Reisen in Frankreich erlernt, oder, wie er sich auszudrücken pflegte,« — studiert hatte.« Allein zu einer Parthie Piquet, wie zu einer «mariage,» gehören bekanntlich zwei Personen und außer dem Herrn Pastor auf Helgoland — (wo Mister Booze nämlich damals gähnte —) war kein einziger «respectable man» in seiner Nähe mit dem er eine Parthie Piquet hätte spielen können, ohne seine Respectability zu compromittiren. — So gerne Mister Booze auch seiner zweiten Leidenschaft ein Opfer brachte, so erlaubte es seine englische Religiosität dennoch nicht, von den gastfreundlichen Einladungen des ehrwürdigen Herrn Pastors oft Gebrauch zu machen, und sich mit ihm an den grünen Tisch zu setzen. Mister Booze, wie jeder Gentleman, der auf Respectability Anspruch macht, war schroff und strenge der anglikanischen Kirche zugethan — hielt alle Nichtanglikaner, zu welcher Kirche sie sich auch immer bekennen mochten, für heretics —: für provisorisch und ewiglich »verdammt.« — Er kämpfte daher oft stundenlang mit sich selbst, über das: To play or not to play,» — bevor er sich entschloß, eine Abendvisite im Pfarrhause abzustatten. Es versteht sich von selbst, daß Mister Booze eine gehörige Anzahl jener gedruckten englischen Predigten bei sich führte, die zu Milliarden die englische Litteratur erweitern, und daß er regelmäßig die Sonntagsstunden bei solcher Lectüre zubrachte, welche seine Landsleute Morgens, Nachmittags und Abends jedes Sonntags in der Kirche oder Kapelle — vergähnen oder verschlafen. — Durch diese National-Handbibliothek war er mithin aller Berührung mit einem »verdammten heretic» geschützt; wenn nicht seine zweite Passion und noch andere Gründe, von Zeit zu Zeit die Warzel seiner strengen Religiosität beseitigten — und ihn zum Pastor führten.

»Soll ich Jemand auf's Unterland senden und fragen lassen, ob Capt'n Dünk an Land ist?« unterbrach Miß Rose die Todtenstille des kleinen Zimmers, welche dem zweiten Gähnen folgte.

»Capt'n Dünk?« — rief oder brummte Mister Booze. »Capt'n Dünk? — Haben wirs nicht? bin ich nicht vom Unglück verfolgt? — Soll einen französischen Kapercapitain — einen Erzfeind meiner glorreichen Nation zu mir bitten lassen, um eine Parthie Piquet spielen zu können, wenn ich nicht mein Gewissen noch mehr belasten — (Gott sei mir miserablem Sünder gnädig! —) und mich mit einem heretic befassen will!«

»Aber, Ihr seid ja hier auf neutralem Boden!« versetzte Miß Rose, »was kümmert Ihr Euch um Krieg und Politik, wenn Capt'n Dünks Gesellschaft Euch zusagt?« —

»Kapert der verfluchte Capt'n Dünk uns nicht hier vor unsrer Nase ein kostbares englisches Schiff nach dem andern weg? verkauft er nicht hier, hier vor unsrer Nase eine Prise nach der andern? und lacht er mir nicht immer in's Gesicht mit seiner verfluchten französischen Höflichkeit, wenn er mir begegnet oder zu mir in's Haus tritt? und kann ich mit ihm eine Parthie spielen, ohne am Ende in's Politisiren zu-gerathen, wenn 's auch nur ein Coeur- oder Pique-König veranlaßt? Ist Capt'n Dünk nicht der gräßlichste Anhänger Robespierres, der je das französische Festland verlassen? bedient er sich nicht Ausdrücke und Redensarten über Könige und Fürsten, vor denen jedem ehrlichen Royalisten die Haut zur Gänsehaut wird? —

— »Aber gesteht Ihr nicht täglich, lieber Onkel, daß Ihr

in ganz Europa noch keinen so gewandten Piquetspieler angetroffen, als eben Capt'n Dünk? macht es Euch nicht immer auf acht Tage Freude, wenn Ihr von fünf Parthieen ihm Eine abgewonnen?« —

— »Allerdings! allerdings! — das ist wahr! da hast Du freilich Recht! — das muß wahr sein; Capt'n Dünk ist der erste Piquetspieler Europa's und wenn er von fünf Parthieen drei oder vier an mich verliert; da fühle ich allerdings, daß ich nicht vergebens studiert habe. Aber — allein — jedoch — — was ist am Ende schlimmer, mit einem heretic Gemeinschaft zu haben, der auf der Kanzel seine herrtischen Grundsätze predigt, oder mit einem französischen Republikaner Piquet zu spielen, der sogar sein eigenes Kaiserthum nicht anerkennen will, — der Schlag auf Schlag eine englische Prise verauctionirt, Knall auf Knall unsere braven Britten vom Deck herunter brennt und — und — der obendrein heretic ist?« —

Eine lange Pause erfolgte, welche Miß Rose unterbrach.

»Es ist erst sieben Uhr, Onkel! der ganze Abend ist noch vor Euch — was wollt Ihr anfangen bis zum supper — wenn Ihr nicht eine Parthie vornehmt? — Wollt Ihr einen Besuch beim Herrn Pastor machen?« —

— »Beim Pastor?« rief Mister Booze, während seine beiden Hände von der Wölbung seiner Leib-Corpulenz heruntergleitten, auf welcher er bisher Daumen um Daumen drehte. »Beim Pastor? Nein! heute nicht! wo möglich nie mehr! nie mehr! denn der verfällt eben so leicht in kirchliche Discussionen, wie Capt'n Dünk in Politik, und — und er drückt sich nicht immer so höflich aus, als Capt'n Dünk! abgesehn von seinen gräßlichen Ausfällen auf Kron und Thron und — und von seinen Ausfällen auf die englischen Kauffahrer.«

»'s muß wahr sein!« fuhr er nach einer Pause fort, »Capt'n Dünk ist ein artiger Mann! — 'n feiner Mann! — 'n Gentleman! 'n Gentleman! Er weiß zu leben! — das ist wahr! und sein Spiel! — Nu! nu! möchte ihn in einen Club in St. James eingeführt sehen —! wohin ich leider nimmer gelangen konnte,« setzte er etwas unwilliger hinzu.

— »Ich will die Jenny zu Nachbars Page senden, der wird hinunterspringen in's Schifferhaus und sehen, ob Capt'n Dünk an Land ist. Er kommt gewiß gerne; zumal weil Ihr gestern wieder englische Zeitungen erhalten habt! Er spielt gerne fünf oder zehn Parthieen mit Euch, wenn ich ihm dann ein Paar Seiten aus der Zeitung übersetze.« —

Miß Rose war bereits bei den letzten Worten an der Thüre und verließ das Zimmer, bevor Mister Booze sich entschließen oder besinnen konnte, ihrem Vorhaben fernere Gegengründe einzuwenden.

2.

Die Insel Helgoland liegt bekanntlich im Nordmeer und beherrscht die Mündungen der Weser, der Elbe, der Eider und der Hever, etwa sechs bis sieben geographische Meilen von diesen Theilen des Festlandes entfernt.

Die Insel ist ein beschränkter Felsen in offner See, keine englische Meile lang und an manchen Stellen sehr schmal, ungefähr zweihundert Fuß über der Meeresfläche erhaben. Sie bildet ringsumher eine senkrechte Mauer, an welcher gegen Osten eine Treppe emporführt, welche einzig und allein das sogenannte Vorland, oder Unterland mit dem obern Theile in Verbindung setzet.

Die Begriffe: Land, Provinz, Stadt, Vorstadt, Dorf, rc., sind dort in Eine Wirklichkeit zusammengedrängt, so daß ein Theil der Stadt als Vorstadt auf dem Unterlande, und die Kartoffelgärten der Stadt unweit der Häuser an der äußersten Gränze des »Landes« liegen. Die obere, fast ebene Fläche des Felsens bietet einzelne Erhöhungen, auf denen das ganze Land bequem zu überschauen und der Horizont, ohne irgend einen Gegenstand der Ferne, als das schimmernde Meer, zu sehen ist.

Die Bewohner dieser in mancher Beziehung höchst interessanten »Klippe«, etwa 2600 an der Zahl, sind Friesen, und bilden gewissermaßen einen Uebergangsstamm der Nordfriesen*) und der Ostfriesen.**) Wie die Insel gleichsam einen Staat für sich bildet, der zur Zeit unsrer Voreltern einem dänischen, und bald nachher einem brittischen Pascha zur Selbstherrschaft überlassen blieben, so kann auch der Ausdruck »National-Charakter«, in Bezug auf die Eigenthümlichkeiten dieses Volks oder Völkchens, füglich gebraucht werden. Die entschiedne Reizbarkeit und Lebhaftigkeit, welche sich bei mancher Gemüthsbewegung im Sprechen der Nordfriesen offenbart, und welche die historische Vermuthung bestärkt, daß dieser Stamm nicht teutonisch-germanischen, sondern scandinavisch-germanischen Ursprungs sey, ist im Charakter der Helgoländer erloschen. Ein gränzenloses Phlegma, im schläfrigen Gegensatz zu jener nordischen Aufgeregtheit, übertrifft hier jeden Provinzial-Charakter irgend eines deutschen Volksstammes. In Uebereinstimmung mit dieser Verschiedenheit ist auch die Sprache der Helgoländer nicht etwa die alt nordfriesische Mundart, sondern ein eigenthümliches »Helgolanderisch,« welches durch den Verkehr mit den Bewohnern der deutschen Küste manche plattdeutsche und ostfriesische Ausdrücke in sich aufgenommen. In Schulen und Kirchen dieser

*) Bewohner der dänischen Westküste der alt-Cymbrischen Halbinsel, und der nahen Inseln.

**) Bewohner der Nordküste Deutschlands und der nahen Inseln.

Insel gilt die deutsche Sprache, die dort ziemlich gesprochen wird, während die Eingebornen, unter sich, sich niemals dieser sogenannten »hochdeutschen,« sondern ihrer Volkssprache bedienen.

Das Volk der Insel, und besonders das weibliche Geschlecht, welches merkwürdigerweise weniger phlegmatisch ist, zeichnet sich aus durch Anmuth, die nicht selten an Schönheit gränzet und in der That manche Schönheit darbietet. Letztere liegt nicht sowohl in physischer Form der Gesichtszüge, als im seelenvollen Ausdruck, indem bekanntlich die schönste äußere Form oft ihr Interesse verliert, wenn keine Spur von Geist oder Seele aus ihr hervorblickt. —

Zu den hervorragenden Eigenthümlichkeiten der Insel gehört insbesondere die Volkstracht beiderlei Geschlechts, welche die bezeichneten vortheilhaften Eigenschaften der Bewohnerinnen keineswegs entstellt oder verringert.

Der Kopfputz einer Helgoländerin besteht aus einem bunten Tuche oder Shawl, als Turban gewunden, unter welchem die wohlgeordneten blonden, oder stark bräunetten Locken um Schläfe und Wangen herabwallen, während das übrige Haupthaar nach oben gewunden. Anstatt eines Hutes dient ein Stück Pappendeckel, in der Größe eines gewöhnlichen Foliobogens Schreibpapier, mit schwarzen Merino oder Tafft bedeckt, welches an einer Seite in beliebiger Länge hervorhängt; offenbar der Kopfbedeckung der Albaneserinnen (bei Rom) ähnlich, welche ein ähnliches Stück carton, glatt auf dem Kopfe liegend, mit weißem Stoff belegen, dessen quergestreifter, bunter Rand auf ihren Rücken herabhängt. Ein langes, hochrothes Kleid ohne Ärmel, Pie, genannt, aus Tuch oder wollenem Stoff, ist durch eine breite, gelbe Garnitur aus Florettband geziert. Ein Spencer von beliebiger Farbe, dem Geschmack der Schönen anheimgestellt, und einige seidenen Tücher ungezwungen um Kopf und Hals gebunden, vollendet die einfache, höchst malerische Tracht, in welcher ein Vielgereister das Costüm der Bewohnerinnen von Civita-Vecchia, an der Küste Italiens, und ebenfalls das Costüm einer kleinen Insel des Archipelagos wieder erkennen würde.

Auffallender noch, als die Ähnlichkeit des weiblichen Costums entfernter Inseln und Küsten, ist der südliche Charakter im Teint und Ausdruck mancher Schönen Helgolands, insofern sie offenbar auf den ersten Blick für Spanierinnen oder Italienerinnen gelten könnten; ein Umstand, der gewiß eben so seltsam ist, wie die Übereinstimmung der helgoländer- und italienischen Nationalfarben: beide Fahnen sind grün, roth und weiß; und beide Symbole wurden von den italienischen wie von den Helgoländer Patrioten mit gleichem Ernst heilig gehalten.

Das Costüm der Männer (seit jener Periode durch englischen Einfluß modernisirt) umschließt den einfachen, hinlänglich bekannten alt-deutschen Rock, von braunem oder schwarzem Tuch, ohne Kragen, mit Falten und geschlossenen Schößen, mit Knöpfen vom Hals bis an den untern Rand; weite, sogenannte Plunderhosen in weite Fischerstiefel herabhängend und eine gar kuriose, aber höchst zweckmäßige braune Tuchmütze, aus welcher, durch Entfaltung, eine Kapuze gemacht wird, zum Schutze gegen Wind und Wetter. Als Alltags- und Gewerbskleidung tragen die Männer ein langes, blaues Wamms aus wollenem Stoff, mit stehendem Kragen, als Matrosenjacke in England unter dem Namen Monkey bekannt; im Sommer eine kurze Blouse, Kontje genannt, aus buntem Stoff, durchaus desselben Schnittes und derselben Kürze wie die Insulaner auf Jersey.

Die Helgoländer nähren sich größtentheils vom Fischfange und durch Lootsendienst, indem sie manchem Schiffe unentbehrlich sind, das aus der Nordsee oder aus dem englischen Kanal in die Elbe oder in einen der andern Flüsse segelt. Als Hauptgegenstände des Fischfanges ragt der Schellfisch und die Hummer hervor, welche beide 40—50 Schaluppen, zu drei und vier Mann beschäftigen.*)

Helgoland hat keinen Hafen, so sehr auch die Natur selbst dort Winke zur Begründung eines solchen Bau's darbietet, und so sehr die Politik, die Navigation und die Humanität die Erbauung einer Schutzwehr gegen das mächtige und zerstörende Element erfordert.

Die Periode unsrer Novelle fällt in die Blüthe Helgolands, die sogenannte »englische Zeit,« herbeigeführt durch die Verhältnisse des allgemeinen europäischen Krieges, indem die Insel durch Dänemarks Neutralität, ein wichtiger Punkt des Handels, und zumal des »Schmuggelns« geworden.

In einem geräumigen Zimmer im ersten Stockwerk eines der »Schifferhäuser« auf dem Vorlande, saß eine Abendgesellschaft männlichen Geschlechts bei Husumer Bier und Helgoländer Grog, — die beliebtesten Getränke bärtiger Männer, welche sich der langen kölnischen Pfeifen und des holländischen Cr. Tobaks (mit dem Stempel: »Renaber« im Papier) bedienten, die ad usum communem in Vorrath waren.

Die ältesten dieser Männer zierte die obenbezeichnete Landestracht, während andre, jünger an Jahren, theils ihre Plunderhosen, theils ihr langes blaues Wamms, noch vorläufig bei-

*) Außer diesen beiden Erwerbszweigen bot die Insel an und für sich, bis zum Jahre 1825, keine andere Mittel der Erhaltung dar, bevor nämlich ein Seebad dort angelegt wurde, welches seitdem alljährlich mehrere Tausende Badgäste aus verschiedenen Landen dorthin zieht.

behalten, und dieses oder jenes Kleidungsstück nach Hamburger oder Bremer Schnitt trugen.

Besonders hervorragend in diesem Kreise erschien ein junger Mann von 27 bis 30 Jahren, der in einem weiten Lehnstuhle oben am Tische saß und ausnahmsweise eine Cigarre rauchte und ein Glas »Negus« oder Glühwein, trank.

Er trug einen blauen Tuchrock, desselben Schnittes wie er auf einem wohlfeilen Portrait (eines weltbekannten Generals der französischen Republik) zufällig neben ihm an der Wand hieng, — mit Goldtressen am Kragen und an den breiten Brustklappen, ein schwarzes Halstuch, welches ein weißes Untertuch als Rand blicken ließ, eine weiße Piqué-Weste, (wie sie unsrer Zeit als Weste à la Robespierre hinlänglich bekannt worden,) daneben ein paar Helgoländer Pluderhosen, während er seine ansehnlich langen Beine in geräumigen Helgoländer Seestiefeln übereinander warf. Eine Säbelkuppel um die schlanke Taille dieser fremden Gestalt, paßte zu einem alten Dragoner Säbel, der am Ofen in einer Ecke stand, und in dessen Gefäß ein Paar Sylter wollene Fausthandschuh eingezwängt waren. Das Antlitz dieses Fremden bot offenbar Züge germanischer Race, zumal die blühend-frische Gesichtsfarbe, welche mit dem gelblich-dunkeln Teint südlicher Völker contrastirt. Sein Haar, das in einigen breiten Locken von der hohen Stirn herabsank, war kohlschwarz wie sein Backenbart, sein Auge germanisch blau, höchst lebhaften Ausdrucks. Es war Capt'n Dünk, in Gespräch vertieft, mit den Helgoländern und einigen Gästen vom Festlande, über die Nothwendigkeit eines Hafens an der Insel; ein Gegenstand, der ihn als sogenanntes »Steckenpferd« nicht selten beschäftigte, so wie er jeden Insulaner unbedingt interessirte.

Capt'n Dünk — wie wir diesen Fremden provisorisch nannten, war ein Flamänder aus Dünkirchen. Citoyen der französischen Republik, welche seit Jahr und Tag damals bereits ein Kaiserthum geworden.

Der eigentliche Name dieses Seehelden wäre wohl sehr leicht, noch heut zu Tage, zu erfahren, — da er aber als Mann, dem Sprichwort gemäß, wenig Einfluß auf »die Sache« hat, so kommt er hier nicht in Betracht.

Anderer Seits haben Kaper, Corsaren, Schauspieler, Flüchtlinge, ꝛc. bekanntlich die Gewohnheit ihren Namen zu verschweigen, Vor- und Familiennamen hie und da zu verändern oder zu wechseln, wie man ein paar Strümpfe auszieht und ein paar andere anlegt; ein Recht, welches ihnen und manchen Andern so wenig streitig zu machen, wie das offene Incognito einem Fürsten, der als Graf oder Baron reiset.

Unser Held führte einen Kaperbrief, aus der Periode des Directoriums datirt, auf den Namen: Le Citoyen Pierre de Dunkerque. Da er nun in seinem Leben von allen Instrumenten und handgreiflichen Dingen, am seltensten die Feder berührt und gegen das Schreiben, als Zeitverschwendung, wie er es nannte, eine besondere Abneigung hegte, so unterzeichnete er sich, in nöthigen Fällen, in der Regel in aller Eile: P. de Dunqu. — wodurch er ganz unwillkührlich den Namen de Dunk erhalten. Wir bemerken, daß das französische de (von), auf helgoländerisch als Artikel »der« gilt und unser Held eigentlich auf Helgoland gar keinen Namen führte, sondern »de Dünk« hieß; ein Wort, unter welchem man sich den Begriff der Individualität des famosen Kapers von Dünkirchen dachte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Im Hofe stehn die Schüler und singen dumpf und bang,
Am schwarzen Todtensarge den heil'gen Grabgesang.
Da ist ein Licht erloschen, ein Herz hat ausgebebt,
Es ist mit Leid und Wonne schon himmelan geschwebt.

Vom Berge schallt ein Jubel, zum hellen Hochzeithaus
Tönt Becherklang und Jauchzen und lustig Lied heraus.
Da ist ein Licht erglommen, zwei Herzen sprühen hell,
Es rauscht und klingt der frische, der goldne Lebensquell.

Am Himmel hoch da gehet der liebe Sonnenschein,
Wirft segnend reiche Strahlen in Freud' und Leid hinein:
Den Strahl des frohen Lebens schickt er in's Hochzeithaus,
Und an dem Sarge küßt er den Immortellenstrauß. —r.

Deutsche Zustände. *)

1. Deutsches Wort.

Nicht das gegebene Wort mein' ich, die Zusage oder das Versprechen, wovon es ehedem hieß: ein Wort ein Mann! Es soll hier von dem in seiner Urbedeutung die Rede seyn, wo es denn eigentlich das Gewordene, Seiende bedeutet,

*) Der Verfasser beabsichtigt in ähnlicher Weise sich über Literatur, Lyrik, Bühne, Lustspiel, Kritik, Recht, Theologie, Philosophie, Schule, u. s. w. in Deutschland auszusprechen.

das von dem Geiste nach ewigen, unveränderlichen Gesetzen gefundene Gewand oder Symbol seiner Thätigkeiten. Untersuchungen darüber anzustellen, was das Wort überhaupt sey, wie es sich zum Gedanken verhalte, ob der Gedanke ohne dasselbe nicht zu fassen, zu gestalten sey und ob wirklich unsere Gedanken so oft nur Worte sind, weil die Worte Gedanken machen, — dieß fällt mir nicht ein. Vom deutschen Wort hab' ich vor zu reden; die allgemeinen Fragen gehen mich nichts an. Bei meiner Aufgabe ist das Wort schon ein besonderes, hat eine eigenthümliche Hülle, Färbung, einen vor Andern kenntlichen Schall; es ist eben deutsch. Wie mag es dem Elsässer zu Muthe seyn, wenn er ein Wenig über das deutsche Wort nachdenkt!

Reden wir nur von dem Alter dieses Worts. Unsere Urkunden reichen bis zum Jahr 360, in welchem ein gothischer Bischof Wulfila die Bibel des alten und neuen Testaments in das Gothische übertrug, das lediglich der älteste Ausdruck des deutschen Wortes ist. Viele meinen zwar, das sey gar kein Deutsch; man müsse es wie eine fremde Sprache ansehen und erlernen. Allein dem ist nicht so; vielmehr zeigen sich schon hier eine Menge von Formen, Fällen, Bendungen und Eigenheiten, die noch immer vorhanden sind und nie verschwinden werden. So gibt es eine starke und schwache Deklination und Conjugation; es läßt sich im Zeitwort nachweisen, wie allmählich der Verstand eingriff und dem bisher unbewußt wirkenden Sprachgeist die Zügel entriß. Dieses allzuverständige Eingreifen hat bis heute noch nicht aufgehört und viele der sinnigsten Gepräge so lang hin und her geworfen, bis sie ganz abgenutzt und abgegriffen waren. Das deutsche Wort ist also sehr alt. Stellt einmal das französische daneben! — Was hülfe indessen das Alter, wenn es nicht auch seine Reinheit bewahrt hätte? Die meisten und geglättetsten Sprachen sind nicht unverfälscht. Zwang oder Gleichgültigkeit, mitunter auch eine Zeit betrübsamer Abspannung kann ein Volk dahin bringen, daß es seine Muttersprache gering achtet, fast sich ihrer schämt. Überlegene, gewandte Rede des andern Volks drängt sich ein und es beginnt nun zuerst ein buntes Gemisch, nachher eine völlige Verwirrung und Zersetzung, aus welcher zuletzt eine neue, jedenfalls feinere, aber schwächere Sprache hervorgeht. Auch dem deutschen Wort drohte dies mehrmals. Ich will nicht von den Zeiten der Römer reden, obgleich diese gefährlich genug waren. Blickt nur in die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs, lernt die Verirrungen aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts kennen. Damals beliebten die höhern Stände die à la modische Redeweise, das galante Kauderwelsch, eine Mischung von lateinischen, französischen und italienischen Wörtern, die wie Wallensteins Heere »aus Süden und aus Norden zusammengeschneit und geblasen worden.« Fast ein Jahrhundert lang dauerte der Unfug. Was sagt man wohl zu Versen folgender Art:

Reverirte Dame, Phoenix meiner ame,
Gebt mir audienz:
Eurer Gunst meriten, machen zu falliten
Meine patienz.
Ach ich admirire und considerire
Eure violenz.
Wie die Liebesflamme,
Mich brennt sonder blasme
Gleich der Pestilenz u. s. w.

Briefe und Romane jener Zeit tragen dies Gepräge noch deutlicher, als solche Gedichte, die vielleicht nur zum Scherz und Spott gemacht wurden.

Die letzten Jahre drohten von Neuem mit solchem Wust. Reisebeschreibungen, Tagsblätter, philosophische und historische Schriften wimmeln von solchen Redensarten. Zumal unsre Kritik kann, scheint's, gar nicht das Geklingel seltsamer Wortbildungen und gestempelter Ausdrücke entbehren. Und das zugegeben, fragt ihr, willst du von Reinheit des deutschen Worts reden? Ich kann es. Denn haben wir auch viele Tausende von Fremdwörtern, was einem Gränzlande, wie dem Elsaß, am meisten auffallen muß, so ist doch das deutsche Wort rein und unverfälscht geblieben. Wir können das Meiste von solchem Wörterkram entbehren. Alles wegzulassen ist freilich weder möglich, noch rathsam, weil eine gebildete Sprache sich nicht von Andern absperren soll. Allein es käme nur darauf, daß wir weniger bequem, weniger zufrieden, weniger nach Fremdem begierig wären, daß wir unsere Sprache mehr auf dem geschichtlichen Weg erlernten und zu dem zurückkehren wollten, was man früher aus Unachtsamkeit fallen ließ, oder im Dünkel wegwarf. Unsere Dichter Göthe, Schiller, Rückert, Voß, Klopstock zeigen zur Genüge, daß sich die tiefsten und höchsten Gedanken und Empfindungen in reiner deutscher Zunge ausdrücken lassen. Der Reichthum, der dem deutschen Wort zu Gebote steht, ist unerschöpflich. Wir haben seit dem Zeitalter der Minnesänger einige Tausende von bezeichnenden, vollkräftigen Wörtern aufgegeben, die uns täglich wieder dienen möchten, wenn einmal Mangel fühlbar würde. Was einige der neusten Romanenschriftsteller in Frankreich versuchten, nämlich seltene oder bisher nur im Mund des Volkes übliche Ausdrücke der Schriftsprache anzueignen — es würde uns gar eine Menge von Gold- und Silberbarren zuführen, mit deren Ausprägung gewiß ein ganzes Jahrhundert zu thun hätte. Ueberall

bieten die Mundarten, deren Schätze so lange mit Verachtung und Hohn betrachtet wurden, Wörter und Formen von Umfang und Tiefe; wer könnte sie zählen? Einen kleinen Begriff von deutschem Reichthum geben uns die *Wörterbücher*. Sonst kännte man nur *Adelung*. Jetzt ist die Zahl sehr bedeutend und Viele verdienen in der That dem Freunde des deutschen Wortes dringend empfohlen zu werden. Sehen wir ab von eigentlicher Gelehrsamkeit, von den Forschungen eines Jakob *Grimm*, *E. G. Graff*, *Lachmann*, *Benecke*, *Wackernagel*, *Hoffmann*, *Schmitthenner*. Ich will nur Eins namhaft machen, *L. Schwencks* Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. (Dritte Ausg. Frankfurt 1838. bei Sauerländer.) Der Verfasser, ein gründlicher Kenner unseres Worts, ist Professor am Gymnasium zu Frankfurt am Main. Die erste Ausgabe erschien 1834 und fand gleich die Aufnahme, welche die Arbeit in solch hohem Grade verdient. Werft nur einen Blick hinein! Wie vielseitig ist da die Abstammung des deutschen Worts erörtert! Vorzeit und Gegenwart hilft erläutern; neben die deutsche Form im engern Sinn stellt sich Altfriesische, Angelsächsische, Althochdeutsche, Altnordische, sogar das Isländische, Schwedische, Slavische und die romanischen Mundarten, wo sie nur Licht verbreiten können. Ein solches oft kleines Wörtchen hat in Wahrheit zuweilen einen weltgeschichtlichen Entwicklungsgang durchgemacht, Völkerwanderungen erlebt und ist sich in den Zügen ähnlicher geblieben, als es dig Enkel alter Familien der Menschen in Vergleich zu ihren Ahnen sind. Und was sagen wir von der oft seltsam durcheinander greifenden Verwandtschaft, aus welher man eine ganz neue Wissenschaft, eine *Geographie des Wortes*, ziehen möchte! L. Schwencks Verdienste erschienen auch um des willen so bedeutend, weil er überall den Gebrauch vor Augen hat, und keineswegs für den Gelehrten von Fach schreibt, weshalb er z. B. die griechischen Wörter noch neben bei mit lateinischen Buchstaben setzt, damit sie der Geschäftsmann auch lesen kann, der nie die gelehrte Schule besuchte. So ist auch sein Fleiß und sein Streben nach fortwährender Verbesserung zu loben. Die dritte Auflage ist um sechzig enggedruckte Seiten stärker als die erste, und fast bei jedem Artikel ist Wichtiges zugesetzt oder geändert. Mir ist kein Worterbuch von diesem Werth in der französischen Literatur bekannt, das um den Preis von nicht einmal fünf Gulden so reichhaltigen Stoff darbietet, und ich möchte es allen Freunden des deutschen Wortes nicht nur im Elsaß, sondern im ganzen Frankreich dringend empfehlen.

Nächst dem Reichthum des deutschen Worts, weise ich auf seine *Biegsamkeit*, das geschmeidige Wesen hin, welches ihm bei allem Alter und aller Urkraft noch inwohnt. Man hat zwar oft behauptet, deutsche Sprache und deutscher Ausdruck sey nicht für den feinern Umgang, die Höflichkeit, nicht für die Verhältnisse der Unterhaltung, in denen man weder tiefe Empfindung, noch neue Gedanken erwartet, sondern aber eben nur mit glatten Worten sich leichte Federbälle hinüber und herüber wirft. Der spitze Witz und der geflügelte Scherz soll für deutsche Zunge nicht seyn. Doch, meine ich, geht man darin zu weit und viele von denen, welche überall auf den deutschen Michel losschlagen, haben kein Urtheil, weil sie zu sehr in französischer Sprachfertigkeit die deutsche Feinheit verloren. Hätten wir so frühe eine vollendetere Literatur gehabt, wie unsere Nachbarn überm Rhein, hätte man deutscher Rede nicht so lange die höhern Kreise der Geselligkeit verschlossen, ja sähe man nur heut zu Tage das Bessere in dieser Hinsicht ein, was gilts, das deutsche Wort könnte mit dem Französischen wetteifern und dasselbe wohl gar verdrängen? Die Franzosen mögen sich nicht zu viel dünken, daß seit Jahrhunderten der deutsche Adel in frühster Jugend an ihrer Sprache sich die Milchzähne ausbeißt, denn welch gräßliches Französisch wird da mitunter zu Tag gefördert! Man kennt die feine Aussprache der mißvergnügten, kleinen Schweizerinnen, die im Range der Dienstboten noch häufig jetzt in Deutschland dem Geschäfte obliegen, die Kinder mit Phrasen und Zuckerbrod zu füttern und meist erst dann froh werden, wenn sie in halberträglicher Ehe mit einem Deutschen ihre Muttersprache verlernen dürfen. Auch gilt jetzt schon an Höfen dort und da das Französische für unzugänglich und muß dem Englischen Platz machen, das in der Regel von Deutschen noch weit ergötzlicher gesprochen wird! Von Biegsamkeit unserer Sprache wäre bei den Dichtern freilich am meisten zu sagen, wenn diese nicht einen andern Vorzug des deutschen Worts, den *Wohlklang*, in noch größerm Maaße bewährten. Wodurch hat die junge Literatur Frankreichs so Manchen bezaubert, so feurige Verehrer gewonnen? Doch wohl dadurch mit, daß ihren Versen wie ihrer Prosa weit entschiedener der Zauber des Wohllautes geworden ist, den die frühern Schriftsteller so gerne der Klarheit, dem Witz oder rednerischen Schmuck aufopferten. Was die französische erst seit einer kurzen Reihe von Jahren mit Glück versuchte, was sie zum Theil erst durch Bekanntschaft mit unserer Literatur als wesentlich verehren lernte, das hat das deutsche Wort von jeher gehabt. Leset die vollaustönenden Verse unserer Altdeutschen; wenn auch in anderer Beziehung geringfügigen Gedichte! Macht euch mit Walther von der Vogelweide, Hartmann von Ouwe, Konrad von Würzburg u. a., mit den Nibelungen und andere Dichtungen des Mittelalters bekannt. Und ist das nicht möglich, so haltet euch [illegible] an die Ge-

genwart, leset Dichter des zweiten Ranges, Platen, Rückert, Uhland und die ihnen befreundet sind, ihr werdet mir Recht geben. Süß und lieblich, sanft und einschmeichelnd klingt das deutsche Wort; wenn das Italische zu weich und zu weibisch, das Spanische zu wehmüthig und doch wieder nur einförmig tönt; wenn das Englische unsern Sprachorganen Gewalt anthut und sie zu unleidlicher Anstrengung zwingen will: — das Deutsche hält die Mitte in sanftem, zartem und doch natürlich leichtem Klang.

Freunde, die ihr deutsch zu reden wißt, achtet und verehrt dieß Wort als die schöne Hülle eines gebildeten, edelkräftigen Volksgeistes! Was kümmert's in diesem Betracht, welche Gränzen der Gang der Weltgeschichte diesem oder jenem Reich gezogen hat? Das Wort läßt und ließ sich nicht verdrängen; es ist ein heiliges Band der Menschen. Dürftest du das verschmähen, welches dir an der Wiege klang und als die erste Offenbarung des Höhern, Göttlichmenschlichen in die dämmernden Nächte deines kindlichen Geistes blitzte? Du darfst und kannst nicht, willst du nicht den ersten Schößling aus der Wurzel deines innern Lebens frevelhaft ausbrechen, an dessen Stelle vielleicht nun bloß kriechende Ranken treten können. Mit deutschem Ernst, Freunde, sey das deutsche Wort Euch an das Herz gelegt und in das Herz gerufen!

A. Rodnagel.

Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.

Gesammelt von A. St.

14.

— Im Jahr 1418 erschienen die ersten Zigeuner in der Umgegend von Straßburg. Das Volk nannte sie — und noch jetzt — Heiden. (Das Heidenloch in Hangenbieten.) Der Satyriker Moscherosch nennt sie Schnaltzer, Alchbrüder, und theilt ein kleines Wörterbuch der „Feldsprach der Zigeuner," auch „Rothwälsch" genannt, mit. Schon die vier ersten Wörter dieses Glossar's: acheln, essen; Adone, Gott; alchen (holche), gehen; alch dich! geh fort! troll dich! — deuten auf orientalischen Ursprung.

15.

— Das Bierhaus zum Lurhof in Straßburg, steht an der Stelle der alten St. Lucaskapelle. Am Lucastage zog der Magistrat in eigenthümlicher Feiertracht, St. Lucasröcke genannt, baarfuß, mit brennenden Kerzen, und von der ganzen Bürgerschaft begleitet, aus dem Münster nach dieser Kapelle, und hörte eine Messe mit an, welche zur Erinnerung an das große Erdbeben von 1357 daselbst gelesen wurde.

16.

— In Straßburg gab es vor alten Zeiten eine adelige Familie: die Herren von Straßburg genannt. Diesen Namen trug sie nicht von der Stadt, sondern von einem 1490 durch die schwäbischen Bundestruppen zerstörten Dorfe Straßburg, das zwischen Sulzbach und dem Gregorienthale lag.

Kleine Chronik.

— Das Schillerfest wurde auf würdige Weise in vielen deutschen Städten gefeiert, namentlich in Weimar, Freiburg, Leipzig, u. s. w.

— Den 4. Mai starb in Berlin der berühmte Prof. Gans, in einem Alter von vierzig Jahren.

— Den 6. Mai starb in Hannover, der durch seine vielen Romane bekannte D. Wilhelm Blumenhagen, achtundfünfzig Jahr alt.

— Von Grillparzer, dessen Ahnfrau vor Kurzem in's Italienische übersetzt wurde, erwartet man nächstens zwei neue Dramen: „Hannibal" und „Andreas Hofer." — Zedlitz arbeitet an einer „Napoleoniade". — Bauernfeld hat eine sogenannte Localposse geschrieben: „Ein Paar junge Leute".

(Europa.)

— Einer Mittheilung von Prof. Weißgerber, von Offenburg, (Morgenbl. 16. Mai) zufolge, ist die Geschichtsfabel von Schiller's Gang nach dem Eisenhammer, der Erzählung von Vasconcello, Thaten und Schicksale der Könige von Portugal, (Kap. VIII, Nro. 15) entnommen. Nach andern Angaben ist das Sujet altfranzösisch. Dem ungeachtet vindiciren wir die Sage dem Elsaß, nicht nur daß Schiller selbst „Zavern" nennt, die Tradition lebt auch noch in einem dortigen Thale und man zeigt noch jetzt die Stelle auf welcher der Eisenhammer stand.

— J. Scheible in Stuttgart, kündigt eine neue vollständige Sammlung von C. F. D. Schubart's (des Patrioten) Schriften, nebst dessen Lebensschicksalen an; der erste Theil „Schubart's Leben und Gesinnungen" von ihm selbst im Kerker aufgesetzt, ist bereits erschienen.

— Von der bekannten Stiftsdame Adelheid von Stolterfoth sind neue rheinische Lieder und Sagen erschienen; Frankf. a. M., Sauerländer, 1839.

— Moliere wird jetzt in's Türkische übersetzt. (Telegraph.)

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 23.

Samstag, den 8. Juni 1839.

Die Jungfrau und die Blumen.*)

Ich sah ihn bei den Blumen stehn,
Sah freundlich ihn mit ihnen kosen;
Die Lilien, Veilchen, Nelken, Rosen,
Sie schienen all' ihn zu verstehn.
Ich sah ihr Haupt die Rose neigen,
Als kaum sein Blick auf ihr geruht;
Und auf der Lilie, der bleichen,
Gewahrt' ich eine zarte Glut.
Und als er nun hinweggegangen,
Da trat ich zu den Blumen hin:
Noch schien der Rose Purpurwangen
Ein höh'rer Schimmer zu umziehn.
Die Blumen schienen all' zu beben,
Und flüsterten mit leisem Hauch;
Das Veilchen selbst schien zu erheben
Sein schüchtern Haupt aus grünem Strauch.
Hin zu der Rose trat ich leise,
Und sprach zu ihr mit sanftem Ton:
„Was sprach er denn zu deinem Preise?“
„„Er sprach: Du bist der Schönheit Kron'!““
Da dacht' ich still in mich hinein:
Ich möchte wohl die Rose seyn!

„Was sagt' er denn zu deinem Preise?
(Fragt' ich die Lilie) sprich einmal!“
Und hold erglühend sprach sie leise:
„Erröthe in der Liebe Strahl!“
Da dacht' ich still in mich hinein:
Ich möchte wohl die Lilie seyn!
Zum Veilchenbusche trat ich leise,
Und fragte zagend, halb im Schmerz:
„Er sprach wohl nichts zu eurem Preise?“
„„Er drückt ein Veilchen an sein Herz!““
Da dacht' ich still in mich hinein:
Ach, dürft' ich doch das Veilchen seyn!

Ihr Blumen, die gesehen
Oft in mein stilles Herz,
Ihr dürft ihm nie gestehen
Der Brust geheimen Schmerz.
Ihr dürft ihm nicht bekennen,
Was ihr wohl oft gesehn:
Wie meine Wangen brennen,
Sah ich ihn dorten stehn.
Und tiefer noch verschweigen
Müßt ihr ihm meinen Gram,
Wie meine Wangen bleichen,
Weil er die Ruh' mir nahm.
Zeigt von den Thränen keine
Die euer Kelch oft trank,

*) Aus dem Cyklus der Jungfrau Liebesleben.

Wenn ich im Abendscheine
In eure Mitte sank.
Schließ dicht, o zarte Rose,
Die Blätter drüber zu,
Und gönn' in deinem Schooße
Der Jungfrau-Thrän' — die Ruh'!

Ihr lieben Blumen! könnt ihr mir nicht sagen,
Was euch so wunderbar verwandelt hat?
Ihr konntet gestern kaum das Köpfchen tragen;
Ihr senktet es so thränenschwer und matt.

Du blauer Himmel! kannst du mir nicht sagen,
Warum so leuchtend du mit einemmal?
Hast gestern Nebelschleier noch getragen,
Und nun so plötzlich lauter Glanz und Strahl!

Du klare Welle! kannst du mir nicht sagen,
Warum auf einmal du so spiegelhell?
Du hast doch gestern noch so wild geschlagen!
Was hat dich so beschwichtigt, klare Well'?

Mein freudig Herz! und kannst du mir nicht sagen,
Was dich so selig macht in meiner Brust?
Du warst ja gestern noch voll Angst und Zagen,
Und heut erfüllt dich namenlose Lust!

Ich weiß es wohl, und muß doch immer fragen;
Die Antwort klingt so süß und wonniglich!
Du Herz allein kannst mir die Wahrheit sagen;
O juble laut: Er liebt, er liebet mich!

Ich liebe dich! auf dieser Erde sagen
Kann Er's allein mit solchem Zauberton;
Denn als er sprach, schien's rings um mich zu tagen,
Und Gram und Schatten waren rings entfloh'n!

Und ich? mich schien die Erde nicht zu tragen;
Ein Paradies stand blühend rings um mich;
Und selig weinend mußt' ich immer fragen
Die ganze Schöpfung rings: Er liebet mich?

Vorbei auf ewig ist nun Schmerz und Zagen!
Und legt sich Nacht und Zweifel einst um mich,
Soll selig mich empor zum Himmel tragen
Das mächt'ge Zauberwort: Er liebet mich!

Darmstadt. Louise von Plönnies.

Der Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

Capt' Dünk konnte sich besonders wohl mit den Insulanern verständlichen, obschon er eigentlich kein reines Hochdeutsch sprach. Die Sprache der Flamänder an der Meeresküste von Dünkirchen, weiter nordöstlich, ist bekanntlich das alte Deutsch, welches vor einigen Jahrhunderten Schriftsprache war, und seitder bei Ausbildung oder Veränderung der Sprache, — »Plattdeutsch« genannt worden. Die frühern Verhältnisse dieses Abentheuers blieben den Insulanern durchaus unbekannt. Aus mancher Berührung mit Fremden, während seines langen oft unterbrochenen Aufenthalts auf Helgoland, so wie aus Unterhaltungen mit den Insulanern, mit dem Herrn Pastor und Miß Rose, gieng hervor, daß er eine sorgfältige Bildung genossen und als Sohn der französischen Republik, seiner Nation Ehre macht. In der Navigation besaß er die oberflächlichen Kenntnisse, welche »sein Handwerk« erforderte, gestand aber unverhohlen, in Gespräch mit Seeleuten, daß er eigentlich keine »Wasserratte« sei. Er verließ sich in diesem Fache auf seinen Bruder, der als commandirender Offizier das Seewesen seiner Brigg vertrat, während er selbst als eigentlicher Corsar das Commando und unbedingte Herrschaft am Bord wie über sein Geschwader übte, sobald es zum Angriff auf eine Beute, oder zur Vertheidigung gegen den Feind kam.

»Es hängt nur von Euch ab! wie ich schon oft gesagt habe!« rief Capt'n Dünk im Laufe der Unterhaltung. »Es hängt nur von Euch ab, einen Hafen zu bekommen, und zwar einen Hafen wie unser Havre-de-Grâce! — wenn ihr mich hören und Courage fassen wollt! Ich will Euch die Mittel schaffen, die zum Bau nöthig sind, in klingender Münze; will Euch den Plan zeichnen zum Hafen, wie zu einer einfachen Sternschanze auf der Südspitze eurer Klippe da droben. Die Köpfe der beiden Hafenbollwerke will ich ebenfalls befestigen — von der Sternschanze aus können wir die Treppe und das Vorland wie den ganzen Hafen bestreichen, so daß wir die Stücke auf den beiden Bollwerkköpfen gar nicht einmal ernsthaft gebrauchen, etwa nur zum Salutiren, wenn eine unsrer Schniggen*) mit Husumer Bier und Friedrichsstädter Senf zurückkehrt und einige unsrer schönen Insulanerinnen am Bord hat! Ich will es mit Pierre de Dunque unterschreiben und meinen

*) Helgoländer Schiffe, Küstenfahrer mit zwei Masten. Anm. d. Verf.

Kopf mit allen überflüssigen Locken Euch zum Pfande setzen, daß kein Engelsmann je den Fuß auf Helgoland bringen soll, wenn unser Volk mit all' seinen irdischen Jammerthälern einmal um die Sonne gelaufen ist. — Aber, wie gesagt, Ihr müßt euch Courage anschaffen, und mir anheimstellen, euerm alten dänischen Major mit seinen dreißig noch ältern Invaliden, sammt euern sechs improvisirten Rathleuten, an einem schönen Morgen, über die Klippe zu werfen! Jedoch, Scherz bei Seite! — Ihr müßt mir Vertrauen schenken und Euch auf mich verlassen; ich, was mich betrifft, muß mich auf Euch verlassen können; und da liegt 's just! Ich muß noch erst Beweise haben, daß ich auf Euch und euer Courage bauen kann! Allen Respect gegen eure Gastfreundschaft und gegen euern bekannten gutmüthig-edlen Charakter; aber — aber! lieben Leute! mit der Gutmüthigkeit allein baut man keinen Hafen! und mit solcher Friedfertigkeit, wie Ihr Euch derselben rühmt, wird Niemand frei, sondern Mancher bekommt Maulschellen und trägt sie gutmüthig, friedfertig nach Hause. »So Jemand dir eine Ohrfeige giebt, so gieb ihm zwei wieder!« heißt es im altsyrischen Grundtext des Testaments. Das stimmt weit beßer überein mit dem Muth und der Kraft des Erz-Republikaners, der Gleichheit lehrte und Gerechtigkeit und Menschenliebe! — Ihr aber lasset Euch tagtäglich moralische Ohrfeigen geben von euerm dänischen Geßler, und reichet ihm dann noch die andere Wange und das andere Ohr hin; und zahlt eure Paar Mark Taxe für jeden empfangenen »schlagenden Beweis« solcher Majorats-Gnade. — —«

»Gott biwohr 'ns!« unterbrach Vater Rommen,*) ein alter Helgoländer im Ofenwinkel sitzend, den raisonnirenden Capt'n Dünk. Gott biwohr 'ns! Herr Captein! so was unterstehen Sie sich, hier öffentlich zu sagen, nur einige hundert Schritte vom »Falm« — vom Hause des Landvogts?«

Man lachte laut auf und am lautesten der Kaper.

»Hab' ich nicht Recht!« rief er unter herzlichem Lachen. »Hab' ich nicht Recht? — das ist euer Courage! Ihr habt nicht einmal den Muth, frei zu denken, geschweige noch, bei euerm Glase Bier, unter Euch braven Leuten, frei zu reden, wie's Euch um's Herz ist!

»Gott biwohr 'ns!« rief ein Insulaner. »Herr Captein, Herr Captein! wenn der liebe Gott für Sie günstigen Wind macht, den englischen Kuttern und Kreuzern zu entkommen, so gestehe ich, daß unser liebe Herr Gott große Geduld und Langmuth hat!«

»Ja, lieber Freund!« lachte der Kaper. »Ihr möget Euch wohl verwundern über Gottes Geduld! Das muß ein geduldiger und langmüthiger liebe Gott seyn! — honneur à l'être suprême! (unterbrach er sich mit gedämpfter Stimme) das muß ein erzgeduldiges Wesen aller Dinge seyn, das auf Helgoland herabschaut und mit eurer Geduld Langmuth und Geduld hat; indem Ihr geduldig ertraget, daß ein dänischer Landvogt Euch, einem kräftig starken Volk, euere altheiligen Rechte raubt, wie er Euch das Wahlrecht raubt und durch seine Köchin den Magistrat ernennen läßt, und dem Magistrat das Recht verkauft, gegen einige Ballen Kattun und dergleichen Strandgut, die Landes-Repräsentanten zu ernennen! — Hol' der Teufel solche Geduld und solche Langmuth, wie Ihr sie beweiset, indem Ihr Euch so links und rechts beohrfeigen lasset, und — und hier in eurer Schenke noch dazu vor euerm allergnädigsten Landvogt zittert!«.

Ein lautes Gelächter unterbrach abermals den heftigen Erguß des lebhaften Kapers, der während dessen seine Cigarre wieder anzuzünden versuchte, die er, in seiner gewöhnlichen Heftigkeit, zerdrückt hatte.

»Ist ein einziges unwahres Wort an dem, was ich sage?« fuhr er fort, »so widersprechet mir! Ist es auf Gottes Erdboden, oder irgendwo auf einem Stück Felsen im Meere, schon jemals vorgekommen, daß dritthalb Tausend Seelen, worunter über fünfhundert selbstständige Bürger, sich von drei alten Weibern tyrannisiren lassen? Würde ein vernünftiger Mensch irgendwo in Europa oder unter den Botokuden und Hottentotten mir glauben, wenn ich erzählen wollte, wie ein starkes, wehrhaftes Volk sich so mit Füßen treten läßt, ohne auch nur eine Miene zu verziehen?«

»Ja! was sollen wir dagegen anfangen, Herr Captein?« bemerkte ein jüngerer Insulaner, in einem neuen blauen Oberrock. »Der Herr Pastor predigte den Sonntag darauf, als die neue Ordnung eingeführt wurde, über den Text: »Seyd der Obrigkeit unterthan, die Gott eingesetzt hat!« — und wenn wir den Mund aufthun gegen unsre Obrigkeit, so steckt sie uns in's Loch! — Sie kennen ja das freie Quartier da droben an der Treppe...

»Ihr sollt der Obrigkeit unterthan seyn, die Gott eingesetzt hat,« predigt euer Pfaffe? »I nun« — rief Capt'n Dünk, »das lass' ich mir gefallen.« Es steht ferner im Testament: »...der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat.« Meines Wissens hat euer menschliche Landvogt eure Obrigkeit eingesetzt. Gott hat auch die Pest und das gelbe Fieber eingesetzt, das Erdbeben und den Blitz! Laune und Gnade des alten Königs von Dänemark hat Euch euern Pascha zugesandt. Morgen oder

*) Es versteht sich von selbst, daß sämmtliche Namen dieser Novelle ersonnen sind, zumal um einzelne noch lebende Personen zu maskiren, die gar leicht in der Wirklichkeit zu finden, hiemit aber gegen alle persönliche Beziehung geschützt seyn möchten. Anm. des Verf.

übermorgen kommen die Russen oder die Britten und geben Euch eine Obrigkeit, und euer Pfaffe predigt dasselbe! — Was versteht Ihr unter Gott? Ich dachte: Gott wäre der Inbegriff aller Erkenntniß und Weisheit, uns offenbart in der Natur aller Dinge; und ich glaube, man brauche nicht erst das Pulver erfunden zu haben, um einzusehen, was eine Obrigkeit seyn soll, wie sie zur Ordnung und zur Aufrechthaltung des Rechts und der Gerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft nothwendig wurde; eben so wenig, um einzusehen, daß keine Obrigkeit naturgesetzliche Macht über uns hat, die sich selbst wählt oder sich selbst ernennt und sich uns aufdringt —«

»Captein Dünk spricht wie ein gedrucktes Buch!« rief der alte Rommen und rieb sich vor Freude die knöchernen Hände. »Da kann kein Mensch 'n Wort dagegen einwenden, aber ein Pastor wird es nicht zugeben! Was sagt denn unser Herr Pastor dazu, Herr Captein! wenn Sie so was gegen ihn äussern?«

»I nun,« lächelte Capt'n Dunk, »was soll ein Pastor gegen die Wahrheit der gesunden Vernunft wohl viel einwenden, wenn er neben seinem Pastorat noch »Mensch« bleiben will? Jeder Pastor, der als Pfaffe den Despotismus in seinem Staate vertritt, muß entweder ein Schurke oder ein Dummkopf seyn! ein Schurke, wenn er Grundsätze und Dogmen lehrt, die er selbst nicht glaubt; ein Dummkopf, wenn er sich einbildet zu glauben, was der Natur und der Vernunft widerspricht.«

Die Wirthin des Schifferhauses, welche während der Unterhaltung aus- und eingegangen war, in Bedienung ihrer Gäste, stand mit der Hand an der Thürklinke, dem beliebten Capt'n Dünk aufmerksam zuhorchend, sich scheuend ihn zu unterbrechen, und wartete auf eine Pause des Gesprächs, ihm ein Wort zu sagen.

Die anwesenden Gäste waren nach und nach, wie gewöhnlich, sehr ernst geworden, wenn Capt'n Dünk ihnen seine individuellen Ansichten und republikanischen Grundsätze erörtete. Alle schauten einander mit verschiedenem Ausdruck an, nachdem er Obiges gesprochen.

Die Wirthin benutzte diesen Moment, dem Capitain zu sagen, daß Mister Booze einen Knaben sende, ihn auf eine Partie Piquet einzuladen.

»Sonst nichts?« brummte Capt'n Dünk.

»Ei, freilich!« setzte die Wirthin mit bedeutungsvollem Lächeln hinzu, »und 'n höfliches Compliment von Miß Rose; Sie möchten doch ja bald kommen, damit Sie Zeit hätten nach dem Kartenspiel etwas neues aus den englischen Zeitungen zu erfahren!«

»Das läßt sich hören,« erwiederte Capt'n Dünk mit gleichem Lächeln. »Englische Zeitungsnachrichten interessiren mich immer.«

»Zumal wenn Miß Rose sie vorliest oder in's Französische übersetzt!« meinte ein Insulaner, der sich im Kreise umherschaute, die Beistimmung seines Worts, auf den Gesichtern der Vertrauten zu lesen.

»I nu!« lächelte der Corsar, »Miß Rose ist ein niedliches Kind und wenn ich gezwungen werden sollte, Sie oder ihren alten dicken Onkel zu heirathen, würd ich zuverlässig Miß Rose wählen!«

»Das glaub ich Euch!« meinte der alte Rommen, der aufgestanden war um mit dem Capitain desselben Wegs auf's Oberland zu steigen. Capt'n Dünk zog seinen kleinen dreieckigen Hut mit der Tricolorcocarde unterm Lehnstuhl hervor, wo er, aus Mangel an besserm Raum, seither verweilte, nahm seinen Säbel unter'n Arm und trennte sich von der Gesellschaft unter üblichem herzlichen »Gute Nacht« und »Lebewohl« mit gegenseitigen Wünschen »auf baldiges Wiedersehen!«

3.

Bald nachdem Miß Rose der Köchin, Hausmagd und Haushälterin in einer Person die Ordre gegeben, einen Knaben in's Schifferhaus zu senden, wurde mit starken und raschen Schlägen des knockers *) an der Thüre geklopft, woraus nach englischem knocker-System hervorgieng, daß ein Gentleman und zwar ein very respectable gentleman Einlaß begehre. Dem Leser mit englischen Sitten unbekannt, bemerken wir, daß ein Bedienter, Bote oder Handwerker mit Einem bescheidenen Schlage am Thürklopfer seine Anwesenheit an der Schwelle anzeigt, wogegen ein Briefträger der englischen Post zwei rasche starke Schläge thut. Hält ein Wagen mit Livree vor der Thüre, und springt ein footman oder footboy vom Bock oder Rückstand, die vorfahrende Herrschaft zu melden, so dröhnt das Klopfen an der Thür, nicht nur durch alle Winkel des Hauses, sondern oft durch mehrere Gassen; als Symbol der vorfahrenden Respectability.

Wiewohl Helgoland jener Zeit keineswegs eine englische Insel war, so suchten die einzelnen Engländer, welche ein spleen oder ihr business (Geschäft) dorthin gezogen hatte, eben so pünktlich und strenge die äussern Formen ihrer englischen Lebensweise zu beachten, wie ein Jesuit seine Fasten und ein Jude die Betstunden seines Sabbaths in allen Landen wohin ihn das Schicksal führt, und wo er von seines Gleichen beobachtet wird. —

»Wer mag das sein?« lispelte Miß Rose dem Onkel zu,

*) Gewich nocker.

der in bekannter Verlegenheit in seinem Lehnstuhl wandte. Er war unbedingt ein very respectable Gentleman, ein Fremder vor der Thür; vielleicht irgend ein Abkömmling hoher connexion aus England, etwa von einem englischen Kriegsschiffe an der Mündung der Elbe. Eine solche Respectability mußte natürlich, auf eben so würdige Weise, empfangen werden. — Eigentlich hätte ein Laquai in Livree dem Klopfenden die Thüre öffnen müssen, wenn Mister John Booze, Altenglands Ehre auf dem Felsen im Nord mehr aufrecht halten wollte. Es war nicht nur kein Laquai in Livree bereit, sondern das einzige dienstbare Wesen des höchst anspruchsvollen Hauses, war bekanntlich ausgegangen. Wer sollte nun dem Gentleman die Thüre öffnen?

Eine Verlegenheit, die sich nur ein Britte respectabler Familie denken kann, und von welcher unsere Leser des uncivilisirten Continents keinen Begriff haben, bemächtigte sich des dicken Johns. So wenig als ein Gentleman den poker — die Anrühr- (nicht Aufrühr-) Stange am englischen Steinkohlen Kamin, in Gegenwart anderer jemals anfassen wird; eben so wenig konnte es respectabler Weise Statt finden, daß Miß Rose oder Mister Booze, oder Sir John, (wie er sich gerne tituliren hörte) in eigner Person einem Gentleman die Thüre öffneten; wenn sie nicht durchaus sich vor dem Eintretenden compromittiren, auf ihre Respectability Verzicht leisten und in Alt-England zur stehenden Anekdote werden wollten!

Mister Booze drehte und wendete sich in seinem geräumigen Lehnstuhl, wie ein Kranker, den die Colik mit Krämpfen bedroht. — Miß Rose hielt ihren Ossian in zitternder Hand und vergaß, unwillkürlich horchend, den rosigen Mund zu schließen, der (nebenbei bemerkt) eine doppelte Reihe wahrhaft englischer National-Zähne zeigte, auf welche aber in diesem Augenblick kein bewundernder Blick ruhte, indem der Onkel an ganz andere Dinge dachte und der spaniel (das Schoßhündchen der beiden Töchter Albions,) bereits mit der Nase an der Stubenthüre stand. — Außer beiden war kein einziges Wesen im Zimmer, welches Augen zum sehen hatte, die schönen Zähne zu betrachten. Die Verlegenheit wuchs von Sekunde zu Sekunde, und abermals, und noch stärker dröhnten die Schläge des schweren National-Instruments durch die Todesstille des Hauses.

Mister Booze krümmte sich wie ein Regenwurm, den ein wachsamer Wanderer zum Theil zertreten. Er war dem Ausbruch der Thränen, dem Weinen nahe, und verfluchte leise lispelnd die Stunde, in welcher er seinen Tom entlassen — einen englischen Matrosen, der durch Schiffbruch an die Insel geschleudert worden und dem er, aus christlicher Barmherzigkeit, Kost und Logis gegeben — um dem Bedienten-Lohn zu ersparen. Er verfluchte die Köchin in ihrem Gange zum »Schlachter« (wie die Insulaner dort den Fleischer nennen). — Er verfluchte den dummen Jungen, den kleinen Pepe, (der übrigens als ein pfiffiger gescheuter Bursche bekannt war) — und endlich drängte sich ein Fluch auf seine bleichen Lippen, der den unschuldigen Capt'n Dunk auf dem Vorlande ereilen sollte, als Miß Rose plötzlich, in sich selbst vertieft, einen Leuchter ergriff, zur Thüre zu eilen, nicht um etwa die Thüre zu öffnen, sondern um sich auf ihr Zimmer zu begeben. — »Kind! Kind! was beginnst Du? bist Du wahnsinnig? Du — Du selbst wolltest das Geschäft einer Köchin, in Abwesenheit einer Hausmagd, oder eines Bedienten, verrichten! Du —? Du selbst, die respectable Tochter meiner hochrespectabelen Schwiegerin, der hochseligen Mistreß Mary Clyde....«

Die Tochter der hochseligen Mistreß Mary Clyde war bereits an der Thüre und Mister John sprang, trotz seiner Corpulenz, aus dem Armstuhl empor, faßte die Nichte mit starkem Arm um die schlanke Taille; während diese in Gedanken vertieft, die weder der Onkel noch der Leser ahnt, [illegible] die Worte des Alten gehört, noch dessen Bewegung bemerkt hatte.

In sichtbarer Verwirrung, die der Alte jener augenblicklichen Gefahr zuschrieb, in der die Respectability seiner Familie, Namens, seines Hauses schwebte, — schob Miß Rose den Leuchter auf den Tisch und sank, einer Ohnmacht nahe, aus der unbeholfenen, etwas unsanften, Umarmung in den Lehnstuhl des Onkels. Zum drittenmale wurde an der Thüre gepocht, und zwar mit einer Heftigkeit der Respectability, als halte Lord Wellington in eigner Person in einer Staats-Karosse an der Schwelle.

John rang nun die Hände in Verzweiflung, drückte dann die geballte Rechte an die Stirn, biß und zerbiß seine breite Unterlippe und fand endlich Linderung und Labung seiner qualvollen Angst in einem Thränenstrom, der seine wohlgepolsterte Wange und sein weißes Halstuch im Nu benetzte.

Dem Sprichwort zufolge: »Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten!« rührte sich nun von Außen ein Schlüssel im Thürschlosse. Die alte zehnfach verfluchte »Schlachtertasche,« Miß Jenny, war endlich heimgekehrt und trat mit etwas zerstörter Miene in den parlour,*) die Besuchskarte des Gentleman in der Hand, der glücklich die Schwelle überschritten hatte.

»M. William Bank« — lispelte die Köchin, indem sie dem Alten die Karte überreichte.

*) Zimmer zu ebener Erde eines englischen Hauses. Daß alle englischen Häuser sind einander gleich.

«Is it possible! Mister William Boz?!» rief John, während Miß Rose's jungfräulicher Brust ein heftiger tiefer Seufzer entfuhr und ein halblautes «dachte ich's nicht!» ihren erbleichten Lippen entwischte. «Ihr werdet erlauben, Onkel, daß ich auf mein Zimmer gehe, die Angst hat mich durchaus....»

«I bewahre! was fällt Dir ein!» brummte der Alte — während er der Köchin durch Winke zu verstehen gegeben, den Ankömmling in das drawingroom *) zu führen, worauf jene sich entfernte.

«Was fällt Dir **), ein Röschen!» fuhr der Alte fort, im Zimmer umherirrend, seine Tabaksdose suchend und statt dessen eine der vielen Muscheln ergreifend, die unter der Menge Zierrathen und Spielereien englischen Landes im parlour auf dem Gesimse des englischen Kamins lag.

«Hat Mister William in Jahr und Tag nicht gesehen, und wolltest Dich vor seinem Empfange zurückziehen? Ist das Alt-Englische Sitte bei Begrüßung eines so respectablen Freundes unsers Hauses?»

«Aber ich habe Kopfweh, lieber Onkel, und Ihr habt meine Toilette ganz in Unordnung gezerrt; 'werde wenigstens erst auf mein Zimmer gehen müssen um — um meine Locken wieder herzustellen.»

«Jenun — jenun,» brummte Mister Booze, noch immer seine Dose suchend, «mach' nur rasch... mach' daß Du bald den Thee einschenken kannst... laß' hier im parlour auftragen... Es ist more comfortable hier unten, als oben im drawingroom, und dann auch... man schont dann die Fußdecke dort oben... Mach' also rasch! und... laß uns rufen wenn der Thee bereitet ist.»

Mister Booze eilte die schmale Treppe des engen Hauses hinan und Miß Rose sank in den breiten Lehnstuhl zurück, in einer Beklemmung des Herzens deren Ursach uns vielleicht später enthüllt werden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Drawing, Gemälde, Zeichnung; room, Zimmer, Besuchzimmer im ersten Stock eines englischen Hauses.

**) Der Engländer sagt zwar nie Du und nennt seinen Hund sogar Ihr, wir übersetzen hier überhaupt der Deutlichkeit beider [illegible] ins Deutsche.

Der Abt von Hirschau. *)

Historische Skizze, von D. Joseph Bader.

Als Abt Friederich zu Hirschau, auf die Einflüsterungen einiger Uebelgesinnten, von dem Schirmvogt, Graf Albrecht von Kalw, gewaltsam seiner Würde entsetzt worden war, und man hierauf zu einer neuen Wahl schritt, vertheilten sich die Väter des Kapitels anfänglich; bald aber gab ihnen die Betrachtung der Gefahr, womit Albrechts gewaltthätiger Geist ihr Gotteshaus bedrohte, eine gemeinsame Seele. Sie suchten einen Vorsteher von gleicher Kraft und Frömmigkeit, damit weder in den geistlichen noch weltlichen Sachen der Abtei etwas versäumt werde. Also fiel die einstimmige Wahl auf Wilhelm, Prior bei St. Emmeran zu Regensburg, dessen Ruhm schon damals die Menge seiner Ordensbrüder überstrahlte. Wilhelm aber, als er im Frühling 1069 nach Hirschau kam, und das Schicksal des Abts Friederich erfuhr, weigerte sich der aufgetragenen Würde, und verlangte zurück in sein Kloster. Da fielen die Väter weinend ihm zu Füßen, baten und beschworen ihn, sie nicht zu verlassen. Gerührt hievon und durch die Schilderung ihrer Noth, nahm er endlich die Verwaltung über sich, auf so lange jedoch sich die Weihung vorbehaltend, als sein Vorweser noch am Leben sey.

Dieser Abt Wilhelm war ein Mann von schöner, hoher, Ehrfurcht gebietender Gestalt. Aus seinem Auge sprach der sanfte Geist einer durch Wissenschaft veredelten, und durch strenge Uebungen über die Eitelkeiten der Welt erhabenen Seele. In seinen Manieren lag der Anstand seiner Würde. Eine klangvolle Stimme und ein ungewöhnlicher Schatz erworbener Kenntnisse verliehen seiner natürlichen Beredsamkeit jene wunderbare Kraft, womit man über das Herz des Menschen gebietet! dabei gab es keine Regel seines Ordens, die er nicht auf's Gewissenhafteste befolgt hätte. Sein Inneres barg die ganze Fülle des ächten Glaubens, und es war keine Heuchelei, wenn er oft einsam vor seinem Crucifixe lag, und mit bethränten Augen

*) Das Benediktiner-Kloster Hirschau war eines der ältesten in Schwaben. Geht die Sage seiner Stiftung durch Helisena im Jahr [illegible] auch eine Fabel [illegible], so bestand es doch sicherlich schon in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Es liegt im Württembergischen Kreis [illegible], nicht weit von Pforzheim, am [illegible] Nagold.

Siehe darüber auch Gustav Schwab's Schilderung von Schwaben im «Malerischen und Romantischen Deutschland.» Zweite [illegible] erste Lieferung.

um Befreiung und Rettung seiner Mitbrüder bat. Viele spätere Vorsteher schienen aufgeklärter als Wilhelm; sie hielten weniger auf Gebet und Kasteiungen; sie folgten mehr den Bedürfnissen ihrer Natur, als den Geboten ihrer Regelpflicht; weil aber im Genusse Maaß zu halten nur die Weisesten verstehen, so fielen sie unter die Herrschaft gemeiner Neigungen, und ihr Andenken ist mit dem letzten Schall der Grabglocke verklungen.

Ohngeachtet seiner mönchischen Strenge, war Abt Wilhelm leutselig gegen Jedermann, besonders gegen die Armen. Er beschenkte sie stets reichlich, und suchte in ihnen ein festes Vertrauen auf den Lenker der menschlichen Schicksale zu erwecken; sein Wahlspruch war: «De misericordia Domini nunquam est desperandum.» Viele angesehene Männer der Kirche suchten seine Freundschaft; mit dem berühmten Erzbischof von Canterbury stand er in einem Briefwechsel. In dem großen Streit zwischen Altar und Thron hielt Abt Wilhelm aufrichtig, und obgleich von Feinden umgeben und vielfach verfolgt, stets unerschütterlich auf Seiten des Pabstes; über seine Mönche und Gotteshausleute wußte er in allen Sachen sein Ansehen als Vater und Regent ungeschwächt zu erhalten; seine Tugend, Weisheit und Kraft waren so überwiegend, daß jeder Neider davor verstummte.

Der Ruhm des großen Abts von Hirschau durchlief bald ganz Deutschland;*) aus den entferntesten Gegenden sammelten sich fromme Verehrer um ihn. Und hiedurch, weil niemand ohne ein Geschenk kam, und viele Edle ihr ganzes Erbe auf den Altar des heiligen Aurelius legten, wuchs Hirschau zu einem der reichsten Klöster heran. Der Zusammenlauf von Menschen daselbst war so groß geworden, daß die Behausungen nicht mehr hinreichten. Wilhelm unternahm daher 1083 einen dritten Bau, links an der Nagold, auf einer höhern und freiern Stelle. Die neue Kirche war ihres Gründers würdig, und wurde noch in späterer Zeit als ein Meisterwerk altdeutscher Baukunst bewundert. Auch gelang es den Bemühungen Wilhelms die Urkunde der freien Wahl des Abts und Schirmvogts von Graf Albert zu erwerben, worauf er alsobald nach Rom reiste, um sie vom Pabste bestätigen zu lassen.

Die dreihundert Menschen, welche damals Hirschau bewohnten, wußte Wilhelm, jeden nach seiner Fähigkeit, auf's Angemessenste zu beschäftigen. Die Greise hatten Ruhe in ihren Zellen; die übrigen Mönche widmeten ihre Zeit außer dem Gottesdienste den Künsten und Wissenschaften, oder schrieben Bücher ab. Die äußeren Dienste verrichteten die Laienbrüder, welche Wilhelm zuerst in Deutschland eingeführt hatte. Sie waren Zimmerer, Schmiede, Maurer, Schneider, Schuster, Gerber und dergleichen. Zur Handlungs-Arbeit hielt man die sogenannten Geopferten an, die schon als Kinder dem Kloster geschenkt worden waren, aber noch die weltliche Kleidung beibehielten. Die Hirschau'sche Klosterschule brachte Wilhelm in den freudigsten Flor. Eine Reihe gründlich gelehrter und auch literarisch gebildeter Männer erwarben der Wissenschaft bei der heranwachsenden Jugend die größte Liebe und Achtung. Besonders eifrig aber bezeigte sich der Prior Haimo, welcher nachmals das Leben Wilhelms beschrieben hat.*) Durch seine Bemühungen wurde die Kloster-Bibliothek so reich, daß man alle Mönche, die als Lehrer und Äbte in fremde Klöster berufen wurden, mit den nöthigsten Büchern versehen konnte.

Es herrschte in allen Verrichtungen die vollkommenste Ordnung, wie denn ohne diese auch in der besten Sache kein Erfolg zu erwarten ist. Niemand war über seine Kräfte angestrengt; jeder freute sich des ruhigen Glücks das er genoß, und that mit Liebe seine Pflicht. Hiedurch aber geschah es, daß Hirschau während dem Lauf von zweiundzwanzig Jahren, da Wilhelm die äbtliche Würde trug, allein mehr gethan hat, als viele andere Klöster zusammen in Jahrhunderten.

Durch den Zerfall der alten strengen Zucht waren die meisten dieser Stiftungen in Abnahme ihres Wohlstandes gerathen. Wilhelm suchte nichts eifriger, als sie wieder herzustellen. Er bearbeitete deswegen die berühmten Clugny'schen Kloster-Satzungen für seinen Zweck, und reformirte nach ihnen allmählig bei hundert Gotteshäuser; sieben hatte er und die Seinigen selbst gegründet, viele angefangene vollendet, viele andere zu besserm Glücke vollendet. Auf diese Weise erweiterte der Abt Wilhelm seinen Wirkungskreis in fast allen Gegenden des Reichs. Als zu Constanz, im vierten Jahre nach der Absetzung Bischof Otto's, eine neue Wahl geschah, übte kein Prälat größern Einfluß darauf aus, als der Abt von Hirschau, obwohl er dem Constanzischen Sprengel nicht angehörte. Er hatte den Mönch Gebhard aus seinem Kloster mitgenommen, und diesen erwählte das Capitel. Gebhard war der jüngste Sohn Herzog Bertholds von Zähringen; durch seine Wahl errang die päbstliche Parthei das Uebergewicht im ganzen Südwesten von Deutschland.

Abt Wilhelm starb am 4. Juli 1091, im fünfundsechszigsten Jahre seines Alters. Als er den herannahenden Tod verspürte, sprach er zu den Umstehenden: «Betrachtet die Kürze dieses

*) «Sanctus Wilhelmus, hic [illegible], [illegible] per Germaniam et [illegible] expandit, singulari [illegible].» Trithemius, Hist. [illegible] I. [illegible]

*) Außerdem kennt man von ihm eine Schrift, [illegible], einige Homilien und ein Buch [illegible].

Lebens! Denn das Gute vermehren, sammelt euch dagegen einen Schatz der Tugenden als Zehrpfennig auf die Reise zur Ewigkeit!»

Die Schwächen, die er haben mochte, sind vergessen, weil sie von weit größern Tugenden überstrahlt wurden. Das machte ihn zum Helden seines Standes, daß er dem einen großen Zwecke Alles aufzuopfern wußte, was gewöhnliche Seelen für die höchsten Genüsse des Lebens halten. Ueberall sah er das Wichtige, handelte bei allem Bewußtsein seines geistigen Uebergewichts stets bescheiden, und haßte, in seinem Wesen voll Einfachheit, allen nutzlosen Aufwand. Viele Prälaten seiner Zeit lebten in größerm Glanz als Fürsten: dieser Glanz zerfiel, und Niemand kennt jetzt ihre Namen. Die wahre Größe, welche nicht in dem besteht, was uns das blinde Glück zuwirft, sondern in dem, **was wir aus uns selbst machen**, findet auch bei der spätesten Nachwelt ein billiges Anerkenntniß.

Von den gelehrten Arbeiten Abt **Wilhelms** kennt man ein Buch über die Musik, zwei Bücher *de compoto ecclesiastico*, zwei Bücher *de correctione Psalterii*, die *consuetudines Hirsaugienses*, und verschiedene Briefe; auch schrieb er über die Verfertigung eines *monochords*, einer Uhr, eines *astrolabii*, und eines Quadranten; denn die Astronomie war so sehr sein Lieblingsstudium, daß er oftmals seine religiösen Pflichten darüber vernachlässigt zu haben glaubte. Diese Werke sind die beurkunden, wie gründlich und vielseitig gebildet dieser Prälat war, und wie redlich er sowohl seine Zeit, als seine Gaben verwendet hat.

Sic nigro [illegible] pariter [illegible], nobilis virtus [illegible] clarus!

Elsässische Merkwürdigkeiten älter und neuer Zeit.

Gesammelt von **A. St.**

17.

— Als der Straßburger Bischof, **Ruprecht von Baiern**, 1449 seinen Einzug hielt, wurden über dreihundert Priester in einem Saale des bischöflichen Saales bewirthet. Unter den aufgetragenen Gerichten befand sich ein gebratenes Spanferkel vorn vergoldet und hinten versilbert; auch ein gebratener Pfau mit allen seinen Federn wurde aufgetragen. Vor dem Tische standen acht Sänger, als Propheten gekleidet, mit allerlei Saitenspiel in den Händen, und sangen Sprüche und Reimlein. **S. Bernhard Hertzog's** elsässische Chronik, IV. fol. 112.

18.

— Im fünfzehnten Jahrhundert wurden folgende **Speisen in Straßburg** gegessen: gehackelt Mus, weiß Mus, Trübmus, Kapitelmus, Zwiebelmus, Brodermus, Blattermus, Magmus, Ambeyer, Sperbmus, Mertzeyer, besprigte Eyer, Leberlin, Pfifferling, Kapaunenbrüsteri, Hohenberg, Züsslin, Kutteln, Schüsslern, Ostermicheln oder Hasen, gezwungener Wein. Die Frühlingsspeisen hießen Hornkeil, Hornsbeiß, Neuret (Neugeratheneß). Diese Nachricht haben wir nicht etwa einem Kochbuche, sondern — Geiler's von Kaisersberg **Predigten** entlehnt.

19.

— Im fünfzehnten Jahrhundert spielten die **Straßburger Kinder** folgende **Spiele**: Ueber die Brücken springen (vielleicht das heutige: Wale, wale, hab dich!), blinde Mus, die rothen Hunde, das Spiel der offenen Hand und Schaugen (Barr's?) Ziele mit Garteneicheln, u. s. w. — Als Kartenspiel waren das Kaiserspiel und das Karnöffelspiel ganz besonders beliebt. Gesungen wurde der Herzogenlaub, das Spießleinlein, ober stäbbiche Tänzlein, der Morgengesang, und in den Klöstern das Jesuskindlein.

20.

— Im Jahre 1515 wurde vor der St. Peterskirche in Straßburg öffentlicher **Ablaß** verkauft, zum Besten der in Afrika schmachtenden Christensklaven. Der Ammeister **Brucker**, Bauer, erzählt in seiner handschriftlichen Chronik darüber Folgendes: Am Beichtstuhl hieng ein großer Brief, der rings mit Figuren umgefaßt war. Auf der Seite stand Christus nackt, und schürte mit einem Kreuze die Flammen des Fegfeuers; diejenigen welche herauskamen schickte er dem Pabste zu, der in prächtiger Amtstracht auf seinem Throne saß, Ablaßbriefe in den Händen haltend; vor ihm knieten Kaiser, Könige, Cardinäle und Bischöfe; hinter ihm stand ein Geldsack und mehrere befreite Gefangene, welche dem Pabste wegen ihrer Befreiung dankten; neben ihm bezahlten Priester das Lösegeld an die Türken. In einem tiefen, mit eisernem Gitter verschlossenen Brunnen seufzten andere Gefangene, Männer, Weiber und Kinder, und wanden sich in schrecklichen Qualen. Wer dieses furchtbare Bild sah, weinte und gab mit vollen Händen.

21.

— Unter der Herrschaft der Römer verehrte man einen Schutzgott des **Wasgau's**; im 16ten Jahrhundert stand noch in Bergzabern (*Tabernae montis*) ein römischer Altar mit der Inschrift: *Vosego*.

August Stöber, Redakteur.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 24.

Samstag, den 15. Juni 1839.

Gedichte

von Ferdinand Braun.

1.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

2.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Paris, Frühlingsanfang 1839.

Der Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

4.

[illegible]

dem Handel äußerst wichtig und ersprießlich wurde, sondern auch die dänischen Häfen z. B. Flensburg, an der Erweiterung des «kleinen Belts» Tönning und Husum an der Nordsee zu einer Blüthe des Verkehrs erhoben, welche sie den größten Seestädten an die Seite stellte.

Die Eingänge der Eiderstadt, Städtchen, welche Tönning ziert, ist nur so weit von Helgoland entfernt, daß eine merkwürdige Luftspiegelung im Moment des Aufgangs der Sonne dem Bewohner Helgolands die Gegenstände der Küste zuweilen als Spiegelbilder über dem Horizont zeigt, wiewohl die Küste, in der Wirklichkeit, durch die Wölbung der Meeresfläche nicht zu sehen ist.

Jener Winkel des Nordmeeres, in welchem wir die Insel Helgoland erblicken, war gewissermaßen der Centralpunkt des Handels und der Schifffahrt des nördlichen Europa geworden, — die Insel selbst, ist ein passender Observationspunkt, in politischer Beziehung; gleichsam ein Schlüssel zur Mündung der vier bedeutenden Gewässer. Weit entfernt, uns in dieser Novelle in politische Untersuchungen und Erörterungen zu vertiefen, insofern der Stoff an und für sich, sie nicht unvermeidlich macht, drängt sich wohl jedem Leser die naheliegende Frage auf, wie eine monarchische Regierung, wie in solcher Epoche und in solcher Stellung die Dänische — eine Besitzung gleich der Insel Helgoland durchaus vernachlässigt, außer Acht lassen, und sie dem Angriff und dem Raub jedes auch noch so schwachen Feindes bloß stellen konnte! —"

Eine Regierung mußte wahrlich mit Blindheit geschlagen sein, die Politik eines benachbarten Cabinets unbeachtet zu lassen, das seit Jahrhunderten sein System der Eroberung und Einmischung, der Erhaschung wichtiger Punkte in allen Meeren, beurkundete, um dem eine Insel gleichsam «vor der Nase» lag, deren Besitz für alle Zukunft einen «festen Fuß» in jenem bedeutenden Winkel des Nordmeers und einen unermeßlichen Einfluß auf das politische Leben des ganzen nördlichen Continents gesichert werde?

Wir haben vielfache Gründe zu vermuthen, daß die Regierung der französischen Republik, die Insel Helgoland aus sehr natürlichem Standpunkte betrachtete — und wohl ernsthafte Absichten in Bezug auf diesen Schlüssel der vier nördlichen Gewässer hegte. Nach Allem, was wir über den langen Aufenthalt des Kapers von Dünkirchen auf Helgoland erfahren, scheint es uns daß jener geheimnißvolle Corsar nicht etwa von Ungefähr diesen neutralen Hafen als Hauptstation seines Geschwaders gewählt hatte.

Allein Dänemarks politische Stellung vom Ausbruche der französischen Revolution an, und bis bei[illegible] Dänemarks [illegible] Verhältniß zu Frankreich, Dänemarks Neutralität, (die das Volk später hart genug büßen mußte —) hatten diesem Staat die Achtung der französischen Republik, des Consulats wie des Kaiserthums gesichert; und fern dieser Regierungen war es auch, zu sehr auf unserem Grenzstädtchen einzuwirken, als daß sie sich herabgewürdigt hätten einen politischen Diebstahl, einen verdeckten Raub, einen frechen Eingriff in das Völkerrecht zu begehen, eine Kriegserklärung einem Staat entgegen, dessen Regierung zwar schwach, — unbegreiflich schwach, aber keiner entehrenden Wortbrüchigkeit fähig war.

Die Britten, welche bekanntlich «die Fremden» dergestalt hassen, daß das Wort Fremder (foreigner) ein Schimpfwort im Munde des Volkes geworden — lieben «die Fremde,» und suchen unter obigem System ihrer aufeinanderfolgenden Cabinets «in der Fremde» festen Fuß zu fassen, «damit die Wogen den Kiel tragen,» nicht nur zur weitverbreiteten Erweiterung ihres Handels, sondern ebenfalls zum unmäßigen Einfluß auf fremde Völker, zur geistigen Unterjochung unter der hypocritischen Maske der Freiheit und des Patriotismus, im Gewebe der Tarantel der britischen Industrie.

Die inneren Familienverhältnisse Englands, unauflösliche Vorurtheile und Widersprüche in den Formen des Staats und der socialen Welt, treiben alljährlich Tausende der Eingebornen in's Exil, indem es ihnen unmöglich wird, die enormen Mittel aufzutreiben, welche die Ansprüche von Respectability in Aufrechthaltung der äußern Lebensformen erfordern.

Im schroffen Widerspruch zum britischen Fremdenhasse, sucht der Britte auch in dieser Beziehung und aus diesem Grunde: «die Fremde» und jeder Ort des europäischen Continents und anderer Welttheile ersetzt ihm sein Vaterland — ein Begriff, für welchen Byron erst ein Wort schaffen mußte, weil der Britte die Begriffe Vaterland und Vaterlandsliebe — nicht kennt. Der Britte liebt «sich selbst», und England nur — weil es ihn geboren. — Dem Britten gefällt jeder Ort in der Fremde, wo er seine Sovereigns mit Vortheil wechseln und «sein Comfort wohlfeil findet,» und wo er für «respectable» gelten kann als daheim. — Keine andere Freude kennend, als die welche die Befriedigung materieller Bedürfnisse gewährt, sucht er in äußern Formen eine Würde zu behaupten, welche andere Nationen in geistiger Richtung zu erringen streben, — eine Richtung welche der Britte nicht kennt, indem ihm jede geistige Thätigkeit, ohne Begleitung des Reichthums, lächerlich ist.

So wichtig dem englischen Cabinet die Ausdehnung des Handels und der moralische oder immense Einfluß auf andere

Völker von jeher fein mußte, ebenso ist ihm die gezwungene Auswanderung; das ewige Umherreisen «brittischer Unterthanen» in Europa wie in allen Welttheilen; ebenso willkommen die lächerliche Nachahmungsucht und Nachäffung anderer Völker, der englisch Fashion. — Mit welch' verstohlenem Lächeln muß nicht ein brittischer Staatsmann unserer Tage eine Nummer einer deutschen Zeitung des Continents, — irgend einer See- und Handelsstadt betrachten, in welcher er in zehn Annoncen englische Etablissements und sogar «english Stage-coaches» erblickt, — die mit englischen Missionär's angefüllt — auf dem Pflaster einherrollen — zwischen dessen Steine John Bull dereinst seine englische Flagge zu pflanzen denkt?

Es scheint in der That, als ob die brittische dulness *) gleich einer geisttödtenden Cholera in Begleitung aller brittischen Fashion, und zumal, die Seestädte desselben überrumpelt habe; indem die Nachäffung sich ein solches Spiel treibt — und «den Sinn des kindischen Spiels» nicht erkennt.

John Booze war ein englischer Pächter, (farmer) der durch den Druck seines Feudalherrn «nimmer auf einen grünen Zweig gekommen» und in England in der That als ein «armer Sünder» figurirt, wie er sich, in englikanischer Demuth, gewöhnlich selbst zu nennen pflegte. **)

«Vom Unglück verfolgt» hatte er das Unglück gehabt, die Schwester seines Advokaten in London zu heirathen, eine sehr respectable Person, deren Bruder ihm einen Prozeß führte, der noch unentschieden war — am Tage der glänzenden Hochzeit. Er hoffte durch den glücklichen Ausgang seines Prozesses — ein Millionär zu werden und diese Hoffnung theilte ebenfalls seine Verlobte, nicht so sehr auf das Talent des Advokaten, als auf hohe Connexion ihrer Familie bauend, da ihr verstorbener Vater Bottler — Haus-Intendant eines bekannten Lords gewesen.

In solcher Stellung machte Mistreß Booze natürlich gerechte Ansprüche auf Aufrechthaltung ihrer Respectability. Sie wohnte seit ihrer Verheirathung, aus ökonomischen Gründen, auf der englischen Insel Jersey an der Küste der Normandie, wo sie eine glänzende Equipage und einige Leute in Livree hielt, für «die Schwester eines Lords» galt, während ihr Gemahl von Zeit zu Zeit aus England zu ihr kam, ihr den Ertrag des Pachtguts brachte, und ihre zahlreichen Gläubiger von Jahr zu Jahr hinzuhalten suchte, in der Hoffnung auf die Million, als Resultat des Prozesses. — Wurden die Gläubiger allzu indiscret, so machte Mistreß oder «Lady Booze» eine Reise in die Schweiz.

Die unglückliche Mistreß Booze verlor ihren Prozeß nach eilf langen Jahren der Hoffnung. Im Moment der verhängnißvollen Nachricht — verlor sie obendrein den Verstand, und nach Verlauf von zwei Jahren verlor sie endlich das Leben.

Mister Booze hätte nun füglich so triftigen Grund zum Selbstmorde gehabt, als irgend ein ruinirter Britte, der sich in die Themse stürzte — allein er bestand die erschütternde Crisis, welche sich zu zwei langen Jahren ausdehnte. Er wollte sich bei Lebzeiten seiner Gemahlin nicht ertränken, weil er durch ihren Tod ein kleines Vermögen erwerben konnte, das ihm und einer Nichte durch irgend einen alten Onkel testamentarisch gesichert worden, unter der Bedingung, die Erziehung und respectable Verheirathung derselben auf sich zu nehmen.

Nachdem nun Mister Booze sich von seinem Pachtgut in Alt-England getrennt und einige Jahre im Studium des Piquets in Frankreich und in andern «wohlfeilen Ländern» gelebt hatte, erhielt er, eines Morgens, einen inhaltreichen Brief, von einem Privatsecretär des Lords, seines ehmaligen Feudalherrn. Dieser ersuchte ihn, seinen Wohnort auf der dänischen Insel Helgoland zu nehmen. Sein Gönner (dessen Vermögen er vermehrt, während er sich selbst ruinirt hatte) bot ihm ein kleines Jahrgehalt in Form einer Pension unter der Bedingung, gewissen Landsleuten, welche etwa von Zeit zu Zeit die Insel berühren würden, in ihrer Correspondenz mit dem Festlande, und in etwaiger Nachforschung und Auskunftschaffung über Handelsverhältnisse &c. behülflich — vor Allem aber verschwiegen zu seyn.

Mit welchem Jubel Mister Booze seine geheime Charge als englischer Vice-Consul auf einer dänischen Insel empfing, läßt sich leicht denken. Wiewohl sein Geist der geographischen Fläche Helgolands glich, hatte er mit seinem Amte plötzlich auch den nöthigen Verstand gewonnen; insofern ihm als Hauptbedingung: «das Schweigen» aufgelegt war, — ihm weit willkommener, als wenn sein Gönner von ihm verlangt hätte, daß er plötzlich als «Redner» auftreten solle.

Mister Booze lebt nun seit einigen Jahren auf Helgoland, wo er ein kleines Haus nach englischer Fashion eingerichtet hatte; eben so National-Englisch, wie eine english Lady in Syrien die einen Kamin aus englischem Gußeisen aus London über Aleppo auf ihr Landgut bringen ließ, wo das Klima keine Zimmerheizung nothwendig machte. — Er empfing die Engländer, welche mit vertrauten Briefen des Secretär's jenes Lords an ihn gewiesen worden, mit allem Anstand englischer Respectability, besorgte dann und wann Briefe, Paquete durch englische Matrosen, in Helgoländer Fischer-Chaloupen an's Festland und beantwortete die mündlichen Fragen, seiner

*) [illegible]

**) «Miserable sinner!»

Landsleute, stets so ausführlich, als es ihm möglich war, ohne jemals zu begreifen, was diese Fragen bedeuten oder wohin ihre Beantwortung führen solle.

5.

»Der Bürger von Dünkirchen« führte das Ober-Commando über das Geschwader von drei Kaperschiffen; einer Brigg: la République, die als sein Admiralschiff galt, und zwei Schooner: St. Just und Marengo, von denen der eine ihn meistens begleitete, während der andere von Zeit zu Zeit mit besonderer Vollmacht versehen, »auf eigene Faust« Beute zu machen suchte.

Er schien in der Art und Weise seiner Bewaffnung und seines Angriffs das System der Corsaren afrikanischer Raubstaaten als Vorbild genommen zu haben, indem er sich weniger auf Anwendung seiner Bord-Artillerie als auf kühnern Angriff vermittelst des »Enterns« verließ.

Eine Schambecka der Raubstaaten führt in der Regel wenig, und schlechte Artilleriestücke am Bord, dagegen aber meistens zweihundert Mann Besatzung. Sie sucht zu »entern« ohne Schuß, wo möglich durch plötzliche Annäherung zu »überrumpeln« und durch den raschen Gebrauch der langen orientalischen Flinten, der breitmündigen kurzen »musquetons,« wie durch Athagans, Dolch und Handschar sich der Mannschaft des angegriffenen Schiffes und somit der Beute zu bemächtigen.

Le Citoyen de Dunkerque schien diese Art des Kampf's, auf seinen Reisen im mittelländischen Meere, sich bemerkt zu haben. Er verfuhr auf ähnliche Weise, wiewohl die Bauart und der Umfang seiner Schiffe (und die menschlichern Ansprüche seiner Mannschaft auf ordentliche Lebensweise) ihm nicht so starke Anzahl der Besatzung gestatteten. Mit bessern Artilleriestücken versehen, wie die meisten Schambecki, verschmähte oder versäumte er keineswegs ihren Gebrauch und hatte in der Aufpflanzung seiner Kanonen am Bord seiner drei Kaper, wie in so manchen Dingen, ein eigenthümliches besonderes System angenommen.

Seine Brigg war auf zwölf Kanonen gebohrt, seine Bordscharten aber breiter, wenn auch nicht höher, als die gewöhnlichen, und am Vordertheil (am Bug oder Bug) so dicht nebeneinander, als das Manöver der Stücke es je gestattete. Vier Kanonen konnten mithin eine directe Salve geben, während er geradezu auf den Feind feuerte, unterstützt durch die schräge Richtung der zwei nächsten Stücke desjenigen Bords, welches dem Feinde zum Theil zugewendet war. Auf diese Weise standen ihm mithin im Anlegeln sechs Kugeln oder Kettenkugeln zu Gebote, während es nur einer Viertel-Wendung der Brigg bedurfte, die andern sechs Schüsse zu thun. Zwei Stücke von stärkerm Caliber waren auf das Quarterdeck*) nach Hinten zu aufgepflanzt, welche ihm bei einer Retirade nöthigen Falls eben so wichtige Dienste leisteten, wie die Schlünde des Bugs beim Angriff. Statt zwölf, führte er mithin nur zehn Kanonen und nebenbei vier Mörser.

Capt'n Dünk verließ mit dem alten Rommen das Gesellschaftszimmer, während zwei seiner Leute in der Schenkstube zu ebener Erde, wie gewöhnlich, gleich Mameluken auf ihn warteten. Er hatte ein kleines Cabinet, im selbigen Hause, als Büreau gemiethet, wo er seine Beut-Geschäfte mit den Behörden der Insel abzuschließen pflegte, die an ihm einen sehr willkommenen Gast erblickten. Ihre Beute wurde unter ähnlicher Categorie wie »Strandgut« veranschlagt, wodurch den Behörden der gesetzlich bestimmte Theil des Ertrags, die Procente, Sporteln und Diäten zufielen. In erwähnter Abneigung gegen das Schreiben diente das Quasi-Büreau des Kapers mehr als Rendez-vous-Zimmer für jeden der »mit ihm ein Wort zu sprechen« hatte und zumal zu seiner Toilette.

Er bat den alten Rommen, auf einen Augenblick, mit ihm in sein Cabinet zu treten, rief einen seiner »Mameluken« herauf, der ihm rasch die großen Wasserstiefel auszog und ihm ein Paar elegante kleinere Stiefel darreichte. Anstatt des schweren Dragoner-Säbels, mit dem er gegen Abend seine Brigg verlassen, hing er einen kurzen Marin-Degen — einen schmalen Dolch in vergoldeter Messingscheide an die Seite, untersuchte die Pfannen seiner Terzerolen, welche er in besonderer Tasche stets in der Marine-Uniform trug, und ordnete in aller Eile seine Locken vor einem alten matten Spiegel, der wahrscheinlich noch aus der weiland Dithmarser Republik herstammte.

Also zu einer Visite bei Mister Bouge, und zumal, bei Miß Rose vorbereitet, stieg er mit Rommen die Treppe hinab, verbat im Vorübergehen der freundlichen Wirthin, »seinen Mameluken« nicht über'n Durst zu trinken zu geben und befahl diesen, wie gewöhnlich, auf ihn zu warten, im Fall sich etwas ereignen sollte ihm Meldung zu bringen u. s. w.

Der alte Rommen wanderte mit ihm die Treppe zu und schien etwas auf dem Herzen zu haben, dem er gerne Sprache geben wollte. Er äußerte zunächst sein Befremden, daß Capt'n Dünk so unbefangen die Einladungen des alten mürrischen Engländers annehme, dem er in jedem Falle ein Opfer bringe, so oft er bei ihm verweile. »Entweder,« meinte der alte Rommen,

*) Englisch: Quarter, Quartier. Das Verdeck des Hintertheils eines Kriegsschiffs, unter welchem die Zimmer der Offiziere sich befinden; bei [illegible] Quarterdeck genannt.

»ist der alte Narr wirklich so sehr von Langeweile geplagt, daß er Sie zu sich bittet, um ihm eine Stunde todtzuschlagen, oder — oder da steckt etwas anders dahinter und — und wenn ich Capt'n Dünk wäre, ich würde mich wohl bedenken, die Schwelle eines dummstolzen Fremden zu betreten, der hier Jahrelang lebt, ohne daß wir wissen was er hier eigentlich will? der unsre Gastfreundschaft in Anspruch nimmt durch zehnfache Commissionen und morgen nicht meinen »Guten Tag« erwiedert, wenn ich ihm heute umsonst ein Paquet von Tönning oder Husum gebracht habe!«

»Ich danke Euch,« versetzte der citoyen, »ich danke Euch herzlich, lieber alter Rommen, für eure Theilnahme und Fürsorge. Ich habe längst bemerkt, was Ihr befürchtet. Allein ich selbst habe nicht minder von jeher den alten Somerling als Engelsmann betrachtet. — Ihr versteht mich, was ich sagen will. Ich versichere Euch, daß ich von ihm direkt nicht das Mindeste befürchte, weder in Bezug auf meine Person noch auf meine Flagge, daß mir der Kerl aber erst verdächtig geworden, seitdem ich die Engelsmänner beobachte, welche von Zeit zu Zeit bei ihm aus und eingehen, und dann wieder verschwinden, als ob ein Nordwest sie weggeblasen hätte.«

»Das ist es eben, Herr Kapitein! was ich sagen wollte,« lispelte nun der alte ehrliche Rommen, langsam die zweihundert Stufen der Treppe emporschreitend; »das ist es eben! Herr Kapitein! — Die Reisenden, die jungen und alten Engelsmänner, die hier an's Land steigen und meistens bei Nacht und Nebel auf die englischen Häuser auf dem Felsen zuschleichen, die bei Mister John anklopfen und am andern Morgen die Insel hinterm Rücken haben — die meine ich! die meine ich, Herr Kapitein! und vor diesen möchte ich Sie warnen! wenn Sie's mir nicht in Uebel nehmen.«

Der Corsar erwiederte dem wackern Alten in aller Aufrichtigkeit was sein Dankgefühl herbeiführte und erörterte ferner:

»Ich gestehe, daß ich anfangs nicht den mindesten Verdacht gegen das Haus unsers »dicken Pique-Königs« hegte, weil seine grenzenlose Dummheit und seine Unerfahrenheit im Gebiete der Politik zu sehr am Tage liegt und eigentlich jeden Argwohn gegen eine solche Masse roast-beef verdrängen konnte. Allein, unter uns, lieber alter Rommen, ganz im Vertrauen auf Euch und eure Freunde, gestehe ich eben so frei, daß ich das verdächtige Haus des Englsmannes gerade um so öfterer besuche und länger als früher dort verweile, seitdem die maskirten englischen Agenten mir einige Laternen aufsteckten. Wißt also, daß ich den alten Vice-Consul der Britten auf eurer Insel spionire — ihn ausspionire, während der dumme Teufel hier den Spion spielen soll gegen mich und gegen Euch.«

Rommen stand höchstüberrascht stille. Sie waren auf den »Falm« gelangt, den obern Rand des Felsens nach Südosten, einem breiten Trottoir längs den Häusern jenes Theils der Stadt, durch ein Geländer gegen den senkrechten Abhang geschützt, wo sie nun langsam auf und abwanderten.

»Allerdings,« fuhr de Dunque nun fort, »ist es wohl sehr natürlich, daß ich der Gegenstand der Aufmerksamkeit unsrer Feinde bin, nachdem kein Monat, fast keine Woche vergeht, daß ich nicht der brittischen Flagge einen »Schabernack« versetze. Allein, glaubt mir, lieber Rommen! weit mehr als ich das Auge unsrer Feinde, der Feinde aller Gleichheit und Freiheit, — der Britten auf mich gezogen, weit mehr ruht ihr scharfes Auge auf Euch — auf eurer Insel. Ich wiederhole hier in heiligem Ernste, was ich oft beim Glase und einer Pfeife Taback aus Scherz gesagt habe: Wenn Ihr nicht mir folgen, nicht Muth fassen und nicht Anstalten zur Selbsterhaltung, zur Erhaltung eurer Freiheit und eures Rechts thun wollt — wenn Ihr eure Insel und Euch nicht selbst erhalten wollt, so geht sie zum Teufel und wird dem John Bull ein Punkt des Archimedes, auf welchem er gelegentlich seinen Hebel stemmt, den ganzen Norden aus seinen Angeln zu heben, alle Bündnisse der nordischen Völker aus ihren Fugen zu reißen! — Was die Britten im Schilde führen, was sie im Sinne haben in Bezug auf eure Insel und auf ganz Dänemark — das werdet Ihr gelegentlich erfahren, wenn es zu spät seyn wird, falls Ihr es wirklich noch nicht ahnt. Euer alter König am Sunde, mit sammt seinen Ministern müssen entweder dem Wahnsinn nahe, mit Blindheit geschlagen, oder — irgend ein Individuum unter ihnen muß bereits in Verrath verflochten sein, indem eure Insel nichts weiter zu ihrer Vertheidigung führet, als ein Dutzend miserable Kanonen, dreißig alte Invaliden, die nicht einmal den Hosenträger anknüpfen können und von Zeit zu Zeit eine Compagnie Infanterie, als Leibgarde eures Landvogts oder Majors. Es wird mir schwer zu denken, zu glauben, daß eine solche Dummheit auf der Welt existire, wie die, welche einer solchen Verwahrlosung zu Grunde liegen mußte; und daher möchte ich darauf schwören, daß Ihr.... verrathen und im Voraus verkauft seyd; durch wen? durch wen? das mögt Ihr selbst untersuchen.

»Fraget Euch nun aber selbst, und nehmt euren gesunden Menschenverstand zusammen, zur Beantwortung der Frage: Warum beraubt euer heimtückischer Landvogt Euch grade längst des uraltheiligen Wahlrechts, vermöge dessen Ihr, wie eure Väter und eure Landsleute auf der dänischen Halbinsel, eure Behörden wähltet? Warum findet der Landvogt es gerade

jetzt zweckmäßig, eurem Recht und der gesunden Vernunft zum Hohn, eure Rathsleute willkürlich zu ernennen, Schmuggler und Intriganten, Filze und Schelmköpfe mit der Magistratswürde zu bekleiden, während Ihr täglich bestraft seid — bestohlen zu werden, wie man in Drury Lane in London eine Uhr stiehlt? — Würde Europa es glauben, daß ein Magistrat sich sogar anmaßet, zum Scandal der Welt, die «Repräsentanten des Landes» zu ernennen, wie es hier nun bei Euch geschieht? Würde ein vernünftiger Mensch in Europa es glauben, wenn er sich nicht persönlich von der Wirklichkeit eines solchen Unsinns überzeugen könnte, der so lange die Welt steht noch nicht seines Gleichen fand?

«Lieber Nommen! ein so colossaler Unsinn, dessen sich eure Behörden erfrechen, muß einen verhältnißmäßig großen Zweck haben. Diesen Zweck könnt oder wollt Ihr nicht erkennen, weil Ihr leider weniger als jedes andere Volk zum Nachdenken über Euch selbst, über euer eigenes Interesse erwacht seid; allein... denkt an den Kaper Peter von Dünkirchen, ... wenn der Teufel mich holen sollte, bevor eure Stunde schlägt, bevor John Bull in den Pudding einhackt, den er seither im Stillen gewürzt hat!»

Dem alten Nommen traten große helle Thränen in die Augen; er drückte dem Capitain die Hand, wollte etwas sagen, aber verbiß sein Wort und seinen Schmerz.

«Ihr wißt,» fuhr der Corsar fort, «ich war neulich, diesen Sommer, in Husum — zum Jahrmarkt, als Fremder, als Reisender, ohne daß jemand ahnte, wer ich sei. Ich reiste weiter in's Land hin, spielte den Butter-Aufkäufer und kaufte auch richtig einige Achtel Butter, obwohl ich keine Butter esse — mag nordfriesische Butter essen wer Lust hat. Ich wollte mich überzeugen, ob die dänischen Provinzen alle so verwahrloset werden von Seiten der Regierung, wie eure Insel. Ich überzeugte mich vom Gegentheil; ich meine insofern, als das Volk dort wenigstens, durch Aufrechthaltung seines Rechts, alle seine Verwaltungsbeamte auf dem Lande wählt, den «Bauervogt,» die Kirchenvorsteher, die Landesältesten, die Landesbevollmächtigten, den «Deichgrafen der Harde;» kurzum jeden der das Wohl seines Landes auf seine Weise vertreten soll. Ich fand dort eine wohl organisirte Küstenmiliz, die «Befehlshaber und Unterbefehlshaber» ebenfalls vom Volke erwählt. Ich fand die strengsten Maßregeln getroffen gegen eine Ueberrumpelung und Landung irgend eines Feindes. Ich bereiste mit Vergnügen diese blühenden Provinzen, dieses Canaan, wo ich Patriarchen-Sitten fand, wo ich als Gast willkommen war, überall auf jedem Landgut, wo ich einkehrte; wo es als eine Indiscretion gilt, den Gast nach seinem Namen zu fragen, während die Behörden allerdings die nöthigen Maßregeln gegen verdächtige Reisende beobachten. Ich verweilte gerne auf jenen Landgütern, wo ein kleiner Knabe heftige Verweise von seiner Mutter bekam, als er mich kindlich neugierig fragte: Wer ich sei?

«Ich wunderte mich und es rührte mich, fast in jedem Hause, in jeder Hütte, deren Wohnzimmer ich betrat, ein Conterfei unsers Bonaparte zu finden, und wenn ich verstohlen fragte, was den guten Leuten an diesem Manne gefalle, so überraschte mich noch um so mehr die naive Antwort, aus welcher hervorging, daß das Volk dort auf der cymbrischen Halbinsel den Kampf meiner Nation für Gleichheit, Freiheit und Bruderliebe begriffen, ihn vielleicht mehr im Gefühl des Herzens aufgefaßt, als in politischer Bildung unsern Kampf erkannt hat.

«Seht, lieber alter Nommen! mit Rührung erzähle ich Euch von euren Landsleuten, den Friesen in Dänemark; allein was sollte ich einst von den Friesen auf Helgoland erzählen, wenn ich, was sehr unwahrscheinlich ist, den großen Völkerkampf überleben und aus der Ferne auf eure Insel zurückblicken würde? Es sei ferne, daß ich Euch, Euch persönlich und eure Freunde kränken wolle durch meine Bemerkungen; das sei ferne! — Ich möchte Euch aufmerksam machen, Euch beschwören: auf Euch selbst, auf eure Insel Acht zu haben. Wäre Euch nicht vor kurzem euer Wahlrecht entrissen, so würde ich Euch rathen, zwei Repräsentanten nach Schleswig oder Kopenhagen zu senden. Ich würde Ihnen ganz im Vertrauen eine Petition dictiren, in eurem Namen der Regierung eure Verhältnisse, die politische Wichtigkeit eurer Insel erörtern; und wenn dann keine Anstalten erfolgten zu eurer Vertheidigung, dann, dann wäre der Verrath erwiesen, documentirt, und ich selbst, ich selbst würde dann euer Recht und eure Freiheit auf mich nehmen.... und was ich Euch oft zugeschworen, so lange ich ein Commandowort über die Lippen bringen könnte, sollte dann kein Engelsmann den Schlüssel zu den vier Flüssen stehlen, dessen politischen Werth Millionen nicht aufzuwiegen vermögen. — Allein Ihr armen verrathenen und verkauften Insulaner seid nun eures uralten Rechts beraubt, durch den Federzug eines Invaliden und durch ein halb Dutzend seiner Helfershelfer, von denen jeder Einzelne bereit sein wird, Euch und eure ganze Insel um einige Tausend Mark an den Meistbietenden zu verschachern. Wenn Ihr nun eine Petition um Mittel der Vertheidigung an eure dänische Regierung einreichen konntet, müßtet Ihr protestiren gegen die Gesetzwidrigkeit eures Raths und eurer Repräsentanten, und — ich gestehe es frei, eben so frei wie alles Uebrige, außer Euch, alter Nommen, und ein halb Dutzend eurer Freunde, traue ich den Insulanern nicht den Muth zu, eine legitime Pro-

testation gegen die gesetzwidrige Ernennung eurer Behörden und eurer Repräsentanten — zu unterzeichnen.

»Aber, schwere Noth! es schlägt schon acht Uhr und der dicke Pique-König wartet auf mich. Gute Nacht also für heute. Bewahret und beachtet was ich Euch anvertraut, berathet Euch mit euren Freunden und wir werden uns wieder sehen. Gute Nacht.«

Der Corsar drückte dem alten Insulaner kräftig die Hand, und verließ ihn, während dieser in sich versunken, fast regungslos, auf dem »Jalm« sitzen blieb, bis ein vorübergehender Nachbar ihn weckte und mit ihm zum Thor nach Hause ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Kürze

in der gebundenen und ungebundenen Rede.

Heutzutage, mehr als jemals, wird von jedem Sprecher, in gebundener oder ungebundener Rede, K ü r z e gefordert: die Kunst, in möglichst wenig Worten seine Gedanken vollständig vorzutragen. Durch die ungeheure Masse des heute zu Lesenden und zu Hörenden mußte nothwendig diese Forderung geschärft werden.

Kürze, Eilfertigkeit in Allem und überall — ist ja der Hauptcharakter unserer Zeit. Ein rastloses Treiben und Drängen beherrscht fast alle Gebiete des Lebens. Das Dampfmaschinen-System greift, wie ein ungeheures Triebrad, mehr und mehr in alle Fächer der Industrie, und setzt Alles in neuen Schwung und raschere Betriebsamkeit. Dem Reisenden ist nachgerade der schnellste Postwagen zu langsam; auf Eisenbahnen und Dampfschiffen will man zum erstrebten Ziele hingezaubert seyn. Und regt sich dasselbe Drängen und Treiben nicht auch in unserm öffentlichen Staatsleben? Da soll keine Ruhe, kein weises Abwarten mehr gelten; und auch dem Staatsschiffe möchte man, anstatt des Steuerrades, ein dampfgeschwungenes Triebrad anfügen, um desto schneller zum erwünschten Ziele zu fliegen.

Bei dieser allgemeinen Eilfertigkeit unserer Zeit darf es uns nicht befremden, daß auch von dem Redner vor allen Dingen Kürze gefordert wird. Auch auf dem Strom der Rede will man heute möglichst schnell, gleichsam auf einem Dampfboote, von der Eingangsstufe zum Zielpunkte gebracht werden. Und d i e s e r Forderung unserer Zeit darf und soll ja auch Genüge geleistet werden; hier wenigstens ist es nicht nöthig, wie auch nicht rathsam, gegen den Strom zu schwimmen.

Kürze galt ja von jeher für eine wesentliche Eigenschaft jedes classischen Redewerks. Durch Kürze gewinnt ja der Gedanke selbst an Kraft und Mark; gleichwie den kürzern, gedrängten Thieren meist gedrungene Gliedmaßen eigen sind. Je kürzer gefaßt der Gedanke, desto mächtiger trifft er den vernehmenden Geist, wie ein Schlag.

Diese Kürze verlangt man heute, mehr als ehemals, auch von jedem poetischen Produkte; und da in gegenwärtiger Zeit kein Feld der Poesie in Deutschland so fleißig, wie die Lyrik, bebaut wird und bereits eine so reiche Aernte herrlicher Garben geliefert hat, so mag hier die lyrische Dichtung besonders berücksichtigt werden. Jede echte Poesie ist ein Ausdruck sich selbst beschränkender Schönheit; in solchen Schranken muß aber ganz besonders jenes lyrische Gedicht sich zu halten wissen. Wem es daher nicht gegeben ist, seine [illegible] in einen engen Rahmen zu concentriren, der mag im Uebrigen noch so viel Dichtungsvermögen besitzen, zum lyrischen Dichter ist er nicht geboren. Welch eine Fülle poetischer Schöpferkraft lag in der Seele eines Jean Paul! Aber Phantasie, Gemüth und Tiefsinn waren bei ihm zu sehr überströmend und flüssig, als daß er sie in den Schranken und Formen der Lyrik hätte zurückhalten können: und so ergoß er seine tiefpoetischen Anschauungen und Empfindungen nie anders als in das weitere Strombett ungebundener Rede.

Je kürzer ein Lied, desto mehr gewinnt es an Reiz, wie die sprichwörtliche Regel sagt: Des Liedes Kürze ist seine Würze. Wie bei den Rosen, so bei den Liedern. Eine völlig entfaltete Rose verflüchtigt bald ihren frischen gewürzigsten Duft, da hingegen die erst halb sich öffnende Rosenknospe einen süßern Wohlgeruch aushaucht. Ein Lied, in welchem der Stoff bis in's Kleinste weitschweifig ausgesponnen ist, verliert viel von seinem — ursprünglich vielleicht nicht geringen — Reize, während ein kürzergefaßtes Lied doppelt entzückt.

Diese Würze der Kürze ist besonders den Gedichten U h l a n d s eigen. Dieser Meister versteht es, wie Wenige, viel mit wenig Worten zu sagen. Vieles ist in seinen Liedern verschwiegen und nur zart angedeutet, aber doch so, daß es jedem selbstthätigen Leser nicht entgehen kann; besonders weiß er immer zu rechter Zeit abzubrechen, und ist man am Schlusse, dann erst hört man noch Manches aus den gelesenen Strophen durchklingen und nachklingen, und vernimmt erst nach einer Pause, nachdem der Dichter zu singen aufgehört hat, gleichsam durch ein verstärkendes Echo, des Liedes vollen Akkord. Es ist wohl überflüssig, zum Beleg dieses Urtheils, Proben aus Uhlands Gedichten vorzuweisen: die Sammlung ist wohl in den Händen unserer meisten Leser, [illegible] Gedicht in derselben [illegible] hier ein Muster; da [illegible] kein Vers, kein Wort, keine [illegible]

überzählig. War dieser Meister streng und sparsam in Maaß und Form jedes einzelnen Liedes, so ist er nicht weniger streng gewesen bei der Auswahl seiner Dichtungen für die veröffentlichte Sammlung. Auch die neueste (zwölfte) Auflage (1830) beträgt nicht mehr als einen Oktavband von mittlerm Umfang, obschon die erste Auflage bereits 1815 erschienen ist. Diese Strenge der Auswahl, wie jene (verhältnißmäßige) Kürze fast aller ausgegebenen Lieder, hat wohl, neben den andern glänzenden Vorzügen unsers Dichters, als ein günstiger Umstand mitgeholfen, um ihm einen so ungetheilten, immer noch steigenden Beifall, eine so allgemeine Verbreitung und Popularität seiner Lieder in allen deutschen Landen zu gewinnen: einen Ruhm, den auch einige neuerlich aufgetretene, eifersüchtige, oder ihm innerlich (um seiner edeln Gesinnung willen) abgeneigte Gegner ihm nimmermehr zu schmälern vermögen. Wenn sein nicht weniger großer Mitvasall der heutigen deutschen Sänger-Republik, wenn Rückert bisher sich keiner so allgemeinen Popularität zu erfreuen hatte, so kömmt dies wohl auch zum Theil eben daher, weil Rückert weniger an strenge Auswahl und Kürze sich bindend, mehr von [illegible] sich gehen läßt in seiner unerschöpflich hinübertreibenden Phantasie und seiner meisterhaften Versbiegungskunst.

Wie von poetischen Produkten, so auch von jedem Werk in ungebundener Rede wird Kürze gefordert als eine wesentliche Bedingung öffentlichen Beifalls. Kürzere Schriften oder Reden machen, selbst bei geringern Vorzügen, ihr Glück eher als gedehntere Vorträge. Novellen und Novelletten sind jetzt in den Leihbibliotheken am gesuchtesten, und die Zeit der bänderreichen Romane ist längst vorüber. Wer seine Stoffe zu weit ausspinnt und auf Einem Flecke zu lange weilt, langweilt seine Leser unfehlbar. Es ist auch wirklich ein peinliches Gefühl, von dem man beim Anhören oder Lesen solcher gedehnten Vorträge befallen wird, wie in einem Schiffe, das auf der Sandbank festsitzt: da ist Einem zu Muth, als müsse man dem Schreiber oder Sprecher forthelfen, als hätte man Ruder und Stangen an die Brust gestemmt, und müsse nun aus Leibeskräften mitarbeiten, daß doch der Nachen wieder flott werde.

Kürze ist also jedem Sprecher auch in ungebundener Rede anzuempfehlen, und zu einem dringenden Erforderniß wird sie für den Volksredner, namentlich den Prediger. Diesem ist ja, zumal auf dem Lande, die seinem Vortrag eingeräumte Zeit gar spärlich zugemessen, und ehe die Kirchenuhr nur eine halbe Stunde vorgerückt seyn mag, ist wohl bei dem gewöhnlichen Zuhörer die Feder seiner möglichen Aufmerksamkeit schon abgespannt. Hier gilt es also, wenn man etwas tiefer und wirksamer in die Seelen eingreifen will, nicht nur bei der Auswahl des Stoffes auf die fruchtbarsten Erörterungen sich zu beschränken, sondern auch diese wieder, Gedanken für Gedanken, so bündig wie möglich abzufassen, und überall den treffendsten Ausdruck, das schlagendste Wort ohne Umschweif zu finden.

Zu hüten hat man sich freilich bei diesem Streben nach Kürze, daß man nicht allzu kurz, nicht dunkel und räthselhaft spreche: denn Klarheit ist das allererste Erforderniß jedes populären Vortrags; und es ist gewiß nicht unbedingt zu empfehlen, wenn Harms (Theol. Studien und Kritiken, 1833, drittes Heft) als Eigenschaft einer musterhaften Predigtsprache, »eines Redens mit Zungen«, verlangt: »sie seye kurz, gnomisch, sententiös; je fester geladen, je stärker der Knall.« Der geistvolle und begeisterte Harms, der sonst die Vorzüge eines wahren Volksredners in ausgezeichnetem Grade besitzt, benimmt seinen Vorträgen hie und da einen Theil ihrer Popularität eben dadurch, daß er seinen, ohnehin originellen, drauf und drauf blitzenden Gedanken öfters einen abgekürzten, für gewöhnliche Zuhörer dunkelbleibenden Ausdruck leiht; und nicht mit Unrecht mag ihm bemerkt werden, daß zu einem solchen »mit Zungen Reden«, wie er es empfiehlt und selber übt, wohl auch ein »mit Ohren hören« erforderlich wäre, wie es in unsern Kirchen, auf dem Lande zumal, nicht leicht einheimisch seyn möchte.

Vor dieser Klippe hat man sich also, bei dem Streben nach Kürze in der gebundenen und ungebundenen Rede, zu hüten. Dieses Streben soll ja nicht bis zum Verstümmeln des Gedankenfonds übertrieben werden; und es soll der Redner nicht etwa mit seinen Gedanken so grausam verfahren, wie der Unhold Prokrustes mit seinen Gästen, die er, wenn sie von längerer Statur waren, in seine kurze Bettstelle hineinzwang, indem er soviel von ihnen abstümmelte, bis sie hineinpaßten. Nein, der Vorzug wahrer Kürze liegt ja eben in der Kunst: seine Gedanken vollständig in möglichst wenig Worten vorzutragen.

Adolf Stöber.

[illegible]

Reich, angesehen ist der Mann
Der [illegible] vollauf besitzet;
Wie ist die Erde unterthan,
Wie [illegible] Geschicke entfliehen kann,
Der nur sein Theil [illegible]. D. H.—

Auflösung des Logogryphs in Nro. 11: Kranz, Kränzchen.

August Stöber, Redakteur.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 25.

Samstag, den 22. Juni 1839.

Der Leu und die Giraffe.

Aus dem Englischen des Pringle.

Willst du des Löwen Höhle sehn,
Mußt fern von Menschenlagern gehn,
Dort wo der riedbekränzte Quell
Herab vom Felsen sickert hell,
Deß Grün man ferne schon erspäht
In nackter Wüste braun und öd'.
Dicht an den schilfumwachsenen Rand
Lauscht, kauernd sich, der Leu entbrannt,
Bis ihm des späten Tages Schluß
Bestimmte Beute bringen muß.
Die schlanke Giraffe kniet am Rand
Zum Trunke sorglos in den Sand.
Auf sie der Räuber springt; er brüllt
Grausam in Lust! Ihr Ächzen füllt,
Ihr banger Ton die Wüste heis, —
Ihr Leben ist des Kampfes Preis! —
Sich beugend sucht mit wildem Rütteln
Vom Nacken sie den Feind zu schütteln,
Dann tobt ein Wirbelwind sie hin
Und denkt durch Hast ihm zu entfliehn,
Indeß nur Blut der Mörder heischt,
Stolz auf ihr reitend sie zerfleischt.
Das Opfer in der Stund der Noth
Für's Leben alle Kraft aufbot.
Für's Leben, ach! in Angst und Graus
Kämpft's, flieht und haucht das Leben aus,
Und schwer von Schreck, Durst, Pein bewegt,
Mit wildem Huf es die Fläche schlägt.
Umsonst der durstige Boden trinket
Sein rieselnd Blut, die Kraft ihm sinket.
Des Siegers scharfe Kralle greift
Die Seiten, die mit Blut bestreift,
Die Brust im Todeskampfe keicht,
Es wankt — es hat sein Ziel erreicht.
Hin sinkt es, zuckend und erschlafft
Beugt es sich vor des Gegners Kraft,
Der nun beim Todesröcheln schmaust,
Indeß der Geier, der hier haust,
Fliegt kreischend, mager vor dem Nest,
Bis satt der Leu die Beut' ihm läßt.

Darmstadt. August Nodnagel.

Dieses Gedicht, welches ich aus den Gems from british poets-living authors, p. 200, nachzubilden versuchte, worin es unter dem Titel: The lion and the giraffe bei andern Dichtungen von Pringle steht, hat eine auffallende Ähnlichkeit mit Freiligrath's Löwenritt, welcher sich zuerst im Musenalmanach von 1835 und nachher in des Dichters gesammelten Poesien findet. Woher diese Ähnlichkeit? Hat der Engländer das

deutsche Original gekannt und nachgeahmt? Möglich, obgleich er in bedeutenden Stellen kräftiger und kühner ist, was unsern Lesern, wenn sie die Dichtung im Englischen lesen können, weit mehr einleuchten wird, als aus der Übersetzung, die weit zurücksteht. Einer meiner Freunde, der in England und mit den dortigen Dichtern persönlich bekannt ist, versicherte mich indessen, daß Pringle des Deutschen unkundig, und vorliegendes Gedicht längst vor dem Löwenritt gedruckt gewesen sey. Hätte also Freiligrath nachgeahmt oder vielmehr dann frei übersetzt? Auch dies kann ich nicht glauben, weil er sonst gewiß seinen Löwenritt zu den Nachbildungen gestellt hätte, die ja einen großen Theil seiner Dichtungen ausmachen und sehr günstig aufgenommen wurden. Möge er uns selbst darüber Aufschluß geben! — Ehe mir Pringle's Gedicht zu Handen kam, glaubte ich immer, Freiligraths Idee sey durch eine Stelle in den Charakteristischen Thierzeichnungen von Rud. Meyer (Zürich 1833), S. 18, angeregt worden, wo in kurzen Zügen das Bild gemalt wird, welches er weiter ausführt. — Jedenfalls ist der Löwenritt eines der gelungensten Bilder von Freiligrath; es ist ganz geeignet, die poetische Auffassung, welche dem Dichter vor Andern in dieser Weise zukommt, anschaulich zu machen und hat auch im Versbau Vorzüge. Daher hat es außer andern die Sammlung von Ph. Wackernagel (Auswahl deutscher Gedichte) und in meiner Dintiska (Darmstadt, bei Heil 1837) theilte ich es ebenfalls mit, weil es zur Deklamation sich vortrefflich paßt und manche Bemerkung über poetische Schilderung sich daran knüpfen läßt. Auch hat es neuerdings Adolf Bube in der Abendzeitung 1839, Nro. 77, in dem »Roßebändiger« nachgeahmt, indem er den Jaguar ein wildes Roß am Paraguaygestade bändigen läßt. — Die Vergleichung des deutschen und englischen Gedichtes könnte uns Stoff zu einer tiefgreifenden Untersuchung bieten, wenn wir nicht vorzögen, dem Leser selbst dies zu überlassen. Schließlich wird man in diesen Zeilen und der ganzen Mittheilung des übersetzten Gedichtes wohl nicht gar einen Vorwurf gegen Freiligrath wittern wollen, den wir hochschätzen. Gesetzt, er hätte auch wirklich Pringle's Gedicht gekannt, so bleibt immer sein Verdienst, das einer trefflichen, in sehr gewandter Sprache und in stolzem Vers gehaltenen Schilderung, ihm dadurch unbenommen.

A. N.

Der

Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

6.

Es ist als bekannt vorauszusetzen, daß ein Gentleman der auf Respectability Anspruch macht, nicht nur jeden Umgang und jede sociale Berührung mit dem tradespeople (Kaufmannsvolk) vermeidet, sondern auch, daß kein respectable gentleman in London in einer Straße wohnen würde, in welcher irgend ein shop (Kaufladen) vorhanden. Es sei ferne, gesunde Vernunft in solchen Satzungen und Vorurtheilen suchen zu wollen, die wir bei einer Nation finden, welche einzig und allein durch seinen Handel (trade) zu einer äussern Blüthe gelangte, und in obigem, mithin diejenige Klasse der Staatsbürger, welcher der Staat seinen Glanz großentheils verdankt, — als geächtet, als parias betrachtet, indem der Gentleman nicht nur den Verkehr mit ihnen, sondern sogar ihre Nähe vermeidet. — Es ist ferner bekannt, daß kein Gentleman ein Geschäft (business) treiben darf, welches ihn mit jener Bürgerklasse, dem geächteten tradespeople in Berührung brächte, daß ein high respectable gentleman aus dem »West end« *) Londons in große Verlegenheit gerathen würde, wenn er mit einem Millionär aus der City zusammenträfe und dieser, auf socialem Wege, mit ihm ein Gespräch anknüpfen wollte. Wir kaden Menschen in unabhängiger Stellung in England, welche durch ihre Thätigkeit in irgend einem Geschäftsfache sich ein kleines Vermögen erworben, ihre Stellung und ihren Erwerb verlassend, weil sie die Tochter einer respectable family heiratheten, und diese, durch das Fortbestehen des Geschäfts auf's Äusserste compromittirt sein würde.

Diesen Satzungen zufolge ist die englische Respectability einzig und allein auf den Credit begründet, den diese oder jene Familie durch ihren Namenererbte, wenn auch ihre Schulden das vorausgesetzte imaginäre Vermögen dreifach übersteigen. Einen Gentleman wegen irgend einer Geldschuld zu mahnen, wäre die gröbste Beleidigung, welche man ihm bieten könnte; es wäre ein Zeichen des Zweifels an seiner Respectability, das heißt an der Sicherheit seines Vermögens, die höchste Sünde des socialen Lebens, mit welcher sich so leicht kein Mensch in England belastet, dem es daran gelegen ist,

*) Großentheils von der hohen Aristokratie bewohnt; Straßen aus Pallästen bestehend und ähnliche in denen kein Kaufladen zu finden.

seine Connexions mit respectablen Familien aufrecht zu halten.

Das Prinzip des englischen socialen Lebens ist »Absonderung;« – Absonderung einzelner Stände unter sich, Absonderung einzelner Familien unter sich, und Absonderung der Individuen von jeglicher Berührung mit Andern. Die Basis dieses Prinzips ist die Ängstlichkeit und Furcht der Respectability mit irgend einer Classe, einer Familie, oder mit Individuen in Berührung zu kommen, welche weniger respectable sein möchten. Es geht aus solcher Wirklichkeit logisch hervor, daß dem Britten die Begriffe: Gastfreundschaft, Theilnahme aus Menschenliebe, Achtung für moralischen Werth u. s. w. durchaus fremd sind. Er achtet im Menschen nichts, durchaus nichts als seine Respectability, (deren Wesen wir oben bezeichneten) gestattet nur die Annährung eines Individuums dessen Respectability höher geschätzt wird als seine eigne, oder sucht sich einem solchen zu nähern. Er stößt Jeden, ohne Ausnahme, von sich zurück, der weniger respectabel ist, als er selbst zu sein sich einbildet, am schroffsten aber hält er sich entfernt von jeglichem, dessen Vermögensumstände der Art scheinen, daß die Bekanntschaft mit ihm auf irgend eine Weise seine Respectability compromittiren könnte. —

Wiewohl es während jener sogenannten »englischen Zeit« auf Helgoland sozusagen »von Engländern wimmelte,« und manche dort auf längere Zeit in ihren Handelsgeschäften oder aus andern Ursachen verweilten, so lebte Mister John dennoch als very respectable gentleman, durchaus abgeschlossen für sich, fern von allem Umgange, in seinen vier Pfählen eingeschlossen, welche der englische knocker an der Thüre, (als Symbol der Anti-Hospitalität) zum festen castle stempelte.

Wir finden auf dem Continente Engländer und Engländerinnen, aus untergeordneten Gewerbsklassen, als Gentleman und Ladies reisen, sich einen Anstrich hoher, Respectability gebend, die sich aus zweifacher Ursache isoliren, theils um nicht mit weniger respectablen Individuen in Berührung zu kommen, theils um mit Niemanden zusammenzutreffen, der sie zufällig in England gekannt und zuverläßig aus Neid oder aus Fürsorge für Respectability im Allgemeinen — ihre Maske herunterreißen würde. —

In solchem Falle befand sich Mister Booze auf Helgoland, der, wie so mancher reisende Genleman, das Gerücht auszustreuen wußte, daß er der jüngere Bruder eines bekannten Lords, dessen Neffe oder sonst eine high respectable Person sei. Nichts hätte ihn also in größere Verlegenheit setzen können, als ein zufälliges zusammentreffen mit irgend einem alten Bekannten, der etwa die Heimtücke haben würde, gelegentlich die Wahrheit zu sagen, — daß Mister Booze ein ehrlicher ruinirter Pächter sei; oder Relation (das heißt Verwandtschaft) mit irgend einer respectable family, das heißt der Aristocratie.

Capt'n Dünk eilte raschen Schrittes auf Mister Booze's Wohnung zu und klopfte wie gewöhnlich nicht stärker an der Thüre, als nöthig, um Einlaß zu finden. Die Köchin öffnete die Hausthüre mit sichtbarer Verlegenheit und stotterte ihr wohlerlerntes: »not at hoom.«

»Nicht zu Hause?« brummte der Corsar, mit faltenreicher Stirn. »Nun — da will ich warten. Mister Booze wird hoffentlich nicht vergessen haben, daß er mich soeben ausdrücklich zu sich rufen ließ.«

Das Erröthen der Verlegenheit wurde zum Erbleichen auf dem alten Antlitze der Köchin, die sich, wie manche Dienstboten in solchen Fällen es zu thun pflegen, vor die Thüre des parlour gestellt hatte, ein wenig dummer Weise dem Abgewiesenen den Eintritt zu versperren. Allein Capt'n Dünk ließ nicht leicht einen Schuß durch seine Segel fahren, ohne mit voller Salve auf solche Verletzung zu erwidern. Er schob ziemlich unhöflich das alte Wrack bei Seite, das seiner Fahrt im Wege schwankte, und klopfte langsam höflich an der Thüre des parlour, wohl wissend, daß das Anklopfen eines Fremden durchaus gegen englische Sitte ist, — indem stets ein Laquai zur Hand sein muß, der den Eintretenden die Thüre öffnet. Ein: »Come in!« sanfter Stimme, erfolgte sehr rasch. Der Corsar stand plötzlich im versperrten parlour, mit dem ihm eigenthümlichen Anstande, die drei Anwesenden grüßend, die alle drei aus höchst verschiedenen Gründen — todtenbleich vor ihm standen. Miß Rose gewann zuerst nicht nur ihre volle Fassung, sondern den natürlichen Ausdruck einer ungewöhnlichen Heiterkeit, welche sich wohl zuweilen unsrer bemächtigt, wenn wir irgend etwas verlangen, worauf wir bereits Verzicht leisteten.

Der Corsar entschuldigte sich, daß er ein wenig spät komme, indem er grade in Gespräch mit einigen wackern Insulaner gefesselt gewesen, während Miß Rose ihm einen Stuhl an den Tisch schob und eine Tasse Thee für ihn bereitete.

Nach langer »Verblüffung« fand Mister Booze endlich soviel Tact die übliche Introduction der beiden Fremden zu vollziehen:

»Mossiuh le Câpt'n de Dünk de la marine frangsähse« — stotterte er und wandte sich an diesen mit der Formel: »Mossiuh Bänk, angläh, mon ammi.

»Prannehh plase, s-ihl vous plaih,« brummte er hinzu und warf sich selbst vorläufig in seinen Lehnstuhl zurück.

»Monsieur Bank de Londres?« lächelte der Corsar und fuhr französisch fort: »Vielleicht ein Verwandter des Hauses Bank und Robertson, wenn ich mir diese Frage erlauben darf?«

»Ich bin der Sohn des Hauses;« erwiederte der Engländer, weniger zum Lächeln geneigt wie der Fragende.

»Il das freut mich — in der That, bin dem Zufall sehr verbunden, der mir die Ehre ihrer Bekanntschaft bringt. Bin mit ihrem Hause in Berührung gewesen — habe einige Geschäfte mit ihrem Hause, oder eigentlich durch ihr Haus gemacht; — als Reisender — Wechselgeschäfte. Habe zufällig Papiere ihres Hauses in Händen gehabt.«

Während dieser Einleitung des Corsar's, in Conversationston, entfärbte sich das bleiche Antlitz des jungen Britten in ähnlichem Grade, wie das Quecksilber eines Thermometers unter Null herabsinkt. Miß Rose schien eine heimliche Freude zu hegen, über ein Zusammentreffen, bei welchem derjenige von Beiden am wenigsten in Verlegenheit gerieth, für welchen sie die meiste Theilnahme hegte.

Capt'n Dünk hatte unter Anderm die Frechheit und das Glück gehabt, vor etwa dreizehn Monaten Eine- und vor einigen Wochen eine zweite Galliase schwerbeladen mit englischen Manufactur-Waaren zu kapern, mit denen er, wie mit jeder andern Commerce-Beute verfahren. Beide Ladungen gehörten dem Hause Bank und Robertson — bevor Capt'n Dünk das Eigenthumsrecht über Schiffe und Ladungen behauptete. Bereits der erste Verlust war dem englischen Handlungshause zu empfindlich geworden, als daß die Chefs desselben nicht wenigstens auf Rache gegen den verwegenen Freibeuter sinnen sollten.

Ihre Meldung, Klage und Petition war an ein Ministerium gelangt, das aber auf dergleichen »specielle Fälle« wenig Rücksicht nehmen und keine andere Assecuranz gegen le Citoyen de Dunkerque und seines Gleichen geben konnte, als guten Rath, verstohlene Winke und offene Maßregeln — wo möglich sich jeden Feindes zu bemächtigen, der dergleichen Breschen in die englische Flagge schieße.

Das Haus Bank und Robertson hatte im Stillen gewisse Mittel und Wege kennen gelernt, eine Empfehlung an den geheimen Vice-Consul auf Helgoland zu erlangen, und ein junger Mister Bank war rasch dorthin geeilt, sich vorläufig mit diesem zu besprechen, über die Möglichkeit der Freibeuterei des berüchtigten Kapers, Einhalt zu thun.

Mister Bank, war einer jener Fashionables der City, die in den Theezirkeln der ersten Geschäftshäuser des Continents als Stereotype europäischer Civilisation gelten, deren Garderobe in's besondere eine Menge Bestellungen bei den ersten Schneidern dieser oder jener Handelsstadt nach sich zieht und denen manche Schöne mit zitternder Hand einen Wienerwalzer auf dem Piano vorspielen muß, in sehnlicher Hoffnung einer Mutter oder Tante, daß dem jungen Millionär der City of London die zarte Hand auf dem Piano gefallen möge. —

Mister Bank war ein liebenswürdiger Jüngling, von Natur wie vom Glück mit Allem ausgestattet, was ein Gentleman je besitzen kann, um in den ersten Soirées der Handelswelt zu glänzen, in welche seine Respectability — (wenn auch ohne Wappen und Ahnen) ihn einführt. Allein er war in einem Institut auf dem Continent erzogen, hatte (als Engländer) eine ungewöhnliche Bildung genossen und machte daher seinen Ältern manchen Kummer, welche den Mißgriff der Versendung in die Fremde zu spät bereuten, als sie in ihrem Sohn und Erben, anstatt eines gewandten speculirenden Kaufmann's — einen gefühlvollen Jüngling erblickten.

Der junge Mister Bank machte nun seinen »unglücklichen Eltern« graue Haare. Er hatte drei Parthien der ersten Handlungshäuser Englands ausgeschlagen, während die Eltern wie die ganze Compagnie Bank und Robertson, so sehnlich ein angemessenes Capital dieser oder jener Familie in ihr business zu verflechten wünschten. Das Herz des Jünglings war zu tieferm Gefühle erweitert, als sie an der Börse der City verlangt wurden. Er hatte bei der dritten Scheiterung aller Heirathspläne der Eltern erklärt, daß er entweder nie, oder nur nach seiner eignen Wahl ein eheliches Bündniß schließen werde. Kurz nachher, als die heftigsten Scenen in seiner Familie vorgefallen, war die Nachricht eingetroffen, daß die erste Galliasse »dem Teufel von Dünkirchen« in die Klauen gefallen sey, — wie sich die erbosten Söhne Merkurs auszudrücken pflegten, wenn sie gezwungen waren, den Citoyen Pierre de Dunkerque zu bezeichnen.

Mister William Bank wurde fortgesandt, nicht sowohl aus dringender Nothwendigkeit, in Betreff der Nachforschung gegen den Teufel von Dünkirchen, sondern nebenbei, um ihn, als ungerathenen Sohn des Hauses, auf eine Zeitlang aus dem Gesichtskreise der Familie zu entfernen.

Er kam nach Helgoland — war veranlaßt die Bekanntschaft Mister Booze's zu suchen und machte unwillkührlich die Bekanntschaft Miß Rose's.

Es ist nicht schwer in einem Cirkel englischer young ladies diejenigen zu unterscheiden, welche in früher Jugend in Begleitung ihrer Eltern oder Verwandten außerhalb England gewesen. Trotz aller Quarantaine der ängstlich wachsamen Gouvernanten, haben diese empfänglichen Wesen meistens irgend eine »Continental-Idee« in sich aufgenommen, welche mehr oder minder ein Seelenleben in ihnen anfachte, irgend einen Funken des Gemüthts in ihrem zarten Herzen in's Leben rief. Von solcher Individualität ist in den englisch young ladies keine Spur,

die in ihrem China: »Alt-Englands« geboren, erzogen, verzogen, und an Geist und Herz verkrüppelt worden, unter Zwang und Druck der »allein englisch machenden« Fashion.

(Die Fortsetzung folgt.)

Münster-Gedichte

zur Feier des vierhundertjährigen Münsterjubiläums.

Am Johannistag 1839.

Die Erwinia hat vor einiger Zeit daran erinnert, daß unser herrliches Münster-Gebäude in diesem Jahre vier Jahrhunderte seit seiner Vollendung zählt.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war der wackere Hans Hülz aus Köln berufen worden, der Vollendung des Bau's vorzustehn; er erreichte sein Ziel im Juni 1439, nachdem seit der Grundsteinlegung durch Bischof Werner von Habsburg (1015) vierhundert vierundzwanzig, und seit dem Anfang des Thurmbau's, durch Erwin von Steinbach (25 Mai 1277), hundert zweiundsechzig Jahre verflossen waren. Am Johannistage 1439 ward endlich, nachdem der letzte Stein am Knaufe eingefügt, unter dem begeistertsten Volksjubel, ein Kreuz, und darüber das Bild der Münsterpatronin, der heiligen Jungfrau, aufgesteckt.

Nachfolgende Münster-Gedichte wollen ein schwacher Beitrag zu dem schönen Jubelfeste seyn, das, wenn auch nicht öffentlich begangen, gewiß manchen treuen Verehrer des Münsters zu seinen Höhen locken, und ihn aus den Wirren der Gegenwart, für einige selige Stunden wenigstens, in die Zeiten der Kraft und Biederkeit, des frommen einfältigen Sinnes unsrer Väter führen wird.

Johannistag 1439.

Das war am Sankt Johannistag
Im letzten Abendschein,
Da that Hans Hülz den letzten Schlag
Am letzten Münsterstein.

Gesellen alle kommt herauf
Und faltet eure Händ'!
Es zuckt ein Hall hinan zum Knauf,
Hinab zum Fundament.

Und unsichtbar in Andachtglut
Knie'n Tausend Todte stumm,
Die in des Zeitstroms rascher Fluth
Gebaut am Heiligthum.

Der Meister aus der Todeshaft
Vor Allen ist erwacht,
Erwin sich aus dem Grabe rafft,
Zu schau'n des Werkes Pracht.

Der Leib wohl lang im Grabe ruht',
Doch schwebt der kühne Geist
Stets um den Bau in treuer Hut,
Daß nimmer er verwaist.

So schwebt er noch in alter Kraft
In unsre junge Zeit,
Und zeigt das Werk der Meisterschaft
In ew'ger Herrlichkeit.

Die Münstergnomen.

Hoch über Kreu und Rose braust
Mit wildem Fittig der Sturm;
Die Wetterwolke vorüber saust,
Und grüßt im Fluge den Thurm.

Und tief im Grund um Mitternacht
Da geht ein Singen auf,
Da fahren durch den dunkeln Schacht
Erdmännchen hinab und hinauf.

Sie schöpfen sich den reinsten Trank
Aus krystall'nem Münsterquell,
Sie fahren in Kupferschifflein blank
Durch's purpurne Wasser schnell.

Und brauset oben Sturmesflug,
Und tobt an der Felsenwand,
So hält der Zwerge Zauberspruch
Tief unten den Bau gebannt.

Sie hüten des Meisters stille Gruft
Allnächtlich im dunkeln Haus,
Und flattern am Tag durch blaue Luft,
Als Münsterschwalben hinaus.

Das Uhrwerk im Münster.

Man spricht von sieben Schläfern, die schliefen sieben Jahr,
Dazu noch siebenhundert und siebenzig fürwahr;
Doch endlich eines Morgens brach auf ihr Augenlicht,
Sie strichen die dunkeln Locken von ihrem Angesicht.

— Ich mein', du altes Leben, du bilderreicher Bau,
Hätt'st auch genug geschlafen, Jahrhunderten zur Schau.
Will dich kein Meister lösen vom tiefen Todesschlaf?
Hieß Ewigkeit der Schwertstreich der dich zu Herzen traf?
Ich mein' die zwölf Apostel die hätten, uns zum Hort,
Auf den erstorb'nen Lippen manch ein Erlösungswort.
Der Löwe hätt' zu brüllen in seinem heil'gen Zorn,
Streift' Einer ihm die Spinnweb' vom offnen Rachen vorn.
Den Hahn vor Allem wecket, er ist zum Schein nur todt;
Hell möcht' er kräh'n und künden ein neues Morgenroth.

Das Münster in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkünd'st du was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du, wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine;
Im fernen Süden ist der Nacht entblüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde — Dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimweh's nach der längstvergang'nen Welt.
Propheten seyd ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset was das Heil gebunden hält.

Buchsweiler. August Stöber.

Aus den Elsässischen Tableaux, von A. Weill.

Eine Stunde unter dem Fabrikflecken Bischweiler breitet sich eine weite fruchtbare Ebene aus, die der Bauer das Ried nennt. Nur bis an das Dorf Schirhoffen oder Schirein trifft man breite Sandschichten und pfeilartige Fichten an, von da und weiter wachsen wieder Eichen und Buchen und der Boden ist wieder kies- und lehmartig. Man fühlt schon den Rhein, der eine Stunde weiter, wie ein rasender Jüngling vorbeibraust, als liefe er seiner ungetreuen Geliebten nach. Bei Dalhundenheim, einer Insel, die zwischen beiden Rheinarmen sich in Weidegeflechte, Holzapfelbäume und Hanfstängel verbirgt, stößt er wüthend, einem römischen Mauerbrecher ähnlich, wider das künstliche Ufer, aber die Kunst besiegt hier immer noch die Natur, der Rhein ist nolens volens gezwungen, ein delta zu bilden und stracks umzukehren. Was aber das Auge zugleich ergötzt und erschreckt, ist daß er nicht müde wird, immer wieder auf's Neue anzustürmen; kaum ist der eine Wellenschuß, den Zorn durch Schaum verbeißend, abgelaufen, so folgt ihm ein neuer, weit stärkerer, der die Stimme um das Doppelte erhebt und ebenfalls brüllend und verblutend seinem Kameraden folgt. Es ist ein ewiger Kampf zwischen Wasser und Erde und ein herrlicher Anblick für den Dichter. Längs des Rheins schlängelt sich ein Strich Erde hin, worauf der Ackersmann an den Kampf der Natur gewöhnt, ruhig seinem Pfluge nachgeht und Saamen in die Erde für die Zukunft streut; auf der andern Seite der künstlichen Straße hat der ehemalige Rhein noch einen großen Teig zurückgelassen, worin ein armer, aber von Gesundheit strotzender Bauernbursche Schleien fischt und aus der Ferne ertönt das Klippklapp der Hanfklopfer, die um eine Grube versammelt, woraus der Dampf steigt, immer ihre einförmige Musik mit oft sehr schönen Stimmen begleiten.

In Schirhoffen denke man sich eine Reihe Häuser längs eines Waldes, so daß ein gefällter Baum auf der einen Seite der Straße leicht auf den brennenden Heerd eines auf der andern Seite stehenden Häuschens fallen könnte, auch sagen die Bauern, in Schirhoffen werden die Eierkuchen nur auf der einen Seite gebacken. Hinter diesem Hügel, den man den Gipfel nennt, dacht sich der Boden abwärts, so daß der Bergboden sandig und der Thalboden leimig ist. Im Thale liegt das eigentliche Dorf Schirhoffen, worin sonderbar die Einwohner aus etwa hundert jüdischen Familien und fünfzig katholischen bestehen, während in dem Dorfe auf dem Hügel, Schirein genannt, lauter Katho-

liken wohnen. Die Meisten der christlichen Bewohner im untern Dorfe sind nach Amerika ausgewandert, worunter ein Schneider, ein ehemaliger Korporal der kaiserlichen Armee, der aus Verdruß und Ärger über die Ungeschicklichkeit der jüdischen Gardenationale das Dorf verließ, um sich nicht mehr auf hebräisch-französisch einüben zu brauchen. Juden und Christen leben hier in dem innigsten freundschaftlichen Verhältniß; sie haben zwar keine gemeinschaftliche Lebensweise, da beide zu streng an ihren Ceremonien halten, aber wenn der Jude die Synagoge, der Christ die Vesper verlassen, dann kommen sie zusammen, vertrauen einander nicht selten ihre intimsten Geheimnisse, während die Mädchen sich gegenseitig jene Liebesverhältnisse und Dorfintriguen in's Ohr erzählen, oder Abends beim Mondschein Arm in Arm singend spazieren gehen. Sieht man die Männer oder die Mädchen bei einander, man würde den Unterschied höchstens in der Kleidung finden; dieser Unterschied aber thut sich besonders bei den betagten Frauen kund. Sehr oft ist eine jüdische Frau die Vertraute und die Beschützerin eines christlichen Mädchens oder einer jungen Frau, sieht man aber zwei Matronen beieinander sitzen, die eine in ihrem schwäbischen Faltenrock und ihrem messingenen Kreuz um den Hals, und die andere mit ihrer Haube, die das kleinste Haar auf dem Haupte verbirgt, und ihrem spanischen Wamms oder neumodischen Rock mit verborgenen Taschen, so erkennt man gleich, daß das innere Auge beider Frauen eine ganz entgegengesetzte Richtung nimmt, beide zwar rechnen auf den Himmel, träumen von einem zukünftigen privilegirten Paradies, aber man sieht es ihnen ordentlich an, wie eine jede die andere bedauert, einst in der Hölle brennen zu müssen und des ewigen Heils nicht theilhaftig zu werden. Jene hat den Pfarrer des Dorfes, diese den Rabbiner zum Vertrauten, jede schwimmt in der eingebildeten Wonne des alleinseligmachenden Glaubens, und sonderbar, sie berühren nie diese Saite, sie sprechen von Milch, Bohnen, Heu und Kühen, aber nie von ihrem Heiligsten, nur daß die fromme Christin das Kreuz über die Milch schlagt, und die Jüdin ein hebräisch-deutsches Gebet spricht. Beide jedoch stiften sehr viel Unheil in der Dorfgesellschaft an, denn ihre Existenz besteht nur aus dem Schwatzen und Rapportiren. Sie kennen beide nur den Fanatismus, bringen ihr Leben in einem ewigen Aberglauben zu, und entrunzeln nur die Stirne, wenn die Dorfschronik eine scandalöse Geschichte erzählt oder wenn ihnen der Teufel einen Spaß spielt. Anders sind die Männer. Die Juden gehen ihrem Geschäft und Handel nach, meistentheils handeln sie mit Vieh oder mit Waaren. Da immer das, womit man sich abgibt, großen Einfluß auf das Moralische ausübt, so kann man dreist behaupten, daß der Kuh- und Ochsenhändler weit viehischer als der Pferdshändler ist, weil das Pferd selbst ein edles Thier ist: der Kälberhändler ist der unglücklichste Mensch auf Erden. Keine größere Qual gibt es, sagte mir einst ein solcher, als ein Kalb ohne Hund zu führen, und ich glaube es ihm auch mit einem Hunde. Der Waarenhändler ist gewöhnlich ein stiller, aber eingebildeter Mann, ausgebildet ist er nicht viel mehr; der Bauer hingegen ist nicht viel besser, meistentheils ernährt er sich mit Holzhauen, und wenn der reichere, begüterte auch hie und da eine Ausnahme macht, so gibt er sich alle Mühe, daß man es ihm nicht ansieht. Ein Anderes aber ist es mit den Mädchen und Frauen. Das Weib ist überall die Krone der Gesellschaft und auf dem geringsten Bauerndorf ist das Mädchen natürlich zartfühlender als der Herr. Unglück genug für es, wenn die grobe Behandlung der Männer es zum Mann' macht. Wie oft habe ich bei meinen spätern Besuchen im lieben Elsaß, die edeldenkendsten Mädchen und Frauen getroffen, die mich durch ihr angeborenes Talent und oft durch eine überraschende Fassungsaufgabe in Erstaunen setzten; wie oft sah ich ihr Inneres sich gegen die ungeschlachten Ausdrücke der Männer empören, ohne daß sie es ändern konnten, und Manche unter ihnen wären eines bessern Looses würdig. Das elsäßer Mädchen hat ein sehr feines Gefühl, ja es ist sogar romantisch, es besitzt unstreitig natürliche Philosophie und Mutterwitz. Der Umgang mit Franzosen gibt ihm auch äußere Tournüre, wenn es ihm die Mittel erlauben, aber leider fehlt der innere Kern, die wahre Bildung. Der reiche Dorfbewohner hält sein Kind für gebildet, wenn es, wie er sagt, französisch pappeln kann. Zu diesem Behufe thut er es in eine Pension, wo es frauenzimmer-französisch lernt, aber nie lernt es diese Sprache um Geist und Herz dadurch zu bilden. — Ich spreche hier nicht von den größern Städten, obschon es auch dort wenige Ausnahmen gibt. — In Deutschland sprechen die Mädchen nicht so gut französisch als im Elsaß, aber sie kennen die französische Literatur, sie verstehn die Sprache, ohne zu rechnen, daß die deutsche Literatur ihnen für wahre Bildung weit mehr Stoff und Leben liefert, ohne zu rechnen endlich, daß man dort die Religion mit der Vernunft und der Moral lernt und fühlt, während hier alles dies vernachlässigt wird. In jedem Dorfe jedoch gibt es einige Familien, die etwas mehr gebildet sind, die einen Vorsprung vor den andern haben; denn erkennt man die Dornen an den Rosen, so kann man auch getrost annehmen, daß da wo Dornen sind, es auch Rosen gibt, und an Dornen fehlt es nicht im lieben Elsaße, besonders im Dorfe Schirhoffen, das bis jetzt noch wenige kennen, in dem es aber beständig lustig zugeht, denn es wohnen fast lauter arme Leute da, und der Elsäßer singt mit Göthe: Ich hab' mein Sach' auf Nichts ge-

stellt. Jud de!- Göthe hat dies Lied in Sesenheim gemacht; Sesenheim liegt aber nur eine kleine Stunde von Schirhoffen, und die Lebensart beider Dörfer gleicht sich in manchen Hinsichten, wie Speck und Schweinefleisch, nur ist Sesenheim romantischer, aber nicht lustiger. Hingegen gibt's in Schirhoffen Sand und hübsche Judenmädchen, die sich nach der Straßburger Mode kleiden, wenn sie dort vorüber ist; in Straßburg aber kommt bekanntlich die Pariser Mode an, wenn sie in Paris vorüber ist, daher kommt es, daß die Schirhoffener Mädchen im Sommer Winterhüte und im Winter Sommerhüte tragen; da aber der Telegraph nicht über Schirhoffen geht, so ist dies nicht zu ändern. Wenn's in Straßburg brennt, weiß man es in Frankfurt um zwei Mal vierundzwanzig Stunden früher als in Schirhoffen, da der Courrier du Bas-Rhin erst acht Tage später ankommt, und wenn er auch angekommen ist, von Niemanden gelesen wird, weil die Sachen zu alt sind, woraus buchstäblich erhellt, daß die Schirhoffener gar keine Neuigkeiten wissen, als wenn das Brod aufgeschlagen, des Nachbars Kuh krepirt ist, oder wenn der Bart des Rabbinen um einen Zoll gewachsen ist. Deswegen sind's die bravsten Leute von der Welt, zahlen richtig ihre Abgaben, rauchen geschmuckelten Tabak, verstehen eine Kuh und ein Pferd und versäumen weder Kirche noch Synagoge, noch ein Abendessen, noch den Schoppen Bier, noch eine Parthie Juckern.

Eine der merkwürdigsten Personen in Schirhoffen war mir von jeher der Wächter, der auf dem rechten Auge blind und am linken Beine krumm war. Ein wahrer Wächter der Tugend, denn wie Goldsmith sagt, ist die Tugend, die einen Wächter braucht, das Schilderhäuschen nicht werth. Gerade so wie er, war das Wachthaus, und es ist, wie ich glaube, noch so: auf der einen Seite blind und auf der andern krumm. Neulich haben sie es angestrichen. Auf Befehl des Maire's versammelte sich der Gemeinderath und beschloß, nach reiflicher Erwägung über das Gedeihen des Korns und des Heu's, die Sache in Erwägung zu ziehen. In einer zweiten Sitzung wurde berathschlagt, ob die Weisheit des Wachthauses sich für die Julinsrevolution passe, worauf einstimmig, das heißt mit einer Stimme — beschlossen wurde, das Haus farbig anzustreichen. Hierauf bestellte man sogleich den Schreiner, und der Schreiner sah Leim für Farbe an und strich es an. Der witzige Itzig jedoch sagte, der Gemeinderath hätte das Wachthaus angeschmiert. Jetzt sieht es aus, wie ein Blinder mit verbundenen Augen. Die Witzlinge des Dorfes wissen jedoch nicht, ob das Haupt des Hauses Ja oder Nein sagt, denn sieht man es von Osten, so scheint es Ja zu sagen, von Westen hingegen Nein, und von der Nordseite schwankt es zwischen Ja oder Nein. Itzig wartet, wie er sagt, auf einen guten Einfall, denn da es im Elsasse wenig Dummköpfe gibt, so kann dies wohl einmal der Fall seyn.

Kleine Chronik.

— Die Eisenbahn von Mühlhausen nach Thann wird wahrscheinlich im Laufe dieses Sommers vollendet werden. Es ist in der That der Mühe werth, die Arbeiten, die seit einem Jahre begonnen und ausgeführt wurden, eines aufmerksamen Blickes zu würdigen; ein großer Theil des Waldes wurde gelichtet, Dämme erbaut, Brücken geschlagen und an vielen Orten sind die Gleise gelegt, so daß die eine Hälfte der Bahn schon jetzt eröffnet werden könnte. Da die Arbeiten, häufiger Ueberschwemmungen wegen, bei Mühlhausen noch nicht so weit vorgerückt sind wie bei Thann, so war früher die Rede einstweilen einen Eilwagen von unsrer Stadt nach Lutterbach abgehen zu lassen und von dort auf dem vollendeten Theile der Eisenbahn nach Thann zu fahren. Von diesem Projekte hört man indessen nicht mehr sprechen. Es ist begreiflich, daß hier Alles mit Vergnügen der nahen Vollendung der Eisenbahn entgegensieht, denn sie wird, wenn auch nicht gerade allen, doch vielen Einwohnern Mühlhausens Nutzen bringen. Wie wir hören, soll sie hauptsächlich zum Transport der Steinkohlen gebraucht werden; die Consommation dieser letztern nimmt hier sehr überhand, zumal in Fabriken und öffentlichen Gebäuden.

Die Eisenbahn beschäftigt eine bedeutende Anzahl Arbeiter. Viele früher im Elende herumirrende Bursche fanden dabei Anstellung und eine Bezahlung, die, wenn auch nicht sehr groß, doch vollkommen zu ihrem Unterhalte hinreicht. Man sieht in der That hier seit einiger Zeit weniger Bettler; ist aber einmal die Eisenbahn zu Ende, und sollte die gefürchtete Crisis eintreten, so werden dem Elende keine Schranken zu setzen seyn. — In den Ateliers der HHrn. Stehelin und Huber und der HHrn. A. Köchlin und Comp. werden nach einem aus Manchester angelangten Modelle, mehrere Dampfmaschinen von ganz neuer Erfindung gefertigt. Der Cours der Aktien ist gegenwärtig auf 395. — Wir wollen hoffen, daß die Freude bei Eröffnung der Eisenbahn nicht minder groß seyn wird, als die, welche jeden Mühlhauser an dem Tage beseelte, da das erste Schiff auf dem Canal du Rhône-au-Rhin hier anlangte. Damals stand die ganze Stadt an den lieblichen Ufern des Kanals, und Musik, Jauchzen und Vivatgeschrei erfüllte die Luft, während die lustigen Cumpane im Schiffe selbst dem gastlich gebotenen Weine wacker zusetzten. —tt.

August Stöber, Redakteur.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 26.

Samstag, den 29. Juni 1839.

Der Johannistag 1839 auf dem Münster.

Seit vier Jahrhunderten ist der Johannistag ein Festtag für Straßburg; in der ganzen Stadt, sowohl als in der Münsterhütte, wurde er gefeiert. In der Woche St. Johannis des Täufers des Jahres 1439 hatte Johannes Hülz, des unsterblichen Erwin großer Nachfolger, den letzten Stein unseres Münsterthurmes gelegt, und darauf die Statue der Patronin der Kirche gestellt, auf einer Höhe, welche die Kunst weder vor noch nach ihm erreicht hat. Immer blieb dieser Tag in gutem Andenken. Jedes Jahr riefen unsere Väter sich ihn mit gerechtem Stolze zurück und gedachten des Ruhmes ihrer Ahnen.

Das Geläute einer Glocke, die silberne Glocke genannt, welche jedesmal von Mittag bis ein Uhr angezogen wurde, zeigte der Stadt die Wiederkehr des theuern, denkwürdigen Tages an. Nur an diesem Tage, nur zu diesem Zwecke wurde diese Glocke gebraucht.

Dies festliche Geläute war das Zeichen für das Volk, sich zu den Vergnügungen zu drängen, welche nach althergebrachten Gebräuchen auf dem Münster gefeiert wurden. Auf dem Speicher, unter der sogenannten Pfaffenkappe, über der Kuppel des Kreuzes, wo sich jetzt der Telegraph befindet, hatten die Wächter sieben Schaukeln errichtet. Die eine war für sie, die sechs andern für das Volk bestimmt. Jeder der schaukeln wollte, mußte den Wächtern einen Sols bezahlen; jeder der auf die plate-forme stieg, eben so viel. An diesem Tage hatten dann auch die Wächter das Recht, Wein auszuschenken, was ihnen das ganze Jahr über verboten war. Musik hallte von der Höhe herab über die Stadt.

Diese Gebräuche hat die Revolution alle, mit so vielen andern, aufgehoben. Die silberne Glocke wurde, wie tausend andere, in den schweren Kriegszeiten umgegossen. Jedoch wenn auch keine Glocke mehr ertönte, Straßburgs Söhne gedachten dennoch des glorreichen Tages; und obgleich auch kein Fest veranstaltet worden war, so drängte sich doch Alles dem Münster zu. Morgens und Abends erschallten Musik und fröhliche Lieder von der plate-forme herab. Eine unzählige Menge drängte sich dort oben. Nichts war angeordnet, nichts übereingekommen worden. Aber ein Gedanke führte alle in jene Höhe hinauf, ein Gedanke nur lebte in jeder Brust. Alle hatten sich dort eingefunden um ins gemein den festlichen Abend zu begehen; und wenn auch kein prunkvolles, lautes Fest verkündet worden war, so waren dennoch die Freude, der Jubel, der Enthusiasmus nicht minder groß und lebhaft. Alles war zufrieden, alles war froh und vergnügt. Rauschender Beifallruf übertönte oft die Stimme Hrn. D. Hirtz, welcher untenstehendes Gedicht im Angesichte des mittelalterlichen Thurmes, in der Mitte von Freunden vorlas.

Bei sinkender Nacht entzündeten sich auf einmal unzählige Lichtlein auf dem Thurme, und wie eine große flammende Kerze leuchtete Hültzens Pyramide durch die Nacht, weithin in das Land. Jedes Lichtlein flimmerte wie ein Stern. Herrlich stund er da der graue Riesenthurm, das Haupt von strahlendem goldenem Scheine umgeben. Es war ein schöner Tag.

Der Straßburger Münster,
am Johannisabend 1839.

Johannistag 1007.

Heulend kommt von fern der Sturm gezogen;
Donner fallen dröhnend Schlag auf Schlag;
Näher jagt der Wind die Wetterwogen;
Dumpfer hallen stets die Donner nach.

Über Straßburg, unsrer Frauen Thürme,
Lagern jetzt die schweren Wolken schon.
Den Dom umwehn des Himmels Stürme,
Ihn umbrüllt des Donners lautes Droh'n.

Zückend aus der Wolken düsterm Schooße
Zischen zak'ge Blitze ohne Zahl.
Auf die Kirche mit gewalt'gem Stoße
Sinket leuchtend jetzt der Feuerstrahl.

Prasselnd, krachend, roth in lichten Flammen,
Steht des Frankenkönigs Gotteshaus.
Dröhnend stürzt's in Schutt und Asch zusammen,
Mitten unter wüsten Sturmes Graus.

1015.

Sehet dort unten, welch emsiges Wogen;
Wie sich's dort treibet, dort wälzet, dort dränget,
Dort auf der Stätt' erst vom Sturme durchflogen,
Die kurz erst des Himmels Feuer versenget!

Wie sie jagen, wie sie rennen;
Hämmer fallen, Meißel brennen,
Balken krachen, Steine klirren,
Hebel knarren, Seile schwirren,
Schläge tönen, Funken sprühen,
Winden Steine hochauf ziehen;
Alles schaffet, betet, flehet,
Keine Hand mehr müßig stehet.

Und seh', o Wunder! es erhebt sich wieder,
Herrlich, erhaben, aus heiligem Regen,
Der Dom unsrer Frau. Die Menge sinkt nieder,
Fleht knieend für ihn um des Himmels Segen.

1015 – 1275.

Prangend steht in Jugend Fülle
Da, ein neues Gotteshaus,
Und es wandelt gläubig stille
Fromme Menge ein und aus.
In den weiten Bogenhallen
Altes Lied hernieder bebt,
Heil'ge Chöre neu erschallen,
Heiß' Gebet zum Himmel schwebt.

Lange hat die Kirch' gestanden
Hehr in ungetrübter Ruh',
Als die Stürme neu erstanden,
Neu ihr warfen Blitze zu.
Nicht genügt des Meisters Mühen,
Nicht der Gläub'gen Hülferuf,
Stets zerstört der Blitze Sprühen
Was mit kühner Hand er schuf.

Doch geht aus den Flammen immer
Neu Maria's Dom hervor:
Jung an Kraft, mit lichtem Schimmer,
Steigt er aus dem Schutt empor.
Als zum höchsten sich geschwungen
Hat die Kunst, das Schiff erstund,
Rings mit Blüthen reich umschlungen,
Aus dem oft durchwühlten Grund.

Erwin von Steinbach.

Aus der Asche hatte sich erhoben
Kaum die Kirch', als in der Fern',
Über ihr, am dunkeln Himmel oben,
Glänzt, in Nacht, der reinste Stern.

Wen seh' ich dort herniederschreiten
Mit kräft'gem, ernstem Mannestritt?
Dem Dom die Arm' entgegenbreiten?...
Der Kirch' zu führt der rasche Schritt.
Jetzt ist er dort... Er hält... Er setzt sich nieder,
Schaut nach dem Stern, bald nach der Kirche wieder.

Und jetzt erhebet sich der Meister,
Sein Auge glänzt hell wie der Stern:
Ihm hatten dort verwandte Geister
Gezeigt ein Wunder in der Fern'.
Und mit dem Stab schlägt Erwin jetzt die Erde,
Und rufet laut das große Wunder werde!

Und dies Wunder, sieh'! es ist geschehen:
Und es schuf mit Zauberhand,
Was kein menschlich' Auge je gesehen,
Erwin, in dir, Vaterland!

1277—1439.

Welchen Zug seh' ich zur Kirche wallen?
Bischof Conrad geht voran.
Glocken tönen, heil'ge Lieder schallen
Alles drängt zum Fest heran:
Und sieh! der Bischof legt den Stein
Jetzt in der Erde Schoos hinein.

Wieder waltet reges, junges Leben
Weithin um der Kirche Fuß.
Sel'ger Himmelsfriede wird gegeben,
Allen Treuen Hochgenuß.
Und es eilt mit gläub'gem Sinn
Die Meng' zu ewigem Gewinn.

Was der Geist des Meisters kühn gestaltet,
Was in hoher Seel' er sah,
Sieh! es hat sich wunderbar entfaltet
Steht nun keck im Leben da.
Was ihm tief im Herzen klang,
Ihm singen's Steine zu Gesang.

Zarte Blätter seh' am Zweig' ich blühen,
Knospen springen prangend auf,
Blumen neben Blumen dicht erglühen,
Reihen freundlich sich am Knauf.
Die Sonne schaut im hellsten Glanz
Mild aus der Blumen reichem Kranz.

Höher immer, immer höher steiget
Jetzt der kräftig-kühne Bau.
Und so oft die Sonn' sich niederneiget,
Trägt er neuen Schmuck zur Schau.
Auf ewig sagt die Wunderblum',
Uns des erhab'nen Meisters Ruhm.

Johannistag 1439.

Oben an der Zinne Rand
Steht der hohe Meister, schauet
Auf zum Thurm' den er erbauet,
Mit dem Auge unverwandt.

Sieht des Werkes würd'ge Kron'
Setzen auf von starken Armen,
Winken hoch vom Knopf Erbarmen
Jetzt das Kreuz von Gottes Sohn.

Maria eines Abends hat
Sich gestellt auf Thurmesspitze,
Wacht von ihrem Wolkensitze
Über ihre treue Stadt.

Und das Werk es war vollbracht,
Von viel Tausenden gestaltet,
Hat dem Aug' es sich entfaltet
Wie's der Meister Geist erdacht.

1439—1839.

Sohn von vier Jahrhunderten entsprossen,
Steht der stolze Bau nun blühend da,
Hohes Bild, dem Himmel einst entflossen,
Herrlichstes das je ein Auge sah!

Wohl umzücken Blitze deinen Scheitel,
Tobt zu Füßen dir der Erde Sturm!
Aber aller Stürme Wuth ist eitel,
Fest steht Hültzens kühner Felsenthurm.

Einmal nur sank einst er hin der hehre,
Doch neu schuf ihn wieder Heckler's Macht.
Und jetzt thronet er, ein Fels im Meere,
Unerschütterlich in jeder Nacht.

Johannistag 1839.

Was drängt so dicht die Menge sich dort oben?
Das Volk, was rennt, was stürmt es alles heut?
Warum sind dorthin alle Blick' erhoben?
Was leuchtest Thurm du in der Dunkelheit?

Ein hoher Festestag kehrt heut' uns wieder,
Ein theurer Tag für Straßburg's biedre Söhn'.
Horch! Horch! Es schallen Klang und frohe Lieder
Herab zur stillen Stadt von jenen Höhn!

Noch viele sind die fromm und treu gedenken,
Der Väter, die Bewunderung noch schenken,
All' ihrer Ahnen kühn erkämpftem Ruhm.

Sollte einst ganz der Väter Geist ersterben
Im Herz der Enkel, auf die falschen Erben
Stürz' dann zusammen, graues Heiligthum! L. Sch.

Empfindungen auf dem Münster.

(Am Tage Johannes des Täufers 1839.)

Des wärmsten Dankes heil'ge Opferflammen
Durchglühen heute mächtig unsre Brust;
Ein Jubelfest rief freudig uns zusammen,
In reiner Luft belebt uns reine Lust!
Es klingt und schallt der Hörner hell Getöne,
Der sanften Flöten schmelzender Akkord,
Wir stehn vereinet, Straßburgs treue Söhne,
Auf Straßburgs Wächter, Straßburgs altem Hort!

Vierhundert Jahre zählt das Felsgebäude,
Das kühn ersonnen Erwins hoher Geist;
Vierhundert Jahre sind es eben heute
Daß es vollendet sich dem Blicke weist.
Vergönnt war es dem Meister nicht hienieden,
Was er begonnen krongeschmückt zu schau'n,
Auch Sohn und Tochter waren längst geschieden,
Die's fortgesetzt mit glaubigem Vertrau'n.

Froh blicket heut auf unser festlich Treiben
Des ersten Meisters graues Steingebild;
Der Sel'gen Geist will auch nicht ferne bleiben
Und schwebt hernieder aus dem Lichtgefild.
Der Geisterhauch umweht uns lind und leise,
Wir stehn erhaben ob dem Weltgewühl,
Der frommen Ahnen kraftdurchdrung'ne Weise
Erweckt in uns manch sehnendes Gefühl!

Es menget sich mit sanftem Sternenschimmer
In stiller Nacht des Thurmes Lampenschein,
Und nieder leuchtet Lunas mild Geflimmer,
Bescheinet friedlich unsern Jubelreih'n.
Der Fackelglanz soll fernhin es verkünden,
Daß Straßburgs Bürger heut ein Fest erlebt,
Und unser Ruf wird allwärts Anklang finden:
„Es gilt den Edeln die ihr Ziel erstrebt!“

Herzinn'ger Dank sey ihnen zugerufen,
Den Glaubensreichen die vollbracht den Bau,
Die groß und herrlich dieses Münster schufen,
Das schlank sich hebet in des Äthers Blau.

Ein Erbtheil ist's das sie uns hinterließen,
Ein köstlich Kleinod, das uns Niemand raubt,
Das täglich wir mit größerm Stolz begrüßen,
Und aufwärts schau'n zum alten Kronenhaupt.

Ja! du bist unser, Zeuge frommer Zeiten,
Du bleibest Straßburgs unerreichter Dom!
Des Rheinthals Riese! dich, dich muß beneiden
Die Peterskuppel selbst im stolzen Rom!
Du bleibest unser! zu dem Seinestrande,
Zur Königsstadt zieht dich kein Machtgebot,
Entführt dich nicht dem alten Vaterlande,
Dem treu du bleibst in Freuden und in Noth.

Du bleibest unser! schaust als treuer Hüter
Zum Schwarzwald gern, gern zum Vogesenkranz,
Begeisternd flammt bei deinem Anblick wieder
Der freien Ahnen lichter Ruhmesglanz;
Der freien Väter, die voll Muth gefochten
Für Recht, für Freiheit, für den heim'schen Heerd,
Die kühn des Sieges Lorbeerkränze flochten,
Mit jeder Schlacht auch Straßburgs Ruhm vermehrt. —

Erwin von Steinbach, Dir, des Münsters Gründer,
Sey dieses Glas nun dankesvoll geweiht!
Das Vivat donnert, unsrer Lust Verkünder,
Im Wiederhall thurmabwärts, weit und breit!
Heil, Heil Dir, Meister! deinen Namen nennt
Noch unsrer Kinder fernestes Geschlecht,
Im Herzen stets des Dankes Flamme brennt,
Im Herzen bleibt dein Bildniß eingeprägt!

Straßburg. Daniel Hirtz.

Das Münster.

(Am Johannisabend 1839.)

Wie leuchtest du so hell und klar
Still durch die Sommernacht,
Du Wächter an dem Rheinesstrand,
Du Münster in deiner Pracht.

Du ragest stolz aus alter Zeit
Herüber in unsre Zeit,
Zu künden der Vergangenheit
Leuchtende Herrlichkeit.

Wie bist du so umlichtet ganz
Von einem Feuerschein!
Wie spiegelt sich dein klares Bild
Im thatenkühnen Rhein!

Hoch auf der Plattform klingt Musik
Und tönet Jubelsang:
Das hallet durch die Gaue fort,
Das Elsaland entlang.

Und am Gebirge flammt es hell
Und glänzet durch die Nacht;
Und hoch vom Thurm erwiedert's schnell
Die gold'ne Lichterpracht.

Das ist des Münsters Jubelfest
Begangen zu nächtlicher Stund',
Wo Uhu nur und Käuzlein wild
Umschwärmen die Thürmlein rund!

Straßburg. Karl Wild.

Meister Erwin von Steinbach.

Von D. Joseph Bader.

Wenn der Wanderer auf dem badischen Oberlande die Bergstraße herabzieht, so betritt er wenige Stunden unterhalb Offenburg eine Gegend, welche seinem verwunderten Blick wie auf einmal eine Fülle von Schönheit und Fruchtbarkeit darbietet. Rechts erscheinen ihm reb- und weinreiche Berghügel, dann ein dunkles Waldgebirg, durchschnitten von hundert kleinen Thälern, deren Bäche voll lebhaftem Wassergefäll in die Ebene hervorrauschen, und links die weiten Fruchtgefilde dieser Ebene, von einzelnen Baumgruppen und ganzen Waldungen mannigfach unterbrochen, bis an den Rhein. Und überall bezeichnet der sorgfältige Anbau einen Grad der Kultur, welcher dem Segen des Erdreiches entspricht; überall erheben sich Dörfer, Höfe und Weiler, von einem Volke bewohnt, dessen Wohlstand sein bestes Lob ist. Mitten in diesem Garten aber, am Eingange des Neuweierer Thals, wo der Thalbach und die Straße sich scheiden, ohnweit den Trümmern der alten Yburg, ruhet das Städtchen Steinbach, welches man dem Wanderer blos zu nennen braucht, um ihn an eine der herrlichsten Erscheinungen unserer Vorzeit zu erinnern.

Steinbach ist offenbar uralt. Es bildete früher ein viel bedeutenderes Gemeinwesen, als nun. Weit umher bekannt waren seine Steinbrüche, und ein ziemlicher Theil seiner Bewohner mag von der Steinhauerei gelebt haben. Es konnte nicht fehlen, und die Überreste der alten Kirche lassen darüber keinen Zweifel übrig, daß bei dem Aufblühen der deutschen Baukunst unter den hohenstaufischen Kaisern sich auch an diesem Ort eine jener Hütten bildete, woraus die Meister und Gesellen hervorgiengen, denen wir die herrlichen Münster unserer Städte verdanken. *) Und, wir dürfen es mit allem Grunde annehmen, der Sohn eines dieser steinbachischen Steinmetzen und der Zögling der dortigen Bauhütte war Erwin, der Erbauer des Straßburger Münsters! Die ganze Nachwelt bestaunet nun das gepriesene Wunderwerk und verehrt seinen Schöpfer. Noch vor Kurzem aber kannte man nichts als dessen Namen; man kannte weder die Geburts- und Grabstätte, noch auch den geringsten Lebensumstand Meister Erwins. Dank sey also der edlen Bemühung, welche uns über den Helden der deutschen Baukunst das erste Licht gegeben hat. **)

Man kann mit Gewißheit annehmen, daß der junge Erwin, vielleicht nach Vollendung seiner Lehrjahre, von seinem Bauort Steinbach nach Freiburg gezogen sey, wo sich damals eine

*) Man hat sich gewöhnlich keinen Begriff mehr von der hohen Stellung des Steinmetzenhandwerks in der damaligen Gesellschaft. Die Kunstverehrung war bei weitem der höchste und allgemeinste Trieb, und in keiner Art menschlicher Denkmale hat sich diese Herrlichkeit des religiösen [illegible] so entschieden und herrlich ausgesprochen, als in dem Bau der Gotteshäuser oder Dome. Daher die Bedeutung der Steinmetzen, deren Hauptarbeit ja diese Dome waren. Sie erhoben sich bald über den gemeinen Begriff einer Zunft, sie wurde in Folge [illegible] als freie Gewerke mehr betrachtet, sie bildeten eine Art besondere, [illegible] Verbindung oder Brüderschaft, deren herkömmliche Gebräuche und [illegible] später von Kaiser und Reich als wahre Privilegien anerkannt und bestätigt wurden.

**) Ich nenne hier besonders die Abhandlungen des Herrn Geistlichen Raths Schreiber zu Freiburg über das Straßburger Münster und Meister Erwin, für welche Arbeiten man dem Verfasser den wärmsten Dank schuldig ist.

der bedeutendsten Bauhütten der Nachbarschaft befand. Die Herzoge von Zähringen hatten den dortigen Münsterbau begonnen, die Grafen von Urach, ihre Erben, vereint mit dem Adel, mit der Geistlichkeit und Bürgerschaft der freudig aufblühenden Stadt, vollendeten ihn. Als Erwin erschien, mochte schon der Thurm im Baue seyn, und somit half er ein Werk ausführen, welches von allen Thurmbauten des deutschen Mittelalters anerkannt das gelungenste ist. Den Meister desselben kennt man nicht mehr; wir wollen ihn aber in seinem Schüler verehren, denn gewiß war Erwin sein Liebling und sein Stolz!

Der freibergische Münsterbau hatte inzwischen die Straßburger zur Vollendung des ihrigen angespornt, nachdem derselbe durch mancherlei örtliche Verhältnisse und Zeitumstände wohl seit langem her unterbrochen war. Die Gunst des Zufalls fügte es so, der Schwager Graf Egonó von Freiburg, Bischof Konrad von Lichtenberg, ein ebenso kunstliebender als ritterlicher Prälat, ergriff den Gedanken eines Werkes, welches den Tempelbau der kleinern Schwesterstadt möglichst übertreffen sollte, mit ganzer Seele, und arbeitete auf's Eifrigste an dessen Ausführung. Die Wahl seiner Mittel mag als einseitig getadelt werden,*) die Wahl des Meisters aber ehrt ihn für immer. Wer konnte würdiger seyn, den großen Thurmbau zu entwerfen**) und zu leiten, als Erwin? Hier begegneten sich Bauherr und Werkmeister auf eine Weise, welche nur etwas Großartiges erzeugen konnte.

Nachdem der alte Querbau ergänzt und das Langhaus des Münsters vollendet waren, wurde endlich am St. Urbanstage des Jahres tausend zweihundert siebenundsiebzig der Grundstein zum Thurmbaue gelegt.***) Und nun arbeitete Erwin mit seinen Gesellen und Lehrlingen, mit seinem fleißigen Sohne Johannes und seiner kunstsinnigen Tochter Sabina,****) als Werkmeister und bald auch als Hüttenherr allgemein gekannt, geliebt und geachtet, in unermüdlichem Eifer an dem ehrwürdigen Bau, welcher seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte. Leider aber war es ihm nicht vergönnt, denselben in gänzliche Vollendung zu bringen. Er starb als hochbetagter Greis vierzig Jahre nach jener Grundsteinlegung,*) und hinterließ die weitere Ausführung des Werkes seinen Kindern. Aber auch diese erlebten die Ausführung des zweiten Thurmes nicht, und so raget der straßburgische Münsterbau als ein großartiges Bruchstück der Vorzeit in die Gegenwart herein, und erinnert uns stets an das unselige Ereigniß, welches unsere ächt nationale Existenz und Entwicklung so gewaltsam unterbrochen hat!

Wenn man im Mittelalter den Deutschen zugestand, daß sie in der Baukunst alle Nationen überträfen, und sich dabei vorzüglich auf Straßburg bezog,**) als der klassischen Heimat des Hauptwerkes und der Hauptschule***) der Steinmetzen, so liegt darin die vollkommenste Rechtfertigung unsers Ausdruckes, welchen Meister Erwin, als den Helden der deutschen Baukunst bezeichnet hat.

*) Er schrieb nämlich einen Ablaß aus, worüber ein alter Schriftsteller erzählt: „Man gab im ganzen Lande den [illegible] und [illegible] in den Kirchen, [illegible] sie auf die vier Frauentage mit [illegible]: [illegible] Freund, [illegible] unser Frauen zu Straßburg! [illegible] es ist unser Frauen ein gutes Werk.“

**) Im sogenannten Frauenhaus zu Straßburg liegen noch die Pläne des Thurmbaues auf Pergament, wovon einer als das Original von Erwins eigener Hand bezeichnet wird.

***) Die [illegible] alte Inschrift besagt: „Anno Domini MCCLXXVII in die beati Urbani hoc gloriosum opus inchoavit Magister Erwinus de Steinbach.“

****) Diese letztere ist eine so interessante Erscheinung, [illegible] Schreiber von ihr sagt: „[illegible] Johannes [illegible] Erwin [illegible] Werkmeister zu Freiburg im Breisgau [illegible], an dem Münster zu Straßburg beschäftigt, und [illegible] ihre besondere [illegible]gabe darin, die Bauwerke, welche die Männer aufgeführt hatten, mit den schon gebildeten und [illegible] Arbeiten ihres Meißels zu bereichern. Höchst wahrscheinlich waren die meisten Figuren und Hochreliefs [illegible] von ihrer Hand; gewiß aber hat sie das Portal auf der Südseite des Querbaues vollständig ausgeschmückt. [illegible] im ganzen Münster, zeigen Komposition und Ausführung eine so hohe Vollendung, als eben hier. Eine der zerstörten Apostelfiguren des Portals hielt ein Spruchband mit der Inschrift:

„Gratia divinae pietatis adesto Savinae,
De petra dura per quam sum facta figura.“

*) Wie die Inschrift seines Grabsteins meldet, den man bei der Sankt-Johannes-Kapelle wieder entdeckt hat. Sie lautet ganz einfach: „Anno Domini MCCCXVIII. [illegible] Kal. Februarii obiit Magister Erwinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis.“

**) So unter Anderen äußert der berühmte Italiener Aeneas Sylvius, welcher nachmals unter dem Namen Pius II. zum Papste erwählt wurde, in seinem Büchlein von Deutschland: „[illegible]“

***) Sicherlich hängt es mit Meister Erwin oder dessen [illegible] zusammen, daß die Haupthütte der deutschen Steinmetzen eben die Straßburgische war. Von ihr aus ging die oberste Leitung der [illegible] und namentlich die Wahrung der alten Freiheiten durch [illegible] der „[illegible]“ welche [illegible] im Jahre 1621 [illegible]. [illegible] Krieg [illegible] der deutschen [illegible] der Steinmetzen, ihre Haupt[illegible], und die [illegible] nach Mainz zu verlegen, blieb ohne Erfolg. Vergl. Mone's Anzeiger.

Der
Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

So strenge auch die jungen Engländerinnen im Auslande, (in Folge obenbezeichneten Prinzips der »Absonderung«) von jeglicher Berührung mit englischen minder respectablen, wie mit fremden noch so respectablen Familien entfernt gehalten werden, so müßte man ihnen wenigstens die Augen verbinden bevor sie auf dem Continent landen, und eine physische Blindheit herbeiführen, wenn man die geistige Blindheit altenglischer dulness und die fashionable Gefühls-Unterdrückung in diesen zarten Geschöpfen bezwecken wolle.

Die young ladies, mit ihren oft recht schönen Augen, sehen was um sie her vorgeht, und kein Verbot einer noch so strengen Gouvernante kann sie abhalten, im Stillen Vergleiche anzustellen über Sitten, Satzungen und Verhältnisse der socialen Welt fremder Länder mit dem verrosteten Bollwerke englischer Fashion, englischer Hypocrisie, englischer Respectability und englischer dulness. —

So sehr die Engländer die Fremden hassen, eben so sehr, (möchten wir behaupten) sind die Engländerinnen, welche in ihrer Jugend »die Fremde« kennen lernten, den gebildeten Fremden gewogen, aus dem einfachen Grunde, weil jeder Vergleich ihrer Landsleute mit der socialen Welt einer andern Nation — günstig, vortheilhaft für diese ausfällt. Nichts würde einem gebildeten Fremden in England leichter sein, als das zarte, gefühlvolle Herz einer jungen Schönen zu gewinnen, trotz aller Barriere der Fashion und trotz dem knocker an jeglicher Thüre. Allein wir kennen auch selten ein Wesen so verlassen und verstoßen, so gekränkt und gehaßt von den Ihrigen, wie eine Engländerin, welche das unverzeihliche Verbrechen begann, einen Fremden zu heirathen, wenn dieser nicht lord, count oder marquis war. Ein Baron des Continents gehört schon zu der minder respectablen Classe der englischen Welt, indem er, meistens ohne Baronie — als armer Teufel in England zum Sprichwort geworden. —

Miß Rose war von Kindheit an, durch die Thorheiten und das Schicksal ihrer nächsten Verwandten, (denen sie als Waise übergeben worden,) in der Einsamkeit ihrer Abgeschiedenheit zum Nachdenken über die Verhältnisse geführt, welche sie umgaben.

Es bedarf wohl nur einer geringen Dosis gesunden Menschenverstandes den Unsinn zu erkennen, der den Satzungen der englischen socialen Welt zu Grunde liegt. Die Naivetät eines Kindes bringt wohl nicht selten die vortrefflichste Satyre auf bestehenden Unsinn hervor, und grade dieser geistige Keim ist es, der in England durch englische Erziehung frühzeitig ausgerottet werden muß, wenn nicht das Kind als emporwachsende Jungfrau oder Jüngling, die Familie durch gesunden Verstand und Gefühl compromittiren, ihr Schande und graue Haare machen soll.

Miß Rose war früh genug auf's Festland gekommen, um auf dem Wege der stillen Anschauung und des Vergleichs, die wahre Bildungsstufe ihrer Nation zu erkennen. Sie konnte nicht begreifen, wie eine Nation zu einem gewissen Ansehn und zu einer Reputation der Größe gelangt sei, die von keinem moralischen Werth des Menschen einen Begriff habe, und nur den Werth des Menschen nach dem Gelde beurtheilt, das er oder seine Vorältern, durch irgend ein Geschäft gewonnen, welches die hervorragende Classe der Nation verachtet?

Es entwickelte sich in dem emporblühenden Mädchen, eine reine Natur, ein tieferes Seelenleben, eine geistige Thätigkeit welche, wie bei jedem Wesen, den Ausdruck ihres wohlgebildeten Antlitzes erhöhten und sie zu einer liebenswürdigen jungen Britin formten, jemehr sie sich von der brittischen dulness entfernte.

Die Verhältnisse ihres Onkels, welche ihr durchaus unbekannt bleiben sollten, hatten sie nach Helgoland geführt, wo sie bekanntlich als Gefangene lebte, indem die imaginäre hohe Respectability des Alten, ihr jeglichen Umgang mit den Töchtern »der Fischer und Lootsen« untersagte, von denen Manche (nebenbei bemerkt) in geistiger und physischer Beziehung die young ladies Alt-Englands weit hinter sich ließen.

Das Romantische des Aufenthalts selbst, die einsame Klippe rings umgeben vom wogenden Elemente, dessen Horizont keinen einzigen Gegenstand der Ferne zeigt, einige ausgezeichnete Werke englischer Literatur, deren Besitz die Respectability des Onkels erforderte, wenn er selbst, (so wenig als tausend andere Gentlemen) sie auch nimmer gelesen, hatten ihrem zarten Herzen wie ihrem regen Geiste die nöthige Nahrung gegeben. In solcher Stellung befand sie sich während die wiederholte Erscheinung des Corsaren das Tagsgespräch der Insel füllte, als dieser, trotz aller englischen Satzungen, »gastfreundlich« von ihrem Onkel eingeladen und nach und nach quasi Hausfreund ihrer Einsamkeit wurde. —

Weder männliche Schönheit, noch Reichthum, noch Rang oder Titel machen auf ein natürliches, weibliches Wesen den mächtigen Eindruck, den ein männlicher Charakter — männlicher Muth bewirkt. — Das emporblühende Seemädchen, erlebte

und sucht einen Mann, nach dem mehr oder minder klaren Ideal, welches sich in Folge ihrer innern Entwicklung in ihr gestaltete, insofern das Mädchen — sich als Weib ausbildete, abgerissen von den Zerrbildern weiblicher Puppen, ohne Seele und ohne Ideal der Seele.

Es wird wohl keinen Menschen befremden, daß Miß Rose die Erscheinung eines siegreichen Kapers der französischen Republik in solcher Einsamkeit auch dann mit besonderm Interesse betrachtet hätte, wenn die Individualität des Helden weniger hervorragend, weniger fesselnd gewesen wäre, wie es der Fall war.

Miß Rose war eine jugendlich-schlanke Gestalt, eine Brünette des südlichen Englands, deren scharfe Gesichtszüge und tiefdunkles Auge, auf Untermischung fremder Volksstämme in der englischen Nation deuten, wie die Sprache der Britten ein Gemisch aller europäischen Sprachen geworden. Ihre verstorbene Mutter war eine Irländerin deren Miniaturbild aus frühern Jahren als vollkommenes Portrait Miß Rose's gelten konnte. In ihrem Wesen war geistige Lebhaftigkeit vorherrschend, verbunden mit derjenigen Gemüthstiefe, welche wir oben andeuteten.

War Capt'n Dunk im Kreise seiner männlichen Insulaner ein raisonnirender Corsar, so war er im Hause Mister Berge's ein Bürger der französischen Republik und der zarten Nichte gegenüber — ein junger Franzose, der nicht nur in Paris, sondern in der Welt gelebt hatte. — Eben so freimüthig raisonnirend *) in Gegenwart des Besitzers und seiner Nichte, entwickelte er unwillkürlich die Tiefe und Klarheit seiner politischen und socialen Anschauung, und diese war es zunächst, welche die zarte Schöne überraschte und ergriffen hatte. Sie erkannte nicht nur in dieser romantischen Erscheinung den berühmten Volontaire der französischen Marine, der Londoner Börse ein Schrecken und der englischen Aristokratie ein Gräuel, — sondern zugleich den Menschen, der aus fester Überzeugung ein Prinzip vertrat, zu dessen Aufrechthaltung er von Stunde zu Stunde ein Leben in Gefahr warf, das so gut wie jedes andere Menschenleben Ansprüche auf Erdenglück und Genuß entschließen konnte — Ansprüche denen er als Mensch zu entsagen schien. —

Miß Rose bewunderte in dem Kaper von Dünkirchen den Mann wie den Menschen, sowie sie ihn kennen lernte. Aus unwillkürlicher Hochachtung erwuchs in ihr ein Gefühl, dessen sie sich nicht klar bewußt gewesen, denn Mister William Dunk

von Jahr und Tag nach Helgoland gekommen, in der Absicht das Verderben, den Tod dieses jungen Mannes möglichst schnell herbeizuführen. (Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir bemerken und [illegible] ... einem, [illegible] ... u. s. w. [illegible]

Kleine Chronik.

— Der berühmte Tourist und Schriftsteller Fürst Pückler-Muskau befindet sich gegenwärtig in Constantinopel.

— Das neueste Heft von Lewald's Panorama de l'Allemagne enthält, außer der Fortsetzung der deutschen Geschichte, einen Artikel über Berlin und eine gute Charakteristik des Dichters Adelbert Chamisso, von Heinrich Laube. Die beiden Abbildungen: Berlin und Chamisso's Portrait, sind sehr gelungen.

— Die Académie des beaux-arts in Paris hat Spontini an die durch Paer's Tod erledigte Stelle gewählt.

— J. Janin gab vor Kurzem les Catacombes, Romans, Erzählungen und Mélanges, in sechs Bändchen heraus.

— Beim Verleger der Erwinia liegen Subscriptionslisten zu zwei neuen Werken: 1) Meine Reisen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz von Otto Friedrich Wehrhan, zuletzt gewesenem Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Liegnitz. 2) Almanach der Novellen und Humoresken von August Schnezler, Erster Jahrgang 1840, über 300 Seiten, Velinpapier.

Homonyme.

Es lächelt lieblich im Glase,
Es duftet süß zur Nase —
Aber ein wildes Feuer sprüht,
Wenn's dir roth um's Antlitz glüht. —r.

Auflösung der Homonyme in Nro. 24: Wechsel.

Sechstes Verzeichniß der milden Beiträge für Herrn Schläfli.

	fl.	kr.
Hr. Jaggi, Pfarrvikar in Hombach	3	—
— Jung, Pfarrvikar in Pforzheim	1	30
Anonym	2	25
Hr. P. Thierry, in Mühlhausen	1	30
— Hofmann, Jugendlehrer daselbst	3	—
— Wimmann, Jugendlehrer daselbst	3	—
Anonym, daselbst	3	—
	17	25
Betrag der frühern Gaben	156	—
Zusammen	173	25

(Im fünften Verzeichniß lese man anstatt J. Eng: P. Eng.)

August Ströber, Redakteur.

Straßburg. Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 27.

Samstag, den 6. Juli 1839.

Die Glocken

bei der Enthüllung des Schiller-Monuments.

Was regt sich in der Königsstadt der Schwaben,
Durchströmt von Gästen aller deutschen Zungen?
Was pocht das Herz dem Greise, wie dem Knaben?
Wem gelten dieses Volkes Huldigungen?
Und horch! von allen Thürmen plötzlich haben
Die Glocken weithin ihren Gruß geschwungen!
Wem hallet dies Geläut so freudevolltönig?
Ob dieses Volk wohl huldigt seinem König?

Ein König — ja! dem gilt des Tages Feier,
Ein König ist's, dem alle Glocken tönen!
Ihm schaaren sich entzückt Millionen Freier,
Gebeugt vor seinem Thron im Reich des Schönen;
Wohl trägt er, statt des Szepters, nur die Leier,
Nur Lorbeerzweige seine Stirne krönen;
Doch soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie Beide wohnen auf der Menschheit Höhen!

Ein Dichterfürst — sein Spruch erlauchter Ahnen —
Des Genius Adel auf der Stirne tragend!
Stolz rauschten seines Ruhmes Siegesfahnen,
Er kämpfte heiß, Gesangesschlachten schlagend!
Kühn wie ein Adler zog er seine Bahnen,
Mit Riesenmuth zum hohen Ziele jagend;
Und thürmten sich die Schranken gleich dem Athos,
Er brach hindurch im Drang des heil'gen Pathos.

Ein Dichterfürst — dem huldigt diese Menge,
Dem werden alle Glocken heut geschwungen;
Ein Dichter, dessen mächtige Gesänge
Wie Glockenhall durch alles Land gedrungen!
Bald wild, als zög' ein Riesenarm die Stränge,
Wie Sturmgeläut ist sein Gesang erklungen:
Erschütternd, weckend, Heil und Rettung bahnend,
An Menschenrecht, an Menschenwürde mahnend.

Bald wieder hold erklingen seine Lieder
In sanfter Schwingung, hell wie Abendglocken,
Und senden Frieden in die Thale nieder,
Und wecken leises, inniges Frohlocken;
Bald tönend hallt in aller Herzen wieder
Sein ernstes Lied, da bleibt kein Auge trocken;
Bald feierlich wie Sonntagsglocken klingt es,
Von Glaubensworte, Gottesworte singt es.

Wer wundert noch, daß Ihm zu Dank und Ehre
Der Vollklang aller Glocken heute läutet:
Ihm, der in goldnen Sprüchen heiliger Lehre
Der Glockensprache reichen Sinn gedeutet?
Der seiner Dichtung Kleid, das glänzendhehre,
Verklärend auf die Glocke hingebreitet?
Wer wundert, daß sie heut sein Lob erheben?
Es muß das Werk ja seinen Meister loben!

Heil, deutsches Volk, dem solch ein Dichter worden!
Heil, daß du ihm dies Ehrenmal gegründet!
Bei dieser Glocken festlichen Akkorden,
Hier, deutsche Brüder, fühlet euch verbündet!
Herbei von Ost und West, von Süd und Norden!
Konkordia! sey zur Losung rings verkündet:
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammelt euch als Eine Volksgemeine!

Adolf Stöber.

Der
Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

7.

Mister John hatte die Thränen seiner Respectability durch die Freude zu erklären gesucht, welche er empfunden, als er Mister William's Namenskarte erblickte, und sich besonds entschuldigt wegen des langen Ausbleibens, »indem er seinen Kammerdiener nach Tönning gesandt habe, einen fetten Ochsen zu kaufen.«

Dem Jüngling waren die Thränen und der improvisirte Kammerdiener so gleichgiltig wie der Ochse. — Er schritt rasch zum Gegenstande seiner Sendung und erklärte, daß sein Haus nun vollends gegen den »Teufel von Dünkirchen« erbost, und er mit unbedingter Vollmacht versehen sei, zum Untergange dieses Verruchten, zu unternehmen, durch Gold zu erzwingen, was irgend möglich sei. Er fügte hinzu, daß er nicht nach London zurückkehren dürfe, bis der Kaper und, wo möglich, sein ganzes Geschwader vernichtet und verschwunden sei.

»Very well, Sir. — Very well — very well, Mister William,« erwiederte Mister Brage bei jedem Satze der vorläufigen Erklärung, und ergoß sich nun in [illegible] gegen die »miserablen sans-culottes« der französischen Republik und gegen ihren Repräsentanten, den unerhört verwegenen citoyen de Dumberque, dem er schon längst eine Dosis Schrot in den Kopf geschossen hätte, wenn — wenn er nicht dadurch seinen Compan im Pennet verlöre, — den einzigen Pennetspieler auf der Insel, mit dem es der Mühe werth sei, bis hundert zu zählen.

Mister William nahm dieses Bekenntniß anfangs für Spaß und [illegible], überzeugte sich aber bald, zu seinem großen Erstaunen, daß die Besorgniß um den Verlust des Pennetspielers in vollkommenem Ernst begründet sei. Diese Entdeckung fiel ihm aber weniger auf, indem er einen Landsmann in ganz gewöhnlicher besondern Passion vor sich sah. Er hatte sich mithin bald vom Stande der Verhältnisse überzeugt, und sofort erkannt, daß er selbst Hand an's Werk legen und den Feind bei Seite schaffen müsse — wenn er den Auftrag seines Hauses erfüllen wolle.

Das provisorische Gespräch war durch die Meldung unterbrochen worden, daß der Thee im parloir bereit sei. Mister William fand den Hauptgegenstand seiner eiligen Reise in einer sichtbaren Verwirrung. Miß Rose empfieng ihn mit erzwungener Etiquette und es bedurfte nicht des scharfen Blickes eines liebenden Jünglings, die Nuancen des befremdeten Benehmens zu durchschauen. Ein Gedanke, gleich dem Blitzstrahl in die Pulverkammer einer Fregatte, drängte sich in das Geheimniß seiner Hoffnung — seiner Liebe. — Was er nie geahnt, was er nie geträumt hatte, schien ihm unglückselige Wirklichkeit. Er ergriff die Formen der Convenienz, eine Bewegung des Gemüthes, eine Erschütterung zu verbergen, die der Alte als Folge ihrer Verhandlung über den Kaper sehr natürlich fand und daher das Gespräch auf andern Gegenstand leitete; zumal da Miß Rose nicht wissen durfte, was den jungen Landsmann nach Helgoland führe — was sie und die ganze Insel im Voraus wußte.

Hatte ein Blitz das Gemüth des Jünglings durchzuckt bei der Scene des Wiedersehens, so beleuchtete nun ein drohendes Meteor das Gebiet seiner Liebe, als der Corsar gegen alle Verabredung des Alten, plötzlich in's Zimmer trat.

William sah den Kaper zum erstenmale. Der citoyen war, wie so oft auf seinen Ausfällen abwesend gewesen, als jener vor Jahr und Tag auf einige Wochen die Insel bewohnte. Er hatte sich unter dem »Teufel von Dünkirchen« einen »rohen Corsaren« gedacht, verwildert und verwüstet durch das blutige Handwerk. — Er erkannte, einen jungen französischen Offizier, Gentleman von der Scheitel bis zur Sohle, vor sich zu sehen, eine schlanke Heldengestalt, welche augenscheinlich eher in das Prunkzimmer eines Linienschiffes, als in das niedrige Gemach einer kleinen Brigg gehörte, wo sie unmöglich aufrecht stehen konnte. Durchbebte den Jüngling ein Gefühl der Vernichtung beim Anblick des Feindes, so erweiterte es sich zu einem innern Kampf der Verzweiflung, als er die plötzliche Veränderung im Wesen und im Benehmen der zarten Tochter Albions bei dessen Eintritt bemerkte. Er fühlte sich nicht nur gescheitert an einer Klippe, deren Existenz ihm keine Karte des Lebens-Oceans jemals angedeutet hatte, sondern durch die ironische Freude des Feindes verhöhnt in seinem bittern Schmerz.

Die Verblüffung, in welche Mister John verfallen, als der eingeladene Gast, wider seine spätere Ordre, so unbefangen in's Zimmer trat, hatte ihn zu einem unverzeihlichen Mißgriff geführt. Er vergaß sich selbst und die Sendung des jungen Britten, und nannte dessen wahren Namen bei jener conventionellen présentation, wiewohl Mister William Dunk bereits das erstemal unter einem angenommenen Namen auf Helgoland unerkannt passirt war.

Die conventionelle Unterhaltung jener Theegesellschaft würde tragisch fortgeschwankt haben, wenn nicht die französische Gesellschaft des Kapers das Steuer ergriffen und sie in den Passatwind der Tagesereignisse, der Politik geführt hätte, wobei er die gegenseitige Stellung politischer Feinde auf neutralem Boden — »unter Waffenstillstand« beobachtete. Das Gespräch fiel auf das Grundprinzip der verschiedenen Nationen — einander im Kampf auf Leben und Tod gegenüber. Der Franzose konnte nicht begreifen, wie eine Nation, welche sich der Freiheit rühme, gegen das Prinzip der Freiheit ihre Millionen und ihr Blut spenden könne; er meinte, die englische Nation habe weder den Kampf der französischen Republik, noch sich selbst, noch das Wesen der Freiheit begriffen, deren Namen sie tagtäglich im Munde führt.

Miß Rose hörte wie gewöhnlich dem jungen Republikaner herzlich gerne zu, was dem jungen Britten so wenig entging, wie irgend eine Nuance ihres Ausdrucks. Er selbst hörte und beachtete mit Überraschung und Erstaunen, was jener mit Mister Booze verhandelte.

Zur großen Betrübniß des Letztern konnte füglich keine Parthie Piquet gespielt werden, ein Umstand, der ihn weit mehr beschäftigte und ihn weit bitterer ärgerte, als der Verlust jener beiden Galliotten mit Manufakturwaaren — der nicht ihn, sondern ein Haus in London getroffen, mithin ihn nicht im geringsten interessirte.

Es mochte ungefähr zehn Uhr sein, als einige leise Schläge an der Thüre vernommen wurden. Die Köchin trat, als Kammerdiener weiblichen Geschlechts, in's Zimmer, mit der Meldung, ein Bedienter Capt'n Dunk's wünsche diesen zu sprechen.

Der Corsar verließ mit Entschuldigung den parloir und kehrte bald wieder zurück, um sich zu empfehlen, »indem sein Bruder ihn an Bord rufen lasse.«

Niemand willigte im Stillen freudiger in seine Entlassung als der gereizte Jüngling, der eben so ceremoniel den Abschiedsgruß des Feindes erwiederte, wie dieser ihn beim Eintreten begrüßt hatte.

Miß Rose reichte dem Hausfreund nach englischer Sitte zum Abschied die Hand. Ein krampfhafter Händedruck begleitete ihren seelenvollen Blick, der, gleich einem Ton unbeschreiblich, die wehmuthvolle Besorgniß und alle lautlosen Empfindungen eines edeln Herzens umfaßte, welches der Macht der Verhältnisse trotzte.

8.

Wir betreten das Wohnzimmer einer Helgoländer Patriarchen-Familie, im Hause des alten Rommen.

Die Wände des geräumigen Zimmers waren mit holländischen Fliessen*) bekleidet, auf deren weißer Oberfläche bildliche Darstellungen in blauer und zum Theil in violetter Farbe prangten; eine Art Tapezirung, wie sie auf den benachbarten Inseln und Küsten noch gegenwärtig zweckmäßig gefunden wird. Ein großer Ofen aus Gußeisen, der von Außen geheizt wurde, trug ebenfalls bildliche Darstellungen, en bas-relief: die Taufe im Jordan, die Hochzeit zu Canaan, das Samariter Weib am Brunnen u. dgl. — Die Stellung dieses Ofens bildete einen Eckwinkel des Zimmers, in welchem bequem ein großer Lehnstuhl Platz fand, aus gedrechseltem Holz, mit mehreren Kissen oder Polstern aus altersbleichem grünem Plüsch. In den engen Fugen der Fliessen waren hie und da Nägel mit Messingköpfen eingezwängt, an welchen illuminirte Bilder hinter Glas in schwarzen, schmalen Rahmen hingen, worunter der Cyclus vom verlornen Sohne, die Geschichte Josephs in Egypten und das Portrait Bonaparte's, mit dickem Goldschaum am Kragen und Brustlatzen seiner blauen Generals Uniform, neben den Portraits des Königs und des Kronprinzen von Dänemark. Eine Chatouille oder Sekretär aus Nußbaumholz, der Thüre gegenüber stehend, trug einen Glasschrank als Aufsatz, in welchem die Präciosen der Familie, Silbergeräthe und Porzellangeschirr glänzten; so auch zwei Kirchen-Gesangbücher, in schwarzes Leder gebunden, schwer mit Silber beladen. Auf dem Glasschrank lag eine ziemlich zerlesene Bibel, ein Paar Almanache verflossener Jahre (während der Almanach oder Kalender des laufenden Jahres an seinem Platz hinter dem Spiegel steckte), ein Eulenspiegel, die Geschichte vom gehörnten Siegfried, und ein Manuscript: »Chronik der Insel Helgoland,« mühsam in Pergament geheftet.

Den Fenstern gegenüber, in einer Ecke, befand sich eine Bettstelle, die eigentlich nicht im Zimmer stand, sondern deren Vorhänge aus grünem Wollenzeug mit der angränzenden Kammerwand eine Fläche bildeten. Eine Menge Bettdecken und Kissen, mit Federn und Daunen gefüllt, thürmten sich bis zur Boden-

*) Kleine Kachel-Quadern aus Fayence.

decke empor, so daß es schwer zu begreifen blieb, wie die beiden Personen, welchen dieser Thurmbau als Schlafstelle diente, ohne Leiter zur Ruhe gelangen konnten. Ein wollenes Bettband hieng zur Lösung des Räthsels, in der Mitte zwischen den Vorhängen über die Spitzenverbrämung einiger Kissen herab, zu gleichem Zwecke wie die Bortenstränge am Hintertheil einer Kutsche, an welchen sich der Laquai auf seine Platte schwingt. Das Gehäuse einer Wanduhr bildete einen hohen Schrank, in welchem sich die Messingscheibe des Perpendikels, hinter einem ovalen Fenster langsam hin und her, bewegte. Auf dem Gesimse der Uhr und des Sekretärs standen drei ausgestopfte Seevögel. Ordnung und Reinlichkeit war in dieser Stube, nicht nur vorherrschend, sondern in auffallender Consequenz durchgeführt.

An einem runden Tische, in der Nähe des Ofens, saß die Familie mit einigen Gästen. Rommens betagte Frau trug statt des Turbans eine alterthümliche Mütze, welche den Hinterkopf bedeckte, vorne durch Spitzen bedeckt, in der Form eines kleinen Damenhuts späterer Mode. Breite Seidebänder unterm Kinn, seidene faltenreiche Tücher um Hals und Brust, ein brauner Spencer, blaue Schürze und das nationale hochrothe «Pin» bildeten ihren Anzug. Ihre Tochter Rebecka, der Kürze wegen Becka genannt, prangte in der früher bezeichneten National-Tracht, mit hellgrün-, rosa- und weiß-seidenen Tüchern um Hals und Brust. In Erwähnung dieser Halstücher bemerken wir, daß die Frauen und Mädchen der Insel ein oder zwei Tücher außer der Brustumhüllung, als lose Cravatte trugen, welche nicht wie bei den Männern vorne, sondern im Nacken durch eine Rosette oder Schleife gebunden werden.

Becka war das jüngste Kind des bejahrten Ehepaars. Zwei Söhne waren bereits verheirathet, als jene geboren wurde, indem die Sitten und Verhältnisse des Landes den Jüngling frühzeitig ins Ehebett führen. Ein junger Helgoländer studirt soviel «Navigation», als zum Lootsen-Examen nöthig, führt dann ein Paar Schiffe als Lootse nach Hamburg oder Cuxhaven, bringt seiner Braut ein Geschenk mitheim, die schon in der Schule seine Vertraute war; verheirathet sich, fängt Schellfische und Hummer, führt den Fang zum Verkauf an die nahen Küsten, bringt Thee und Zucker und Kaffee für's Haus zurück, raucht seine Pfeife, schlendert und wandert am Falm und auf dem Vorlande auf und ab, läßt Kinder taufen, und noch ein Paar Kinder taufen; wird Mann ohne Männlichkeit, wird alt und stirbt. Dieses sogenannte «Leben» der Insulaner hat eine Seite der Würde, die strenge Moralität, welche in beiden Geschlechtern vorherrscht. Der Helgoländer kennt keine Ausschweifung, weder die Neigung zum Trunk, noch zum Spiel.

Uneheliche Kinder sind auf Helgoland wie auf den andern nahen Inseln, Seltenheiten und erscheinen höchstens durch zwangloses Leben einiger Fremden, etwa eines Beamten, der auf dieser oder jener Insel ein Vorbild der Sittlichkeit seyn soll, — oder in andern besondern Fällen. Im Ganzen erblicken wir das weibliche Geschlecht in Europa nirgends keuscher, wie auf jenen Inseln im Nordmeer und im Archipelagos, (so auch an den nordischen Küsten und auf Morna) und es bleibt wohl allerdings merkwürdig, daß weder hier noch dort der zahlreichste Besuch lebenslustiger Männer, die Moralität des weiblichen Geschlechts zu zerstören vermochten.

Neben Frau Rommen und der jungfräulichen Becka saß ein dritter Sohn des Hauses, einige Jahre älter als diese, der einen Freund zum Thee gebracht hatte, einen Untersteuermann *) der Kaperbrigg.

Alphonse de Ruytter war ein junger Flamänder des französischen Nord-Departements, der bereits seine Kinderschuhe am Bord ausgetreten und den Aufgang der Sonne in allerlei Zonen erlebt hatte. Er war ein blonder, flinker Bursche von etwa zweiundzwanzig Jahren. An seinem linken Arm trug er Anker und Kreuz und Herz, und die Inschrift: Vive la république! nach Seemannsart mittelst Pulver tättovirt. Man hörte ihn, wie jeden Fremden auf der Insel, gerne erzählen, und hatte ihn längst lieb gewonnen durch seine entschiedene Anhänglichkeit an dem Kaper-Capitän, den die Insel wie ihren Schutzpatron verwehrte. Die Haare standen den Insulanern zu Berge, als er am Theetische des alten Rommen von einem alltäglichen Kampf erzählte, wie ein englischer Schiffscapitän durch eine Doppelbüchse vom Deck geschossen worden, bevor die Brigg enterte; wie die Brigg zwölf Mann verloren, bevor Ein Republikaner den Fuß auf einen englischen Dreimaster setzte, dessen Mannschaft sich bis auf den letzten Mann vertheidigte, bis die Prise gewonnen worden.

Frau Rommen rief ein ängstliches helgoländer: «Gott bewahr'us!» nach dem andern, nicht sowohl über die Thatsachen an und für sich, als über die unbefangene Gleichgültigkeit, mit welcher der heitere de Ruytter dergleichen «Mord-Geschichten» vortrug.

Der alte Rommen und sein Nachbar unterbrachen sofort den gerngesehenen Gast in einem Gefecht mit einem Chinafahrer, dessen die Brigg sich leider nicht bemächtigt habe.

«Das ärgert mich heut noch!» rief er ungewöhnlich heftig. Denn ich verlor meinen Bruder bei der Affaire.

«Ihren Bruder?» unterbrach ihn die erschrockene Becka.

*) Im Englischen second mate, ein Offizier der nicht etwa als Steuermann Hand anlegt, sondern im Dienst dem [illegible] der [illegible] gleichsteht.

»Er wurde mir von der Seite weggeschossen, wie 'n Spatz von einer Hollunderbusch.«

»Gott bivohr 'us!« schrie die gute alte Frau Rommen.

»Aber er fiel für die Republik!« fügte de Ruytter hinzu;

»Un Français doit vivre pour elle,
Pour elle un Français doit mourir!

Er sprach diese Verse in einer feierlichen Betonung mit gedämpfter Stimme, so daß die Insulaner glaubten, es sei ein Spruch aus einem lateinisch-katholischen Gebet.

Rommen hatte seinen Platz im Lehnstuhl eingenommen, den er aus dem Winkel an den runden Tisch hervorgeschoben, und bat den jungen Hausfreund sich nicht in seiner Erzählung stören zu lassen. Allein de Ruytter war »aus dem Text« gekommen, nicht sowohl durch die Erinnerung an den Tod seines tapfern Bruders, sondern durch eine Thräne im schönen Auge der sanften Rebecka, die, wie es schien, an seinem Schmerz schwesterlichen Antheil nahm.

Es entstand eine Pause, in welcher Frau Rommen ihren Mann beobachtete und eine auffallende ernste Stimmung auf seinem Gesichte las, eine Bemerkung, die uns auf eine besondere Eigenthümlichkeit der Helgoländer führt.

Der Helgoländer ist das aufrichtigste Geschöpf auf Erden; nichts ist ihm so fremd als Verstellung; nichts ist ihm so unbekannt als Falschheit, denn wenn er sich durch Jemanden beleidigt fühlt, ist seine Höflichkeit gegen den Beleidiger dahin; sein Blick, seine Miene, sein ganzes Wesen sagt unumwunden, was er fühlt und denkt. Nichts würde komischer sein, als ein Helgoländer, der sich verstellen wolle. Dieser Eigenthümlichkeit zur Seite, tritt eine zweite hervor, die schwieriger zu bezeichnen bleibt, weil sie fremder, origineller ist. Wir meinen den Glauben und Unglauben, die Leichtglaubigkeit und das Mißtrauen des Helgoländers. Es gibt kein leichtglaubigeres Volk wie unsere Insulaner, insofern die Neuigkeit, welche vorliegt, ihnen Schrecken, Angst und Furcht einjagt, und zu Letzterm gehört nicht viel Grundlage der Wahrscheinlichkeit. Der Helgoländer glaubt Alles — unbedingt Alles, was ihm ein Fremder sagt, oder was er durch Sagenhören von Fremden wie von Insulanern erfährt, sobald es eine üble Nachricht — irgend eine Neuigkeit ist, die ihn und andere in Gefahr oder in Unannehmlichkeit führen könnte. Dagegen glaubt er selten, schwierig oder nie das Entgegengesetzte, was ein ähnliches Gerücht auflösen und vernichten könnte, bis er mit seinen eigenen physischen Augen, den Beweis der Widerlegung sieht.

Diese originelle Eigenthümlichkeit liegt keineswegs im Mißtrauen begründet. Eine so gutmüthig edle Natur, wie sie der Helgoländer überall bewährt, kennt so wenig Mißtrauen wie Falschheit und Verstellung. Allein er ist furchtsam; seine hervorragenden Regungen sind Ängstlichkeit und Furcht, wiewohl er in tausend Fällen sich nicht selbst zu sagen wüßte, was er befürchtet und wovor er sich fürchte. Die Furcht ist dem Helgoländer so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er sie, wie es scheint, nicht entbehren kann, daß er immer etwas sucht, wovor er sich fürchten könne. Wenn er durchaus nichts anders zu befürchten hat, so fürchtet er sich vor — seiner Frau. Es scheint, daß er grade so früh sich verheirathet, um sobald als möglich, und auf immer, den Gegenstand seiner Furcht an seiner Seite zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jubelfeier.

[illegible] am 24. Juni 1839.

Erstiegen hatt' ich Erwin's Pyramide;
Und lust- und staunenvoll ich hoch erglühte,
Denn herrlicher ich sie noch nie geschaut.
Ich schwelgt' im süßen Andrang der Gefühle;
Doch bald erliegend einer Sinnesschwüle,
Ward träumend ich der Geisterwelt vertraut.

»Heran! Herauf!« hört' mächt'ge Stimm' ich rufen,
Und von des Domes Trepp' vielzähl'gen Stufen
Hinauf der Nah'nden Stimme freudig schallt'.
Im Blicke Sieg bei leicht errung'nem Loose,
Theilt' auf des trauten Riesen räum'gem Schooße
Der Lustergläbten Zahl die Stellen bald.

Und vor dem Blick der ahnungsvollen Menge
Und unter Sphärenjubels Festgeklänge
Nah'n jetzt in der Verklärung lichtem Glanz,
Aus ihrer Welten Zeit herausgetreten,
In treuem Bild, den freien Blick nach Oben,
Die einst Gefeierten in buntem Kranz.

Und Bischoff Werner, unsers Doms Begründer,
Und Erwin, dessen Thurmes Plans Erfinder,
Und Johann Hültz, der treu das Werk vollbracht,
Die Würd'gen die den Feierzug erschlossen,
Sie riefen lächelnd zu den Festgenossen:
Gruß Euch in unsres Ehrenfestes Nacht!

Dann kam, der bei des Riesenthurms Vollenden
Mit anderm Riesenwerk aus Meisterhänden
Die Glorie Straßburgs zeigte groß und hehr;
Der, als der letzte Stein zum Knauf gehoben,
Begeistert sich auf eig'nen Kunstwerks Proben:
Hanns Gutenberg,*) des Wortes Verewiger.

Ihm folgten, Kelch und Kreuz in frommen Händen,
Die Helden die zum Lichte sich zu wenden,
Sich Geisteszwang zu brechen nicht gescheut:
Capito, Bucer, Hedio**) erschienen;
Stettmeister Sturm,***) der Kräft'ge, unter ihnen,
Deß' Wort und Schutz der Helden Muth erneut.

Dann, sieggekrönt aus nah und fernen Schlachten,
Gewohnt für Recht das Leben zu verachten,
Zog aus Jahrhunderten jetzt manche Schaar
Argentoratums Bürger stolz vorüber;
Und Gruß und Jubel tönten noch herüber
Als längst dem Blick ihr Zug verschwunden war.

Jetzt schwang, was einst die Stadt zu unterjochen
Zu lang gedient, ein Lilienschild zerbrochen,
Im Feierzug der Freiheit lächelnd Bild.
Begeistert rauscht', ein Traum aus Roma's Zeiten,
Rouget-de-Lisle,****) der Bard', in seine Saiten,
Und sein Getön' die Sphär' mit Helden füllt'.

Und Scen' an Scen' sich unsern Blicken weihen:
Jetzt durch der Bürger Zünfte bunte Reihen
Von Austerlitz zieht Held Napoleon.
Doch wie... So bald!... Die Stadt vom Feind umschlossen!
Und wieder, ach! dem Lilienschild erschlossen.
Verschwinde Bild! du bist den Freien Hohn.

Und sieh, es schwand — und sieh... O Wollestwonne!
Der Thurm erleuchtet, eine Zaubersonne,
Dran wieder hoch der Freiheit Fahn' uns lacht'.
Im Äther achtzehnhundert dreißig schimmert' —
Und wach jetzt, sah ich, Weihefeu'rs umflimmert,
Die Säul' in ihres Jubelfestes Pracht.

C. F. Hartmann.

*) Merkwürdig in doppelter Hinsicht für Straßburg ist das Jahr 1439: seinem Sommer sagt die Vollendung des Münsterthurms und die der Buchdruckerkunst.

**) Drei Reformatoren zu Straßburg.

***) Jakob Sturm von Sturmeck, Stettmeister zu Straßburg; ein eifriger Beschützer und Beförderer der Reformation und Stifter des noch heute in voller Kraft bestehenden protestantischen Gymnasiums.

****) Genie-Offizier in Garnison zu Straßburg, verfertigte 1791 bei Gelegenheit des Abmarsch der ersten Colonne der Elsässer Freiwilligen, Worte und Musik des so wundervollen Hymnus: Allons, enfans de la patrie, später die Marseillaise benannt, weil [illegible] der Tuilerien [illegible] der Marseiller [illegible] unsern Sänger seinen Hymnus [illegible].

Der Friedhof in Birndorf.*)

Auf einer Fußreise von Schaffhausen nach Basel, auf dem rechten Ufer des Rheins, gelangte ich gegen Abend durch einen Nebenabstecher in das Dörfchen Birndorf. Die reizende Lage des Ortes fesselte meine Schritte. Im Schooße blühender Obstbäume, nur eine Stunde vom schroffen Felsengestade des Stromes, mit dem Rücken an mählig aufsteigende Reben und Wiesenhügel gelehnt, zogen sich in malerischen Krümmungen, eine Reihe freundlicher, von ziemlicher Wohlhabenheit, zeugender Häuschen hin. Die Aussicht in die jenseitigen Schweizerthäler war hier unten schon ungemein lieblich, wie großartig mußte sie erst weiter oben seyn! sie noch mehr zu genießen, bestieg ich eine der nächsten Anhöhen, von deren Gipfel ein großes schwarzes Kreuz herunter sah. Welch' Erstaunen, als ich oben angelangt, mich auf — dem Friedhofe befand! Ich war sehr überrascht, denselben an einer so ungewöhnlichen Stelle zu finden, da sein Platz sonst fast in jedem Dorfe der Raum um die Kirche zu seyn pflegt. Aber wahrlich, diese letzte Ruhestätte der müden Menschen konnte nicht besser gewählt seyn! Hart an dem Fuß des Berges schmiegte sich das freundliche Dörfchen, halb zwischen den Blüthenbäumen versteckt, weiter unten im schmalen Klippengeländer, wälzte der Alpensohn seine klaren grünlichen Wellen, drüben lachende, von einer Menge Flüßchen und Bächlein durchglitzerte Wiesenflächen, Felder und Gärten, abwechselnd mit zahllosen Dörfchen, und darüber sich erhebend heitere Buchenwälder, dann dunkle Tannenforste, dann der grüne Teppich der Weidenplätze, und als Krone der ganzen Landschaft blitzend von ewigem Eis und Schnee, die hehere Kette der Alpengletscher in dem dunkelblauen Himmel, glühend vom letzten Scheidekusse der versunkenen Himmelskönigin. Und um mich her die bescheidenen Steine und Kreuze auf den Gräbern, wo aus dem Schooße des Todes das blühende Leben der frisch auferstandenen Natur in tausend

*) Bei Waldshut, im Badischen.

Blumen, Kräutern und Halmen hervorgesproßt war, und liebevoll die Lager der stillen Schläfer umkränzte.

Ein laues Abendlüftchen spielte mit den welken Blumenkränzen, dem Flittergold und den Bändern um die Kreuze; rauschte durch die flüsternden Gebüsche und würzte sich mit dem Dufte der Veilchen, die überall aus dem schwellenden Moose hervorkeimten. Rosige Wölkchen glitten, wie zu Engeln verklärte Kinderseelen, am reinen Himmel dahin; hinten im Gebirg erklang aus weiter Ferne der Sägemühle dumpfes Pochen; aus allen Dörfern läuteten die Betzeitglöckchen; drüben aus den Alpen ertönte wie der Ruf unendlicher Sehnsucht, das Horn des heimkehrenden Hirten, und als hätte die Welt noch keine Stürme gekannt, lag ringsum über Wälder und Fluren der heiligste Frieden ausgegossen. Wie süß muß euer Schlummer an diesem paradiesischen Orte seyn, ihr Bewohner dieses Hofes des wahren Friedens! Wie lieblich euer Erwachen, wenn der erste Strahl des ewigen Lenzes einst in eure dunkeln, kühlen Kammern hereinbricht, auflockernd über Euch die schwere Decke der Erde, sprengend eure Särge und das Siegel der Unsterblichkeit auf eure bleichen Wangen drückend! Wenn einst jener göttliche Frühlings-Morgen seine Rosenflammen über Alles umhergießt, und die purpurnen Zinken der Gletscher sich verwandeln in den diamantenen Thron des Unaussprechlichen, und in Wolken unter Euch der zerbröckelnde Ball der Erde tiefer und tiefer verschwimmt! Wenn, statt dem Horne des Hirten, die Trommete des Engels erschallt, und millionenstimmiges Halleluja emporjauchzt zu den himmlischen Heerschaaren! Wie schön muß euer Erwachen in diesem herrlichen Garten der Ruhe seyn! Wahrlich, es war ein köstlicher Gedanke, hier oben einen Gottesacker einzufrieden, diesen geheiligten Raum außerhalb des Bezirkes der Lebenden, über dem Getreibe der Sorgen und Leidenschaften, hoch über allem Haß und Streit, und näher dem Himmel, mitten in einer prächtigen Natur zu verlegen! Ihr Alle, die da unten zu meinen Füßen schlummert, Ihr Kinder, geknickt in der ersten Blüthe; Ihr, plötzlich aus der lieben Maienzeit gerissenen Jugendpaare; Ihr Wittwen und Waisen, deren Thränen endlich versiegt sind; Ihr Männer, die der Tod vom Acker, den Ihr bautet, im Vollgenuß eurer Kraft hinweggraffte, in seinem eigenen Acker Euch zu pflegen; Ihr lebenssatten Greise, denen der Genius mit gesenkter Fackel als längstersehnter Bote der ewigen Ruhe so willkommen erschien: Ihr reift nun als schwellende Saat der göttlichen Erndtezeit entgegen! Wie viele Keime schlummern unter Euch, die vom Zufall begünstigt, entwickelt durch glückliche Verhältnisse, durch Reichthum oder Geburt, vielleicht die Zierde der Welt als Künstler, Gelehrte oder Staatsmänner geworden wären! Aber lebet Ihr auch in euerm Dörfchen ein dunkles, beschränktes Leben, dem Auge des Schöpfers entgeht ja doch nicht das geringste Saamenkörnchen! Am Tage der Garben werdet Ihr nicht mehr verkannt bleiben! Jubelnd werdet Ihr Euch erheben hier aus dem Schooße dieses reizenden Hügels, die modernde Hülle hinwegstreifen und mit wonnetrunkenen Augen in die neue Herrlichkeit staunen.

Jetzt erst erblickte ich eine bejahrte Frau, die vor einem einfachen hölzernen Kreuze, wo sie bisher gekniet hatte, ihren Rosenkranz betend, aufstand und auf mich zukam! »Gelobt sey Jesus Christ!« begrüßte sie mich. »In Ewigkeit,« rief ich voll inniger Andacht. »Liebe Frau! Sie hat gewiß hier auch für einen geliebten Todten gebetet?« »Ach Herr! — rief sie, mein einziger Sohn, die letzte Stütze meiner alten Tage, liegt hier seit einem Jahre begraben. Heut ist sein Todestag, und da dürfen die Thränen der verlassenen Mutter nicht fehlen dem Grab eines so wackern Sohnes!« Sie wischte sich einige große Thränen aus den verglommenen Augen und wollte weiter gehn! »Hier liebe Frau, rief ich, nehmt diese Kleinigkeit und trinkt ein Glas Wein zur Feier seiner Erinnerung! Ich reichte ihr ein Stück Geld, sie nahm es, riß meine Hand an sich und küßte sie rasch und tiefbewegt, mit einem Blicke, der mehr sagte, als ihre stammelnden Lippen vermochten. »Euer Kirchhof hat ja hier oben eine prächtige Lage, fuhr ich fort; wie kommt es, daß er nicht, wie sonst fast aller Orten, unten im Dorfe bei der Kirche liegt?« »Ach! sagte die Frau, unser Herr Pfarrer hat es so haben wollen. Als ein neuer Kirchhof hier angelegt werden sollte, weil der ehmalige zu klein geworden war, so schlug der Herr Pfarrer diesen Platz hier oben, der sonst sein *Lieblingsspaziergang war, dazu vor.* Die Bauern waren Anfangs alle dagegen und wollten es durchaus nicht haben; es sey zu beschwerlich, meinten sie, die Leichen so weit auf den Berg schleppen zu müssen, der Kirchhof müsse nothwendig im Dorfe liegen und was dergleichen Widerrede mehr war. Endlich drang der gute alte Herr, mit vieler Mühe, doch mit seinen Vorstellungen durch; und er hatte eine kindische Freude, als dieser Platz geebnet, umfriedet, das Kapellchen gebaut und der Boden von ihm zum Gottesacker eingeweiht war. Er fühlte sich so glücklich über die Erfüllung dieses längstgehegten Wunsches, daß er gleich denselben Abend den ganzen Gemeinderath bewirthete und viel Almosen unter die Armen vertheilen ließ. Dennoch murrten noch viele Leute über den Eigensinn des Pfarrers. Am andern Morgen aber lag der gute Herr todt in seinem Bette, denn ihn hatte Nachts der Schlag getroffen! Und so that es sich wunderbarer Weise fügen, daß er der Erste war, der auf dem neuen Kirchhofe hier begraben wurde. [illegible]

dieß freilich nicht geahnt!« Ich ließ mich von der Frau an das Grab führen. Es liegt ganz nahe bei dem hohen Kreuze, das ich schon unten im Thal erblickte, gerad' an dem Punkte wo sich die entzückendste Aussicht nach allen Seiten hin eröffnet. Um das Kreuz von schwarzem Eisen schlang ein Rosenstrauch seine grünende Zweige, die eben die ersten Knospen trieben und worauf wie Thränen, glänzende Thauperlen zitterten. Ruhe sanft, guter edelicher Pfarrer, an deinem Lieblingsplatze! Schlummere sanft, frommer Hirte unter deiner nach und nach folgenden Heerde! deinem sinnigen, für die Reize der Natur glühenden Herzen also verdankte sie diese schönste aller Ruhestätten! Wie heiter wird dein Erwachen seyn! Lebt wohl, gutes Weib, und erinnert Euch daran, welch ein guter Geist diese Räume geweiht hat! Gewiß wirkt er auch noch jetzt in den Wohnungen der Seligen für euer Wohl und blickt lächelnd auf diesen blühenden Garten herab, in den er selbst als das erste Blumenkorn gesenkt ward.«

Ich pflückte eine Rose von seinem Grabe, bewahrte sie auf meiner Brust und setzte, von den Segnungen der alten Frau begleitet, den seligsten Frieden und die süßeste Wehmuth im Herzen, träumend meinen Weg durch die Dämmerung fort!

August Palmer.

Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.

Gesammelt von A. St.

22.

— Auch in unserm *Elsaß lebt die Sage vom verzauberten* Kaiser Barbarossa. Auf dem Ochsenfelde, einer großen unfruchtbaren Ebene, im Canton Sennheim, liegt ein einzelner Feldblock, der Bibelstein genannt. Unter diesem soll der Kaiser sitzen; sein Bart ist zwölfmal um den steinernen Tisch gewachsen an dem er mit aufgestemmten Armen und gläsernen Augen sitzt; ja man hört sogar wie die Haare des Bartes wachsen. Leichtgläubige führt man hin, und wenn sie begierig das Ohr an den Stein legen, macht man den schlechten Witz, ihnen den Kopf daran zu schlagen.

23.

— Im Jahr 1477 setzte der Magistrat in Straßburg folgende Strafe für Gartendiebe fest: Sie wurden in einen Korb gesetzt und von der Schindbrücke aus an einem Seile über dem Wasser schwebend gehalten; nach Verlauf einer gewissen Zeit durften sie ins Wasser springen; diejenigen welche nicht schwimmen konnten, baten die Zuschauer scherzweise ihnen zu Hilfe zu kommen. Vater- und Kinder-Mörder wurden in einen Sack genäht und unter der Schindbrücke ertränkt. Diese Strafe wurde vom Volke »'s Brüsch ustrinke« genannt.

24.

— Der Kaiser Maximilian I. war ein großer Freund der Straßburger; er besuchte sie mehrmals, theils durch die reichen Geschenke, die ihm die Stadt brachte, angelockt, theils auch um mit Geiler von Kaisersberg, Wimpfeling und andern Straßburger Gelehrten über manche Verbesserungen in Kirchen und Schulen Raths zu pflegen. Er wohnte gewöhnlich im Kloster St. Johann zum grünen Wörd, dessen Mönche ihn stets mit vielem Glanze bewirtheten. Da diese Besuche aber wiederholt geschahen, und besonders der Bruder der den Säckel führte, darüber unzufrieden ward, beklagten sie sich einst bei Geiler. Dieser antwortete ihnen: »Hättet ihr gebaut wie arme Brüder, so hättet ihr diese Gäste nicht; da ihr aber fürstlich gebaut habt, ist's auch billig, daß ihr Fürsten beherbergt.«

Muscheln, von H. H.

— Ein Schiff von Rio Janeiro kommend lief einst in Marseille ein. In der Nähe der Küste traf der Capitän einen Fischer, der ihn anredete: »Wo kommt Ihr her?« — »»Von Rio!«« — »Was habt Ihr geladen?« — »»Kafee!«« — Der Capitän bei seiner Ladung interessirt, wollte nun provisorisch Erkundigung einziehen und fragte: »Was kostet der Kafee in Marseille?« — »»[illegible]«« antwortete der Provençale, und beide Fahrzeuge trennten sich.

— In einem Hafen des südlichen Frankreich's lief neulich ein Schiff aus Hamburg ein, das, wie gewöhnlich, äußerst strenge von den Douaniers untersucht wurde. Unter den Gegenständen zum Schiffsbedarf gehörig, befand sich ein Fäßchen, dessen Inhalt kein Douanier kannte. Man hielt es für Pflaumenmus, und ein Douanier säumte nicht rasch einen Löffelvoll hinunterzuschlucken. »Was ist das?« fragte einer seiner Collegen, während jener ein jämmerliches Gesicht schnitt und sich erbrechend auf's Verdeck eilte. — »»Das ist flüssige grüne Seife zum Waschen«« — erwiederte der Steuermann in gebrochenem Spanisch, da er der französischen Sprache nicht mächtig war. Der Capitän, ein launiger alter Mann, legte sofort ein Protest ein: »daß die Douaniers bei ihm an Bord sogar seine grüne Seife auffräßen, die er zur Reinlichkeit sehr nöthig brauche.«

August Gröber, Redakteur.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 28.

Samstag, den 13. Juli 1839.

Der Knaben-Kreuzzug.

Es zog am Pilgerstabe
Ein wunderschöner Knabe,
Wohl ohne Rast und Labe
Dahin durchs deutsche Land,
Der sprach mit Schmeichelgabe:
»Laßt, Kinder, Spiel und Habe,
Folgt mir zum heil'gen Grabe,
Helft's retten aus der Heiden Hand.«

So lockt der Wundersame,
Trotz Fleh'n und Zornesflamme
Von Vater, Mutter, Amme,
Trotz Wächter, mit Gefahr
Aus jedem deutschen Stamme
Zu seiner Oriflamme
Lichtreinem Gotteslamme
Unschuld'ge Knaben, Schaar auf Schaar.

Vereint zum großen Heere
Zieh'n sie zu Christus Ehre
Mit Kreuzen, Schwert und Speere,
Bei der Lawinen Fall
Hinan die Alpenwehre,
Taub für des Unglücks Lehre,
Hinunter bis zum Meere,
Und gehn zu Schiff mit Jubelschall.

Und wie vom Zug der Frommen
Schon Tausend umgekommen,
Als sie durch Eis geklommen
Auf steiler Alpenbahn,
So sind die fortgeschwommen,
Nicht wieder heimgekommen,
Und nie hat man vernommen,
Ob sie den Strand von Joppe sah'n.

Entfernt vom Heimlande,
Zerstreut ruh'n all' im Sande,
Im Schnee, auf hohem Rande,
In tiefer Meereskluft;
Vielleicht im Sonnenbrande
An Palästina's Strande;
Nicht Eltern und Verwandte
Benetzten weinend ihre Gruft.

Ihr Jungen und Ihr Alten,
Umgaukeln Euch Gestalten,
Die schwärmerisch entfalten
Den Schein der Heiligkeit,
Dann mag ein Gott Euch halten,
Daß Euch des Truges Walten
Nicht lockt zu Höh'n und Spalten,
Wo nichts vom Untergang befreit.

Gotha. Adolf Bube.

Der

Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

—

(Fortsetzung.)

—

Frau Rommen merkte also auf den ersten Blick, daß ihr Mann eine unangenehme Nachricht erfahren, und hatte mithin keine Ruhe, bis auch sie sich ängstigen oder fürchten könne, wie der gute Rommen und ebenfalls der Nachbar, der mit ihm eingetreten war, offenbar sich ängsteten und fürchteten.

Allein die Art und Weise, mit welcher Capt'n Dünk dem alten Rommen sein Vertrauen geschenkt, und ihm seine Ansichten über die Lage der Dinge eröffnete, hatten ihn nicht nur plötzlich zum Politiker, sondern zum Diplomaten gemacht, der das Schweigen beobachtet.

Ein Diplomat aber darf keine Helgoländerin zur Frau haben, wenn er nicht durch sein Schweigen (etwa aus Wiedervergeltung) seine Frau in Angst setzen will. Möge ein Psychologe entscheiden, ob die augenblickliche Angst der braven Frau Rommen mit zwei Drittheil weiblicher Neugierde untermischt war. Was uns betrifft, wir glauben, daß in diesen, wie in hundert andern Fällen, zwei Drittheil Angst und nur ein Drittheil weibliche Neugierde waltete.

Irgend eine Gefahr mußte vorhanden seyn! Auf diese Gewißheit hätte jeder Helgoländer und jede Helgoländerin sterben können, die den alten Rommen und seinen betagten Jugendfreund nur von ferne beobachteten. Ob aber die Gefahr ihn selbst, sein Haus, die Treppe, den Leuchthurm, die Sandinsel neben Helgoland, die Insel selbst, den Kaper, seine Brigg, oder einen seiner Schoner betraf? — das war eben die Frage mit welcher Frau Rommen und bald die ganze Versammlung sich beschäftigte, ohne ein Wort über das geheimnißvolle Schweigen der beiden Alten vernommen zu haben.

»Es sind zwei Chalouppen von der Elbe zurückgekommen!« begann Vater Rommen, als er die zweite Tasse Thee getrunken. »Die Eine hat zwei Passagiere mitgebracht; der eine Passagier ist 'n Engelsmann, der auf dem Unterland Logis genommen.«

Wiewohl Helgoland, weder damals noch später eine Presse, und mithin keine eigene Zeitung besaß, so liefen ähnliche Neuigkeiten und Nachrichten auf obige Weise dessen ungeachtet von Mund zu Mund, und wir können behaupten, daß jene Nachricht während einer halben Stunde wenigstens an fünfzig Orten erzählt und wieder Andern mitgetheilt wurde. Dieses Bedürfniß irgend etwas Neues zu erzählen ist eine nicht minder hervorragende Eigenthümlichkeit, und schwerlich wäre wohl ein Volk so sehr geneigt zur Tags-Lectüre, wie der Helgoländer, wenn die Zeitung — Helgoland beträfe.

Frau Rommen meinte nun dem Gegenstand der Verstimmung ihres Mannes auf die Spur gekommen zu sein.

— »So?« erwiederte sie mit langer Betonung. »Was mag der wohl wollen?

— »Der wird wahrscheinlich die beiden Union-Yacks (englische Nationalflaggen) kaufen wollen, die wir gestern an Land brachten, einen Schlafrock für den alten dicken Engelsmann daraus machen zu lassen, der auf'm Norden wohnt!« meinte de Ruytter.

— »Sie sollten doch alle zusammen, am Bord der Brigg, dem Capitain abrathen, nicht so oft, und eigentlich gar nicht zu dem alten stolzen Engelsmann auf'm Norden zu gehen!« sprach Rebeda, dem jungen Steuermann zugewendet. »Es könnte dem Capitain dort einmal etwas begegnen..... ich weiß nicht was ich befürchte.... allein, wenn ich den alten dicken Kerl ansehe, wenn er an mir vorüber wackelt, so wird es mir immer ganz unheimlich, und ich denke dann unwillkürlich an Capt'n Dünk und sein Kartenspiel.... Der Capitain spielt ja sonst sein Lebtag nicht; er rührt ja niemals Karten an in andern Häusern; — es ist recht sonderbar, daß er grade immer zu dem menschenfeindlichen Alten auf'm Norden gehen muß.... um Karten zu spielen.«

— »Ich danke Ihnen herzlich im Namen des Capitains für Ihre Theilnahme«, versetzte de Ruytter. »Wir am Bord.... wollen keineswegs unsere Bemerkungen machen über irgend einen Schritt des Admirals (vorzugsweise Bezeichnung des Kapers von Seiten seines Geschwaders); — allein es ist nicht das erstemal, daß uns Jemand aufmerksam macht auf die Bekanntschaft des Admirals mit dem alten John Bull, oder John Booze, wie er heißt. Wenn nicht ein Engel im Hause wäre, so glaube ich daß der Teufel ihn schon längst 'mal dort geholt hätte.«

— »Der Herr Captain wird ja wohl Miß Rose bald heirathen?« fragte Frau Rommens in ihrer langsam ernsten Betonung.

— »Ob heirathen, ob just heirathen,« meinte de Ruytter, »dafür kann ich nicht Bürge sein; allein daß das allerliebste Wesen gefährlicher mit ihren großen Augen den Admiral salutirt als eine brittische Fregatte mit voller Salve auf uns feuert, — das will ich nicht läugnen.«

— »Wissen Sie was?« rief Becka's Bruder, »Sie sollten den kleinen Engel 'mal kapern, die hübsche Miß 'mal an Bord bringen und den Alten mit seiner Köchin allein lassen! Ich glaube, dann würde der Capitain wohl nicht so sehr auf's Piquetspiel verpicht sein als jetzt!«

— »Je nun!« — versetzte de Ruytter. »Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Was Sie da sagen, ist wohl oft schon am Bord gesagt worden. Wenn Miß Rose nur nichts dawider hätte, könnte das wohl 'mal geschehen. Allein soviel weiß ich, daß keiner von uns dazu die Hand bieten würde, wenn es wider ihren Willen geschehen sollte. Englische Kolonial- und Manufakturwaaren erbeuten wir, wo wir sie auf offnem Meere finden, aber Mädchen rauben....? ich glaube nicht, daß das noch ein Kaper der Republik jemals gethan hat. — Und wenn wir 'mal alle mit einander in den Grund gebohrt sein werden, — dann soll Niemand dem Admiral von Dünkirchen nachsagen konnen, daß er irgend etwas gethan, oder durch seine Leute vollziehen ließ, das der Republik zur Unehre gereiche.«

— »Es kann sich auch Niemand über sie beklagen«, bemerkte Frau Rommen, »weder über den Herrn Captain, noch über die andern Offiziere, noch über die Leute. — Wenn ihre Leute auf'm Unterlande ein wenig Spectakel und Joc's machen, das ist wohl erlaubt, und Niemand nimmt Aerger daran. Die englischen Matrosen von den Kauffahrteischiffen machen oft ganz andere Spectakel, und wo die kommen, da darf man seine Stecknadeln am Halstuch in Acht nehmen, daß sie einem nicht gestohlen werden!«

Ein Insklaner Namens Broder Sönkens trat ins Zimmer, grüßte die Gesellschaft eilte auf de Ruytter zu, ihm etwas Wichtiges anzuvertrauen, was seine Miene bereits im Voraus andeutete. Broder Sönkens, ein verheiratheter junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, bildete eine Ausnahme aus der Helgolander Regel, indem er statt des erwähnten Phlegma, rastlose Lebhaftigkeit, statt der Angst und Furcht, einigen Muth und insbesondere hartnäckigen Trotz zeigte, wo er einen Feind ärgern konnte. Außerdem war er verschlagen, listig, schlau und pfiffig, — wo es galt ein Unternehmen zu wagen, das sich der Mühe lohnte. Er verrieth ungewöhnlichen Geist durch richtiges und scharfes Urtheil und innern Reichthum des Witzes, der um so mehr galt, da er ihn anspruchlos und oft unwillkürlich zu Tage brachte.

Da Broder wohl wußte, daß auf Helgoland kein Geheimniß — Geheimniß bleiben könne, wenn es in Gegenwart Mehrerer einem Dritten ins Ohr geraunt werde, so stellte er sich neben seinen alten Bekannten **Mosjö Altíongs de Reutter**, als wolle er leise reden, und sprach laut genug, daß Jeder es hören konnte: — »Ich bin geschwind gekommen, Ihnen etwas zu sagen, **Mosjö de Reutter**! oder wissen Sie es vielleicht schon? Der verfluchte kleine Engländer ist wieder da, der vorigen Sommer hier war, als Sie das Kattunschiff brachten, — der Kleine — ! Sie wissen schon wer, — der Kleine, der mehr denkt als er sagt.... Er wohnt unten bei Frau Hamkens; .... und dann ist noch 'n Engelsmann gekommen, der auch schon hier gewesen ist, — 'n blutjunger Mensch, sieht aus wie 'n Hamburger Schauspieler, wenn er 'ne Liebhaberrolle spielt;... der war hier vorigen Winter, als sie die Galliasse zu Species-Thalern machten. Ich bin schon seit einer Stunde auf den Sohlen, wollte sehen ob die Beiden nicht ausgiengen — und wo sie hingiengen. Der Comödiant wohnt bei Carstens auf'm Unterlande; da wartete ich in der Nähe .... und der gieng richtig zum alten Bullenbeisser aus Norden. Da wollt' ich denn genau wissen, ob der Kleine auch so dringende Geschäfte habe, und ob es wirklich der Kleine sei, der nur drei Worte mehr sagt als 'n Taubstummer. Ich nahm geschwind ein ostindisches Schnupftuch, und sprang zu Hamkens, und fragte, ob der Engelsmann zu Hause sei, ob er nicht ein neues Schnupftuch in der Chaloupe vergessen habe? Er war noch zu Hause. Frau Hamkens gieng zu ihm ins Zimmer. Mein Engelsmann schien etwas gestört durch die Frage über das verlorene Schnupftuch und brummte auf englisch. Ich blieb an der offnen Thüre, hörte seine Stimme und sah richtig sein Gesicht, das aussieht wie 'ne Pomeranze, wenn man die gelbe Schale abgestreift hat. Als er ausgebrummt hatte, schien er doch kein seiden Schnupftuch verlieren zu wollen und verlangte das gefundene zu sehen. Ich riskirte nun mein seidnes ostindisches Schnupftuch und dachte: Wenn der Kerl nun gescheid ist, so sagt er: Ja, 's ist mein Schnupftuch! — und unser Broder hat eine Bekanntschaft mehr und ein Schnupftuch weniger. Aber ich wollte nun denn meinen Engelsmann bei Licht betrachten, und hätte gern mein Schnupftuch drum gegeben ihn recht in's Auge zu fassen. Ich benahm mich etwas tolpisch, wie 'n Helgolander Fischer, und steuerte geradezu mit dem Hamkens auf den Engelsmann los mitten in seine Kajüte hinein. Der Engelsmann betrachtete nun mein Tuch, und ich meinen Engelsmann, und ich hatte meine Absicht erreicht und behielt mein Schnupftuch oben in Kauf, kriegte noch vielen Dank zu und die Anweisung, daß das Tuch vielleicht dem andern Reisenden gehöre, der in derselben Chaloupe angekommen sei. Nä! rief ich zu Frau Hamkens, dem gehört's nicht, das weiß ich bestimmt. — Du bist wohl schon bei ihm gewesen? fragte Frau Hamkens. — Ja wohl! antwortete ich, war ich's; 's war ja auch an dem!« *)

Die Gesellschaft lachte nach Herzenslust über den pfiffigen Broder, der in seinem Rapport fortfuhr: »Nun wußte ich also was ich wissen wollte, und gieng ins Schifferhaus, wo die beiden Mameluken Ihres Admirals warteten. Ich nahm einen

*) Statt: wahr.

mit, und ließ den Admiral auf den Jalm rufen, als ob sein Bruder ihn sprechen wolle, und erzählte ihm was ihn interessiren konnte. Er meint aber wenn der kleine Engelsmann wirklich der richt'ge sei, den er seit Jahren auf dem Korn habe, so könne und wolle er ihm hier auf neutralem Boden dennoch kein Haar krümmen. Aber Gott tröst'! meinte der Admiral Capt'n Dünk — Gott tröst' den Kleinen wie den großen Dicken, den Jungen wie den Alten, wenn man sich dagegen auch unterstehen wollte, ihm dem Admiral, unserm Capt'n de Dünk nämlich, eine Schlinge zu legen, was er selbst, wie es mir scheint, jetzt beinahe vermuthet. Als ich die Treppe hinabgegangen war, begegnete mir Reimer Stolt; der war von Tönnig gekommen und hatte drei Matrosen mitgebracht; die geben sich aus für Franzosen und wollen Dienste nehmen bei Capt'n Dünk. Und das ist es nun warum ich zu Ihnen gekommen bin, Mosjö de Ruytter. Sie und Capt'n Dünk, Ihr Admiral, sind zwar eben so vorsichtig, und pfiffiger als Broder; aber 'ne Warnung anzunehmen ist ja nicht so übel wie ein Brechpulver einzunehmen. Ich wollte den Admiral nicht wieder aufsuchen, um nicht Aufsehen zu erregen. So viel weiß ich, daß die beiden Engelsmänner unterwegs, von Tönning her, keine Sylbe miteinander gesprochen haben. Sie schienen sich entweder nicht zu kennen, oder sich nicht kennen zu wollen. Ob die drei Matrosen Franzmänner sind und ob sie wirklich Dienste suchen, oder schon in Diensten stehen — das wird sich vielleicht später aufklären.

Der Untersteuermann dankte dem wackern Insulaner für seine Aufmerksamkeit, worauf Frau Nommen ihn einlud eine Tasse Thee zu trinken.

Broder aber hatte wie gewöhnlich keine Zeit; er hatte es immer hild (wie ein Provinzialismus es dort bezeichnet), und meinte, er müsse zu seiner Frau nach Hause; die säße wahrscheinlich in Aengsten seinetwegen, ungewiß ob die Franzosen oder die Engländer ihn an seinem ostindischen Schnupftuch aufgehängt hätten.

De Ruytter nahm zwar keineswegs jede geringfügige Nachricht für so wichtig und bedeutend, wie die guten Helgoländer, schien dessen ungeachtet zu ernstem Nachdenken geneigt über das Zusammentreffen dieser bedenklichen Symptome, welche auf eine Crisis deuteten, und empfahl sich schnell um an Bord zu eilen. Die Insulaner hatten nun glücklicher Weise drei oder eigentlich fünf Gegenstände der Furcht gefunden, wovon zwar keiner sie selbst bedrohte. Diese lebhafte Theilnahme der Helgoländer an dem Schicksale jedes Fremden, der durch längern Aufenthalt in ihrer Mitte, ihre Achtung gewonnen, ist ein zu schöner und edler Zug ihres Volkscharacters, als daß wir ihn hier aus falschem Standpunkte beurtheilen sollten.

9.

William wurde genöthigt zu einem englischen supper bei Booze's zu bleiben, welches aus derben substantioss bestand, die dem unglücklichen Jünglinge nur als Schaugerichte dienten, indem er, nach gemachter Entdeckung, nicht nur die Eßlust, sondern beinahe die Lust zum Leben verloren. Desto kühner betastete Mister John seinen blau und weißen Teller, und consumirte, unter diplomatischem Schweigen, eine kalte wilde Ente, eine solide Masse kaltes beef, ein Pfund Schinken u. s. w., und unterbrach seine aktive Lautlosigkeit durch die Bemerkung:

»Es scheint, Mister William, you are not fond of meat?«

Der Leser erinnert sich der Bedeutung dieses anglicisme, und wundert sich nicht, wenn Mister John in seiner Lieblingsbeschäftigung fortfährt, bei welcher wir ihn verlassen, und unsern Jüngling nach Hause in sein Quartier begleiten.

William versank tiefer und tiefer in sich selbst. Nach allen Scenen, welche er in seiner Familie überstanden, war er das erstemal in aufgeregtem Gemüthszustande auf Helgoland angekommen. Er hatte sich der liebenswürdigen Miß Rose im Tone der Convenienz genähert, verwöhnt durch das Zuvorkommen so mancher Mütter und Tanten, welche ihm gleichsam ihre heirathslustigen Töchter und Nichten entgegentrugen. Als dandy (Stutzer) der City, als Sohn eines angesehenen Handlungshauses, — als Millionär (wenigstens im Ansatz englischen Vermögens in Summen des Continents), wähnte er nur anklopfen zu dürfen an der Herzenspforte jeder Schönen Alt-Englands, wie des Continents — ausgenommen in den Salons der Aristokratie.

Seine Liebe zu Miß Rosa war rein; — sie war zur Leidenschaft gestiegen während der Trennung. Er hatte eine Geschäfts-Correspondenz mit dem Onkel eingeleitet und sie seither geführt, um wenigstens seiner Geliebten von Zeit zu Zeit Conventions-Münze der Liebe, — herzliche Grüße zu senden und Gegengrüße von ihr zu hören. Er setzte voraus, daß sie ihn verstanden, seine Zuneigung erkannt habe, und zürnte als Liebender nicht so sehr dem Teufel von Dünkirchen, der ihn wieder nach Helgoland führte, wie er als Sohn des Hauses und zumal als Britte in Zorn und Wuth von London in die Elbe, und aus der Elbe abermals nach Helgoland flog.... dem Ideal seiner Liebe sich zu erklären, um Miß Rose's Hand anzuhalten.

Der Freibeuter, der ihn zum zweitenmale auf diese Insel führte, stand ihm nun gegenüber, nicht nur als Feind seiner Nation, sondern als Zerstörer seines Eigenthumes — als Seeräuber, Räuber, Mordbrenner, und endlich nicht nur als Nebenbuhler, sondern als begünstigter Geliebter eines Wesens, das ihm theurer und heiliger als seine Millionen, — das ihm so theuer

und heilig geworden wie seine Nation und sein Vaterland.

Schon in Einer dieser Beziehungen wäre Todfeindschaft wider den Corsar im Herzen des jungen Britten natürlich gewesen; in diesem dreifachen Gegensatze erkannte der Jüngling in keiner Sprache der er mächtig war ein Wort für das Gefühl, welches nun in ihm wüthete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elsässische Bilder und Sagen.

Ueberach.

Die Bäche schwellen, lau weht der Wind,
Hug'notten fliehen mit Weib und Kind;
Sie finden in Nacht nicht Furt, noch Steg —
Dragoner jagen daher den Weg.

Die Flücht'gen knie'n am Moderbach:
„Hol' über! ach!.... Hol' über! ach!“
Die Säbel blitzen schon hintendrein —
„Gott woll' mit uns in Gnaden seyn!“

Und horch! ein Nachen sanft gewiegt
Vom Ufer her zur Rettung fliegt!
Der Fährmann ist ein Knabe mild,
Hellstrahlend wie ein Engelbild.

Die Wellen tönen weit entlang
Vom Ruderschlag, wie Harfenklang;
Kein Wort des Knaben Mund entschwebt,
Doch jedes Herz in Wonne bebt.

Und alle ladet er hinein,
Winkt mit des Auges Himmelschein;
Es will der Nachen sinken fast,
Doch rudert er mit Blitzeshast.

Schon nahet rettend sich der Strand:
Es dünkt sie Fahrt in's beßre Land!
Am Ufer dankend kniet die Schaar —
Der Fährmann längst verschwunden war.

Der Morgen wirft den Rosenstrahl
In's stille heitre Wiesenthal,
Und an dem klaren Moderbach
Bau'n sie das Dörflein Ueberach.

— Laß, Herr, in aller Angst und Noth,
Stets leuchten uns dein Morgenroth!
Hol' über!... Ach, vom Erdenland
Bringt nur ein Fährmann an den Strand!

August Stöber.

Deutsche Zustände.

2. Die deutsche Lyrik.

Es gibt vielleicht keinen Zeitraum in der deutschen Geschichte, wo die lyrische Dichtkunst eine so schwankende Stellung, dem Geiste der Nation gegenüber, eingenommen hätte, als in unsern Tagen. Überdruß und Geringschätzung begegnet ihr allenthalben. Was nützt es, daß sogar ein König sich den Lyrikern unsres Volkes zugesellte, daß Grafen, Barone und andre große Herren, in bedeutender Zahl sich darunter befinden? Man fragt nur wenig danach; man lächelt und spöttelt über Jeden, der seine Zeit und Geisteskraft noch solchen Arbeiten weiht, und hat er gar einen Beruf, der nur halbweg in seinen äußern Formen der poetischen Gewandung entbehren kann, so mag er froh seyn, wenn man ihn nicht drückt und verfolgt, weil er Lieder dichtet und unter gewöhnlichen Menschen die Sprache der Götter zu reden wagt. Einen großen Gefallen glaubt man dem Lyriker schon gethan zu haben, wenn man ihm mit ernster Bedeutung sagt, die Zeiten Göthe's und Schiller's seyen vorüber, an diese Herren reiche denn doch die jetzige Pygmaeenwelt nicht mehr. Unsere zärtlichsten Verehrer und Gönner sind aber in der That solche, die uns noch lesen — nur Schade, daß gerade sie in der Regel jenem einzigen Schüler Hegels gleichen, der seinen Meister verstand, aber leider nur mißverstand.

Haltet dies nicht für Übertreibung. Leset, was ich über den Zustand oder die Zustandlosigkeit der deutschen Lyrik in unsern Tagen denke, und thut mir den Gefallen, mich zu widerlegen, wenn es möglich ist.

Als entschieden glaub' ich annehmen zu müssen, daß unsere lyrische Poesie den Standpunkt verloren hat, von dem aus sie sich als nothwendige Stimme auf der jetzigen Höhe der Bildung einzig geltend machen könnte. Daß wir nun weiter vorangeschritten sind, als man es in den bessern Jahren Göthe's und Schiller's war, ist wohl unbezweifelt. Mit den beiden großen Dichtern ist ein bedeutender Höhepunkt bezeichnet, der nicht überstiegen werden konnte, so lange die Ansichten und Bedürfnisse, die Liebe und Lust, der Schmerz und das Weh der Deutschen un-

verändert so blieben, wie es seit den siebenziger Jahren nach allen politischen, philosophischen, socialen Kämpfen und Veränderungen geworden war. Wem wären aber die mächtigen Veränderungen unbekannt, die seither der deutsche Geist, das deutsche Herz erfahren hat? — Denkt nicht, daß ich hier im Ton der neuern Schule sprechen und vielleicht verunglimpfen wollte. Ich weiß, daß in Göthe eine vollendete Offenbarung des Naturgeistes, der Poesie zu verehren ist; ich weiß, daß Schiller die Gefühle und Empfindungen von Tausenden, ja von Millionen repräsentirt, die noch in unserm Jahrhundert leben — allein ist das genug? wollen wir mit ihnen abschließen? hat die Dichtkunst gerade in diesem Betracht, wo ihr doch das ganze Reich, die unendliche Welt des Gedankens und Gefühls offen und als Stoff daliegt, keine andere Mittel neu zu gestalten? Wie kleinmüthig wäre dies gedacht! Nein, ich glaube vielmehr, daß wir nicht nur weiter kommen können, sondern auch weiter kommen müssen, weil wir auf ihren Schultern stehen, weil wir an ihrer Hand gehen lernten. In zehn und zwanzig Jahren läßt sich aber eine solche Wiedergeburt nicht erwarten; sie kommt nicht durch Theorien, von Einigen aufgestellt; sie bereitet sich nicht durch gewaltsamen Umsturz, durch Hohn gegen das Heilige und Verehrungswerthe in Leben und Kunst, nicht dadurch, daß man einen Schmerz erheuchelt oder mit Thränen spielt. Ja, wir sind in einer Zeit des Übergangs; unser Weg brachte uns querfeldein bis zu einem donnerubrauschenden Strom, der nicht stille stehen kann. Wollen wir wie das Horazische Bäuerlein sitzen, bis er abläuft? Gilt es sich hineinwerfen und mit starken Armen drin plätschern? kommt es Brücken bauen, Kähne zimmern? oder was sonst? — Blickt ihr mit mir auf die lyrischen Dichter unserer Tage und ihre Bestrebungen, so müßt ihr gleich einsehen, daß ich mit Recht behaupte: der einzig richtige Standpunkt gieng verloren. Man kann alle deutschen Lyriker dieser Zeit einmal in solche theilen, die dem früher Gewonnenen huldigen und ihr Scherflein in den poetischen Gotteskasten legen, worin die Goldstücke blinken, welche jene großen Männer opferten, und dann wieder in die Neuern, Modernen, welche das bereits Geleistete aus der Geschichte zuweisen und für die Gegenwart ein Anderes, ein Besseres suchen. Versteht man es nicht falsch, so mögen Jene der alten, Diese der neuen Schule beigezählt werden. Die Dichter der Erstern, meist Romantiker im eigentlichen Sinne, beweisen meine Ansicht zur Genüge. Entweder sind sie verstummt und von der Lyrik abgewendet, wie z. B. Uhland, den wer weiß welche Scheu aus den früher betretenen Kreisen herausgeführt und für andere Beschäftigungen eingenommen hat; oder sie leben mehr für das Didaktische, wie z. B. Rückert, der neulich fast ganz der orientalischen Spruchpoesie huldigt und obgleich er eine Masse lyrischer Gedichte herausgibt, doch eben durch diese Zusammenstellungen des vor Jahren Gedichteten zu zeigen scheint, daß wir des Neuen wenig mehr zu gewarten haben. Noch Andre, wie z. B. Tieck, der zwar nie entschiedene Vorliebe für das Lied bewies, aber doch in einigen kleinern Dichtungen ausgezeichnet war, oder Cl. Brentano, den man später wohl noch verstehen lernen wird, sind nun seit einer Reihe von Jahren der Lyrik völlig entfremdet. Ein großer Theil der jüngern Dichter, die voll Verehrung gegen die genannten Männer, ihre Erstlinge auf den Altar legten, hat im Gefühl der Unzulänglichkeit unserer jetzigen Lyrik mehr oder minder dem Subjektiven entsagt und seine Kräfte an zeitgemäßer Umgestaltung der Sagen unsres Volks versucht, welche in den frühern Zeiten sehr vernachläßigt wurden. Diesen Dichtern verdanken wir einen Schatz von Balladen und Romanzen, welcher in den letzten Jahren mehrfach gesammelt, geordnet und zur klaren Übersicht gebracht, den kommenden Jahrhunderten um so erwünschter und ich glaube sogar heiliger seyn wird, als die Bemühung, überall das Volk aufzuklären, immer mehr in das Leben der Sage eindringt, sie abschwächt und selbst verrufen macht. Wie dankbar wir aber auch diese Balladen und Romanzen hinnehmen — eine volltönige Lyrik erhalten und ersetzen sie uns nicht! —

Die neue Schule hat daher auch neue Anknüpfungspunkte gesucht. Man weiß, mit welchen Elementen Heine das Lied zersetzte. Zwar ist in seinen gelungensten Dichtungen die poetische Eigenthümlichkeit nicht zu verkennen; Neuheit des Gedankens, Kürze der Ausführung, Einfachheit der Mittel, wer will sie ihm absprechen? Noch mehr haben bei Andern die meist epigrammatischen Schlußwendungen einzelner kecker Gedichte gefallen. Allein die Lyrik völlig zu beherrschen, unsere Literatur wahrhaft zu bereichern, gelang doch auch diesem Dichter nicht: umsonst wendete er den Stachel seines Schmerzes immer gegen sich; das ist kein ächter Schmerz. Er hat sich nachher müde gesungen, die neuern Lieder verfielen in trübsame Wiederholungen und das größte Unglück war, daß Heine, der so ganz vereinsamt zu stehen schien, wider seinen Willen eine Schule bildete, — man hat sie die Pommersche genannt — wodurch alle Manieren bis zum Ekel getrieben wurden. Heine kommt sich jetzt alt vor und ist für die Lyrik todt. — Großartiger und in den bewegtesten Ideen der Gegenwart erklangen die Lieder von Anastasius Grün. Reichthum an Bildern und glänzenden Mitteln, volle wenn oft auch etwas herbe Verse — zum Inhalt paßten sie zuweilen besonders nur in ihrer Herbheit — und eine edle, freie Seele sprach aus seinen lyrischen Produktionen. Man hätte

sie mit Beifall begrüßt, wenn auch die Persönlichkeit ihres Verfassers nicht verschleiert gewesen wäre. Voraus fand sein Schutt viele Leser, obgleich anzunehmen ist, daß Tausende der Phantasie in diesen Ergießungen einer etwas modernen Schwärmerei nicht folgen können. Es ist bekannt, daß allerlei Ränke, aus den letzten Jahren und in seinem eigenen Vaterland gesponnen, ihn nun nöthigten, zu bekennen, der Grün sey Einer und derselbe mit dem östreichischen Grafen Auersperg. Fast muß man fürchten, er werde nun auch mit der Lyrik zerfallen, wenigstens scheint er vor der Hand der Sage und dem Schwank sich zuzuwenden. Er arbeitet an einer Erneuerung des alten Volksbuches vom Pfaffen vom Kahlenberg. — Mit Unrecht hat man den Ungarn Karl Beck mehrmals neben Auersperg gestellt; sein erstes Werk, „die Nächte," ist ein mißlungener Versuch, die lyrische Dichtung auf einen andern Gipfel oder nur eine Spitze des Gedankens zu stellen. Was hat der geistreiche, aber doch krankhafte Börne mit unserer Lyrik, oder richtiger: was hat sie mit ihm zu schaffen? Laßt ihn ruhen und seinen Groll verschlafen — aber faselt uns nicht, es sei irgend ein Zug in seinem verbitterten, düstern Gemüth rein-lyrisch gewesen! Wie könnt ihr solchem Wahn huldigen? Ich verstehe die Tiefe nicht, in welche Beck hier sehen wollte. Nacht und ein Abgrund; Wachfeuer und Werdarufe aus einem revolutionären Heere; wilder Schmerz als Jude geboren und durch Verachtung gegeisselt worden zu seyn; es sind nur Momente, einen Mann unglücklich zu machen. Doch genug. — Becks fahrender Poet bringt vortreffliche Stellen; nur rühme man den jungen Dichter nicht zu übermäßig. Zu früh gespendete Kränze welken vor dem Verdienst und haben Manchen um seine Zukunft betrogen. — Ist Ferd. Freiligrath an dieser Stelle zu nennen? Ich sollte wohl zögern. Ein moderner Dichter ist er jedenfalls. Der Dichter der Wüste, der im Bann von Mekka's Thoren schweift und seltsam glühende und sprühende Bilder aus dem Morgenlande malt, kann uns wohl befremden, bezaubern, allein in Einem Betracht werden uns seine lyrischen Produktionen wohl noch lange fremd seyn. Vielleicht belehrt er uns künftig noch mehr über die Verwandtschaft zwischen Maler und Dichter! Jetzt wissen wir noch nicht genug von dem, was in ihm selbst gelebt und aus seiner Brust genommen wurde. Auch hat das Studium französischer und englischer Dichter der Gegenwart mitunter noch einen hemmenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Seine kühne Phantasie und eine seltene Herrschaft über die Sprache lassen indeß Vieles von seiner Zukunft hoffen und erwarten, obschon nicht Alles, was man hier und dort voreilig geäussert hat. — —

Bedarf es einer weitern Ausführung meines obigen Satzes, daß die Lyrik jetzt noch nicht den einzig richtigen Standpunkt einnimmt? Soll ich auch von unbedeutenden Talenten reden? Oder wäre es möglich, in so flüchtigen Zügen anzudeuten, was unsre lyrischen Dichter zu erstreben hätten? Der ist ja kein Dichter mehr, dem man zeigen mußte, was und wo er zu finden habe. Nur aber beschuldige man die Dichter nicht! Größere Schuld hat die Zeit. Es fehlt an reger, erfrischender Theilnahme, die es nicht dabei bewenden läßt, wenn sie lobhudelnde Kritiken schreibt, oder dem Dichter einen silbernen Becher auf der Post übersendet. Von der Gegenwart ist freilich auch nur ein sehr geringer Gewinn zu ziehen. Daher scheiden Zeitschriften und Taschenbücher seit einigen Jahren immer mehr die lyrischen Gedichte aus, oder öffnen sich nur denen, welche eben bekannte Verfasser haben, ohne sonst Rücksicht auf Werth oder Unwerth zu nehmen. Gegen die Musenalmanache hat das Publikum schon längst einen wahren Abscheu gezeigt; man muß daher es dankenswerth anerkennen, daß noch immer Einige derselben bestehen und jährlich neue Gaben bringen; denn für den künftigen Historiker der deutschen Lyrik sind dieselben jedenfalls bedeutungsvolle Urkunden, wenn gleich das Mittelmäßige darin meistens überwiegt und das offenbar Untaugliche und Schlechte mitläuft. — Wir stehen demnach an dem Wendepunkt einer großen Periode der Lyrik und sehen der Zukunft sehnlich entgegen. Wie weit sie liegt, bleibt menschlicher Voraussicht verborgen, allein so viel ist gewiß, so lange das deutsche Volk seiner Eigenthümlichkeit treu bleibt, wird es auch poetischen Bestrebungen, die in diesem Felde von Interesse sind, nie ganz fremd; und giengen wir wirklich einer völligen Auflösung entgegen, so wird diese doch nur eine neue Vereinigung, ein schöneres, kräftigeres Erheben vorbereiten. Ein deutsches Volk, das nicht mehr Lieder dichten könnte, die seiner ganz werth sind, die sein innerstes, so unendlich reiches und tiefes Leben aufschließen! — Ich darf diesen Gedanken nicht aussprechen, ohne ganz die Höhe und Bildung vergessen zu haben, auf welche unsre Zeit, unser Leben, Lieben und Glauben uns stellte, auf welcher wir den übrigen Nationen der gebildeten Erde noch immer ein Muster sind! —

August Nodnagel.

In ein Stammbuch.

9. Juli 1839.

Wandern, wandern! heißt die Losung,
Wandern in die Welt hinaus!
Heilsam ist solche Verstoßung
Aus dem heimatlichen Haus.

[library stamps]

Will der Adler fliegen lernen,
Darf er sitzen nicht im Nest.
Nach der Rückkehr aus den Fernen
Baut man erst sein Häuschen fest.

—r.

Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.

Gesammelt von A. St.

25.

— In einigen althanauischen Dorfschaften des untern Elsaßes ist es eine liebliche Sitte, daß jeden Sonntag die Knaben von den Märchen mit Blumensträußen beschenkt werden; dagegen erhalten die Mädchen am Osterfeste bunte Eier mit schönen Sprüchlein, und am Pfingsten ein seidenes Band von einigen Ellen. *) Die Eiersprüchlein sind oft so zart und sinnig, daß wir uns nicht enthalten können einige davon, die wir an Ort und Stelle gesammelt haben, mitzutheilen.

Lieben und nicht haben,
Ist härter als Stein graben.

Lieben und geliebt zu werden
Ist die größte Freud auf Erden.

Dieses Ei ist weiß und roth:
Ich liebe dich bis in den Tod.

Ich liebe dich so treu,
Als wie die Schal' das Ei.

Aus lauter Lieb' und Treu'
Geb' ich dir dieses Ei;
Und wenn das Ei zerbricht,
Bricht doch die Liebe nicht.

Ich liebe dich so fest
Wie der Baum die Näst',
Wie der Weinstock die Reben;
Wenn wird uns Gott zusammengeben?

26.

— In denselben Dorfschaften gehen am Pfingstmontage, nach geendigtem Gottesdienste, die Knaben mit Blumen und Bändern geschmückt im Dorfe herum, und sammeln Eier, Speck, Semmelkuchen (Mozen) und Wein, die sie Nachmittags bei fröhlichem Schmause mit einander verzehren. Die kleinern Knaben singen:

Pfingstequack het d'Eier g'fresse,
Het d'Ochse un d'Roß im Stall vergesse.
Heb' inge (unten) n'us, heb' owe n'us,
Heb' alli blut un blingi (blinde) Vejel us.
En Ei erus! en Ei erus!
Oder: schick der de Marder in's Hienerhus.

Die größern singen:

Da kommen die ***er Maienknecht;
Sie haben gern ihr Pfingstenrecht:
Drei Eier und ein Stück Speck
Von der Mohren Seite weg,
Ein halb Maas Wein
In den Kübel 'nein;
Da wollen die ***er Maienknechte zufrieden seyn!

27.

— In einigen Orten gehen im Frühlingsanfange zwei Knaben herum, wovon der eine, rings in Stroh gebunden, den Winter vorstellt, während der andere mit Pfriemen und Blumen geschmückt den Frühling bedeutet; alt und jung umringen sie jubelnd. Plötzlich fällt der Frühling über den Winter her, der nach einem kurzen Kampfe unterliegt und seiner Hülle beraubt wird, die man unter lautem Freudengeschrei verbrannt.

Muscheln, von H. H.

— In England reisten neulich vier bairische Singer (nicht etwa Sänger) wie man sie in München in Bierhäusern hört. Sie nannten sich aber «Hungarian singers,» ungarische Sänger und erschienen in »Münchner Maskentracht,« die zwar mit dem ungarischen Nationalcostum keine Ähnlichkeit hat. Die englische fashionable World »nahm alles für baare Münze« — und zahlte mit baarer Münze, so daß diese schlauen Ungarn, z. B. an Einem Abend auf Jersey, 65 Pfd. Sterl. einnahmen, während sie in München und Wien wohl oft einen Abend um 65 Kreuzer vorgesungen. — Sie gaben aber nur Ein Concert an jedem Ort... und John Bull hatte nun auch »ungarische Sänger« gehört.

— Ein fremder Dilettant hatte in London ein recht artiges Genre-Bild gemalt, und wünschte es um 5 Pfd. Sterl. zu verkaufen. Kein Mensch interessirte sich dafür. Man raunte ihm guten Rath in's Ohr: er forderte 20 Pfd. Sterl. und erhielt sofort siebzehn Pfund Sterling für sein Bild.

*) Siehe: Das Kreisspiel, Erwinia 1838, Nro. 6.

August Stöber, Redakteur.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 29.

Samstag, den 20. Juli 1839.

Wachtelschlag.

Wie frisch erquickt, wie frisch erquickt
Der muntre Wachtelschlag,
Wenn's aus dem Kornfeld dickberwickt
Am heißen Sommertag!
Das klingt aus voller Brust so hell,
Wie sprudelnd aus dem Fels ein Quell.

„Sey wohlgemuth! sey wohlgemuth!“
Das ist der Wachtel Rath.
„Brennt noch so heiß der Sonne Gluth,
Nur fröhlich bei der That!
Ein fröhlich Singen spät und früh
Versüßt des Tages Last und Müh'.“

„Vertrau' dem Herrn, vertrau' dem Herrn!“
Das ist der Wachtel Ruf.
„Der Herr behütet jährlich gern
Die Saaten, die er schuf;
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getrost! der Herr im Himmel wacht!“

„Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!“
Das ist der Wachtel Lehr'.
„Die Felder sind zur Ärnte weiß,
Gebt unserm Gott die Ehr';
Für jede Garbe: Gott sey Dank!
Die unter eurer Sichel sank.“

„Vergeßt nicht mein! vergeßt nicht mein!“
Das ist der Wachtel Bitt'.
„Und räumt mir auch ein Restchen ein
Von euerm Ährenschnitt;
Vergesset nicht des Armen heut,
Wenn euch der gute Tag erfreut.“

„Behüt' euch Gott! behüt' euch Gott!“
Das ist der Wachtel Gruß.
„Es kömmt die bittre Wintersnoth,
Darum ich scheiden muß:
Der Herr bewahr' euch alle fromm,
Bis über's Jahr ich wiederkomm'.“

Oberbronn. Adolf Stöber.

Der Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

10.

Capt'n Dünk ließ sich spät in der Nacht an Bord rudern, und fand seinen Untersteuermann in vierstündigem Wachtdienst auf dem Quarterdeck auf und abschreitend. Der junge de Ruytter war sein Liebling, neben ihm auf den Planken der République zum Jüngling herangewachsen, während den sieben — acht

Jahren, in welchen er den Britten ein Gräuel geworden. Die Brigg lag im sogenannten Vorderhafen — eine offne Rhede nördlich der Felseninsel. Es war eine sternhelle Herbstnacht. Murmelnd, lispelnd plätscherten die Wogen am Kupferbeschlag der berühmten République. Gleich einem Hünengrabe auf öder Haide lag die Sandinsel nordöstlich der Brigg, von bleichen Nebelbildungen gleich Gespenstern umschwebt. Als ein Sinnbild der Schwermuth und Melancholie senkte sich die Sichel des zunehmenden Mondes, neben der Felseninsel, röthlichen Schimmers in den Schooß der Unendlichkeit. Die Mannschaft am Bord lag in tiefem Schlummer, außer den Dienstwachen, welche auf dem Vordertheile des Verdeckes auf und ab schritten. Todesstille herrschte rings umher; kein Laut war hörbar, außer dem Gemurmel der Wellen, als das Knarren der Taue unterm Hauche eines leisen Südostwindes.

Joseph, der Bruder Peters von Dünkirchen, stieg aus seinem Schlafgemach die Treppe empor, sobald er vernommen, daß dieser zurückgekehrt sei. Die drei Freunde wanderten nun raschen Schrittes neben einander auf und ab, leise unter sich sprechend.

— „Die Britten haben wieder etwas gegen uns im Schilde,“ redete Pierre seinen Bruder an. „Hat Alphonse dir erzählt was er am Land erfahren?“

— „Ich weiß Alles. Weißt du mehr?“

— „Nur so viel, daß ich nicht nur einen Britten in dem dandy mir gegenüber habe, sondern einen verzweifelnden Liebhaber, dem ich, ohne es zu wollen noch zu wissen, den Loosen seines Verstandes vom Steuer geschossen habe, so daß er nun ohne Rettung an den Klippen des Gefühls scheitert.“

Er erörterte den Beiden was wir bereits wissen, und was seinem Scharfblick keineswegs entgangen war.

— „Das ist schlimm, sehr schlimm!“ bemerkte Alphonse; „weil du's hättest vermeiden können. Ich bin zu jung, dir Vorwürfe zu machen — stehe sogar hier im Dienst auf dem Verdeck, und erkenne mein Verhältniß dir gegenüber. Allein alles Uebrige was uns bedroht war unvermeidlich, und darum ärgert es mich, daß du den jungen Menschen dreifach gereizt hast. Du darfst von nun an nicht mehr an Land, so lange der Krämersohn da ist.“

— „Bist du gescheid?“ lächelte Pierre. „Mir scheint, du bist auf Helgoland angesteckt, — hast eine Anwandlung von Helgoländer Aengstlichkeit!“

— „Keineswegs. Uebrigens sind unsre guten Helgoländer auf der See so muthig wie wir selbst, und ihre Besorgniß deinetwegen oder unsertwegen macht ihnen Ehre.“

„Dem stimme ich bei!“ fügte Joseph hinzu. „So auch daß du nicht mehr an Land darfst. Bedenke doch deine Stellung und unsere Lage. Was unternimmt nicht, — was wagt nicht ein Jüngling aus zurückgestoßner Liebe, aus verletztem Ehrgefühl, aus Rache? und zumal ein junger Britte, der selten zur That erwacht, weil er selten fühlt, der aber unbedingt zu Werke, zur That schreitet, wenn ihn einmal sein Gefühl überwältigt.“

— „Das erkenne ich,“ versetzte Pierre, „allein meine Ehre fordert, daß ich nach- wie vorher auf der Insel verkehre. Ohnehin können wir nicht fort, so lange der Marengo nicht aus dem baltischen Meere zurück ist. Wir sind nicht stark genug durch den Canal zu kommen, und obendrein, ohne den Marengo können wir ja nicht gen Westindien. Das wäre größere Thorheit als die, welche ihr in mir verhüten wollt. Ihn im Stiche lassen — wäre Verbrechen.“

— „Je nun, so laß uns kreuzen bis Scaque hinauf und dem Marengo entgegen schwanken!“ meinte Alphonse.

— „Das wäre Zeitverlust. Hier ist bis weiter unsre Station. Hier haben wir Beute zu erwarten. Täglich müssen drei bis vier union-jacks kommen — aus der Elbe mit Korn. Sollen wir etwa zusehen wie die Britten ihr Commisbrod backen, um ihre arrière-garde gegen unsre Linien zu füttern? Lieber streue ich's den Schellfischen hier ins Meer.“

— „Verflucht! infam!“ brummte Alphonse, „daß an diesem Felsblock kein Hafen angekellet ist! Das fühle ich jetzt. Man kann uns hier überrumpeln, und Dänemark kann sich nicht über Verletzung des Völkerrechts beklagen, als hätten die roastbeef-Fresser die französische Flagge in einem dänischen Hafen verletzt!“

— „Und wenn es auch geschähe!“ lächelte Joseph. — Wir wären doch schon zum Teufel! für uns wäre es doch schon zu gut.“ —

— „Wenn hier ein Hafen wäre, lieben Freunde, und wenn das dänische Cabinet bei Trost wäre“, sprach Pierre nach tiefem Schweigen, „da müßte der kleine Diplomat zehnmal die Insel besuchen, und England würde sie übermorgen nicht erwischen. Kann ich hier fort unter solchen Verhältnissen — unter solchen Umständen? Kann ich in solcher Gefahr diese Insulaner verlassen, die uns seit Jahren so herzliche Gastfreundschaft erwiesen? Wer soll diese Insel vertheidigen gegen Ueberfall, gegen Räuberei gewisser Helden, die im Stande sind sie zu nehmen ohne Kriegserklärung, oder ohne die Antwort auf willkürliche Forderung abzuwarten? Ist außer der Jugend ein einziger Kopf auf der Insel, der den Gedanken an Vertheidigung fasset? Ist die Insel nicht ein Wandel der Welt in solchem Zustande? Ist sie verproviantirt? — Ist sie mit Munition versehen? mit Geschütz — ? mit Besatzung — ? Es ist um wahnsinnig zu werden, über solchen Verrath, über solchen Seelenverkauf! —

dritthalbtausend Seelen! verkauft durch einige Schacherer! solchen Sclavenhandel hat noch kein Portugiese getrieben. — Will die dänische Regierung diesen armen Leuten keinen Proviant senden, um sie vor dem Fuchteln mit der englischen Elle und vor dem Hungertode zu schützen; — da möchte ich ihnen ein paar Ladungen Korn zuwerfen. Handmühlen wird's doch wohl hier geben. Hier! wo so viel Wind — ewiger Wind ist, daß kein Mensch einen Parapluie führen kann — hier gibts nicht einmal eine lumpige Windmühle, so wenig als einen Buchbinder, mir ein Journalfolio einzubinden! — noch einen Blechschmied mir ein Futteral zu machen! — 's ist ein wahres Wunder, daß 'n Schuhmacher und 'n Schneider hier ist!*) Ein unbegreifliches Volk! die Helgoländer. Alles, Alles erwarten sie von Fremden und aus der Ferne! An sich selbst denken, für sich selbst sorgen — das fällt ihnen nicht ein! — Wir haben ähnliche bewohnte Felsen in andern Welttheilen gesehen, Wilde und Halbwilde als Einwohner; aber ein Instinkt regt in jedem Volke das Bedürfniß: an sich selbst zu denken, für sich selbst zu sorgen; nur in diesem Volke nicht. — Was könnte aus diesem Völklein, was aus dieser Insel werden, wenn drei Eingeborene Muth, Willen, Thatkraft hätten, zu wirken und zu schaffen für ihre Mitbürger? — Wie empfänglich sind hier nicht die Kinder für jede Idee — wie lernbegierig, wie ordentlich! — wie rüstig und kräftig ist nicht diese Jugend! — Aber anstatt das Meer zu befahren und Erfahrungen unter fremden Völkern zu sammeln, anstatt sich auszubilden als Mann — kriecht der Knabe in's weiche Ehebett und — zittert vor der Ungnade seiner Frau, wenn er einem Rathmanne vorübereilte ohne den Hut abzunehmen! — «

»Du bist sehr bescheiden, lieber Pierre,« lächelte Joseph, »wenn Du darauf sinnst, der Messias dieses Völkchens zu werden! Wenn diese fünfhundert wahrhafte Männer nicht selbst einen Felsen vertheidigen können, desse Zinne eine unüberwindliche Festung von Natur ist; wenn sie selbst nicht an Übermorgen denken, wie willst Du ihnen heute begreiflich machen, was ihre Pflicht ist?«

»Sie exerciren ja täglich, daß es eine Freude ist! Es ist wenigstens eine Miliz errichtet,« meinte de Ruytter.

— »Aber wer commandirt die Miliz? wer ernennt die Chefs?«

— »Allen Respect gegen die unverheirathete Jugend!« erwiederte Pierre. »Auf die könnte man sich verlassen. Und darum eben möchte ich hier die Krisis abwarten. Ich bin mir selbst unerklärlich auf dieser räthselhaften Insel! Ich liebe dieses Völkchen, als meine Landsleute; diesen Felsen, als ob er meine Heimath wäre, und dennoch hat kein Volk so sehr mein Herz empört in seiner Gespensterfurcht, während es gedankenlos, gefühllos, besinnungslos die wirklich drohende Gefahr nicht erkennt, sich, wie ein Schnupftuch aus der Tasche, seine Rechte stehlen läßt, die Tasche leer findet und sich nicht umschaut nach dem Dieb! Ich könnte stundenlang mein Erstaunen über dieses Völklein predigen, und würde mir dennoch Vorwürfe machen, wenn die Insel mit sammt dem Völkchen nun nächstens in unsrer Abwesenheit ein Raub würde — unsrer Feinde und der Erzfeinde aller Freiheit! — Aus Liebe zu diesen Insulanern, oder aus Mitleid für sie — nennt es wie Ihr wollt — aus reiner Anhänglichkeit an dieser Klippe will ich nicht fort und will nach wie vorher unter diesen guten Leuten leben; mag mich bedrohen wer und was da wolle! — mag kommen was da will. Ich kenne Ein Mittel auf dieses Volk, wie auf jedes Volk in ähnlichem Zustande des Sklaventhums, zu wirken. Ihr kennt es mit mir: Es ist das Beispiel! das Beispiel des Muthes, der männlichen Kraft und der aufopfernden That — wir wollen es der Insel geben. Gebt mir eure Hand darauf! Wir bleiben hier bis der Teufel in eigener Person uns wegtreibt, in welcher Maske er auch erscheine!«

Die beiden Freunde waren keineswegs abgeneigt, in den Wunsch des kühnen Republikaners zu willigen, dessen Erfüllung der gewitterschwangern Zukunft anheimgestellt blieb.

Unter ähnlichen Gesprächen verstrich ihnen ein Theil der feierlich stillen Nacht auf der Vorder-Rhede der Insel Helgoland.

11.

William war am andern Morgen des Erwachens überhoben, da er die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen, kein Auge zugethan hatte. Bevor die aufgehende Sonne den röthlichen Felsen gleich einer Goldmasse beleuchtete, verließ der junge Millionär sein Lager und sein lodginghouse, in's Freie eilend, gleichsam Luft zu schöpfen als Balsam für seine beklemmte Brust, als Paliativmittel gegen seine Leiden und seinen Schmerz.

Noch herrschte nächtliche Stille um ihn her. Hier und dort nur wanderte ein Insulaner langsam seines Weges im Vorübergehen den Fremden grüßend, weil er, (wiewohl in einem négligé-Anzuge,) als Gentleman gekleidet war, — mithin ein vornehmer Herr schien.

*) Damals hielten die Helgoländer es noch für eine Schande, ein Handwerk zu treiben, und betrachteten den Handwerker mit ähnlicher Verachtung, wie die englischen Aristokraten den Kaufmann. — Außer Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Schmied und Seiler sind bis jetzt noch nicht die nothigsten Handwerker dort. Ein Uhrmacher kommt z. B. jährlich einmal auf die Insel und besucht seine Lahmen.

Note des Verf.

William eilte die Treppe empor, auf welcher eine Menge Helgoländerinnen ihm nun vorüberschritten, im bekannten National-Anzuge der als négligé und Ballputz — nur nicht als Kirchentracht diente, indem sie beim Besuche der Kirche statt des rothen Pie's ein langes schwarzes Gewand führen. Jene Insulanerinnen, blühende Mädchen und junge Frauen, trugen das Fischergeräth der Männer vom Oberland an's Ufer (und zwar in besondern Körben auf dem Kopfe) — in Ordnung gelegte lange — lange Zeile der Länge nach mit Angeln versehen. Auf gleiche Weise (und zuweilen zwei mittelst einer Tragbahre) schleppen diese Insulanerinnen alle angekommene Frachtgüter vom Ufer auf's Vorland, — die zweihundert Stufen der Treppe empor, den Torf wie die Mauersteine.

Diese Herabwürdigung des schönen weiblichen Geschlechts dieser Insel zum Dienst der Lastthiere, ist wohl jedem Fremden um so mehr auffallend, da er die Männer, welche nicht grade im Fischfange abwesend sind, mit den Händen in ihrem monkey oder in ihren Plunderhosen, in starker Anzahl auf dem Verlande oder auf dem Falm auf- und abwandern sieht. Dort schladdern sie in ewig gleichförmiger Unterhaltung über untergeordnete Tagsereignisse. Auf dem Falm stehen sie stundenlang wie gelähmt, den Blick in die Ferne gewendet, der mit beispielloser Schärfe die einzelnen Theile eines Schiffes am Horizont erkennt, welches den Fremden vom Festlande als unbestimmter Punkt erscheint. Eine zweite Station der Späher und Müssiggänger ist der Hügel des alten Leuchtthurms, der fast eine Übersicht des Meer-Panoramas gestattet, und nur gegen Osten durch einen Theil der Stadt beschränkt ist. Dort wie auf dem Falm beachten die Lootsen jedes Segel welches über dem Horizont hervorragt, für den Fall, daß das Schiff ein Signal mache — einen Lootsen an Bord zu nehmen. Wird ein solches Signal bemerkt, so eilt jeder Lootsen der es sieht, oder davon hört, auf's Vorland, wirft rasch sein messingenes Lootsenzeichen, mit seiner Nummer versehen, in einen Hut, worauf dann Ein oder zwei Zeichen herausgegriffen und die Lootsen auf diese Weise bestimmt werden. Dieses Verfahren heißt eine Börte — (von gebühren — was sich gebührt) und wird in merkwürdiger Schnelligkeit getrieben; im Contrast zur eingefleischten Schläfrigkeit. Die Lootsenböte liegen meistens auf dem Sande des Verlandes und werden eben so rasch auf die Wellen geschoben. Wer die Hand an ein solches Boot legt und mit schiebt, hat Anspruch auf einen Theil des erwarteten Lootsengeldes.

Die Fischer sind in Compagnien eingetheilt. In der Regel machen vier oder acht Chaloupen, jede zu drei, vier Mann, eine Compagnie, und der Ertrag des Fanges, ob viel oder wenig wird getheilt; eine democratische Verbrüderung in welcher großentheils der Schutz gegen die Brodlosigkeit oder Verarmung zu suchen, die wir selten und höchstens nur in den Hütten der Wittwen und Waisen, dort vorfinden. Jede Chaloupe hat ihren Namen und trägt am Vordertheil inwendig einen Spruch oder einen Vers, auf weißem Grunde gemalt, meistens ein Gebet um Rettung in Gefahr und um tägliches Brod.

William gelangte auf den Falm, in sich versunken, unempfänglich für den Genuß der erhabenen Natur in deren Arme er sich zu werfen wähnte. Er wanderte einer Erdwall-Schanze vorüber, auf den südlichen Vorsprung des Felsens.

Zwei Naturgegenstände auf Erden bewirken einen ähnlichen Eindruck auf unser Gemüth — und nur diese sind einander an die Seite zu stellen. Es sind die Alpen und das Meer, — beide auf einem höhern Standpunkte betrachtet, wie z. B. auf dem Rigi oder auf Helgoland, deren Standpunkte allerdings nicht miteinander zu vergleichen, da die Fläche des Meeres andrer Seits auch keinen Vergleich mit einem Gebirgslande gestattet.

Die Betrachtung eines Sonnenaufgangs und eines Sonnenuntergangs hier oder dort, die Begrüßung oder der Abschied der Strahlen mit ihrer Wirkung auf die Natur um uns her und auf uns selbst, gleicht den Tönen einer erhabenen Symphonie und bleibt eben so unbeschreiblich wie diese.

William schaute herab auf das mehr und mehr sich regende Leben, welches auf dem Vorlande unter ihm wogte, aber er sahe nichts. Die Helgoländer Flotte gieng in See; — ein Geschwader Fischer-Chaloupen setzte sich soeben in Bewegung; — aber der Jüngling sahe nichts. Er war nur mit sich, mit seiner Liebe, mit seinem Unglück beschäftigt.

Ein Schimmer berührte sein Auge — er blickte ihm entgegen und bemerkte nun einen goldglänzenden Lichtpunkt an einem violet-rothen Wolkenstreife des östlichen Horizonts; — es war der erste Reflex der Sonne, welche noch nicht die Linie des Horizonts überschritten, der, ohne begränzenden Gegenstand, das Bild der Unendlichkeit, der Unermeßlichkeit vor seine Seele rief.

Sein Auge ruhte unabgewandt auf jenem Wölkchen, während seine Gemüthsanschauung ebenso unabwendbar auf dem Punkt seines Schmerzes ruhte, in welchem sich nun so seltsam beide Gegenstände vereinten, die ihn aus ganz verschiedenen Beweggründen aus London auf diesen Felsen geführt hatten.

Mit physischem Auge auf dem glänzenden Wölkchen der Morgenröthe weilend, fühlte er in drückender Ahnung die Abend-

rücke seines jugendlichen Lebens — die nächtliche Dämmerung, welche das glänzende Paradies seiner Erdenwelt umhüllen sollte. Mit Sehnsucht hatte er den Gedanken, die Hoffnung genährt, eines erhabene Schauspiel der Natur, nun hier am Arme eines Wesens zu genießen, in dessen Brust er Empfindung für Alles Schöne und Große erkannte. Nagender Schmerz zehrte wohl um so eher am Herzen des Jünglings, da er längst, weder die leiseste Ahnung eines ähnlichen Schicksals, noch den geringsten Zweifel gehegt hatte am glorreichen Sieg seiner reinen Liebe.

Das Violet des Wölkchens kleidete sich mehr und mehr in Rosa, und nach und nach erweiterte sich der erste Goldschimmer zu leuchtendem Glanze, und die Form des Wölkchens verschwand in Strahlenflammen der durchbrechenden Aurora.

Ein junger Insulaner nebst mehreren Andern früher am Leuchtthurm auf seinem Vorsten posten, stieg langsam vom Hügel herab und näherte sich dem Gentleman, nach Helgoländer Weise ihn begrüßend, zur Einleitung eines Gesprächs über Wind und Wetter — allerdings der englischen Sitte schroff zuwider, nach welcher Mister William Bank am Tage zuvor mit einem andern Gentleman acht Stunden in einer Chaloupe verlebt hatte, ohne eine Sylbe mit ihm zu reden noch eine englische Frage zu beantworten.

Der junge Insulaner war Niemand anders als unser Broder Dünkens, der auf dem Fundament der nordfriesischen Sprache soviel Englisch erwischt hatte, als er brauchte, um im Verkehr mit den Engelsmännern seinen Gewinn davon zu tragen.

A fine morning, Sir! lächelte er, indem er sich wenigstens soviel Helgoländer Freiheit heraus nahm, einen Platz auf der hölzernen Bank neben dem sitzenden Gentleman einzunehmen.

Yes, Sir! a fine morning, brummte William, dem eine solche Anrede natürlich unausstehlich war und als Beweis der Bildungslosigkeit eines Fischers galt, der zu jener gemeinen Classe des people gehörte — der Paria-Kaste Altenglands — verachtet und geächtet von Seiten der Kaufleute, wie diese von Seiten der Aristokraten. —

»'n feines*) Boot hat da, das dort an Wall rudert«

»William lenkte unwillkürlich seinen Blick vom prachtvollen Horizont auf den bezeichneten prosaischen Gegenstand und erkannte des Capitains Boot des Kapers mit zwölf stattlichen Matrosen als Ruderer, in dessen Stern der Cäsaren von Dünkirchen und ein Jüngling saß — Alphonse. Beide in jener einfachen blauen Uniform der französischen Republik. Das Helgoländer Auge des beobachtenden Broders bemerkte, daß Capt'n Dünk eine ganz neue Tricolor-Schärpe und einen bessern seinen Dreimaster (Hut) trug wie gewöhnlich, an dessen Goldsaum die aufgegangene Sonne ihre Strahlen brach.

»'n feiner Mann! der Capt'n von Dünkirchen!« fuhr der freundliche Insulaner fort, dessen kurz gedrängte kräftige Figur regungslos auf der Bank verweilte, während er die Brust ein wenig vorbog und beide Hände auf den Knien stemmte, und die Ellenbogen vor den Capt'n Dünk streckte, »'n ächter Gentleman, hält auch gute Mannzucht unter seinen Leuten..... 'n englischer Matrose hat mir vorigen Sommer fünf Schellfische aus der Chaloupe gestohlen, fünf Schellfische, und sein Offizier hat sie gegessen, alle fünf auf einmal, wie der Matrose mir versicherte..... Capt'n Dünk hat sich heute recht schmuck gemacht — hat 'n ganz neuen Hut auf... nimmt sich gut aus, die Tricolor-Schärpe... 's is wahrhaftig ganz im Staat, wie 'n Helgoländerin, wenn sie auf's rothe Wasser geht...! will wohl heute mit seiner Braut spaziren fahren...? 's ist ja auch ein fein Wetter dazu..... Wird nun bald Hochzeit machen, der feine Capt'n Dünk...«

— »Braut...? Hochzeit machen?« entfuhr nun den bleichen Lippen des dandy aus der city of London, der früher sich nicht herab gewürdigt hatte dem Fischer zu antworten, obwohl er vor Jahren auf dem Continent noch weniger Gentleman als früher mit manchen Hirten oder Bauern ein Gespräch führte.

— »Braut? — Heirathen? — Hat der französische Seeräuber eine Braut auf Eurer Insel?« fragte William plötzlich geläufig deutsch redend.

— »J freilich!« lächelte nun Broder noch freundlicher als zuvor, dem nun die Unterhaltung in dieser Sprache leichter wurde.« Und das eine recht feine Braut! — ein Engel in Putz und Seide gekleidet... und Locken hat sie, braune Locken... ich glaube, ein Perückenmacher in Hamburg oder Bremen gäbe ihr gerne einen Drittel*) für jedes Haar....!

— »Eine schöne Helgoländerin also,« unterbrach ihn William mit einem erzwungenen Lächeln.

— »J bewahre, Sir! So schöne haben wir sie nicht auf der Insel. 'Haben zwar schmucke feine Jungfrau'n, aber so etwas Extras als Capt'n Dünk seine Braut, findet man nur in England.... Da geht nichts drüber über die englischen Fabrikwaaren... die Capt'n Dünk hier zuweilen als Strandgut veranctioniren läßt....! und über die englischen young Ladies! da geht nichts drüber! das muß wahr seyn! sogar unsre Rathsleute werden das zugeben!«

*) Das friesische fein bedeutet wie das englische fine, schön, so wie wife, woman, home etc. aus dem Nord-Friesischen ins Englische übergegangen.

*) Silbermünze zu 32 Schilling Hamburger Courant, in Dänemark ein halber Speciesthaler.

Der Gentleman zerbiß sich die Unterlippe und wandte sein Antlitz als geschähe es zufällig nach dem Leuchtthurm zurück, während Brower sprach.

— «Also eine Brittin — eine Engländerin,» fragte er nun weiter, im Voraus die Antwort wissend.

— «Ob Engländerin, Irländerin oder Schottländerin, das kann ich nicht mit positiver Gewißheit sagen, denn der alte Onkel... Miß Rose ihr alter Onkel, lebt seit Jahr und Tag und länger, ohne daß ein Helgoländer mehr weiß, was er ist, und wer er ist, als ich von Ihnen weiß. Aber 'n Engelsmann ist er. Das merken wir gleich an seiner Küche, weil wir ihm kein Brod mit seinen Mottenschapps und seinen Hämme von Fetenwaß mitbringen — und was ein Engelsmann liebt — und seinen Sherry und Port bezieht er auch directlich von Hamburg... 'trinkt ein gut Glas Wein! und hat auch Gewicht davon, vom Essen besonderlich... ist 'n corpulenter robustiger Mann, wohl noch um 'n Kopf größer als Sie...! aber er scheint 'n Naturfehler an der Zunge zu haben; denn sprechen thut er wenig und gegen das Deutsch' hat er 'n Widerwillen wie gegen die französische Flagge — wenn sie auf der République weht.»

— «Wie kommt denn der französische Seeräuber zur Bekanntschaft mit seiner Nichte — wenn er solchen Widerwillen gegen die französische Flagge hat, was wohl sehr natürlich ist?»

— «Ich glaube, Capt'n Dünk hat noch immer eine französische Flagge aufs Norden getragen! — Wenn er zu Mister John geht, nimmt er keine Flagge mit...., sondern höchstens 'n buntes Schnurtuch und einen Säbel oder Degen. Aber was thut die Liebe nicht? was bekümmert sich die Liebe um Flagge und Fahne? Wenn Miß Rose ihren Capt'n Dünk einladet, mit Onkel John eine Partie Piquet zu spielen ... kommt da die französische Flagge in Betracht? Stehn wir nicht hier auf neutralem Boden? Stahlen wir die englischen Matrosen fünf Schellstücke, so kann ein feiner französischer Kaper auch wohl ein Herz stehlen... und es ist ja noch die Frage, ob er es gestohlen, oder ob es nicht sich ihm freiwillig übergeben hat? Wenn Beide klar und fertig sind, an 'nem feinen Morgen miteinander in See zu gehen, was fragt die Liebe darnach, welche Flagge am Mast weht, wenn's nur recht comfortable in der Kajüte ist? —»

— «Leben Sie wohl,» unterbrach William die Erörterung der Flaggenfrage, sich rasch abwendend von dem freundlichen Insulaner, der in ihm denselben Gentleman wieder erkannt hatte, den er Abends zuvor beobachtet, — und mit Miß Rose und Mister Roose tagtäglich auf Spaziergängen gesehen.»

Browers äußerst gutmüthig' und reiner Charakter umschloß nichts weniger als Schadenfreude. Allein seine ausgezeichnete Originalität trat in täglicher Berührung mit Fremden oder Insulanern hervor, und gestattete ihm eigentlich nicht, anders zu seyn, und sich anders auszusprechen wie wir ihn soeben hörten.

Mit durchtriebenem Scharfblicke, der oft die geheimsten Verhältnisse um ihn her durchdrang, hatte er gleichsam instinktmäßig die Stellung des jungen Britten dem Kaper gegenüber durchschaut. Diesem war er, wie jeder Insulaner, von ganzem Herzen zugethan; die Engelsmänner konnte er nur dann ausstehen, wenn er gegen solide Zahlung als Lootse bei ihnen an Borde oder zu gutem Profit mit ihnen im Handel war. Ihre Eigennützigkeit, ihr Stolz, den er geradezu dummen Stolz nannte, und ihre Anmaßung welche bei der geringsten Veranlassung hervortrat, waren ihm unausstehlich. — Wo er irgend einem Menschen einen Dienst, einen Gefallen thun konnte, war er zu jeder Stunde bereit, allein er hatte die vielfache Erfahrung gemacht, daß ein Engländer jeden Gefallen oder jede Gefälligkeit welche er ihm erwiesen — als Pflicht — als verfluchte Schuldigkeit betrachtete, und mit dem Worte des Dankes weder ein Gefühl der Dankbarkeit noch den Willen zu einem Gegendienst verbinde. Diese unläugbare Eigenthümlichkeit der Britten im Allgemeinen (der wir, wie jeder Regel, Ausnahmen einräumen) hatte nun unserm dienstfertigen Brower gar oft geärgert, und so weit entfernt von Rache wie von Schadenfreude, machte es ihm nun Spaß — einen Gentleman wieder ein wenig zu ärgern.

Brower schaut dem jungen Manne nach, unwillkührlich im Stillen lächelnd, indem er nun mehr als je zur Gewißheit dessen gelangt war, was er früher vermuthet hatte. «Wenn der nicht bald einen Hafen findet, wo er einlaufen kann —» dachte er bei sich selbst, so geht der unter wie 'ne lecke Fregatt', wenn Capt'n Dünk eine fatale Breitseite in's Mitteldeck gebrannt hat! na — na! wenn der bald so viel courabeln hat wie der Dünk; da fließt hier noch Blut auf der Klippe, bevor Einer von Beiden guten Wind kriegt, und den Rücken zuzuwenden.»

Vor sich hinlächelnd und bald ohne Lächeln in ernste Betrachtung vertieft über das wunderbare Zusammentreffen der Umstände und Verhältnisse, wanderte er über den Halm, der Treppe zu, seinem Freunde, dem Admiral, guten Morgen zu sagen, der so eben landete und mit Alphonse in Begleitung seiner Mameluken in das bekannte Schifferhaus auf's Comptoir eilte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderer's Nachtlied.

Es flimmern die Sternlein all' so bunt
Hernieder zum schimmernden Erdenrund.

Ein Wandersmann zieh' ich durch's stille Thal,
Umzittert vom lichten Mondenstrahl;

Und wie ich die Sternlein so flimmern seh',
Da ist's mir als grüßten aus heimischer Näh'

Die Lieben im Vaterhaus fern und traut,
Als glänzten mir Blicke thränenbethaut.

Da ist's mir als möchte die Liebste mein
Mich herzen und küssen im Sternenschein.

O lächle, du Mondlicht, hinüber den Gruß,
Und fürder den Thalgrund eilet mein Fuß.

Straßburg. Karl Wild.

Der Tod eines Kaisers.

In eine Mönchskutte gehüllt, ausgestreckt auf der Asche und die Hände betend über der Brust gefaltet, lag Theodor Laskaris, der mächtige Griechen-Kaiser, in den letzten Zügen.

Ausgesöhnt mit Gott und der Welt, längst vorbereitet auf diesen feierlichen Augenblick und all' der nichtigen Menschengröße und Erdenmacht herzlich müde, hatte er dem Tod die Arme freudig und gern entgegengebreitet, ohne den quälenden Gedanken an die Zukunft seines Sohnes Johann, eines noch in den Tagen der Kindheit wandelnden armen Wesens, dessen schwache Lebenskraft er vielleicht im Begriff war, unter der Riesenlast der Krone zu brechen, gleich wie die kaum erkeimte Blume vom rauhen Nord geknickt in den Tod dahin sinkt.

Der sterbende Kaiser weinte, denn einer treuen starken Hand hätte es bedurft, um die Krone über dem Haupte Johann's zu halten, und nur Feinde sah Laskaris rings um sich.

Georg Akropolis könnte er vergessen haben, daß er auf kaiserlichen Befehl wie der niedrigste Sklave mit Ruthen gestrichen wurde! Und Muzalon..... hatte er sich nicht mit Fußtritten auf die schimpflichste Weise aus dem Rathe des Kaisers jagen sehen?

Michael Paleolog..... O wenn er eine einzige unheilvolle Stunde vergessen könnte! und er wird sie vielleicht vergessen..... vielleicht längst vergessen haben, denn nur jenes einzige Mal war der Kaiser ungerecht und grausam gegen ihn gewesen: er wird großmüthig seyn. «Geht und ruft mir Michael Paleolog herein, aber eilt!»

Einer der Mönche entfernte sich und kehrte bald wieder zurück; hinter ihm trat Michael Paleolog in's Zimmer.

Die Nacht war indeß angebrochen; eine einzige Lampe erhellte das Zelt des Kranken, und verbreitete in demselben nur einen matten, vom Windzug hin- und hergewehten Lichtschimmer. Zwei Weiber und ein betend vor dem Bette knieender Priester wachten bei dem Kranken. Als er die hohe Gestalt Paleolog's eintreten sah, hieß er sie durch einen Wink sich entfernen, und beide Männer blieben einander einige Augenblicke stillschweigend gegenüber.

Der Kaiser unterbrach zuerst dieses Stillschweigen.

— «Michael, begann er, Du hassest mich, ich weiß es?»

— «Ja!»

— «Und seh', dennoch rief ich Dich an mein Sterbelager, um einen großen, einen wichtigen Dienst von Dir zu verlangen.»

— «Weil Dir denselben ein Anderer nicht leisten könnte.»

— «Michael, ich liebte Dich immer, Du weißt es!»

Ein bitteres ironisches Lächeln irrte um Paleolog's Lippen.

— «O Michael, beurtheile nicht gar zu streng mein Betragen gegen Dich in jener unglückseligen Stunde. Wenn Du je einst regieren solltest, wovor Dich Gott und die Heiligen behüten mögen, wirst Du erst recht empfinden, wie sehr ich zu entschuldigen bin, daß ich dich einkerkern ließ, als man mir sagte: er greift nach deiner Krone, er trachtet nach deinem Leben, denn er ist jung, beherzt und ein Abgott der Krieger....! Aber lasse mich von diesem traurigen Bilde wegeilen und vollenden, denn meine Augenblicke sind gezählt und jeder ist mir kostbar. So höre denn: ich werde sterben bald, vielleicht noch in dieser Stunde und einen Sohn lasse ich im Leben zurück, ein armes hilf- und schutzloses Kind. Ich nenne Dich gemeinschaftlich mit Muzalon zu seinem Vormund. Nimmst Du diesen Titel und die großen damit verbundenen Pflichten an?»

— «Es sey, ich will sie annehmen!»

— «Und so gelobe mir denn auf meinem Sterbelager und bei dem Gott der uns hört, daß Du meinem Sohne ein zärtlich ergebener Vater seyn willst....?»

— «Höre: morgen bei deinem Leichenbegängnisse lasse ich Muzalon nebst seiner ganzen Familie ermorden, um alleiniger Vormund deines Sohnes zu seyn. In acht Tagen lasse ich deinen Sohn in einen Kerker am Meeresufer in Sicherheit bringen; in einem Jahre lasse ich ihm die Augen mit einem glühenden Eisen durchbohren.»

Der Kaiser, seine wenigen Kräfte zusammenraffend, schleppte sich bei diesen gräßlichen Worte aus seinem Bette bis zu den Füßen des Grausamen.

— »Gnade! schrie er mit erlöschender Stimme, Gnade für das arme Kind! Räche Dich an mir, foltre mich mit deinem Schwerter wieder! Aber Gnade, o Gnade für meinen Sohn!«

— »Ich wiederholen? Der nächste Glockenschlag trifft Dich nicht mehr lebend!«

— »O Gnade! Bei allen Heiligen Gnade für mein Kind!«

— »Theurer Laskaris, im Himmel wohnt ein gerechter Gott. In jenem Kerker, der sich auf immer hinter deinem Sohne schließen wird, daß Du mich drei lange Jahre hindurch schmachten ließest. Mit jenem glühenden Eisen, das seiner Augen Licht auslöschen wird, daß du die wilden Katzen gereizt, die meine auf deinen Befehl in einen Sack voll solcher Thiere eingeschlossene Schwester zerfleischten!«

— »Aber es ist ein unschuldiges Kind.«

— »Sie war ein unschuldiges Weib!«

— »Welches Verbrechen hat es begangen?«

— »Und welches war denn das Verbrechen meiner Schwester? Daß sie ihre Tochter den viehischen Lüsten deines Günstlings Muzalon nicht preisgeben wollte? Du hast ein Mutterherz gebrochen, dein Vaterherz wird auch gebrochen! Du hast ein Weib getödtet, ein Kind wird getödtet werden! Solches ist Mannrache, solches ist Gerechtigkeit!«

»Wohlan!« rief Laskaris. »Auf! denn ich Kaiser! Wachen herbei!«

— »Schweig, Tyrann,« sagte Michael, seinen Fuß auf Theodor's Kehle setzend und dadurch sein Geschrei erstickend. Weißt Du nicht, daß ein sterbender Kaiser zu regieren aufhört? Aber warum ihn am Schreien hindern, setzte er hinzu, indem er seinen Fuß verächtlich zurückzog; niemand wird ihn hören, niemand auf sein Geschrei herbeieilen; und käme auch jemand, ein Wink von mir und er würde ihm in's Gesicht speien.«

Dann ließ er sich neben dem Bette des Kaisers nieder.

Plötzlich erlosch das Röcheln des Sterbenden und eine convulsivische Bewegung durchbebte die Mönchskutte, welche den Kaiser bedeckte.

Michael bog sich über die Leiche herab und nahm in ihrem Busen das Edikt, das zu Vormündern seines Sohnes Michael Paleolog und Muzalon ernannte.

— »Soldaten,« rief er dann mit Donnerstimme, »der Kaiser ist todt und ich bin Regent von Nicea, hier sein letzter Wille!«

— »Es lebe Michael Paleolog!« brüllten tausende von Stimmen.

Die Leichenfeier des Kaisers am folgenden Tage war zugleich auch Muzalon's und seiner Familie Todestag.

Vor ein Jahr nachher blendete man auf einer Burg am Gestade ein neunjähriges Kind, das sich nicht einmal gegen seine Henker sträubte.

Karl Wild.

Muscheln, von H. H.

— Ein Reisender erzählt Folgendes: Ich reiste als Passagier auf einem englischen Schiffe aus dem Ocean in die Nordsee. Bei heimlichem Wetter im Canal, wollte sich der Capitän bei einem Fischer erkundigen, wie weit wir von der englischen Küste seyen? Wir trafen ein Boot und der englische Capitän rief den Fischer an: »Etes-vous français?« — »Oui, Monsieur,« worauf der Capitain sich nun erkundigte und erwünschten Bescheid erhielt. Ich fragte ihn, weshalb er zuerst jene Frage gethan habe? — »Aus gutem Grunde,« erwiederte er; »ein Franzose sagt mir ehrlich die Wahrheit, ein verfluchter englischer Schiffer würde mich betrügen, um noch einige Stunden von unserm Wrack zu profitiren.« — Ich war erstaunt in englischer Sprache diese Bemerkung zu hören. Der Capitän war übrigens von der Insel Jersey, und ging von Rio Janeiro nach Hamburg.

— Ein andermal reiste ich mit einem englischen Kriegsschiff. In der Nähe von Yarmouth kam ein Boot an Bord; seine Collegen wollten uns Fische verkaufen, allein sie hielten sie zu erhöht theuer, so daß der Commandant sie ablehnte. Dagegen reiste ich als Passagier auf einem dänischen Schiff und kam an die Mündung der Garonne, wo ebenfalls ein Boot zu uns an Bord trat. In aller Eile warf er seinen Collegen zwölf vortreffliche Makrelen als Geschenk auf unser Verdeck und entfernte sich rasch mit ihrem Boot. — Die Romane des vorigen Jahrhunderts wimmeln von Charakteren englischer Generosität. Man lebe jahrelang in England, und die Wirklichkeit zeigt uns dagegen: Schmutzigen Eigennutz in Geldsachen begründet.

— Ein Fremder vom Continent redete einen Gentleman in London an, um sich nach irgend einer Straße zu erkundigen. Der Gentleman erschrak, mit Jemand in Gespräch beobachtet zu werden, der nicht hinlänglich respectable aussah und gerad keine Handschuh trug. — »Wie können Sie sich unterstehen, einen Gentleman anzureden, (brummte er) da Sie nicht einmal Handschuh anhaben?« — »Handschuh?« brummte der Fremde im gleichen Ton, »Sie irren, Sir! als ich Sie meinte, war es nicht meine Absicht, Ihnen eine Ohrfeige zu geben, die würden Sie am Ende mit bloßer Hand annehmen. Leben Sie wohl.«

August Stöber, Redakteur. — Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 30.

Samstag, den 27. Juli [illegible]

Geschmückt mit Scepter und Krone,
Auf seinem goldstrahlenden Throne
Saß Kaiser Theophilus:
Heut will er sich vermählen,
Der Jungfrau'n Eine wählen
Als Kaiserin auf dem Schloß.

Er winkt mit brennendem Munde;
Die zwölf Jungfrauen erschienen,
Der Kaiser lächelnd sie fragt:
«Habt Ihr die Kehl vergessen?»
«Wir haben zu Haus wir gegessen!»
Von Allen ein' jede sagt.

Die Zwölfte aber spricht leise:
«Herr Kaiser! nach Eurem Geheiße
Hielt ich ihn als Liebespfand!»
Der Kaiser erwiedert in Eile:
«So will ich ihn auch mit Dir theilen,
Den Kron' und Scepter und Land!»

Lausanne. Friedrich Keßler.

Der

Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

12.

Der bequemen Norden- und Süden-Hafen der Insel bildete zu jener Zeit die beliebte Rhede einer zahlreichen Handelsflotte. Schiffe verschiedener Nationen, verschiedener Flagge lagen dort vor Anker, landeten ihre Böte und Nachen täglich am Strande an's Ufer und bedienten sich der Helgoländer Lootsenböte und Schaluppen zur Entladung oder zur Befrachtung. Kaufleute und Mäkler aus verschiedenen Städten und Ländern hatten auf der Insel ihre Wohnungen und Comptoire, oder Beides in einem Zimmer vereint, aus Mangel an Raum, der jetzt, wie dem Engländer die Zeit, kostspielig geworden war. Ein altes, morsches Gebäude auf dem Oberlande, welches als quasi Rathhaus diente, war zu einer vielbesuchten Börse hergegeben worden, in welcher es alle Tage Pfingsten schien, indem die Fremden in allerlei Zungen ihre Geschäfte verhandelten, auf Deutsch, Dänisch, Schwedisch, Holländisch, Englisch, Französisch, Alt-Friesisch, und wenn's nöthig war auf Spanisch und Portugiesisch.

Die Geschäftsstunden begannen früher als in der London-City, wo vor neun Uhr kein Comptoir geöffnet und vor elf Uhr wenig Geschäft bemerkt wird.

Lupe's Dienst ließ sich ein Frühstück in sein Cabinet bringen und legte sich seinen Alphonse als Barbier, der in der Regel das gewöhnliche Amt eines Kammerdieners und eines Sekretärs versah. Eine Menge Kaufmanns-Briefe, Rechnungen und Erwähnungen der Rückstände über verkaufte Prisen wurden controllirt, Geschäftsbriefe und Berichte von verschiedenen Büreaux in Frankreich dictirt und geschrieben worden, und was sonst die Tagesordnung des Kaperwesens erforderte, wenn ein Geschwader sich zur Stations-Veränderung vorbereiten sollte.

Nachdem Brener sie besucht und sie ihrer Beschäftigung überlassen hatte, meldete die Wirthin, daß zwei Matrosen, die kein Deutsch verständen, den Capitain zu sprechen wünschten.

Dieser ließ seine Mamelucken in's enge Zimmer treten, sich erkundigen, was es für 'ne Paar Leute seien, von welchen die Wirthin redet? Einer jener Beiden, ein Kanonier, der in der Regel das Wort führte, bezeichnete die Matrosen als Schiffbrüchige, — Franzosen eines Kauffahrteischiffes, die Monate zuvor vom Festlande gekommen.

— «Laßt sie eintreten,» befahl der Admiral — und die beiden Matrosen kamen alle beide innerhalb der Thürschwelle.

«Was wollt Ihr?» fragte Jener in seinem kurzen Hochdeutsch.

Der Rede jener Beiden erklärte nun ihre angebliche Lage, ihre Noth und ihr Anliegen, indem er die Bitte äußerte, um Aufnahme in Dienst am Bord des Geschwaders.

Der Capitain gab seinem vertrauten Alphonse einen Wink, über deren Antworten zu Protokoll zu bringen; fragte nach ihrem Namen und Geburtsort, nach Namen und Rhede des Schiffs, daß unter ihnen gescheitert sei, nach Ort, Tag und Stunde des Schiffbruchs, kurz nach Allem, was er zu fragen für nöthig fand, wenn er auch sofort voraussehen, daß es ihm schwer sein würde, je die Wahrheit zu erfahren. Er ließ sie und seine Mamelucken darauf heraustreten, und besprach sich mit seinem jungen Freunde über diesen Antrag. Sie wußten bereits daß über drei solcher Matrosen Monate zuvor angekommen waren. Besonderes Mißtrauen erregte in ihnen der Dialekt dieser Leute, welche die Küste der Bretagne als ihre Heimat bezeichneten, wo zwar außer der eigentlichen Volkssprache ein schlechtes Französisch, allein nicht jener Dialekt gesprochen wird, den die Ankömmlinge führten.

Sie gaben vor in großer Noth zu sein.

«Gut, meinte Alphonse, da wollen wir ihnen auf einige Tage

freies Quartier geben, und zwar bei Brodev; wenn der sie nach drei Tagen für leibhaftige Franzosen erklärt, da können wir sie getrost an Bord nehmen, zumal da wir Lücken in unsern Musterrollen haben. Man kann sie ja auf dem »Marengo« brauchen und sie vorläufig von uns entfernt halten!«

Der Capitain war mit diesem Vorschlag einverstanden. Ein Knabe wurde zu Brodev gesandt, der noch auf dem Vorlande herumwanderte und herzlich gerne dem Rufe folgte, sofort im Comptoir des Kapers erschien, und zu seinem großen Spaß das Amt eines Musterung-Controleurs übernahm.

»Sie sprechen aber wohl kein Wort französisch?« fragte der Capitain.

»Ich?« lachte Brodev. »Wie sollt' ich nicht französisch sprechen? Ich spreche Chinesisch, wenn ich unserm Capt'n Dänk 'n Gefallen dadurch thun kann! Ich werde schon mit meinen beiden Franzmännern fertig werden! Wenn's nicht anders ist, da spreche ich englisch — — das werden sie am Ende am Besten verstehen!«

Ein aufrichtiges Lachen der beiden Flammänder begleitete den lustigen Brodev über die Schwelle, indem de Ruyter ihm folgte und ihm die beiden Ankömmlinge übergab. Beide dankten sehr wehmüthig für die Wohlthat der gastfreundlichen Herberge und verschwanden in Brodevs Begleitung aus dem Bereiche des quasi Admiralitäts-Gebäudes.

Unter den fremden Kaufleuten, welche nun in und neben und vor der Börse ihre Geschäfts-Unterhaltungen nach und nach begonnen, erschien der »kleine Engelsmann« *) mit dem Pomeranzengesicht ohne Schale, in Nachfrage nach schwedischem Holz und Theer, unter dänischer Flagge nach England zu bringen. Für Beides war leicht Auskunft und Rath zu schaffen, allein die geforderten Preise schienen dem kleinen Engelsmann zu hoch. Er zog sich aus der Börse oder dem Kaufhause zurück, ohne ein Geschäft abgeschlossen.

William war von Seite John Booze zum diner eingeladen, damit sie die wichtige Angelegenheit seiner Sendung ausführlicher besprechen möchten, welche am Abend zuvor nur provisorisch berührt worden.

*) Es war Mister W., ein englischer diplomatischer Agent jener Periode, auf dessen Kopf Bonaparte einen hohen Preis setzte. Der Verfasser dieser Novelle kam zwar spaeter mit ihm in Berührung, so auch mit einem Irländer in untergeordneter Stellung der Art, der 40 Pf. Sterl. für ein dänisches Boot von England bis Tonning bezahlt hatte, dem Teufel von Dünkirchen zu entgehen. Anm. des Verf.

13.

Wie Jeder (nach Jean Pauls Bemerkung) seine Originalität im Niesen bewährt, so hat auch Mancher seine eigenthümliche Weise im Anklopfen an der Thüre, sey es mittelst eines englischen knockers, eines Continental-Klopfers, oder mittelst des Knöchels des rechten Zeigefingers. Ein naives Mädchen bedarf keiner sechs Wochen, die geringsten Eigenthümlichkeiten eines Jünglings, der ihr die Cour macht, zu erkennen und sie sich zu merken. — Abgesehen von der scharfen und richtigen Beurtheilung eines natürlich gebildeten weiblichen Wesens überhaupt, entgeht einem jungen Mädchen in obiger Stellung nicht leicht irgend ein Zug der Individualität ihres Anbeters. Ihr geistiger Blick gleicht in solchem Falle meistens dem obenerwähnten physischen Blicke eines Helgoländers. Sogleich Miß Rose vor einigen Wochen erfahren, daß der Corsar abermals eine Galliasse desselben englischen Hauses, mit Manufakturwaaren beladen, erbeutet habe, dem er früher einen ähnlichen Streich spielte, lag ihr der Gedanke oder die Furcht wohl nicht sogar ferne, daß Mister William Bank zum zweitenmale nach Helgoland eilen, und eine Fortsetzung seiner conventionellen Höflichkeit beginnen würde, während er, wie früher, den Untergang des Feindes zu bewerkstelligen suche. — Sie hatte nie die geringste Regung der Gegenliebe für den jungen Britten empfunden, nicht nur weil ihr Herz seit Jahren durch den Character und die Heldenthaten des Bürgers von Dünkirchen befangen war, sondern weil sein Wesen offenbar mehr den dandy als den gefühlvollen Jüngling zeigte, der als Mensch auf Gegenliebe eines edlen Mädchens Anspruch machen durfte.

Letzteres — ein tragisches Mißverständniß, lag großentheils in den englischen Lebensformen, welche der junge Gentleman auf's äußerste beobachtete, und welche bekanntlich jede Spur von Geist und Gefühl in der Unterhaltung mit Personen beiderlei Geschlechts, als unschicklich, lächerlich und absurd aus dem gesellschaftlichen Ton verdrängen. — Irgend eine höhere geistige Richtung im Umgange zu verrathen, würde eben so sehr als Verstoß gegen die fashion belächelt werden, als wenn ein Gentleman irgend ein zartes Gefühl blicken ließe. Im ersteren Falle würde man an seiner Respectabilität zweifeln, ihn für einen Handwerker der Gelehrsamkeit halten, wie man einen Autor oder Dichter, wenn er nicht Lord oder Baronet ist, einem Schuhmacher gleichstellt. Im letzteren Falle würde man sich über die Continentalität eines jungen Menschen lustig machen, der etwa auf dem Continent in gemeine Gesellschaft gerathen sei.

Fühlte sich nun William von Miß Rose verkannt, die in den früheren sechs Wochen unmöglich den Menschen in solcher Embal-

lage der heißen Passion erkennen konnte; so lag die Schuld offenbar an seinen Vorurtheilen, nach welchem er den dandy der city auf dem Felsen im Nordmeer fortschickte. Anderer Seits schwebte dem Jünglinge seine Stellung an und für sich, insofern das liebenswürdige Mädchen, durch frühe Erfahrung belehrt, schwerlich einem Gefühle für einen jungen Kaufmann aus der city Raum gegeben hätte, da sie, ungeachtet ihres kleinen Vermögens, einem solchen gegenüber arm war — und im Voraus ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung der respectablen Familie ihres Geliebten gewesen wäre.

Der dandy aus der city war unserer belehrten Miß Rose nicht nur von jeher so gleichgültig geblieben, daß es ihr nie eingefallen, in den Kern des Gemüths zu dringen, den diese fashionable Schaale umschloß; die ganze Erscheinung war ihr unausstehlich geworden; — eine natürliche Folge der Werbung, welche William verrieth. Die Schöne mußte sich Zwang anthun, ihre Abneigung gegen ihn zu verbergen, ihn nicht zu verletzen, und nur die Verwöhnung, welche dem jungen Millionär überall so glänzendes Glück beim weiblichen Geschlecht offenbarte, konnte ihn mit Blindheit der Liebe schlagen. Wäre er weniger eitel gewesen, so hätte er gleich Anfangs merken sollen, wie Miß Rose für oder wider ihn gestimmt sei.

Von jenem unheilschwangern Momente an, als der knocker das Symbol einer herannahenden Crisis gab, dachte Miß Rose nur insofern an William, als er ihr als der böse Dämon ihres Geheimnisses erschien. — Ihre Liebe hatte um so mehr Gewalt über sie genommen, je mehr der Corsar sich von ihr entfernt hielt, ohne die Etiquette zu verletzen, und ohne anderer Seits die geringste Abneigung gegen sie blicken zu lassen. Wie wohl dieser als Abenteurer, in vielfacher Beziehung, allgemein bekannt war, schien er früher keineswegs zu irgend einem Abenteuer in Bezug auf die zarte Engländerin geneigt. Als Mann von Welt — reich an Erfahrung, und mit demjenigen Tact des Benehmens, der meistens dem Gebildeten der französischen Nation eigen ist, hatte er nie außer Acht gelassen, daß Miß Rose die Nichte eines Engländers sei, über dessen Stellung er nach und nach ins Klare gekommen. — Er war als Mensch zu sehr von Achtung gegen jenes jungfräuliche Wesen durchdrungen, als daß er sein Gewissen erweitere und eine alltägliche affaire d'amour — pour passer le temps treiben sollte; — um so weniger konnte es bis dahin seine Absicht sein ein Verhältniß anzuknüpfen, welches auf eine ernste Verbindung ziele.

Es war wohl sehr natürlich, als ein junger Mann in der Stellung des Kaper-Capitains zu jener Zeit, im Kampfe für das Princip, welches seine Nation aufstellte, aus Vaterlandsliebe stündlich zum Tode bereit, am wenigsten an Liebe zum weiblichen Geschlecht denken konnte, welche Lebensgenuß in Ruh' und Frieden bedingt. Eine einzige reine und erhabene Liebe hatte sich seiner (wie vieler tausend Jünglinge und Männer seiner Nation jener Zeit) bemächtigt; die Liebe zur Freiheit begründet in Vaterlandsliebe. Diese Liebe, zur glühenden, flammenden Leidenschaft geworden, war es, welche alle andere Nuancen der Gefühle und Regungen des Herzens in jenem jungen Bürger der Republik als untergeordnet beherrschte. In solcher Stellung und in solcher Tiefe seines Wesens hatte Miß Rose ihn durchschaut, erkannt und verstanden. Ohne sich je zu fragen, ob eine Gegenliebe vom Sinne des Helden für sie denkbar sei — liebte sie ihn. Wie die eigentliche wahre Liebe, der Selbstsucht gegenüberstehend — den Drang nach Aufopferung für das Geliebte umschließt, so nährte Rose ihr heiliges Gefühl für den Corsar — indem sie anstatt nach Gegenliebe und Genuß trachtend, den sehnlichsten Wunsch hegte, ihre Liebe, die sie seither dem Geliebten zu verbergen suchte, durch eine That der Aufopferung, und sei es auch durch den Tod, zu bewähren.

Klarer als wie es je zu bezeichnen vermöchten, durchschaute sie die Gefahr, in welcher der Franzose schwebte. Der Gemüthszustand, in welchen sie bei Williams Wiedererscheinung versunken, gestaltete zur Extreme der Empfindung; und dem zufolge bemächtigte sich ihrer jene unbefangene Heiterkeit, sobald der Geliebte wider ihre Erwartung in jenes Thorzimmer trat. — Es war die natürliche Freude eines edlen Herzens, den theuren Freund in verhängnißvollem Augenblicke zu begrüßen, während die Nacht der Trennung bereits auf das Gefilde des traulichen Zusammenlebens herabsank.

So sehr auch John die Veranlassung seiner Reise nach Helgoland und den Zweck seines dortigen Aufenthalts der Nichte zu verhehlen suchte, so hätte Er bei weitem klüger — und Sie bei weitem beschränkteren Geistes sein müssen, wenn ihm dies hätte gelingen sollen.

Es ist eine oft erwähnte alte Wahrheit, daß jeder Mensch Andere nach sich selbst beurtheilt, und sich niemals eine höhere Geistesstufe oder eine höhere Moralität denken kann, als seine eigene. — So hält ein Lügner alle Welt für lügenhaft, ein Betrüger alle Menschen für Schurken, ein Dummkopf jeden Menschen für dumm, möge der Dummkopf Rathsherr oder Gentleman oder Lord sein.

Wiewohl John seine Nichte seit länger als zehn Jahren um sich hatte, war sie ihm so unbekannt, ihr inneres Leben so fremd, wie Alles was über seinen Horizont ging. — (Ein sehr passender sprichwörtlicher Ausdruck, der auf obige Wahrheit hindeutet.)

Als Sohn eines Pächters, unter Gänsen geboren und erzogen, später selbst Pächter, mit einer Gans verheirathet, welche nur mit englischen Gänsen lebte, — kannte John keine andern weiblichen Geschöpfe als Gänse, und hielt somit auch Miß Rose für eine Gans. Er benahm sich, wie gewöhnlich, so unbeholfen in seiner Agentschaft, daß seine Nichte weniger seine geistige Beschränktheit, wie die dulness derjenigen bewundern oder anstaunen mußte, welche ihn auf einen ähnlichen Posten gesandt hatten.

John hatte die testamentarische Obliegenheit für die Verheirathung Miß Rose's zu besorgen, eine Verpflichtung, deren Erfüllung ihm gewaltig schwer ward durch seine höhere Pflicht gegen seinen Gönner und Protektor, der ihn nach Helgoland verbannte. Mit wem sollte er seine Nichte auf dieser Insel verheirathen? Welche Respectabilität bot die Insel in dieser Beziehung, welche einer so respectablen Familie wie der seinigen je die Spitze bieten könnte?

Er hatte den dandy aus der city vor Jahr und Tag lange genug in täglicher Berührung mit seiner Nichte gesehen, wenn auch nicht beobachtet, weil er eigentlich nie beobachtete, weil er bei allem was er sah nie etwas dachte. — Er hatte etwa zehn Monate lang mit Mister William correspondirt, und einige Tausend zarte Grüße seiner Seits an seine Nichte bestellen müssen; allein soweit reichte sein Blick nicht, Williams Absichten auf Miß Rose zu ahnen!,

Wir wollen aber gegen John wie gegen Jedermann gerecht seyn, und erklären daß diese Kurzsichtigkeit nicht sowohl in seiner colossalen dulness, als vielmehr in seiner Anschauung der englischen Verhältnisse begründet lag.

Wie hätte es ihm jemals im Traum einfallen können, daß der Sohn eines angesehenen Kaufmanns der city, sich von Gefühl überwältigen ließe und seinen Blick auf ein armes Mädchen werfe, während die Tochter eines Banquiers ihm schwerlich seine Hand verweigern werde? England müßte nicht England — und die city nicht die city seyn, wenn John jemals bei gesundem englischem Verstande auf solchen Einfall hätte gerathen sollen.

William erschien zum dinner und ward in den drawingroom geführt, wo das Gespräch über den Kaper erneut und lange fortgesponnen wurde.

William ergoß sich weitläufig über die Hinwegräumung des Seeräubers, mit dessen Sturz das ganze Geschwader fast unschädlich gemacht würde, da wo der Kopf dieses Meerungeheuers sei, dessen Klauen dann wenig Kraft mehr haben würden englische Beute zu packen. In der Stimmung, in welcher wir den dandy früher beobachteten und in dem Vorrecht seiner Stellung als Sohn eines großen Hauses, einem untergeordneten Agenten gegenüber, brachte er das Gespräch auf das Verhältniß des Seeräubers in Johns eigenem Hause, auf die fabelhafte Berührung der Nichte mit diesem Feinde der englischen Nation.

John lachte aus vollem Halse wie er (aus Vermeidung der Unbequemlichkeit) seit Jahren nicht gelacht hatte. Der junge Britte verlangte Erklärung. John erklärte Alles für Lüge und Erdichtung und betheuerte, daß weder der Kaper noch seine Nichte an Liebe gedacht hätten. William wurde bei dieser wiederholten Betheurung electrisirt. Es ward ihm wie einem Ertrunkenen oder Scheintodten, der wieder zu sich selbst kommt. Der Agent kam ebenfalls zu sich selbst und fühlte sich ein wenig verletzt, durch eine Vermuthung des jungen Mannes, welche offenbar eine Beleidigung der Respectability der Nichte, und mithin seiner eigenen, umfaßte. Jener verstummte nun ganz und gar, und Mister John fuhr fort:

»Wie konnten Sie, Mister William, dergleichen nur jemals denken? Wie konnten Sie glauben, daß Miß Rose jenen pirate auch nur jemals angesehen, der zwar ein Gentleman und ein vortrefflicher Piquetspieler ist? Wie konnten Sie auf den Einfall kommen, daß ein Liebes-Verhältniß zwischen Beiden statt hatte, während Miß Rose den Franzosen nie — niemals außer meinem Hause und nur in meiner Gegenwart begrüßt, wie eine englische young lady einen Gast empfängt, der — der nur des Piquetspiels wegen über die Schwelle tritt?«

»War ich denn blind gestern Abend?« fuhr William etwas heftig auf, »und war jener ehrliche Insulaner diesen Morgen verrückt, der ganz zufällig mir bestätigt, was ich gestern Abend mit meinen Augen gesehen, und was doch wohl ein halb Blinder bemerken würde, der den beiden Liebenden nur eine halbe Stunde gegenüber sitzt? — «

Mister John lachte abermals ganz unmäßig. »Und sitze ich nicht seit anderthalb Jahr' und länger den beiden Liebenden, wie Sie sie nennen ha ha ha! vis-à-vis, so oft Capt'n Dunk am Bord ist und mit mir eine Partie Piquet spielt? Ha ha ha! und Sie, lieber Mister William, wollen mir aus der city in London Nachricht bringen über das, was in meinem parlour passirt? Und was ein helgoländer Neuigkeitskrämer Ihnen in ihrem lodginghouse oder sonstwo erzählt, wollen Sie für baare Münze nehmen? Lieber bester Mister William — der Verlust ihrer beiden Galliassen hat Sie mit einem spleen belastet! Nehmen Sie mir das nicht übel! — Schlagen Sie sich dergleichen Ideen aus dem Kopf, und überlassen Sie mir die strenge Beobachtung und Erfüllung meiner Pflicht als Onkel und als Vormund!«

Die Köchin klopfte zum zweiten Male an der Thüre und

wiederholte die Meldung, daß das dinner auf die Herren warte.

War Williams Verstand in der verflossenen Nacht in Gefahr gewesen, so war er es jetzt noch um so mehr. Er wußte nun nicht, ob er gewacht oder geträumt habe und faßte stehenden Fußes den Entschluß, bevor er das Haus verlasse, sich dem Onkel unumwunden zu erklären — um Miß Rose's Hand anzuhalten.

14.

Rose mußte eine schwere Aufgabe der Verstellung und der Selbstverläugnung lösen, während sie am dinner dem Jüngling gegenüber saß. Sie lösete diese Aufgabe, allein ohne zu berechnen, daß sie durch ihre Unbefangenheit und conventionelle Höflichkeit gegen den Gast, ihn in der That fast überzeugte, daß er sich getäuscht habe, daß Mister Booze ganz richtig und wahr urtheile. Es entstand eine Verwirrung seiner Anschauung, die wohl leicht zu einer Verwirrung des Gehirns führen konnte.

Während der Tischsitzung erhielt John durch einen englischen Lohnbedienten ein kurzes Billet; dessen Lectüre ihn lange beschäftigte. Er entschuldigte die Unterbrechung und verließ den parlour, dem Boten ein paar Worte als Antwort mitzugeben.

William befand sich nun zufällig allein seiner Geliebten gegenüber, und hätte etwa irgend ein Wort hervorbringen können, das sein Gefühl, wenn auch nur von ferne, bezeichne; allein er schwieg und befand sich in peinlicher Verlegenheit. Miß Rose, um das unheimliche Schweigen zu brechen, fragte im Tone ihrer erzwungenen Heiterkeit: ob er diesesmal etwas länger auf Helgoland verweilen werde? Anstatt in seine Antwort ein zartes Compliment für die Schöne einzuflechten, erwiederte er nach tiefem Aufathmen: das hängt durchaus von meinen Geschäften ab. Aus Zerstreuung hatte er ein Schnittchen Schinken so tief in englischen Senf getunkt, daß ihm die Augen voll Thränen liefen und er unvermeidlich eine seltsame Grimasse schneiden mußte, die er durch sein Schnupftuch zu verhüllen strebte. In ähnlicher Zerstreuung aber, durch die Betheurung des Onkels, hatte er leider sein ostindisches handkerchief (Sacktuch) im drawingroom vergessen. Im Herzen die englische fashion verfluchend, welche keine Serviette an der Tafel gestattet, saß er nun da.

Miß Rose konnte sich unmöglich des Lächelns enthalten, zog aber sofort am Schellenstrang, der Köchin die Ordre zu geben, eine Serviette herbeizuschaffen; welches jedoch erst geschah als sich die Wirkung des fatalen National-Senfkorns schon gelegt hatte. Die junge Dame plauderte so heiter über dies und jenes und fragte über Theater und Oper und dergleichen, daß Mister William ein wenig getröstet die Rückkehr des Onkels erwartete, der endlich wieder seinen Platz einnahm, und um so emsiger an seinem dinner arbeitete, das Versäumte der Unterbrechung nachzuholen.

Der sherry und port, der in geschliffenen Caraffen auf keiner englischen Tafel fehlt, war auf Helgoland wohl feiner wie in London, wo er die Linie der Douane passiren muß. Mister John konnte daher seinem Gast ein Gläschen einschenken, ohne besondere Aufopferung. William versäumte nicht, nach englischer Stereotyp-Sitte, bei Berührung des ersten Glases auf die Gesundheit der Dame des Hauses zu trinken und sahe seinen Blick durch ein so freundliches Lächeln erwiedert, daß er sein Glas in stillem Jubel leerte. Das Gespräch ward ziemlich lebhaft, William nach und nach heiterer und muthiger, sich vorbereitend auf die entscheidende Erklärung, welche er beschlossen hatte. Miß Rose entfernte sich, nach dem Catechismus der englischen fashion, als das Essen vorbei und das Trinken an der Tagesordnung war. Mister Paul begann nun mit besonderer Gewandtheit das Gespräch auf den Punkt zu leiten, der ihm am Herzen lag. Er fragte Mister Booze, ob er nicht geneigt sei, seine Stellung als Agent aufzugeben und sich irgendwo in ein mildes Klima recht comfortable zurückzuziehen, that ein halb dutzend Seitenfragen ähnlicher Art, deren Ziel Mister Booze so wenig ahnte, wie den Zweck aller fragenden diplomatischen Emissäre, welche er noch beantworten mußte. Nach einer halben Stunde der Annäherung rückte William seinen Stuhl neben den Lehnstuhl des Alten und brachte in englischer Kürze seinen Antrag hervor.

Diese Bewerbung des steinreichen jungen Mannes, um die Hand der englisch armen Nichte, bedrohte den alten Onkel mit Apoplexie. — Alles hat seine Gränzen und so waren auch Mister Booze's Hoffnungen und Wünsche, in Bezug auf eine möglichst respectable Parthie seiner Nichte, durch die bekannten englischen Satzungen begränzt gewesen. Der ehemalige Pächter, in Allem was auf Calcul beruhte oder Calcul bezweckte, ein wahrer Pitt, gewann aber mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart gar bald seine Fassung und trat in die gewöhnliche Kälte seiner Gemüthstemperatur zurück, glücklicher in der Verstellungskunst und im Verbergen dessen, was in ihm vorging, als ein aufrichtiger Helgoländer.

Indem er, wie es sich gebührte, dem jungen Mister Paul für die Ehre dankte, welche er durch diese Bewerbung der Nichte ihm selbst und seiner respectablen Familie erweise, versäumte er nicht, seiner Schwägerschaft mit einem verstorbenen nicht unbekannten Advokaten Londons zu erwähnen, deren Verwandte

mithin (wie er äußerst zart andeutete) eine hinlängliche Erbschaft der Rekonvaleszenz empfangen.

Während beide nun über eine Stunde den interessantesten Gegenstand besprachen, der dem alten ex-Pächter jemals vorgekommen, verweilte Miß Rose in eben so interessanter Unterhaltung im drawingroom, welches zugleich das Comptoir des Onkels war, indem dort sein Sekretär stand. Die Confusion, in welcher dieser bereits versetzt worden, durch die seltsame fixe Idee des dandy über Miß Rose und ihre Liebe, — das Billet welches er empfangen und welches ihn von der Tafel weggerufen, die nöthige Antwort und die Eile des Anstandes, seinen Gast nicht so lange an der Tafel allein zu lassen, mochten wohl allerdings entschuldigen, daß er vergessen, seinen Sekretär zu verschließen und den Schlüssel bei sich zu stecken, was er früher nie, niemals versäumte.

Sobald Miß Rose die leiseste Ahnung von der Sendung ihres Onkels erhalten, war ihre Besorgniß in Bezug auf den jungen Franzosen erwacht, dem gegenüber der Alte eine falsche Stellung einnahm.

Miß Rose, wie wohl jedes reinweibliche Gemüth, bebte zurück vor den Intriguen des Verraths, welche unter Anderm das Leben eines Menschen bedrohten, den sie liebte. — Unter den Stürmen des Krieges aufgewachsen, welche jener Zeit ganz Europa erschütterte, durch ihren Aufenthalt außerhalb Englands und durch die Richtung und Entwicklung ihres Geistes, vertraut mit den Prinzipien, um welche das Blut jener Periode in breiten Strömen floß, nährte sie eine ganz natürliche Anschauung der Dinge, welche ihr das Recht eines Volkes erklärte, das ursprünglich für seine Freiheit die Waffen ergriffen und zur Gegenwehr, gegen Angriff von Außen gereizt, die unvermeidlichen Folgen auf andere Länder ausdehnen mußte. Dessen ungeachtet ehrte sie die Grundsätze der Gegner jenes Prinzips, wenn sie solche mit gleicher Klarheit der Überzeugung, im gleichem Kampfe auf Tod und Leben, ihr Gegen-Prinzip zu behaupten sah, weil sie den Muth und die Kraft ehrte. Allein nichts war wohl ihrem kindlich' reinen Herzen peinlicher zuwider als Anwendung niedriger Mittel der Feigheit, zur Überlistung und zum Sturze eines Feindes, der seiner Seits in offenem Kampfe Blut und Leben wagend, der Feigheit so fern stand wie dem Verrath an einem Individuum, wie an einem Volke.

Es galt längst das Leben ihres Freundes — ihres Geliebten, in jenen Stunden mehr als zuvor. — Sie kämpfte keinen Augenblick gegen den Scrupel ihres Gewissens, eine Gelegenheit zu benutzen, sich vollends zu überzeugen von dem was sie längst ohne allen Zweifel vermuthete und wo möglich — das Ihrige zu thun, zur Rettung ihres Geliebten, der sie wehrlos, entwaffnet eröffnete, einem heimtückischen Verrath gegenüber.

Miß Rose untersuchte in dringender Schnelligkeit die Correspondenz ihres Onkels, welche, in Bezug auf höhere Politik jener Zeit, allerdings nur mehr Winke und Andeutungen als klare Aufschlüsse gab, da die Diplomaten wohl zu sehr Diplomaten waren, als daß sie einem Helfershelfer ihrer eigenen Dinge offenbaren sollten, welche den Agenten selbst zum Theil oft fremd blieben. — Allein zwei Resultate giengen nach Durchlesung einiger Briefe und Papiere klar hervor: die Absicht der Britten in Bezug auf die Insel Helgoland und die eingeleitete Intrigue zur Ermordung des Bürgers von Dünkirchen.

Eiliger als die Ausrechnung der wichtigen Unterredung im parlour nothwendig machte, vollendete sie ihre Untersuchung und entfernte sich eben so rasch, indem sie in ihr kleines Zimmer gieng und sich an ihren Schreibtisch setzte.

Die beiden Männer fanden einen Spaziergang auf der Klippe zweckmäßig, theils um freie Luft zu schöpfen, wie es Mister Berge regelmäßig nach jeder Anstrengung am breakfast und dinner zu thun pflegte, theils auch um auf einsamem Spaziergange noch das Nähere zu besprechen, was über Mister Banks bevorstehende Berührung mit Miß Rose zu besprechen nöthig war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderers Rückkehr.

Abendglock' vom Hügel klingt,
Wand'rers Blick nach oben dringt.

Kommt des Wegs daher ein Kind,
Sittig-hold wie Mädchen sind.

Wenn's doch nur dein Schätzel wär'!
Wand'rer denkt und eilet sehr.

Sieh' es ist sein Schätzelein;
O wie muß er da sich freu'n!

An die Brust ihm's Holdchen sinkt,
Abendstern ihm Liebe blinkt!

Straßburg. Karl Wild.

Gräuliche Betrachtungen über das Graue,

aus dem Tagebuche

des ehemaligen Katers Graun aus Berlin.

«Sieh mein graues Haupt» — sagte ein alter Esel zu seinem Sohne — «wie viel Stürme des Lebens haben es gebleicht! und Du mehrst noch die Zahl meiner Sorgen durch deinen leichtsinnigen Lebenswandel! Ich hatte mir immer mit der Hoffnung geschmeichelt, die guten Lehren, denen ich so viel in Dich zu pflanzen mich bemühte, würden ausschlagen, Knospen und Früchte tragen — ach! es war ein leerer Wahn! Du spottest nur meiner grauen Haare!»

«Vater!» — entgegnete der Esel-Jüngling — «Grau, Vater! ist alle Theorie! doch grün des Lebens goldner Baum! Daß ich mich lieber an dieser Kost labe, als an Disteln und Stroh, kann mir niemand übel nehmen, und was das Ausschlagen und Früchtetragen anbelangt — ich schlage jeden Tag mit den Hinterfüßen aus und wie oft muß ich nicht Frucht tragen — zu des Nachbars Mühle? Übrigens hab' ich eben so graue Haare, wie Sie, und dieß kommt nur von meinen Nahrungssorgen oder meinem angestrengten Studieren her! Bin ich nicht ein rechter Esel, daß ich mir so viel Mühe gebe?»

Das Alter kommt mit den Jahren und meldet sich an mit grauen Haaren. Auch die Weisheit sollte mit den Jahren kommen, aber dieß geschieht nur selten. Aber mit den Jahren kommt meistens die Grausamkeit und später die Weisheit. Dagegen hilft nur Mandelbalsampomade, welche die Haare wieder alle schwarz färbt, nach der Versicherung im Frankfurter Journal.

Kommen die grauen Haare vom Alter her, oder umgekehrt: Kommt das Alter von den grauen Haaren her? Beides! Denn derjenige, der sich durch Sorgen und Ängstlichkeit frühzeitig graue Haare wachsen läßt, sieht oft schon im vierzigsten Jahre alt aus. Ein plötzlicher Schrecken, Todesgefahr z. B., kann das schönste schwarze Lockenhaar in einer Nacht in ein graues Greisenhaupt verwandeln.

Ich hatte von jeher eine Art Grauen vor allem Grauen. Doch war ich ein großer Freund vom Kraulen in meinem Pelze.

Das Wort Graf kommt her von Grau — Grau. Die Grauen können sich alle damit trösten, daß sie eigentlich Grafen sind.

Es ist ein bedeutender Unterschied zwischen einer armen grise und einer grisette.

Der langweiligste Tag im Jahr ist mir der Aschermittwoch. Meine Mutter selig pflegte mir jedesmal dann eine Hand voll Asche auf das Haupt zu streuen, wobei ich immer seufzen mußte: Adieu mon plaisir! Das geht in's Aschgraue!

August Palmer.

Kleine Chronik.

— Das Lustspiel der Frau Louise Colet: la Jeunesse de Goethe, ist von der französischen Kritik ziemlich ungünstig aufgenommen worden.

— Von Hitzig, in Berlin, dem Biographen Hoffmann's und Zach. Werner's, steht eine Lebensschilderung seines Freundes des edeln Chamisso zu erwarten.

— Von Adolf Bube, dem Verfasser der Thüringischen Volkssagen, ist ein neues Bändchen «Deutscher Sagen» erschienen. (Gotha, bei J. G. Müller.) Wir empfehlen das Schriftchen einstweilen allen Liebhabern der Sagenpoesie und werden später darauf zurückkommen.

— Poetische Beiträge zum Arminiusdenkmal sind: «Die Arminius-Lieder,» von H. F. Maßmann (München, 1839), und «Die Arminius-Sage», von Kuno, Graf zu Rantzau-Breitenburg. (Heidelberg, 1839.)

— Von Eduard Mörike, dem lieblichen Schwaben-Dichter, ist eine neue Schrift erschienen: «Iris», eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen. (Stuttg. 1839.)

— Franz Dingelstedt gibt einen neuen komischen Roman: «Die neuen Argonauten» heraus. (Fulda, 1839.)

Muscheln, von H. H.

— Ein Sattler in London hing ein Bild in Rahmen auf und nagelte es sorgfältig an der Wand fest. Ein Deutscher fragte ihn verwundert, was diese Procedur bedeute? — «Sie sind wohl noch nicht lange in London?» erwiederte jener lächelnd. «Wenn ich heute das Bild nicht festnageln würde, wäre es übermorgen verschwunden. Wo 30,000 Menschen in Einer Stadt sich bloß durch Stehlen ernähren, muß man wohl dergleichen Vorsichtsmaßregeln gebrauchen. Ich nagle bloß alles fest — aus Erfahrung.»

August Stöber, Redacteur.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 31.

Samstag, den 3. August 1839.

Das Mährchen von der schönen Platane.

(Herodot VII, 31.)

Man sagt von einer Platane,
Worein, in alter Zeit,
Ein morgenländischer König
Verliebt mit Zärtlichkeit.

Oftmals gieng er hinunter,
Wo die Platane stand,
In seiner güldenen Krone,
Wohl an den Meeresstrand.

In ihrem Schatten liegt er,
Wenn gar der Tag so schwül;
Er lehnt die glühende Wange
An ihre Rinde kühl.

In seinem Königsgarten
Die stolze Ceder harrt,
Und seine Daphne schmachtend
Hinauf gen Himmel starrt,

Und seine Rosenhaine
Erwarten seine Gunst;
Sie blühen und verblühen,
In heißer Liebesbrunst.

Was kümmert ihn die Ceder?
Und was der Rosenhain?
Die reizende Platane
Ist seine Lust und Pein!

O wär' er wie die Quelle,
Die ihre Wurzeln tränkt!
O wär' er wie der Thau doch,
Der sich vom Himmel senkt!

Und wär' er wie die Strahlen,
Die sie umbuhlen gold!
Und wie die Abendwinde,
Mit denen sie spielt so hold!

Straßburg. Karl Candidus.

Der Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

15.

Die Respectability des Onkels untersagte der Nichte allen Umgang mit den Töchtern der Fischer und Lootsen auf Helgoland, wie jener alle Insulaner ohne Ausnahme nannte, sie mochten Kaufleute oder Rathleute, oder beides zugleich sein.

Ihre Väter oder Großväter waren in jedem Fall nichts anderes gewesen, als gemeine Fischer oder Lootsen, und das war dem alten Gentleman mehr als genug, sein scharfes Verbot in obiger Beziehung aufrecht zu halten.

Allein den Umgang mit einer Frau Pastorin untersagte die englische Respectability keineswegs, weil jeder clergyman in England an und für sich reverend — mithin venerable und respectable ist; möge er eine reiche Pfründe zehren, oder sich erst um eine Pfründe bewerben. In keinem Lande ist Kirche und Staat so einig und so Eins, als in England; in keinem Lande unterstützt jene so sehr die Vorurtheile, auf welcher sich letzterer begründet. Nirgends, selbst nicht in erz-katholischen Ländern, erniedrigt sich die Geistlichkeit zu dergleichen Diensten, wie die anglikanische, und wenn England seither die Organisation einer geheimen Polizei entbehren konnte, so ist dieses nur erklärlich durch die Stellung, das Wirken und die Dienstleistungen der clergy auf dem Lande wie in den Städten.

Wiewohl der Pastor auf Helgoland nicht zur anglikanischen Kirche gehört, und dem »religiösen« Britten als heretic ein Gräuel war (abgesehen von seinem Talent zum Piquetspiel), so blieb seine Ansicht über die Stellung eines nicht-katholischen clergyman, in irgend einem Staate, dessen, ungeachtet obiger englischen Anschauung untergeordnet, mit welcher der Britte alle Verhältnisse und Zustände des Auslands nach seinem Alt-England betrachtet und beurtheilt.

Mister Booze glaubte von Anfang an bei keinem Menschen in irgend einem Lande bessere Auskunft über die innern Verhältnisse eines Staats oder einer Insel zu finden, als bei dem clergyman, — der in England einen ähnlichen Posten bekleidet, wie ein preußischer oder österreichischer Polizei-Commissär und dessen Signatur von der Regierung in ähnlichen Fällen verlangt oder anerkannt wird, wie das Zeugniß oder die Verifikation jener Beamten des Continents. Anglikanische Geistlichkeit und Polizei ist in England durchaus Eins und dasselbe, und so wenig Mister John, wie tausend andre Britten, vermochte, sich einen wohlorganisirten Staat zu denken, in welchem obige Begriffe nicht in einander verflochten sind.

Als english traveller (Reisender), der zu seinem Vergnügen bald hie, bald da in Europa lebe, durfte Mister Booze sehr natürlich tausend Fragen an den clergyman richten, die den Pastor vielleicht gar nicht befremdeten. Die Einförmigkeit der täglichen Lebensweise auf jener Insel macht jeden Gast den Bewohnern willkommen, und wenn auch der Pastor in geistiger Beziehung wenig Unterhaltung am alten Gentleman fand, so diente er ihm andererseits ebenfalls als ein corpulentes Conversations-Lexicon über Alt-England und dessen innere Zustände, die jeder farmer so gut kennt, wie ein deutscher Gelehrter seine Bibliothek.

Miß Rose war eine Hausfreundin der Frau Pastorin, bei welcher sie von Zeit zu Zeit einige liebenswürdige Töchter der Insel traf, unter welchen Jungfern Rebecka Rommen vorzugsweise ihre Zuneigung gewonnen. Der rasche Umlauf aller Neuigkeiten auf Helgoland, und die merkwürdige Controlle mit welcher die Visiten, Spaziergänge und sonstigen Schritte jedes Einzelnen dort beobachtet werden, hatte sie ebenfalls längst in Kenntniß gesetzt von Jungfer Rebecka's sogenannter Bekanntschaft mit dem hübschen Untersteuermann der République. Das jungfräuliche Erröthen der zarten Rebecka, wenn sie von der Frau Pastorin oder einer Vertrauten in dieser Beziehung geneckt wurde, verrieth mehr über dieses Geheimniß, als liebende Kinder in der Regel verrathen oder durchschaut wünschen. Ähnliches Gemüth, ähnliche Lage und ähnliche Liebe zarter Schönen knüpft wohl im Voraus eine innige Freundschaft und macht ein unbedingtes Vertrauen beider Herzen natürlich, wenn beide Geliebten Gefahr bedroht.

Miß Rose mußte eine Vermittlerin suchen, den Plan in's Werk zu setzen, den sie, rasch entschlossen, zur Rettung ihres Geliebten entworfen. Sie fand keine zuverlässigere Freundin, als die Vertraute de Ruyter's, des Lieblings seines Chefs.

Allein was sie dem Letztern anzuvertrauen hatte, durfte als Brief oder in mündlicher Mittheilung durch keine andere Hand gehen und keine andern Lippen in Bewegung setzen, als Rebecka's und Alphons', wohl erwogen, daß sie sich auf Helgoland befand.

Sie schrieb in aller Kürze ein Billet an Rebecka, worin sie sie ersuchte, ihr gefälligst das Stickmuster zu bringen, welches sie durch die Frau Pastorin von ihr empfangen habe, wo möglich aber es zu bringen — selbst zu kommen, weil sie ihr etwas zu sagen habe.

Der kleine paye, ein liebenswürdiger Knabe einer Nachbar-Familie, der stets sprang, wenn er der Braut Capt'n Dünk's (wie er und die Insel Miß Rose nannten) eine Gefälligkeit erzeigen konnte, wurde gerufen und mit dem Billet zu Rebecka Rommen gesandt, während Rose nun einen Brief an ihren Geliebten vollendete, welcher ihn dem Tode entreißen sollte, der über seinem Haupt schwebte.

Mister William hatte nicht nur vergessen, sein Sacktuch im drawingroom zu holen, oder es sich auszubitten, sondern Mister John hatte seinen braunen Oberrock und seinen Hut von der Wand der Hausflur (der englischen Stelle dieser Attribute) genommen, ohne an seinen Sekretär und den Schlüssel zu denken.

Miß Rose fand demnach Zeit genug, eine zweite Revision der verhängnißvollen Papiere vorzunehmen, und ohne Vorwürfe vom Alten zu erwarten, in dessen Abwesenheit die entscheidende Visite ihrer Freundin zu empfangen.

Jungfer Rebecka erschien bald nachdem der flinke kleine paye die Antwort gebracht hatte: »Sie kommt gleich!« Die beiden Schönen eilten in das geheimnißvolle Stäbchen der young lady, welches die Aussicht über die Rhede gen Nordosten gewährte, wo die République und Saint-Just unter Kauffahrtschiffen, neben einigen dänischen Kanonenböten, vor Anker lagen.

16.

Der kleine Engelsmann mit dem bleichen Pomeranzen-Gesicht hatte ein Paar Rathleute gefunden, welche im Handel mit schwedischem Holz und Theer und in Befrachtung dänischer Schiffe nicht unbewandert, nebenbei besondre Vertraute des Landvogts waren, durch den sie bekanntlich mit Amt und Würden bekleidet worden. Ob sie über jenen Handel und die Befrachtung einig geworden, kann uns gleichgiltig sein, wir wissen nur, daß der kleine Engelsmann, der sich damals Mister Black nannte, in allerlei Geschäften auf der Insel war und jenes Billet an Mister John geschrieben hatte, welches dessen Confussion noch um einige Grade erhöhte. Es enthielt die Anfrage, wann Mister John an jenem Abend allein zu Hause seyn würde, indem er ihm ein Geschäft zu übertragen habe, welches eine Reise nach England, von Seiten Mister Johns, nothwendig mache.

Mister William kehrte in besonders heiterer Stimmung nach zwei langen Stunden des Spazierganges mit Mister Booze zurück, beabschiedete bis weiter bei Miß Rose, welche nicht nur Zeit gehabt hatte eine ganze Stunde mit Jungfer Rebecka zu sprechen, sondern ein langes postscriptum dem Briefe an ihren Geliebten hinzuzufügen — der erste Brief den die young lady jemals an eine Mannsperson richtete.

Spät Abends erschien Mister Bank im drawingroom des Agenten und arbeitete mit diesem bis nach Mitternacht in Geschäften, deren Gegenstände dem Licht des Tages noch vorläufig umhüllt bleiben sollten, und die wir eben so wenig berühren wollen, wie die Geheimnisse der beiden Schönen, wenn nicht die Ereignisse der Zukunft uns indirecte einen Aufschluß darbieten.

Auf der République und dem Saint-Just herrschte an jenem Tage besonders reges Leben. Der Admiral erhielt ein Schreiben von seinem Freunde, dem citoyen Brutus, commandeur des Marengo, auf dem Wege über Aarhuus und Husum, welches ihm die erfreuliche Nachricht brachte, daß er seine Recognoscirung im baltischen Meere vollzogen, sich im Kattegat befinde und in jenen Tagen »Segel machen« werde, entweder bei Helgoland zu ihm zu stoßen, oder wenn Beute zu vermuthen sei, auf dem Cours zwischen Ringkiöping und Yarmouth zu kreuzen, — worüber er, falls der Brief früh genug eintreffe, an ersterm Ort die Ordre seines Admirals erwarte.

Pierre de Dunque hatte, wie jeder Schiffscapitain auf Helgoland, eine Menge Lootsen und Fischer zur Hand, welche liefen und sprangen, wie der kleine paye und seine Schulcameraden, wenn irgend eine Commission zu besorgen war. Unter diesen nannte er eine gewisse Abtheilung seine Falmer, weil sie meistens auf dem Falm oder auf jenem Hügel des Leuchtthurms patrouillirten und ohnehin auf jedes Segel Acht gaben, welches sich je blicken ließ. Ohne sich mehr um Politik zu bekümmern, als um ihre eigene Insel und ohne je nachgedacht zu haben über Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft in Bezug auf Helgoland, bekümmert sich jeder Insulaner um seinen eignen Verdienst. Dieser wurde jener Zeit, wie bis jetzt, in's besondere bedingt und erhöht durch jedes Schiff, welches etwa eines Lootsen bedurfte, oder — als Strandgut oder Beute an die Insel ankam. Jemehr Strandgut oder Beute, desto mehr zu thun und desto mehr Gewinn für jeden Bürger, indem ein Theil jeder Strandgutbeute, nach Ertrag oder in natura, gesetzlich unter den Bürger verbreitet wurde.

Aus ähnlichem Standpunkte betrachteten nun auch die Insulaner die Beute, welche de Dunk von Zeit zu Zeit »an Wall« brachte; da dem Lande der übliche Theil zufallen sollte. Allerdings gieng jeder Ertrag durch die Hände der Behörden, welche in ähnlichen Fällen das beste Geschäft machten, indem sie sich zu keiner Rechenschaft vor dem Volke verpflichtet glaubten.

Die Lootsen und Fischer rechneten dem zu Folge mit mehr Bestimmtheit auf den directen Verdienst, denn irgend Einer durch Handanlegen bei dieser oder jener Gelegenheit sich erwerben konnte, als auf Ertrag durch Berechnung der Rathleute, die den drei- oder fünffachen engen Kaffe-Sieben in Griechenland zu vergleichen, durch welche der Mocca so lange gerüttelt wird, bis das Werthvollste abgesondert worden, welches jene Behörden — für sich behielten und die Hilsen der Moccabohnen nebst andern Grobheiten den Insulanern zuwarfen.

Von allen dänischen Gesetzen und Verordungen, war jenen Behörden die Sporteltaxe am wichtigsten, welcher sie sich wie jedes andern Gesetzes und jeder andern Verordnung so willkührlich bedienten, wie sie der Insel sämmtliche Rechte entrissen und in der Aufgeblasenheit, welche dem Dummstolz und

der geistigen Beschränktheit zur Seite schreitet — das Volk en canaille behandelten.

Es läßt sich nun um so eher erklären, daß die Behörden eine besondere Abneigung hegten gegen die Begründung eines Hafens an der Insel, *) da der Mangel desselben die Strandungsfälle und mithin ihre Einnahme bedeutend vermehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jahoua.

—

...Kaum war der Tag angebrochen, so machten wir uns nach Jahoua's Wohnung auf. Die jungen Strahlen der Morgensonne übergossen die Berge gen Osten mit Purpurlicht. Weithin unübersehbar breiteten die Heiden ihren einförmigen Teppich aus, mit unzähligen Schaafheerden dicht bedeckt; um uns her war Alles öde und unfruchtbar: kein Baum, kein Haag, nicht das kleinste grüne Fleckchen. Einige schmale Streifen türkisch Korn, in voller Blüthe, umschlangen allein die Einöde wie mit einem blendend weißen Schneegürtel und dennoch verliehen die aufgehende Sonne, die am blauen Horizonte dahinziehenden Rosenwölkchen, das Lispeln des Morgenwindes in den Haidekräutern, dieser Einöde eine gewisse wilde Schönheit. Die frische Morgenluft, das heitere Blau des Himmels und einige Amseln, die in den Binsengeflechten des Thales ihr lustiges Lied sangen, waren hinreichend um diese Umwandlung zu bewirken. Man fühlte wie jener Balsamhauch des Frühlings, der die Vögel singen heißt und die Blumenkelche erschließt, die Luft durchwehte. Auch uns hatte das heitere Erwachen der Natur froh gestimmt und wir eilten lustig plaudernd vorwärts, von der angenehmen Morgenkühle umflossen.

Als wir die Anhöhe erreicht hatten, zeigte mir Franz in der Ferne die seltsame Behausung des Schreiners. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein mit Stroh bedeckter Taubenschlag, von unregelmäßigen Fenstern durchbrochen. Mein Freund sagt mir, daß Jahoua's Gattin, sie war von adelicher Abkunft, diese Ruine, nebst den umliegenden Heiden von den Eltern geerbt und ihr Gatte in das vor mir liegende Wohnhaus umgewandelt habe.

Als wir anlangten arbeitete der Schreiner vor seiner Thüre. Franz bot ihm einen guten Morgen und knüpfte ein Gespräch an. Während sie miteinander plauderten, trat ich an Jahoua's Werkbank um seine Arbeit näher zu untersuchen. Es war eine eichene rohgearbeitete Truhe, weit entfernt von der Geschicklichkeit des Schreiner's zu zeugen, wie ich sie erwartet hatte. Ich drückte deswegen meinem Freunde mein Erstaunen in französischer Sprache aus, da ich glaubte Jahoua verstehe dieselbe nicht; an seinem Lächeln bemerkte ich jedoch, daß er mich dennoch verstanden hatte.

— »Ich fertige wohl zuweilen etwas Besseres,« begann er, »aber die Arbeit muß schnell gefördert werden, damit sie zu Ende ist eh' meine fünf Kinder um Brod schrien! Hab' ich doch schon wieder zwei ganze Tage an dieser Truhe gearbeitet und, lieber Herr, vier Franken reichen nicht gar weit aus.«

— »Wie, diese Arbeit sollte Euch so gar wenig lohnen?«

— »Wer das Geld in der Hand hat, findet immer die Arbeit zu theuer,« erwiederte Jahoua mit jener Empfindlichkeit, wie sie dem Bretagner Bauern so gemein ist.

— »Du mußt unsern Freund nicht hiernach beurtheilen,« sagte Franz. »Wenn er nur will, so kann er arbeiten wie ein heiliger Mann Gottes, schnell und gut. Wir verdanken ihm fast alle Christusbilder des Bezirks.«

— »Wie, Ihr schnitzt Christusbilder?« frug ich erstaunt.

— »Wenn es gerade keine Truhen zu machen gibt.«

— »Aber diese Arbeit muß Euch doch weit mehr eintragen?«

— »Wohl nicht. Ich schnitze im Taglohn oder man bezahlt mir die Christusbilder nach der Größe: fünf Franken vom Schuh. Und mancher geistliche Herr verlangt noch obendrein Lanz' und Dornenkrone in den Kauf.«

In diesem Augenblick durchhallte ein heller Silberklang siebenmal Jahoua's Haus. Ich dreht mich verwundert um.

— »Es ist meine Uhr,« sagte der Schreiner.

— »Wie, Ihr habt eine Uhr?«

*) Die Lage der Insel an und für sich als Centralpunkt der Mündungen jener vier Gewässer, gibt zu ernsten Beobachtungen Veranlassung. Die Natur scheint diesen Felsblock dorthin geworfen zu haben, einen Leuchtthurm darauf zu befestigen und einen Hafen zu bauen. Ohne das Leuchtfeuer auf Helgoland, würde den Schiffern der Eingang in jene Gewässer höchst schwierig, bei Nacht und bei stürmischer Jahreszeit unmöglich seyn, sowie die Insel selbst bei Tage als Richtpunkt dient, den gefährlichen nahen Klippen und Sandbänken zu entgehen. Dessen ungeachtet scheitert dort Schiff auf Schiff – da das Leuchtfeuer manchem Schiffer ein Irrlicht wird — ohne ihm das Asyl eines Hafens zu gestatten. Im Winter, zumal bei Treibeis kann sich kein Schiff auf der Rhede der Insel halten – selbst die kleinen Fahrzeuge der Insulaner müssen das Weite suchen, während die Fischer-Chaluppen auf dem Sande des Vorlandes liegen. — Dieser Stand der Dinge muß jeden Menschen empören, zumal da nichts leichter wäre als der Bau eines Hafens durch Actien, an welchem manche Geschäftshäuser Antheil nehmen würden, deren Eigenthum von Jahr zu Jahr dort ein Raub der Wellen – oder der selbstsüchtigen Behörden wird. Der Mangel eines Hafens an Helgoland ist nicht nur eine Verhöhnung aller Humanität, sondern eine offenbare Verletzung der Menschenpflicht. Note des Verf.

— »Die er sich selbst nach dem Muster meiner alten Küchenuhr verfertigt hat,« setzte Franz hinzu. »Laß uns eintreten und Du wirst sehen.«

Jahoua zog seinen Hut ab, mit jener gastfreundlichen Höflichkeit, wie sie dem rohesten unserer Bauern eigen ist, und ließ uns durch, mit einer einladenden Bewegung der Hand nach seiner Thüre weisend. Wir traten ein.

Die Frau des Schreiner's saß an der Wiege ihres kleinsten Kindes, mit Spinnen beschäftigt. Sobald sie uns erblickte, erhob sie sich und hieß uns willkommen, indem sie ihr Spinnrad wegstellte und die Kunkel niederlegte. Franz begann mit ihr zu plaudern und erkundigte sich nach ihren Kindern, indeß mich Jahoua zu einer Art von hölzernem Sarg führte, der, der Thüre gegenüber an der Wand befestigt war: das war seine Uhr. Er öffnete den langen Kasten von Pappelholz und mir entfuhr unwillkührlich ein Schrei der Verwunderung, als ich in das Innere der unglaublichen Maschine hineinsah.

Der allernöthigsten Hilfsmittel zum unternommenen Werke gänzlich entblößt, hatte der Schreiner auf's Geschickteste alles zu benützen gewußt, was nur einigermaßen für seinen Zweck tauglich war. In der ganzen großen Maschine befand sich nicht ein Stück von derselben Art, noch eines für das andere gemacht. Man sah wohl, daß nur eiserne Beharrlichkeit und bewunderungswürdige Geschicklichkeit vermögend gewesen waren, die vielen zum Theil ganz widerstreitenden Elemente, woraus die Maschine bestand, in Einklang zu bringen, denn an jedem einzelnen Theile, ließen sich noch deutliche Spuren seiner ursprünglichen Bestimmung bemerken. Das Zifferblatt bildete ein großes Schifferstück, auf welches Jahoua mit einer Zirkelspitze die Stundenziffern und einige ziemlich geschmackvolle Arabesken eingegraben hatte. Die Glocke, deren heller Klang zuerst meine Aufmerksamkeit erregt hatte, war nichts mehr und nichts weniger als ein Stück von einem zerbrochenen kupfernen Kessel, auf das ein Eisenstab mit messingnem Knopf losschlug, den der Schreiner irgend einer veralteten Heerdschaufel in einem Bürgershause verdanken mochte. Die übrigen Theile des buntscheckigen Ganzen waren nicht weniger seltsam als künstlich zusammengefügt. Ich stand unbeweglich, in Bewunderung versunken, vor dieser Schöpfung, als der Schreiner hinausgerufen wurde. Er ließ uns einige Augenblicke allein.

— Und nun, frug mich Franz der indeß zu mir getreten war, »was hältest Du von dieser Arbeit?«

— »Eine abscheuliche Wanduhr mag es zur Noth wohl seyn, aber darum gewiß nicht weniger ein bewunderungswürdiges Werk. Man bebt vor dem Gedanken an all' die Erfindungskraft, Geduld und Geschicklichkeit zurück, die zur Vollendung einer solchen Arbeit nöthig gewesen. Aus diesem Manne wäre gewiß ein großer Mechanikus geworden.«

— »Wahrlich, ich weiß nicht wie weit es Jahoua gebracht hätte, wäre er anderswo zur Welt gekommen,« sagte Franz; »was Du hier herum siehst ist Alles sein Werk. Er und nur er allein hat dieses Hausgeräth verfertigt, das Dach errichtet und die Mauern ausgebessert. Er verarbeitet gleich geschickt Holz, Stein und Metall und Erfinden ist ihm leichter denn Nachahmen. Dieser außerordentliche Mann versteht es ganz besonders gut alle Werkzeuge, der man sich im gemeinen Leben bedient zu vereinfachen. Sieh' das Schloß an jenem Schranke, nicht das kleinste Stückchen Eisen daran und demungeachtet ist es nicht weniger sicher. Und hier der Schlüssel dazu besteht ganz einfach aus einem runden Holze und einem Nagel. Du bist an die rauchichen Kamine der Bretagner Strohhütten gewöhnt, betrachte dagegen jenes dort.«

Ich sah mich nach dem Feuerheerde um. Er bildete nicht, wie ich es bisher in unsern Bauerndörfern überall gesehen hatte, ein großes längliches Viereck, aus dem ein ungeheures Rohr emporragte, um eine eisig-kalte Luftsäule durchzulassen, die den Rauch in das Innere zurückdrängt. Jahoua hatte im Hintergrunde des Heerdes ein Fragment eines jener Riesenkessel angebracht, worin man die Lauge zum Waschen bereitet und so dem Kamin eine runde Form gegeben, wodurch die Wärme besser beisammenblieb und gleichmäßiger vertheilt wurde. Auf diese Weise war ohne sein Wissen ein eigentliches Rumford'sches Kamin entstanden.

— »Jahoua muß also wohl schon einige unserer modernen Kamine gesehen haben?« frug ich.

— »Nie,« erwiederte Franz; »denn es befindet sich, so viel ich weiß, nicht ein einziges in der ganzen Umgegend und über die Grenzscheide seines Dorfes ist Jahoua noch nicht hinausgekommen. Übrigens ahmt unser Freund, wie schon gesagt, nie nach; nur da wo es sich darum handelt etwas zu erfinden oder zu verbessern ist er in seinem wahren Elemente. Du wirst bei mir einen Bratspieß sehen, den er gemacht hat und der jedesmal durch einen klingenden Ton anzeigt, wenn die Zeit zum Umwenden da ist. Für einen unsrer wohlhabendsten Landleute hat er ein besonderes Beil zum Abhauen der Baumwurzeln und ein Werkzeug zum Urbarmachen der Haiden verfertigt, womit ein zwölfjähriges Kind die Arbeit von drei Männern verrichtet. Er nicht einmal wüßte Dir zu sagen, wie viel Entdeckungen der Art er schon gemacht hat. Aber wo man hier zu Lande ein außergewöhnliches und bequemeres Werkzeug, eine einfache und kunstreiche Mechanik sieht, kann man mit Gewißheit behaupten: Jahoua ist der Urheber davon. Würden ihn

nicht seine ununterbrochenen Versuche nach und nach zu Grunde richten, so könnte er ziemlich wohlhabend leben, d. h. in der Bretagne, einmal in der Woche seinen Speck und einmal des Tages sein Brod haben. Ist er aber einmal in sein schöpferisches Nachsinnen verloren, so vernachläßigt er seine gewöhnliche Arbeit, macht seine Kunden mißvergnügt und verliert einen um den andern. Übrigens ist Jahoua weit entfernt, ein so ganz gewöhnlicher Arbeiter zu seyn, wofür Du ihn wohl ansehen magst, denn er hat drei Jahre lang studiert, da er sich anfangs dem geistlichen Stande widmen wollte und die ersten Anfangsgründe eines klassischen Unterrichts empfangen. Er hat selbst einige lateinische Brocken im Gedächtniß zurückbehalten, die er zuweilen mit pedantischer Selbstgefälligkeit, ja mit einer Art von Stolz seiner Rede einzustreuen liebt. Sein kränkelndes, excentrisches Wesen wagt sich nie auf den breiten Lebensweg und ist von einem immerwährenden Inspirationsfieber gequält. Jahoua's Geist jagt nach Entdeckungen, wie der Tyroler Jäger nach Gemsen, unermüdet immer fort, ohne sich je entmuthigen zu lassen und mit wüthender Leidenschaft. Er ist ein Menomane, dessen Narrheit einen Zweck hat. Seine wilde, zügellose Imagination läßt sich aus seinen mechanischen Schöpfungen, wie aus seinen Künstlerentwürfen leicht herausgreifen. Mathematik und Poesie leben vereint in seinem Kopfe. Unglücklicherweise gebricht es ihm oft an den Ausführungsmitteln. Jahoua war geboren um den Arbeitern zu gebieten, nicht um selbst ein Arbeiter zu seyn; er sollte die Hand leiten die das Werkzeug führt, aber diese Hand nicht selbst seyn. Auch ist Jahoua ein tiefunglücklicher Mensch. Er sagt es zwar nicht, sich selbst hat er es vielleicht noch nie gesagt, aber beobachte ihn nur genau, erforsche die manchfaltigen Stimmungen seiner Seele und Du wirst zuweilen erzwungene, schmerzliche Bewegungen wahrnehmen, die auf eine verborgene aber um so tiefere Wunde hindeuten.«

Als Franz schwieg trat Jahoua mit einem Geistlichen ein, den ich auf den ersten Blick für einen jener lustigen Brüder erkannte, die man in der Bretagne, wie sonst überall, nur seltener, antrifft und die, die Angelegenheiten des lieben Gottes, etwa gerade so betrachten und behandeln wie ein öffentlicher Beamter, die Angelegenheiten seiner Regierung. Als er uns ersah nahm er freundlich grüßend seinen Hut ab, trat mit jovialem Lächeln zu uns und begann ein Gespräch mit Franz, den er kannte. Wir erfuhren von ihm, daß er gekommen war, um ein Muttergottesbild zu besehen, welches Jahoua für seine Kirche verfertigte. Er beklagte sich sehr über die Nachläßigkeit des Schreiners, der ihn nun schon ganze sechs Monate darauf warten lasse.

— »Man muß ihm schon etwas zu gut halten,« erwiederte ich begütigend; »Jahoua ist kein gewöhnlicher Mensch.«

— »Wahrlich nein!« flüsterte mir der geistliche Herr leis zu. »Der arme Teufel ist für's Narrenhaus über halb reif.«

Indeß hatte der Schreiner seine Arbeit unter die Thüre geholt, damit wir sie besser besehen könnten. Dort wickelte er sie aus ihrer Tuchhülle los und wir erblickten eine fast vollendete Muttergottes.

Meine erste Bewegung war die des Staunens. Die Gestalt Maria's hatte sich bei mir mit gewissen raphael'schen Formen so innig verschwistert, daß ich sie aus Jahoua's Arbeit nicht gleich herauszufinden wußte. Ich erwartete wie gewöhnlich ein junges Weib mit züchtig niedergeschlagenen Blicken, in den Armen ein nacktes lächelndes Kind haltend. Als aber dieser erste Eindruck getäuschter Erwartung einmal verwischt war, begann ich das Werk des Schreiners in seinen einzelnen Theilen genauer zu untersuchen und indem ich mich von meinen Erinnerungen unmerklich losmachte, enthüllte sich mir nach und nach sein Künstlergedanke in seiner ganzen, reichen Fülle. Maria das schwache Menschenweib, die Mutter des ewigen Gottes selbst, saß da zur Erde gebeugt. Ihr Sohn schlummerte an ihrer Brust, so daß sein Antlitz dem Auge des Beschauers gänzlich verborgen blieb. In ihren Zügen lag die schmerzliche Unruhe banger Ahnung. Mit einer convulsivischen Bewegung der Arme drückte sie das Kind an ihr Herz, als wollte sie es vor noch drohender Gefahr schützen und wahren. Ihr Antlitz, auf dem, trotz der quälenden Unruhe, einfach-kräftige Seelengüte durchstrahlt; ihre ungezwungenen, wenn gleich schwerfälligen Bewegungen, ihre ganze Haltung, legte ihr einen Bretagner Charakter bei, den die dortige Landstracht, in welcher sie der Schreiner vorstellte, vollendete. Ich vermochte mich von dieser kraftvollen und mir so neuen Schöpfung nicht loszureißen, und jemehr ich sie besah, je tiefere und hellere Blicke warf ich in Jahoua's Seele. Bis dahin hatte ich nur die Mutter Jesu gesehn; jetzt stand auf einmal die Mutter Christi vor mir; Maria unter der Last dieses Kindes zur Erde gebeugt, dem sie ihre Brust reicht und das Gott selbst ist; Maria in irrdischer Verwirrung das göttliche Geheimniß anstaunend indem sie eine so hohe Rolle spielt, zitternd für ihr und ihres Kindes Leben, denn sie fühlt gar wohl, daß sie nicht auf gewöhnlichem Wege wandle und daß etwas Höheres, Niegesehenes ihrer warte; Maria endlich, ganz wieder das schwache Weib, ihres göttlichen Auftrags vergessend, mit bebender Angst in die dunkle Zukunft hinausblickend, auf das blutige Kreuz der Menschenerlösung und den Muttertrieb fühlend, der in ihrem Herzen erwacht und sie mit geheimem Schauer durchbebt. Jene Maria, die ich so oft mit der himmlischen Ruhe

ihrer Göttlichkeit und Mutterliebe auf dem Antlitze vorgestellt gesehen hatte, war das nicht, wohl aber Maria in ihrer leidenden, sterblichen Erdenhülle, das Bild des weiblichen Wesens im irdischen Leben.

Ich war ganz in die Betrachtung dieser so meisterhaft behandelten Gruppe versunken, als der Geistliche, der sich fortwährend mit meinem Freunde unterhalten hatte, herzu trat und sich neben mich stellte.

— »Wohlan,« begann er fast gleichgiltig, »wie hat er das gemacht?«

Ich schwieg. Er neigte sich hinab, um das Bild näher zu besehen.

— »Was will denn das heißen, Jahoua?« fuhr er plötzlich auf. Du hast unserer Muttergottes eine ganz weinerliche Miene angeschnitzt! Warum denn das, mein Lieber?«

— »Verzeihen Eure Hochwürden,« erwiederte Jahoua ganz naïv; »aber nach dem Alter des Jesuskindlein's zu urtheilen, fürchtet sich wohl Maria vor Herodes und flieht das Blutbad der unschuldigen Kindlein zu Bethlehem.«

Diese Erklärung war mir anfangs gar nicht beigefallen, denn nicht nur rechtfertigte sie auf's Glänzendste den Ausdruck tiefer Trauer und Niedergeschlagenheit, welchen Jahoua der ganzen Gruppe gegeben hatte, sondern sie bewies auch zur Genüge, daß der Schreiner bei seinem Entwurfe nicht im Geringsten von der historischen Wahrheit abgewichen war, was doch von seiner Seite eine gewisse tiefe Kenntniß der heiligen Geschichte voraussetzen ließ. Den Geistlichen schien jedoch diese Antwort nicht zu befriedigen.

— »Gleichviel,« fuhr er zu eifern fort, »Du hättest sie lachend und mit ihrem Kinde spielend vorstellen sollen, wie auf allen unsern heiligen Bildern. Hast Du denn vergessen, daß Maria eine Mutter war?«

— »Ja wohl, mater dolorosa,« murmelte Jahoua leis vor sich hin, und dabei irrte ein unerklärliches Lächeln um seine Lippen.

— »Und das Jesuskind, man weiß ja nicht einmal ob es lacht oder weint. Warum denn sein Gesicht gar nicht zeigen?«

— »Weil ich dem Sohne Gottes keines zu machen wußte.«

Der Geistliche zuckte mißbilligend die Achseln und schloß dann sich noch einmal nach dem Muttergottesbilde umsehend:

— »Schon gut. Nächsten Monat bekommen wir den Maler, der wird schon Rath zu schaffen wissen. Wir lassen die Maria schön anstreichen und ich will wetten sie lacht trotz dem Blutbade der unschuldigen Kindlein.«

Er belachte selbst aus vollem Halse diesen schaalen Witz, den er für sehr geistreich halten mochte, und nachdem er dem Schreiner nochmals befohlen hatte, das Bild sobald wie möglich zu vollenden, nahm er Abschied von uns.

Wir plauderten noch einige Zeit mit Jahoua, der uns noch mehrere skizzirte Statuen vorwies, und wollten eben auch Abschied nehmen, als meine Blicke, alle Winkel des Hauses durchspähend, auf einer Menge ungeheuer dicker Balken hafteten, die mir gleich anfangs aufgefallen waren und irgend einer begonnenen Zimmerarbeit anzugehören schienen.

— »Wieder etwas Neues?« frug ich den Schreiner.

Er erröthete merklich und sagte:

— »Es ist der Anfang einer Mühle.«

— »So verfertigt Ihr denn auch Mühlen?«

— »Er wollte eine für sich errichten,« fiel Franz lachend ein. »Jahoua ist von einer fixen Idee besessen. Er will nämlich mit aller Gewalt seinen Taubenschlag in eine Windmühle umwandeln. Es gibt deren nur zwei in der ganzen Gegend und die reichen für die vielen Bedürfnisse lange nicht aus. Jahoua glaubt also und mit Recht, daß wenn es ihm gelänge eine dritte in den Stand zu bringen, dies für ihn eine reiche Erwerbsquelle seyn würde. Unglücklicherweise fehlte es ihm bis jetzt an den beiden Hauptnormen des Gelingens, Zeit und Geld, denn seine Mühle ist schon seit langen Jahren begonnen.«

— »Sieben Jahre sind es nun,« lieber Herr, »sagte Jahoua mit bitterm Lächeln.«

— »Eure Arbeit muß aber seitdem bedeutend vorangerückt seyn?«

Das Gesicht des Schreiners umdüsterte sich mehr und mehr und er erwiederte kaum vernehmlich:

— »Voriges Jahr stand sie vollendet, nur die Mühlsteine fehlten noch; aber da kam der harte Winter ohne Arbeit und das Holz ist bei uns schon etwas seltenes. Da hat nun mein Weib ein gut Theil der Balken verbrannt, um die halberstarrten Kleinen zu erwärmen. Ich mußte von vorn anfangen.«

— »Und Ihr habt dennoch den Muth nicht verloren?«

— »Warum denn? Müßte ich noch sieben Jahre d'ran arbeiten, was thut's, wenn ich nur endlich meine Mühle habe! Die Straße von Commana nach Quimper mag wohl lang seyn, aber ein Kind legt sie endlich doch zurück, so klein auch seine Schritte sind.«

Ich betrachtete voll Bewunderung diesen unerschütterlichen Mann, der sieben lange Jahre hindurch ununterbrochen, unermüdet auf dieselbe Hoffnung hinarbeitete, mit ganzer Seele daran hieng, seine ganze Zukunft derselben anvertraute und der, weit weggeschleudert vom erwünschten Ziele im Augenblick wo er es am Sichersten zu erreichen gedachte, denselben Weg von Neuem begann mit grauendem Haar und wundem Fuß ohne

daß die geringste Klage, der leiseste Zornruf über seine Lippen kam. Solche Geduld und Willenskraft schien nah' an's Wunderbare zu gränzen.

— »Ist es Euch noch nie eingefallen euer Dorf zu verlassen?« frug ich ihn. »Ihr hättet nach der Stadt wandern sollen, wo solch ein erfinderischer Kopf wie Ihr, bald reich wird.«

Er verneinte mit dem Haupte nickend.

— »Das Glück findet sich just nicht eben da wo man es sucht, lieber Herr; da ist's, wo Gott es hingelegt hat. Der Laouenanic findet sein Waizenkorn so leicht in der freien Gottesnatur wie im Schloßhofe des Reichen.«

— »Dünkt es Euch aber nicht zuweilen hart nur ein armer Dorfschreiner seyn zu müssen? Drückt es Euch nicht schwer auf's Herz, wenn man Euch nicht versteht, wenn Ihr etwas Schönes verfertigt habt, wie eure Maria, und man dann, wie eben erst, kommt und Euch geradezu sagt es tauge keinen Heller?«

Jahoua zuckte abermals die Achseln und dabei schwebte ein traurig-mildes Lächeln um seine Lippen.

— »Der das Geld gibt, darf reden, mein lieber Herr,« sagte der Schreiner.

Ich war in der That ganz gerührt.

Bis jetzt hatte ich mir immer das verkannte Genie im wilden Kampfe auf Leben und Tod mit der Welt, unter dem Bilde des den Stichen der Mücke mit einem letzten Wuthgeheul erliegenden Löwen gedacht, und nun stand mit einem Male vor mir ein Mann, in Lumpen gehüllt, der seinen Ruhm zu zwanzig Sols täglich ausrechnete und sein Genie herabwürdigen ließ, ohne daß auch nur die leiseste Klage aus seinem Munde kam, oder ein wilder Ausbruch der Verachtung seine hohe Stirne faltete, ohne daß sein Zorn vom Herzen in den glühenden Blick ausströmte. Ich sah vor mir einen ländlichen Michel Angelo, gezwungen seinen St. Petersdom, an dem er ununterbrochen sieben Jahre lang gearbeitet, dem Feuer zu übergeben, dessen Statuen man mit Farben überschmierte, um sie lächeln zu machen, und er war so ruhig, so wohlwollend, er hatte noch gar nicht einmal geahnt, daß die Welt ungerecht gegen ihn seyn könnte, und er würde meine Bewunderung, hätte ich sie ihm ausgedrückt, nicht einmal verstanden haben! Solch ein Mann schien mir ein halbes Wunder.

Wir waren indeß hinausgetreten und einige Schritte vor der Thüre sahen wir uns nochmals um, um auch das Äußere der Schreinerwohnung in Augenschein zu nehmen. Jahoua, der ebenfalls vor seinem Taubenschlag stehen geblieben war, betrachtete denselben mit freudeleuchtenden Augen. Sein Blick schien in der Luft dem weißen Tuchflügel der Windmühle zu folgen, dem Ziel all' seiner Träume.

Unsere Blicke begegneten sich und er bemerkte, daß ich ihn verstanden hatte.

— »Ja, mein Herr,« sagte er wieder heiterer zu mir, »ich werde einst hier vier große Arme haben, die für mich arbeiten werden, Arme von Eichenholz und Tuch, die nie ermüden. Dann erst werde ich nach meinem Sinn in meiner Mühle arbeiten können; dann werde ich nach Herzenslust meinen Gedanken nachhängen können, ungestört von dem Geschrei der Kunden. Ein Müller hat eben nicht viel zu thun. So lang sich sein Flügel schnarrend um die Achse dreht, braucht er nicht zu sorgen, der Wind des guten Vaters im Himmel bereitet ihm sein Brod. Wenn sie je wieder zurückkehren, lieber Herr, und von Weitem einen Flügel über diesem Strohdach schwirren sehn, so behaupten sie nur dreist, dort wohnt ein Mann, Namens Jahoua, der nichts mehr weiter vom lieben Gott verlangt.

Nachdem er diese Worte mit einer Art von wilder, gefühlvoller Eleganz gesprochen, die mich tief rührte, entblößte der Schreiner sein Haupt, wünschte uns einen guten Morgen und gieng in seinen Taubenschlag zurück.

— »Nun,« frug Franz als wir einige Schritte fortgegangen waren, »was hältst Du von diesem Manne?«

— »Es ist ein großes Genie, das all' sein Wissen an eine abscheuliche Wanduhr und eine Mühle verschwendet hat.«

— »Wenn er noch je diese Mühle vollendet;« sagte Franz.

— »Und warum nicht?«

— »Dieser Mann trägt eine Pulsadergeschwulst bei sich, wovon er nicht die geringste Ahnung hat; in anderthalb Jahren ist er todt und die Mühle bleibt unvollendet.«

Ich hielt plötzlich inne, ein lauter Schrei wand sich aus meiner Brust los und ich warf unwillkührlich einen wilden Blick nach Jahouas Wohnung.

Der Arme stand noch unter seiner Thüre und sah empor zum Dache seines Hauses; seine drei kleinen Kinder spielten vor der Hütte im Sonnenschein.

Ich fühlte wie eine Thräne meinen Augen quoll, wendete das Gesicht ab und kehrte schweigend auf dem Wege nach dem Dorfe zurück.

Deutsch von Karl Wild.

August Stöber, Redakteur. Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 32.
Samstag, den 10. August 1839.

Demoiselle Marly.

Ballade.

Heisa! schwebendes
Reiterkind,
Muthig strebendes,
Auf geschwind!
Tummel' in stäubenden Kreisen
Dein Roß,
Daß staune der Troß;
Klingt rascher, ihr rauschenden Weisen!

Hurrah! wetternder
Paukenschall,
Lustig schmetternder
Peitschenknall
Rauscht zu den Silberposaunen
Daher;
Ein wogendes Meer
Voll tobender Grillen und Launen.

Wild auf bebende
Rennerbahn
Stürzt sich die Schwebende
Jetzt hinan;
Glänzend ein Roß mit Korallen
Geziert,
Im Flug' entführt
Die Kühne durch jauchzende Hallen.

Flatternd pauschende
Bänder wehn,
Faltig rauschende
Kleider dreh'n
Sich um's dämonische Wesen
So wild,
Um's Wundergebild,
Zur Circe der Rennbahn erlesen.

Lieblich Gaukelnde
Sonder Rast,
Wie die schaukelnde
Luft dich faßt! —
Schwebend und bebend im Bogen
So gleich;
So üppich reich
Von wogenden Locken umflogen.

Heisa! prangender
Apfel steigt,
Glücklich von langender
Hand erreicht! —
Blinkend nun fliegen drei Flaschen
Empor,
Im Apfelchor
Von reizenden Händen zu haschen.

Seht, die schimmernde
Hand erreicht

All das Flimmernde
Keck und leicht.
Wie auf ätherischem Wagen
So frei,
Sieht man dabei
Die Zauberin Marly getragen.

Mancher liebende
Jünglingssinn
Glüht für die übende
Zauberin.
Schaut, in die staunenden Schranken
Tritt,
Mit festem Schritt,
Ein Jüngling voll kühner Gedanken.

„Herrlich ragende
Reiterfee,
Deine wagende
Wunderhöh'
Preßt mir das Herz in Gelüsten
Zu dir,
O leihe mir
Ein Roß, mich zum Wettkampf zu rüsten!"

Als er in glühender
Hast noch sprach,
Folget ein blühender
Jüngling nach;
Zwei nun fodern zusammen:
„O gib
Ein Roß der Lieb',
Ein Roß für die glühenden Flammen!"

Und die lächelnde
Fee bedingt:
„Wer das fächelnde
Ziel erringt,
Zwölfmal am Fähnlein ohn' Fehlen
Hineilt,
Dem ohnverweilt
Soll Herz und Hand sich vermählen!"

Horch', wie der blasende
Jubel erklingt,
Wie sich das rasende
Reiterchor schwingt! —
Schäumende Nüstern, — geschwungen
Der Schweif, —
Drei Reiter im Streif
Des Schlangengewirbels gerungen.

Weh! verhallender
Jubel schweigt,
Dumpfig lallender
Klagruf steigt. —
Zerschmettert mit blut'gem Gewande
Liegt
Ein Jeder besiegt
Im dampfenden, ächzenden Sande.

Und die schaurige
Siegerin
Lacht in die traurige
Fähr dahin;
Ist dann im Nu verschwunden
Alsbald. —
Im nahen Wald
Ward todt sie an Klippen gefunden. —

Als die rollende
Glocke klang
Und die grollende
Mitternacht sang,
Galoppten um stiebende Scheiter
Der Bahn,
Im Höllenwahn — —
Drei rasende feurige Reiter! —

Darmstadt. L. C. Wittich.

Der

Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

Unter diesen Verhältnissen konnte es den Insulanern, welche den Unfug eines solchen Unraths um sich her fühlten, am Ende höchst gleichgiltig sein, ob sie heute oder morgen französisch, englisch oder päbstlich-katholisch werden würden, wenn nicht eine sehr natürliche Vorliebe für ihre Verbindung mit Dänemark und den friesisch-dänischen Provinzen, im Bewußtsein ihrer Nationalität begründet gelegen. Die Justizverwaltung

Dänemarks, welcher die Insel auf der Basis der Appellation unterworfen war, bewies sich keineswegs willkürlich und ungerecht, sobald eine Sache einem gewandten Obergerichts-Advokaten oder Assessor durch die Hände gegangen. Somit wär es ein Leichtes gewesen, dem Eingriff einiger Schurken in die Rechte und Institutionen der Insel Einhalt zu thun, wenn die Insulaner den Muth gehabt hätten, ihre Rechte zu behaupten und ihre Institutionen aufrecht zu erhalten.

Unter den Volksliedern, welche jener Zeit in jenen nordischen Provinzen „gang und gäbig“ waren, erscholl besonders ein sehr characteristisches dessen Anfangsstrophen das Ganze bezeichneten. Es lautete unter tragikomischer Melodie:

„Laßt die Poli-...tiker nur sprechen,
Ob Frank-..reich o-..der Eng-..land siegt!“

— ein bedeutendes Belege zur politischen Blödsinnigkeit der Völker, welche nach und nach ihre Millionen und ihr Blut zu jenem Kampfe hergaben in besungener und singender Gleichgiltigkeit über den Ausgang eines Krieges, dessen Grund und Veranlassung ihnen so dunkel blieb, wie sie sich was einbildeten auf ihre Blindheit in Bezug auf ihre eigene Zukunft.

Ohne sich um Politik zu bekümmern, wanderte mancher Helgoländer auf seiner Klippe einher in die Ferne spähend, Gelegenheit erwartend etwas zu verdienen; und gab gerne dem volksthümlichen Capt'n Dünk einen verstohlenen oder offnen Wink, wenn ein schwerbelasteter brittischer Kiel einher- oder vorüberstrich.

Capt'n Dünk ließ einige seiner dienstbaren Geister in sein Comptoir kommen und veranstaltete die Abfahrt einer Chaloupe nach Tönning, theils um einige Briefe zur Post zu besorgen, theils um eine ansehnliche Quantität Munition herbeizuschaffen, ein Artikel an welchen auf Helgoland wenig gedacht wurde.

Diese Art Dienstleistungen waren den Insulanern mithin am willkommensten, da sie ihnen was zu thun, was zu verdienen, und zugleich Gelegenheit gaben Jemanden durch äusserst glückliche Besorgung einer Commission gefällig zu sein. Was Capt'n Dünk, wie jeder Andere, der Art, einem Helgoländer übertrug, sahe er zuverlässig vollzogen und in dieser Beziehung gibt es wohl kaum ein gewissenhafteres Volk wie unsere Insulaner.

In den Freistunden, welche die vielfachen Geschäfte dem Admiral an jenem Tage gestatteten, machte er seine gewöhnliche Visite in den Häusern, in welchen er seit Jahren als Gast gern gesehen war, ohne sich etwa zu fürchten mit dem dandy zusammenzutreffen, der ihm, — nach seinem richtigen Blick, — grade nicht der Mann schien, welcher ohne dreitägige Bedenkzeit sein Leben auf's Spiel setze, eigenhändig einen Feind seiner Nation aus dem Wege zu räumen.

Nach vollbrachtem Tagewerk saß er an seinem alten Platz in der Oberstube des Schifferhauses, rauchte seine Cigarre, trank sein Glas negus und suchte den aufmerksamen Insulanern das Evangelium der Freiheit auszulegen, während sein junger Freund Alphonse wie gewöhnlich, so oft er Abends am Lande war, im Familienkreise des alten Rommen verweilte. Früher als Pierre ihn erwartete erschien Alphonse im Fischerhause, ebenfalls einen Platz einnehmend, ohne durch sein Antlitz Helgoländer Scrupel zu verrathen.

Nach etwa einer halben Stunde wurden beide an Bord gerufen, indem de Ruytter ein Billet an Joseph gesandt hatte, diesen Abruf zu bezwecken, damit nicht etwa die ewig grübelnden Helgoländer die Frage beschäftigen könne: „was mosjö de Ruytter wohl so Wichtiges auf der Insel erfahren, das er ihn eilig aus dem Schifferhause und an Bord geführt habe?“

Indem sie sich entfernen wollten, trat Broder über die Schwelle. Besonders heiter lächelnd, wünschte er der ganzen Gesellschaft sein guten Abend!

„Nun? Broder? was hast Du denn Neues? das muß was Erfreuliches sein!“ fragte ihn ein Insulaner. „Du siehst ja so blied*) aus?“

„Ich? blied?“ lachte Jener, „o Controlleur! (wollte sagen au contraire) ich ärgere mich, und bin verdrüßlich! mein Gesicht lügt!“ er wandte sich um mit ernsterer Miene an Capt'n Dünk und sprach: „Ich habe so 'n Ballen Tau gefunden, Herr Captein, als dieses „Endjen“ Probe. Ist das dick genug? oder soll ich noch morgen wieder suchen? Vielleicht finde ich noch anderes, wenn das nicht recht ist!“

Capt'n Dünk verstand diese Art und Weise des verschlagenen Broders, sich 'n Warf (ein Gewerbe) zu wählen, wenn er die wahre Veranlassung eines Ganges der Insulaner Wißbegierde verhehlen wollte.

„Das kann wohl gut sein, Broder!“ erwiederte de Dunque; „aber Sie müssen mit an Bord kommen, damit wir sehen ob es accurat in die Rolle passet.“

— „Von Herzen gern!“ rief Broder „ganz wie's Ihnen gefällig ist! Herr Captein.“

Sie wanderten an's Ufer und Broder begann seinen Bericht dem Capitain leise in's Ohr redend:

— „Nun Herr Captein! wenn das 'n paar Franzosen sind, die Sie mir zu Gast gegeben haben, da will ich ein Pommeraner sein! Ich will wetten, es sind nicht nur beide 'n paar Engelsmänner, sondern 'n paar recht dumme Engelsmänner, wenn ihnen was dran liegt 'n ganzen Tag hindurch für Fran-

*) Blied, (nord-friesisch) freundlich, heiter, lächelnd.

zosen zu passiren. Ich nahm sie recht gastfreundlich auf und zu mir an unsern Tisch, als 'n paar brave Franzmänner die ihr Schiff verloren und nun bei Capt'n Dünk wieder ankommen wollten. Sie benahmen sich recht höflich und nett und wollten dann auch bei Tische recht anständig essen, wie ich bald merkte; so recht wie 'n paar Gentlemänner! — Was meinen Sie wohl, Herr Captein, sie aßen ihre Schellfisch und Kartoffel so nett mit der Gabel in der linken Hand, als je ein Gentleman seine Gabel an den Mund bringt. Ich dachte, die können lange auf englischen Schiffen gefahren sein, die beiden Linksesser! aber dann müßten Sie doch auch wohl das geringste Englisch verstehen! und auf Alles, was ich auf Englisch zu ihnen sagte, oder sie fragte, antwortten sie verdrießlich:

«Schöne comprangba!» (je ne comprends pas.) Diese Schöne habe ich schon heute so oft nennen höre, daß ich ihren Namen mein Lebtag' nicht vergesse! Hohl' der Teufel eure Jumfer comprangba! dachte ich, und fluchte es endlich ganz laut, als die Kerls mir immer mit ihrer Schönen kamen und kein Englisch verstehen wollten. Ich habe französische Matrosen genug essen sehen, so oft ich Lootse auf franz'schen Schiffen gewesen bin; aber die essen, wie andere vernünftige Leut', mit der rechten Hand.

«Nun war ich wild und ärgerlich geworden und sagte zu meiner Frau auf Englisch: das sind die ersten Franzosen, die ich mit der linken Hand essen sah! und schaute dabei meinen beiden Franzmänner scharf in's Auge. Da hätten Sie mal sehen sollen! Herr Captein! wie die beiden Franzmänner roth worden! roth! — roth! Herr Captein! so roth als Mister John Booze seine Nase! — Die verstehen also besser Englisch als meine Frau, der ich auf Helg'länderisch sagen mußte was ich meinte. — Gott biwohr 'ns! rief meine Frau! wenn das 'n paar Engelsmänner sind und die zu Capt'n Dünk an Bord kommen; die bringen ihn um! — darum sollen sie grade nicht an Bord, meinte ich nun. Aber ich wollte nun noch erst mehr Beweise haben.»

«Nun?» unterbrach ihn der Capitain, «ich bin begierig.»

— «Ich dachte,» fuhr Breder fort, «sind das nun ein paar englische Matrosen so sehen sie mir alt genug darnach aus, daß sie ein Seemannswappen auf 'm Arm gebrannt tragen können. Da sie nun nichts anders mit sich führen als was sie auf 'm Leib haben, so dachte ich du sollst ihnen 'n paar Hemde geben und ihre groben Hemde können sie dann waschen. Ich nahm nun 'n paar von meinen guten alten Hemden und gieng zu ihnen in ihre Kammer, wo ich sie einquartirt hatte. Was Waschen auf Französch' heißt, wußte ich nicht, aber was schangscheh (changer) auf Deutsch und Helg'länderisch heißt, daß wußte ich seitdem ich manchen Franzosen nach Curhaven gebracht habe; denn wenn 'n französ'scher Captein oder Steuermann meinte, ich müße meinen Cours ändern oder verändern, dann sprach er von schanzcheh! und wenn 'n französ'scher 'nen Louisd'or in dänisch Geld wechseln wollte, dann sprach er auch von schangscheh.

«Schangscheh! schangscheh! schöne comprangba! schangscheh! rief ich also mit meinen beiden feinen Hemden in der Hand, und die Kerls ließen sich das nicht dreimal rufen; weil sie wohl befürchteten, ich könnte mich besinnen und die beiden feinen Hemde wieder mitnehmen. Wie 's Donnerwetter waren die Jacken und die wollenen rothen Hemde vom Leder geworfen und meine beiden Franzmänner standen da wie 'n paar englische Boxers in Hosen und naturledernen Spenzern. Da sah ich denn nun, was ich sehen wollte. — Was meinen Sie wohl, Herr Captein, was der Eine auf 'm Arm gebrannt hat? Das ganze englische Wappen mit Löwe und Eichhorn nebenbei, mit der Krone drüber und mit der Umschrift God save the King! — Nun Herr Captein! nun! was sagen Sie nun zu ihren beiden Landsleuten? Sind das nicht 'mal 'n paar feine Kerls! denn der Andere, der hat auch was Gebranntes auf 'm Arm und das was recht brandig Gebranntes! — und auch sogar was auf der Brust! Auf der Brust hat er das ganze Leiden Christi mit den beiden Schächern daneben! und am Arm ein Anker und eine Boddel (Bouteille) mit der Überschrift: Brandy for ever!!*) wenn 'n Franzmann sich das brandy for ever! in die Haut brennen läßt, so will ich mir's vor die Stirn brennen lassen!»

Sie waren langsam wandernd an's Ufer gelangt, wo das Ruderbort des Corsars fertig lag, indem die Matrosen ihre Sitze bereits eingenommen und die Ruder zum Wellen-Schlage fertig, militärisch in gleicher Höhe in den Händen hielten.

Pierre und Alphonse konnten nicht umhin, herzlich laut zu lachen und betheuerten dem wackern Breder ihren Dank für seine pfiffige Aufmerksamkeit.

«Sie haben sich doch nichts merken lassen?» fragte de Ruytter, «damit die Kerls nicht Bedenklichkeiten spüren und sich zurück ziehen?»

«I bewahre! Herr de Ruytter! bei Leibe nicht! nichts Anders als was ich bei Tische sagen mußte, um sie zum Rothwerden zu bringen. Als ich das fertig hatte, da stellte ich mich so dumm, wenn ich bei ihnen war, wie 'n Rathmann bevor der Landvogt ihn ernennt. — Aber es ist noch 'n dritter Matrose mit den beiden angekommen, der ist gescheidter; der gibt sich

*) Brandy, Brantwein; for ever, für immer, ist aber hier unübersetzbar, da es auch als hoch oder vivat gebraucht wird; z. B. Wellington for ever!

nicht für 'n Franzmann aus, der sagt geradezu, daß er 'n Engelsmann ist, und damit Basta; der logiert hier unten auf 'm Vorlande beim alten braven Boysen, der flucht auf die beiden Andern und nennt sie french' dogs! Sie verstehen so so viel English, Herr Capitain, daß sie wissen, was das heißt. — french dogs!*) schimpft er sie, aber ich glaube, »er thut man so,« **) und weiß recht gut, wer und was sie sind, so gut als Brodder es nun weiß! und als Sie 's nun wissen.«

Brodder sprang in ein Boot und nahm einen guten Freund als zweiten Mann zum Rudern mit, indem er seine Helgoländer zu gut kannte, als daß er seine Zoll-Commission hätte aufgeben sollen, wenn er seine Rolle unbemerkt weiter spielen wollte. Er ruderte neben dem Capitainsboot der République her, das ihm aber bald voraneilte, während die Ruderer im Takt ein französisches Nationallied sangen.

Endlich kam auch Brodder an Bord, empfing eine Begleitrede und nahm sie mit an Land, der ganzen Insel im Rothbäcke zu beweisen, daß er blos der langen Zauwerks wegen so lange mit Carl'n Dank gebrochen habe.

Alphonse erklärte nun seinem Freunde und Chef, daß er ihm etwas mitzutheilen habe, worauf sie sich in des Capitains Zimmer begaben, wo dieser nach Alphonse Einleitung das Briefcouvert seiner Freundin empfing. — Es ist wohl nicht leicht ein Mannesherz unter Blut und Tod, unterm Donner des Geschützes und unter dem Schwerte der Erfahrung so sehr verhärtet, daß nicht eine edle That der reinsten Aufopferung ihn rühren und erschüttern sollte, — zumal wenn diese That und diese Aufopferung ihn selbst, sein eigenes Leben betrifft.

Weniger die Entdeckung an und für sich, welche jener Brief enthielt, als der edelmüthig erhabene Charakter der jungen Engländerin, den er beurkundete, ergriff und durchbebte den Corsar. Die Gefahr, welcher jenes weibliche Wesen sich aussetzte, ihn aus einem Gewebe der Intrigue zu befreien und zu retten, das ihn auf zweifache Weise umsponnen, war der erste und wichtigste Punkt seiner Anschauung, bei welchem er seine eigene Gefahr zu vergessen schien. Als Mann in so mancher Stellung, wie wir ihn seither erblickten, fühlte er im Momente der Entdeckung, die Verpflichtung, welche nun ihm oblag, jene Liebende der Gefahr der Rache zu entreißen, die sie unbedingt treffen würde, falls seine Feinde die geringste Ahnung dessen erlangten, was sie aus rücksichtsloser Liebe für ihn gethan — und ferner zu thun entschlossen war.

»Miß Rose muß in Sicherheit gebracht werden und wo möglich zu meinen Verwandten nach Frankreich!« war der erste und unwandelbare Entschluß der aus dem Gewirre der Empfindungen emporstieg, welche ihn durchkreuzten.

»Unser ganzes Geschwader in die Luft zu sprengen!...« fuhr er fort, »das hat freilich so leicht keine Gefahr, da wir selbst und unser Brodder mit dabei sind,..... mich vor Gift in Acht nehmen, das ist freilich schwieriger, allein auf der Insel habe ich nichts zu befürchten; kein Insulaner würde sich dazu hergeben, theils weil sie zu keinem edelmüthigen Charakter sind, theils weil es ihnen an Muth fehlen würde, die Folgen auf sich zu nehmen. — Daß ich nicht nächstens bei einer Plaunparthie vergiftet werde, habe ich alle meinem Engel zu danken und... ich werde suchen ihr meinen Dank durch die That zu beweisen. Was den Kampf betrifft der uns bevorsteht, da thut es mir nur leid, daß Sie uns auf offenem Meere beunruhigen werden, bevor sie die Insel angreifen und daß wir hier nicht unthätig liegen können, bis die Diplomaten mit ihrem Plan gegen Dänemark hervorbrechen.«

Joseph wurde aus seiner Cabine gerufen, ihm die Lage der Dinge mitgetheilt und diese mit ihm berathen; worauf Alphonse an Bord des Saint-Just gesandt ward, dem Commandeur anzuvertrauen, was die Vorsicht erforderte, ohne die Quelle zu bezeichnen, aus welchen die Offiziere der République so manche Aufschlüsse geschöpft hatten.

17.

Der folgende Tag war ein Sonntag, an welchem der Herr Pastor eine salbungsreiche Predigt ablas, über den schönen Text: 1 Petri 2, 13. 14. und 18.

»Seid unterthan aller menschlichen Ordnung, um des Herrn Willen, es sei dem König als dem Obersten, oder den Hauptleuten als den Gesandten, von ihm zur Rache über die Uebelthäter und zu Lobe den Frommen. Ihr Knechte! seid unterthan mit aller Furcht dem Herrn, nicht allein dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen!«

Es war eine »zeitgemäße« Predigt, wie denn überhaupt ein ehrwürdiger Pastor seine Pflicht zu erfüllen weiß, indem er die Wahl seiner Texte und die Eloquenz seiner Exegese den Zeitumständen, Ereignissen und Verhältnissen der Gegenwart anzupassen weiß; — zumal wenn er von der Regierung eine Zulage bekommt oder von einer künftigen Regierung eine zu

*) Französische Hunde! Dieses englische Schimpfwort ist später national geworden, indem es im Munde des Volks beinahe alle Ausländer in England trifft, sie mögen Franzosen sein oder nicht. Wie das neu-griechische: frenki, bedeutet french hier was nicht national und wilden den Engländern verächtlich ist, in Uebereinstimmung mit dem Ausdruck foreigner (Fremder), der ebenfalls als Schimpfwort gilt.

A. des Verf.

**) »Er thut man so,« er verstellt sich.

erwartet hat. — Er las nicht minder andächtig das vorgeschriebene Gebet, um Erhaltung des regierenden Königs und des ganzen königlichen Hauses, und lispelte so rasch als möglich die Gebetformel, um segenreichen Fischfang und um Schutz der Insulaner vor Gefahr auf dem Meere rc., wofür ihm jede Fischer-Chaloupe allerdings auch nur Einen Speciesthaler jährlich opferte.

Lange zuvor aber ehe die Glocke zur Kirche läutete, ruderte das Capitainsboot der Republique an Land, welches die beiden Brüder Pierre und Joseph in ihrem »Stern« trug. Letzterer, als Bevollmächtigter der Marine, wollte die beiden Matrosen nur selbst sehen und examiniren, oder in Verhör nehmen. Statt der beiden Franzmänner trat Brober allein zu den Brüdern der Republique in's Schifferhaus.

»Na!« lachte er ihnen entgegen! »da bin ich nun! Ganz allein; Einer für zwei! Nun können Sie mich für 'n Franzosen halten und mich in Ihre Musterrolle einschreiben und das doppelt, wenn Sie wirklich um zwei Kerls an Bord verlegen sind; — werde meine Frau bereden, daß sie mit geht, denn — mit den beiden Franzmännern ist es nichts! die sind zum Teufel und meine beiden neuen alten Hemde dazu! Gelacht habe ich dem' Morgen schon! Herr Capitain! daß mir die Thränen über die Backen liefen. So geht's, wenn man nicht gleich zugreift! Hätten die Kerls gestern Abend an Bord sein sollen; wenn sie gegangen wären, das scheint noch die Frage. Fort sind sie — zum Teufel sind sie, der sie wahrscheinlich hergeführt hatte. Aber auf der Insel müssen sie noch sein, wenn sie nicht diese Nacht mit 'n Boot von 'nem Kauffahrteischiff irgendwo an Bord gerudert sind: Nun such' sie einmal Einer! Wahrscheinlich haben sie calculirt bei sich selbst: ob es besser wäre, sich in den neuen Hemden an einer französischen Raa aufhängen lassen, oder in den neuen Hemden noch ein wenig auf der Welt spazieren zu gehen?

Die beiden Brüder lachten mit Brober ein Terzett, bedauerten aber, daß die Kerls ihnen entgangen, wenn es auch unterdessen unvermeidlich gewesen.

Man hatte keinen rechtlichen Grund sie bis dahin, weder auf der Insel noch an Bord, als Gefangene zu bewachen; und sie an Bord zu bringen, grade weil sie verdächtig waren, wäre eben so unzweckmäßig gewesen. Der dritte Matrose, der in ihrer Gesellschaft angekommen und seine Bekanntschaft mit ihnen läugnete, schien Allen am Ende der wichtigste und gefährlichste, und Brober wurde ersucht ihn ein Wenig in's Auge zu fassen.

Joseph fuhr wieder an Bord, die Wache de Ruytter's zu übernehmen, dessen Anwesenheit »am Wall« für nöthig erachtet wurde, in Hinsicht einer etwaigen ferneren Mittheilung des »schwebenden Engels« auf dem früher eingeleiteten Wege.

John Bonze eröffnete seiner Nichte am Morgen beim breakfast, daß sein business ihn eilig nach London rufe, sie sich daher zur Abreise fertig machen möge, ihn zu begleiten. Er fügte hinzu, daß er eine Brigg unter Convoi aus der Elbe erwarte, ihn hinüber zu führen, und daß Mister Bank ihr Reisegefährte sein werde, der übrigens heute wieder zu Tische komme. Das Ganze möge Geheimniß bleiben, wie jede Geschäftsreise eines Engländers.

Miß Rose hatte seither die Crisis aller krampfhaften Empfindungen in ihrem Gemüthe überwunden und eine Herrschaft über sich selbst und ihre innern Bewegungen erlangt, welcher ein Weib fähig ist, das aus Liebe leidet, duldet und handelt. Sie äußerte ihre Freude, das prachtvolle London wieder zu sehen, dessen Gewühl und Glanz ihr wie ein Traum aus früher Kindheit vorschwebe, und schien besonders angenehm überrascht durch die Nachricht, daß Mister Bank ihr Reisegefährte sein werde. Das war willkommenes Wasser auf des Onkels Mühle, der sich nun um einen bedeutenden Schritt weiter vorgerückt wähnte, in die relation des Hauses Bank und Robertson einzutreten.

Miß Rose benutzte einen Augenblick der Muße, ein zweites Billet an ihren Geliebten zu schreiben, welches insbesondere die Ankündigung der erwarteten Brigg unter Convoi enthielt. Ihre Mittheilungen trugen den Charakter der Briefe einer Schwester, ohne irgend eine Ergießung der Gefühle, welche sie hervorriefen.

Mister Bank erschien eine halbe Stunde vor der bestimmten Tafelzeit, und war nicht wenig erfreut, seine zukünftige Braut in so heiterer Stimmung zu finden, welche während seines Besuchs sich eher erhöhte als in Mißmuth und Traurigkeit überging.

Die beiden Männer hatten nach Tische wie zuvor viel Geschäftssachen mit einander abzumachen und zogen sich ins drawingroom zurück, während Miß Rose eine Kaffee-Visite bei der Frau Pastorin abstattete, wo sie verabredetermaßen ihre Busenfreundin traf, der sie das Billet in zweifachem Couvert glücklich zustellte, ohne daß der Canarienvogel im Zimmer, geschweige noch sonst eine Seele, es bemerkte. (Die Fortsetzung folgt.)

Karls des Großen

Reise nach Jerusalem und Constantinopel.

(Schluß.)

»Der König Hugo,« sprach Ernald, »ließ vier Lasten Blei nehmen und sie zusammen in einem Kessel schmelzen lassen; dann gieße man das Blei in eine große, tiefe Bütte und fülle sie damit. Ich setze mich hernach hinein ganz nackt: ist das Blei nun ruhig geworden und dicht, so werdet Ihr sehen wie

ich mich hervordrängen, das Blei trennen und um mich her zerbersten werde, daß kein Stückchen, wäre es auch leicht wie ein Schilfrohr, davon übrig bleiben wird.« »Dieser hat,« sprach der Spion, »großes verheißen; nie hab ich auf der Welt von einem so harten Fleische reden hören; wenn er es vollbringt, so ist er von Eisen und Stahl.«

»Jetzt ist's an Euch zu rühmen, Aimer« sprach der Kaiser; der Graf fand sich willig und sprach:

»Ich habe einen Hut, der spitz zugeht, und von einem großen mächtigen Zauberer auf der See ist verfertigt worden: Morgen wenn König Hugo zu Tische sitzt, werde ich ihn aufsetzen, und des Monarchen Fische wegessen und seinen Claretwein trinken: dann komme ich von hinten her und drücke ihm den Kopf voran auf Tisch, daß sich Bart, um Wange und Stirne, vermindert.« — »Bei Gott,« sprach der Aufwärter, »der Mensch ist rasend: wie thöricht handelte der König, daß er Euch bei sich aufnahm.«

Auf Karls Aufforderung hub nun Bertram an: »Verschaffet mir morgen drei starke, leere Schilde, dann gehe ich dort unter jene uralte Tanne, dort werdet Ihr sehen, daß ich sie so heftig zusammenschlagen und aufwärts werfen, auch dabei so schreien werde, daß in einem Umfang von vier Stunden weder Hirsch, noch Fuchs, noch Rehe, noch Dammhirsch, noch Hirschkuh länger bleiben wird. »Ei,« bemerkte der Aufpasser, »das heißt tollen Spaß getrieben: wenn dieß Hugo erfährt, wird er bitterböse darüber.«

Der Beschluß der vermessenen Reden machte nach des Kaisers Willen Herr Genin, und sagte: »Man gebe mir ein starkes, breites Schwert, groß und schwer, so daß ein Lastträger genug daran zu schleppen hätte; an dem Griffe muß, eine Elle lang, Eisen sich befinden. Man lege ferner auf die Spitze jenes Thurmes, auf jenen Pfeiler von Marmor, zwölf Pfennige übereinander: ich will mich dann eine Meile weit zurückziehen und dennoch die oberste dieser Münzen so leicht und geschickt an den Fuß des Thurmes herabschlagen, daß sich die Andern nicht bewegen sollen. Dann will ich so schnell und hastig herbeispringen, daß ich im Laufe vor die Saalthüre komme und mit zusammengedrängten Füßen verhindere, daß der Pfennig nicht bis zur Erde niederfällt.« »Bei meiner Treu,« sagte der Aufpasser, »dieses Wagestück ist drei der Andern werth: Dieser hat doch gar keine Achtung vor dem König meinem Herrn!« — Als der Graf seinen Schwank geendigt hatte, schliefen sie alle ein.

Nun verließ der Horcher den Saal, und trat in Hugo's Schlafgemach, das er halbgeöffnet gefunden, und kam zu des König's Bett. Als dieser ihn erblickte, sprach er hastig zu ihm: »Nun, was machen die Franken und Karl mit dem ernsten Gesicht? Hörtest Du sie sagen, daß sie noch bei uns bleiben wollen?« — »In Wahrheit,« entgegnete der Lauscher, »daran haben sie wohl nicht gedacht, sie haben Euch aber lächerlich gemacht und genugsam verhöhnt.« Nun hinterbrachte er genau Alles was er gehört hatte. Als dieß der König vernahm, ergriff ihn ein mächtiger Ingrimm. »Bei meiner Treu,« rief er aus, »Karl hat eine große Thorheit begangen, daß er so leichtfertig meiner gespottet, und doch habe ich ihnen gestern Abend meinen Marmorsaal eingeräumt. Wenn sie das nicht vollbringen, dessen sie sich vermessen haben, so will ich ihnen mit meinem blitzenden Schwerte die Scheitel abschlagen.« Sogleich ließ er nahe an Hunderttausend seiner Mannen zusammenrufen, die mit Harnischen, und Helmen bekleidet, und mit Schwertern umgürtet, die kaiserliche Burg umlagerten. Als Karl, nach dem Gottesdienst, aus dem Dom trat, einen Olivenzweig in der Hand, und von seinen zwölf letzten Begleitern umgeben, erblickte ihn König Hugo und rief ihm schon aus der Ferne der Vorwürfe zu: »Karl, warum habt Ihr mich geschmäht und verspottet? ich habe Euch doch meinen Marmorsaal zur Herberge angewiesen: solcher Leichtfertigkeit hättet Ihr Euch nicht hingeben sollen. Könnt Ihr nun, was Ihr versprochen nicht leisten, so soll Euch mein scharfes Schwert die Häupter abschlagen.« Als der Kaiser dieß hört, erschrickt er bei sich selbst, und sagt zu seinen Paladinen: »Wir waren gestern Abend alle vom Wein und Claret erhitzt, ich glaube der König hatte in unserm Zimmer einen Spion.«

»Herr,« sagte er dann ferner zu Hugo, »gestern Abend habt Ihr uns geherberget und uns Wein und Trank in Fülle gegeben: es ist so in Frankenland, in Paris und in Chartres der Gebrauch, daß wenn sich die Franken zu Bette legen, so sagen sie im Scherze und Muthwillen manches Übertriebene, doch führen sie oft auch ernste Gespräche. Laßt mich mit meiner derben Gesellschaft einige Worte sprechen, dann will ich Euch eine zur Sühne führende Antwort geben.« — »Ihr treibt es doch zu arg,« erwiederte Hugo, »und ich schwöre bei meinem weißen Barte, daß wenn wir uns trennen Ihr Euch über Niemand anders lustig machen werdet.«

Der große Karl wandte sich nun zu seinen zwölf Pairs und hielt unter einem Bogengewölbe Rath mit ihnen: »Ihr Herren,« sprach er, »uns ist große Unbill widerfahren: wir hatten alle viel Wein und Claret getrunken und sprachen nicht wenig Ungeziemendes.« Nun läßt er die Reliquien vor sich hinstellen; alle fallen auf die Kniee, bekennen ihre Fehler, und bitten den Herrn des Himmels er möge sie von dem gegen sie so ergrimmten König Hugo sie beschützen. Und siehe ein Engel stieg vom Himmel herab, hob Karlen von der Erde auf und sprach ihn also an: »Der Herr der Kirche läßt Dir durch mich Trost verkünden,

Es war große Thorheit von Euch so schweres Unternehmen Euch zu vermessen; aber darum ergeht auch der Befehl an Dich, nie mehr auf solche Weise einen Menschen zu spotten. Immerhin beginnt jetzt eure Wagestücke, keines soll mißlingen.« Als der Kaiser dieß hört, kehrt die Freude in sein Inneres zurück. »Auf,« sagte er, »meine Freunde, kommt wir wollen zum König Hugo, in seinen Pallast gehen.« —

»Nun,« sprach dieser, »hier ist ja Wilhelm, der Sohn des Grafen Aimeri. Er nehme nun die in dem Zimmer liegende Kugel, und werfe sie, wie er gestern Abend es vorgab.«

Graf Wilhelm sah, daß der Spaß ihn angehe: da legte er seinen Pelz mit braunen Zobeln ab, und trat in das Zimmer wo sich die Kugel befand. Mit einer Hand hob er sie auf, gab ihr einen kräftigen Schwung und ließ sie vor Jedermanns Augen dahinrollen, daß sie mehr als vierzig Klafter Mauer hinwegschlug, aber nur durch Gottes Zulassung, nicht aus eigner Kraft. Leid that es dem König Hugo als er so seinen Pallast beschädigt sah: »Das ist,« sprach er zu seinen Leuten, »ein schlechter Spaß, und wahrlich weder schön noch erfreulich. Diese Leute sind Zauberer: sie sind hieher gekommen, um mein Land und meine Besitzungen an sich zu reißen. Ich will nun sehn ob die Andern auch so geschickt sind: fehlt es auch nur Einem, so lasse ich sie, bei Gott, morgen unter jener Tanne an den lichten Galgen hängen.« — »Nun Herr,« sprach Karl, »wollt Ihr noch mehr solche Späße sehen? wen Ihr auswählt, der muß fortfahren.« »Ei,« sprach Hugo der Starke, »hier ist ja Bernhard der Sohn Aimeris, der sich rühmte, er wolle das große Wasser, das jenes Thal durchströmt, ganz aus seinem Bette treten machen; es solle auch in die Stadt laufen, alles überschwemmen, selbst in meine höchste Burg dringen, und so lange er es wolle daselbst verbleiben.«

Nun weiß der Graf Bernhard, daß seine Reihe gekommen ist: »Bittet Gott für mich,« sagt er zu Karl, und läuft zu dem Wasser, dem er ein Zeichen gibt. Der glorreiche Gott im Himmel wirkte ein Wunder, denn alles Wasser verließ sein Bett, ergoß sich über die Felder, drang in die Stadt und füllte die Keller. Jedermann sah sich dem Andrange des Wassers preisgegeben. Der König bestieg eilig seinen höchsten Thurm: aber Karl mit dem stolzen Antlitz und seinen zwölf Pairs bestieg eine uralte Tanne; und bat Gott den Herrn er möge ihnen seinen Schutz gewähren.

Auf der uralten Tanne hört Karl, wie Hugo auf seinem Thurme wehklagt: Er will ihm seinen Schatz schenken, den er nach Frankreich führen kann; er will auch sein Vasall werden, und von ihm sein Reich zum Lehen empfangen. Als dieß der Kaiser hört, ergreift ihn tiefes Mitleid; wenn Demuth sich zeigt, gibt ja selbst der Hochfahrende nach. Auf Karl's ernstliches Gebet, tritt das Gewässer zurück in sein Bett, und nun kann Hugo seinen Thurm wieder verlassen. Im Schatten eines Fruchtbaumes traf er den Kaiser. »Wahrlich,« sprach er zu ihm, »ich sehe daß Gott Euch beschützt: Ich will Euer Vasall werden, von Euch mein Reich als Lehen empfangen, Euch meinen Schatz geben und ihn Euch ins Frankenland führen lassen.« — »Wollt Ihr noch mehr solcher Schwänke, Herr,« sagte Karl. »Die ganze Woche nicht mehr,« erwiederte Hugo: »so glaube ich, sollen sie genügt seyn, und ich werde mich nie darüber beklagen.«

»Herr,« sprach nun der große Karl zu Hugo dem Starken, »nun seid Ihr mein Vasall; nun sollen aber auch große Feste, Feierlichkeiten und Vergnügungen Statt haben: wir wollen Beide unsre Kronen tragen; Euch zu Lieb bin ich bereit es zu thun.« »Daß ich trage die Meinige,« erwiederte Hugo, »nach eurem Belieben: es soll in diesem Bezirke ein feierlicher Umgang Statt haben.« Karl trug die große goldene Krone, der König die Seinige etwas tiefer; denn Karl war einen Fuß und drei Zoll höher. Die Franken, als sie ihn gewahrten, sagten einstimmig: »Die Kaiserin hat Thörichtes und Unwahres geredet. Karl ist ein großer Held, der Gewaltiges vermag: kommen wir jetzt nicht nach Haus, so hängt es gewiß nicht von uns ab.«

So gehen sie in dem Bezirke feierlich umher, und die Königin, mit der Krone auf dem Haupte, hielt ihre blondgelockte Tochter bei der Hand. Nach dem Gottesdienste war große Tafel. Dann rief Hugo der Starke dem Kaiser; »Alle meine Schätze,« sagt er, »überlasse ich Euch: eure Franken mögen davon nehmen was sie zu tragen vermögen.« »Ei,« sagte der Kaiser, »laßt das gut seyn: Euch soll es keinen geringsten Heller kosten: sie haben ja schon so viel Gelde, daß sie es kaum mit sich führen können. Aber nun beurlaubt uns, wir müssen fort.« Der König hielt ihnen Maulesel unten an den marmornen Stufen; sie küssen sich und befehlen sich Gott. Nach der Mahlzeit reisen nun die Franken mit sichtbarer Freude ab.

Groß war Karls Freude, daß er ohne Schlacht ein solches Reich erobert hatte. Nun aber stockt auch die Quelle der Erzählung. Sie durchziehn die Länder, die fremden Reiche, und kommen in Paris an, in der guten Stadt. Sie treten in den Dom von St. Denis. Karl verrichtet sein Gebet und legt dann Siegel und Krone auf den Altar nieder; die übrigen Reliquien vertheilt er im Land herum.

Auch die Kaiserin befand sich dort: sie fiel ihm zu Füßen, und aus Ehrfurcht für des Herrn Grab, das er andächtig beschaut hatte, verzieh er ihr den begangenen Fehler.

Straßburg. Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 33.

Samstag, den 17. August 1839.

Der Schattenwechsler.

Zehn Jahren war er einsam, stumm —
Er warf den rothen Mantel um.

Er eilte hinaus im Morgenschein,
Sein Schatten folgte neben drein.

Sein schwarzer Freund, dem lang er gebot,
Er solle auch'n im Gewande roth.

Und grämlich kehrt er zurück nach Haus,
Und schalt den schwarzen Schatten aus.

Zehn Jahre war er einsam, stumm —
Er warf den blauen Mantel um.

Er zog hinaus in der Mittagszeit,
Der Schwarze gab ihm's Weggeleit'.

Der Schwarze, dem er deutlich, genau
Befohlen, daß er erscheine blau.

Und grämlich kehrt er zurück nach Haus,
Und schalt den schwarzen Schatten aus.

Zehn Jahre war er einsam, stumm —
Er hing den schwarzen Mantel um.

Er schritt hinaus im Abendroth,
Sein Schatten ihm die Seite bot.

Sie wallten langsam, Tritt für Tritt,
Im langen, schwarzen Mantel mit.

Da haben sich endlich die Schwarzen verstanden...
Hat ihrer die ewige Nacht sich erbarmt.

Hamburg. Jg. Hub.

Der
Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

15.

»Das rothe Wasser« ist der Name der Helgoländer Volksharmonie — insofern in den deutschen Städtchen das Wort Harmonie ein Gesellschaftshaus bedeutet, in welchem die Gäste sich harmonisch unter einander, gegenseitige Erheiterung finden und, nach einer möglichst harmonischen Musik, zuweilen tanzen. Das Gebäude ist eine Schenke von einem Stockwerk hoch, auf dem sogenannten Boden des Oberlandes und trägt seinen Vornamen nach einem stehenden Wasser, welches dort in der Nähe vorbeirinnt, durch die röthliche Erd- und Steinmasse gefärbt. Eine sehr enge Vorhalle oder Hausflur führt gerade

und in eine Küche, wo Grog, Punsch, Glühwein u. s. w. zum Behufe der Gäste bereitet wird. Rechts befanden sich zwei geräumige Schenkstuben und links der weltberühmte Tanzsaal zum »rothen Wasser« der, dem alterthümlichen Anscheine nach, an seinem Stein verändert ist, seit jenem Sonntage.

Die liebenswürdigen jungen Helgoländerinnen gingen damals eben so gerne zum »Swing« — (zum Tanz) und sprangen eben so gerne mit einem feinen jungen Fremden, und mit ihren jungen Vettern, wie heutzutage. Zu hoch aber durfte wohl keine Tänzerin und kein Tänzer springen; wenn sie sich nicht den Kopf an die Decke stoßen wollten, die keine hohe Idee der helgoländer Architektur gestattet. Die Decke enthielt jedoch eine ansehnliche Öffnung zum Durchzug der Luft.

Die zahlreichen Schönen saßen bereits in viereckigem Kreise längst der geweißten Mauer umher und die Stadt-Musikanten des einzigen Dorfs, welches die Insel trägt, strichen bereits ihre Geigen und Baßgeige, als habe Lord's Dank ihnen eine ganze Ladung Colophonium zu Gebote gestellt. Die anwesenden Männer und Jünglinge nahmen ihren Platz, zum Stehen, in der Mitte des Salons und bildeten ein Centrum, Quarré, welches sich des Feuers bediente, ohne gerade zu feuern; indem es blos in der Cigarre manches Insulaners glimmte. Dem Fremden, der zum ersten Male in diese eigenthümliche demokratische Gesellschaft trat, bot das weibliche Geschlecht einen überraschenden Anblick, indem er wohl selten auf siebenzig bis achtzig jugendlichen Gesichtern einen solchen Reichthum des Ausdrucks, der Sittsamkeit, der Sanftmuth und der Schönheit gefunden, wie dieser Kreis ihn umschloß, den das ebenbezeichnete Fremdartige des orientalischen Kopfputzes und des griechisch-lateinischen Gewandes seltsam hervorhob.

Die jüngern Offiziere des republikanischen Geschwaders, wie die feinen jungen Seeleute der Kauffahrtei-Schiffe, die jungen Kaufleute wie die sonstigen Fremden und Reisenden, welche die Insel besuchten, schienen von der Originalität dieses eigenthümlichen Balls gefesselt, indem sie selten einen Springabend im rothen Wasser versäumten. So fehlte denn auch Alphonse de Reytier dort am wenigsten, wo er in der Regel seine Freundin Rebecka traf, der er, (zum Zeugniß der Wahrheit) noch niemals eine Sylbe von Liebe in's Ohr geraunt hatte.

Ein natürlicher Instinkt und vielleicht auch die Furcht in nachtheilige Berührung zu kommen, hielt die sogenannten und wohl oft wirklich rohen Matrosen der Militärmarine, wie der Kauffahrer von der Schwelle des Salons zurück, sobald sie diesen oder jenen Offizier, oder Steuermann, oder ihren Capitain selbst, im rauchenden Quarré erblickten, oder ihn im Gedränge dort vermutheten.

Jene Classe der menschlichen Gesellschaft suchte ihre Unterhaltung beim Glase, entweder in dem Frontzimmer, dem berühmten Salon gegenüber, oder sie hatten Posten in der Küche, oder, wenn das Gedränge zu zahlreich war, draußen vor der Thüre, während die elegante Welt männlichen Geschlechts in dem zweiten Schenkzimmer neben der Küche im Fall des Durstes, oder der Trinklust ihren »negus« oder Grog begrüßte.

La Républicaine und Saint-Just hatten an diesem Abend, ausnahmsweise, außer dem blonden Alphonse keinen Tänzer in's rothe Wasser gesandt; indem dort am Bord der beiden Kaper, so zu sagen Alles unter Waffen — auf jeden Wink bereit stand, Segel zu machen und auf gute Beute in See zu stechen. Auch Alphonse würde schwerlich erschienen sein, wenn er nicht gerade im Dienst der Républicaine — (in poetischer Bedeutung des Worts) und aus inniger Freundschaft für seinen Chef, gegen Abend die Tanzschuh angelegt und sich, wie die Insulaner sagen »in Staat« — oder »in Wichs« geworfen hätte. Zufällig war er der frische Junge (der hübsche Jüngling) des Geschwaders, wie Brodier ihn in seinem gemischten Hochdeutsch nannte, und konnte allerdings im rothen Wasser recht füglich als Repräsentant der französischen Republik gelten. Wir erwähnen, daß dieses Geschwader eigenthümlicher Weise, die Republik als noch fortbestehend betrachtete, und sich wenig um das umgebene Kaiserthum bekümmerte. Die Republik hatte dieses Geschwader geboren, der Nationalconvent hatte ihr den ersten Kaperbrief ausgestellt, das Directorium hatte das Obercommando auf le citoyen de Dunkerque übertragen, wohlverstanden durch die Admiralität.

Alphonse hatte die Vorsicht beobachtet eine starke Ouverture seiner Republikaner mitzunehmen, welche im Schenkzimmer ihren Grog tranken und so eben den chant du départ sangen, ein magisches Lied im Geiste der Republik, das wohl mancher unserer Leser kennt, und denen, welchen es fremd blieb, wie jede andere Musik schwer zu beschreiben wäre. Die Melodie dieses Liedes durch ein Quartett begeisterter Franzosen der Volksclasse aus männlicher Brust gesungen, zog manche Gäste aus dem eleganten quarrée des Salons auf die enge Hausflur und vor das offene Fenster. Die englischen Musikanten spielten den beliebten Hopser, oder Hopsatanz: ça ira, ça ira, ça ira, ohne zu wissen was sie thaten, und ohne den vollen Text: les aristocrates etc. zu kennen; während le citoyen Alphonse nach Herzenslust mit seiner schönen Insulanerin im Kreise herum sprang.

Plötzlich verstummte der Chor des chant du départ und laute Stimmen der Zwietracht und des Streits wurden hörbar.

Von der Vermuthung ergriffen, daß etwa englische und

französische Matrosen ein alltägliches blutiges Intermezzo vergelten, und daß einige seiner Leute in dieses da capo des wüthenden Nationalhasses verflochten seyen, führte de Ruytter in raschem Hopser-Tact seine Tänzerin auf ihren Sitz, entschuldigte sich in Eile und verließ den Saal.

In einem Winkel der Küche saß einer jener sogenannten Mameluken der Brigg, ein Matrose, der den Säbel des jungen Officiers bewahrte, den dieser beim Eintritt in die Gesellschaft ihm übergeben. Ohne sich Zeit zu nehmen, die Koppel umzuschnallen, ergriff Alphonse seine Waffe und trat vor die Hausthüre, wo der Lärm tobte. Ihm vorüber rannten einige Sänger des republikanischen Chors, dem vielfachverschlungenen Knäuel zu, der sich links neben der Thüre entwickelte, während andere den kürzern Weg durchs Fenster nahmen und auf das Gewirre herabsprangen.

»Was ist das? was geht da vor?« fragte der junge Steuermann, ein Gebalge betrachtend, welches das Licht der Schenkstube neben ihm beleuchtete.

»Mourins! Mourins! Herr Leutnant!« riefen ein paar hübsche helgoländer Knaben, die Hände in beiden Hosentaschen, mit gebogenem Kinn, starr auf das Getümmel hinschauend. »Da ist 'n Mourins los, Herr Lieutnant!«

De Ruytter trat auf die Stufen der Thürschwelle zurück, die Scene desto besser zu überschauen, während es stille und stiller wurde und ein dumpfes Krächzen und Stöhnen aus dem vielarmigen Knäuel hervordrang.

Zwei englische und zwei französische Matrosen hatten sich dergestalt gepackt, daß ein halbdutzend Leute der République vergebens sie auseinander zu reißen suchten. Sie bemühten sich einem vierschrötigen rothhaarigen Britten das Messer zu entwinden, welches er in der rechten Faust hielt, während seine Linke in der Cravatte eines Feindes, diesen zu erwürgen drohte. Mehrere englische Matrosen standen in einiger Entfernung im Gedränge der übrigen zahlreichen Zuschauer, ohne an diesem Kampf Antheil zu nehmen, der sie, wie jede andere blutige Boxer-Partie, besonders zu amusiren schien.

»Sind Sie da? Herr de Ruytter!« rief eine wohlbekannte Stimme neben dem spähenden Offizier. »Sind Sie da? das geht da blutig her! das ist einer von unsern beiden Hemdekerls und dann der Engelsmann, der mit ihnen gekommen; die beiden haben angefangen!«

»Wie denn angefangen?« fragte Jener. »Was ist eigentlich vorgefallen?«

»Das will ich Ihnen sagen, Herr Leutnant!« erzählte nun Broder — denn es war Niemand anders als unser Broder, der dort sprach. »Ich wollte soeben hier in's rothe Wasser gehn, und sehen ob Sie da wären, um mit Ihnen 'n Glas Grog zu trinken, da hörte ich denn den feinen (schönen) Gesang ihrer Republikaner, und blieb hier stehen, weil's mir viel Vergnügen machte, das Zuhören nämlich. Da standen Viele neben mir und ich hörte Brummen und Schimpfen und Flüche von french dogs! und noch 'nmal french dogs und einer ihrer Leute trat dem Schimpfvogel entgegen und fragte: wen er meine mit seinen french dogs? — Yourself! brummte der Kerl ihm in's Gesicht — es war der Rothhaarige, der Engelsmann, der auf 'm Unterland logirt, und nun gieng der Spectakel los. Yourself! french dogs! rief dieser noch 'mal und schlug ihrem Matrosen mit der vollen Faust in's Gesicht, worauf dieser ihn packte und ein anderer Engelsmann um die Ecke sprang, dort vom Nordost her und eben so geschwind ihren Franzosen packte. Der Rothhaarige hatte nun sein Messer gezogen und wollte just zustechen, als zwei andere von ihren Leuten ihm den gehobenen Arm festhielten und so geht's denn nun weiter. Der Engelsmann der um die Ecke kam, ist einer von den beiden Franzosen den Sie mir in's Quartier gaben, den erkenne ich so gut gleich wieder, wie meine Chaloupe, wenn ich sie unter zwanzig Andern sehe.«

Ein furchtsamer Helgoländer Polizeidiener, der in der Regel mit einem spanischen Rohr in der Hand im rothen Wasser, während des Tanzes in Amt und Würde stand, war in Todesangst davongelaufen und kam nun mit fünf magern Invaliden zurück, welche er auf der Straße ohne Waffen angetroffen, ihm beizustehen — wo möglich sein polizeiliches Leben in solcher Gefahr zu schützen.

Die beiden Boxer waren endlich von ihren überfallenen Gegnern getrennt und einige Frauen eilten mit Franzbranntwein und saubern Plünnen (alter Leinwand) herbei, das Blut zu stillen, welches durch Fausthiebe und lange Nägel hervorgetrieben, aus tiefen Wunden und derben Beulen floß.

French dogs! knirschten die beiden Engländer, regungslos festgehalten, durch einige nervige französische Arme, french dogs! — dogs! dogs! damned frenchmen!

»Ist keine Polizei da?« fragte de Ruytter, »die beiden Kerle in's Loch zu bringen? Mein Mann, der den ersten Hieb bekommen, kann ebenfalls arretirt werden.«

»Da steht ja die Polizei!« rief Broder, »da steht sie ja, ganz allein aufrecht, wie 'n Kind im Rollwagen! und 'n halbdutzend Stück Inv'liden bei ihr!«

De Ruytter eilte auf den Polizeidiener zu, ihm andeutend, er möge die Kerls in Sicherheit bringen.

»Das kann ich nicht. Das darf ich nicht!« stotterte dieser. »Ich habe nicht gesehen, was vorgefallen — ich habe gar nichts

gesehen und es ist kein Rathsmann hier. Da muß ich erst 'n Rathsmann fragen, was ich dabei zu thun hab'.«

»Da können meine Leut' die drei Arrestanten vor die Thüre des Gefängnisses führen.« Bemerkte de Ruytter. »Es wird ja wohl 'n concierge, — 'n Gefangenwärter da sein der aufmacht?«

»Ja! wenn Sie das wollen! da will ich mitgehn und aufmachen lassen und dann 'n Rathsmann sagen was geschehen ist!« — rief der getröstete Diener der öffentlichen Ordnung, der nur vor dem Gedanken zitterte, ganz allein mit Hülfe seiner fünf Assistenten drei Mann zu arretiren. Die Boxer und ihr herausgeforderter Gegner wurden in Sicherheit gebracht. De Ruytter ging mit Broder in das Hinterzimmer, ein Glas Grog mit ihm zu trinken, während er ebenfalls ein Brief-Couvert in Sicherheit zu bringen suchte, das er aus zarter Hand ganz unbemerkt erhalten; dieses Couvert, dessen Ursprung wir bereits kennen, steckte provisorisch in seiner Tasche und ward nun zu andern Papieren in ein portefeuille geschoben.

Es schien natürlich, daß jener rothhaarige Engelsmann erbittert über die Theilnahme und den Beifall, mit welchen die Anwesenden dem Gesange horchten, vom Grog und brandy erhitzt, seine Stellung vergessend, in welcher er auf die Insel gekommen, seinem National-Ingrimme Luft gemacht hatte. Der Boxer, mit dem Motto brandy for ever auf dem Arm, an einer Ecke des rothen Wassers auf der Lauer, sah seinen Kameraden in Händel und vergaß wohl ebenfalls, daß er auf Jemand anders als den herausgeforderten Matrosen warte. Wo der dritte an diesem Abend steckte, blieb unbekannt. Er schien den Admiral des Geschwaders irgendwo auf der Straße zu suchen, was aus der frühern Nachfrage des Rothhaarigen zu vermuthen, der sich bei Helgoländern erkundigt hatte, ob Capt'n Dünk nicht im Tanzhause sey?

De Ruytter tanzte noch einige Walzer mit besonders bekannten Insulanerinnen, welche sich mit einer Grazie im Kreise drehten, die mancher Dame höherer Stände zuweilen fehlt; ein überraschender Anstand liebenswürdiger Tänzerinnen, die noch heut zu Tage jeder Fremde dort beobachten und bewundern kann.

19.

Als Alphonse seinen letzten Tanz, seinen individuellen Kehraus mit Rebecka vollendet hatte, bemerkte er ihr, daß er an Bord müsse und ging in Begleitung ihres Bruders und seiner starken Escorte an's Ufer, wo er sein Boot bestieg und vom jungen Tete Rommens auf Wiedersehn Abschied nahm.

Die Nachricht, welche er mittelst des zarten Briefes dem Capitain überbrachte, war augenblicklich so wichtig wie die frühern Mittheilungen.

Die erwartete Brigg unter Convoi, welche den Agenten und seine Nichte, nebst dem zukünftigen Gemahl derselben, nach England führen sollte, war nun vor Allem der nächste Gegenstand der Betrachtung und Berathung.

Die drei Freunde berechneten, wann der Brief an den Commandeur des Marengo in Ringkjöping sein und dieser auf dem Breitegrad' der Nordsee eintreffen könne, wohin de Dünk ihn bestimmt hatte. Die Chaloupe mit Munition konnte am folgenden Tage von Tönning zurückkehren. Alle übrigen Anstalten zur Abfahrt waren getroffen.

Bedenklicher als Alles, womit die nächste Zukunft das Geschwader bedrohte, erschien den jungen Männern das Schicksal ihres schwebenden Engels Miß Rose's. Sie fanden zwar berechnet, daß Mister John seine Reise auf der erwarteten Brigg antreten werde, was aber dem Capitain, nach seiner Anschauung, anfangs unwahrscheinlich schien. Der völkerkundige Joseph erklärte ihm, daß ein Britte schwerlich ein anderes Schiff als ein Englisches, zu solcher Reise betrete, wiewohl er unter neutraler dänischer Flagge persönlich sicherer sein würde. »Ein Britte,« meinte Joseph, »betritt so wenig ein fremdes Schiff, wenn er es vermeiden kann, als er einen Rock oder ein paar Stiefel bei einem Handwerker auf dem Continent machen läßt, wenn dieser nicht Engländer ist, oder sozusagen, in England naturalisirt worden. Er trägt lieber seinen alten Rock englischer Fashion so lange bis er nach London zurückkehrt, oder sich einen Neuen aus London verschreibt, wie viele hundert (und meistens ausländische) Schneider in London für die Engländer in Ostinden und Westindien arbeiten.«

De Dünk erwog, ob es nicht natürlicher sei, daß Mister John mit Familie ein Kriegsschiff des Convoi besteigen werde?

— »Das thut er nicht!« lächelte Alphonse, »das thut er nicht! weder er noch der petit maître der ihn begleiten wird. Dazu fehlt es Beiden an Courage. Es ist was ganz anders, als Passagier auf einem Kauffahrer zu reisen, der seine Segel streicht und sich ergibt, wenn wir ihm ein Paar Kugeln durch seinen Leinwand gejagt haben, im Contrast zu der Gefahr der ein Gentleman sich aussetzt, am Bord eines Kriegsschiffs, wo er einen Kampf auf Tod und Leben voraussieht, sobald wir das Kielwasser des Britten unter uns haben. Nein!« fügte er hinzu, während die Andern seine Bemerkung zu billigen schienen. »Das thut weder John Booze noch John Bull! dazu liebt er zu sehr sein Leben und sein comfort! sich todtschießen — oder gar sich in die Luft sprengen lassen!... Das ist dem

Speculanten noch widerlicher als die Gefahr Bankrott zu machen. Keiner fürchtet sich so sehr vor dem Tode wie ein Britte, weil keiner sich so sehr vor dem Teufel fürchtet und keiner so sehr sein Leben und sein comfort liebt.«

— »Jedoch,« meinte de Dünk, »wenn eine Ausnahme von der Regel Statt fände, wenn die beiden Gentlemen sich überreden ließen einen wohlgerüsteten Kutter oder eine Corvette zu betreten, was dann? Sollen wir dann den Britten auf und kaltspaiern lassen, ohne zu versuchen ihm eine Bombe in seine Pulverkammer zu senden — — oder sollen wir Schott und Steven des John Bull sprengen, daß Miß Rose mit dem ganzen Kram in die Luft fliegt?«

Die Freunde verweilten bis gegen Morgen im Prunkzimmer der République und wünschten einander endlich mit schwermuthvollem Ausdruck — Gute Nacht.

20.

Le citoyen Pierre de Dunkerque fuhr nach einigen Stunden der Ruhe, wie gewöhnlich in Alphonse's Begleitung »an Wall,« in's besondere um auf Untersuchung von Seiten der Behörden zu dringen, wegen jenes Rothhaarigen, der offenbar die Störung der Ordnung veranlaßt hatte.

Er wandte sich an einen ehrwürdigen Rathmann, der die Function des Polizei-Commissärs oder Stadt-Sekretärs, wie er sich nannte, bekleidete und traf ihn am Ufer neben einem Haufen Schellfisch, zum Theil zum Einsalzen bestimmt, in Wortwechsel mit einem kleinen Knaben der so viel Schellfische für seine drei Schilling begehrte, als ein Nachbar soeben aus der Hand des Rathmanns empfangen. Dieser wollte ihm einen Schellfisch vorenthalten und meinte diejenigen, welche er ihm gezählt, seien größer. Der Knabe rief den Nachbar zurück und legte Schellfisch neben Schellfisch zum Beweise des Gegentheils.

Der ehrwürdige Beamte ward heftig und verwies dem dummen Jungen seine Anmaßung, der sich unterstehe, gegen einen Rathmann zu streiten, ihn fragend ob er nicht wisse, daß er Rathmann und Stadt-Sekretär sei? ob er nicht wisse, daß er ihn in's Loch werfen könne, wann es ihm gefalle?

»Das können Sie man thun!« rief der kleine Helgoländer, mit blitzenden Augen. »Das können Sie man thun! aber geben Sie mir erst meinen Dütchen (drei Schilling dänisch) zurück! oder geben Sie mir die Fische, die mir zukommen!« Der ehrwürdige Rathmann aber war weder zum Einen noch zum Andern geneigt, und erklärte:

»Mach' daß Du zu Hause kommst, naseweiser Bengel! und grüß deinen Vater! den Dütchen behalte ich, als Strafe für deine Impertinenz gegen einen Rathmann! und wenn dein Vater was will, so laß ihn kommen! dann kann Er für Dich in's Loch spazieren. Du Schlingel Du!«

Der arme Junge mußte sich zurückziehen, weil die Polizei (wie man den Büttel mit seinem spanischen Rohr nannte) neben den ehrwürdigen Rathmann trat. Er eilte nach Hause und erzählte seinem Vater was ihm widerfahren, allein dieser war viel zu friedfertig und viel zu sehr stiller Bürger, als daß es ihm hätte einfallen sollen, sich gegen seine Obrigkeit aufzulehnen und seinen Dütchen vom Rathmann zurückzufordern — der ihn ja nach Belieben als Rebell in's Loch werfen konnte!

Der ehrwürdige Rathmann schimpfte noch immer auf die ungerathene Jugend und auf schlechtes Beispiel der rebellischen Eltern, als er den Capitain der République vor sich erblickte und dieser ihm sein Anliegen eröffnete.

»Ihr Matrose?« antwortete jener, »der ist schon in Freiheit und wird wohl im Schifferhause sein. Und die beiden Engelsmänner sind zu 'nem Engelsmann an Bord gegangen, 'n engl'scher Captein, der diesen Morgen seine beiden Leuten zurückverlangte und den der Rath, nach unsern Gesetzen der Insel, nicht vorenthalten konnte.«

— »Wie so? nicht vorenthalten konnte?« brummte Cap'n Dünk. »Hat der Eine nicht gestern Abend das Messer gezogen auf Einen meiner Leute?«

— »So sagt man,« erwähnte der ehrwürdige Rathmann und kramte fort unter seinen Schellfischen.

— »Und Sie haben ihn entlassen, ohne Verhör und Untersuchung? ich glaube man ist hier seines Lebens nicht sicher auf neutralem Boden? wie können Sie den Kerl laufen lassen, dessen Messer zum Beweis in Händen der Zeugen ist?«

— »Das Messer können die Zeugen behalten,« meinte der Rathmann. »Es wird ja wohl 'n Paar Schilling werth sein!«

Der Franzose starrte den Beamten an als wolle er untersuchen, ob er verrückt oder besoffen sei, wandte ihm dann den Rücken und entfernte sich raschen Schrittes.

»Der Engelsmann liegt dort irgendwo im Süderhafen!« rief der Rathmann ihm nach. »Wie er heißt, weiß ich nicht, aber Sie können ihn ja leicht erfragen!«

De Dunque hörte nur den Anfang des Nachrufs und schien nicht aufgelegt, sich umzuwenden, noch weniger mit einem Engländer, in neutralem sogenanntem Hafen, Händel anzuknüpfen, da er sich wohl erklären konnte, daß die beiden Kerle besondere Protection an Bord wie auf der Insel fanden.

Er machte eine Morgenvisite bei Mister John, als ob nichts

passirt sei, oder passire, das ihr früheres Verhältniß als Piquet-Gegner unterbreche, erschien aber absichtlich so früh, daß er, nach englischer Tagesweise, die Begrüßung seiner Freundin vermeide, welche für beide nur peinlich gewesen wäre und Jene leicht in Verlegenheit gebracht hätte.

Während seiner gewöhnlichen Beschäftigung im comptoir, gab er seinen Falmern durch einen guten Freund zu verstehen, daß sie genau Acht geben möchten auf die Erscheinung einer englischen Brigg unter Convoi, welche aus der Elbe kommen und wahrscheinlich auf der Höhe der Insel *) ein Signal machen oder auf's Land zusteuern werde.

Wiewohl die Wache auf dem Verdeck oder im Mastkorb der République, wie des Saint-Just, nicht leicht ein Fahrzeug unbemerkt vorüberließ, hatte de Dunque dessen ungeachtet zuviel Beweise der erwähnten fast beispiellosen Fernsicht jener Insulaner, als daß er sich ihrer nicht hätte bedienen sollen.

Jener Wink war den Falmern des Kapers, wiederum „was werth," weil er ihnen auf's neue die Aussicht eröffnete, etwas zu verdienen und zwar etwas Ansehnliches, denn Capt'n Dünk war bekanntlich freigebiger und weniger Filz als ein Helgoländer Rathmann jener Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Seemanns-Ausdruck, den Theil des Meeres bezeichnend, der von der Insel aus übersehen wird.

Lebenslauf

des Malers Benjamin Zix, von Straßburg.

Das günstigste Loos das den Menschen auf Erden treffen kann, ist wohl das, welches ihm möglich macht, eine natürliche Anlage zu Kunst oder Wissenschaft frühe auszubilden, und ohne hindernde Umstände auf der Bahn voranschreiten zu können, die ihm die Natur selbst vorgezeichnet hat. Hat er sich dieses Vortheils nicht zu erfreuen, so umgeben ihn oft der Schwierigkeiten so viele, das Leben mit seinen manchfaltigen Gestaltungen wirkt so hemmend auf ihn ein, daß er unerachtet der unermüdetsten Anstrengungen, kaum einen Theil der Bahn zu seiner völligen Entwicklung zurücklegen kann, während der von den Umständen mehr Begünstigte leicht und angenehm sein vorgestecktes Ziel zu erreichen vermag; und oft wenn dem mühsam sich Durcharbeitenden eine glückliche Wendung seiner Lage eine dem vollendetern Geistesleben geweihte Zukunft eröffnet, ruft ihn der Tod vom Schauplatze ab, und unterbricht die Laufbahn, in dem Augenblicke, wo sie anfieng geebneter und heiterer zu werden.

Diesen Weg herber Erfahrungen wandelte auch Benjamin Zix, ein von allen vaterländischen Kunstfreunden gekannter Maler, dessen Angedenken auch jetzt noch bei Vielen lebendig ist, die früher in freundschaftlichen Verbindungen mit ihm gestanden haben. Eine etwas umständlicher, als bisher, über ihn abgefaßte Nachricht, wobei sein handschriftlicher Nachlaß *) benutzt worden, wird wohl für jeden, der an der Kunstgeschichte unserer Stadt Antheil nimmt, nicht ganz unwillkommen seyn.

Der Vater unsers Malers war ein schlichter, ehrenwerther Bürger mit einer zahlreichen Familie beladen. Von vierzehn Kindern starben ihm eilfe sehr jung hinweg, so daß ihm am Ende nur noch eine Tochter und zwei Söhne übrig blieben, von denen der eine unser Benjamin war. Frühe zeigte sich bei ihm der Hang zur Malerei; oft schmälte der Vater, wenn er wieder neue Figuren an den weißen Wänden erblickte, die schon an vielen Orten damit prangten; und er lieferte dann willig dem zeichnungslustigen Knaben Papier aus, um dasselbe mit seinen künstlerischen Versuchen zu bedecken.

Bei den beschränkten Vermögensumständen war es unmöglich an einen Zeichenlehrer zu denken; doch fand sich bald glücklicherweise die Gelegenheit, unentgeltlichen Unterricht zu unterhalten. Herr Melling, badischer Hofmaler, ließ sich in Straßburg nieder und errichtete in dieser Stadt eine Maleracademie, nach dem Muster der in Paris damals bestehenden. Der junge Zix wurde als Zögling aufgenommen, und erhielt darin zwei Jahre, ohne einige Kosten, Anleitung in der Zeichenkunst; vier halbjährige Preiße, die er in dieser Anstalt erhielt, beweisen mit welchem Eifer er die ihm angebotene Gelegenheit, sein Talent auszubilden, benutzte. Dann verließ er die Akademie, um bei einem Maler zu arbeiten, bei dem er, wie er sagt, noch Manches lernte, und dem er, da er von demselben sehr wohlwollend behandelt wurde, von ganzer Seele zugethan war.

Schon frühe zeigte sich bei Zix ein entschiedener Hang zum stillen Leben. Er besuchte wohl von Zeit zu Zeit Gesellschaften, aber allein aus dem Grunde, um nicht den fatalen Zunamen eines Sonderlings zu erhalten. Die ihm von seiner Arbeit übrige Zeit wandte er hauptsächlich auf Lektüre. „Ich war jeder

*) Zix hatte angefangen die Geschichte seines Lebens zu beschreiben; leider blieb sie unvollendet, und bricht gerade in einem der interessantesten Momente derselben ab. Er gab ihr den Titel: „Leben eines jungen Malers," und fügte ihr eine Reihe von Zeichnungen bei, die theils Gebäude, theils Scenen vorstellen, die ihn besonders frappirten.

Zeit,« sagt er, »ein Liebhaber von nützlichen Büchern, und sie haben nicht wenig zu meiner Bildung beigetragen. Ich liebe die Einsamkeit; sie verschafft mir mehr Unterhaltung als eine Gesellschaft. Nie bin ich allein, eher der langen Weile unterworfen, als wenn ich in eine zahlreiche Versammlung hineingezogen werde und mich durch gehäufte Zerstreuung ihr entgegen arbeiten soll.«

Dagegen war er von früher Jugend auf ein großer Freund der schönen Natur. »Ich gieng,« sagt er, »niemals gefühllos vor das Thor. Ich fühlte ganz den Werth der Schöpfung, und blickte oft mit beklommenem Herzen nach den Vogesischen Gebirgen, und wünschte mich sehnlich auf ihre Gipfel und in ihre Thäler. Ich sah sie nie anders als in ihrem bescheidenen blauen Gewande, wie sie sich uns in der Ferne darstellen; aber ihre Pracht blieb mir nicht verborgen. Ich konnte mich in meiner Einbildungskraft ihnen ganz nähern, und dann sah ich, was ein Gefühlloser nicht zu sehen vermag; schattige Haine, freundlich-stolze Berge, anmuthige Thäler, und lachende Auen befriedigten mein Auge. Der frohe Gesang der Vögel und das einsame Rauschen der kristallnen Bäche ergötzten mein Ohr, und die süßen Wohlgerüche der Fluren erquickten meine Nase. Stunden verstrichen mir über diesen süßen Phantasien, wie ein Hauch, und ich war mir oft meiner selbst nicht bewußt.«

Und als ihm endlich das Glück zu Theil wurde, die schönen Berge des Wasgau's in der Nähe zu sehen, und sich an den einzelnen Schönheiten desselben zu erfreuen, war sein Vergnügen unbeschreiblich. »Ich wurde so entzückt,« spricht er, »daß ich meiner selbst vergaß, denn meine Liebe zu den Schönheiten der Natur hat keine Gränzen.« So oft es ihm die Umstände erlaubten, eilte er seinen geliebten Bergen zu, und kam nie zurück, ohne durch das große Schauspiel, das er genossen, gestärkt und neu gehoben zu seyn: er zeichnete dabei auch mehrere Ansichten, besonders einige der zertrümmerten Burgen, die diesem Gebirge so vielen Reiz verleihen. So lebte er bis in sein zwanzigstes Jahr, seiner Kunst, der Natur und einigen Freunden: aber nun führte ihn ein freier Entschluß auf den Schauplatz des Kriegs, dessen Eindrücke sich tief in seine Seele hefteten, und seinem Talente eine besondere, bestimmte Richtung gaben.

»Im Jahr 1792,« erzählt er, »den 30. Juli, ließ ich mich freiwillig unter das **dritte Bataillon vom Niederrhein**, das so eben auf den Ruf: das Vaterland ist in Gefahr! errichtet wurde, einschreiben. Ich war so enthusiastisch mit Patriotismus beseelt, daß mich nichts mehr vom Soldatenstande abhalten konnte: ich glaubte ein von Gott auserwähltes Rüstzeug zu seyn, die Feinde der Freiheit und der Gleichheit zu vertilgen.« Sein Vater, der als Bäcker den bairischen Krieg mitgemacht hatte, schilderte ihm umsonst die Mühseligkeiten des Soldatenlebens: der junge Patriot beharrte auf seinem Entschluß, und marschirte in's Feld. Freilich wurde er bald andern Sinnes: sein nichts weniger als starker Körper vertrug die Beschwerlichkeiten eines Feldzugs nicht leicht; er wurde bald unpäßlich, und kam mit einem Krankenscheine nach Haus zurück. Sich gänzlich von dem Kriegsdienste loszumachen, wollte ihm aber nicht gelingen: man ließ weder die Entschuldigung einer schwachen Leibesbeschaffenheit, noch auch die Vorstellung gelten, daß ein längerer Dienst ihm in seiner Ausbildung als Maler sehr hinderlich seye: »Das Vaterland, bemerkte man, braucht Soldaten und keine Maler.« Im Frühjahr des folgenden Jahrs mußte er sich wieder unter die Fahnen stellen: in der Nähe von Frankenthal in der Pfalz fand er aber die Armee auf einer rückgängigen Bewegung begriffen; und als er an einem Fuße schadhaft zu werden anfieng und gewaltig von Schmerzen geplagt wurde, kam er wieder nach Haus zurück, um sich heilen zu lassen. Eine abermalige Trennung von seiner Familie hätte ihn beinahe muthlos gemacht, aber ein Brief seines Vaters flößte ihm wieder Muth und Entschlossenheit ein. Nun aber erfolgten hitzige Kämpfe: nach einem Treffen, das bei sehr heißem Wetter Statt hatte, war Zix vor Schwachheit umgesunken und dem Verschmachten nahe. Brave Cameraden hoben ihn auf, reichten ihm Wasser und retteten ihm das Leben.

Nachdem er noch einige Zeit im »wilden Kriegestanze« verlebt hatte, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, ohne deßwegen verabschiedet zu seyn. Doch scheint er um diese Zeit, nach mehreren Stellen seiner Briefe zu urtheilen, in vorzüglich heiterer Stimmung gewesen zu seyn. »Ich kann Gottlob,« sagt er irgendwo, »auch Alles was mir schmeckt, auswendig essen und trinken.« »Wann Dir,« heißt es an einem andern Orte, »ein so großer Gefallen geschieht, wenn ich Dir Briefe schicke, soll es auch an mir nicht fehlen; ich will Dir tausendweis schicken, sag' mir nur eine Gelegenheit. Du willst vielleicht einen Handel damit anfangen, und sie den Wurzkrämern, Mehlhändlern, Tabakfabrikanten, Zuckerbäckern, Apothekern und Kaffeekrämern verkaufen? Mit vielem Vergnügen; wenn ich Dir in keinem Handel etwas dienen kann, ich will Dir große und kleine schicken. Ich habe selbst eine Quantität altes Papier, womit ich nichts anzufangen weiß.« Mit schönem Muthwillen schreibt er später seinem Correspondenten: »Wenn Du ein ander Mal wieder einen Brief hast, der das Porto nicht werth ist, so schreib's gleich auf die Adreß, (d. h. brenne den Dieb auf die Stirn) so nehme ich's dem Briefträger nicht ab.« Folgender Brief zeigt endlich vollends wie unbewölkt damals der Horizont sich vor seinen Blicken zeigte.

TIMBRE ROYAL

Straßburg, den 13. November 1797.

«Der M** hat mir geschrieben: ich soll auf das Frühjahr nach Colmar kommen; sein Schwager, unser lieber L**, will sich und seine ganze Familie an die Wand gehängt haben. Man will mir freie Kost und Logis geben und im Preiß für meine Arbeit noch extra mit mir handeln, daß ich zufrieden seyn werde. Gut, daß ich Zeit genug habe, mich darauf zu freuen, sonst hätte mir die schnelle Überraschung einer so großen Freude nachtheilig seyn können. Das Schönste ist also, daß ich hernach nicht mehr so weit von Dir bin. Wenn Du also auf das Frühjahr noch zu Mülhausen bist, da ist nichts gewisser, als daß ich Dich besuchen werde. — Du kannst mir indessen für Arbeit besorgt seyn, und ich hoffe, sie wird mir gar nicht fehlen, denn es wird bei euch auch bejahrte Damen geben mit eingefallenen Augen, runzlichter Stirne, grauen Haaren, gelben Wangen und lockern Zähnen, welche um billigen Preiß wieder reparirt zu seyn wünschen. Der M** hat deshalb auch schon anverwärtig sehr freundschaftlich für mich gesorgt, indem er mir schon in C** und zu M*** ein paar Dutzend alte Gesichter zu verjüngern bestellt. Man arbeitet wirklich schon über Hals und Kopf im Raspelhaus an groben Säcken für das Geld, welches ich auf dieser Reise verdienen werde.»

Gegen Ende desselben Jahres, des 1797sten nämlich, arbeitete Zix mit noch mehreren andern Malern an den Transparenten die bei der Illumination an dem Friedensfeste dienen sollten, das am 30. Frimaire gefeiert wurde. Er hatte zwei Batailles vorzustellen, deren eine bei dem Rheinübergang Statt hatte, und die mit Beifall aufgenommen wurden.

Noch aber war dem getreuen Sohne seiner Vaterstadt keine bleibende Stätte in ihr gesichert. Da er keinen förmlichen Abschied von dem Kriegsdienste hatte, und ihm doch alle fernere Lust dazu vergangen war, so mußte er, um einer neuen Aufforderung zu entgehen, die Stelle eines Zeichners beim Generalstabe Schauenburgs in der Schweiz sich gefallen lassen. In diesem so romantischen Lande vergällten ihm aber die Umgebungen, in denen er nothgedrungen leben mußte, allen Genuß: und die trübe Aussicht, sobald nicht von aller Verbindlichkeit zum Waffendienst losgesprochen zu werden, setzte ihn vollends in die verdrießlichste Stimmung, wie folgende Briefe zeigen, die er von da aus an seinen Herzensfreund Schöll schrieb.

Bern, den 9. August 1798.

«Noch keine Viertelstunde hatte ich das Glück, anhaltend mit dem General zu sprechen; er hat keinen Augenblick Ruhe. Ich möchte um aller Welt Güter nicht in der Haut eines solchen Mannes stecken. Bin ich doch mit ihm in keinen Vergleich zu ziehen und habe es doch schon satt. Das wird Dich aber nicht wundern, denn Du kennst mich. Kannst denken, daß ein Mensch, der nicht in die große Welt taugt, auch einen sehr lächerlichen Contrast mit derselben machen muß. Was soll ich Dir schreiben? Ich bin selbst so verdrüßlich über Alles, daß mich kein Gegenstand freut darüber zu schreiben. Himmelsakerment! was hatte ich zu Straßburg für ein Leben gegen hier!... Hier hab ich keinen Menschen um mich, dem ich trauen darf. Der ganze Troß des Generals, Bediente und Stallknechte abgerechnet, bildet sich mehr ein als der General selbst. Ich hab kein Bier zu trinken, hab keine Cameraden. Ich habe hier schon Bekanntschaft mit einigen artigen Personen gemacht: zwar eine brave Strasburjer!...»

Zürich, den 24. October 1798.

«Noch immer kann ich kein Wohlgefallen an meinem jetzigen Stande finden, und er wird mir täglich mehr zum Ekel. Vor drei Wochen hielt ich beim General um meine Entlassung an: ich erhielt sie, aber er sagte mir gleich dabei, daß es nicht rathsam sey jetzt nach Straßburg zu gehen, weil man eben sehr scharf an der réquisition wäre und alle Abschiede als ungültig erklärt seyen. Was blieb mir übrig als zu bleiben? und zwar in einer mißlichern Lage als vorhin; denn nun sehe ich, daß ich gezwungen bin, will ich nicht aus dem Fegfeuer in die Hölle. Vorhin tröstete ich mich immer mit der Hoffnung, daß ich, wenn es mir einmal nicht mehr gefiele, wieder gehn könne; so aber bin ich gefangen, und es gibt Vögel, die sich, wenn sie gefangen sind, nicht lange erhalten. Schon zähle ich wenig Tage unter meinen gesunden!» —

Zürich, den 5. November 1798.

«Ich glaube, Du wirst mich wohl so viel kennen, daß dieß für andere so glänzend scheinende Loos für mich gerade das Gegentheil ist, denn ich suche die wahre Glückseligkeit nicht in kostbarem Essen und Trinken, und in schönen Kleidern. — Armselige Menschen, die kein höheres Glück kennen, die sich von dem Schimmer dieses falschen Goldes blenden lassen! — Ich litt zu Haus weder Hunger noch Durst, gieng auch nicht nackend, hatte traute Freunde und — allein sollte ich mich bekümmern, daß mir die weise Vorsehung ein kleines Mißgeschick über mich ausbreitet um ein unendlich größeres von mir abzuwenden? Nein, ich will lernen mit dem Schicksal zufrieden zu seyn, das noch so stiefmütterlich eben nicht mit mir handelt; will nicht mit Gott hadern, der doch besser weiß, was gut und nicht gut ist.» —

(Der Schluß folgt.)

August Stöber, Redakteur. — Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 34.

Samstag, den 24. August 1839.

Elsässische Bilder und Sagen.

Der Hexenthurm bei Colmar.

Bei Colmar stand auf dürrer Au'
Ein Thurm so finster und so grau,
Der lugte trüb hinein in's Land
Und ward der Hexenthurm genannt.
Da trieben ihr Wesen
Die Hexen und Druden,
Mit Gabeln und Besen,
Mit Gold und mit Ruthen.

— Wohl schwand der Thurm längst von der Flur,
Von Herlein auch ist keine Spur,
Doch wenn in düstrer Mitternacht
Der stille Mondmann einzig wacht,
Da rauscht es, da regt sich's
Tief unten am Strande,
Da huscht's, da bewegt sich's,
Da trappelt's im Sande.

Und sieh' mit Eins hebt sich empor
Der Hexenthurm. Der wilde Chor
Schlingt rasch den Reigen um das Haus
Und tanzt und singt; es ist ein Graus.
Sie reiten auf Stielen
Von Besen geschwinde,
Sie klappern wie Mühlen
Und summen im Winde.

Und immer lauter singen sie,
Und immer toller springen sie;
Es dauert fort die ganze Nacht,
Bis Sonnenlicht am Himmel lacht.
Da huschen sie nieder
Und tauchen vereinet,
Und kehren erst wieder
Wann Mondmann erscheinet.

Fr. Otte.

Der

Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Fortsetzung.)

21.

Die Chaloupe kam alsobald von Tönning zurück mit Munition und andern Dingen, welche de Dunque nicht auf Helgoland hatte einkaufen wollen. Der pünktliche Insulaner, der die Chaloupe führte, hatte jede Commission bestens ausgerichtet und

den Brief nach Ringkiöping eigenhändig auf die Post getragen, die zweimal in der Woche ihre Briefsäcke nach Nord-Jütland expedirte.

Capt'n Dünk lebte nach wie vorher auf der Insel und plauderte nach wie vorher mit seinen Insulanern im Fischerhause, als ob er nichts besonders Wichtiges im Sinne habe, und zehn Jahre auf seiner Station zu verweilen gedenke. Da gar oft vierzehn Tage, drei Wochen verstrichen waren, ohne daß er eine Parthie Piquet mit dem alten Engelsmann oder dem Pastor spielte, so fiel seine Entfernung aus dem Hause des Erstern Niemanden auf, zumal da er ihn zum zweiten Male eines Nachmittags besuchte, und er die Nichte bei der Frau Pastorin am Fenster gesehen.

De Ruytter verlebte seine Abende nach wie vorher bei Broders oder Rommens,*) wo er einst ein drittes Couvert, an ihn adressirt empfieng, welches einen Brief: Au citoyen Pierre de Dunkerque und einige Zeilen derselben wohlbekannten Hand an ihn selbst enthielt, die ihm die Verpflichtung auflegten, den Brief erst dann abzugeben, wenn die République auf offener See und Miß Rose in ihrer Nähe sein werde.

Die Fallmer des Kapers späten gen Neuwerk, und guckten sich beinahe die Augen aus dem Kopf, allein es kam noch immer keine englische Brigg von dorther. Mehrere englische Schiffe mit und ohne Convoi liefen aus der Elbe, denen Capt'n Dünk gewiß nachgeeilt wäre, wenn er nicht vielfache Gegengründe hegte. Um aber nicht etwa von seiner frühern Verfahrungsweise abzuweichen, sandte er den Saint-Just jedem englischen Segel nach und steuerte zweimal mit der République gen Süd-Südosten, worauf dann Beide wieder umkehrten, als hätten sie die Beute aufgegeben oder für nicht der Mühe werth erkannt.

So verstrichen acht langweilige Tage, die dem ungeduldigen Corsar zu einer Ewigkeit wurden, während Mister Bank von Zeit zu Zeit mit seiner künftigen Braut und ihrem Onkel auf der Klippe spazierte und nun auf der Insel für Miß Rose's eigentlichen Bräutigam galt. Es konnte bekanntlich kein Fremder dreimal mit einer jungen Schönen auf der Klippe wandern, ohne für ihren Verlobten zu passiren.

Die Falmer wanderten wie gewöhnlich eines Nachmittags am Geländer gen Osten und am Leuchtthurm auf und ab, und sahen soeben eine englische Jolle oder Chaloupe von Husum herüberkommen, als sie ihren Blick abermals gen Südosten wandten und endlich — endlich eine feine englische Brigg schwer beladen, jedoch ohne Convoi erkannten. Es kostete den guten Insulanern unsägliche Mühe ihre Schritte zu hemmen und langsam, als ob sie nichts gesehen hätten, zum nächsten Matrosen der République zu wandern, der ebenfalls auf der Wache am Falm einherschritt, gleich mehreren Kameraden zu solchem Zwecke auf der Insel in Dienst.

Die Matrosen des Geschwaders erblickten allerdings einen Punkt am Horizont, allein Niemand unterschied bis jetzt die Bauart des Schiffes.

Jene Maßregel des langsam' Gehens der Verstellung, war Capt'n Dünks Wille, der als Franzose seine Stellung wohl erwog und dem es nicht etwa an Delikatesse fehlte, in irgend einem möglichen Falle wenigstens keine Insulaner compromittirt zu haben.

Wie das Donnerwetter — oder vielmehr wie ein Blitz eilte nun der Matrose die Treppe hinab, nachdem er ein leises Wörtchen vernommen und im Nu saß Capt'n Dünk in seinem Boot, das in einem dritten Nu Bord an Bord der République schwankte und sofort auf seine Stelle in die Quere am Hintertheil der Brigg, gewunden wurde, wo es während der Fahrt schwebte.

Hunderte der Einwohner, denen nichts willkommner, als eine Unterbrechung der Einförmigkeit und Langenweile ihres Lebens, drängten sich auf den Falm an einander, dem Ding zuzuschauen, wie Capt'n Dünk 'n mal wieder Beute mache.

Es dauerte keine zehn Minuten, und die République wie der Saint-Just hatten Segel gemacht — ihre Anker gelichtet und strichen hinaus.

Die Sachkundigen Lootsen, welche die Richtung beobachteten die beide nun nahmen, konnten aus diesem Cours nicht klug werden, da es offenbar schien, als habe Capt'n Dünk die englische Brigg am fernen Horizont noch gar nicht bemerkt. Er nahm einen Strich auf welchem er jener Brigg weder den Wind abschneiden oder ablaufen, noch ihr grade zum Entern beikommen könne.

Es war den umherstehenden Fremden unterhaltend den Verwunderungen und Bemerkungen der erfahrnen Lootsen zuzuhorchen, welche nach langer langer Verhandlung endlich einstimmig ausriefen: „Weiß der Teufel, was der im Sinne hat! die Brigg da — die meint er nicht.“

Es war einigen Falmern nicht unbekannt, daß Capt'n Dünk den Marengo erwarte, der lange nicht vor Helgoland geankert hatte.

„Kann der denn besser sehen als wir?“ brummte ein Lootse am Leuchtthurm. „Hat der seinen Marker (Compagnon) den Schoner im Gesicht, der alle Tage kommen soll? Aber, was schwere Noth! wir sehen ja keinen Kaperschoner, da wo der

*) Die Helgoländer bedienen sich, wie die Engländer, des Sächsischen Genitivs bei ähnlicher Bezeichnung der Familien.

hindenkt? Wenn der Rickmar nur da wäre mit seinem Kiker (Perspective).. Es ist doch möglich, daß er den Schooner im Kiker hat.«

Der ersehnte Rickmar trat bald nach dieser Bemerkung auf die Anhöhe des Leuchtthurms, und steuerte seinen Kiker längs dem Horizont von Südwesten bis Nordwest und gar bis gen Norden, machte ein blierendes,*) verzerrtes Gesicht, während die wißbegierigen Nachbarn um ihn her standen und nun nicht in die Ferne, sondern auf ihn schauten.

»Ich seh' Gott straf' mich nichts!« rief Rickmar endlich, »der Kerl kann einen verrückt machen. Der geht nach Schottland und bekümmert sich den Teufel um die feine Brigg.«

»Da verliere ich ja mein Trinkgeld!« lispelte der Lootse, der zuerst die feine Brigg gesehen, einem andern vertrauten Falmer des Republikaners in's Ohr.

»Sey nur ganz unbesorgt,« erwiederte dieser eben so leise, »da mögen zwölf Stunden oder drei Tage vergehen; Capt'n Dünk bringt die Brigg da als Beute! willst Du wetten?«

— »Du bist ja toll! wie will er das denn anfangen?« fuhr jener fort. »Er müßte denn gleich wenden und ihr den Wind ablaufen — aber es regt sich ja keine Seele am Bord, weder beim Dünk noch auf dem Schooner.«

Zur Lösung dieses Lootsen-Problems, das nun hundert Köpfe beschäftigte erörtern wir: Es war eben so wenig die Absicht des Kaper-Capitains die Brigg zu nehmen, bevor die Passagiere am Bord seien, (vorausgesetzt, daß diese Brigg sie aufnehmen solle) wie er andrerseits auf der Insel bekannt wissen wollte, daß er auf eine Brigg gewartet, und andere Segel seither habe fahren lassen.

War es jene Brigg, welche er meinte; so würde er also auf der Höhe der Insel irgendwo auf den Convoi aus der Elbe warten, Signal machen, die Passagiere etwa mittelst einer Helgoländer Chaloupe an Bord nehmen und ihres Weges gehen. War es nicht die erwartete Brigg, so wollte Capt'n Dünk sie wenigstens im Kiker behalten, bis es sich entschieden, und dann sein Möglichstes thun, einen so schwerbeladenen Kiel zu kapern, der aller Wahrscheinlichkeit nach, — Korn trage, was die Naturfestung Helgoland für eine bevorstehende Belagerung gebrauchen konnte. In ersterem Falle würde ihm seine Beute schwerlich entgehen, trotz einem starken Convoi, weil er mit Zuversicht auf seinen Marengo rechnete, dieser ihn auf bestimmtem Breitepunkt treffen, oder, falls die République noch nicht dort sei, nach Helgoland zusteuern sollte.

Wann dieses Zusammentreffen Statt fände, konnte unmöglich auf Tag und Stunde bestimmt, wohl aber ungefähr vorausgesetzt werden, und somit war der Zweck des Admirals: die Brigg so lange von Helgoland entfernt zu halten, als der so bedeutungsvolle Marengo zu ihm gestoßen und er eher im Stande sei, einem starken Convoi die Spitze, — seinen vierschlündigen Boy zu bieten.

De Dünk kannte seine Helg'länder seit einigen schönen Jahren. Er wußte, wie schwer es sei, seinen Lootsen ein X vor 'n U zu machen, wo es Cours und Wendung galt, und anderseits, wie schwer es galt den ewig speculirenden Insulanern ein Geheimniß zu verbergen. Er riskirte nun lieber, die geladene Brigg zu verlieren (falls sie nicht die erwartete sei,) als die allergeringste Veranlassung zu geben, jene beiden lieben Mädchen in bittere Verlegenheit zu bringen; Letzteres würde unvermeidlich sein, wenn die tiefgrübelnden Insulaner heraus rechnen könnten, daß Capt'n Dünk auf die Brigg gewartet, mithin von ihrer Ankunft Winke gehabt habe.

Im Nachsetzen und Einhohlen einer Beute, verließ er sich auf die ruhmvoll bekannten Vorzüge seiner beiden Schiffe, wie des Marengo, unter hundert Schiffen auserlesen und zu Kapern gebohrt worden.

Es war ihm nach obigem mithin gelungen, den Scharfblick der durchtriebenen Helgoländer Lootsen zu täuschen, sie von der Brigg abzulenken und ihnen die Ider in den Kopf zu bringen, als eile er seinem Marengo entgegen, um Helgoland und das Nordmeer auf längere Zeit zu verlassen.

*) Mit Einem Auge sehen; – oder blinzeln.

22.

Ein wenig verdrießlich und verstimmt, daß Capt'n Dünk ohne formellen Abschied, die Insel verlassen und die Insulaner gewissermaßen zum Besten gehabt, kehrten die Neugierigen nach und nach von der Klippe in ihre engen Wohnungen zurück, ohne das wohlfeile Schauspiel gesehen zu haben, welches sie so zuverläßig erwarteten.

»Nun? unser Capt'n Dünk hat uns den Rücken gekehrt, ohne Adjis zu sagen?« lächelte Rickmar, mit seinem Kiker unterm Arm, seinem Nachbar Broder entgegen, indem diese sich auf dem Falm trafen.

»Das scheint so,« erwiederte dieser mit gleichem Lächeln. »Aber er ist Niemand was schuldig geblieben! Uns hat er die Gelegenheit weggenommen ihm unsern schuldigen Dank abzutragen, denn er hat vielen Armen wohlgethan.«

»Das ist wahr!« bekräftigte der Kiker Rickmar. »Und Mancher hat was bei ihm verdient und noch nach fünfzig

Jahren wird der Kaper von Dünkirchen auf Helgoland in dankbarem Andenken bleiben.«

»Er geht nun wieder nach die Westindiens, wo er schon zwei Winter gekreuzt hat,« fuhr Broder fort. »Sind verfluchte Segler, seine beiden Schoner und seine Brigg!.. den Marengo wird er wohl diese Nacht oder Morgen im Weiten treffen. Hätte den Capt'n Brutus genau 'mal wieder sehn mögen!... 'ist auch 'n feiner Mann! der Capt'n Brutus — ... 'soll der Sohn von einem französischen Grafen sein, dessen Vater unter Robespierre gilliotinirt worden, — so erzählte mir Capt'n Dünk. — Aber Graf nennt er sich nicht mehr sondern schlichtweg: Bürger Brutus.«

»Der Captein von Saint-Just hat sich immer wenig an Wall sehen lassen, der war auf seinem Schoner versessen, wie 'n junger Liebhaber bei seiner Braut!« meinte der Kiker Rickmar.

»Der hat die ganze Zeit hindurch hier Gedichte geschrieben!« erwiederte Broder, »wie Capt'n Dünk mir versichert. Ist 'n französischer Dichter, der blutjunge Capt'n Jann Battist (Jean Baptiste....) sieht auch darnach aus; mit seinem bleichen Gesicht — wie Battist, so bleich, und dann seine langen schwarzen Haare dazu, unter seinem spitzen spanischen Filzhut mit breitem Rande!.... 'sieht aus wie 'n feines Portrait im Husumer Jahrmarkt, in der Bilderbude!«

»Nun?« unterbrach Tete Nommens die beiden Nachbarn! »Nun? unser Capt'n Dünk ist nach Westindien fort?«

»Und was sagt Jungfer Becka dazu, daß ihr feiner junger Steuermann nun auch weg ist?« lächelte Broder.

»De Ruyter ist mein Freund,« erwiederte Tete ernsthaft. »Er ist mir so lieb und werth, als wenn er mein Bruder wäre. Wenn meine Schwester ihm gut ist, so macht's ihr Ehre. Daß sie betrübt ist über seine Abreise, ist wohl natürlich. Mutter weint heute um ihn, als wenn ihr Sohn in See gegangen sei.«

»Da steht ja der dicke alte Engelsmann und spricht mit Claas Volkers. Was mag der wohl zu fragen haben,« lispelte der Kiker Rickmar. »Der spricht ja sonst doch mit keinem Helgoländer?«

»Der will wissen, wo Capt'n Dünk hinsteuert. Darauf will ich wetten!« rief Broder.

Ein vierter Insulaner trat zur Gruppe, dem man es von fern ansah, daß er 'was Neues wisse.

»Habt Ihr's schon gehört?« lispelte er. »Der dicke alte Engelsmann geht diese Nacht fort mit sammt Miß Rose und ihrem Bräutigam, sie reisen nach 'm Festland um Hochzeit zu machen. Eine englische Schnigge, — so 'n Ding mit zwei Masten, liegt da unten, daß sie abholen soll.«

»Glückliche Reis',« brummte Broder. »Der kann mir gestohlen werden, und ich werde nicht lange um ihn weinen, und nicht in die Avisen setzen lassen!... 'n Kniker ist er! 'n ächter Kniker, der 'n six pence dreimal umdreht, bevor er ihn ausgibt, und ihn dann wieder in die Tasch' steckt!«

»Er fragt da eben den alten Claas, wo Capt'n Dünk hin ist,« lispelte der Insulaner.

»Sagt' ich's nicht?« rief Broder, »sagt' ich's nicht?«

»Ich hört' es nur im Vorübergehen, daß Claas von die Westindiens sprach, und von dem schweren Proviant, den Capt'n Dünk hier eingenommen.«

»Nun wackelt der alte Engelsmann nach Hause, 'ist ganz 'ne breite holländische Koff, — sieht accurat so aus und ist braun dazu, in seinem feinen braunen Rock! wie 'n braun angetheerte holländische Koff; und segelt eben so schwerfallig!« meinte Broder.

»Und hat Wein und Schinken geladen!« lachte Tete »und allerlei Gewürz!«

»Aber ohne Lootse kommt er nicht in's Paradies,« lachte Broder, »und um 'n Lootsen zu zahlen, dazu ist er zu knickerig; folglich bleibt er wohl »buten!«« (draussen.)

Broder gieng nach Hause, und auch die Andern wanderten ihrer Wege.

Ein milder Spätherbstabend senkte sich auf's Meer herab, aus dessen leise bewegten Wogen die einsame Klippe Helgoland mit der benachbarten öden Sandinsel hervorragte.

Einzelne Fremde und Insulaner, und Gruppen beiderlei Geschlechts standen hier und dort längs dem Rande des Felsens gen Westen, dem Sonnenuntergange zuschauend, dessen Anblick selbst den Eingebornen niemals gleichgiltig zu sein scheint, die kaum irgendwo anders die Sonne auf- oder untergehen sahen, als auf ihrer heimatlichen Insel.

Unter diesen zierte eine Gruppe von drei zarten Kindern einen Felsenvorsprung, der unter ihren Füßen in's Meer hinabzustürzen drohte. Es war Jungfer Rebecka mit zweien ihrer Schulfreundinnen, beliebte Tänzerinnen vom rothen Wasser.

Becka starrte mit feuchtem Blick in die Unendlichkeit der Meeresweite hinaus, wo die Brigg ohnlängst verschwunden, welche ihr den aufrichtigen Freund, und ihren beiden Vertrauten, nebenbei ein flinker Tänzer, entführt hatte. Ob das Geschwader der Republik jemals wieder auf der Rhede der Insel ankern? ob der liebenswürdige blonde Jüngling mit seinem ausdruckvollen blauen Auge, jemals wieder am runden Tische des alten Tete Nommens seinen Thee trinken? und ob er jemals wieder mit ihren Freundinnen einen ça ira tanzen werde? — war nicht nur ungewiß, sondern unwahrscheinlich.

Das Schicksal ihrer edelmüthigen Freundin Miß Rose, be-

schäftigte Rebecka so sehr wie ihr eigner Schmerz. Die That der Aufopferung erhabener Liebe, welche jene seither vollzogen, hatte einen unauslöschlich-tiefen Eindruck auf das gefühlvolle Herz der jungen Insulanerin bewirkt, die zu bescheiden war, einen Theil dieser großen schönen Handlung auf sich zu beziehen, sich als Mitwirkende zur Rettung eines Mannes zu betrachten, den die Achtung der ganzen Insel nun auf unwirthbaren Wogen begleitete. Indeß versunken stand Rebecka da, während sich die Sonne gleich einer glühenden Kugel aus goldenem Horizont in's Meer senkte, und ein Streiflicht von Millionen Diamanten in vielfarbigen Strahlen glänzend, bis zur matten Brandung am Fuße des Felsens, herwarf.

Ein »Guten Abend« weiblicher Stimmen, weckte das zarte Mädchen aus dem Traum ihrer Empfindung. Die Vertraute ihres Herzens — Miß Rose, in Begleitung der alten Frau Pastorin, stand neben ihr. Unter dem Vorwande, im Pfarrhause Abschied zu nehmen, hatte sie sich aus den menschenfeindlichen Mauern ihres Onkels entfernt und der alten Pastorin den natürlichen Wunsch offenbart, noch einmal — zum letzten Male auf dem Felsen Helgoland die Sonne in's Meer sinken zu sehen, wohl ahnend, daß auch Rebecka dort sein werde, wie sie, nicht nur der verschwindenden Sonne — dem verschwundenen République nachzuschauen.

»Ich werde diese Nacht abreisen!« seufzte Rose, und ihr Auge glänzte in Thränen, indem sie ihrer Freundin zitternd-krampfhaft die Hand drückte.

»Abreisen?« erwiederte Rebecka; und auch ihre Thränen floßen eben so unwillkürlich. Es war diesen beiden Wesen ja keine andere Sprache in Gegenwart verschiedener Zeugen gestattet, als die, welche das Organ der Seele, der Strahl des Blicks, ihnen gestattete, der Alles umfaßte was Beide einander je durch Worte zu äußern vermöchten, indem Strahl in Strahl sich ergoß.

Die Frau Pastorin erklärte sich den bittern Schmerz der beiden Freundinnen durch die bevorstehende Trennung, indem das Band der Schwesterliebe, welches sie einte, unter ihren Augen in ihrem Hause sich geknüpft hatte. Sie war weit entfernt, ein Geheimniß beider Herzen zu ahnen, das keine Mittheilung, und dessen Tiefe keinen Ausdruck des Worts kannte.

Die beiden Schwestern nahmen Abschied von einander. — — Miß Rose eilte raschen Schrittes der Frau Pastorin ein wenig voraus und Jungfer Rebecka trat auf den äußersten Rand des Felsenvorsprungs, selbst ihren Freundinnen den Strom der glühenden Thränen zu verbergen, der auf ihren rosigen Wangen herabrollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebenslauf
des Malers Benjamin Zix, von Straßburg.

(Schluß.)

Im März des folgenden Jahres kam er wieder los, und schüttete auch gleich seine frohen Gefühle in einem muntern Briefe an denselben Freund aus.

Straßburg, den 8. März 1799.

»Du wirst auch wissen wollen, wie ich nach Haus gekommen bin? Nun dann, von Dir weg bin ich gefahren bis nach Straßburg in den schwarzen Raben. Von dort weg hielt ich es aber für räthlicher, vollends bis in meines Vaters Hause, mich meiner zwei Füße wieder zu bedienen, sonst hätten meine Eltern glauben mögen, sie könnten jetzt nur das alte Haus zusammen reißen und ein Schloß an den Platz bauen; mein Vater sein Holzlegermaß zu den Antiquitäten stellen, zum ewigen Angedenken, daß er einst Holzleger war; sich eine meerschaumene Pfeife kaufen und Knaster rauchen, und hätte darauf gedacht das Geld auf sichere Hypothek zu bringen, um erträgliche Zinsen davon zu ziehen. Meine Mutter hätte sich einen Kobel gekauft und das Hemd mit Spitzen garnirt. Diesem allem klüglich auszuweichen, kam ich zu Fuß; doch machte meine Mutter ein paar verteufelt freundliche Augen, als ich die Schnall an meiner Gurt löste, und sie sah, daß ich gesegneten Leibes war. Na, so geht's an, sagte sie, und nahm das Kindlein auf die Arme, vermuthlich um dessen Werth nach dem Gewichte zu bestimmen. Aber das arme Kind leidet wieder schon schrecklich an der Auszehrung: ich glaube, es wird wohl daran sterben.« —

Im Hornung 1800 erhielt er endlich den so erwünschten Abschied, worüber er sich in folgenden Reimlein aussprach:

Doch wenn die Noth am Größten, ist
Die Hilfe nicht mehr fern:
So tröstet sich ein guter Christ,
Sieht Sonne, Mond und Stern
In seiner Noth für Geigen an,
Für Harfen und Schalmeyen;
Was nur ein Frommer sehen kann
Durch Beten und Casteien,
Das sah ich, Freund, und noch viel mehr:
Mein Glück im Microscop;
Gleich warf ich Säbel und Gewehr
Zum H** und bin frei Gottlob.

Übrigens war eben damals seine Lage nicht die angenehmste:

er fühlte es selbst wohl, wie nothwendig es für ihn wäre, zu seiner weitern Ausbildung Reisen zu machen und besonders Italien zu sehen. Ein Aufenthalt von einigen Jahren in diesem Lande würde ihn bei der grosen Erregbarkeit seiner Einbildungskraft und seinem schönen Zeichnertalente zu der völligen Entwicklung seiner vortrefflichen Anlagen geführt und in die Geheimnisse der höhern Malerei eingeweiht haben, während er jetzt beinahe ausschließlich mit Producirung von kleinen Kriegsscenen sich beschäftigte. Allein sein geringes Vermögen machte ihm einen solchen künstlerischen Ausflug ganz unmöglich, und eine Unterstützung zu diesem Zwecke war, bei den damaligen Zeitumständen, weder von Seiten der Stadt noch von irgend einem wohlhabenden Bürger gar nicht zu erwarten. Der geringe Verdienst, dessen er, bei aller seiner Lust zu arbeiten theilhaftig wurde, benahm ihm vollends alle Hoffnung sich selbst zu einer solchen Wanderschaft die gehörigen Mittel zu verschaffen. Jede Bemerkung die man ihm daher in dieser Hinsicht machte, setzte ihn in die verdrießlichste Stimmung, die sich am besten aus einigen Stellen eines seiner Briefe erkennen läßt, den er um diese Zeit schrieb.

Straßburg, den 28. April 1800.

»So wie der L*** sprechen noch viel von mir, und eben diese viele, sammt dem L***, geben mir keine Su zu verdienen; und wenn sie nur nicht wie's Vieh in den Tag hinein schwätzten. Was soll ich denn in Paris und in Italien machen? Dort kann ich wohl meine Kenntnisse erweitern, aber wieder nichts verdienen, und um hier und dort nichts zu verdienen hab' ich Kenntnisse genug, und wie sollt' ich an diese Orte kommen? mich hin betteln? — Sieh nun, es ärgert mich oft, daß ich aus der Haut springen möchte: Alles lobt meine Geschicklichkeit, und doch verdiene ich kaum für das Bier, das ich trinke, und den elenden Tabak, den ich verbrenne. O wenn ich einen Sohn hätte, ich glaube, ich drehte ihm eher den Hals herum, als daß ich ihn einen Künstler werden ließe. . . .

»Ich hätte ziemlich Lust mein undankbares Vaterland zu verlassen, wo man Künstler zur Armee schickt und Esel für einige Gulden im Lande behält. Mein Lieblingsstudium, folglich auch das beste, besteht darin, Kriegsscenen zu malen: es ist sehr interessant und beinahe noch das einzige, worauf die Leute etwas verwenden. Ich habe wirklich eine Sammlung dergleichen, sammt einem Titelblatt, von dreizehn Stück beisammen, die von allen hiesigen Kennern und Nicht-Kennern sehr geschätzt wird. Dieses Werkchen bin ich Willens in Kupfer zu ätzen und es entweder auf Subscription herauszugeben, oder die Platten einem Verleger zu verhandeln.« —

Doch zeigten sich noch in demselben Jahre bessere Aussichten. Der berühmte Architekt Weinbrenner ließ ihn nach Karlsruhe kommen: und bei seiner Rückkunft kündigt er seinem Freunde Schöll die Verbesserung seiner Lage an.

October, 1800.

»Ich war indessen einige Wochen in Carlsruhe, und glaube für die Zukunft gute Geschäfte dort gemacht zu haben. Ich hätte füglich drüben bleiben können, aber ich thue nicht gut in der Fremde: ich weiß nicht, was für ein Magnet mich immer wieder nach Straßburg zieht. Ist's vielleicht
(Ein bonnet rond, eine Schürze und eine paar Pantoffeln gezeichnet.)«

Die am Ende dieses Briefes angegebenen weiblichen Insignien deuten auf eine Neigung hin, die er schon damals hatte; im Jahr 1803 verheurathete er sich mit dem Gegenstand seiner Liebe, und führte nun, einige Jahre hindurch, bei artigem Auskommen und in angenehmen Eheverhältnissen ein thätiges, glückliches Leben.

Auf einmal fügten sich aber die Umstände anders und aus dem bescheidenen Häuschen, in dem er bis jetzt gewohnt und gearbeitet hatte, sollte Zix heraustreten, und durch die Gunst mächtiger Beschützer auf einen größern Wirkungskreis versetzt werden. Als im Jahr 1806 die Kaiserin Josephine nach Straßburg kam, wurden derselben zu Ehren prächtige Feste veranstaltet, denen Napoleon auch beiwohnte. Zix bekam den Auftrag Zeichnungen von den verschiedenen Ergötzlichkeiten zu machen, die damals hier Statt hatten. Bald wurde ihm sein Portefeuille begehrt, das von der Monarchin mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtet wurde. Der Kaiser ließ ihn später nach Paris kommen, wo er mit dem berühmten Denon in Verbindung gesetzt wurde, und für Napoleon selbst militärische Zeichnungen auszuführen bekam. Er machte mit dem gelehrten Antiquar Reisen nach Wien und Berlin, und kehrte dann wieder nach Paris zurück, wo er seine förmliche Wohnung eingerichtet hatte.

In diesen sorgenfreien Umständen ließ er seiner künstlerischen Laune freien Lauf, und malte beiläufig eine Menge Karrikaturstücke, die zum Theil zu den gelungensten Produkten dieser Art gehören. Sein groser Beschützer wollte aber noch mehr thun als bisher; um dem genialen Mann die beste Gelegenheit zu seiner Vervollkommnung zu verschaffen, schickte er ihn 1811 nach Italien.

Leider ergriff ihn in Perugia das Fieber, und er starb ehe er die ewige Roma mit ihren unermeßlichen Kunstschätzen hatte sehn können!

Der Kornfuhrmann aus Nibelingen.

Thüringische Volkssage.

Ein Landmann fuhr aus Nibelingen
Die Straße nach der nächsten Stadt,
Getreide zum Verkauf zu bringen.

Da hemmte plötzlich seine Rosse
Ein Zwerg und sprach: „Du sollst die Frucht
Zum Kaiser fahren in dem Schlosse.

Doch wirst Du willig Dich bequemen,
Nicht mehr, als jetzt des Kornes Werth,
An baarem Geld dafür zu nehmen.“

Drauf zog der Fuhrmann zum Kiffhäuser,
Durch's morsche Thor der alten Burg,
Allwo verzaubert sitzt der Kaiser.

Er sah ihn fest vom Schlaf umschlungen,
Das Haupt geneigt zum Felsentisch,
Durch den sein rother Bart gedrungen.

Und Gold und Silberstücke fanden
Sich aufgehäuft im weiten Raum,
Wo hundert helle Kerzen brannten.

Der Landmann fühlt die Pulse stocken,
Doch läßt er von des Erzes Glanz
Sich nicht zu böser That verlocken.

Er öffnet die gefüllten Säcke
Und schüttet in's Gemäß das Korn,
Und gießt es aus in eine Ecke;

Nimmt von des Geldes blankem Haufen
Nur so viel, als er auf dem Markt
Erhalten hätte beim Verkaufen;

Verneigt sich stumm dem Barbarosse,
Steckt Sack in Sack und lenkt behend'
Den leichten Wagen aus dem Schlosse.

Und heimgekehrt nach Nibelingen
Läßt er vergnügt vor Weib und Kind
Die wohlerworb'nen Gulden klingen.

Des Braven Felder trugen reicher
Seit jenem Tag von Jahr zu Jahr,
Und zu beschränkt war bald sein Speicher.

Ihm wuchs das Gold in voller Truhe,
Und unvermerkt floh ihm die Zeit
Bei ungetrübter Seelenruhe.

So ward ihm schon in diesem Leben
Der reichste Lohn der Redlichkeit
Von Dem, der Alles sieht, gegeben.

Gotha. Adolf Bube.

Deutsche Sagen von Adolf Bube.

Gotha, im Verlag von J. G. Müller, 1839. 92 Seiten.

Vor zwei Jahren gab Herr Adolph Bube thüringische Volkssagen heraus, welche im Publikum eine günstige Aufnahme und in vielen Zeitschriften eine gerechte Anerkennung fanden. Da nun dieses Heftchen gänzlich vergriffen ist, und seit dieser Zeit der Verfasser auch einige Sagen metrisch behandelt hat, die sich nicht auf Thüringen, sondern auf andere Gegenden Deutschlands beziehen, so hat er, statt einer neuen Auflage, unter obigem Titel dieses Heftchen zusammengestellt. Wir erhalten in demselben vierundzwanzig Sagen, die schon an sich theils weniger poetisches Interesse haben; doch sind alle von dem Dichter mit Liebe behandelt worden und selbst den weniger ansprechenden wußte er meistens entweder eine poetische oder ethische Seite abzugewinnen. — Die Sage bedarf, soll sie ansprechen, einer ganz einfachen Behandlung; sie ist in der Kindheit des Volkes entstanden, und verträgt daher durchaus keinen rednerischen Schmuck. Herr Bube besitzt nun ganz in seiner Darstellungsweise diese edle Einfachheit; nie sucht er die Sage durch poetischen Schmuck zu heben; er läßt diese einfachen Kinder des Volksglaubens in ihrer Einfalt erscheinen ohne Flitter und Prunk, und nur bescheidene Feldblumen dienen ihnen zur Zierde. Mit um so größerm Vergnügen verweilen wir bei diesen Schmucklosen und hören ihre warnende und erhebende Stimme. Freilich können wir dieses Lob nicht allen der hier mitgetheilten Sagen in gleichem Maße ertheilen; doch gebührt es den meisten, und nur wenige dürften es seyn, bei welchen die gar zu große Dürftigkeit des Stoffes dem Dichter keine Seite bot, der etwas tieferes abzugewinnen war. Des vielen Schönen wegen, welches dieses Büchlein enthält, wünschen wir ihm eine recht große Verbreitung; auch möchten wir es vorzugsweise Lehrern empfehlen, damit unter unserer Jugend der Sinn für vaterländische Sagen geweckt und genährt werde, zumal da der würdige Herr Ver-

fasser den meisten derselben auch eine ethische Seite abzugewinnen suchte. Als Beispiel möge hier eine der kürzesten Sagen, „Der Schatz in der Liebfrauenkirche zu Arnstadt," eine Stelle finden:

In Arnstadt's Kirche zu Liebfrauen,
Da liegt ein reicher Schatz verborgen.
Wer nach ihm sucht mit Gottvertrauen,
Der hebt ihn früh am Sonntagsmorgen.

Drum hat schon Mancher dort gegraben,
Jedoch den Schatz nicht aufgefunden,
Weil er dabei gedacht an Gaben,
Die flüchtig, wie des Lebens Stunden.

Allein den Schatz, der dort verborgen,
Den werdet geistig Ihr erheben,
Wenn Euer Herz am Sonntagmorgen
Sich fromm dem Heiland wird ergeben.

Wilhelm Kilzer.

Kleine Chronik.

— Dresden. Von D. Gustav Bacherer, in Dresden, sind erschienen: „Süddeutsche Rufe aus Nord-Deutschland;" ferner: „Sterne und Meteore in deutscher Zukunft und Gegenwart": Werke deren ächt liberale, rein patriotische Tendenz gewiß überall den hellsten Anklang finden werden, da sie von einem Standpunkt aus geschrieben sind, der weder von partheiischen Vorurtheilen, noch von gelehrtem Stubendunst umwölkt ist. — Wir machen ferner auf den Briefwechsel zwischen Pahl, Salat und Pfister aufmerksam, der nächstens unter Herausgabe von D. Bacherer die Presse verlassen wird.,

(Privat-Correspondenz.)

— Der Telegraph (Juli) enthält eine Erzählung „Stasi", Sittengemälde aus dem Elsaß, welches in Sessenheim spielt.

— Professor Schultz in Berlin, der die Circulation der Pflanzensäfte beobachtet hat, stellt jetzt die menschlichen Krankheiten als eine Mauser nach Art der Vögel dar. (Telegraph.)

— Ernst v. Schiller kündigt im Namen seiner Familie neue Supplementen zu den Werken des großen Dichters an.

— Von Ludwig Bechstein erschienen zwei Bände Erzählungen aus Heimat und Fremde. (Leipzig, A. Taubert.)

— Das neuste Gedicht der Gräfin Ida Hahn-Hahn heißt: „Astralion", eine Arabeske. (Berlin 1839. A. Duncker.)

— Der Telegraph (Juli Nro. 120, 1839) enthält einen Aufsatz von Ludwig Wihl: „Über die allzugroße Vorliebe unserer Zeit für Musik." Es heißt darin unter Anderm: „Die Musik ist — nach meiner Ueberzeugung — in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Künsten, wenn man von der Architectur absieht, die geistloseste, die materiellste. Der Vogel singt, weil er es nicht bis zur Sprache bringen kann; der Gesang ist nur eine Ahnung, ein dunkles Gefühl zum Sprechen; die Musik drückt den noch ringenden, aufkeimenden, unfertigen Gedanken aus; die Musik läßt daher immer mehr errathen, als hören.... Unsere Zeit ist im Zusammenhange mit ihrem materiellen Bestreben musikalisch. Die Musik ist es, die sie nach ihrem geschäftlichen Drängen und Treiben ohne weitere Anstrengung zerstreut, die Musik ist es, die ihr sirenenhaft auf dem wüsten Meer der Alltäglichkeit auf einige Augenblicke eine Ahnung von dem Höhern beibringt, das sie für das Höchste hält. Aber gerade deshalb, weil sie sich mit dem Untern, mit dem zu Grunde Liegenden begnügt, weil sie sogar das zu Grunde Liegende und deshalb Geringere, Stofflichere für das Beste und Höchste hält, weil sie über das Ahnen nicht hinauskömmt, oder hinaus will, halte ich es für die heiligste Aufgabe der Einsichtsvollen, im Interesse des Höchsten, im Interesse des Wortes, im Interesse der göttlichsten Blüthe unseres Geistes, sich gegen diese geisthemmende Vorliebe auszusprechen. Diese Vorliebe möchte ich, wenn das Wort nicht etwas hart klänge, mit dem Namen sybaritisch bezeichnen; sie ist mühe- und beschwerdelos; sie thut schön mit sich selber; sie hält die Hand immer auf's Herz; sie nennt die Musik die Sprache der Engel und glaubt sich höher als alle, die von einer Sprache der Engel keine Vorstellung haben; Vorliebe für Poesie dagegen bedingt ein Sammeln des Geistes, eine Vorbildung, ein Verständniß der Zeit oder vielmehr aller Zeiten, eine Unterwerfung des ganzen Menschen...." — Der Verfasser, den wir als Schriftsteller und Wahrheitsfreund hochachten, vergißt sich hier offenbar in seinem Tadel über die allzugroße Vorliebe unserer Zeit für Musik, indem er die göttliche Kunst selbst angreift und ihr ihre erhabene Geltung rauben will, und auch ohne gerade mit „Böswilligkeit und Unverstand, dem er mit diesem Ausspruche Waffen in die Hand gegeben" zu haben glaubt, wäre es wohl ein Leichtes, seine Angriffe zu erwiedern. Er übersieht ganz die practische Seite der Musik, als Bildnerin der Volksgesittung, als Zwillingsschwester der Poesie, die mit ihr Trägerin, Verkündigerin des Höchsten ist, das im Menschen sich reget. Er vergißt, daß sie selbst oft höher steht, als das Wort, das in seiner Armuth, Gedanken, Gefühle verschweigen muß und daß sie es ist, die das Wort fortsingt und die himmlische Poesie, die in ihm „gebunden" liegt, oft erst herausschlägt und zum Bewußtseyn bringt. Er vergißt es, daß Musik nur insofern hinreißend auf den Menschengeist wirken kann, als sie — eben wie das Wort — Gefühle ausspricht, Ideen weckt, Ideen verkündigt. Es ist einseitig die Künste also von einander reißen zu wollen; sie sind alle einem Geiste entsproßen, nur in der Form verschieden; sie ruhen alle auf demselben Grunde: Einheit, Harmonie, Bewegung, und sollen das Urbild des Schönen in vollendeter Begränzung darstellen, veredelnd, erhebend und beseligend.

August Stöber, Redakteur. Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 35.

Samstag, den 31. August 1839.

Die halboffene Rose.

—

Von all' den Rosen, die am Hage sproßen,
Ist keine so mit süßem Duft gewürzt,
Als du, die halb erst ihren Kelch erschlossen,
Von grüner Knospenhülle noch geschürzt.

Den Andern, die entfaltet jedes Läubchen,
Entführte bald den besten Geist die Luft;
Du aber hältst die feinsten Blüthenstäubchen
Im tiefen Kelch gesammelt voller Duft. —

Halboffne Rose, lieblichste von allen!
Du mahnest mich an ächten Liedes Reiz:
Soll es erwecken süßes Wohlgefallen,
So dehn' es nicht die Bilder allerseits!

Nein! faßt es in geheimnißvolle Kürze,
Die innrer Schönheit Fülle ahnen heißt!
Dann sammelt sich im Kelch die feinste Würze,
Dann athmet's aller Süßigkeiten Geist. —

Halboffne Rose, lieblicher denn alle!
Du mahnest mich an ächter Liebe Sinn:
Die rührt mich nicht, die stets im Redeschwalle
Des Herzens offnes Blatt mir breitet hin.

Nein! wo nur manchmal zart aus Aug' und Munde,
Wie aus der Knospe, dringt ein warm' Gemüth,
Ahn' ich entzückt, daß tief im Herzensgrunde
Noch reich der Liebe Rosenfeuer glüht!

Oberbronn. Adolf Stöber.

Der Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

—

(Fortsetzung.)

—

23.

Am andern Morgen war das kleine englische Fahrzeug verschwunden, welches Nachmittags zuvor gekommen und spät Abends und Nachts sein Passagiergut und seine Reisende eingenommen hatte.

Der Wind, der seit einigen Tagen aus Süd und Südosten blies, hatte sich nach Süden gewendet, woher er nun seinen mächtigen Odem sandte, der Fahrt der englischen Jolle zwar sehr günstig, allein eben so ungünstig für diejenigen Segel, welche aus der Hever oder Eider auslaufen und ihren Cours nach England richten wollten.

Die Ankerlichtung der beiden Kaper auf der Rhede machte nicht so besondere Lücke in dem Mastenwald damaliger Zeit, als die Abreise Capt'n Dünk's am Tische der Abendgesellschaft im Schifferhause.

Die guten Insulaner, welche mehr oder minder mit dem Admiral der Republik in Berührung gewesen, wanderten einsam und in Gruppen auf dem Vorlande umher, als ob sie etwas suchten — »als ob ihnen etwas fehle.« Wo sich Zwei begegneten und begrüßten, sprachen sie unbedingt von Capt'n Dünk und schienen sich zu trösten an den einzelnen Charakterzügen seines Edelmuths und seiner Wohlthätigkeit, welche sie wehmüthig herrechneten.

Der Vormittag verstrich und ein Theil des Nachmittags, wie so manche andre auf Helgoland, in schläfriger Einförmigkeit. Es ward vier Uhr und »nichts Neues war passirt.« Die mehrsten Bewohner der Insel saßen an ihrem Theetische, der um diese Stunde, wie Morgens und Abends, den Kreis der Familie um sich versammelte, als ein Rennen und Laufen durch die engen Straßen hörbar wurde, der Bewegung ähnlich, als wenn die Lootsen plötzlich »zur Börte« eilen.

»Da ist gewiß eine Börte,« bemerkte Broder, der seiner hübschen jungen Frau gegenüber ebenfalls am Thee saß, »da muß ich hinunter (auf's Vorland) und meine Nummer geschwinde in den Hut werfen.« Er stülpte seine Tasche um, als Zeichen, daß er vorläufig seine letzte Tasse Thee getrunken, ergriff seinen Hut, gab seiner lieben Frau geschwind die Hand zum Abschied, da ihn das Loos etwa nach Cuxhaven oder Hamburg führen konnte, bevor er sie wieder sähe. Er fühlte nach, ob er sein Lootsenzeichen richtig in der Tasche habe und eilte zur Thüre hinaus.

»Gibt's 'ne Börte?« fragte er den nächsten Vorübereilenden.

»Freilich! ja wohl! drei!« rief der Eilende ihm über die Schulter zu. »De Dünk ist wieder da! mit der Brigg!! 'ne dreifache Börte!!«

»Was Teufel!« rief der kleine Broder. »Schwer' Noth! da muß ich laufen!«

Was eine Lootsennummer führte und Beine hatte, rannte und stürzte nun die Treppe hinab, oder versammelte sich bereits auf dem Vorlande, während das Heer der Neugierde beiderlei Geschlechts sich auf der Klippe einfand und in die Ferne blickte, wo die République, der Saint-Just und die gestern gesehene schwer beladene Brigg noch kaum mit bloßen »Augen des Festlandes« zu erkennen waren.

Die Lootsen hatten sich mithin in Bewegung gesetzt, ohne das gewöhnliche Signal abzuwarten, indem sie ein für allemal wußten, daß Capt'n Dünk ihren Dienst annähme, wiewohl er bereits so oft in den sogenannten Hafen der Insel eingelaufen war, daß weder er, noch Capt'n Jann Battist (wie Broder den Chef des Saint-Just nannte) eines Lootsen bedurfte.

Der Zufall der bei einer Helgoländer Börte die Hauptrolle spielt, führte den jungen Tete Rommens, nebst zwei ältern Lootsen auf's Meer, ein so überraschendes Glück für ihn und seine jüngern Cameraden, welche recht tüchtig an seinem Boot mitschoben, daß drei für Einen die Treppe hinauf rannten, um diese fröhliche Botschaft der schönen Rebecka und ihrer ganzen Familie zu überbringen.

Broder kehrte langsam zu seiner lieben Frau zurück und lachte sich selbst aus, daß er dieses Mal nichts erreicht habe; weil er das seltsame Glück hatte, öfterer als mancher Andre, als Lootse auf's Meer zu müssen. Wir bemerken, daß der Ertrag des Lootsen-Geldes ähnlicher Weise (wie der Ertrag des Fischfangs durch Compagnien) in allgemeine Kasse fließt. Außer denen, welche am Boot mitschieben, erhalten die Wittwen und Waisen verstorbener oder in Gefahr verschwundener Lootsen einen bestimmten Theil, und dem edelmüthigen Insulaner, der auf diese Weise demokratisch für die Gesammtheit wirkt, bleibt verhältnißmäßig wenig direkter Gewinn übrig.

Er wurde Abend bevor die Lootsenböte die drei Schiffe erreichten, welche in der Ferne ankerten, um am folgenden Morgen die Rhede zu erreichen, wie es gewöhnlich geschah, mit Rücksicht auf das gefährliche Fahrwasser in der Nähe der Insel.

Die Preisfrage, was die feine Brigg wohl geladen habe? beschäftigte nun reichlich über 2500 Köpfe, außer einigen Hundert Kaufleuten, welche in solchen Fällen mit dem Handlungshause de Dunque et comp. zuweilen erwünschte Geschäfte machten und aus diesem Grunde ihr Comptoir auf Helgoland sehr zweckmäßig fanden. Die Frauen und Mädchen freuten sich schon auf einige Ballen Sitz und Kattun, seidene Tücher und dergleichen, während die Männer vermutheten, daß die Brigg wahrscheinlich Korn geladen habe. In beiden Fällen rechnete man auf Capt'n Dünks bekannte splendide Freigebigkeit.

Die Nacht der Ungeduld und der Erwartung war vorüber. Die drei Schiffe ankerten im Südhafen und Capt'n Dünk mit mehrern seiner Cameraden und Mitbürger trat an's Land. Bevor irgend Jemand den Boden berührte, machte ein Helgoländer in einem Boot ein Sprachrohr aus seinen hohlen Händen und rief aus voller Kehle der Insel zu: »Butter!! 'ne Ladung Butter!!! lauter Butter!!! nichts als Butter!!!«

»Butter!« — »Butter!«

»Butter! — Butter. — Butter? — Butter!? — Butter. — Butter. — Butter?! — Ja, Butter. — Butter? !? Butter. — Butter? Ja, Butter!« lautete es von Mund zu Mund über's ganze Vorland, die Treppe hinauf, über das ganze Oberland, wenigstens 7500 Mal, in weniger als einer Viertelstunde, indem jede Helgoländer Seele dieses glatt fir-

sende Wort zuverlässig drei Mal, wenn nicht neun Mal über die Lippen brachte.

Kein Insulaner hatte den Capitain des Saint-Just jemals lachen hören, Wenige ihn lächeln sehen, so lange er unter ihnen lebte.

Allein diese Scene am Vorlande und die Veranlassung an und für sich, war doch allzu komisch, als daß der tief-schwermüthige Ernst dieses jungen Helden nicht endlich einmal weichen und ein lautes Lachen nicht seine Brust hätte erschüttern sollen. Wohl war auch der Capitain der République keineswegs grade jetzt zum Lächeln aufgelegt, da er bereits von den Lootsen die plötzliche Abreise Johns erfahren, welche ihm leicht einen Strich durch seine Rechnung ziehen konnte.

Die sämmtlichen Offiziere der République, welche mit ihm an Land gekommen, standen um ihn her auf dem Schilf und halbdürrem Schlamm des Ufers, und lachten gleich ihm, wie sie seit ihres letzten Besuchs einer komischen Oper nicht gelacht hatten.

»Butter! lieber Broder, Butter!« rief er seinem alten Bekannten zu, der zunächst am Ufer ihm die Hand zum herzlichen Willkommen gereicht hatte. »Sie wissen, lieber Freund, daß ich Alles esse, was Gott Eßbares gibt, ausgenommen Butter; wiewohl ein jeder Mensch gegen irgend Etwas einen Widerwillen hat. Nun denken Sie sich meinen Ärger; die ganze schmierige Geschichte da, nun auf 'm Halse zu haben! — Ist Einer von den Rathmännern am Strand?« fragte er plötzlich sehr ernst. »Mag Butter essen, wer Lust hat! die ganze Ladung schenke ich der Insel und die Brigg soll heute noch verauctionirt werden, denn ich gehe vor Sonnenuntergang wieder in See.

»Sie wissen schon... Herr Captein?« fragte Broder leise und mit bedeutungsvollem Blick.

»Leider, weiß ich's,« erwiederte de Dunque. »Die verdammte, drei Mal vermaledeite Butter! die mich gradezu in den April führte! Hol' sie der Teufel, die ganze Schmiere!

Er eilte auf einen Rathmann zu, dem er obige Erklärung gab, und ihn ersuchte, die Auction der Brigg sofort zu veranstalten, ohne die Entladung abzuwarten; weil er (wie er mit besonderer Betonung hinzufügte) sofort wieder in See stechen und in Begleitung des Marengo gradezu durch den Canal in den Ocean nach Westindien zurückgehe.«

Was Capt'n Dünk nun selbst mit eigenem Munde einem Rathmann gesagt, glaubte mithin jeder Insulaner, außer drei oder vier Personen, welche bereits die Schule des Schweigens besucht und die Erfahrung gesammelt hatten, daß es durchaus nichts schade, wenn man zuweilen ein Geheimniß für sich behält und mithin etwas mehr weiß als Jedermann.

Capt'n Dünk konnte nun sicher sein, daß die Nachricht durch die erste Schellfisch-Chaloupe in Tönning verbreitet und dem alten John Booze bekannt werde: daß er Helgoland verlassen, seinen Marengo im Weiten getroffen und durch den Canal in den Ocean geeilt sei, worauf seinem dicken Feinde dann ein schwerer Stein vom Herzen falle.

Der Corsar war mit vollem Südwinde gegen Nord-Nordwest gesegelt, bis er die Insel, und diese mithin ihn, aus dem Gesichte verloren, während die verhängnißvolle Butterbrigg aus Südosten heransteuernd, ihren Cours gen Westen nahm, sobald sie die Höhe der Insel erreicht hatte. Jener durfte nun mit Recht zweifeln, ob es die erwartete Brigg sei, wenn nicht diese etwa den Corsar bemerkt und einen blinden Schlag in's Weite genommen, ihren Feind zu täuschen. Nichts hatte wohl größere Ähnlichkeit mit dem Schach- und Damspiel, als diese beiderseitige Manöuvre, einander zu entgehen, zu täuschen, und die Berechnung des Corsars, seine Beute zu treffen.

Es war nicht schwer, nach dem Laufe oder der Bewegung eines Schiffes, unter Beobachtung des Windes, zu berechnen, wie viele Meilen das Schiff in bestimmter Zeit zurücklege, und somit diente dem Corsar seine Seekarte als Schachbrett, auf welchem er die Schläge und Züge des Gegners erblickte und seine eigenen darnach vollziehen konnte.

Er entließ mithin die Brigg auf eine halbe Stunde aus dem Gesicht und nahm dann eine Wendung gegen Westen und einen zweiten Schnitt unter viertel Wind*) gegen Südwesten, ihr den Wind abzuschneiden und ihr bei Nacht an die Seite zu kommen. Dieses Manöuvre gelang ihm wie jedes andre, welches er seit vielen Jahren durch Erfahrung bewährt fand. Er näherte sich unterm Sternenschimmer der Nacht seiner verfolgten Brigg, der er die gewöhnliche Kugel zur Begrüßung durch ein breites Segel sandte, worauf diese, die nun wußte wen sie neben sich hatte, wie so manches andre Kauffahrteischiff in ähnlicher Lage, »gute Miene zum bösen Spiel machte.«

Dem Butter-Capitain blieb die Wahl, sich mit seinen Paar Kanonen gegen die zahlreichen Schlünde der beiden Kaper zu vertheidigen, ein Gemetzel des Enterns zu erleben, bei welchem er nicht nur Schiff und Ladung, sondern obendrein seine Leute

*) Dem Leser, der in der Navigation weniger bewandert sein möchte, erörtern wir: Halber Wind wird der Wind genannt, wenn er dem Schiffe grade von der Seite kommt. Ein Kompaß (Windrose) besteht bekanntlich aus zweiunddreißig Punkten. Eine Brigg kann vorwärts eilen mit sechs Punkten Wind (d. h. wenn der Wind schräge von vorne, der Brigg entgegen kommt); ein Schooner kann mit vier Punkten Wind segeln; eine Kutter mit drei; eine Helgoländer Chaloupe mit zwei Punkten Wind, dem Winde fast grade entgegen.

Note des Verfassers. Im Nordmeer: Latit. 53° 46′.

und — sein eigenes liebes Leben einbüßen würde; — oder die Segel zu streichen und sich auf Gnade und Ungnade dem Feinde zu ergeben.

Letzteres geschah. Der Capitain und ein Theil der Mannschaft wurde an Bord der République geführt, während die Prise durch einen Kaper-Officier und mit nöthiger Mannschaft besetzt wurde.

»Nun will ich nach Tönning fahren und eine Chaloupe voll Friedrichsstädter Senf holen!« lachte Broder, der den Capitain in's Schifferhaus begleitete; »dann kann ganz Europa nach Helgoland kommen und Schellfisch mit Senf und Butter essen!«

»Die verdammte Butter!« brummte de Dunque wiederholt vor sich hin. »Man muß den Teufel nicht an die Wand malen! Hätte ich nicht im Pfingstmarkt in Husum und auf dem Lande dort, den Butter-Ankaufer gespielt; das Schicksal würde sich wohl nicht an mir gerächt und mir eine solche Schmiere auf den Hals gesandt haben — wie die Abfahrt des dicken John, der wie es scheint, Rathgeber um sich hat, welche klüger sind als er!«

»Der sucht einen Piquetspieler auf 'm Festlande!« meinte Broder, »indem seine Nichte und ihr Bräutigam einen wohlfeilen Priester suchen, der ihn den ehelichen Segen gäbe!«

»Der junge Engländer scheint ein recht artiger Mann und wird wohl seine liebe Braut zu schätzen wissen,« erwiederte de Dünk.

Beide traten in's Schifferhaus, wo Capt'n Dünk nun einen Rathmann in seinem Comptoir erwartete, demselben die ganze Buttergeschichte an den Hals zu werfen.

Tote Rommens führte seinen Freund Alphonse alsobald in seinen Familienkreis, wo seine Rückkehr zwar lebhafte Freude, zugleich aber bittern Schmerz erregte, indem es nun entschieden war, daß das Geschwader die Insel und das Nordmeer verlassen werde. Ein ähnliches Wiedersehen auf wenig Stunden mochte der zarten Rebecka wohl so peinlich werden, wie ihr seither die Trennung geworden, und wir zweifeln ob sie darin gewilligt, wenn das Schicksal ihr die Frage anheim gestellt hätte, ihren Freund in aller Eile auf Minuten — oder gar nicht wieder zu sehen? weil der zweite noch peinlichere Abschied ihr bevorstand. Dieser erfolgte bald, indem die Augenblicke gemessen und de Ruyttar's Anwesenheit am Bord nothwendig war.

Die Butterbrigg war ein feines Schiff, wie die Insulaner sie bezeichneten, funkelnagelneu! — und wurde um Spottpreis an einen Fremden verkauft, während die wohlhabenden Insulaner auf diese Weise seit Jahren manches Schiff hätten erlangen können,*) wenn sie patriotischen Gemeinzeist zur Unternehmung des Hafenbau's gehabt hätten.

Nach abgemachten Geschäften trank Capt'n Dünk mit seinen vertrauten alten Freunden ein Glas Champagner zum Lebewohl und auf das Wohl und die Blüthe der Insel, und auf die Begründung des vielfach besprochenen Hafenbaus, als erste und nothwendigste Bedingung.

Wiewohl so Manchem, der nur kürzere Zeit mit den gutmüthigen und höchst eigenthümlichen Insulanern in Umgang und Berührung lebte, ward auch dem großherzigen Franzosen der Abschied von diesem Felsen schwer, über dessen politische Bedeutsamkeit er allen europäischen Mächten unmittelbar Winke gegeben, — welche eine gewisse Macht nicht unbeachtet ließ.

»Adieu mes amis! mes chers amis!.... et vive la république!!« rief der bleiche Capitain des Saint-Just, ein Jüngling aus der Provence, kaum dreiundzwanzig Jahre alt, der unter Blut und Tod herangewachsen war — »vive la république! et mort aux tyrans; — mort aux anglais!«

Er warf sein Champagnerglas durch eine Scheibe des Fensters und drückte krampfhaft den Insulanern die Hand, welche um ihn herstanden, des Champagners vergessend, der für sie eingeschenkt worden.

»Mourius o ihr Engelsmänner!« lispelt der kleine Paye seinen Spielkameraden in's Ohr, die sich in's Zimmer geschlichen und hinter den großen Ofen gestellt hatten, die »feinen Officiere des Bonaparte« noch einmal recht zu betrachten, bevor sie nun an Bord und nach die Westindjens abgehn würden.

Ein vielfaches Lebewohl durchhallte das trauliche Zimmer, in welchem Europa's Gegenwart und Zukunft so oft auf deutsch und französisch verhandelt worden, und die Officiere eilten an den Strand in ihre Böte und an Bord.

Außer den Kindern, welche in der Wiege und den Kranken und Schwachen, welche etwa zu Bette lagen, war zu jener Stunde wohl keine Seele der dritthalb Tausend Helgoländer Seelen zu Hause geblieben.

Die Franzosen gehn fort! — Capt'n Dünk geht fort! — — die 'public und der Just geht fort! erscholl es wie am Morgen bei der Butter-Neuigkeit und was bewegliche Beine hatte, setzte sie in Trab und eilte auf's Vorland oder auf die Klippe;

*) Im Contrast zur Insel Helgoland, welche bis jetzt nur zwei oder vier kleine Küstenfahrer und etwa vierzig bis funfzig Fischer-Chaloupen besitzt, bezeichnen wir die kleine englische Insel Jersey (mit 40,000 Einwohnern), welche über drei hundert größere Kauffahrteischiffe auf allen Meeren in Bewegung, eben so viele Chaloupen und Böte und erst seit dreißig Jahren einen ordentlichen Hafen hat. Note des Verf.

jedoch kaum so schnell als die Brigg und der Schooner bereits Segel gemacht und die Anker gelichtet hatten.

Todesstille herrschte auf der Insel und manche Thräne aus schönem Auge floß.

Eine kolossale Nationalflagge wallte und flatterte an ihrer Stange auf der Républiquе, wie auf dem Saint-Just, die sich nun in Bewegung setzten, während sämmtliche Offiziere auf dem Quarterdeck verweilten und eine Salve, aus den Schlünden der Franzosen, der dänischen Insel als Abschiedsgruß entgegen dröhnte.

Das Hurrah der Matrosen und Soldaten unter'm Schwenken der Hüte und rothen Mützen, auf dem Vordertheil beider Schiffe, rauschte herüber und die Lieblingsmelodie des Bürgers von Dünkirchen: le chant du départ ertönte, indem die République und der Saint-Just unter halbem Winde vorläufig grade zu gen Norden in See giengen.

24.

Qu'elle était belle ma frégate,
Lorsqu'elle voguait sous le vent!

La Sérieuse. A. DE VIGNY.

Wir haben nun die Felsen-Insel im Nordmeer verlassen und nicht ohne Wehmuth. Wir haben ein Völklein — ein Volk verlassen, das nur Eines Eingebornen, wie der Bürger von Dünkirchen bedurfte, um eine würdige Stellung einzunehmen im großen Herzensbunde der Völker, und das durch Despotismus betäubt, geschwächt und gelähmt, jeder Willkühr preis gegeben, jeden Augenblick in Gefahr stand, einer noch gemeinern Willkühr, einem noch schamlosern Despotismus als Raub anheimzufallen. — —

Die beiden französischen Segel verloren bald den Felsen nordischer Gastfreundschaft aus dem Gesichtskreise; allein das Andenken an die edeln Bewohner nicht aus ihrem Herzen.

Der Capitain der République hatte berechnet, daß sein Marengo nun in jedem Fall die Höhe von Bergen passirt und vor Ringkiöping gewesen sei, wo er nach gleicher Berechnung des Postenlaufs, die bezeichnete Ordre, aller Wahrscheinlichkeit nach, empfangen habe.

Der Westwind pfiff herbstlich stark durch die Segel und gestattete mithin dem Marengo nicht nur den Cours von Ringkiöping dem englischen Canal zu, sondern verwehrte den Schiffen, welche aus der Hever oder Eider auslaufen und nach England wollten, den graden Weg, indem er sie vor Anker fest hielt oder sie zum Laviren verpflichtete. In keinem Fall konnten sie schnell die englische Küste erreichen und der Plan des Capitains, die Brigg zu fassen, welche seine Geliebte entführen sollte, war bis dahin ausführbar.

Der Commandeur des Geschwaders suchte nun dem Marengo in den Cours und auf den bestimmten Breitengrad zu gelangen, was er bereits am andern Morgen erreichte und im Moment des Mittags durch den Sextant bestätigt fand.

Allein der Marengo war noch nirgends zu sehen und den Offizieren der beiden Schiffe stiegen vielfache Besorgnisse auf, über Ereignisse, welche dem Ausbleiben des Corvettiers zu Grund liegen möchten. Es fehlte sehr natürlich jener Zeit so wenig an englischen Kriegsschiffen im Nordmeer als an französischen, und wohl manche Fälle blieben denkbar, welche den Marengo etwa in feindliche Berührung, oder von einem feindlichen Geschwader bewacht, irgendwo in einem neutralen Hafen der dänischen Küste fesseln konnten.

Lange durfte der Capitain sich natürlich nicht von dem Theil des Meeres entfernt halten, auf welchem er seinen »schwebenden Engel« aus den Händen feindlicher Verwandter retten sollte, welche seine Braut als einen willenlosen Gegenstand, als eine Waare betrachteten, die dem meistbietenden jungen Gentleman im Voraus zugeschlagen worden.

Mit finsterer Miene gab der Admiral die Ordre zum Ankerwerfen und nahm seinen gewöhnlichen Sitz auf dem Quarterdeck, mit einem Perspective erster Qualität den Horizont bespähend, an welchem er die Mastenspitzen des Marengo suchte.

Allein er spähte vergebens bis die Abenddämmerung die Ferne vor seinem Blicke trübte und nach und nach mit Nacht bedeckte.

Er verließ das Quarterdeck und stieg in sein Capitains-Zimmer hinab, wo er seinen Bruder und Alphonse zu sich rufen ließ, während ein anderer Offizier die vierstündige Wache übernommen, die er seither freiwillig durch seine Anwesenheit verdoppelt hatte. Das nächste Mittel, welches ihnen nun zu Gebote stand, waren die Raketen, welche gegenseitig als Signal bestimmt worden; allein die häufige Anwendung derselben war insofern gefährlich, da sie etwa die Aufmerksamkeit eines feindlichen Geschwaders oder eines feindlichen Kriegsschiffes auf sich ziehen, und überfallen oder von ihrer Station vertrieben werden konnten.

Unter diesen Umständen und aus diesem Grunde wurden alle die Raketen von Seiten des Marengo erwartet, denen die Erwiederung der République oder des Saint-Just folgen sollte, um nicht unnöthige blue-lights (wie die Engländer sie nennen) in Nacht und »blauen Dunst« emporzuleiten. Die Wachen in den Mastkörben und auf dem Verdeck waren verdreifacht und

Aller Auge suchte und suchte unabgewandten Blickes in allen vier Winden ein Licht der Ferne, das in selbem Nu wieder verschwinden werde.

Der Westwind, mit Regen gepaart, trübte die Luft und mithin gestattete die Nacht dem Blick der Spähenden nur einen beschränkten Horizont.

Die drei Freunde beriethen sich über die Lage der Dinge, und von Zeit zu Zeit theilte ein anderer concitoyen des Offiziercorps die Verhandlung über die Frage, wie lange man diese Stellung behaupten oder ertragen dürfe?

Mehrere Stimmen sprachen für Fortsetzung der Fahrt dem Canal zu, wogegen der Capitain und Andere die Einwendung machten, daß es bedenklich sei, den Marengo seinem Schicksal zu überlassen, falls es ihnen auch nicht an Muth und Kraft fehle, den Kampf gegen einen feindlichen Convoi, ohne ihn, zu unternehmen.

Ähnliche Gespräche füllten einen Theil der trüben Nacht, als die Freunde sich trennten und jeder sich in seine Koje begab, den erweiterten Gesichtskreis der Morgendämmerung abzuwarten.

Kaum hatte der Capitain, als der letzte der sein Lager suchte, sich zur Ruhe gelegt, als ein lauter Jubel in den Mastkörben erscholl und sämmtliche Offiziere aus ihren Kojen und auf's Verdeck sprangen.

Einige Wachen und der Offizier im Dienst hatten eine Rakete in Nordosten steigen sehen. Der Offizier stellte sich nun rasch mit seiner Uhr an das Kompaßlicht vor dem Steuer, die angegebenen fünf Minuten zu zählen, nach welchen eine zweite und sodann eine dritte Rakete erblickt werden sollte, während bereits eine Rakete als Erwiderung vom Vordertheil der Republique in die dunkle Nacht emporrauschte und in beträchtlicher Höhe platzend, durch ihre Leuchtkugeln auf einen Nu das magische Gestück erhellte, welches den Saint-Just neben der Republique und ringsumher schäumende Wogen und düstre Wolken darbot.

Die zwei erwarteten Zeichen erfolgten glücklich von Seiten des Marengo, der nicht mehr fern zu sein schien. Diesem wurden eben so pünktlich die Leuchtkugeln der beruhigenden Antwort gesendet und von Zeit zu Zeit wiederholt, damit er sich nähern und den Anbruch des Tages vor Anker abwarten könne.

Die Morgenröthe bestrahlte den stattlichen Marengo in weniger Entfernung von seinen Genossen, und bald ließ der Capitain Brutus in seinem Boot, und ließ sich dem Admiralschiff entgegen rudern.

Nach herzlicher gegenseitiger Begrüßung und abgelegtem Rapport, erfuhr man Jener die Lage der Dinge — den Plan des citoyen von Dünkirchen, den die Dankbarkeit der französischen Nation in Bezug auf jenes weibliche Wesen forderte, welches sich als Schutzengel des republikanischen Geschwaders aufopferte.

Der citoyen Brutus fand dieses Abentheuer, als Franzose, höchst interessant, und dankte dem alten Neptun, daß er ihm so günstig gewesen, zur Theilnahme an demselben pünktlich einzutreffen.

Das Geschwader lichtete nun die Anker und kreuzte und lavirte unter fortwehendem Westwind auf die Weite, welche den dritten Punkt eines regulären Triangels gen Nordwesten, der Inseln Helgoland und Borkum bilden würde, wo sie »in kürzern Schlägen« kreuzend, ihren John Bouge mit seinem John Bull erwarteten.

(Der Schluß folgt.)

Die Feier der Geburt Mohammed's in Algier.

(Aus dem vor Kurzem erschienenen vierten Briefe des Abbé Suchet in Constantine.)

»Ich will Ihnen von einem seltsamen Feste erzählen, welches die Muselmänner vorige Woche mit großem Pompe gefeiert haben: nämlich vom Jahrestag der Geburt ihres Propheten Mohammed. Dieses Fest ist zugleich eines der geräuschvollsten und rührendsten. An diesem Tage werden alle kleinen Kinder in ihre schönsten Kleider gehüllt und im Triumphe durch die Straßen getragen. Die kleinen Moscheen werden geöffnet. Über dem Portale sieht man ein kleines Haus von Holz oder Pappendeckel, welches das Haus vorstellt, in welchem Mohammed zur Welt kam. Es ist rings mit Flitter und Eierschaalen aller Farben geziert.

»Auf der Thürschwelle der Moschee sitzt ein kleines allerliebstes Kind, nach arabischer Weise, auf einem reichen Kissen, mit Perlen behängt; neben ihm ein schöner Greis mit weißem Barte (der Priester); seine Eltern und Diener stehn zur Seite. Vor dem Kinde befindet sich ein goldener Becher, der bestimmt ist, die Opfergaben der Vorübergehenden in Empfang zu nehmen. Ich habe nicht ermangelt die meinige einem jener reizenden Kinder zu geben, das mich auf so anmuthige Weise um etwas »für die armen Beduinen« ansprach. Die anwesenden Muselmänner bewunderten meine Großmuth und riefen aus: »Msich bezzef marabout francez!« (Er ist sehr gut der französische

Marabout.) Jeden Augenblick hörte man einen neuen Muezzin von den Minarets herab zum Gebete rufen. Dazu noch die lärmende kreischende Musik der Araber, die durch die Stadt zogen... Man hörte sein eigen Wort nicht.

»Man könnte dieses Fest auch die arabische Lichtmeß nennen, wegen der vielen Kerzen aller Farben, welche unter die Kinder ausgetheilt werden. Diese erhalten deren drei bis vier, die sie in den Moscheen gewöhnlich verbrennen lassen; die Eltern behalten einige derselben, um sie im Kreise der Familie anzuzünden, oder als Freundeszeichen an Freunde zu verschenken. Die gute »Schwester,« welche die Kranken besucht, hat in jedem der Häuser die sie diesen Tag betrat, einige Kerzen erhalten. Da sie diesen guten Leuten sagte: sie werde diese Kerzen vor dem Altare der Maria verbrennen lassen, so antworteten sie: »Nun, so nehmt noch eine mehr weil sie für »Lele Mariem« ist, sie soll auch mit uns zufrieden seyn....«

Elsässische Anekdote

aus einer alten Chronik gezogen.

In dem Jahr Christi 1480 fiel im Monate Juli und im August ein heftiger Regen, und so oft, daß bald die Wasser größer waren, als seit Menschengedenken. Da hörte man weit und breit, diesseits und jenseits des Wasgaugebirges von großem Schaden sprechen, den die strömenden Fluthen, besonders die des Rheins, von Basel an bis Cölln hinab, vielfach angerichtet hatten; denn, schwammen nicht viele Bauernhäuslein auf dem Strome hinunter, und mußten nicht mehrere Personen elendiglich in den reißenden Wellen um ihr Leben kommen? Aber aus einem Dorfe oberhalb Straßburg führte das Wasser ein Bauernhäuslein herzu, und auch noch eine Wiege, darin ein kleines Kind schlafend lag. Aber Gott lenkte es so, daß um dieselbe Stunde ein Fischer mit seinem Nachen auf dem Rheine war; derselbe fing die Wiege auf mit dem Kinde, und stellte sie in seinen Kahn; da erwachte alsbald das Kind und fing an zu lächeln. Das machte dem Fischer eine große Freude, und er brachte das verlassene Wesen in sein Haus. Aber der Meister und Rath der Stadt Straßburg, als sie es erfahren, ließen sogleich den Fischer kommen, und geboten ihm das Kind auszuliefern, damit es auf der Stadt Kosten aufgezogen werde, denn, sagten sie, was das Wasser zuführt, gehört der Herrschaft. Aber da sprach der Fischer bewegliche Worte. »Durch Gottes Hilfe, «sagte er, »habe ich es geschöpft und gerettet: das ist ein wunderbar Ereigniß, und kein angeschwemmt Gut. Es hatte weder Geld noch Silber, noch sonst etwas von Werthe bei sich; also bleibt mir nichts als Sorge und Mühe, und die Kosten es zu nähren. Es hat Gott gefallen mir es zu schicken, darum gehört es mir: hätte der Vater aller Menschen es einem andern bestimmt, so hätte ich es nicht gefunden.

Und ein ehrsamer Rath erkannte, daß fürderhin dieß Kind, dessen Geschichte an die von Mose dem Propheten erinnert, bey dem Fischer verbleiben sollte. Und der Fischer erzog es, nährte es, und liebte es, wie wenn es sein eigen Kind gewesen wäre.

Kleine Chronik.

— Cotta gibt nun auch Ladislaus Pyrker's sämmtliche Werke in Einem Bande.

— Das vor einiger Zeit angezeigte Schauspiel: »Richard Savage«, ist von Gutzkow, und vor Kurzem in Frankfurt a. M. mit rauschendem Beifall dargestellt worden. (Europa.)

— Eine wichtige sociale Frage bespricht der in jeder Hinsicht edle J. H. v. Wessenberg, in seinem »Vorschlag zu Mäßigkeitsvereinen, in Bezug auf Unterhaltungs-Litteratur.« (Morgenblatt, August 1838.) Er rügt die plan-gedanken- und geschmacklose Lesewut der Menge der jährlich erscheinenden Romane, Erzählungen, Novellen, die den Wellen einer das Gehör betäubenden Katarakte gleichen, die handwerksmäßig geschrieben werden und denen Lesezirkel und Leihbibliotheken so unbesonnen als eilig Vorschub thun. — Eltern sollten es wohl bedenken, ehe sie ihren kaum den Jahren der Kindheit entwachsenen Töchtern das Lesen jener bald laxen, bald schaurig-spielender Erscheinungsnovellen und anderer Lagerromane, ungeprüft gestatten, welche die Lilien im Herzen knicken und darin nichts zurücklassen, als Öde, Geschmacklosigkeit und unersättlichen Durst nach immer gesteigerten, abenteuerlichen Gestalten, und darüber das wahrhaft Schöne, Bewährte versäumen und unbekannt lassen.

— Unserm Daniel Speckle (geboren zu Straßburg [illegible]) ist vom Bildhauer Halbig eine kolossale Reiterstatue errichtet worden; sie soll das Hauptthor von Ingolstadt schmücken, welche Festung er gebaut.

— Zwei neue »deutsche Geschichten« sind angezeigt: die zweite Ausgabe von D. C. W. Böttiger, mit 12 Stahlstichen und eine deutsche Geschichte von D. E. Duller, mit 100 Holzschnitten.

— Von einem im Auslande lebenden Genfer Literaten, J. Mülhauser, ist eine von der Correspondenz des Morgenblattes gerühmte poetische Uebertragung von Schillers Wilhelm Tell erschienen.

— Von neuen Taschenbüchern sind bereits erschienen: Cornelia, für 1840, von A. Schreiber. Das Rheinische Odeon, herausgegeben von J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler, das sein drittes Jahr erreicht hat.

— Vom Braga ist soeben das dritte Heft des zweiten Bandes herausgekommen. Es enthält außer dem Schluß des Aufsatzes: Der Wendepunkt der deutschen Reichsverfassung unter den Kaisern Heinrich III. und Heinrich IV., noch Folgendes: »Betrachtungen über Nationalität.« — »Görres und die Kirche.« »Bürger von Freiburg.« — »A. Chamisso.«

— Von de Gérando ist ein neues philanthropisches Werk erschienen: De la bienfaisance publique, 4 vol.

— Rossini wird nächsten Winter aus Italien zurückkehren und eine neue große Oper in Paris vollenden.

Homonyme.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen,
Im Tode sind wir's nimmermehr,
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und eben diese sind's nicht mehr.

Denn sind wir's eben, weil wir leben,
An Geist sowohl als Angesicht,
Denn sind wir's eben, weil wir leben,
Der Zeit noch nicht. A. P.

Auflösung der Homonyme in Nro. 24: Note.

Muscheln.

— Englische Respectability. Ein junger Gentleman hatte mehrere Häuser in London, welche er, wie gewöhnlich, durch seinen Agenten vermiethen ließ. Er lebte auf dem Lande. Nun erhielt er »anonyme Briefe,« die in England, als Mittel der Feigheit, an der Tagesordnung sind. — Die Nachbarn beschwerten sich, daß ihre Straße entehrt werden, indem an einem jener Häuser das Messingschild eines Graveurs angeschlagen sey. Die Straße sey nun nicht mehr respectable, indem ein gemeiner Handwerker dort wohne. Der Gentleman ward wüthend, und schrieb seinem Agenten, er solle den Graveur hinauswerfen. Das ging nicht so leicht nach englischen Gesetzen, sondern mußte in Güte abgemacht werden, indem man dem Graveur die Miethe für drei Monate schenkte und er sich ein anderes Haus suchte. — Der Gentleman ließ nun das Haus leer stehen und gab einige Zimmer unentgeltlich an einen Porträtmaler, G— aus L—, mit der Bedingung, nicht etwa seinen Namen oder seinen Stand an der Thüre anzuschlagen; und die Respectability der Straße war vorläufig gerettet.

— Viele der Übel und Verbrechen, welche wir in der Geschichte und um und her erblicken, liegen ursprünglich in Dummheit begründet; durch Dummheit allein werden Völker und Menschen an der Nase herumgezogen. — Dummheit ist die Perle des Absolutismus im Rathe des Pfaffenthums, die er zu schätzen weiß und sie mit Golde aufwiegt, sobald er sie entdeckt. Mancher Volksstamm und manches Volk wird aber fälschlich mit dem Irrthum der Dummheit beschuldigt. Es ist z. B. kein deutscher Volksstamm weniger dumm als die Schwaben, im Gegentheil, manche Menschen sind so dumm, daß sie den natürlichen Mutterwitz und den Naturweg der Schwaben nicht verstehen und für Dummheit halten. — Auch die Österreicher sind nicht so dumm als sie scheinen, im Gegentheil klug genug, sich dumm zu stellen, um nicht etwa als denkend und freidenkend in's Loch zu kommen. Es gibt Menschen, die dumm und »verdummt« geboren werden, wie die Britten, an welchen zwei Jahrhunderte einer glühenden Freiheit scheiterten, so daß sie, abgesehen von Calcul und technischer Entwicklung, Industrie — das dümmste Volk Europa's bleiben — das nach jenen zwei Jahrhunderten der freien Formen, eben so wenig einen Begriff hat von Freiheit, wie ein anglikanischer Geistlicher von den Grundsätzen der Lehre Christi. Ein Volk muß wohl dumm bleiben, das eine solche Masse Rindfleisch frißt, wie in Alt-England consommirt wird! und eine solche Masse Bier dazu säuft. Die Nahrung der Dummheit ist viel Fleisch und starkes Bier, weil beides die tierische Natur stärkt und die Geisteskräfte lähmt und tödtet.

— Jede Nation hat ihre kleinen Nationalschwächen — und eine »schwache Seite« der Franzosen ist z. B. ihre Unwissenheit in der Geographie. Der Corsaire, in dessen Redaktion doch wohl oberflächliche Kenntniß im Fache der Geographie vorauszusetzen wäre, machte neulich einige Witze über den Herzog von Coburg — und sprach über den Duc, [illegible] et [illegible]. Besser er hätte [illegible] gelacht, allein unter Hundert seiner National-Leser bemerkt wohl kaum Einer die Blöße.

— Ein Fremder auf Jersey wollte ein Manuskript nach Straßburg senden und besprach sich deshalb mit einem Assistenten eines angesehenen Pariser Hauses. »Ah! das können Sie ja ganz gewiß absenden!« meinte dieser, »das geht ja als Transit ungehindert durch Frankreich!« — »Wie? durch Frankreich?« — »Je nun! durch Frankreich nach Deutschland: Straßburg liegt ja in Deutschland!« —

Miscelle.

Das Züricher Wochenblatt enthält oft recht ergötzliche Anzeigen; z. B. »Salva venia, ein [illegible] zu verkaufen.«

Wir überlassen es dem Scharfsinn unserer Leser, folgendes räthselhafte Annonce in demselben zu errathen:

»Ein offen stehendes Männerrock auf dem hintern Gesäß zu verkaufen.«

August Stöber, Redacteur. Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 36.

Samstag, den 7. September [illegible].

Am Rheine.

Wie unbewußt ward ich getragen
  Als Kind hinaus zum Vater Rhein.
Da wurden seine Heldensagen
  Mir [illegible] tief in's Herz hinein.

Da mochte wohl im Innern schwingen
  Ihr Flügelpaar die erste Lust;
Da hob sich bei der Wogen Singen
  Für's Leben fast die junge Brust.

Und in das Herz ward tief versenkt
  Für alle Zeiten mir ein Hort,
Der, wenn der Geist Vergang'nes denkt,
  Mit Lebenskraft wirkt fort und fort.

Wie oft, nah' ich dem Rhein mich wieder,
  Als sängen mir die Wogen zu:
„Hier brachten wir die Wiegenlieder
  Und wiegten dich in Morgenruh."

Da wird's lebendig mir im Innern,
  Da glänzt des Herzens Zauberschein,
Und in ein seliges Erinnern
  Versenkt mich der Vater Rhein.

Frankfurt. Wilhelm Kilzer.

Der Kaper von Dünkirchen auf Helgoland.

(Schluß.)

23.

Einige Tage waren verflossen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, als sich endlich der beständige Westwind drehte und sich zum rauhen Nord verwandelte, welcher den Segeln, welche von der dänischen Küste zum England in See gehen wollten ein recht passender halber Wind ward.

Mehrere englische Schiffe, gewöhnliche Dreimaster, welche der Engländer vorzugsweise a ship (ein Schiff) nennt, zeigten sich bereits nach und nach am östlichen Horizont; allein sie segelten ohne Convoi und machten eine halbe Wendung und dann eine ganze um den bewussten Nord als halben Wind von der linken Seite zu benutzen und Westkurs zu nehmen, sobald sie ihren Gelüst vom Teufel von Dünkirchen — dem bekannten Helgolaender gemeldet wurden, wahrscheinlich von heimlichen Freunde begleitet, daß ein Schooner oder gar die bewußte Kaperbrigg in eigener Person ihnen nachsteigen möge.

Sämmtliche Offiziere der drei Kutter verließen kaum eine Minute das Quarterdeck, wo sie aßen und tranken und ihre Cigarren rauchten, als befänden sie sich am Boulevard des Italiens zu Paris, den Blick aber in die Ferne gerichtet, und die Hand am Schwert.

«Les voilà! — ils arrivent! voilà! voilà!» rief endlich ein kleiner Schiffsjunge auf dem obersten Mastkorb des Saint-Just herab, und ein vielfaches Echo des voilà ertönte aus dem Munde aller übrigen Wächter an allen Masten.

Eine Brigg und ein ship unter Convoi einer englischen Corvette, welche durch die Perspective des Geschwaders, daß sie vierundzwanzig Kanonen führte, erkannt wurde, segelten tapfer heran.

Der kalte Nordwind hatte die Luft zum Theil gelichtet. Es war Nachmittag und die Sonne neigte sich aus vielfarbigen schweren Wolken bereits dem Untergange zu. Im Smaragdgrün, welches die Landschafter (die wir das offene Meer befahren,) für übertrieben halten würden, wenn sie es auf einem Gemälde der Natur getreu wiedergegeben sähen, brach sich Welle auf Welle ringsumher und warf den eisig-flüchtigen Schmuck ihres Schaumes, fliehend einer Schwester in den Schooß, die ebenfalls auf Augenblicke mit dem weißen Perlenschmuck ihr weißes Haupt zierte, ihre vielfarbigen Diamanten im Strahl der Sonne flimmern ließ, und dann sich brechend, in sich selbst zusammenstürzend ihren Tod und ihr Grab fand in schwesterlicher Umarmung.

Die Anekdoten, durch welche einige lustige Brüder des zahlreichen Offizier-Corps, ihre Cameraden hie und da unterhalten, waren unterbrochen und bei Seite gelegt worden.

Der Bürger von Dünkirchen trat in festlichem Äußern auf seinen Posten, das Sprachrohr in der rechten und den kostbaren Griff eines Schwertes in der linken Hand, welches er als «gute Prise» einst einem Ostindienfahrer abgenommen, und das wahrscheinlich als Geschenk eines englischen Nabobs einem Hauptlieferanten (?) für einen Krämer der ostindischen Compagnie an der Themse bestimmt gewesen war.

Nachdem er das vorläufige Commando der Expedition, wie dem Saint-Just und dem Marengo zugetheilt, ergriff er von Zeit zu Zeit statt des Sprachrohrs sein Perspective, seinen Feind aus der Ferne zu betrachten. Die Brigg wie das Schiff waren schwerbeladen, wie die meisten größeren Kauffahrer zur Nachtwache «gebohrt,» was dem Admiral höchst gleichgültig blieb, da er unter zehn Kauffahrern kaum Einen gefunden, der sich der Artilleriestücke an Bord zu bedienen wußte, und der neben seiner schweren Ladung den nöthigen Muth führte, Widerstand gegen den Kaperschiffer (?) einer feindlichen Marine zu wagen.

Die drei englischen Segel waren etwa eine englische Meile neben- und hintereinander hergefahren, als der Dreimaster eine andere Wendung nahm und sich mit Vorrath-Wind begnügte das Weite zu suchen, entweder dem französischen Geheran zu entgehen, oder einem seiner Kapern vom Körper des Geschwaders zu trennen, einen Schooner nach sich zu locken, damit die Passage der Brigg und der Corvette desto leichter werde.

Die Marengo überlegte was er zu thun habe; ob er den Saint-Just jenem ship entgegensenden, über dessen Passagiere er keine Polizei-Register kenne — — ? oder ob er diesen Hasen solle laufen lassen? dem Feindesgut sein Leben garantirt war, wenn er auch noch so verdächtig, oder noch so halsstarrig verdächtig sich aus dem Schwarme zu machen suche.

Alphonse trat zu ihm auf's Quarterdeck und äußerte die Bitte, ihn auf einen Augenblick allein zu sprechen, worauf er diesem rasch voranschritt in sein Zimmer hinab. Der Jüngling übergab dem Brief des schlafenden Engels, den er mit der Bitte erhalten, welche wir oben berührten, ihn erst jetzt dem Freunde zu überreichen.

Der Franzose erbrach eilig das Siegel des zarten Geheimnisses und las.

Der Brief war in Ton und Styl der beiden früheren, in der Sprache einer Schwester abgefaßt, in englischer Kürze, wenn auch französisch geschrieben. Er berührte weniger die Gefühlsseiten des Herzens durch Ergießungen, welche nicht zur Sache gehörten — wogegen die Sache selbst, um welche es sich handelte, an und für sich aus dem tiefsten reinsten Gefühle dieses Wesens hervorgegangen war.

Bella berichtete ihrem Freunde, daß die Brigg, welche sie und ihre Gefährten nach England bringen solle, aus der Elbe in Tönning erwartet werde, dort den Rest ihrer Ladung einnehmen, und unter Convoi einer Corvette in See gehen werde. Der Onkel habe sich ungerne zur Reise entschlossen, weil er eine Berührung mit seinem Pöbelnachbarn (?) befürchte, allein die Verhältnisse, in welche er verflochten war, gestatteten ihm nicht, einer höheren Ordre zu widerstreben, wenn er nicht alle Privilegien gänzlich verlieren wolle. Er habe daher zur Bedingung gemacht, daß der Convoi sich blos auf das Fahrzeug beschränke, welches ihn führen solle und nicht durch eine Menge Vollsäcke (?) geschwächt werde, welches der Agent, den ihm seine Aufseher überbracht, ihm zugesichert.

«Was mich selbst betrifft,» lautete der Brief ferner, «so sehe ich mich von Vorurtheilen und Unterrichten meines Onkels gezwungen, die mir keine Wahl gelassen wird, einer Verbindung zu entgehen, die meiner Einsicht wie meinem Gefühle widerspricht, der großen Zahl unglückseliger Geschöpfe zugezählt wird, — welche, gleich mir, die Macht der Verhältnisse ihre heiligsten Empfindungen — und alle Wünsche für die Zukunft mit Argumenten zum Opfer bringen.

»Sie, edler Freund! — Suchen Sie zu vergessen, daß Sie mich je gekannt, mich je gesehen. Verbrennen Sie diese und die frühern Zeilen meiner Handschrift, und suchen Sie jede Erinnerung an ein unglückliches Mädchen in ihrem Gemüthe auszulöschen, die aus Achtung für die Grundsätze denen Sie ihr Leben opfern, jenes befördern und dieses zu verlängern suchte.

»Ich habe nichts gethan und thue nichts, was mich mit Vorwürfen vor mir selbst und vor Gott belasten, — aber auch nichts, was ihrer Seits einen Dank oder eine Pflicht gegen mich hervorrufen konnte; da ich in Ihnen als Mensch meinen Bruder — und meine Fürsorge für Sie als meine Pflicht betrachte.

»Leben Sie wohl. Sieg und Ruhm ihrer Nation, deren Vaterlandsliebe und Heldenmuth ihre Feinde anerkennen müssen, wenn sie auch nicht im Stande sind, sich von den Vorurtheilen und Satzungen zu trennen, gegen welche Sie im Geiste ihrer Nation kämpfen, zur Befreiung Europa's.

»Leben Sie wohl. »Das höhere Wesen« begleite und schütze Sie —

»Ihre Schwester R.— «

Tiefe Wehmuth durchzuckte krampfhaft das bestürmte Herz des Mannes, der sich seines Gefühls als Mensch nicht schämte. Er reichte dem Jünglinge den Brief und versank in sich selbst, während dieser ihn las. Eine lange Pause folgte.

»Du hast die frühern Briefe bereits vernichtet?« fragte der junge Republikaner seinen ältern Freund.

»Vernichtet freilich,« erwiederte dieser; »diesen vernichte ich nicht eher bis wir etwa entern und meine Brust in Gefahr sein wird, von Feindeshand berührt zu werden.

»Komm auf's Deck,« fügte er hinzu. »Die Stunde schlägt. Ich danke Dir noch Einmal für die Theilnahme deiner Bruderliebe, welche Du mir erwiesen. Gott gebe, daß Du auch heute den Kampf überlebst und unsere Freundin Dir selber danke.«

Jede Spur der Gemüthsbewegung, welche den Mann bestürmt und sein Auge befeuchtet hatte, verschwand auf seinem Antlitz, bevor er die enge Treppe emporgestiegen und wieder unter seinen Offizieren war.

»Der Dreimaster nimmt Reißaus!« lächelte Joseph. »Sollten nicht etwa unsere Passagiere bei ihm an Bord seyn?«

»Nein!« erwiederte der Capitain. »Dessen bin ich gewiß. Sie sind am Bord der Brigg — unser Genius hat mir deshalb Sicherheit gegeben.« Er wanderte raschen Schrittes auf und ab, stand öfters still und starrte tiefsinnend vor sich hin, während Todesstille auf der Républiqne herrschte und die Mannschaft, wie auf den beiden Schonern, zum Kampf bereit unter Waffen stand.

Die Sonne war blutigroth in's Meer hinabgesunken. Der rauhe Nord hatte sich bei dieser Crisis der Atmosphäre zum Theil gelegt, wenn auch seine Richtung beibehalten. Die Brigg strich links neben der Corvette heran.

Der Admiral erhob sein stolzes Haupt, warf rasch einen Blick durch sein Perspectiv und ergriff dann das Sprachrohr, den beiden Cameraden seine Ordre zuzurufen, deren Schoner auf früher gegebenes Flaggen-Signal neben ihm schwankten.

»Marengo!« rief er dem Capitain dieses Schiffes zu. »Marengo! nimm die Brigg auf dich; aber entere ohne Schuß! wenn Du deine drei Kugeln durch die Segel gesandt hast!... Bemächtige Dich der Brigg!... Es gilt! — auf Tod und Leben!... Mach' nieder was sich widersetzt! um Ein Leben ruht auf deiner Seele! verstanden? — «

»Çà ira!!« Erscholl in ernster Betonung vom Quarterdeck des Marengo herüber.

»Marengo!« fuhr der Admiral fort. — »Die Corvette geht Dich also nichts an!... Hast Du die Brigg, so entferne Dich und erwarte den Ausgang!.... Verstanden?«

»Çà ira!« erscholl es abermals dumpf herüber; und der Commandeur des Geschwaders wandte sich nun an den Saint-Just:

»Saint-Just! die Brigg geht Dich nichts an!... Wir beide auf die Corvette!... — Brenne zunächst auf's Steuer und suche den großen Mast! — wie gewöhnlich! — Laß die Mörser ruhn so lange die Brigg Dich geniert!... — Losgebrannt wenn ich losbrenne! und kein Pulver gespart! — Die Corvette in den Grund oder in die Luft!... — Verstanden?

»Çà ira!« erscholl es auch von dorther.

Mit der langsam herabsinkenden Abenddämmerung, nahten sich nun die beiden Britten, deren Cours das Geschwader dergestalt aus dem Wege lag, daß sie ungehindert vorüberpassiren konnten.

De Dunque commandirte und die Flagge der französischen Nation wehte auf den Kapern, welche in einer Entfernung von einander ihren vierschlündigen »Bog« den Feinden entgegen streckten.

Alsobald flatterte auch der Union Yack, an üblicher Stelle, auf den beiden brittischen Schiffen. Die Brigg strich wie früher der Corvette zur linken Seite einher, mit ihr »gleichen Knoten haltend,« *) so daß sie durch diese vorläufig gedeckt war. Als

*) Der Lauf eines Schiffes wird nach dem Log-Seil gemessen, welches in Knoten eingetheilt ist; so viel Knoten ein Schiff läuft, während das Ablaufen einer Sanduhr zu 30 Secunden, so viel englische Meilen läuft

schwebten beide in der Entfernung einer viertel englischen Meile dem Geschwader vorüber.

Lautlose Stille herrschte ringsumher, nur unterbrochen durch den ängstlichen Schrei einer einsam umherirrenden Möwe, welche in Kreisen und Bogen zwischen den feindlichen Flaggen auf und niederschwebte.

Kaum gewährten die beiden Britten den Franzosen eine schräge Ansicht ihres stattlichen Hinterwerks, als diese sich in Bewegung setzten, in obiger Ordnung das Kielwasser*) der Feinde zu berühren.

In erwähnter Leichtigkeit und Schnelligkeit der Bewegung, gehorchte der Kiel dem dreifachen Commando, und bald zogen die fünf Segel in der schönsten Ordnung zu zwei und zu drei einher, Erstere den drei Letztern Zeit und Muße gönnend trotz der Abenddämmerung, mit bewaffneten Augen ihre beiden Namen zu lesen: The Queen (die Königin) an der Corvette und: Love from Guernsey (die Liebe, von der Insel Guernsey) als Name der Brigg. Die englischen Kriegsschiffe führen nicht ihre Namen am Hinterwerk noch sonst irgendwo, sondern agiren immer inkognito. Es ergab sich später, daß jene Corvette the Queen hieß.

Der Marengo eilte nun der »Liebe« an die linke Seite, während die République und der Saint-Just, — ohne die Bewegung abzuwarten, zu welcher die Corvette sich augenscheinlich vorbereitete, ihre acht Kugeln der Bug-Fronte in und neben das Steuer der Corvette sandten. Im Nu wurden die Lavetten zurückgerollt und vier andere bereits geladene Kanonen in die Bordscharten geschoben, welche großentheils, unter eben so sichern Zielen, das Steuer der Corvette schräge in der Quere durchfuhren, in dem Augenblicke, als es die Bewegung des Schiffes herbeiführen sollte.

Diese Angriffsweise des Kapers war wohl den Engländern um so überraschender, da sie wahrscheinlich noch kurz zuvor mit stolzer Verachtung die drei kleinern Schiffe betrachteten, welche, wie sie meinten, zur Parade dort im Weiten lagen, sich nun hinter sie hergemacht hatten, als wollten sie den Convoi der Corvette benutzen, um nach England zu kommen. Wir bemerken, daß die Bordscharten am Bug der Kaper nicht etwa, wie es in Regel am Seitenbord der Kriegsschiffe der Fall ist, durch zweierlei Farbe unterschieden war; wogegen aber der Bord bis zur Hälfte des Bugs die Zahl der Geschütze auf obige Weise ehrlich und aufrichtig kund gab.

es in einer Chemise. Jeder Kanon des Schiffs ist 27 Zoll vom andern entfernt.

Note des Verfassers, auf dem Nordmeer, unweit Yarmouth.

*) Der Strich im Meere, den ein segelndes Schiff hinter sich zurückläßt.

Beide Franzosen strichen nun einen Theil ihrer Segel, sich ein wenig von der Corvette zurückzuziehen, indem sie ihre Wendung und ihre Salve erwarteten, während sie ihrer Seits ihre sechszehn Schlünde wieder füllten, und zwar für dieses Mal mit Kettenkugeln.*)

Der Marengo war der »Liebe« zur Seite gekommen und sandte nun die drei Begrüßungskugeln ihr durch die Segel, worauf diese nicht etwa sofort die Segel strich, sondern einige Böllers auf den Franzosen entladete, welche ihm just nicht den Tod brachten.

Während dieses Geböllers der »Liebe« versuchte die »Königin« ihre beabsichtigte Wendung, die ihr aber ungewöhnlich schwer wurde, da das Steuer durch jenen republikanischen, oder kaiserlichen Gruß bereits schwer beschädigt war. Die Wendung gelang ihr jedoch, und sie erwiederte die erlittene Beschädigung durch eine Salve auf die beiden miserable frenchmen.

Fast gleichzeitig hatten diese (welche nun in dreiviertels Wendung der »Königin« zugekehrt lagen) die Mündungen ihres Seitenbords und der Bughälfte sämmtlich auf den großen Mast der Corvette, und zwar auf längstbestimmte Höhe gerichtet, der nicht so dicken Umfangs war, als daß er die mehrsten der acht Kettenkugeln in sich beherbergen, oder ihnen Durchpaß gestatten konnte, ohne dem Gesetze der Nothwendigkeit zu folgen. Unter donnerndem Gekrache und Gerassel stürzte der große Mast der »Königin« in's Meer, mit allem Segel- und Tauwerk, das nicht etwa während des Sturzes zerriß.

Die Britten fühlten unter wildem goddamn'... und damned! daß sie mit Gegnern zu thun hatten, die ihr Handwerk mit Bedacht und con amore trieben, in Contrast zum gewöhnlichen Bombardement der Marine, dem Pelotonfeuer der Armeen zu vergleichen, welches nach bekannter Berechnung durch hundert Musquetenkugeln nur Einen Mann tödtet. Die Artillerie der Kaper glich dem Schuß der Schweizer- und Tyroler-Scharfschützen, welche in ihrem Äußern weniger puppenmäßige Haltung und Dressur als die regulären Truppen, allein mehr Gewandtheit und Sicherheit in ihrem Fache zeigen.

Während die Corvette mit verlorenem Steuer und ihres großen Mastes beraubt äußerst schwerfällig wendete, suchten die Franzosen fernerhin das Kielwasser zu behaupten und durch eine

*) Eine hohle Kugel in zwei Hälften getheilt; in der Vertiefung jeder Höhlung ist das Ende einer Kette befestigt, welche gerade in diesen Raum paßt und ihn füllt, wenn beide Hälften ein Ganzes bilden. Im Fluge trennen sich die Hälften und die Kette streckt sich. Die Kettenkugeln der Türken sind unvollkommener, indem zwei Kugeln mit einer kurzen Kette an einander befestigt werden, die natürlich nicht so sicher gehen. Note des Verf.

wiederholte zweifache Begrüßung das Steuer vollends zu zertrümmern. Dieses gelang ihnen um so eher, da die Kanoniere, wie früher, und wie immer, auf Einen Punkt zielten, der ihnen bezeichnet wurde.

Der Marengo lag durch die »Liebe« gegen eine Salve der »Königin« gedeckt, und suchte nun der Erstern beizudrehen, ohne sich um das Geböller zu bekümmern. Kaum hatte er eine Bewegung zum Entern blicken lassen, als ein scharfes Gewehrfeuer vom Bord der »Liebe« ihn begrüßte, indem die »Königin,« wie es schien, für diesen Fall eine Abtheilung ihrer Mariners auf das Kauffahrtei-Schiff beordert hatte. Dem Commandeur des Marengo erscholl dieses Geknatter keineswegs unerwartet, da die Corvette, unter obwaltenden Verhältnissen, in der That eine große Nachlässigkeit begangen hätte, wenn sie diese Maßregel nicht getroffen.

Die wohlgerüsten Scharfschützen des Kapers mit gezogenen Doppelbüchsen, englischer Beute, versehen, knieten auf dem Bord des Quarterdecks und erwiederten das Commis-Geknatter der englischen Marine, indem sie das Steuerdeck der »Liebe« zum Ziel nahmen, wo nach einem Dutzend Doppelschüssen keine Gestalt sich mehr bewegte. — Der Marengo war nun dem Kauffahrer Bord an Bord gekommen und warf seine Enterhaken in Brustwehr und Bohlen, welche die Schiffe rasch an einander befestigten.

Ein Bild der Verwirrung und des Schreckens, beleuchtet von flackernden Fackeln, zeigte sich nun dem Capitain Brutus, der an der Spitze einer starken Abtheilung seiner Mannschaft mit gefälltem Bayonett auf's Verdeck der »Liebe« vordrang, während kein Commando mehr vom Steuerdeck herabtönte, wo der Schiffscapitain, ein Officier der Marine, ein Steuermann, Mister William und mehrere Matrosen und Marinesoldaten in ihrem Blute lagen. — Gleich einer Maschine in welcher ein Kammrad gebrochen, oder gleich einer Uhr, in welcher eine Kette zerrissen, stand das ganze Werk der Vertheidigung der »Liebe« plötzlich stille und die Soldaten und Matrosen starrten, gleich Wachsfiguren, bewegungslos auf die hereindringenden Feinde — eines ferneren Commando's harrend, das — nicht mehr erscholl.

»Entwaffnet Euch!« rief der Republikaner den Engländern zu, »und streicht die brittische Flagge!« einigen seiner Leute den Wink gebend, die französische National-Flagge am Mast der Prise zu befestigen. Im Nu klirrten die Musqueten der noch aufrechtstehenden zwölf Marinesoldaten und die Pistolen, Flinten und Bordmesser oder kurzen Säbel, womit die Matrosen sich bewaffnet hatten, auf dem Verdeck, und wurden durch die Besatzung des Marengo in Beschlag genommen. Ein junger Steuermann, mit verbundenem Arm, soeben den Händen eines Wundarztes entlassen, trat aus einer Deck-Kajüte dem Capitain der französischen Republik entgegen als Repräsentant der Brigg Love from Guernsey.

»Schiff und Ladung ist in ihrer Gewalt, Herr Commandeur,« sprach er mit sichtbarer Verlegenheit. »Wir bitten um Schutz der französischen Flagge und zunächst um Beistand von Seiten ihrer Wundärzte für unsere Verwundete.

»Seyn Sie willkommen, als Gäste am französischen Bord!« erwiederte Brutus, »und beruhigen Sie sich. Was in meiner Macht steht soll geschehen für sie Alle, wie für ihre Verwundete. Haben Sie Passagiere am Bord? fragte er, indem er einen Blick auf das blutige Steuerdeck geworfen.

»Dort liegt Einer — todt,« antwortete der Steuermann. »Ein alter Herr und eine junge Dame, mit ihrer Kammerfrau, befinden sich in der Kajüte.

»Melden Sie ihnen, was geschehen, und kommen Sie rasch zu mir an Bord.«

Alles dieses wurde in einer Eile gesprochen und verhandelt, von welcher höchstens derjenige sich eine Vorstellung verschaffen kann, der in seinem Leben ähnliche Kriegsscenen zu Wasser oder zu Lande erlebte.

Mit gleicher Schnelligkeit war die Brigg durch hinlängliche Anzahl französischer Mannschaft besetzt, alle Waffen an Bord des Marengo geschleudert, die englischen Marinsoldaten als Gefangene ebenfalls dorthin geführt. Ein Franzose stand am Steuer und ein Officier des Marengo commandirte die »Liebe.« Ein Wundarzt wurde beordert und als das Nöthigste geschehen klirrten die Ketten der Enterhaken. Die beiden Kiele trennten sich, indem die Brigg immerhin dicht neben dem Marengo schaukelte.

Die Abenddämmerung im Übergange der Nacht, wurde nun durch die Blitze der Kanonade erhellt, von welcher sich jene beiden Schiffe weiter entfernten, um der République und dem Saint-Just Gelegenheit und Raum zu geben, ihre Mörser zu gebrauchen zur Zerstörung der Corvette.

Diese war keiner Bewegung mehr fähig und konnte ihr Geschütz auf die beiden Kaper fast gar nicht mehr anwenden, da sie sich im Kielwasser hielten. Dessen ungeachtet schien der Commandeur der »Königin« sich nicht ergeben zu wollen, sowenig als der Admiral der République geneigt war nach halbgethaner Arbeit das Werk zu verlassen. Er entfernte sich mithin soweit es nöthig war, die Mörser zweckmäßig anwenden zu können, dieselbe Linie beobachtend, in welcher die feuerlose Corvette mit ihren vierundzwanzig Schlünden fast unnütz geworden, während er den Marengo mit seiner theuern Beute in einiger Entfernung in Ruhe erblickte.

Bomben auf Bomben wurden nun auf die «Königin» geworfen, Kugeln und Kettenkugeln auf sie losgesandt; wogegen ihr nur der Gebrauch der Mörser zu Gebote stand, wenn nicht Wind und Wogen, denen sie anheimgestellt war, eine Bordseite dem Feinde zuwandte.

Eine ähnliche Anwendung der Kettenkugel von Seiten der Republikaner wie die frühern, bewirkte nach und nach den Sturz des zweiten Mastes, während einzelne englische Kugeln und Kettenkugeln der République, wie dem Saint-Just, allerdings ebenfalls Schaden zufügten.

«Macht Feierabend, ihr Braven!» rief der Capitain seinen Kanonieren zu. «Es braucht wenig mehr und die «Königin» sinkt.»

Abermals rauschten die Kettenkugeln über der Meeresfläche in die Takelung der «Königin.» Der Commandeur des Geschwaders gebot endlich dem Saint-Just wie seinen eigenen Officieren — eine Pause zu machen, um zu sehen, ob der Britte sich ergäbe, oder hartnäckig fortfeuerte.

Das Letztere erfolgte: Die «Königin» sandte auf's Neue ihre Bomben. «Allen Respect!» rief de Dumque seinen Freunden zu. — Der scheint zu stolz, französische Gastfreundschaft annehmen zu wollen; der will eine Luftreise machen oder — untertauchen. Eh bien; ça ira!»

Er commandirte auf's Neue und das Bombardement begann abermals.

«Ich befürchte er erwartet Verstärkung!» bemerkte de Ruyter. «Ich kann mir sonst keinen vernünftigen Grund denken, weshalb er nicht längst die weiße Flagge aufgezogen — als er noch einen Mast hatte, sie dran zu zeigen, oder weshalb er nicht unsere Anfrage der Pause benutzte?»

«Das eben geht mir längst im Kopf herum,» erwiderte de Dumque. «Ich sähe es nicht gerne, wenn der Marengo überfallen und die «Liebe» wieder genommen würde. Ich hab meine Pflicht als Mensch beobachtet; will er nicht Pardon annehmen, je nun so muß ich als Franzose weiter schreiten! 'will also selbst mal sehen, ob ich auch noch Artillerist bin.»

Er übergab einem Officier sein Sprachrohr, als quasi Commandeur, und sprang vom Quarterdeck hinab zu den Mörsern, die er nun mit eigener Hand richtete und abfeuerte; während das Meer nach und nach still und stiller geworden den Gegenstand seiner Berechnung fast bewegungslos trug.

Lautlos wogte die Mannschaft rings umher, den abgebrannten Mörser auf's Neue füllend, während der Commandeur Bombe auf Bombe in die dicke Masse der Corvette sandte.

Die fünfte Bombe fand fast auf denselben Punkt wie die frühern und gleich dem plötzlichen Ausbruch des Ätna begleitet von rollendkrachendem Gewitter, beleuchtete eine Explosion die vier Schiffe und das zitternde Meer, und die englische Corvette the Queen war verschwunden. Das Licht der himmelanspeihenden Flammen erlosch und desto tiefere Nacht umhüllte das Wogengrab des Feindes.

Todesschauer durchfuhr auf Secunden das Menschenherz der Republikaner.

«Honneur au courage malheureux! honneur aux braves!» sprach der Admiral der République mit dumpfer Stimme vor sich hin. — «Et vive la République!» fügte er lauter hinzu seine Hände einem Kanonier reichend und auf's Quarterdeck zurückeilend.

«Vive la République!» erscholl es aus einigen hundert Herzen am Bord des siegreichen Geschwaders.

Einige Leuchtraketen vom Admiralschiffe emporsteigend, gaben das Signal der Ausführung sämmtlicher Segel und des Ankerns, während der Commandeur sein Boot herablassen ließ, um an Bord der «Liebe» zu fahren.

Der hartnäckig anhaltende Kampf hatte sehr natürlich auch mehrere Todte und Verwundete unter den Franzosen zur Folge; deren Anzahl aber geringe war in Vergleich zu dem errungenen Siege.

Der Admiral kehrte nach einer Stunde auf seine République zurück, seinen Freunden die Mittheilung eröffnend, über die Ladung und den Inhalt der Brigg und der Passagiere.

Die Brigg war mit schwerem Waizen beladen mithin eine reiche Prise.

Der junge Engländer hatte wenigstens so viel Muth bewiesen, als er unter brittischem Ehrgefühl unter bewaffneten Männern zeigen mußte und sich mithin nicht geweigert, an der Vertheidigung Antheil zu nehmen, während der alte Mister John, als Begleiter seiner Nichte, und durch Altersschwäche entschuldigt, neben jener in der Kajüte verweilte, und in Todesangst jene verhängnißvolle Stunde, als Chris und miserable sinner, durchbetete.

Miß Kate befand sich gesund und wohl. Sie hatte mit erhabener Gelassenheit dem Ausgange des Kampfes entgegengesehen, in festem Vertrauen auf das höhere Wesen, welches dem Menschen die Vernunft gab, die Lehre der Gleichheit, der Gerechtigkeit und der Menschenliebe zu fassen und sie zu üben.

Pierre de Dumque eröffnete seinen Freunden ferner, daß der alte John nicht die Geistesgegenwart gehabt habe seine Agentschafts-Papiere zu vernichten, bevor die Brigg genommen wurde und diese dem Officier des Marengo in die Hände gefallen seien. Den Alten habe er als Staatsgefangenen erklärt und werde ihn nebst seinen Papieren, im nächsten französischen

Hafen, den Behörden anheim stellen; wogegen Miß Rose in Begleitung der alten Kammerfrau noch diesen Abend an Bord der République ein Cabinet beziehen werde, indem beschlossen sei direkt nach Dünkirchen zu segeln, wohin er das würdige Officierscorps seines Geschwaders — zu seiner Hochzeit einlade.

Dem Marengo ward sein Ankerlau zu kurz; Capitain Bruteau fand keine Ruhe, bis er durch die Wellen strich, dem ship nachzueilen, welches sich vom Convoi getrennt hatte. Es gelang ihm den Dreimaster zu erwischen und ihn auf gewöhnliche Weise zu nehmen. Die Ladung bestand zwar nicht aus Butter, jedoch aus sogenannten »Zeitwaaren.«

Wir schließen hier unsere Novelle, indem alle fernere Erörterungen und Mittheilungen den Leser nur ermüden würden, und bemerken, daß das Geschwader mit seiner reichen und zarten Beute, glücklich und wohlbehalten in Dünkirchen eintraf, wo der Contract der ehelichen Verbindung des heldenmüthigen Paars nach damaliger französischer Sitte geschlossen und ein Fest zu Ehren des Geschwaders der République begonnen wurde, worauf Letzteres alsobald wieder in See gieng.

— Wir bemerken endlich, daß der seltsamste Zufall uns an verschiedenen Orten, und in verschiedenen Ländern, die übereinstimmendsten Nachrichten und Aufschlüsse dargeboten, über die Thatsachen, welche unserer Darstellung zu Grunde liegen. Aus pflichtschuldigen Rücksichten gegen noch lebende Personen, fanden wir zweckmäßig, die historische Wirklichkeit in das Gewand der »Novelle« einzukleiden; die Züge einiger edlen und erhabenen Charaktere, und einige Scenen aus dem Drama einer großen Vergangenheit unsern Zeitgenossen zu übergeben.

Geschrieben im Ocean. Lat. 40° 16'. Vom 7—13. April 1839.

Die Plünderer.

Ei wie will es mich verdrießen,
Wenn sie mir des Baches Wellen
Ganz mit Netzen rings umstellen,
Und die Fischlein mir, die schnellen,
Fangen aus dem Flutenschwalle!

Ei wie will es mich verdrießen,
Seh' ich wie mit gier'gen Blicken
Sich die Apotheker bücken,
Alle Blumen weg mir pflücken,
Und den ganzen Wald mir plündern!

Ei wie will es mich verdrießen,
Hör' ich stets das Jagdhorn schallen,
Hör' ich stets die Büchse knallen,
Seh' ich Has' und Rebhuhn fallen,
Reh' und Hirsche blutig liegen!

Ei wie will das mich verdrießen!
Seid auch ihr doch, liebe Sterne,
Oben wandelt in der Ferne,
Ach, dem Dichter würden gerne
Sie auch noch den Himmel plündern!

Buchsweiler. August Stöber.

Rouget de l'Isle,

Verfasser der Marseillaise.

Den 20. April 1792 erklärte die gesetzgebende Versammlung dem Kaiser von Österreich, der die Nationalunabhängigkeit bedrohte, den Krieg, und den folgenden 11. Juli sprach der Präsident Aubert-Dubayet mit feierlicher Stimme, inmitten einer religiösen Stille, die einfach-schrecklichen Worte: Bürger, das Vaterland ist in Gefahr!

Diese Kriegserklärung wurde im Elsaß mit begeistertem Entzücken aufgenommen; Tausende von Freiwilligen ließen sich in den Werbungsbüreaux einschreiben, um zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens mitzuwirken.

Aber die Ausziehenden, wie die Zurückbleibenden fühlten gleich dringend das Bedürfniß, sich ihr Lebewohl in jener harmonienreichen Sprache, welche die Herzen durch das Band der Stimmen eint, zuzurufen, und an ihre Pflicht zu erinnern. Sie wünschten einen patriotischen Kriegsgesang, denn die Gesänge der alten in Trümmer sinkenden Monarchie sagten den begeisterten Gemüthern nicht mehr zu.

In der Besatzung von Straßburg befand sich damals ein junger Genie-Offizier, Namens Rouget de l'Isle, der artige Verse schrieb und ein ziemlich fertiger Musikus war. Man frug ihn, ob er sich gewachsen fühle, dem Wunsche seiner Mitbürger zu entsprechen. Lange lehnte er es von sich ab, unter dem Vorwande, bisher nur kleine Gelegenheitsgedichte verfertigt zu haben. Er wußte nicht, welche unbekannten, in der Tiefe der Brust schlummernden Gefühle und Kräfte die Begeisterung plötzlich zu entfalten vermag.

Obenerwähnte Bitte wurde bei Dietrich, dem Maire von

Stadt, nach einem Konzerte, wo die patriotische Begeisterung ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, an Rouget de l'Isle gethan. Er entfernte sich harmonieberauscht und voll der begeisternden Bilder. Plötzlich, um Mitternacht, erwacht er in einer Art von lyrischem Fieber, und die Hymne, Musik und Text, entsteht von selbst, wie durch einen Zauberschlag, in seinem Kopfe. Er konnte sich nie mehr entsinnen, wie dies Alles so zugegangen war.

Den folgenden Morgen eilt er sogleich zu Dietrich und bittet ihn die Personen, welche sich am vorigen Abend in seinem Salon befanden, nochmals zu versammeln. Es geschieht: Rouget de l'Isle setzt sich an's Klavier und trägt sein Werk inmitten dem rauschendsten Beifallsturm vor. Das militärische Orchester muß es sogleich einstudieren, und die Freiwilligen ziehen aus, im Chor singend:

Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!

Nie war eine Popularität schneller festbegründet. Einige Monate später wußte ganz Frankreich den neuen Freiheitsgesang, und das Bataillon der Marseiller ließ an dem großen Revolutionstage des 10. Augusts die Tuilerien davon widerhallen. Hier erhielt er seine Taufe: man nannte ihn die Marseillaise.

Die Marseiller-Hymne ist unser Revolutionsgesang geworden. Wenn man an die Strophe kam:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs;
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!

wurden alle Häupter bloß, alle Kniee bogen sich und unwillkürliche Thränen flossen. Sie ist so fest in Frankreichs Sitten eingewoben, daß sich Jedermann dieselbe 1830 in's Gedächtniß zurückrief: wir Alle hatten sie von unsern Vätern gelernt.

So Herrliches brachte eine einzige Stunde der Weihe bei einem übrigens gewöhnlichen Manne, der nicht weniger als für die Freiheit entflammt war, hervor.

Die erste dieser Thatsachen beweist das Dunkel, in welches der, der so glänzend aufgetreten war, sowohl in literarischer als politischer Hinsicht, eingehüllt blieb. Keines seiner übrigen Erzeugnisse verdient der Vergessenheit zu entrinnen, und er selbst — seine ungeheure Popularität würde ihm jede Lebensbahn leicht gemacht haben — lebte mitten unter einem neuen Geschlechte, das sich seines Namens rühmte, ohne zu ahnen, daß er noch am Leben sey.

Der zweiten Thatsache wird folgende Anekdote zum Beweis dienen: Nach der Revolution vom 10. August, welche die königliche Gewalt vollends stürzte und Ludwig XVI. in den Tempel führte, sandte die gesetzgebende Versammlung Commissarien an alle Armeen, um sich ihrer Beistimmung zu den eben vorgegangenen Änderungen zu versichern.

Carnot wurde zur Rheinarmee geschickt, die er in der günstigsten Stimmung fand. Nur eine kleine Anzahl Offiziere, worunter sich auch Rouget de l'Isle befand, weigerte sich, vom Herzog d'Aiguillon und vom Prinzen Victor de Broglie geleitet, den Eid der Treue zu leisten. Carnot suchte umsonst ihren Widerstand auf dem Wege der Überzeugung zu besiegen; Genie-Offizier, gleich Rouget, wandte er sich in's Besondere an diesen. «Werden sie mich in die traurige Nothwendigkeit versetzen, den Verfasser der Marseillaise wegen unbürgerlicher Gesinnung seines Dienstes zu entlassen!» Sie wurde eben in ihrer Nähe gesungen. Aber Rouget de l'Isle, von den aristokratischen Meinungen seiner Freunde beherrscht, beharrte bei seiner Weigerung. Carnot befahl endlich noch einen zweiten Namensaufruf, ohne mehr Erfolg, und die Weigernden wurden ihrer Stellen entsetzt, ja, die Abgeordneten hatten selbst einige Mühe, sie dem Grolle des Volks und der Soldaten zu entziehen.

Kurze Zeit darauf nahm jedoch Rouget de l'Isle wieder Dienste und wurde Aide-de-Camp des Generals Hoche; als solcher begleitete er ihn nach Quiberon, wo er im Kampfe gegen die Ausgewanderten verwundet wurde. Dann trat er wieder in die Vergessenheit zurück, aus der sich das Kaiserthum wohl hütete, ihn herauszuziehen. Unter der Restauration hätte er, ohne dieses schützende Dunkel, unfehlbar in's Exil wandern müssen. Einige Künstler und Schriftsteller traten zusammen um ihn vor dem Elend zu bewahren, und David vollendete sein Medaillon, so auch zu diesem Werke nationaler Erkenntlichkeit das Seine beitragend. Nach der Julirevolution, während welcher die Marseiller-Hymne eine neue Taufe erhielt, empfieng Rouget einen mäßigen Gehalt.

Er starb 1836 zu Choisy-le-Roi, im Schooß einer Familie, deren Liebe ihm seine herrlichen Herzenseigenschaften längst erworben hatten. Als er zu Grabe getragen wurde, theilten die Fabrikarbeiter von Choisy Immortellenkränze unter die Anwesenden aus; dann bildeten sie einen Kreis um das Grab und stimmten feierlich die Marseillaise an, und wie ehemals fielen alle, im Augenblick wo die obenerwähnte Strophe wiederhallte, in der frischaufgewühlten Erde auf die Kniee.

Deutsch von Karl Wild.

August Gräber, Redakteur.
Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 37.

Samstag, den 14. September 1839.

Die Pappel.

Frei nach dem Englischen des Thomas Moore.

Nicht störte Hundgebell des Müden Schlummer;
Die Berge schimmerten im Morgenstrahl;
Noch hieng der Nachtthau glänzend an den Blättern,
Sein Schweigen brach der Hahn zum ersten Mal.

Zu seiner Väter Wohnung kam ein Wandrer,
Versenkt in Schmerz und tiefen, stillen Gram,
Sich an verschwundnen Freuden zu erquicken,
Da gegenwärt'ge Lust das Schicksal nahm.

Der Acker seiner Kindheit war verwüstet,
Verdorrt die Blumen, die er sonst gepflegt;
Der Epheu rankte, wo einst Veilchen blühten,
Und wilder Flieder wuchert ungehegt.

Nur eine Pappel hob die schlanken Wipfel,
Und schaute geisterähnlich in das Thal,
In deren Rinde sorgsam eingegraben
Der Lieben Name und die Jahreszahl.

Er kannte nicht die Hand, die diese Züge
Dort in des Baumes harte Rinde schnitt,
Sie führten ihm das Schönste seiner Jugend,
Der ersten Liebe holde Träume mit.

Und leichter ward dem schwer gepreßten Herzen,
Als die Erinnerung mit raschem Flug
Der Hoffnung Strahlen und der Liebe Weben
Vor seinen Sinnen mild vorübertrug.

Freiburg, im Breisgau. Gotthold.

Die Neujahrsnächte.

Erzählung von August Palmer.

Am Silvesterabend des Jahres 1836 hatten sich zu Hamburg in dem eigens dazu gemietheten Salon eines der namhaftesten Gasthöfe, mehrere Freunde versammelt, um daselbst ungestört die Neujahrsnacht zu feiern. Die Gesellschaft bestand aus einigen jungen Schriftstellern und Künstlern, die gewöhnlich einen Abend in jeder Woche sich hier versammelt fanden, und bei Wein oder Punsch gegenseitig ihre Herzen in heitern Gesprächen über Kunst, Literatur, humoristische Tagesneuigkeiten oder eigene Lebensabentheuer auszuschütten pflegten, wobei sie keine Gefahr liefen von profanen Ohren belauscht zu werden.

Seit einem halben Jahre hatten sie sich um ein neues Mitglied vermehrt, das gleichsam den Aldermann des kleinen Vereines vorstellte. Es war ein Mann von etwa 40 Jahren, der, nach einer langen Abwesenheit erst kürzlich wieder in seine

Vaterstadt zurückgekehrt, sich mit einem ansehnlichen Vermögen hier niedergelassen hatte, um von seinen manchfaltigen zu Wasser und Land erlebten Schicksalen auszuruhen. Als großer Verehrer der Kunst und als unterhaltender Erzähler überall willkommen, war ihm auch in diesem munteren Zirkel die freundlichste Aufnahme geworden; zudem behagte ihm eine Gesellschaft lebenslustiger junger Leute, viel mehr als die von Männern seines, oder eines noch vorgerückteren Alters.

Die Flaschen und Becher standen bereits in schönster Parade aufgestellt. Teller voll Austern, Sardellen, Caviar, Wildprett und zierliches Backwerk in Durst- und Appetitreizendem Wechsel dazwischen. Man erwartete nur noch Freund Peregrin, unter welchem Namen unser ebengeschildertes neuestes Mitglied aufgeführt worden war und mit dem er sich, ein Feind aller Komplimente, auch am liebsten anreden hörte.

»Gott, ich bemerke so eben,« rief ein junger Dichter, »daß wir unserer gerade zwölf sind, kommt jetzt noch Freund Peregrin, so sitzt die unselige Zahl dreizehn hier an der Tafel! Wir sollten lieber noch einen unserer Bekannten mehr einladen!«

»Schäme Dich doch, abergläubiger Poet,« rief ihm der tiefe Baß eines Theatersängers zu; sind nicht alle alten Weibermährchen und alle philisterhaften Ansichten auf's Strengste in unserem Vereine verpönt?«

In diesem Augenblick trat Peregrin herein und entschuldigte sich wegen des längern Ausbleibens. »Ich habe diesen Abend eine alte schöne Bekanntschaft wieder erneuert, dieß ist die Ursache meines späteren Kommens! doch davon nachher! Setzen wir uns, meine Freunde, wir wollen vorerst die hier in diesen Flaschen gebannten Geister befreien und diesen duftenden Gerichten ihr Recht widerfahren lassen!«

Die Gläser klangen, Teller klirrten, Messer und Gabeln hieben und stachen voll Bravour drein, es herrschte während einer Viertelstunde ein nur selten durch Worte unterbrochenes Schlachtgetöse, aber als die erste »Begierde des Tranks und der Speise gestillt war,« begonnen auch die von den Zähnen zum Schweigen gebrachten Zungen sich wieder geltend zu machen. Fröhliche Witze, pikante Anekdoten, kleine Abentheuer wurden aufgetischt, dazwischen mit den Gläsern fleißig angeklungen und Toaste ausgebracht. »Freund Peregrin,« rief einer aus der Gesellschaft, ein Schauspieler, »Du bist uns noch die Erzählung manches deiner vielen Abentheuer schuldig, die Reihe ist nun an Dir!«

»Ja,« rief der Dichter, »gib uns etwas zum Besten! Wer weiß, ob ich nicht aus irgend einer deiner Lebensfälle Stoff zu einem Lustspiele oder einer Novelle schöpfen kann!«

»Erzähle, erzähle« riefen mehrere Stimmen!

»Da wir gerade,« nahm Peragrin das Wort, »heute Silvesterabend haben, so wird es Euch vielleicht nicht uninteressant seyn, meine Lieben, zu vernehmen; wie und wo seit meiner fünfzehnjährigen Abwesenheit von hiesiger Stadt ich jedesmal die Neujahrsnacht zugebracht habe? Nur, fürchte ich, mein Bericht wird zuweilen die Gränzen eurer Geduld überschreiten!«

»Nein, nein, Du weißt wie gerne wir Dir immer zuhören! je länger je besser! zudem ist es ja erst neun Uhr und also noch Zeit genug.«

»So macht Euch also,« sagte Peregrin, »auf eine wunderliche Chronologie gefaßt!«

1822

war ich noch hier in Hamburg und war auf dem Gipfel meines Glückes. Mein Vater war ein reicher Kaufmann, ich, der einzige Sohn. Die glänzendsten Aussichten in die Zukunft lächelten mir, überall ward ich angesehn, beliebt, gesucht, in den ersten Gesellschaften willkommen. Rang und Ehre befriedigten mein zweiundzwanzigjähriges Herz, es hatte sich längst nach einem stilleren süßeren Glücke gesehnt. Dieß fand ich in reichstem Maaße in Fanny's Armen. Sie war eine junge Schauspielerin, erst vor Kurzem am hiesigen Theater für kleinere Nebenrollen als Anfängerin engagirt. Ja, sie war erst Novize in der Kunst sich zu verstellen und ich hütete mich sehr, ihre Talente dazu aufzumuntern. Wenn sie auftrat, war ich eifersüchtig auf das ganze Publikum, ich ruhte nicht, bis Fanny wieder ihren Abschied nahm, Geld fehlte mir ja nicht, sie reichlich für dies Opfer zu entschädigen. Sie sollte nur mir leben, nur mir allein. In meinen Mantel gehüllt, schlich ich Abends unbemerkt in ihre Wohnung, wo Niemand unser Geheimniß theilte, als die alte Brigitte, eine Tante, welche Fanny mit dem Charakter als Duenna hiehergefolgt war. O jene Abende waren die seligsten meines Lebens! wir lasen, deklamirten, sangen, plauderten, Alles im buntesten Wechsel. Ich hatte Fanny mit den besten Werken unserer Literatur bekannt gemacht, ihr heller natürlicher Verstand, ihr empfängliches Herz faßte Alles auf's Leichteste auf, oft überraschte mich die Feinheit ihrer Bemerkungen, die Richtigkeit ihres Urtheils, die Wärme ihres Gefühls. Bald nahm sie die Guitarre und sang eines meiner Lieblingslieder, oder eines jener zärtlichen Gedichte, deren so viele mein Herz mir in die Feder gab. Bald machten wir Pläne für die Zukunft, bauten funkelnde Luftschlösser, nach dem einstigen Tode meines Vaters war ich ja frei, zu thun was ich wollte. Wir lebten schon im Voraus von den Renten meines geerbten Vermögens, waren schon Mann und Frau, hatten eins der herrlichsten Landgüter

am Ufer der Alster, bereisten die Schweiz und Italien, unser Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Künstler und Schriftsteller — kurz, der bescheidene Raum von Fanny's Stübchen verwandelte sich auf diese Weise in einen herrlichen Wolkenpallast; und eh' ich's nur versah', schlug gewöhnlich schon die eilfte Stunde, die Schlußzeit unsrer Abendunterhaltungen, denn länger litt mich die gestrenge Frau Brigitte nicht. Nur am Silvesterabende ward eine Ausnahme gemacht. So saß ich also in den letzten Stunden des schönen Jahres 1822 wieder wie sonst an Fanny's Seite, ein Paar Flaschen feiner südlicher Wein nebst Confekt, unter meinem Mantel hereingebracht, standen auf dem Tische, wir waren seliger als je, wir kosten, wir tranken, wir sangen; selbst Frau Brigitte pflegte schmunzelnd vom süßen Weine zu nippen und sah wohlgefällig unsern Liebkosungen zu; beim Glockenschlag zwölf klangen wir feierlich mit den Gläsern an und wiederholten den Schwur ewiger Treue mit dem feurigsten Kusse, wir waren unbeschreiblich glücklich. Meinen Mund auf Fanny's rosige Lippen gedrückt, schwamm ich in einem Meere von Seligkeit in's neue Jahr hinüber. Bald darauf gab Brigitte das Zeichen zum Aufbruch, ich taumelte hinaus in die belebten Straßen der großen Stadt, wie ein Trunkener irrte ich umher, bis ich nach Hause gelangte. Ich warf mich unentkleidet auf mein Bett und ließ alle die wenigen Augenblicke der vorigen Stunden an mir vorübergleiten, bis sie sich in rosigsten Träume verwoben. Dies war meine Neujahrsfeier von 1822.«

Die Freunde stießen an: dem Angedenken der lieblichen Fanny! Peregrin führte sein Glas zum Munde, setzte es aber rasch wieder nieder und wischte eine Thräne vom Auge. »Hört vorerst die nächste Neujahrsnacht!« fuhr er fort.

1823.

»Von den Thürmen des unermeßlichen Londons schlug es eilf Uhr. Es war die letzte Stunde des Jahres und sollte auch die Letzte meines *Lebens* seyn. Ungeheuere Nebelmassen wogten wie Leichentücher um die erstorbenen Fluren. Ein kalter durchdringender Regenschauer stäubte herunter, ich irrte am Ufer der Themse herum, eine geeignete Stelle suchend, um mich in die Flut zu stürzen. Was sollte mir noch das Leben? Ich war ein Bettler geworden, von allen Menschen verlassen, betrogen, verstoßen, beschimpft. Endlich fand ich einen Platz, wo sich das Ufer schroff in den Fluß hinabsenkte. Hier war er gewiß sehr tief; bleigrau lagen die Wasser unter mir, fast unbeweglich, nur zuweilen leise und wie schadenfroh lachend, die Weiden des Gestades streifend. Mit dem Ruf: Jetzt fahre wohl, treulose Welt, raffte ich mich zum tödtlichen Sprunge zusammen, als ich mich plötzlich von einer starken Hand am Rockkragen festgehalten und gleich von ein Paar derben Armen von hinten umschlungen und weggerissen fühlte. Ein Paar baumlange Kerls machten sich über mich her und knebelten mich trotz meines wüthenden Widerstandes! Sachte, sachte mein Junge, murmelte eine rauhe Stimme, gib dich zufrieden, sey hübsch folgsam, du sollst noch lang genug in's Wasser kommen, Gott verdamm mich! du warst im Begriff, einen schlechten Punsch für diese Neujahrsnacht zu saufen, du hättest dir den Magen furchtbar erkältet und wärst morgen früh aufgestanden wie eine krepirte Wasserratte! Das geht nicht an, mein Bürschchen, ein Glas warmes Grog ist viel gesunder, als das halbgesalzene theergeschmalzte Themsewasser. Deine Börse muß jämmerlich eingeschrumpft seyn, daß du in einer so wohlfeilen Schenke das Neujahr erwarten wolltest! Heisa, lustig vorwärts mein Jüngelchen, schleppe deine Segelstangen nicht so lahm nach, du kommst noch früh genug in Neptuns Reich!

»Unter diesen, von rohen Flüchen und schallendem Gelächter begleiteten Worten, schleppten mich die Männer vorwärts; meine Kraft war gebrochen, ich sank zusammen, sie waren genöthigt, mich aufzuladen wie eine Leiche, die Sinne schwanden mir, eine wohlthätige Ohnmacht hüllte meine Verzweiflung in die Nacht meiner Vergessenheit. — Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich in einer Hängematte liegend, in einem engen Verschlage. Ein Chirurgus hielt meinen Arm, aus dem plötzlich ein rother Bogen Blutes schoß. Der Aderlaß hatte gewirkt — rief ein Mann einigen umstehenden Matrosen zu, die müßig ihren Tabak kauend, der Operation zusahen. — Meine Lebensgeister kehrten zurück; es war heller Tag, ich blickte mich um, ich war auf einem großen Schiff, durch ein Lukenfenster gewahrte ich nichts als den Himmel und das unendliche Meer. Jetzt erst erinnerte ich mich der Scene der vorigen Nacht wieder und daß ich von einigen Kerlen dem Tod entrissen und fortgeschleppt worden war. — Laßt ihn noch eine Weile ruhen — sagte der Chirurgus — morgen mögt ihr ihm dann seinen Dienst anweisen. Die Leute giengen und ich hatte nun Muße über meine Lage nachzudenken. Der Blutverlust hatte mich matt, aber viel ruhiger gemacht. Daß ich unter Matrosenpresser gefallen war, das war mir deutlich, auch konnten sie mich als eine rechtmäßige Beute betrachten, ich war ja im Begriff gewesen mir das Leben zu nehmen, als sie mich überfielen. Dieses war mir nun ohnehin gleichgiltig geworden, ich hatte ja nichts mehr zu verlieren, ich fügte mich also in mein Schicksal, noch froh genug, daß mich ein Schiff von dem unseligen Ort entfernte, wo mein Elend so hoch gestiegen war. Wie dies gekommen ist, will ich Euch in Kürze

schildern. Bald nach jener seligen Neujahrsnacht in Fanny's Armen machte das Handelshaus, in welchem mein Vater beinahe sein ganzes Vermögen angelegt hatte, Bankerott, diesen Schlag überlebte der ohnehin kränkliche Greis nur einige Wochen. Mein ganzes Erbe war sein väterlicher Segen und etwa sechstausend Thaler, die er als Trümmer seiner Million noch mühsam zu retten vermocht hatte. An Fanny's Brust wollte ich wieder Trost suchen, an ihrer Hand hoffte ich doch noch der Zukunft zuweilen ein Lächeln abzugewinnen. Wir waren beide ja noch so jung, durch Fleiß und Sparsamkeit konnten wir den Rest meines Vermögens vielleicht auch zur Grundlage behaglichen Wohlstandes machen.

„Ach jener furchtbare Schlag hatte nicht nur unsern Reichthum vernichtet, auch alle Knospen und Blüthen der Liebe zu mir in Fanny's Herzen geknickt! Sie empfieng mich mit jedem Tage kälter; nach einigen Wochen gab sie mir zu verstehen, daß ich ihr langweilig, zudringlich und lästig vorkomme. Aus allen meinen Himmeln gestürzt, sah ich nun das blendende Licht, den göttlichen Äther zerronnen, womit verklärt ihr Bild bisher vor mir geschwebt hatte. Ich lernte nun in dem angebeteten Engel nichts als ein gemeines eigennütziges Geschöpf kennen, dessen Herz nur meine Schätze an das Meinige geschlossen hatten. Ein junger reicher Baron, der schon längst vergebens seine Huldigungen ihr gebracht und seine Netze nach ihr ausgeworfen hatte, schwelgte bald auf den Ruinen meines Liebeparadieses. Hier konnt' ich es nicht länger aushalten, es war mir unerträglich, noch länger e i n e Luft mit der Treulosen einzuathmen, oder mich dem mitleidigen Lächeln meiner vormaligen sogenannten Freunde aus den Tagen meines Glückes auszusetzen. Mit dem kleinen Rest meines Vermögens floh ich nach London, wo ich einen kleinen Handel anlegte. Bald hatten sich Betrüger meine Unerfahrenheit im Geschäfte zu nutze zu machen gewußt, noch vor Weihnachten waren die Überbleibsel meines Erbes in alle Lüfte zerstreut und die Beute schändlicher Wucherer. Credit fand der arme fremde Unbekannte nirgends in der reichsten aller Städte. Herzen und Thüren blieben mir verschlossen. Meine Gläubiger trieben mich unbarmherzig aus meiner Wohnung und ließen mir kaum die nothdürftige Kleidung. Mir blieb nichts mehr übrig als mir durch Handarbeiten oder Betteln mein Leben zu fristen. An Ersteres war ich nicht gewohnt, es gab überall kräftigere Fäuste, als meine zarten Hände; zu Betteln schämte ich mich, ich sah keine andere Rettung mehr als den Tod. Wäre ich besonnener und kaltblütiger gewesen, ich hätte doch noch andere Auswege gefunden. Aber ich war wie betäubt, und dem Wahnsinne nah. Mein Hirn brannte mir. So fand mich der Silvesterabend des Jahres 1823. Welch ein Unterschied vor einem Jahre! Die Fluthen der Themse sollten meinen Leichnam in das neue Jahr hinüberschwemmen! das Weitere wißt Ihr. Der erste Tag 1824 fand mich als Matrosen auf offener See. Gleichgiltig, gegen Alles geworden, trat ich meinen Dienst an.“

1824.

„Am letzten Tage dieses Jahres befand ich mich — am Cap der guten Hoffnung. Ich schaute zum Fenster einer am Ufer der Tafelbai gelegenen Taverne hinaus auf das weite Meer und überdachte mein Loos. Nach mancherlei Kreuz und Querfahrten das Jahr über, hatte ich mich vom Matrosen zum Schiffsschreiber aufgeschwungen. Der Capitain, der kein ungebildeter roher Mann war, hatte mir bald angemerkt, daß ich von guter Familie stamme, meine saubere Handschrift und einige mir früher erworbene Kenntnisse wußten mich ihm zu empfehlen, er ließ mich die Matrosenjake ablegen, gab mir in seiner Kajüte mancherlei Geschäfte zu besorgen und warf mir einen ziemlich guten Gehalt aus, als ich seine Aufträge zu seiner Zufriedenheit erledigte. Wir lagen nun schon mehrere Wochen hier vor Anker; das Cap der guten Hoffnung war mir doch noch kein Prognostikon einer bessern Hoffnung geworden. Mein Herz blieb noch immer finster und verschlossen. Ich floh die lärmende Gesellschaft meiner Genossen, die Freuden, worin sich die Seeleute nach so langer Abwesenheit vom Lande reichlich für alle Entbehrungen zu entschädigen suchen, hatten keinen Reiz für mich. Ich that meinen Dienst mit äußerster Strenge, ich lebte blos den mir aufgetragenen Geschäften. So saß ich nun auch am Silvesterabende einsam in einem Fensterwinkel der Taverne. Aus dem Nebenzimmer scholl der fröhliche Lärm meiner Schiffsgenossen. Gläser klirrten, Lieder klangen, Tanzmusik wirbelte dazwischen — ich sah hinaus auf's unendliche Meer. Ich eilte nun in's Freie. Ich setzte mich an den Strand. Die Wogen streiften an meine Füße heran. Fremde herrliche Sternbilder, die niemals Europa leuchten sieht, funkelten über mir am dunkelblauen tiefen Himmelsdom. Ein warmer Lufthauch, würziger Blüthendüfte voll, wogte von den Bergen der Stadt um mich her. Constanzias Reben hauchten ihren süßensten Athem herab. Ein schwellendes Flüstern gieng durch die üppigbelaubten Kronen dieser herrlichen tropischen Natur und die leise plätschernde See flüsterte wieder Antwort entgegen. Weiße Nebelgestalten, wie Gespensterschiffe, flogen eilig die ferne Fläche vorüber. Ich sank auf die Kniee und hob meine Hände zum prächtigen Sternenhimmel empor. Ich hatte keine Worte zum Gebet, aber Gott verstand mich ja doch. In diesem Augenblick strahlte blendender Glanz vom Gipfel des Tafelberges her-

nieder, ein glänzende Flammensäule stieg darauf empor und warf einen magischen Glanz über die weißen Häuserreihen der sanft die Hügel aufsteigenden Stadt, und über die rauschenden Gärten, über den Hafen voll mächtiger Schiffe, über das rollende Meer. Von allen Höhen flammten nun die Freudenfeuer zum Gruße des neuen Jahres. Die Kanonen des Forts, im Wechsel mit denen der Kriegsschiffe, donnerten, beim ersten Glockenschlag Zwölf, majestätisch ihre Glückwünsche sich entgegen. Aus der Stadt her tönte Jubel und Musik. — Dies war meine Neujahrsfeier am Cap der guten Hoffnung. Mit fröhlicherm Herzen legte ich mich zur Ruhe; in meinem Traume schwebte die Hoffnung als liebliches Märchen, im grünen Gewande, vor mein Lager und kredenzte mir von ihren rosigen Lippen einen Becher duftigen Constanziaweins!«

»Hier ist ächter Capwein,« rief einer der Freunde. »Unser Wirth hat heut einige dutzend Flaschen an Bord eines direkt vom Cap der guten Hoffnung kommenden Schiffes gekauft.«

Die Flaschen wurden entsiegelt. Golden perlte der köstliche Wein in den feingeschliffenen Kristallgläsern.

»Es lebe die Hoffnung!« riefen Alle einstimmig und stießen mit Peregrin an, der folgender Maaßen fortfuhr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben, Thaten und Verbrechen
Karls des Kühnen.

Von ihm selbst erzählt.

Karl VII regierte über Frankreich, sein unglückliches Land, eine blutige Reihe von Jahren hindurch, der Schauplatz der verheerendsten Kriege, und nur auf eine so wundervolle Weise durch ein gemeines Hirtenmädchen vom drohendsten Untergange gerettet, durfte sich endlich wieder des lang ersehnten Friedens erfreuen. Auf das tobende Sturmwetter waren heitere Tage gefolgt und in ganz Europa schien die Ermattung der Krieger, verbunden mit allgemeiner Erschöpfung der Finanzen, den ängstlich harrenden Völkern eine lang dauernde Ruhe zu versprechen.

Der Sohn Karls VII, damals noch Dauphin, und seitdem Ludwig XI, belastet mit dem fast zur Gewißheit gereiften Verdachte, die schöne Agnes Sorel vergiftet zu haben und die nächste Ursache des frühen Ablebens seiner ersten Gemahlin, Margaretha von Valois, zu seyn, längst lüstern nach Thron und Herrschaft, hatte sich zum zweiten Mal gegen seinen Vater verschworen. Sein sträfliches Beginnen war gescheitert und Ludwig, jung noch, aber schon beladen mit Verbrechen aller Art, aus der Heimath verbannt und verfolgt von der Rache seines Vaters, flüchtet zum Herzog von Burgund, Philipp dem Guten, um einen Zufluchtsort an dessen Hofe flehend.

Philipp haßte Karl VII: das Blut seines auf der Brücke bei Montereau, unter den Augen des jungen Monarchen, meuchlerisch hingemordeten Vaters, des berühmten Johann ohne Furcht, schrie noch immer zu ihm um Rache. Er empfieng den Flüchtling mit allen Ehrenbezeugungen, die der einzige Erbe der Frankenkrone verlangen konnte; ein prächtiger Pallast wurde dem Dauphin eingeräumt und seine Gegenwart mit den glänzendsten Festen gefeiert. Ich stand damals im Frühlinge meines Lebens; der französische Prinz, voll Heuchelsinn und Verstellung, wußte seiner Stirne den Stempel der Tugend und Offenheit aufzudrücken. Es gelang nur zu bald, sich in meinen Augen rein zu brennen von all' den abscheulichen Verbrechen, die ihm sein Vater aufbürdete. Karl erschien mir als ein entmenschtes Ungeheuer und der Dauphin als ein edles unschuldiges Opfer seines Hasses. Mit den rührendsten Ausdrücken, mit den, wie es mir schien, ungeheucheltsten Jugend- und Herzens-Ergießungen, bot mir Ludwig die Hand zum Freundschaftsbunde und mein Herz hüpfte in seligem Entzücken seinem Herzen entgegen. Leicht zu täuschen, jugendmunter und auf's Leidenschaftlichste gesinnet, war ich damals weit entfernt auch nur zu ahnen, daß der Fürsten Freundschaft ähnlich seye dem abgefallenen, verdorrten Baumblatte, welches der Wind herweht wo es ihm gefällt, bald auf's Gebirg, bald in Thal und Sumpf.

Karl VII, seinen Sohn zurückfordernd, den ihm Philipp verweigerte, schien einen Augenblick Burgund zu bedrohen: — »Er waffne ganz Frankreich!« rief ich bei dieser Nachricht, meines Schwertes Griff ungestümm umfassend: »so lange Graf von Charolais diese Klinge aus ihrer Scheide zu ziehen vermag, wird keiner von Karls Söldnern Ludwig nahe kommen!«

Der Dauphin belächelt meine Entrüstung und die Versicherungen seiner ewigen Dankbarkeit, erfüllten meine Brust mit neuer Begeisterung. Ich war stolz darauf Beschützer und Freund eines französischen Fürsten genannt zu werden; aber ach! nur ein Werkzeug sollte der Beschützer, nur ein Diener der Freund seyn, so dachte der einstige Nachfolger Karls VII in der tiefsten Tiefe seiner schwarzen Seele.

Unter allen Großen am burgundischen Hofe, war der Graf von Saint-Maur derjenige den ich von Kindheit auf zu meinem alleinigen Vertrauten erkohren hatte. Berühmt weithin als

Krieger, leitete er meine ersten, wankenden Schritte in den Kampfgefilden. Zeuge aller meiner Thaten, Theilnehmer meiner geringsten Vergnügungen, durchschaute er klar, als tief eindringender Beobachter und strenger Beurtheiler, Ludwigs böses Herz. — »Graf von Charolais, wollet erlauben daß ich eure unnatürliche Zärtlichkeit für den Sohn Karls des VII tadle. Eure Empfindungen, die er nicht theilt, können euch zeitlebens unglücklich machen. Der Dauphin verbirgt sich hinter des Truges feingewebt'nem Schleier. Aber da wo ihr Freundschaft zu finden wähnt, ahne ich Treulosigkeit.«

So sprach er: aber erzürnt ob dieser, wie ich glaubte, böslichen Rede, mied ich den Grafen von Saint-Maur zu derselben Stunde. Er verlor mein Zutrauen, und dem heuchlerischen treulosen Prinzen opferte ich den aufrichtigen, liebenden Freund.

Der Baron von Herstall war ungefähr zu derselben Zeit mit seiner Tochter an Philipps Hofe erschienen; eine entfernte Verwandtin, die Herzogin von Aroville, hatte sie auf ihrem Todbette zur Universalerbin ihres unermeßlichen Vermögens ernannt. Nie strahlte noch eine herrlichere Schönheit am burgundischen Hofe. Irena, so hieß sie, war der Gegenstand aller Unterhaltungen, aller Blicke Ziel. Der Anbeter Bienenschwarm umflatterte überall die Erbin von Aroville, die Göttin des Hofes. Auch ich theilte die allgemeine Begeisterung; Clodiens Himmelsbild schwebte meinem Geiste noch nicht bezaubernd vor; ich wähnte in Irena der Gottheit Meisterstück gefunden zu haben und hielt die Bewunderung für Liebe.

Jetzt starb Karl VII, und den Dauphin traf der Verdacht seinen unglücklichen Vater vergiftet zu haben. Ludwig bestieg den Thron; nur der Freundschaft lebend verließ ich Irena, verließ ich Burgund und eilte nach Frankreich, im Gefolge des jungen Fürsten.

Ludwig XI überhäufte mich an seinem Hofe mit den kostbarsten Geschenken; aber es waren die Geschenke, die ein Herrscher seinem Vasallen macht! Umsonst sah ich mich nach dem Freunde um, nur den Monarchen vermocht' ich zu entdecken. Tief verletzt von dieser plötzlichen Umwandlung, müde mir fortan Zwang anzulegen, bat ich um eine Privataudienz: sie wurde mir gewährt; der König befand sich allein in seinem Cabinette; wie ehemals wollte ich in seine Arme stürzen und ihm sanfte Vorwürfe gekränkten Zartgefühls zuflüstern, als er einige Schritte zurücktrat und mir ein versiegeltes Schreiben hinhielt: — »Graf von Charolais,« sagte er zu mir, mit der ganzen Hoheit des unumschränktesten Herrschers, »eure Treue ist mir bekannt und zeitlebens wird meine Erkenntlichkeit gegen Euch dauern. Ich vertraue Euch die Verwaltung der Normandie an; da ist eure Ernennung. Morgen reiset ihr nach Rouen ab, wohin eure Pflicht Euch ruft. Fahrt fort die Gnade und das Zutrauen eures Königs z' verdienen.« — Nach diesen übermüthigen Worten entfernt sich Ludwig. Starr vor Erstaunen und Unwillen, bleibe ich einige Minuten lang wie niedergedonnert unbeweglich stehn.... dann wüthend aus dem Pallaste fortstürzend, rufe ich außer mir: — »So sind die Fürsten! glattzüngig und feig im Unglück, undankbar und geringschätzend in des Glückes Schooß.«

Der Graf von St. Maur hatte mich nach Paris begleitet. Zu meiner ersten Wuth wollte ich einen giftigen Brief an Ludwig schreiben, ihm mit Verachtung seine Geschenke vor die Füße werfen und noch denselben Tag sein Reich verlassen. Den klugen Rathschlägen des Grafen gelang es meine wilden Entschlüsse zu ändern: ach! warum konnten sie nicht auch meine Leiden stillen! die ersten Wunden, die dem Herzen beigebracht werden, schmerzen so sehr in der Blüthezeit des Lebens... der Mensch ist noch nicht nach dem Menschen geschaffen; die Erfahrung hat seiner Hoffnungen Glückgewebe noc nicht zerrissen. Zu dem stechenden Schmerze getäuschter Freundschaft gesellte sich noch die Schaam hintergangen worden z' seyn. O! ich gedachte damals voll Sehnsucht der erloschnen Traumgebilde!

Zum erstenmal fühlte ich die Menschenverachtung hinabsteigen in dieses so liebeglühende, aufrichtige und von Ludwig so tief verletzte Herz. Saint-Maur hatte den Dauphin richtig beurtheilt; aber dadurch selbst gedemüthigt, verzieh ich ihm diesen Triumph und glaubte aus seiner Gewandtheit die verborgensten Laster hervor an's Licht zu ziehen, die innigste Überzeugung von der allgemeinen, auf ihn selbst und zu seines Gleichen gegründeten Entartung folgern u müssen.

Dennoch, gehorsam seinem Rathe, verließ ich Paris und übernahm die Verwaltung der Normandie. Ludwig hatte mir so eben seine Gleichgültigkeit bewiesen, nur zu bald sollte ich auch seinen Haß empfinden.

Wenige Jahre vor dem Tode Karls VI, war ich mit dem Herzoge von Bretagne bekannt geworden: ein Jugendzwist hatte uns gegen einander bewaffnet: im Zweikampfe hatte ich ihn besiegt, und Ludwig wußte wohl, um unsre beiderseitige Feindschaft. Kaum bin ich in der Normandie angelangt, so sendet der König von Frankreich, einen seiner Beamten dahin, mit außerordentlichen Vollmachten versehen, diejenigen des Gouverneurs ungiltig zu machen, und wer war dieser Beamte? Gerade der mir so verhaßte Herzog von Bretagne.

Bei dieser neuen Verrätherei, bei diesem doppelten Schimpfe, wollte ich meiner Wuth freien Lauf lassen: St. Maur wußte sie auch diesesmal noch zu zähmen. Aber dadurch, daß er die ge-

rechten Ausdrucke des Unwillens einer tugendhaften Seele tadelte, lehrte er mich die Menschen überlisten, das Gefühl dem Interesse aufopfern und die edlen Ergießungen des Herzens, durch die kalten Berechnungen des Geistes niederkämpfen. Er erstickte vollends in mir, die reichhaltigen Keime der Tugend und Begeisterung, die zwanglos entwickelt, nur herrliche Früchte würden hervorgebracht haben. Das eingeschlossene Feuer, wurde zum verheerenden Vulkan, der sich nur von Zeit zu Zeit in wilden Ausbrüchen entlud; die Stimme der Klugheit leitete mich so, unwillkührlich, zum Verbrechen hin.

Die Lütticher waren längst schon erklärte Feinde der Burgunder: Ludwig XI tritt mit ihnen in Bund. Seine niederträchtigen Creaturen, umwimmeln mich in Rouen: täglich bedroht der Mordstahl mein Leben, und ein Gifttrank bringt mich an den Rand des Grabes.

Meine Jugend und Körperkraft siegten über das Gift. Ich erwachte wieder zum Leben; aber keine menschliche Gewalt vermochte von nun an mehr meine Furienwuth zu mäßigen. Ich stellte Ludwig XI vor die Augen von ganz Europa hin, als einen Verräther, Giftmischer und Vatermörder. Ich gab ihn den Verwünschungen der Menschheit und dem Rachestrahl des Himmels preis und eilte, indem ich ihm seine tausendmal verwünschte Ernennung zurückgesand hatte, Burgund gegen Frankreich zu waffnen.

Der schlaue Herrscherling schien tief ergriffen, von meinen niederdrückenden Anklagen, und um sie von sich abzuwälzen, berief er die Prinzen seines Geblüts, die Großen seines Hofes und die Abgeordneten seiner Städte zusammen, redete die Versammlung so kühn als geschickt an, rechtfertigte sein ganzes Leben und endete damit, daß er sie zu seiner Richterin ernannte. Aber der listige Despot, hatte die Mitglieder seines Tribunals selbst gewählt und der Verbrecher wurde, woran er nie gezweifelt hatte, auf's Feierlichste freigesprochen.

Indeß so eine Schaar niederträchtiger Schmeichler, den abscheulichsten Bösewicht freisprechend, die tiefgekränkte Menschheit höhnte, waren auf meinen Racheruf, die berühmtesten Krieger des Frankenlandes gegen Ludwig XI aufgestanden; schon hatten sich mit mir vereint: der Herzog von Bourbon, des Königs Schwiegersohn, der Herzog von Alençon, die Grafen von Armagniac und Albret, der Herzog von Nemours, der Graf von Maine, der Herzog von Calabrien, der Graf von Dunois, ja selbst der Herzog von Bretagne.

Diese verbündeten Fürsten haben ihre zahlreichen Vasallen zum Kampfe aufgeboten. Ganz Frankreich waffnet sich gegen Ludwig, und alle Streitmassen der Monarchie, bedrohen zu gleicher Zeit den Tyrannen, dem nur der Herzog von Mailand, der berüchtigte Bastard Franz Sforza, als einziger Bundsgenosse, schwach zur Seite steht.

An der Spitze eines noch nie besiegten Heeres eilte ich in den Kampf. Bald fliehen Ludwigs Söldner dem burgundischen Schwerdt zu entrinnen; Lorbeeren um Lorbeeren sinken auf mein Haupt nieder und den Sieg fesselt Fortuna um meine Banner. Mein Vorrücken gleicht einem Triumphzuge: die französischen Städte öffnen mir ihre Thore; die Völker nennen mich jubelnd ihren Befreier; überall fliehen die Feinde, getroffen von meinem mächtigen Arme; nach schneller Überwindung aller Hindernisse, stehe ich als Sieger vor den Thoren von Paris und schon ist ganz Europa gewohnt den Grafen von Charolais, Karl den Schrecklichen, zu nennen.

Ludwig XI hatte alle seine Streitkräfte in der Nähe der Hauptstadt zusammengezogen. Eine entscheidende Schlacht wird geschlagen: der König von Frankreich kämpft in höchst eigener Person mit, setzt mehrmals sein Leben auf's Spiel, sinkt endlich halbtodt vor Ermattung mitten unter den Seinen nieder und wird ohne Bewußtsein in die Burg von Montlheri gebracht. Der Sieg bleibt den Burgundern. Die verbündeten Fürsten erklären Ludwig XI des Throns verlustig, und sein Bruder, der Herzog von Berri, wird in meinem Lager zum König von Frankreich ausgerufen.

Nichts hält mich nunmehr ab, Paris zu belagern. Ludwig flieht aus seiner Hauptstadt und läßt mich in's Geheim und auf's Demüthigste um Frieden bitten: er ruft mir unsre ehemalige Freundschaft in's Gedächtniß zurück, nennt mich schmeichelnd seinen Bruder und verlangt von mir nur einen Augenblick Gehör, indem er sich erbietet unter dem Schutze meines gegebenen Wortes ohne Gefolge, unbewaffnet und ganz allein in mein Lager zu kommen.

Ich hatte nur den ersten Schritt vorwärts gethan auf dem Pfad der Rache und mein Fuß betrat noch strauchelnd und ungewiß diesen für mich neuen Boden. Ludwig XI im Unglücke erinnert mich an den flüchtigen Dauphin. Sein Brief entlockt mir heiße Thränen der Rührung: ich glaube in seinen flehenden Ausdrucken Schmerz, Reue und Aufrichtigkeit zu lesen. Sein Unglück rührt, sein Zutrauen entwaffnet mich; der Heuchler siegt und meine Antwort lautet: »Komm'!«

Meine Krieger lagerten in der Nähe von Berey; längs dem jenseitigen Seineufer hin, die Überreste des königlichen Heeres; der französische Monarch fährt in einem schwachen Kahne über den Fluß und steigt ganz allein, mitten unter seinen Feinden, an's Land; ich hatte bis zum letzten Augenblick ein solches felsenfestes Vertrauen von seiner Seite für ganz unmöglich gehalten. Angelangt am Ufer eilt er auf mich zu; mein Herz schlug

heftig; jener Dauphin, den ich einst so so sehr liebte, steht vor mir: es ist nicht mehr Ludwig XI, nein, es ist der angebetete Jugendgefährte, der Freund meiner Kindheit; ich eile auf ihn zu: »Wie kommt mir Karl entgegen? ist's als Feind, ist's als Freund?« — »Als dein Bruder!« erwiedert' ich und lag in seinen Armen.

O! nie werde ich diesen seligen Augenblick vergessen! ich wurde wieder getäuscht, aber ich fühlte mich überaus glücklich; Ludwig trieb sein Spiel mit meinen Empfindungen, aber ich war mit mir selbst zufrieden. Ich verließ die Bahn tobender Wuth, ich kam zu edlern Gesinnungen zurück; ich fand die Begeisterung meines Jugendfrühlings wieder; ein neues Leben begann sich in mir zu regen.

Der König wußte dieses auf's Beste zu nutzen: leicht erhielt er Frieden; der Vertrag von Conflans wurde unterzeichnet. Ludwig versprach allen französischen Anführern neue Besitzungen und Würden. Der Bund löste sich auf, und im Triumphzug von Ludwig bis Villiers-le-bel begleitet, kehre ich nach Burgund zurück.

Ach! wenn des Kriegers Lippen einmal aus dem Becher des Ruhms genippt haben, so erlischt der Durst nach Kampf nimmer in ihm. Schon hatten diese Triumphe meines Namens Ruhm weithin verbreitet, und ihn noch höher steigen zu sehen, war mein beständiges Bestreben. Die Lütticher bedrohten auf's Neue Burgund; da zog ich gegen sie, und eben so schnell wie ihre Empörung, war nun ihre Niederlage; die treulose Glücksgöttin krönte überall meine Waffen mit Sieg, reichte mir nur Palmen dar, versprach mir nur Kronen und Kränze und grub unter meinen Füßen einen bodenlosen Abgrund.

Ludwig XI verletzte auf die schaamloseste Weise täglich den Vertrag von Conflans: da er geschickt Unruhe und Mißtrauen in alle feindlichen Provinzen und unter alle Nachbarsfürsten zu säen gewußt hatte, so fürchtete er nun kein Bündniß mehr: die Flamme der Zwietracht, die seine niederträchtigen Kunstgriffe entzündet, und der von ihm eifrig genährte und unterhaltene gegenseitige Haß schützten ihn besser als Waffengewalt gegen die Gefahren einer neuen Coalition. Jetzt da ihn keine Furcht mehr zurückhielt, trug er seine Treulosigkeit öffentlich zur Schau: die französischen Anführer, denen er durch den Vertrag von Conflans mit meineidigem Munde Reichthümer und Würden versprochen hatte, wurden theils verhaftet, theils, nach gänzlicher Beraubung ihrer sämmtlichen Besitzungen, außer Landes verbannt. Meine theuersten Freunde starben eines gewaltsamen Todes. Tristan, der Einsiedler, gewöhnlich nur der Königshenker genannt, war seiner blutigen Rache Vollstrecker. Die allerchristliche Majestät fand den größten Gefallen daran, ihre Schlachtopfer in höchst eigener Person erwürgen zu sehn; Tristan ersann alle nur möglichen Qualen, um seinen barbarischen Herrn immer mit etwas Neuem ergötzen zu können. Den schmutzigsten Aberglauben, mit der Wuth einer Hyäne verbindend, befahl der Tyrann auf die empörendste Art die Verbrechen, bereitete die Verräthereien selbst vor, wohnte den Hinrichtungen bei und beschäftigte sich dann wieder ausschließlich mit Gebeten und Wallfahrten; er trug immer eine Anzahl von Kreuzen und Rosenkränzen bei sich und schwur nie anders als auf Heiligenbilder und Reliquien.

Die vornehmsten französischen Familien, die sich durch ehemals geleistete Dienste die größten Rechte erworben hatten, fielen in Ungnade; ihr glorreicher, den seinen verdunkelnder Name, den sie um Alles Gold von der Welt nicht hätten beflecken mögen, konnte einem Despoten unmöglich gefallen, der nur knechtische, willenlose Werkzeuge seiner Willkühr verlangte. Ludwig brauchte selbst geschaffene Creaturen, die er ohne Furcht stürzen und, nach Gefallen, wieder in's Nichts zurückschleudern konnte, aus dem er sie hervorgeholt hatte. Die niedersten Auswürflinge der Menschheit wurden zu den ersten Adelstellen, zu den höchsten Staatsämtern erhoben; aber solch ein Mächtiger — und möge er sich bis zu den Stufen des Thrones emporgerungen haben — bleibt immer verabscheuungswürdig. Ludwig XI wollte die Menschen an irdischen wie an geistigen Gütern gleich machen; dadurch entwerthete er aber die Ämter und entwürdigte die Titel. Die Tyrannen sind nun einmal so: stets bereit, Alles zu erniedrigen, um desto sicherer über Alles herrschen zu können: Gleichheit ist eines ihrer ersten Bedürfnisse.

Die Staaten des Herzogs von Burgund wimmelten von Ludwigs Spionen. Durch sie aufgemuntert, empört sich die Stadt Dinan: mein Vater befiehlt mir gegen die Aufrührer zu ziehen; ich belagere ihre Beste. Stolz darauf, den König von Frankreich zu ihrem Verbündeten zu haben, und sicher gemacht durch sein Versprechen, sie zu unterstützen — seine Hilfsvölker waren schon im Anzuge — führen die Verblendeten unter Spott und Hohn die Bildsäule meines Vaters auf ein stinkendes Kothlager, gebettet auf den Wällen, umher, indem sie den unweit der Stadtmauer stehenden Burgundern spottend zurufen: »Das ist eures Herzogs, der Kröte, Lager!«

(Die Fortsetzung folgt.)

August Stöber, Redakteur.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 38.

Samstag, den 21. September 1839.

Der Fürstenring.

Zu Merseburg im Schlosse, da steht ein Käfig alt,
Der dienet einem Raben zum finstern Aufenthalt;
Scheu sitzet in der Ecke der schwarze Gast versteckt,
Gleich einem argen Sünder von schwerer Schuld bedeckt.

Des Volkes Sage meldet: Ein Fürst einst wohnte hier,
Der hatte viel Geschmeide, viel güld'ner Ringe Zier.
Im Zimmer auf dem Tische, da lag ein Ringlein blank,
Das einstens er erhalten zu süßer Minne Dank.

Das Ringlein kam abhanden; der Diener nur allein
Trat in des Fürsten Zimmer am selben Tag hinein.
Er wurde streng verhöret; der Schein zeugt wieder ihn:
»Du mußt den Ring wohl bergen, kein andrer Mensch war drin!«

Umsonst mag er beschwören: »Ich fühl' mich frei von Schuld!«
Grimm tobet der Gebieter in wilder Ungeduld:
»Du wagest es zu läugnen! dich rettet keine List;
Der Rächerhand des Henkers du schon verfallen bist!«

Die Frevelthat zu sühnen, besteigt er das Schaffot:
»Unschuldig muß ich sterben; du bist mein Zeuge, Gott!...«
Nicht lange dichtes Dunkel den Diebstahl mehr umhüllt,
Und Schmerz und bittre Reue des Fürsten Busen füllt.

Einsmals ein Knabe klettert behend am Baum empor,
Dort aus dem Rabenneste das Ringlein glänzt hervor;
Das theure Kleinod lüstern mit kecker Hand er faßt,
Bringt dann zum Schloß die Kunde; des Fürsten Antlitz blaßt!

»Unschuldig ließ ich würgen den treuen Diener mein!
Weh' mir! durch's offne Fenster der Rabe flog herein!...«
Gefangen bald der Vogel im dunkeln Käfig sitzt,
Sein Augenpaar unheimlich dort aus der Ecke blitzt.

Zu Merseburg im Schlosse, da steht ein Käfig alt,
Der dienet einem Raben zum finstern Aufenthalt;
Man fängt, wenn stirbt der alte, gleich einen jungen ein,
Damit's ein warnend Zeichen für Richter möge sein. *)

Straßburg. Daniel Hirtz.

Die Neujahrsnächte.

(Fortsetzung.)

1825.

»Am letzten Abende dieses Jahres saß ich auf einer Bank, vor der, unter einem riesigen indianischen Feigenbaum, leicht

*) Als ich im Spätjahr 1823 durch Merseburg kam, sah ich Käfig und Rabe, und hörte die Sage, welche sich daran knüpft, erzählen.

aus Brettern gezimmerten Hütte. An meinem Herzen ruhte das dunkle Lockenköpfchen der lieblichen Guanaroa, des schönsten Kindes der Südseeinseln. Ja Freunde — mit Recht blickt Ihr mich staunend an — ich war Bewohner einer kleinen Insel im Meer. Vor einigen Monaten war unser Schiff, auf einer Entdeckungsreise begriffen, in der Nähe der Sandwichsinseln gescheitert. Mit Mühe nur rettete sich ein Theil der Mannschaft auf dieses kleine Eiland, wo mich die gutmüthigen Eingebornen auf das Freundlichste aufnahmen, verpflegten, ja unsern Aufenthalt durch Festlichkeiten aller Art feierten. Noch hatte kein europäischer Fuß zuvor diese reizende Insel betreten, sie lag zu sehr von den übrigen bekanntern Gruppen entfernt, sonst hätten wir diese herrliche Aufnahme gewiß nicht gefunden. Wir hatten einige Kisten mit Kleidungsstücken und Spielwaaren, die wir zum Tauschhandel mit den Wilden bestimmt hatten, nebst allerlei Schießbedarf aus dem Schiffbruche gerettet. Durch Geschenke von Glaskorallen, Spiegeln, Bändern, Messern und dergleichen, machten wir uns bei diesen harmlosen Naturkindern beliebt, durch den Donner und die Wirkung unserer Flinten auf der Jagd, erschienen wir ihnen bald als übernatürliche mit den Blitzen des Himmels bewaffnete Wesen, und genossen die ehrerbietigste, demüthigste Behandlung. Der König der Insel, ein stattlicher Greis, bot unserm Capitain seine Krone und sein kleines Reich als Erbtheil an; das schöne Geschlecht, hier wirklich in vollem Maaße werth das Schöne genannt zu werden, wetteiferte um unsere Gunst. Ich verlor mein Herz an die holde vierzehnjährige Guanaroa die Tochter des ersten Häuptlings der Insel, das schönste liebenswürdigste Wesen, die Unschuld und Zärtlichkeit selbst, die sich ganz besonders meiner Pflege gewidmet hatte, als ich krank wie die übrigen, dem Schiffbruch entrann. Sie wich keinen Augenblick von meiner Seite, bereitete mir die kühlenden Limonentränke für meinen Fieberdurst, scheuchte die Fliegen von meinem Lager und sang mir von ihren einfachen Liedern vor, mich in den Schlaf zu wiegen. Ihre frisch blühenden Reize, sowohl als meine Dankbarkeit, fesselten mein Herz: es hatte sich längst wieder nach einem gleichgestimmten Busen gesehnt, ich war meiner Odysseusfahrten von Meer zu Meer müde geworden, und beschloß hier zu bleiben, als ein englisches Schiff bald darauf an unserer Insel landete, um frisches Wasser einzunehmen. Guanaroas sorgsame Pflege, die balsamische Luft dieses köstlichen Himmelsstrichs, die erquickenden Früchte dieses üppigen Bodens hatten mich vollkommen wieder hergestellt, meine Gefährten alle sehnten sich in die Heimat zurück — was sollte ich in Europa? Ich hatte ja dort keine Heimat mehr, keinen Vater, keine Mutter, keine Geschwister, keine Geliebte harrte mir entgegen — hier aber schlug mir das Herz der lieblichsten Tochter der Natur voll glühender Liebe, hier war ich verehrt, vergöttert fast, von diesem harmlosen Völkchen, hier lachte der Himmel im reinsten Glanze, die gesegneten Fluren brachten fast unbebaut alle Lebensbedürfnisse hervor — und so nahm ich Abschied von meinen Genossen, und als das Schiff dieselben über die blaue Weite dahin dem Vaterland entgegentrug, stand nur eine Thräne in meinem Auge, Guanaroa hieng sich mit einem Kusse der vollsten Liebe an mich, ein Blick auf die Geliebte, und ich war wieder glücklich.

»So fand mich der Silvesterabend des Jahres 1825 an ihrer Seite, ich hatte keine Sehnsucht mehr nach meinem Vaterlande, alle meine Wünsche beschränkten sich auf dieser Insel kleinem Raum. Guanaroa hatte bald gelernt, in meiner Sprache sich mit mir zu verständigen, ihre süßen Lippen stammelten mir heut Abend die freudige Kunde, daß sie sich Mutter fühle. Vor uns wogte die See leuchtend wie im herrlichsten Phosphorglanze, bald wie blaue, bald wie silberweiße Flammen, hinter uns stieg eine dünne Säule Rauches aus dem Krater des kleinen Vulkans der jedoch harmlos, mitten in der Insel lag. Wie vor einem Jahre am Cap der guten Hoffnung, so strahlten auch jetzt die prächtigsten Sternbilder hernieder, über den Palmenhügeln stand der volle Mond, die würzigsten Düfte wehten vom Lande her. Ich schloß das theuerste Wesen fester an meine Brust, ich wiederholte ihr mein Gelübde, sie niemals zu verlassen und keine andere Heimat ohne sie zu suchen; dann erklärte ich ihr, daß heute bei den Christen die Neujahrsnacht gefeiert werde und welche Bedeutung bei uns der Antritt jedes neuen Jahres habe. Sie holte Brodfrucht, Ananas, Pisang und Palmenwein in Cokosschaalen aus der Hütte und im innigsten Entzücken feierten wir, nach der Angabe meiner Uhr, die Neujahrsstunde unter den süßesten Gesprächen, unter den heißesten Küssen.«

»Hoch lebe die holdselige Guanaroa!« riefen einstimmig die Freunde! »Wir haben zwar hier keinen Palmenwein, aber dieser Xeres mag seine Stelle würdig vertreten. Guanaroa hoch!«

Peregrin trank, man sah wie seine Thränen sich mit dem Weine vermischten, obschon er sie zu verbergen suchte. Nach einer Pause fuhr er fort:

1826.

»Ich legte mich am Silvesterabend schon um neun Uhr zu Bette, denn es war grimmig kalt und ich hatte weder Holz mehr zum Einfeuern, noch Geld mir solches zu kaufen. Eine Tasse dünnen Thee's war mein Nachtessen. Und ich war doch

jetzt von sehr hohem Stande. Ich wohnte nämlich im siebenten Stockwerk. Und in welcher Stadt meint Ihr? — In keiner geringern als in Paris. — Ja meine Freunde, und zwar als Lehrer der deutschen Sprache. Trotz der wachsenden Vorliebe der Franzosen für unsere Literatur, war aber mein Erwerb als Sprachlehrer so gering, daß ich kaum die Miethe meines, wie gesagt, im siebenten Stockwerk eines Hauses im faubourg du Temple gelegenen Stübchens erschwingen konnte. Ich hatte der Conkurrenten zu viele, und mir fehlte die Geschmeidigkeit oder auch Unverschämtheit mancher meiner Collegen, mich der hauptsächlich auf äußern Schein achtenden Welt vortheilhaft zu empfehlen. Zudem waren meine Kleider nicht einmal nach der Mode, sondern fast ganz abgetragen. Nur noch einige wenige Schüler waren mir treu geblieben. Meine Hausfrau hatte mir heute schon die Wohnung aufgekündigt, weil ich schon seit drei Monaten außer Stand war, ihr die Miethe zu bezahlen.

»Nun hört aber, was mich nach Paris geführt hatte!

»Etwa drei Monate nach jener glücklichen Neujahrsnacht flossen mir auf meiner reizenden Insel an Guanaroas Seite aufs Anmuthigste dahin. Wir lebten miteinander die schönsten Idyllen. Bald hoffte ich das Pfand unserer Liebe an's Vaterherz drücken zu können. Ich hatte die Wolke nicht bemerkt, die an unserm sonst so heitern Himmel langsam heraufzog und unser Verderben brütete. Eines Abends als ich eben von der Jagd zurückkehrte, wunderte ich mich, daß mir nicht, wie gewöhnlich, meine Guanaroa entgegenflog. Ich trat in unsere Hütte — sie war nicht da, ich rief draußen — keine Spur! sollten mir Räuber sie entführt haben? doch von unserm Eigenthum war nichts berührt worden, meine Waffen, Geräthe, Kleidungen, Lebensmittel, Alles war an seiner Stelle. Da stürzt plötzlich Guanaroas Bruder, den ich mir zum innigsten Freunde gewonnen hatte, bleich und athemlos in meine Hütte. Er konnte nur die Worte stammeln: rette dich, rette dich, mein Bruder! — unsere Priester — ach meine Schwester — deine Guanaroa — sie haben sie geschlachtet — auf dem Morai — als Opfer — ihrer beleidigten Götter. — Ich stürzte zusammen, es ward Nacht vor meinen Augen — doch bald ermannte ich mich, wüthend riß ich meine Flinte und meinen Säbel von der Wand und wollte hinausrennen — Unglücklicher! rief mein Freund, was willst du beginnen? die ganze Insel ist im Aufstand, Alles ist auf der Seite der Priester, deiner Feinde — wenn du noch einen Augenblick zauderst zu fliehen, so bist du verloren! Rette dich mit uns, auch wir als deine Verwandte, sind ihrer Rache verfallen, jeden Augenblick können die Würger da seyn, fort! o fort! Ich riß mich los und wollte hinaus, Schaum stand mir vor dem Mund, ich fühlte mein Haar sich sträuben, da rief Guanaroas Bruder seinen Freunden, die draußen vor der Hütte Wache standen, als sie sahen, daß alle ihre Vorstellungen mich nicht abhalten konnten, zur Rache zu eilen, überwältigten sie mich, banden mich fest mit Baststriken und schleppten mich an's nahe Meer in ein Canot, mit dem sie blitzschnell davonschoßen. Bald waren wir in Owaihi, einem Hauptort der Sandwichsinseln, wo eine europäische Kolonie sich befand und gerade ein englisches Schiff vor Anker lag. Meine Raserei hatte mich in ein hitziges Fieber gestürzt, als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich mich unter den Händen des Schiffarztes in einer Hängematte des Schiffes. Wir waren schon mehrere Wochen auf offener See auf dem Wege nach Europa. Ein mitleidiger Franzose der sich als Passagier an Borde befand, hatte sich meiner angenommen, so daß mir die beste Pflege zu Theil wurde. Jetzt erfuhr ich erst das Nähere über die Schreckensscene auf unserer Insel. Laßt mich nur kurz darüber hingehen, meine Freunde! um die alte Wunde nicht zu sehr wieder aufzureißen! Ich hatte nämlich, ich weiß nicht wie, unschuldiger Weise einen den Götzen geheiligten Platz (das Tabuh) verletzt. Die Priester längst schon erbittert, daß ich mein Weib dem Dienste ihrer Götter abwendig gemacht und in die Lehren des Christenthums eingeweiht hatte, so wie aus Furcht, ich möchte nach und nach auch die übrigen Einwohner dafür gewinnen, hatten unsern Untergang beschlossen, meine Abwesenheit von der Hütte benutzt, Guanaroa entführt und — kaum bring' ich das Gräßliche über meine Lippen — verbrannt, nachdem sie vorher das Kind unter ihrem Herzen den scheußlichen Götzen geopfert hatten. O still! o still! nichts mehr davon!

»Unser Schiff landete zu Marseille, von wo ich mit meinem freundlichen Pfleger, nachdem er meine mir von den guten Insulanern mitgegebenen Waffen verkauft und das Fehlende aus eigenen Mittel deckend, alle Überfahrtkosten für mich bezahlt hatte, mit ihm nach Paris reißte, dort verschafften mir Anfangs seine Empfehlungen eine Menge Schüler aus den besten Häusern, leider starb er aber bald darauf, und da ich, wie gesagt, weder ein fashionables Äußere mir zu geben, noch mit meinen Kenntnißen zu prahlen wußte, verlor ich meine Kunden allmählig wieder.

»Im hilflosesten Zustande überraschte mich der Silvesterabend!«

»Dem Andenken ihres wackern französischen Freundes!« riefen die Freunde. In den Augen Aller glänzten Thränen.

1827.

»Das war wieder einmal eine fröhliche Neujahrsnacht! Ich feierte sie in einer Gesellschaft deutscher Künstler im deutschen

Caffeehaus zu — Rom. Unter Begleitung von Lauten und Guitarren sangen wir unsre schönsten Lieder und ließen unser herrliches Vaterland, mit seinen kühlen grünen rauschenden Wäldern, seinen herrlichen Quellen und Strömen hoch leben. Ja, erst in der Fremde, besonders im üppigen Süden, lernt man recht den ganzen Werth einer solchen Heimat schätzen. Wie viele Deutsche, von glühender Sehnsucht nach Italien getrieben, wo sie sich das Eldorado ihrer Wünsche träumen, stehen unbefriedigt und oft getäuscht am Ziel ihres heißen Verlangens! Nur der wahre Künstler findet dort seine höhere Welt, seine schönere Heimat. Wehe dem, der dort blos auf reizende Naturbilder Jagd macht! Er muß den Genuß theuer bezahlen; nur die Begeisterung für die Kunst vermag ihm dort jeden Gegenstand in verklärtem Lichte zu zeigen. Der Nichtkünstler wird sich aus der Ruinenpracht der ewigen Roma, wie aus dem betrübenden Getös' und Geschrei Neapels doch in's Geheime nach ruhigern Genüssen zurücksehnen und in der drückenden Schwüle von Insekten belagert, von Wirthen geprellt, von der Cicerone Wortschwall übertäubt, von Unreinlichkeit angeeckelt, nach den heimlichen Thälern seines nordischen Vaterlandes voll frischer belebender Luft und nach seinem biedern Volke zurückseufzen. Doch wohin verlier' ich mich? Ich vergaß ja gänzlich, Euch zu melden, welches Schicksal mich in die Siebenhügelstadt geleitet hatte.

»Ich machte nämlich in Paris bald nach jener einsamen traurigen Neujahrsnacht die Bekanntschaft eines jungen reichen holsteinischen Grafen, mit dem ich in Kiel studiert hatte, und der nun auf Reisen seine Bildung vollenden wollte. Er nahm herzlichen Antheil an meiner Lage, befreite mich sogleich auf die feinste Weise aus allen meinen Verlegenheiten und machte mir das Anerbieten, ihn auf seinen weitern Reisen mehr als Gesellschafter, denn als Sekretär zu begleiten. Ihr könnt denken, ob ich lange zauderte, diesen Vorschlag anzunehmen. Wir verließen bald darauf die glänzende Hauptstadt Frankreichs, durchstreiften die anmuthige Provence, segelten nach Neapel und fixirten uns für einige Monate in der ehmaligen Herrin der Welt. Nur einen Augenblick ward meine fröhliche Stimmung in jener Neujahrsnacht getrübt, als nämlich unter viel andern Toasten auch einer auf das Wohl der deutschen Frauen ausgebracht wurde. Ich hatte leider keinen Grund, damit einzustimmen, doch trank ich meinen Becher leer und dachte: Es sind ja nicht alle wie Fanny!«

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben, Thaten und Verbrechen
Karls des Kühnen.

(Fortsetzung.)

Dieser Aufruhr, so wie der Krieg, den er nach sich zog, und alle in Frankreich verübten Gräuel, waren die unseligen Folgen jenes Vertrags in Conflans, und der Großmuth Lohn, die ich damals an Ludwig geübt: jetzt begann ich in meinen Tugenden Schwachheiten, und in meinen edelmüthigen Handlungen unverzeihliche Fehler zu erblicken.

Dinan leistete wohl noch Widerstand; aber täglich wurde der Fall dieser Stadt noch gewisser. Um den Empörern die Augen über ihre Verblendung und die sie umdrohenden Gefahren zu öffnen, sende ich ihnen eine Aufforderung zur Übergabe: sie hängen den Überbringer auf. Jetzt ist meine Langmuth ihrem Ende nahe: nochmals schreibe ich den Verstockten und lasse den Brief durch ein unmündiges Kind bestellen; seine Jugend sollte es schützen; aber, o Verblendung! mitleidslos würgen sie es hin. Alle Höllenmächte scheinen gegen mich losgelassen, um meine Wuth zu reizen und mich zu Verbrechen zu zwingen.

Bald ist die unglückliche Stadt auf's Äußerste gebracht. Ihren Vertheidigern ist längst jeder Hoffnungsstern erbleicht, überall sinken die Mauern in Trümmer: ein allgemeiner Sturm wird angeordnet. Jetzt endlich, aber zu spät, erblicken die Verblendeten den Abgrund, den ihre Raserei unter ihren Füßen ausgegraben hat; sie müssen sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Ich hielt mit meiner Rache noch ein und nahm nur die Veste in Besitz, den Ausspruch meines Vaters erwartend. Philipp befand sich damals zu Bougines; endlich langte das schreckliche Urtheil an: die empörte Stadt sollte von Grund aus zerstört und ihre ganze Einwohnerschaft getödtet werden.

Hier beginnt meines Lebens gräßlichster Blutabschnitt; ich vollzog die Befehle des blutdürstigen Vaters. Die ganze Bevölkerung von Dinan, mit Ausnahme der Greise, Weiber und Kinder, wurde schonungslos hingewürgt, und acht hundert der vornehmsten Empörer, je zwei und zwei zusammen gebunden, in die Maas gestürzt; die ganze Stadt wurde ein Raub der Flammen.

Philipp starb bald nach dieser schrecklichen Belagerung und ein gräßlicher Mord ertheilte meiner Erhebung auf den burgundischen Thron die blutige Weihe. Bei der Nachricht von dem Tode meines Vaters eile ich sogleich nach Dijon, wo er begraben worden war. Ludwigs XI Gold- und Kunstgriffe hatten dort schon Alles gegen mich aufgewiegelt, während die Lüt-

ticher, auf seinen Antrieb hin neuerdings den Frieden brechend, zu den Waffen griffen und Huy an der Maas wegnahmen.

Gezwungen noch schwerere Steuern zu erheben, um die hinlängliche Anzahl von Truppen zusammenzubringen, war ich dennoch bald wieder im Stande, den neuen Krieg ehrenvoll eröffnen zu können, als sich plötzlich in meiner Hauptstadt, ja selbst in meinem Heere deutliche Spuren von Meuterei wahrnehmen ließen. Der Graf von St. Maur, ein Abgott der Krieger, tritt einst in mein Cabinet. Strenge, fast drohend, tadelt er meinen Entschluß, gegen die Lütticher zu ziehen. Konnte aber je ein Krieg gerechter genannt werden? Zweimal hatte der Feind, der mich nun hinterlistig angriff, seine Verträge, seine heiligsten Eidschwüre gebrochen, und ich sollte meine Rache noch länger zurückhalten?

Wüthend, immer ein Opfer zahlloser Treulosigkeiten und Verräthereien zu seyn, stieß ich die wohlgemeinten Rathschläge des Grafen heftig zurück. Sogleich bot er mir seine Entlassung. — »Geh!« rief ich ihm nach als er ging, »dieser Mensch nennt sich meinen Freund und verläßt mich in der Stunde der Gefahr!«

Plötzlich sagt mir ein wüthendes Geschrei, das aus dem Hofe herauf in mein Ohr tönte, daß die Flammen des Aufruhrs meinen eigenen Palast ergriffen haben, und meine Leibwache mit den Empörern handgemein ist. Ich vernehme deutlich, durch das Gebrüll der Wüthenden hindurch, die unheilvollen Worte: »Tod dem Tyrannen! Es lebe St. Maur!« Längst gewohnt von meinen besten Freunden betrogen und verrathen zu werden, zweifle ich keinen Augenblick mehr, in dem Grafen einen zweiten Ludwig zu erblicken; ich lege meine Rüstung an, und eile, nur von einigen treugebliebenen Rittern gefolgt, an die Spitze meiner Vertheidiger. Auf der Pallasttreppe begegnet mir St. Maur und will mich zurückhalten: — »Verräther!« rufe ich ihm zu, laß mich!« Jener unglückschwangere Ruf der Empörer hallte noch in meinen Ohren, mein Kopf schwamm in fieberischer Gluth; in dem mich zurückhaltenden Grafen einen nach mir stoßenden Mörder ahnend, schleudere ich ihn weit von mir und rufe, auf ihn hinzeigend, meinen Kriegern laut zu: »Seht da das Haupt der Empörer!«

Alsbald sinkt St. Maur von meinen blutgierigen Söldnern umringt unter den Streichen der Mordschwerter. Feige Höflinge, begierig ein Verbrechen zu verüben und dann hinter der Maske der Fürsten- und Vaterlandsliebe zu verbergen, eilen mordlustig einen Mann niederzustoßen, dessen stoische Rechtschaffenheit ihnen längst verhaßt war. Der Unglückliche stürzte todt zu meinen Füßen hin; aber sein Blut wenigstens, der Himmel sey meine Zeuge, hat meine Hände nicht geröthet.

Ich stürze mitten unter die Rebellen, rings um mich Tod und Wunden tauschend, und abermals verbleibt mir der Sieg. Aber ach! der Mord hatte ihn vorbereitet. In die Nothwendigkeit versetzt, den Tod des Grafen vor meinem Hofe und vor ganz Europa zu rechtfertigen, obgleich seiner Verrätherei nicht ganz gewiß, ließ ich sein Andenken durch ein Schandurtheil brandmarken: alle seine Güter wurden seiner Familie entrissen, eingezogen, und seine Wittwe vertrauerte in ferner Verbannung ihre übrigen Lebenstage.

Mit zwanzig tausend Mann bedrohten die Lütticher fortwährend meine Provinzen. Endlich, mich ermannend, ziehe ich diesen kühnen Aufrührern entgegen und besiege sie in einer entscheidenden Mordschlacht. Die Stadt Santtron fällt in meine Gewalt. Tongern ergibt sich auf Gnade und Ungnade: überall befleckt jedoch die blutigste Rache meine Lorbeeren.

Bei meiner Rückkehr in die Hauptstadt fand ich dieselbe in der tiefsten Ruhe; erstickt waren die Empörungen, unterworfen alle meine Feinde; in Dijon wartete ein glänzendes Festgepränge des Siegers. Mit Begeisterung empfing mich mein Volk in seiner Mitte. Um mich her sammelte sich der glänzendste Hof; Gastmähler wechselten mit Ritterspielen, Turniere mit andern Festlichkeiten. Bald sah ich Irene wieder!

O! darf ich es wagen fortzufahren! .... Mit allen Lockungen des Ruhms und der Liebe wußte mich Herball's Tochter zu umgarnen. Ich gelobte ihr, sie als meine Gattin zum Altar zu geleiten, sobald es mir die politischen Ereignisse erlaubten: ich schwur ihr ewige Treue und das unglückliche Mädchen glaubte meinen heiligen Eiden, entfloh dem Vaterhause, und eilte vertrauensvoll, auf einer Burg in Burgund, in meine Arme.

Jeder Tag enthüllte mir eine neue Treulosigkeit Ludwig's, der in Tours einige Stände-Abgeordnete, Prälaten und Krieger versammelnd, den Vertrag von Conflans, als ihm durch Waffengewalt und Empörung abgezwungen, ungiltig hatte erklären lassen. Eduard, König von England, bietet mir zugleich mit der Hand seiner Schwester, Margaretha von York, die Vereinigung seiner Streitkräfte mit den meinen, gegen den meineidigen Monarchen an. Die Liebe verbot mir diese glänzende Verbindung, aber das Wohl meines Volkes erheischte sie und ich gehorchte. Politik und Ehrgeiz sprachen zu laut in meiner Seele: Irene wurde ihnen geopfert. Ich ziehe der englischen Prinzessin entgegen, und die Kirche in Dam vernimmt den Schwur der beiden Gatten.

Wenige Tage nach der Trauungsfeier entfliehe ich heimlich dem Brautgemache und eile nach dem Schlosse, wo ich Irene wußte. Alle meine Vorsichtsmaßregeln, um ihr meine Untreue zu verheimlichen, waren fruchtlos geblieben; die Erb-

tochter von Averville hatte Alles entdeckt und war auch in derselben Nacht verschwunden. Der Schmerz der Trennung durchbohrte mein Herz, wie ein zweischneidiges Schwert; alle meine Nachforschungen fruchteten nichts. Irmens Schicksal blieb in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Kaum hatte ich den Ausspruch der Satelliten-Versammlung zu Tours vernommen, so erklärte ich Ludwig den Krieg, überschritt, meine sieggewohnten Truppen selbst anführend, die Gränzen seines Reichs und eröffnete die Feindseligkeiten. Vor mir ausgebreitet liegt das französische Lager; Furcht und Schrecken herrscht in seinem Innern: die Schlacht muß entscheidend seyn. Da, fast möchte ich es selbst nicht glauben, schreibt Karls VII feiger Sohn, den Ausgang des Kampfes fürchtend, wieder in den kriechendsten Ausdrücken seinem ehemaligen Bruder (so nannt' er mich in seinem Briefe); er bittet neuerdings um eine Privatunterredung zu Peronne, einer in burgundischen Händen befindlichen Stadt, und wieder ist Karl schwach genug einzuwilligen und ihm Gehör zu geben.

Ludwig XI verläßt sein Heer. Waffenlos, ohne Gefolge, ganz allein kommt er zu mir und beginnt schon mit einer Kunst, der nichts widersteht, seine Treulosigkeiten und Verräthereien, seine Meineide und Verbrechen zu rechtfertigen, als mir ein Eilbote die Nachricht von einer neuen, plötzlichen Empörung der von Seiten Frankreichs aufgewiegelten Lütticher überbringt; ich erfahre zugleich, daß Ludwig an demselben Tage, wo er bei mir um die gewährte Unterredung flehte, durch eine andere dringende Depesche, Lüttich abermals gegen mich empörte.

Jetzt übertobte meine Wuth alle Gränzen. Ludwig befand sich in meiner Gewalt; niedergedonnert von der ganzen Wucht meiner Verachtung, überhäuft mit den schimpflichsten Namen und Anspielungen, und jeden Augenblick den Tod erwartend, betheuert Ludwig umsonst seine Unschuld; umsonst schwört er daß, weit entfernt, die Lütticher zu den Waffen gerufen zu haben, er bereit sey, sie selbst mitbekämpfen zu helfen: nichts vermag meines Zornes Wüthen zu mildern. Ich behalte den Monarchen gefangen zurück und überlasse ihn den Vorwürfen seines Gewissens.

Schon sind einige Tage verflossen; aus den Fenstern seines Kerkers sah Ludwig XI den grauenvollen Thurm, in welchem im Jahr 928 der Graf Herbert von Vermandois, Karl den Einfältigen gesperrt hatte, der darin Krone und Leben verlor. Schaam, Schrecken und Verzweiflung wühlten wechselweise in seiner Brust. Es hieng nur von mir ab ihn vom Throne zu stürzen, einen seiner Brüder darauf zu erheben, oder mir selbst seine Krone aufzusetzen! Meine frühern Triumphe, mein ausgedehntes Reich und mein glorreicher Name, erlaubten mir jedes Beginnen und verbürgten mir zum voraus den Sieg. Damals konnte ein Wort aus meinem Munde die Gestalt von ganz Europa umändern. Da ich nun aber einmal auf der Bahn des Verbrechens stand, sollte oder konnte ich umkehren!.... Es war mir ein leichtes, indem ich mich der Staaten Ludwigs bemächtigte, dies als eine Strafe seiner Treulosigkeiten auszugeben, und den Kronenraub hinter dem Glanze meines Ruhms zu verbergen. Frankreich würde den kühnen Eroberer bewundert, und die Siegeskränze das Gehässige einer solchen That bedeckt haben.

Unschlüssig, ob ich fortwandern oder umkehren sollte, wagte ich noch gegen die Lockungen der Höllenmächte, die mehr und mehr meine Seele umstrickten, anzukämpfen. Zum letztenmale ließ der Himmel einen Strahl seiner Warnung auf Karl herabsinken; ich stürze in das Gemach, wo der König unter Todesfurcht seinem Schicksale entgegenharrt: — »Sind eure Gewissensbisse auch aufrichtig?« donnre ich ihn an. »Ist's wahr, daß Ihr die Lütticher nicht aufgewiegelt habt? Ist's wahr, daß Ihr bereit seyd, sie mit mir zu bekämpfen?« Meine Stimme war schrecklich, meine Geberden drohend, mein Blick funkelte. Mein Herz sprach das Wort der Gnade aus, aber auf meiner Stirn glühte die Wuth.

Ludwig XI leistet, ob seiner plötzlichen Errettung selbst erstaunt, alle von mir verlangten Schwüre. Der Friede wird auf das Kreuz Karls des Großen beschworen, und der König von Frankreich zieht in meinem Gefolge gegen die Lütticher. Wie der niedrigste Vasall steckt er meine Farben auf und kämpft unter meinen Bannern; nach mehrern Vorfällen langt mein siegreiches Heer unter den Mauern von Lüttich an.

Damals strahlte unter Burgund's Heldensöhnen der junge Elbert hoch hervor. Dürstend nach Ruhm, krönte ihn der Lorbeer überall wo sein starker Arm mitkämpfte. Elbert schien mir zu verdienen, mein Waffenbruder genannt zu werden; ich schloß mich ihm näher an, ich überhäufte ihn mit allen nur möglichen Auszeichnungen, und erhob ihn zum Grafen von Norindall. Die Bewunderung, die er meiner Tapferkeit zollte, gränzte beinah' an Schwärmerei und seine Ergebenheit an blinden Fanatismus. So feurig seine Einbildungskraft, so rein war seine Seele. Elbert fühlte bald daß ich ihn liebte, und von diesem Augenblicke an verwandelte sich seine Anhänglichkeit an seinen Fürsten in völlige Vergötterung.

An den Ufern der Maas traf ein erster Strahl der göttlichen Rache den schuldbeladenen Karl. Unfern den Mauern der belagerten Stadt, nur von Elbert und einigen Rittern begleitet, zog ich durch einen dichten Wald. Tiefe Finsterniß

deckte die Erde; von der sichern Heerstraße abgekommen, gewahrt' ich, nach langem Umherirren, durch die schwarzen Tannenzweige hindurch, einen matten Lichtschimmer, dem ich sogleich zulenke: dort stand eine alte Burg. Ich bitte um ein Obdach für einige wenige Stunden und werde eingelassen. Kein Gebieter (sagt man, befinde sich gegenwärtig im Schlosse, und doch lassen uns dienstfertige Diener in Menge, die größte Sorgfalt angedeihen.

In ein großes, düsteres Gemach hat man mich geführt. Halbtodt vor Ermüdung, werfe ich mich ganz bewaffnet auf mein Lager und bald schließt ein erquickender Schlummer meine müden Augen.

Es mochte etwa um die Mitternachtsstunde seyn, da weckt mich plötzlich ein leises Geräusch: bei der matten Helle der dem Erlöschen nahen Kerze, sehe ich die dunkle Tapetenwand des geheimnißvollen Zimmers von leiser Bewegung durchzittert; jetzt öffnet sie sich bald und bald.... und in der Dunkelheit, auf der schwarzen Wand, zeichnet sich eine weiße, tief verschleierte Gestalt ab. In der einen Hand eine Lampe haltend, schwebt die Unbekannte stillschweigend, tief aus dem Hintergrunde des alterthümlichen Gemachs hervor, wie ein leichter Schatten, auf mich zu. Ihre nackten, blendend weißen Arme schienen durchsichtig, wie der hellste Kristall; ihre langen, schwarzen, unordentlich um ihren Nacken wallenden Haare, ihr bleiches, farbenloses Gesicht, das ein leichter Flor umhüllte, die Langsamkeit ihrer Bewegungen, alles war fantastisch an ihr. Ihre luftigen Formen würden den Blick bezaubert haben, wenn nicht etwas Unerklärbares, Übernatürliches die Farbe des Todes über sie ausgegossen hätte.

Jetzt berührt ihre kalte, eiskalte Hand die meinige; jetzt lüftet sie ihren Schleier, beleuchtet ihr Antlitz mit ihrer Lampe und läßt mich unter jenen vom Schmerz entstellten Zügen Spuren ehemaliger Himmelsschönheit sehen: — «Erkenne, wenn Du es vermagst,» sagt sie zu mir, die junge, die schöne, die glänzende Erbtochter von Arcville! «Sieh' wie Du sie zugerichtet!... Betrachte dein Werk!» — «Irene!» ruf' ich, auf sie zustürzend. — «Komm' mit mir,» lispelt die Unglückliche und dem geheimen Gange zu schwebt sie wie ein vom Zephir getragener Luftzug. Ohne zu bedenken, in welche Gefahr ich mich vielleicht stürze, folge ich eilig ihrem dahintanzenden Fuße; in einem weiten, schwarzausgeschlagenen, von mattflimmernden Todtenkerzen erhellten Grabgewölbe, bleibt sie, vor einer Art Sarkophag, über dem sich ein Trauerhimmel wölbt, stille stehen.

(Der Schluß folgt.)

Elsässische Kunstgeschichte.

CATHEDRALE DE STRASBOURG ET SES DÉTAILS, mesurés et dessinés par *A. Friederich* et gravés sur pierre par *X. Simmons*, publiés par les mêmes. — Première livraison. Strasbourg, chez A. Friederich, quai Saint-Jean, 56. 1839. (Das Ganze besteht aus vier Lieferungen; die drei ersten jede zu 25 Franken, die vierte zu 30 Franken.)

Ein Werk, das wir in Erwinia keineswegs unbeachtet lassen dürfen, sind die architectonischen Zeichnungen nach unserm Münster, die unser elsässischer Bildhauer und Architekt, A. Friederich, vor Kurzem veröffentlichte; sie betreffen Studien des Baues, sowohl im Allgemeinen, als auch der verschiedenen größern und kleinern Theile. Wenn wir an das Verdienst unsers genialen Künstlers mahnen, an die zehn Jahre schwieriger, oft gefahrvoller Arbeit bei den gewissenhaften Messungen am Gebäude selbst, und an den unverdrossenen, eisernen Fleiß in der stillen Werkstätte, so ist es fast unnöthig, etwas mehr zum Lobe der erschienenen Blätter hinzusetzen zu wollen. Freudig dürfen wir es ausrufen: Herrlich hat sich die Riesenbaute im Werke Friederichs abgespiegelt; es trägt so ganz den Stempel jenes großartigen Gefühles, das uns beim Anblicke des weltberühmten Vorbildes selbst ergreift! es bietet uns das interessante Schauspiel dar, wie eine Künstlerseele in der andern lebt und sie verstanden hat. Ja, Künstler mußte der sein, der solche Bilder zu Tage förderte; in ihnen liegt jenes Etwas, das der exacteste Griffel des Geometers, die treue Hand des bloßen Abzeichners uns versagt hätten, e[illegible] die warme Liebe eines Geistes zum andern, der tief begriffen, innig gefühlt wird, jenes Etwas, das uns beim Anschauen der besagten Blätter noch außer der Bewunderung für die Architektur des Münsters bleibt, das ganz das Eigenthum der Künstlerseele Friederichs ist.

Mit besonderer Vorliebe faßt Hr. Friederich den eigenthümlichen erwinischen Styl auf, d. h. jene gothische oder vielmehr rheinländische Bauart, die dem unsterblichen Erbauer der zwei ersten Stockwerke eigen war; und unser Künstler hat Recht, man sage was man will, der Styl Erwins ist das nec plus ultra, das Ideal der mittelalterlichen Architektur. Etwas Vollkommeneres als die zwei ersten Stockwerke, wird man an keinem Dome der vergangenen Zeiten finden, sie sind das beste Vorbild, das ein Architekt, der die religiöse Bauart studirt, sich vorsetzen kann; da ist alles so großartige Einfachheit, so geregelte und doch so kühne Phantasie; da ist alles so majestätische, grandiose Harmonie! da ist das Göttliche wunderbar aus dem Stein entsprossen, da ist die Apologie der Menschheit und eine ganze «christliche Flora,» wie sich so sinnig Prof. Buß von Freiburg, in einem Artikel über das nämliche Werk ausdrückt. Nichts mehr von dem zu Asiatischen, zu Gestalten der byzantinischen Bauart, aber auch nichts von der geistlosen Zierrerei, dem abgeschmackten Geschnörkel, in welchem sich spätere Architekten verloren, für die es [illegible] ruhmvoller gewesen

wäre, dem erhabenen Vorbilde ihres großen Vorgängers nachzuahmen!

Das Werk des Hrn. Friederich können wir in technischer Hinsicht ein Handbuch der religiösen Architektur nennen; wie gesagt, mit der strengsten mathematischen Genauigkeit verbindet es den Werth einer künstlerischen Auffaßung, welcher selbst kaum gesehene, kaum geahnte Kleinigkeiten nicht entgangen sind, die doch wieder, wie das Ganze selbst, eine Fülle von Schönheit in sich verschließen; so entdeckt ja das Mikroscop noch herrliche Harmonieen in den bescheidenen Tiefen des Blumenkelchs.

Eine erste Lieferung ist erschienen und die drei nachfolgenden erwarten nur, um zu entstehen, eine günstige Aufnahme der vorhergegangenen, die bereits im Auslande eine würdige Anerkennung gefunden hat. (Siehe eine der letzten Nummern des Freiburger Unterhaltungsblattes.) Die zweite und dritte Lieferung sollen, wie die Erste, aus sechzehn Blättern bestehen, die Vierte wird neun, aber von doppelter Dimension enthalten, nämlich einen allgemeinen Plan, die Durchschnitte, Aufriße, Perspective u. s. w. des ganzen Baues.

Die erste Lieferung gibt zuerst eine Einleitung nebst einem Inhaltsverzeichniße, welches zugleich auch die Jahrhunderte anzeigt, in welchen die abgebildeten Stücke erbaut wurden; den Gallerieen, die wir oft wegen den ingenißen und glücklichen Steingeflechten bewundern, sind drei Blätter gewidmet; das vierte Blatt gibt die Einzelnheiten der unterirdischen, unter Karl dem Großen gebauten Kapelle, diese sämmtlich byzantinischen Styles; und so die andern Blätter: Säulen, Capitäler, Plane, Friese, Frontons, Profile, Fenster, Thürmchen, Ornamente und die unvergleichlichen Rosen, diese heilreiste Poesie an unserm Münster.

Noch eine willkommene Gabe: Vielen die den Münster mit Liebe und Aufmerksamkeit betrachten, sind einige Statuen nicht entgangen, die sich vor Allen andern durch ihre charakteristische Behandlung und ihre oft so religiösen Stellungen auszeichnen; wer kennt nicht die anmuthigen Statuen der Sabina, das Christenthum und das Judenthum vorstellend? Wir danken Herrn Wittmann, einem jungen, talentvollen Maler unserer Vaterstadt, für die glückliche Auswahl und die treue, warme Zeichnung der verschiedenen Statuen die das Blatt Nro. 15 vorstellt; wir möchten fast den Wunsch ausdrücken, Einiges von den besten Bas-Reliefs und Glasbildern von derselben Hand nachgezeichnet zu sehen, doch dies könnte ja mit der Zeit zu einem andern Werke Anlaß geben.

Mit den letzten Lieferungen soll als Ergänzung und Erklärung der Blätter eine vollständige, architectonische Geschichte des Baues der Kathedrale erscheinen, und zwar mit französischem und deutschem Text, welche nicht nur die verschiedenen Bauepochen des Münsters, sondern auch die traurige Abfolge der unter einem heillosen Geschmack unternommenen Restaurationen, an diesem Bau, darstellen wird.

Aber auch Herrn Sandmann, der die Zeichnungen auf dem Stein ausgeführt, gehört ein großer Theil unseres Dankes; sein Lob ist sein Name selbst, den unsere Kunstfreunde schon längst auf eine ausgezeichnete Art in den freien Gebieten der zeichnenden Künste hochschätzen. Der Steindruck gereicht der Lithographie des Herrn Simon zur Ehre.

Wir können uns nicht entwehren zum Schluße eine Stelle aus dem Aufsatze anzuführen, den der badische Professor und Deputirte Buß, in Freiburg, über das Werk geschrieben; den schönen Wunsch, den der geistreiche Kunstrichter ausspricht, wird ein Jeder theilen, der in Architektur etwas mehr als ein geldeintragendes Handwerk sieht.

»Herr Friederich möge in unserer vollen Anerkennung seines großartigen Werkes die Ermuthigung finden, seinen Kampf gegen jede Geschmacklosigkeit, die das erhabene Werk unseres Landsmannes Erwin zu verstümmeln droht, tapfer fortzusetzen: die Stimme seines Kunstgewißens und das unbefangene Urtheil wahrer Kunstfreunde werden ihn über jede Verkennung erheben. Möge eine Stadt, die unter einer so verständigen Verwaltung, wie unter dem gegenwärtigen Präfekten des Niederrheins, Herrn Sers, und des Maires, Herrn Schützenberger, steht, welche in ihren Mauern, wie wir sehr wohl wissen, so manche tüchtige Verehrer der Kunst zählt, und welche in einem Gemeindevermögen, dessen Größe schon Machiavelli hervorhebt, reichliche Mittel dazu hat, einem so verdienstvollen und geprüften Künstler, wie Herr Friederich ist, recht bald Gelegenheit geben, seine Versuche auszuführen, den hehren Tempel der ehrwürdigen Stadt von entstellendem Wuste zu reinigen, wie er z. B. den Plan, den von dem schlechtesten Geschmack mißhandelten Chor im Geiste des ganzen Baues zu restauriren, in Modellen Jedem zum Greifen vorgelegt hat. Mit diesen Wünschen für die erhabenen Reste einer kunstschöpferischen Zeit wollen wir von diesem wackern Künstler scheiden, und seinem Werk günstige Fortsetzung wünschen: für dessen Ruhm sorgt ohnehin es selber.«

G. M.

Kleine Chronik.

— Die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig gibt Gellert's sämmtliche Schriften, in 10 Bänden, heraus.

— Rückert gibt: Brahmanische Erzählungen. (Leipzig, Weidmann.)

— Von Ludwig I, König von Baiern, ist ein dritter Band Gedichte erschienen; sämmtliche Gedichte haben die dritte Auflage erreicht. Ist Ihre Majestät gleich ein Dichter unter den Königen, so wird er doch niemals, trotz dieser dritten Auflage, ein König unter den Dichtern sein.

— Von Immermann's »Münchhausen« werden noch zwei Bände erscheinen. (Telegraph.)

August Stöber, Redakteur.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 39.

Samstag, den 28. September 1839.

Der Dichter auf dem Kirchhof.

Hier wo die Leiber in der Gruft vermorschen,
Wo sich die Eitelkeit hinwaget nicht,
Wo Alles mahnet an Sterben und Gericht —
Hier niederknieend will ich mich erforschen.

Ob ich die Gottesgabe treu verwaltet?
Ob sie mir heilig stets geblieben sei?
Ihr Geister meiner Lieder, schwebt herbei,
Laßt sehn, ob ihr die ernste Probe haltet.

Ihr, die vom jungen Lebensdrang noch stammen,
Harmlose Lieder, warm von Jugendblut —
Woferne ihr nicht entbrannt von sünd'ger Glut,
So ziehet hin: ich mag euch nicht verdammen.

In Frieden zieht hinaus in's frische Leben,
Und könnt ihr mit eurem leichten Scherz
Zum Lächeln regen eines Menschen Herz,
Nicht schelten mag ich euer lustig Streben.

Doch habt ihr Eins in eurer Zahl zu hehlen,
Das da nach Sünde düftelt, Schlechtem fröhnt,
Unreine Lust verschleiert und verschönt;
Und als Verführer schleichet in die Seelen?

Wie möcht' ich's vor dem Richter einst bekennen?
Unheil'ger Lieder Geist, wie müßtest du
Jenseits verfolgen meiner Seele Ruh',
Und mir als Brandmal auf der Stirne brennen!...

Ihr aber die, dem Innersten entquollen,
Gefeiert habt was hoch und heilig mir:
Unsterblich, wie die Seele, seid auch ihr,
Ihr sehnsuchtsvollen, lieb- und glaubensvollen!

In offne Herzen streuet eure Saaten,
Der Herr wird segnen die geringe Gab';
Mir selber aber folgt ihr über's Grab
Zum ew'gen Segen nach — als gute Thaten.

Mülhausen. Adolf Stöber.

Die Neujahrsnächte.

(Fortsetzung.)

1828.

Der Silvesterabend in Zürch.

«Der Theatervorhang rauschte nieder. Keine Hand regte sich zu meinem Beifall, ja, ich glaubte einiges Zischen zu vernehmen! Ich hatte die Rolle des Hans Sachs im Schauspiele

gleichen Namens übernommen. Der Direktor rief mich am Schluß der Vorstellung zu sich: «Es thut mir leid, daß Sie hier nicht gefallen wollen; ich weiß, welche Mühe Sie sich geben, welchen Fleiß Sie auf ihre Rollen wenden, aber hab ich Ihnen nicht schon oft gesagt, Sie sollen Ihre verdammte Schüchternheit ablegen, keker auftreten, und den Ton Ihrer Stimme mehr erheben? Sie deklamiren schon recht brav, aber du lieber Himmel! viel zu leise; Sie vergessen völlig, daß Sie nicht in einem Zimmer, sondern in einem Theatersaale stehen, und Sie wissen, das Volk will Effekt haben, besonders muß ein jugendlicher Held oder Liebhaber auf der Bühne seine Stimme nicht schonen. Merken Sie sich meinen Wahlspruch: «Ruhe — und Feuerrrr!» Sie sehen selbst, mein Lieber! daß ich unter bewandten Umständen, ohne Schaden für meine Kasse, keinen Contrakt mit Ihnen schließen kann; ich rathe Ihnen daher, machen Sie einige Kunstreisen und suchen Sie sich noch vorerst in kleinern Rollenfächern tüchtig zu üben. Nun gute Nacht! Nichts für ungut!»

«Ich war ganz betrübt. Also auch diese Hoffnung, hier ein Engagement zu erhalten, war mir fehlgeschlagen! Ich schwor, dem Theater gänzlich valet zu sagen und wollte gerade, müde wie ich war, und in höchstem Unmuth, zu Bette gehen, als der Souffleur des Theaters mir auf den Rücken klopfte und sagte: kommen Sie, Lieber, trinken wir ein Paar Flaschen Wein zusammen, mir ist die Kehle ganz zusammengeschnürt vom lauschen Souffliren den Abend über. Sie waren der Einzige, der seine Rolle memorirt hatte, es schien aber als hätten sich die übrigen Alle verschworen, Sie entweder durch Weglassung, der Stichwörter zu verwirren oder sonst in Verlegenheit zu bringen. Nichts als Kabale wird hier gesponnen, lauter Kabale! Doch kommen Sie, wir wollen unsern Groll — denn auch ich habe viel zu klagen — mit einigen Gläsern alten Weines hinabspülen! Ich ließ mich von dem Alten, der wirklich in der ganzen Truppe mein einziger theilnehmender Freund war, fortziehen, und bald kehrte bei dem edeln Rebensaft unsre heitere Stimmung zurück.»

«Aber Freund Peregrin!» rief der Schauspieler, «Du hast uns ja noch gar nicht erzählt — wie Teufels bist denn Du Schauspieler geworden, das Talent habe ich ja gar noch nicht hinter Dir gesucht? 1827 Schreiber in Rom und 1828 Schauspieler in Zürich. Wie ging denn dies zu?»

«Verzeiht,» erwiederte Peregrin, «beim Sprunge von einem Ereignisse zum andern vergaß ich wirklich Euch zu erzählen, was mich an Thalias Altare führte.

«Mein Gönner, der junge holsteinische Graf, hatte im April zu Frascati auf einer Lustpartie das Unglück, vom Wein erhitzt, mit einem jungen italienischen Marchese wegen einer Liebesangelegenheit, worin jeder im andern ein Nebenbuhler sah, in Streit zu gerathen. Ehe noch die übrigen Freunde denselben zu schlichten vermochten, flogen schon die Degen beider Jünglinge aus der Scheide und gleich beim ersten Gange rannte sich mein Wohlthäter die Klinge seines kaltblütigern, ihm auch an Geschicklichkeit überlegenern Gegners, in die Brust. Bevor noch ein Arzt herbeigeholt werden konnte, war der Unglückliche schon verschieden.

«Ich kehrte mit einem jungen Aarauer Künstler, der mich liebgewonnen hatte, in seine Vaterstadt zurück; ein Mitglied der Truppe, die damals im Bad Baden spielte, ein junger Mann, den ich früher in Hamburg kennen gelernt hatte, beredete mich, mein Glück bei der Bühne zu versuchen, worauf ich gewiß durch meine vortheilhafte Gestalt und wohlklingende Stimme mich bald beliebt machen könne; bald darauf trat ich zuerst in Baden dann in einigen kleinern Schweizerstädten zuweilen nicht ohne Beifall auf, von Messe zu Messe mit meinem Thespiskarrenwägelchen umherziehend. Ein Empfehlungsbrief meines Aarauer Freundes an den Direktor des Zürcher Theaters, den er sehr gut kannte, verschaffte mir die Erlaubniß zu einigen Gastrollen. Die letzte und entscheidendste war Hans Sachs. Das übrige wißt ihr. Ich brachte mit dem wackern Souffleur, der sich auch durch Kabale zurückgesetzt und seine Verdienste, die weit die Souffleurdienste überfliegen können, geschmälert fühlte, bei gutem Weine unter traulichen Herzensergießungen die Neujahrsnacht zu.»

1829.

Die Neujahrsnacht in den Alpen.

«Auf dem Kirchthurme des einsamen höchstgelegenen Dörfchens mitten in den Graubündnerischen Alpen schlug es zehn Uhr. Seit einem Vierteljahre wohnte ich hier als Schulmeister, zu welcher Stelle mir abermals die Empfehlung meines Aarauer Freundes geholfen hatte. Ich saß in einem reinlichen sauber mit Holz getäfelten Stübchen, einem Erbtheil meines Vorgängers im Dienste, und las in Zschokkes Schweizergeschichte. Eine behagliche Wärme strömte vom ungeheuren Kachelofen; auf der Bank daneben schnurrte voll Wohlgefühl der alte Hauskater; die Schwarzwälder Uhr pickte den Takt dazu, mir war als sey ich schon viele viele Jahre hier heimisch. Draußen aber heulte der Sturm und schlug die Tannen auf der Höhe krachend aneinander, gewaltige Schneemassen zu Mauern vor meinem Fenster aufbauend; wie ferner Donner scholl dazwischen in den Gletschern das Stürzen der Lawinen, um so traulicher war es hier im warmen Stübchen. Da trat Lisli, die alte Haushälterin,

auch ein Erbstück vom vorigen Schulmeister, mit zwei mächtigen dampfenden Kannen herein. So, lieber Herr Lehrer! sagte sie, hier ist unser Caffee und prächtige Anke dazu, jetzt wollen wir auch die Neujahrsnacht feiern das ist bei dem schrecklichen Wetter besser als Wein. Sie deckte mir den Tisch mit einem reinlichen gewürfelten Tuche, schnitt ein kräftig duftendes Brod an, schenkte den klaren braunen Levantenectar ein, dazu die herrlichste Sahne und wir ließen es uns prächtig schmecken. Nun heut über ein Jahr, Herr Schulmeister! sagte Lisli, da denk' ich wird eine schönere Wirthin hier im Haus schalten und walten, als die alte Lisli! Gott geb' Euch allen Segen, wenn Ihr am nächsten Frühling das liebe Kind, die Anny, als euer Ehgemahl heimführt! Ein schöneres braveres Jüngferlein hättet Ihr im ganzen Kanton nicht finden können! Ich drückte der alten Frau herzlich die Hand. Dank liebe Lisli, für deine guten Wünsche! Mir ist es aber immer als ständen die Sachen noch nicht ganz im Reinen, ich bin oft schon in meinen liebsten Erwartungen getäuscht geworden, daß ich nimmer zu viel zu hoffen mir getraue. Anny hat mir zwar ewige Liebe geschworen, aber Du weißt, ihr Vater, der Schultheiß macht noch allerlei Schwierigkeiten und will sie lieber dem Sohne des reichen Löwenwirths geben, als einem unbemittelten Schulmeister. Bei der Tochter hab' ich zwar den plumpen Nebenbuhler nicht zu fürchten, wohl aber bei dem geizigen Alten! — Gott wird Alles zum Besten lenken, tröstete Lisli, und wird mich die Freude noch erleben lassen, der Frau Schulmeisterin Annely meine Hausregierungsgeschäfte übertragen zu dürfen! — Dann bin ich der glücklichste Mensch von der Welt, sagte ich; doch jetzt geh liebe Lisli, räume das Caffeegeschirr ab und lege Dich zu Bette. Ich will mich nun vor die Wohnung Annelys schleichen um ihr zum Laden herein zuerst das Neujahr anwünschen zu können. Gute Nacht Lisli! — Ach! bei dem erschrecklichen Sturm und Schneewetter wollt Ihr den weiten Gang machen? seufzte die alte Frau — o bleibt doch lieber zu Hause, ich möchte keine Hand vor die Thüre sperren! Ich aber hörte nicht mehr; was ist der Ungeduld des Liebenden das Toben aller Elemente? Ich ergriff meinen Alpenstock mit Hammer und Eisenspitze, hieng mir den Mantel um, drückte meine Mütze in's Gesicht und eilte hinaus. Die Wohnung meiner Geliebten lag wenigstens eine starke Viertelstunde weit vom Dorfe, höher oben auf einem Vorsprung des Berges, ziemlich abgesondert von den übrigen zerstreuten Häusern. Grimmig schüttelte der Wind die Flügel meines Mantels, als ob er mich zurückzerren wollte; mühsam nur vermochte ich mich durch den tiefen Schnee hinaufzuarbeiten, der Sturm jagte mir das Gestöber in die Augen, daß ich kaum vorwärts sehen konnte; doch endlich erreichte ich das Haus und drückte mich leise der Mauer entlang bis an das Fenster der Spinnstube, wo ich durch die Ritze des Ladens meine theure Annely im Kreise der Mägde unter fröhlichem Plaudern am Rocken sitzen sah. Es mochte nimmer weit von Mitternacht seyn, denn sie sandte bald darauf die Mädchen in's Bette, um sich, unserer Verabredung gemäß, ungestört zu mir an's Fenster schleichen zu können. Ihr Vater und Bruder erwarteten im Wirthshaus das neue Jahr, die Knechte waren längst zur Ruhe gegangen. Jetzt stand das holde Kind auf und näherte sich spähend dem Fenster; woran ich lehnte. In diesem Augenblick faßte mich eine Hand hinten am Mantelkragen und ein Hieb über den Kopf, den aber meine dichte Pelzmütze schwächte, hatte mich beinahe zu Boden geworfen. Ich wandte mich schnell um, mein Mantel fiel ab, eine lange starke Gestalt war eben bereit, den Schlag nach meinem Kopfe mit seinem Knüttel zu wiederholen, als ich meinen Alpenstock schwang und ihm mit einem Hiebe zuvorkam, der meinen Angreifer lautlos zu Boden stürzte. Beim bleichen Schimmer des Schnees erkannte ich meinen Nebenbuhler, des Löwenwirths Sohn; der ganze Platz voll Schnee war augenblicklich mit seinem Blute gefärbt, mit meinem Beil am Stocke hatte ich ihm unwillkührlich den Kopf gespalten. Da schlug es zwölf Uhr unten im Dorfe und Annely schloß leise den Laden auf; mit einem dumpfen Schrei stürzte sie zurück. Gleich darauf öffnete sie die Thüre und trat mit einer Laterne heraus, sie zitterte so daß ich sie festhalten mußte. Barmherziger Himmel, was ist hier geschehen? weinte sie an meiner Brust. Ich erzählte ihr Alles, sie konnte nichts zu tadeln finden, ich war ja selbst mörderisch angegriffen worden und daß meine Gegenwehr blutiger ausgefallen war, als ich beabsichtigt hatte, das war ein Zufall. Ich brachte die Wankende in's Haus zurück nachdem ich mich von dem Tode des Unglücklichen mittelst der Laterne völlig überzeugt hatte. Plötzlich raffte sich Anny mit aller Kraft empor und rief mir zu: Flieh, flieh mein Einziger, mein Alles, sonst bist Du verloren! Mein Vater und Bruder können nicht mehr lange ausbleiben, und dein Nebenbuhler wird schnell vermißt werden. Fliehe nach Constanz, dort hab' ich eine reiche Tante, die mich über Alles liebt, nimm hier diesen Ring den sie mir einstens gab, er sey ihr das Wahrzeichen unsres Bundes. Ich werde hier bleiben, bis ich für deine Unschuld gezeugt habe; in einigen Tagen folg' ich Dir nach. Jetzt aber rette Dich, die Rache der Bauern könnte fürchterlich werden! Sie drückte einen heißen Kuß auf meine Lippen, warf mir meinen Mantel um und trieb mich fort. Vom Thale herauf klangen Stimmen und leuchteten Kienfackeln. Ich floh auf Umwegen der nächsten Heerstraße zu, oft versank ich tief in dem Schnee, oft mußte

ich durch die wilden Bergwasser waten, und erst nach einer halben Stunde erreichte ich die an dem Berge, hinter welchem mein Dörfchen lag, sich hinziehende Hauptstraße. Ich schritt unablässig vorwärts, obwohl die Kälte und der schreckliche Weg meine Kräfte fast gänzlich erschöpft hatten, so daß ich mich kaum des Ausruhens enthalten, konnte. Doch wäre dies im Freien mein Tod gewesen, der Schlaf, der mich dann überwältigt hätte, würde für immer meine Augen geschlossen haben. Gegen Morgen erreichte ich die Hauptstadt Chur; ein Schlitten, den ich miethete, förderte mich rasch weiter, und noch denselben Abend gelangte ich nach Constanz, wo mir Anny's Ring die freundlichste Aufnahme und Sicherheit bei ihrer Tante verschaffte. Dies war meine Neujahrsfeier in den Alpen.«

»Und Anny,« fragten die Freunde, »kam doch bald nach?«

»Hört nur weiter,« erwiederte Peregrin, »ich werde gleich beim nächsten Silvesterabende Euch darauf antworten.«

1830.

»Die letzten Stunden dieses Jahres fanden mich zu Prag auf einem glänzenden Balle, wohin ich aus Gefälligkeit meinen Zögling, den jungen Grafen L. dessen Hofmeister ich die Ehre hatte zu seyn, begleitet hatte. Ich mochte wohl unter allen diesen reich mit Sternen, Kreuzen und Juwelen funkelnden Gästen eine traurige Rolle spielen, aber glücklicher Weise zog der arme Hofmeister, wie er es auch wünschte, nicht die geringste Aufmerksamkeit auf sich. Ich schlich mich bald zum dumpfen Saale hinaus, ließ mir in einem Nebenzimmer ein Glas Punsch reichen und verlor mich in Erinnerungen an Anny, deren Ring ich an meine glühenden Lippen preßte. Als ich vor einem Jahre nach Constanz floh, blieb ich mehrere Tage lang dort bei ihrer Tante verborgen, immer Anny's Ankunft erwartend. Endlich kam statt ihrer ein Brief, den sie Gelegenheit gefunden hatte, einem vertrauten Boten mitzugeben. Sie bestätigte darin meiner Tante was ich derselben erzählt hatte und bat sie, mir Empfehlungen an eine Familie ihrer Bekanntschaft in das Ausland zu geben und mir das Nöthige zur Weiterreise zu verschaffen, denn auch in Constanz sey ich nimmer sicher. Da der Sohn des Löwenwirths mein Nebenbuhler war, glaubte Jedermann, trotz ihrer Verbürgung meiner Unschuld, ich habe ihm aufgelauert und vorsetzlich das Leben genommen. Sie selbst sey Anfangs von ihrem Vater auf das Grausamste mißhandelt worden; jetzt werde sie sorgfältig von ihm bewacht in ihrer Kammer eingesperrt gehalten, so daß es ihr bisher unmöglich gewesen zu entfliehen. Sie wolle jedoch die erste Gelegenheit benützen, sich in die Arme ihrer theuren Tante, ihrer zweiten Mutter zu retten. Ein Zettelchen für mich war diesem Briefe beigelegt, worin blos die Worte standen: »Ich beschwöre Dich, mein Geliebtester, um unserer Liebe Willen, verlasse Constanz! Man bietet Alles auf, deiner habhaft zu werden. Sobald ich frei bin, bin ich auch die Deinige. Schreibe zuweilen meiner Tante, wenn Du einen sichern Aufenthalt in der Fremde gefunden hast; sie wird vielleicht einen Canal finden, durch den sie mir deine Nachrichten mittheilen kann. Auf meine Treue kannst Du indessen ruhig bauen, ich bleibe bis zum Tode deine Anna.«

»Die wackere Tante gab mir ein Empfehlungsschreiben an eine ihr befreundete, hochgestellte Familie in Prag, und versorgte mich zugleich mit dem nöthigen Reisegeld, laut Anweisung meiner Anna. Wir schieden unter Thränen, eine bange Ahnung drückte schwer unsere Herzen. Zu hoffen hatte ich ganz verlernt. Ich reiste mit der Post nach Prag, wo mir jene Familie die Stelle eines Hofmeisters bei dem reichen Grafen B. verschaffte. Meine Tage wären in diesem Hause mir auf das Angenehmste verflossen, hätte mich nicht Sehnsucht und Furcht um Anny's Schicksal so sehr niedergedrückt. Ich hatte wenig Unterrichtsstunden zu geben und genoß die liebreichste Behandlung von Seiten der Herrschaft, die viel zu viel Zartgefühl hatte, mich jemals nur im Geringsten meine untergeordnete Stellung fühlen zu lassen. In dem herrlichen Garten des Grafen auf seinem reizend gelegenen Landgut, am Ufer der Moldau, verträumte ich meine seligsten Stunden in Gedanken an mein Ännchen; ich dichtete, schrieb kleine dramatische Versuche nieder, benützte fleißig die reiche Bibliothek und holte Vieles in meiner geistigen Bildung im Laufe dieses Jahres nach. Wäre mein Herz noch frei gewesen, es hätte damals den Reizen der liebenswürdigsten Böhmin nicht widerstanden. Margarete, des Schloßverwalters sechzehnjähriges Töchterlein, schön wie ein Engel des Himmels, das sanfteste herzlichste Mädchen, mit der mich ein geheimer Zug oft im Garten zusammenführte, wo sie die Pflege der Blumen besorgte, war die einzige Vertraute meines geheimen Kummers geworden. Sie hatte mein ganzes Vertrauen gewonnen; ihr unschuldiges reinnatürliches Wesen; ihre für ihren Stand seltene Bildung, die sie dem Unterricht ihrer kürzlich verstorbenen Mutter, einer mehr als gewöhnlichen Frau, verdankte; ihr seelenvolles blaues Auge, öffneten ihr mein ganzes Herz. Aus ihren Tröstungen quoll mir neue Hoffnung, neue Lebenslust. Sie saß oft im Garten an meiner Seite und wußte mir alle Zweifel und Besorgnisse wegen Anny auf's Lieblichste wegzuplaudern. Den größten Antheil schenkte sie meiner abentheuerlichen Lebensgeschichte; ihr weiches Gemüth lösste sich oft bei meiner Erzählung in Thränen auf. Sie schien mich mehr zu suchen als ich sie, denn ich fürchtete stets ihr liebes Bild möchte al-

mälig meine Gefühle für Anny verdrängen; und doch war ich unruhig, wenn ich sie einmal im Garten nicht traf. Ich betrachtete sie nur als meine Freundin; doch hätte ich ihr gern einen süßern Namen gegeben.

»Endlich kam, nach drei vergeblichen Briefen von mir, erst im Oktober ein Schreiben von Constanz. Es war schwarz gesiegelt. Ich erbrach es nach langem innerm Kampfe. Es enthielt die Kunde vom Tode meiner Geliebten, die dem Kummer und den Mißhandlungen von Seiten ihres barbarischen Vaters unterlegen war. Ich brauche meinen Schmerz Euch nicht zu schildern. Ich mußte einige Wochen lang das Bett hüten und erholte mich nur langsam. Mein heftigster Schmerz hatte einer sanften Wehmuth den Platz eingeräumt. Ich verschloß mich nun in allen meinen freien Stunden in mein Zimmer und suchte mich durch angestrengte Studien zu vergessen. Meine Melancholie wuchs immer mehr. Marie theilte sie redlich mit mir. Auch ihr schien ein geheimer Kummer am Herzen zu nagen. Um mich zu zerstreuen, bot mein gutherziger Graf, im Vereine mit seinen Eltern, alle Mittel auf, und so kam es, daß ich mich bereden ließ, ihm auf jenen Ball zu folgen, womit ich die Erzählung dieses Jahres eröffnet habe. So saß ich also an meinem einsamen Tischchen beim Glase Punsch, versenkt in die schönere Vergangenheit und ließ unbemerkt meinen Thränen freien Lauf. Ein plötzlicher Lärmen von Toasten und Instrumententusch in dem Speisesaale verkündete mir den Anbruch der ersten Neujahrsstunde. In diesem Augenblicke trat mit fast unhörbaren Schritten ein schwarzes Domino aus einer Tapetenthüre zu mir heraus und flüsterte unter der Maske: Sey getrost, dein Schweizermädchen, deine Anny, lebt; ihr Tod war nur als ein falsches Gerücht von ihrem Vater ausgesprengt; Du wirst nächstens mehr von ihr erfahren. Sie hat ihren Schwur nicht vergessen. Lebewohl!

»Eh ich Kraft genug fand mich zu erheben und der Maske zu folgen, war sie durch die nämliche Thüre verschwunden. Ich durchspähte alle Säle, alle Zimmer und Cabinette, umsonst! Die Tapetenthüre führte in den allgemeinen Corridor des Palastes. Als ich so durch den Speisesaal irrte, oder eher, taumelte, bleich, staubig, weiß von den Wänden voran mein schwarzer Frack gestreift hatte, gieng ein seltsames Flüstern durch alle Gäste, die mich mit halb scheuen, halb mitleidigen Blicken betrachteten. Der junge Graf eilte mir nach, er behauptete ich müße sehr krank seyn, und ließ mich sogleich durch einige seiner Bedienten nach Hause begleiten, denen er seinen Arzt nachsandte. Dieser befahl mir, mich sogleich zu Bette zu legen, ließ mir einige kühlende Getränke reichen, und bald sank ich in einen tiefen Schlaf.«

(Der Schluß folgt.)

Leben, Thaten und Verbrechen
Karls des Kühnen.

—

(Schluß.)

—

Beim röthlichen Schimmer der düster-brennenden Fackeln, betrachtete ich Irene: welche gräßliche Veränderung war mit ihrem ganzen Wesen vorgegangen. Kaum schien ihr kaltes Herz noch zu schlagen; auf ihrer bleichen Stirne strahlte sich ihre innere Geistesverwirrung ab; ihre lilienblassen Lippen blieben stumm, fast mochte man glauben, daß kein Blut mehr in ihren Adern quoll, und kein Lebenshauch mehr in ihrer eingesunknen Brust wohnte. Ihr Auge blieb fortwährend unbeweglich; ihr Blick, krystallhell und starr, glich keines Menschenblicks und trug doch auch nicht das Gepräge höherer Welten.

Herstall's Tochter lächelte bitter. Das Todtentuch ein wenig lüftend, sagte sie, zu mir gewandt: — »Sieh hier, dies ist nicht das Brautbett deiner Gattin, es ist die friedliche Wiege deines Sohnes.«

Und ich erblickte im Sarge liegend, die gräßlich verzehrte Leiche eines neugebornen Kindes. — »Er schläft, sagte Irene; zarter Knabe! edler Erbsohn Burgunds! Friede deiner Unschuld!« Dann fügte sie unter neuem, convulsivischem Lachen hinzu: — »Nicht wahr, Karl, er schläft?....Ha! er täuscht nicht, er!....«

Außer mir vor Entsetzen ob dem gräßlichen Anblicke, ergriffen von der starren Hand der Verzweiflung, stoße ich ein Schmerzgeschrei aus und sinke zu den Füßen meines Opfers hin. — »Der Barbar, ruft Irene, er hat meinen Sohn geweckt!.... O wenn er ihn auch erwürgte!.... Das Ungeheuer! die Mutter hat ihm nicht genügt!«

Und bei diesen Worten, wirft sie den Sarkophag um, löscht alle Kerzen aus und verschwindet in der Dunkelheit.

Wie Danaus, den in den Tartarus Schlünden die Eumeniden wüthend verfolgen, entwindet sich meiner gepreßten Brust ein lauter, durchdringender Schrei. Ich suche Irenen; ich stürze auf's geradewohl in die finstersten Gänge und sinke endlich in einem unbekannten Gewölbe halbtodt nieder.

Als ich wieder zu mir kam, standen Elbert und meine Ritter, die mein Geschrei herbeigezogen hatte, um mich. In die Todtenhalle kam keiner. Das Ereigniß jener Schreckensnacht blieb für sie ein Geheimniß.

Die Morgenröthe erscheint: mit ihr ein Eilbote mir zu verkünden, daß ein Ausfall der Lütticher, in diesem Augenblick

das burgundische Lager mit Schrecken erfülle. Ich verlasse alsbald die unheilvolle Beste, den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen. Drei Tage nach diesem unglücklichen Wiedersehen, war Herstalls unglückliche Tochter nicht mehr unter den Lebenden.

Unter den wankenden Mauern von Lüttich wird ein allgemeiner Sturm geboten. Einer der ersten dringe ich durch die Bresche hinein; die mein Schwert erreicht sinken, die andern fliehen und der grausame Karl gibt in der Wuth der Verzweiflung der schaudernden Welt, das gräßliche Mordspiel einer ganzen, in den Kirchen, wohin sie sich geflüchtet hatte, erbarmungslos hingewürgten Bevölkerung; eine ganze große Stadt — sie hatte des Siegers Gnade erfleht — wurde ein Opfer des Kriegsdämons und der Boden worauf sie gestanden, der nur Schutt und Trümmer in einem Blutmeere schwimmend, darbot, gänzlich umgewühlt.

Während all' diesen Mordscenen, während das burgundische Schwerdt die Unglücklichen zu Tausenden hinraffte, tafelte er, der sie aufgewiegelt, der ihnen Hilfe versprochen hatte, tafelte der Sohn Karls VII, Ludwig XI, ruhig, ohne die geringste Schaam blicken zu lassen, bei der fürchterlichen Helle, welche die Flammensäulen der brennenden Stadt, rings umher verbreiteten, und rühmte, mit knechtischer Schmeichelei, dem herzzerreißenden Geschrei seiner Opfer ein wohlgefälliges Ohr leihend, den Urheber dieses Schandtages.

Jetzt verlangt der gefangene Fürst seine Freiheit und ich gewähre sie ihm; die Pflicht gebot es mir. Den Weg nach seiner Hauptstadt und seinen Wiederantritt der Regierung, bezeichneten neue Bluturtheile. Sein Liebling, la Balue, den er aus einem Müllerburschen zum Bischof und Kardinal gestempelt hatte, wurde auf seinen Befehl hin verhaftet und in einen kaum acht Quadratfuß großen Eisenkäfig, der in der Mitte eines festen Thurmes aufgestellt war, eingeschlossen, und jammerte darin eilf Jahre lang dem Tod entgegen, der endlich seinem Leiden ein Ziel setzte. Ein anderes Gebot seiner Rache, stieß dem Grafen von Armagnac, den Mörderdolch in die Brust; der schwangern Gräfin, seiner Gattin, die Geschichte schaudert solche Gräuel berichten zu müssen, wurde der Leib aufgerissen und die ersten Würdeträger des Reichs, an den Schweifen wilder Pferde umhergeschleift.

O gränzenlose Treulosigkeit! der König von Frankreich, dem ich so oft verziehen, beruft neuerdings eine Notabelnversammlung zusammen; läßt mich als untreuer Vasall und Verräther vor dieselbe laden und dann durch den Mund dieser Creaturen, des Majestätsverbrechens, auf die für mich entehrendste Art schuldig erklären. Ludwig XI hatte damals eine ehrfurchtgebietende Truppenmacht beisammen, indeß mein Heer längst aus einander gegangen war: da überfallen die Franzosen plötzlich, mitten im Winter meine Staaten.

Sogleich greife ich wieder zu den Waffen; zurückweichen die Feinde und mir bleibt der Sieg, so daß ich auf die Picardie losziehen kann. Edward, König von England, mein treuster Bundsgenosse, veranstaltete dort eine Landung. Der Herzog von Guyenne, von seinem Bruder, Ludwig XI, auf's Unwürdigste behandelt, vereinigt sich mit mir gegen den gemeinsamen Feind und läßt seine Truppen auf Paris losziehen. Mehrere andre Fürsten — alle waren nach und nach ein Spielball der Treulosigkeit Ludwigs gewesen — treten noch dem neuen Bunde bei. Der König schien rettungslos verloren: der Himmel, eher noch die Hölle, kämpfte für ihn. Ein vergifteter Pfirsich wurde dem Herzog von Guyenne gereicht; er starb unter den gräßlichsten Qualen. Ganz Europa beschuldigte Ludwigen, der die tiefste Betrübniß heuchelte und öffentliche Bußübungen vornahm, dieses feigen Brudermordes.

Etwa um die nämliche Zeit hatte ich die Grafschaft Pfirt und das Elsaß, nebst den kleinern Grafschaften, Macon und Auxerre, Artois, dem Herzogthum Geldern und Zutphen, und mehreren Städten an der Somme, mit Burgund vereinigt und war dadurch einer der mächtigsten Fürsten auf dem Festlande geworden. Flandern und Holland gehörten mir; gegen Deutschland hin hatte ich meine Besitzungen längst schon außerordentlich erweitert: jetzt gelüstete mich auch nach Lothringen.

Margaretha von Valois war gestorben; eine einzige Tochter, Maria, blieb die Universalerbin meines weiten Reiches. Der Kaiser Friedrich wirbt für seinen Sohn um die Hand dieser, noch in den Blüthentagen der Kindheit wandelnden Maria; und um meiner Einwilligung in diese Verbindung ganz gewiß zu seyn, greift er mich gleich von der schwächsten Seite an, indem er, meinem Ehrgeize schmeichelnd, mich auffordert die Eroberung Lothringens zu unternehmen. Durch einen geheimen Vertrag, gibt er mir den Verspruch, meine Lande bei erster Gelegenheit zum Königreiche zu erheben, mir selbst die Krone aufzusetzen und den Titel König von belgisch-Gallien zu ertheilen.

Verblendet von all' diesen schimmernden Hoffnungen, willige ich in die gewünschte Heirath. Der Tod des Herzogs von Guyenne hatte den gegen Ludwig XI gebildeten Bund zerrissen; ich verlasse die Picardie. Angeregt durch den König, hatte der Herzog von Lothringen meine Gränzen bedroht; ich stürze über seine Truppen her: bald befindet sich sein ganzes Land in meiner Gewalt und Nanzig ist hart belagert. Der König von Frankreich, als er Renatus zu den Waffen rief, hatte sich

eidlich verpflichtet, ihn in eigner Person zu unterstützen und zu schirmen. Umsonst! weder er, noch seine Krieger lassen sich blicken und ich ziehe triumphirend in Naucy ein.

Was bedarfs um einen Eroberer von der schwindelnden Höhe seines Glücks herabzuschmettern?.... Eine ununterbrochne Reihe von Siegen. Bis zum Uebermaße mit Palmen und Lorbeeren gekrönt, glaubte ich mich von nun an unbesiegbar. Hannibal war mein Vorbild. Wie er, wollte ich mich durch einen Zug über die Alpen verherrlichen und träumte schon von der Herrschaft über Italien, einen Theil von Frankreich und das südliche Deutschland.

Meine Krönung als König von belgisch-Gallien sollte in Trier geschehen. Dort erwartete mich Kaiser Friedrich. Meinen Zug nach jener Stadt, sollte zugleich die Wegnahme eines großen Theiles von Helvetien verherrlichen. Von dem glänzendsten Gefolge umgeben, mit Kron und Scepter versehen, reise ich ab. Längst meinen Plan ahnend, senden die Schweizerkantone mehrere Abgeordnete, meine Gerechtigkeitsliebe anzurufen. — »Was gedenkt ihr in unserm dürren Lande zu erbeuten?« sagten sie. »Unsre gesammelten Reichthümer sind nicht so viel werth als die Decken eurer Rosse oder die Sporen eurer Ritter.«

Fruchtlose Bitten! schon steh' ich vor den Thoren von Grandson. Ein kräftiger Widerstand wird mir dort entgegengesetzt, aber ich besiege alle Hindernisse und die Stadt ergibt sich auf Gnade und Ungnade. Ach, im Rausche des Sieges, läßt Karl, damals der Kühne genannt, die eine Hälfte ihrer Einwohner aufknüpfen, und die Andre in den Neuenburger See stürzen.

Aber weit entfernt dadurch die Schweizer einzuschüchtern, und unter mein Joch zu beugen, wie ich gehofft, reizte diese barbarische Handlung ganz Helvetien zum wüthendsten Vertilgungskampfe gegen mich. — »Von der Rache geleitet,« berichtete man mir, »ziehen die Gebirgsleute heran.« — »Sie sind nicht so thöricht!« war meine Antwort. Und statt in der Ebene den Angriff zu erwarten, wo meine Reiterei ein leichtes Spiel mit ihnen gehabt hätte, setzte ich meinen Zug durch die engsten Alpenpässe fort.

In eine tiefe Schlucht, rings umschlossen von fast senkrecht bis zu den Wolken hinaufreichenden Granitwänden, wagt sich Karl mit blindem Selbstvertrauen. Plötzlich erschienen hoch oben auf diesen drohenden Felshäuptern, die Gebirgler, ihre Feinde mit einem Pfeilhagel überschüttend, Felsblöcke auf sie niederwälzend und Verwirrung in den ersten Heerhaufen verbreitend. Die Burgunder suchen so schnell als möglich durch den Engpaß zu kommen: eine schwere Eisenkette, über den Weg gespannt und zu beiden Seiten in den Granitmauern festgeschmiedet, setzt diesen Unglücklichen ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Von allen Höhen schwebt der Tod auf sie herab und sie werden besiegt, ohne sich im geringsten vertheidigen zu können. Roß und Reiter stürzen übereinander; Haufen von Leichen füllen den Engpaß; Entsetzen ergreift alle Gemüther; die Stimme der Anführer wird nicht mehr gehört; die Truppen zerstreuen sich; fort und fort wüthet der Tod und zur regellosesten Flucht wird der anfangs ruhige Rückzug.

Zelte, Geschütz, Schätze, Gepäck, Mantel, Scepter, Krone, Alles blieb in den Händen der Schweizer. Im Besitze so großer Reichthümer, deren Werth sie nicht einmal kannten, hielten diese einfachen Söhne der Natur, das Silber für Zinn und verkauften um einen Spottpreis die reichsten Stoffe und Gewänder. Einer meiner Diamanten wurde, als unnützes Stück Glas, einem Priester aus der Gegend, für einen Gulden überlassen.

Zweimal hatte ich in dieser Mordschlacht Eberten das Leben gerettet. Getrennt von ihm und verlassen von allen meinen Kriegern, irrte ich allein durchs Gebirg. Schon begann es zu dunkeln und der Held Burgunds, der Schrecken Frankreichs, der Name des Sieges, sinkt hülflos, aus mehreren Wunden blutend, unter einer Druiden-Eiche nieder, auf feindlichem Boden, am Rande eines unbekannten Bergstroms.

Wie meine Verzweiflung schildern? meine Triumphe, wohl wußt' ich's, hatten den Neid aller meiner gekrönten Nebenbuhler erregt. Ihre Bewunderung konnten sie mir nicht versagen; aber ihr Haß ward mir dagegen. Nun war ich besiegt, und bis in das Gedemüthigten Ohr drang der Jubelruf von ganz Europa. Ich glaubte schon zu sehen, wie die feigen Anderer sich vereinten, um den gefallnen Siegesgott vollends zu stürzen. Fast gänzlich meines Verstandes beraubt, wälzte ich mich auf einem scharfkantigen Felsen herum, unter wüthendem Geschrei meinen Tod fordernd; in gräßlichen Lästerungen ergoß sich meine Wuth. Plötzlich hüllt ein dichter Schleier die Erde, der Himmel verfinstert sich; mein ganzes Wesen durchglüht die Fieberhitze der Verzweiflung; des Bergstroms Fluth erscheint meinen Blicken blutig roth; die Äste des Waldes dünken mir lauter Dolche, auf mein fluchwürdiges Haupt gezückt; da wo sonst Berge zum Himmel sich erhoben, erblickt mein umnebeltes Auge Leichenhügel! Rasen und Gebüsch, sind in Flammen verwandelt, die aus dem Abgrund gegen mich züngeln und Prometheus, auf des Caukasus Höhen, erwarte ich den blutgierigen Geier.

Ein bläulicher Dunst zieht sich zusammen und schwebt um des Baches Rand; der Nachtwind weht ihn da und dorthin, dehnt die Wolkenmasse aus, treibt sie hoch hinauf zum Himmel, und wie der Bildner des Lobes, formt er ihn zum riesigen Skelette.

Jetzt hallt ein fürchterlicher Schrei aus dem Walde in mein Ohr; die blutige Fluth braust hoch auf und der Blitz leuchtet in der schwefelschwangern Luft. — «Karl!» rief drohend das Gespenst, «dein Reich ist zu Ende! von Unglück zu Unglück, von Qualen zu Qualen, von Abgrund zu Abgrund wird dich des Ewigen Rache fortgeißeln, bis zum späten Grabe.» Es sagt's: da rollt der Donner, die Wolke berstet und verschwunden ist die gräßliche Erscheinung.

Bei der Nachricht von meiner Niederlage, überläßt sich Karl der unmäßigsten Freude. Der junge Herzog von Lothringen lebte an seinem Hofe. Er gibt ihm einige Truppen und Renatus eilt gen Nanzig. Französische Unterhändler, in Mönchskutten gehüllt, schleichen sich in die Schweiz, aller Orten einen Kreuzzug gegen die Burgunder predigend: das ganze helvetische Volk greift zu den Waffen, und eine wilde Begeisterung durchtobt das Land.

Dachte ich damals an Vertheidigung? War ich bemüht mein zersprengtes Heer zu sammeln? Handelte ich mit jenem Heldengeiste, der mich so oft in Stunden der Gefahr beseelte? nein! Die gräßliche Erscheinung dort an des Bergstroms Ufer hatte mein ganzes Wesen umgewandelt. Die Farbe des Todes im Antlitz, den Siegel des göttlichen Zornes auf der gebrandmarkten Stirne tragend, mit stieren Augen, von des Gewissens Schlangenzähnen genagt, hatte ich an diese Welt keine Anforderung mehr; ja, ich war völlig meines Verstandes beraubt. Ganze Stunden lang konnte ich regungslos stumm, ohne Erinnerung an irgend etwas, dasitzen, und dann plötzlich wieder aus der tiefsten Ruhe emporfahren, und gleich wie ein flammender Berg seine Lava auswirft, die gräßlichsten Flüche gegen Gott und Ewigkeit hervorsprudeln.

In einem solchen Anfalle von Wuth, den Rath aller meiner Ritter zurückstoßend, ungeachtet der vortheilhaften Stellungen der Schweizer und ihrer großen Übermacht, lechzend nach Kampf, stürzte ich in die Schlacht, und den Rest meines sonst so stolzen Heeres fand sein Grab an den Ufern des Murtnersees. Dort wurde mit den Gebeinen meiner unglücklichen Burgunder jenes grauenvolle Denkmal errichtet, um den kommenden Jahrhunderten ein vollgiltiger Zeuge meiner Wuth und Geistezerrüttung zu seyn.

Gleich wie dem Sieg die Siege folgen, so zieht auch ein erster Unglücksfall viele andre nach sich. Ich konnte die Trümmer meiner Macht noch leicht retten und einen Theil meiner Eroberungen bewahren. Meine Gegenwart, meine Kühnheit, mein gefürchteter Name waren auch jetzt noch hinreichend, der Welt Ehrfurcht zu gebieten. Europa, meine Tapferkeit längst kennend, erwog voll Erwartung all' die Hilfsmittel meines fruchtbaren Genies, und ich blieb unthätig, versunken in die Abgestumpftheit der Vernichtung. Man hätte glauben mögen, ich suche eine Art Ruhm darin, mich eben so unbegreiflich im Glück wie im Unglück zu zeigen, und wäre nun gleich stolz auf meine Niederlagen, wie ehemals auf meine Triumphe; ich wolle, so urtheilte man, den höchsten Gipfel menschlicher Demüthigung erklimmen, wie ehemals den höchsten Gipfel menschlicher Macht und Größe.

Von Ludwig unterstützt, hatte der Herzog von Lothringen Nanzig wieder erobert. Kaum überbringt man mir diese Nachricht, so verlasse ich auf's Schnellste Helvetien. Ich hatte Bart und Haupthaar wachsen lassen und wie ein zweiter Nebukadnezar, entkleidet meiner Menschenwürde, und ähnlicher einem wilden Thiere, denn einem vernünftigen Wesen, schoß ich nur finster-drohende Blicke und brach oft in ein heiseres Geheul aus. Ebert und einige tapfre Krieger waren mir treu geblieben. Ich durfte noch hoffen, aber der Wüthrich mußte das Maaß seiner Schandthaten voll machen und seine letzten Vertheidiger auf die Schlachtbank führen. Mitten im strengsten Winter, unter beständigen Schneewirbeln, die ein schneidender Nordwind einhertrieb, stürmte ich racheschnaubend nach Nanzig. Meine Truppen waren erschöpft und nicht sehr zahlreich; der Herzog von Lothringen konnte über ansehnliche Truppen und ausgeruhte Krieger verfügen. Unter den Mauern von Nanzig wird die Entscheidungsschlacht geschlagen; der Sieg blieb nicht lange zweifelhaft. Von den Wällen herab donnerten die lothringischen Schützen meine Burgunder nieder; auf der eisbedeckten Ebene stürzten die gleitenden Pferde zu Hunderten; und die Reiter, um und um in schwere Eisenrüstungen gehüllt und von der Kälte erstarrt, konnten nimmer aufstehen. Ich selbst sank, von Wunden durchbohrt, und unter der Eisdecke eines Morastes verschwand Karl der Kühne. *)

Sogleich verbreitete sich das Gerücht meines Todes. Die dem Schwert entronnenen Burgunder fallen in die Gewalt des Feindes, und der Herzog von Lothringen zieht triumphirend in Nanzig ein.

Deutsch von Th. Klein (Karl Wild).

*) Das Fortleben Karls des Kühnen nach der Schlacht von Nanzig, wird auch vom Vicomte d'Arlincourt vorausgesetzt, der in seinem abenteuerlichen Solitaire die Geschichte bis zum Tode des unglücklichen Helden fortspinnt. Anmerk. der Red.

August Gröber, Redakteur. — Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 40.

Samstag, den 2. November 1839.

Gedichte von August Stöber.

Im Oktober.

1.

Nach so langen Regentagen
Hat der Himmel voller Hulden
Seinen Mantel weggeschlagen
Und die Sonne lächelt gulden.

Morgen soll's schon wieder regnen,
Drum will Sonnenmütterlein
Erd', ihr Kind, noch einmal segnen
Mit recht warmem Liebesschein.

2.

Schwalben sind schon alle fort,
Gelbe Blätter hier und dort,
Astern nur und Dahlien wanken
Traurig voller Sterbgedanken.

Wacht nicht länger, lichte Kinder,
Senkt des Hauptes Fülle nieder,
Träumt hinüber in den Winter,
Sonnenmutter weckt euch wieder.

Abschied vom Walde.

Im Wald, dem blätterlosen,
Da schweigt es ganz und gar,
Wo so lautes Schlagen und Kosen,
So frisches Leben war.

Die Zweige niederhangen
Vom Winde gehöhnt und geneckt;
Der Weiher steht wie gefangen,
Mit rothen Blättern bedeckt.

Goldblaue Käfer liegen
Zerstreut im gelben Gras;
Herbstfädennetze fliegen
Umgarnend frostig und naß.

Der letzte Vogel im Haine
Fliegt fort mit dem letzten Laut;
Eine Blum' in blassem Scheine
Noch traurig zur Erde schaut.

Auch der sind abgefallen
Die Blätter im Windesgraus;
Todtkalte Nebel wallen —
Wald-Leben und Lieben ist aus!

Die Pappel.

„Die Pappel im Mondensilberschein
Von Lenzhauch übergossen,
Steht auf dem Hügel ganz allein,
Wie ein Münster, dem Stein entsprossen.“

Wie ein Münster? Nein so recht wie ein Baum,
Im lieblichsten Mondesscheinen!
Laßt ihm sein Leben, dem Pappelbaum!
Ich müßt' gleich Alles versteinen.

Auf dem Felssprung.

Auf dem Felssprung will ich liegen
Drunter hin das Bächlein schäumt,
In das weiche Moos mich schmiegen,
Rings von Haideblüt' umsäumt.

Wilde Bienenschwärme fliegen
Durch den üpp'gen Sommerwald,
Nachtigallenlieder wiegen
Mich in Schlummer alsobald.

Sieh'! da packen mich zwei Hände,
Und zwei Augen sehn mich an;
Ängstlich zeigt die jähen Wände
Unter mir, der Jägersmann.

Freund, hab' Dank für deine Sorgen!
Doch ich lag in treuer Hut,
Fühlte mich bewacht, geborgen,
Wie an Mutterbrust so gut.

In der Städte dumpfer Schwüle,
Auf dem Menschenmarkte dicht,
Schlief ich, wie in Waldeskühle,
An der Kluft, so sicher nicht.

Gute Nachbarschaft.

Den Wald begränzt der Wiesenraum,
Die Wiese ruht am Waldessaum.
Wie flüstert's heimlich im Gebüsch!
Wie lacht der Anger duftig, frisch!
Waldvogel singt so erbaulich,
Die Blume schaut so vertraulich;
Sie nickt den Gruß in's wald'ge Haus,
Und jener singt den Gruß heraus.
Ja, Wald und Wies', zu jeder Zeit,
Ihr seid die besten Nachbarsleut'.

Traumflüchtigkeit.

O goldener Traum,
Wie luftiger Schaum
Im Bache, so bist du zerronnen!
O süßes Gebild,
Von Feenhand mild
Aus himmlischen Wundern gewoben,
O säh' ich dich noch!...
Ich erfinde dich doch,
Du Daguerretype für Trä ne!

Die Neujahrsnächte.

(Schluß.)

1831.

Der Silvesterabend in Wien.

„Noch ungewiß wo ich die Neujahrsnacht feiern sollte, saß ich in meinem Zimmer in trüben Betrachtungen versenkt, als einer meiner Freunde, ein junger Schauspieler, hereintrat und mich auf diesen Abend zu sich bat, wo er eine Gesellschaft auserlesener Freunde und auch einige Damen unserer Bekanntschaft zu einem Kränzchen eingeladen hatte, in welchem Frohsinn und würziger Humor den Vorsitz führen sollten. Ich sagte zu, er verließ mich um seine Anstalten zu treffen und ich kleidete mich an. Bis die Stunde schlägt, wo ich versprochen hatte zu kommen, habe ich nun Zeit Euch zu erzählen, was mich nach Wien geführt hatte.

„Ich war anfangs Mai noch in Prag, bei meinem freundlichen Gönner, als sich eines Morgens ein Fremder bei mir melden ließ, der mir einen Brief von Anny's Tante übergab, worin sie mich beschwor, so schnell als möglich zu ihr nach Constanz zu kommen. Sie bestätigte die Worte der

Maske, die Nachricht von ihrem Tode sey nur ein falsches Gerücht gewesen, das ihr Vater ausgesprengt habe, um mich von allen fernern Versuchen abzuhalten, seine Tochter ihm zu entführen. Er hatte die Briefe die ich von Prag aus, durch Einschluß an die Tante, meiner Anny schrieb, und die sie derselben durch vertraute Boten sandte, aufgefangen und daraus unsere unverbrüchliche Liebe und die Maaßregeln die wir nehmen wollten, sie zum Ziele zu führen, ersehen und bewachte nun Anny um so schärfer. Der Tante ließ er durch verschiedene Wege und Quellen Nachricht geben, Anny sey bald nach jener unseligen Nacht an Folge des erlittenen Schreckens gestorben, was selbst vom Amtsgericht aus bekräftigt wurde, indem der Oberrath mit ihm unter einer Decke steckte. So kam es, daß mir die Tante den Tod Anny's mittheilte, doch als sie später das Gegentheil erfuhr, ließ sie mich durch einen Bekannten in Prag davon benachrichtigen, der den Neujahrsabend und eine Maske dazu wählte, mich um so mehr zu überraschen. Jetzt aber sollte ich sogleich nach Constanz kommen und von dort aus die nöthigen Verkehrungen treffen, Anna's Hand zu erhalten. Ich schied von meinen Wohlthätern, der gräflichen Familie, die mich ungern entließ und mir ein höchst bedeutendes Honorar, zehnmal so viel als ich für Hofmeistergehalt fordern konnte, aufdrang. Mein Abschied von der holden Margarete war der schmerzlichste. Ich traf sie ganz allein im Garten; als ich ihr die Nothwendigkeit meiner Abreise vorstellte, billigte sie zwar meinen Entschluß und gab sich Mühe einige Freude über die Hoffnungen, die sich nun meiner Liebe wieder erschlossen hatten, zu heucheln, aber ein Thränenstrom strafte sie bald Lügen, sie barg ihr Gesicht an meine Brust, gab mir eine ihrer herrlichen blonden Locken und bat mich schluchzend, ihr wenigstens auf immer die Stelle einer Freundin in meinem Herzen zu bewahren, was ich auf's Feurigste gelobte. Sie riß sich mit einem Kusse von mir los und eilte davon. Eine Viertelstunde darauf saß ich in einem Eilwagen und erreichte nach einigen Tagen Constanz, wo ich die gute Tante als eine — Leiche fand. Sie war kurz vor meiner Ankunft an einem Nervenschlage verschieden. Nun hatte ich keine Ruhe mehr. Eine falsche Perücke, ein falscher Bart, die Kleidung eines Hausirers, Alles bei einem Trödler gekauft, machten mich bald unkenntlich. Über Chur eilte ich in mein theures Dörfchen, im Wirthshaus zum Adler ließ ich mir einen Becher Weins geben. Oben im Tanzsaal lautes Getöse von Musik, Becherklang, Gejauchze, Bauernbursche mit ihren Mädchen in buntem Bänderschmucke treppab, treppauf. Ich fragte den Wirth was es da droben gäbe, mit einem mitleidigen Blick auf meine Hausirertracht warf er mir blos die Worte hin, die Tochter des Schultheißen, Jungfer Anny hat heute Hochzeit. Und eilte davon. Stammelnd fragte ich eine junge Aufwärterin, das Bild der Freundlichkeit selbst, um das Nähere. Sie erwiederte, daß Anny, nachdem sie den Tod des vorigen Schullehrers, der seinen Nebenbuhler hier erschlagen, dann geflohen und zu Prag vor einigen Monaten gestorben sey, erfahren, den Bitten und Drohungen ihres harten Vaters nicht länger widerstanden und endlich dem reichen Schulzensohne aus dem benachbarten Dorfe ihre Hand gereicht habe, obwohl nur gezwungen. Sie habe den Tod ihres Geliebten niemals recht glauben können, bis ihr Vater ihr den Sterbeschein aus Prag habe kommen lassen.

„Ich schauderte über diesen bübischen Betrug, mein Herz war zerrissen, doch vermochte ich nicht ganz, Anny von Leichtsinn freizusprechen. Freilich mußte sie der unterschobene, wahrscheinlich um schweres Geld verfälschte Todtenschein völlig von meinem Tod überzeugt haben, oder konnte sich, da meine Briefe an sie alle aufgefangen worden waren, wenigstens von mir vergessen und meine Treue für gebrochen halten. Nur noch ein Mal wollte ich sie sehen und dann wieder hinaus in die weite Welt. Ich mischte mich an die Thüre des Tanzsaales unter die Zuschauer. In einer Fensternische lehnte Anny, bleich wie eine weiße Rose; an ihr vorüber jagten sich die Tanzenden mit glühenden Wangen und munterm Gejubel. Neben ihr stund ein langer pausbäckiger Bursche, ihr Bräutigam, auf's Geschmackloseste herausgeputzt und gab sich alle Mühe, die arme Braut durch seine plumpen Scherze zu erheitern, doch vermochte er kaum ein Lächeln ihr abzugewinnen. Ich konnte den Anblick nicht länger ertragen, überließ meine Bänder und Flitterwaaren der staunenden Wirthstochter zum Vertheilen unter die Hochzeitgäste, ein feines seidenes Halstuch bat ich sie der Braut zu geben und stürzte fort. Ohne Aufenthalt fuhr ich von Chur bis Ulm, wo ich einen Bekannten aus Prag traf, der mir erzählte, die Familie des Grafen, dessen Hofmeister ich war, habe ihr Schloß in Prag verkauft und sich in der Nähe von Wien niedergelassen; mein ehmaliger Zögling sey auf Reisen gegangen, der Schloßverwalter aber nebst seiner Tochter Margarite zu entfernten Verwandten nach Breslau gezogen, um dort in Ruhe seine letzten Tage zu verleben. Ich ließ mich von diesem Bekannten überreden, die Reise nach Wien, die er eben anzutreten im Begriff stund, mitzumachen; und da es mir nun ziemlich gleichgiltig war, wohin ich mich wenden solle, so fuhr ich mit ihm auf der Donau in die fröhliche Kaiserstadt. Die Freigebigkeit des Grafen hatte mir für mehr als zwei Jahre Mittel zu reichlichem Lebensunterhalt gegeben, bis meine Baarschaft aufgezehrt war, hoffte ich mich wieder auf andere Weise versorgen zu können.

Meine Vorliebe für das Theater fand in Wien reichliche Nahrung und Befriedigung, ja ich fuhr fort selbst einige kleine Versuche im dramatischen Felde zu wagen, die nicht ganz ohne Beifall aufgenommen wurden und mir die Bekanntschaft mehrerer jungen Schriftsteller und Schauspieler verschafften, in deren muntern lebenslustigen Kreisen, erhöht durch die herrlichen Umgebungen Wiens, ich einen Theil meines Kummers vergaß, wenigstens übertäubte.

»Auch den Silvesterabend sollte ich, wie oben erwähnt, in einer solchen Gesellschaft zubringen. Ich war kaum eine halbe Stunde im glänzend erleuchteten Salon meines Freundes, fast unter lauter Bekannten und hatte mir vorgenommen, alle trüben Gedanken für heute zu verdrängen und mein Herz ganz den Freuden der Gesellschaft hinzugeben, als zwei neue Gäste angekündigt wurden; eine kürzlich erst gewonnene Schauspielerin vom Leopoldstädter Theater und deren Gatte, ein Herr von S—. Ich war begierig diese neue Bekanntschaft zu machen, da man mir von der Schauspielerin, die besonders in komischen Rollen als Leichtfertige, Flatterhafte, Coquette stark seyn sollte, schon viel Vortheilhaftes gesagt hatte; wie groß war aber von beiden Theilen die Bestürzung, als sie an der Hand ihres Gatten hereintrat und wir uns erkannten! Es war Niemand anders als die treulose Fanny aus Hamburg, die nach meiner Entfernung sich wieder dem Theater gewidmet und ihren Baron geheirathet hatte. Ich empfahl mich sogleich der Gesellschaft unter dem Vorwand plötzlicher Unpäßlichkeit und eilte in ein Kaffeehaus wo ich mehrere Offiziere meiner Bekanntschaft traf, durch deren Unterhaltung ich mich in meinem Grimm so sehr zu zerstreuen suchte, daß der Champagner nicht gespart wurde, den ich wüthend hinunterstürzte, als wollt' ich alles Gedächtniß an die Verworfene hinwegspülen; hatte aber das Unglück mich zu berauschen, und in diesem Zustande einen der Offiziere auf's Äußerste zu beleidigen, und erhielt sogleich auf den morgenden Tag eine Herausforderung von ihm zugesandt.«

»Es ist schon eilf Uhr! meine lieben Freunde,« sagte Peregrin, nach der Uhr blickend, »ich muß mich daher jetzt etwas kürzer fassen und rascher von einem Neujahr zum Andern überspringen.«

1832

»brachte ich die Neujahrsnacht zu München im Gefängnisse zu, in das mich ein satyrischer Ausfall, den ich auf eine dort bestehende fromme geistliche Gesellschaft mir in einer Brochüre zu Schulden kommen ließ, gebracht hatte. Nachdem ich nämlich am ersten Januar zu Wien im Duell meinen Gegner gefährlich verwundet hatte, barg ich mich eine Zeitlang bei dem Vater meines ehmaligen Zöglings, der in der Nähe der Residenz am Ufer der Donau sich ein neues Landgut gekauft hatte. Mit Empfehlungen von ihm versehen, gelangte ich glücklich nach München, wo mir dieselben Zutritt in die feinsten Zirkel verschafften. Ich machte jedoch wenig Gebrauch davon, da mir die gänzliche Sittenverderbniß im Gewande der heuchlerischsten Religionsfrömmelei in jenen Kreisen fast überall begegnete, und hielt mich am liebsten zu den jungen Künstlern, mich mit ihnen an der unschätzbaren Gallerie und Glyptothek weidend und ihre fröhlichen Feste und Ausflüge theilend. Dabei fuhr ich mit meinen literarischen Arbeiten fort; besonders gelangen mir kleine humoristische oft derb satyrische Aufsätze, die ich in einzelnen Flugschriften unter das Publikum flattern ließ. Eine davon wie schon erwähnt, zog mir viermonatliche Gefängnißstrafe zu. Ich war eben im Begriff meine Augen zu schließen, um die Neujahrsnacht zu verschlafen, als im Nebenzimmer, worin der Gefangenwärter und seine Frau schliefen, sich plötzlich ein gräßlicher Lärm erhob. Die Gefangenwärterin nämlich, die häßlichste Hexe, die ich je gesehen, eine wahre Vogelscheuche, hatte schon längst ihren Mann im Verdacht der ehelichen Untreue, ein Verbrechen, das ihm, der eine solche Megäre zur Xantippe hatte, kein Mann verargen konnte. Fast alle Wochen drei oder vier Mal seit meiner Gefangenschaft gab es daher Gardinenpredigten, die gewöhnlich einige Stunden lang dauerten und worin die gröbsten Schimpfnamen von Seiten beider Gatten nicht gespart wurden. Doch hielt sich der Mann viel mehr in den Gränzen des Anstands als sie, die durch seine ruhigen kaltblütigen Antworten nur um so mehr zur Wuth gereizt wurde. Auch fieng sie stets zuerst den Streit an. So hatte sie auch die letzte Stunde des Jahres gewählt, ihren etwas spät heimgekehrten Gemahl mit einer Flut der pöbelhaftesten Schimpfwörter zu bewillkommen. Unter ihrem Gekreische, Fluchen, Stuhlzusammenwerfen, Herumtoben durch alle Zimmer rückte das Neujahr heran und die erste Stunde desselben ward mit allgemeinem Geheul der aus dem Schlaf geweckten Kinder des zärtlichen Ehepaars, dem Furiengeschrei der Frau und den Verwünschungen ihres Mannes eingeweiht. Nur meine hinübergerufene Drohung, sie morgen beim Gerichte zu verklagen, vermochte wieder einige Ruhe zu schaffen. Dies war eine meiner denkwürdigsten Neujahrsnächte!«

1833.

»Ich feierte diese Neujahrsnacht mit mehreren bairischen Offizieren in einer zur Taverne eingerichteten Baracke am

Fuße der Akropolis zu Athen. Ich war als Untersekretär des Kriegsrathes dem König Otto hieher gefolgt. Welche Gefühle mich auf dieser urheiligen Stätte durchströmten, könnt Ihr Euch denken. Doch war mein Herz voll Heimweh nach Deutschland, wie das aller anwesenden Landsleute gleichfalls. Die Einen seufzten nach den Würsten und nach dem Biere des lieben Münchens, die Andern nach ihrer Familie, ich — nach Margarite, von der ich kürzlich wieder Nachricht erhalten hatte.«

1834.

»Ich lag in dieser Neujahrsnacht krank im Spital zu Innsbruk, fast bewußtlos. Auf meiner Rückreise von Athen in mein Vaterland war hier ein längst in mir glimmendes und durch die Seereise genährtes Nervenfieber ausgebrochen. Unter den wildesten Phantasien, durch die nur zuweilen wie ein leuchtender Friedensengel Margarites Bild schwebte, durchtobte ich die ganze Nacht, und als ich endlich wieder zur Besinnung kam, war schon der Januar des neuen Jahres vor der Thüre.«

1835.

»Unter wenigen auserwählten Freunden feierte ich an der Seite meiner theuren Margarite, jetzt als der glücklichste Gatte von der Welt, die Neujahrsnacht. Ja die über Alles Geliebte war jetzt mein; ich stund auf dem Gipfel aller meiner Wünsche. Nach meiner Wiederherstellung hatte ich nämlich meine Reise von Innsbruk aus schleunig fortgesetzt; zufällig war in Regensburg mir ein Blatt der allgemeinen Zeitung in die Hand gekommen, worin folgender Aufruf stund: »Da Herr Kaufmann S. — (dies war ein weitläufiger Anverwandter meines seligen Vaters) ohne Hinterlassung eines Testamentes plötzlich dahier gestorben ist, so wird dadurch der Einzige uns bekannte nächste Verwandte, Herr Peregrin S. der sich in Griechenland aufhalten soll, aufgefordert, das Erbe des Verblichenen in Empfang zu nehmen, widrigenfalls zu Gunsten des Ärars darüber verfügt werden wird.« Ich eilte sogleich mit Extrapost nach Berlin, und fand eine Hinterlassenschaft von mehr als 50000 Reichsthalern, die mir wie vom Himmel zugefallen waren. Nachdem ich alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht und mein Erbe in sichere Wechsel auf Hamburg verwandelt hatte, machte ich noch einen Abstecher nach Breslau, um dem Schloßverwalter oder vielmehr sein Töchterchen zu besuchen. Das Übrige könnt Ihr denken. Nach einem seligen vierteljährigen Brautstand, während welchem sich immer neue Reize und liebenswürdige Züge an Margarite entfalteten, ward sie meine Gattin und so fand uns der Silvesterabend. Auf den Frühling des neuen Jahres ward unsere Übersiedelung nach Hamburg, meiner Vaterstadt, beschlossen und so seht Ihr mich jetzt, meine wackern theuern Freunde, heute am Silvesterabend

1836

als wohlhabenden Privatmann, angebeteten Gatten der lieblichsten jungen Frau, und glücklichen Vater unsers Erstgebornen, in eurer Mitte. Vor einer Stunde noch besuchte mich der junge Graf aus Prag, mein ehmaliger Zögling, der jetzt auch London besuchen will. Gott der ewige Vater sey gelobt, der mich nach so manchen Abenteuern und Irrfahrten auf dem stürmischen Meere des Lebens endlich in eine so heitere sonnige Frühlingsbucht einlaufen ließ!«

Die Champagnerflaschen knallten, der Perlenschaum tanzt ein den anklingenden Gläsern, begeistert riefen alle Gäste: »Vivat unser Freund Pilgrim und seine holde Margarite, diese Perle der Perlen! Möge der Himmel Dir nun recht viele so heitere Abende schenken wie heute und Dich reichlich entschädigen durch dauerndes Glück für den Wechsel so mancher traurigen Neujahrsnächte!«

»Amen, meine Freunde,« sagte Peregrin und schied unter Thränen und den wärmsten Umarmungen kurz nach dem Glockenschlage Zwölf aus dem traulichen gemüthlichen Zirkel.

Am Silvesterabende 1837 hatten sich die Freunde wieder wie voriges Jahr in ihrem Salon versammelt. Nur ein Stuhl am Tische blieb leer. Er war mit einem schwarzen Flor überhangen. Der erste Toast der ausgebracht wurde, hieß: »Dem Angedenken unseres Peregrins!«

Es war nun einmal sein Schicksal, kein Glück lange zu genießen. Auch in dieser Neujahrsnacht ist er an einem andern Orte, in einer andern Lage. Sein verklärter Geist blickt in diesem Augenblicke aber gewiß lächelnd nieder auf den Kreis seiner Freunde. Der müde Pilger ruht nun aus von seiner langen Wanderung! Leicht sey die Erde über seinem Grabe!

Die Freunde stießen feierlich an und drückten sich stumm die Hände. Eine lange heilige Pause.

1999.

Lustspiel in 2 Akten, von August Palmer.

Personen.

Munkler, Redakteur der allgemeinen deutschen Volkszeitung.
Stadtrath Walerian, sein Freund.
Emma, dessen Tochter.
Heinrich Pianiwitz, Schauspieler, Munklers Neffe und Emmas Liebhaber, tritt auf als:
Chinese,
Hottentotte,
Feuerländer,
O Wischa-Ru, Erbprinz der Diebsinseln,
Engländer,
Deutscher Ritter und
Direktor der Luftschiffahrt.

Das Stück spielt im Jahr 1999.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer. Redakteur Munkler an einem mit Zeitungen und Büchern bedeckten Tische, mit Auszügen für sein Blatt beschäftigt. Er trägt einen langen Schlafrock und eine Perücke.

Munkler.

Das ist ein Geschäft, bis man allen Stoff zur Ausfüllung einer Zeitung jeden Tag beisammen hat. Ehe man sich's versieht, ist der Bursche aus der Druckerei da und begehrt wieder Material. Nun, auf morgen hab' ich schon reichhaltige merkwürdige Nachrichten ausgezogen und zum Druck bereit liegen. Seitdem Eisenbahnen in allen Richtungen sich über die Erde ziehen und die Luftschiffahrt einen so hohen Grad von Vollkommenheit und Sicherheit erreicht hat, ist es eine Freude, wie schnell aus allen sechs Theilen der Welt die Neuigkeiten einlaufen. Was muß vor nur 160 Jahren ein Redakteur für ein langweiliges Handwerk gehabt haben, als noch die Briefpost von Basel nach Frankfurt, z. B., vierzig Stunden lang unter Wegs brauchte, eine Strecke, die jetzt der Dampfwagen in sechs Stunden durchfliegt und das Luftpostschiff in drei!

Doch laß sehn, was wir für Neuigkeiten zusammen gebracht haben.

(Liest in einer drei Ellen langen Zeitung.)

Regensburg, den 1. November. Seine Majestät der Kaiser Friedrich Barbarossa haben heute die erste Jahresfeier Ihrer Auferstehung aus dem Kiffhäuser Berg durch ein feierliches Hochamt im Dom gehalten. Seine Heiligkeit der neue deutsche Papst sind deßhalben bereits gestern aus Köln dahier eingetroffen.

— Seitdem wir wieder einen deutschen Kaiser und einen besondern deutschen Papst haben, ist doch ein ganz anderes Leben im Reiche, als vor hundert Jahren! —

Seine Majestät haben den Beschluß ihre Haupt- und Residenzstadt Regensburg, zum Andenken an den Befreier Deutschlands, Herman, in Arminia umzutaufen, genehmigt und heute den neuen Residenzbau gegenüber der Wallhalla unter dem Geläute aller Glocken bezogen.

Unsere Stadt verschönert sich immer mehr; Paläste reihen sich an Paläste, Prachtgärten an Prachtgärten, an den beiden Ufern der Donau ziehen sich die herrlichsten Lusthäuser und Anlagen hin. Nach der neuesten Erzählung beträgt in Arminia die Häusermenge 20,000 und die Volksmenge 250,000. Unsere Residenz hat besonders durch die hieher transportirten schönsten Münchner Kirchen und öffentlichen Gebäude viel gewonnen. Besonders die Kunsttempel im griechischen Styl nehmen sich im hiesigen, mit deren Klima, viel passender aus, als in dem rauhen widerlichen München.

Potsdam, den 30. October. Seitdem die Städte Berlin, Darmstadt und Karlsruhe durch das Erdbeben im vorigen Jahre im Sande versunken sind, hat man nicht unterlassen fleißig Nachgrabungen zu halten. Man hat schon bedeutende Schätze wieder an's Licht gefördert. Unter Anderm fand man gestern in der Gegend wo das Brandenburger Thor gestanden hat, die herrliche Bildsäule von Professor Tiek, den Dichter Willibald Alexis vorstellend. Leider hat sein Kopf sehr gelitten. Ferner das Brustbild des einst als dramatischen Dichters bekannten, jetzt aber längstvergessenen Vielschreibers Raupach, nebst einem Theil seiner Fabrick. Auch hat man bereits einige Mitglieder der Mittwochsgesellschaft, ganz in Sandstein verwandelt, aufgefunden. Sie sollen in das hiesige Naturalienkabinet kommen und im Saal der versteinerten Affen, die man in den Gebirgen von Tombuktu entdeckte, aufgestellt werden.

München, den 2. Novemler. Gestern wurden nun auch die Pynakothek und Glyptotek, so wie die Basilika nach Regensburg oder Arminia abgeführt. Unsere Stadt verliert zwar ihre größten architektonischen Zierden, so wie die unersetzlichen Kunstwerke der Bildhauerkunst und Malerei, jedoch tröstet sie sich mit dem immer steigenden Flor der Universität und die Erbauung des neuen Bockkellers und zehn anderer großen Bierbrauereien. Die verlornen Kunstschätze ließen sich nicht verschmerzen, wenn wir nicht unser vortreffliches Bier hätten

worin wir alle Lebenssorgen begraben und immer neuen Muth und Geist schöpfen.

Wien, den 1. November. Beinahe fünfzig Jahre sind verflossen, seitdem der sechzigjährige Krieg, zu welchem verheerenden Ungeheuer der unselige Streit über die gemischten Ehen die ersten Feuerstoffe gab, vorüber ist. Auch hier sind die letzten Spuren seiner Wuth, wogegen einst der dreißigjährige Krieg nichts war, nun alle glücklich vertilgt, und über die von den Türken geschleiften Festungswerke grünen wieder herrliche Lustanlagen, auch ist der Prater wieder im alten Stand. Die ganze Lage der Dinge hat sich freilich seit jenem Religionskrieg überall sehr verändert, aber wir Wiener bleiben immer die Alten.

Der neue Stephansthurm ist nun vollendet und viel geschmackvoller als der von den Türken zusammengeschossene, um den es eigentlich nicht sehr schade war.

Die Dampfschifffahrt von Konstantinopel aus in's nordische Meer wird auf's Lebhafteste betrieben. Seitdem die Donau durch den Kanal der Regnitz mit dem Main und Rhein verbunden ist, hat der Handel einen neuen Schwung erhalten.

Warschau, den 1. November. Seine Majestät der König von Polen, hat befohlen, den im Freiheitskampf von 1831 gebliebenen Helden ein National-Denkmal aufzustellen.

Köln, den 3. November. Seiner Heiligkeit unser Papst Sebastian sind gestern Abend von Arminia wieder im besten Wohlseyn dahier eingetroffen. — Der Bau der zweiten Pyramide unsers Domes ist nun seiner Vollendung nahe. — Die Gebeine des vor 150 Jahren zum Himmel gefahrenen Droste Vischering, sind reich mit Gold und Edelsteinen eingefaßt, in einem kristallenen Sarge in der Domkirche beigesetzt worden. Außer dem Schädel, der zu schwach war, der Zeit lange Trotz zu bieten, sind die übrigen Theile des Skeletts ganz wohl erhalten.

Frankfurt a. M., den 3. November. Ahasverus, der sonst unter dem Namen der ewige Jude, in der Welt herum reiste, hat nun hier eine Bank etablirt, durch deren reichen Fonds die ehmalige von Rothschildische, wenn sie noch bestünde, ganz verdunkelt würde. Es sind bereits Herr von Ahasverus'sche Obligationen im Umlauf.

Zu Göthes Denkmal wird fortwährend von Pilgern aller Nationen stromweis gewallfahrtet. Das neue, zunächst daran gebaute Gasthaus, zum Doctor Faust, kann oft die Menge der Pilger nicht fassen.

Es besteht seit vorigem Jahre nun hier auch ein israelitisches Musäum, das bereits mehr Mitglieder zählt, als das christliche.

Brüssel, den 1. May. Seitdem Belgien mit Frankreich vereinigt und Holland von der See verschlungen ist, hat der hiesige Handel sich außerordentlich gehoben. Die Bürger geben sich mit keinen andern Spitzfindigkeiten ab, als neue Zeichnungen zu unsern berühmten Spitzen zu erfinden.

An der Stelle, wo ehemals Amsterdam stand, hat sich aus dem zusammengeschwemmten Käse, des versunkenen Landes, eine ganze Insel gebildet, die den Namen Neu-Neu-Holland führen wird. Es hat sich bereits eine große Kolonie von — Würmern darin angesiedelt.

London, den 1. November. Durch den schon vierzehn Tage hier herrschenden dichten Nebel, gegen den alle Luftpumpen und Kanonenschüsse Stümper geblieben sind, hat der spleen so sehr unter den Einwohnern überhand genommen, daß sich während dieser zwei Wochen fünf tausend Personen um's Leben gebracht haben.

Paris, den 2. November. Die Ruhe ist vollkommen wieder hergestellt. Es ist gerade, als ob niemals eine Septemberrevolution hier gewüthet hätte. Das Volk ist zufrieden. Daß wir von nun an keinen lebendigen König mehr brauchen können, sieht Jeder klar ein, und vom nächsten Jahr an wird eine kunstreich aus Wachs verfertigte, mit allem Fürstenpomp bekleidete Figur auf dem Throne sitzen. Nur durch einen König von Wachs kann das Wachsthum der Nation gedeihen. Aller Widerspruch hat nun aufgehört, solch ein König stimmt immer mit dem Ministerium überein.

Die Schriften des Satyrs Saphir sind neuerdings in's Französische übersetzt worden. Alle Wortspiele sind auf das Glücklichste wiedergegeben.

Madrid, den 1. November. Die Türken haben nun, nachdem sich durch ihre bisherigen Bürgerkriege die Spanier alle bis auf den letzten Mann selbst aufgerieben haben, mit Bewilligung der verbündeten Mächte dies unglückselige Land zum Ersatz für ihr an Griechenland abgetretenes Gebiet bezogen und werden Alhambra zur Hauptstadt machen. Der neue Großherr zeigt viel Energie und hat unter anderm freisinnigen Erlassen den Genuß des Weins dem ganzen Volk erlaubt, das nun in Spanien die reichsten Quellen davon besitzt.

Rom, den 1. November. Seine Majestät der König von Italien, haben die Feldherren Spurius, Labidus und Scipio Pericula für das nächste Jahr zu erwählen und die Zahl der Senatoren auf 200 zu erhöhen geruht. Vom Neujahr 2000 an ist die Hofsprache Lateinisch

Konstantinopel, den 31. October. Seine Majestät der Kaiser Anastasius von Griechenland haben, nach Umwandlung des Serails in einen christlichen Palast, nun diese neue Resi-

denz bezogen. — Die Univerſität Athen hat neue Privilegien und Hilfsfonds erhalten. Athen glänzt, nach den neueſten Nachrichten, wieder wie zur Zeit ihrer höchſten Blüthe im Alterthum, verherrlicht durch Prachttempel und Kunſtanſtalten aller Art! Das Pantheon und die Akropolis ſind unerreichte Meiſterwerke.

Petersburg, den 1. November. Der Hof hat unſere Stadt bereits verlaſſen und die Winterreſidenz Moskau wird nächſtens wieder durch die hohen Herrſchaften belebt werden. Eine Ukaſe unſers allergnädigſten Kaiſers hat nun die Geſtattung der aller unbeſchränkteſten Preßfreiheit und die Abſchaffung der Knute bekannt gemacht.

Neuſydney, den 28. October. Im Innerſten unſers nun ſo ziemlich durchforſchten und bekannten Welttheils, iſt ein neuer See ganz von Tinte, zwei Stunden lang und breit, entdeckt worden. Die Regierung hat beſchloſſen, eine allgemeine Landesuniverſität an ſeinen Ufern zu gründen. Die meiſten Profeſſoren dazu werden aus Deutſchland verſchrieben; das Baden im See wird ihnen ausſchließlich als Privilegium zuerkannt.

Columbia, den 29. October. Die vereinigten Staaten haben beſchloſſen, auch dem ganzen Nord-Amerika den Namen ihrer Hauptwelttheilcongreßſtadt zu geben, zum Andenken ſeines Entdeckers.

Jeruſalem, den 30. October. Unſer neues Münſter zum heiligen Grab hat oft nicht Raum genug für die Menge der überall herzuſtrömenden Pilger.

Ja ja, es ſind in den letzten 150 Jahren große Dinge vorgegangen! Die Weltgeſchichte hat wenig Ähnliches früher aufgewieſen. Wie ſchön und feſt iſt nun das europäiſche Gleichgewicht hergeſtellt. Auch wird kein Blut mehr durch Kriege vergoſſen und kein Land mehr durch dieſelben verheert werden, ſeitdem alle Fürſten im Frieden nach dem ſechzigjährigen Kriege ſich wechſelſeitig geſchworen haben, alle künftig vorfallenden Streitigkeiten durch das Schachſpiel auszumachen (es klopft). Herein!

Zweite Scene.

Plankwitz. — Munkler.

Plankwitz trägt einen hohen ſpitzigen Tyrolerhut, einen Frack deſſen Schöße bis auf den Boden reichen, mit Puffärmchen, und Beinkleider von grüner Seide mit gelben Stiefeln. Die Haare gebunden in einen langen Zopf, woran ein Riechfläſchchen hängt.

Plankwitz.

Guten morgen, lieber Oheim! Schon recht fleißig, wie ich ſehe!

Munkler.

Schon ſeit heut frühe um vier Uhr bin ich mit Auszügen für mein Blatt beſchäftigt. Vor lauter Ausziehen komm' ich gar nicht zum Anziehen.

Plankwitz.

Ich bin gekommen, lieber Oheim, um mir Troſt und Rath oder Hilfe bei Ihnen zu erholen. Ich habe Ihnen Wichtiges zu vertrauen. Laſſen Sie mich mein kummervolles Herz in das mir ſtets ſo väterlich ſchlagende Ihrige ausſchütten.

Munkler.

Rede, mein lieber Neffe. Du weiſt ja, daß ich immer für dein Wohl Alles aufbieten werde, was nur in meinen Kräften ſteht!

Plankwitz.

Für's Erſte muß ich Ihnen ſagen, daß ich vom Direktor ſo eben meine Aufkündigung erhalten habe und eine Anſtellung an einer andern Bühne zu ſuchen genöthigt bin, zu welchem Organ ich mir ein Plätzchen in ihrer Zeitung erbitte!

Munkler.

Herzlich gern! Aber um Himmelswillen, was iſt die Urſache deiner Verabſchiedung? Haſt Du Streit mit dem Direktor gehabt?

Plankwitz.

Sie wiſſen, lieber Oheim, was für eine Düftelei und welcher Kaſtengeiſt bei hieſiger Bühne herrſcht! Heutzutage muß jedes menſchliche Gefühl, jede Leidenſchaft, jeder Charakter, jede Lächerlichkeit ihren beſondern Schauſpieler haben, der keine andere Rollen ſpielen darf! Man hat alſo für Eiferſucht, einen beſondern Darſteller, für Neid einen Beſondern, für Geiz einen Beſondern, für jeden der beſondern Grade des Haſſes oder der Liebe einen Beſondern, für den Zorn, Wahnſinn, Aberglauben, Stolz, Edelſinn u. ſ. w. für jeden einen beſondern Mann, für die Ruhmſucht, Eigennützigkeit, Spielſucht, Plauderhaftigkeit, Verſchwendung, Gutmüthigkeit, Trägheit, für jedes Temperament, für jede Kunſt, jedes Handwerk oder Gewerbe, kurz für alles Einzelne, was der Menſch ſeyn oder nicht ſeyn kann, einen beſondern Schauſpieler. Nun hab' ich bisher zu allgemeiner Zufriedenheit das Rollenfach der in der erſten Liebe ſchwärmenden Jünglinge geſpielt, und ſollte dieſes an einen jüngern ſoeben friſch engagirten Schauſpieler abtreten und dagegen das Fach der unerhört ſeufzenden Liebhaber übernehmen, worin ich gar nicht geübt bin.

Munkler.

Das glaub' ich. Du biſt in der Wirklichkeit immer günſtig erhört worden.

Plankwitz.

Hören Sie nur weiter! Also deswegen weigerte ich mich schon. Ferner wurde mir, der ich doch so ganz in allen meinen Bewegungen sicher und geübt bin, vom Intendanten zugemuthet, mich, wie die übrigen Schauspieler an unserer und anderen deutschen Bühnen, in den Proben an Fäden ziehen und lenken zu lassen. Jeder Schauspieler bekommt nämlich jetzt an jedem Gliede seines Körpers, an Hals, Arm, Fuß ꝛc. überall eine Schnur festgebunden; wo nun in der Probe der Arm gehoben, der Fuß vor- oder zurückgezogen, der Kopf gedreht, oder sonst eine Bewegung, wie sie der Dichter angibt, Statt finden muß, da wird jedesmal vom Direktor mit dem Bindfaden, da oder dort, wo's nöthig ist, hinter der Coulisse, an ihm gezogen, so daß er gleich weiß, welches Glied er bewegen, welchen Gemüthszustand er ausdrücken soll. Aber gegen dies Marionettenspiel empörte sich mein Innerstes und ich gerieth in heftigen Wortwechsel mit dem Intendanten, der mich drei Monate lang nicht auftreten ließ. Endlich bekam ich wieder eine Rolle. Mit lautem, ja donnerndem Jubel des zahlreich versammelten Publikums, gleich beim Hervortreten, empfangen, sprach ich einige tiefgefühlte Worte des Dankes und der innersten Rührung aus. Nach Beendigung des Stückes stürmisch herausgerufen, ward ich sodann zum Intendanten beschieden, der mir das Verbot ertheilte, jemals wieder auf hiesiger Bühne aufzutreten, weil ich das Publikum nur zur Widerspenstigkeit reize. Tags darauf wurden zur Strafe desselben alle Eintrittspreise um ein Drittel erhöht.

Munkler.

Das ist eine schöne Geschichte! Nun, es hat sich dabei doch niemand Blößen gegeben und lächerlich gemacht, als die Intendanz!

Plankwitz.

Der Teufel mag's bei einem solchen Theater aushalten! Überhaupt befindet sich heutzutage das ganze deutsche Bühnenwesen, mit seltenen Ausnahmen, im kläglichsten Verfalle. Kein Schauspieler hat mehr Achtung vor der Reinheit und Würde der Kunst. Geld, nur Geld, schreit Alles; die Rollen werden mechanisch, handwerkmäßig herabgehaspelt; der fürchterlichste Kastengeist trennt alle Mitglieder. Außerhalb der Bühne will es sich Keiner ansehen lassen, daß er ein Priester Thalia's ist, jeder schämt sich gleichsam seines Standes, er sucht ihn zu verbergen, jeder will eher in der Gesellschaft für einen Baron oder Staatsbeamten gelten, als für einen Mimen. Keine Rolle wird mehr durchdacht, in den Geist des Dichters nimmer gedrungen, von Begeisterung ist keine Spur, Alles wird oberflächlich abgemacht, wie wenn's eben nur wäre, um gleich wieder mit der gehässigen Arbeit fertig zu werden!

Munkler.

Leider hast Du nur zu sehr Recht!

Plankwitz.

Wo studirte jetzt noch ein Schauspieler ein anderes Buch, einige Klassiker oder sonst noch was zu seiner Bildung? Wenn er seine Rolle oberflächlich memorirt hat, so läuft er in seinen Musestunden in allen Kaffeehäusern, Promenaden herum, reitet aus, fährt spazieren, verthut sein Geld, macht Schulden, kurz, spielt so gut er kann den Bon vivant! Aber stets fürchtet er sich vor nichts mehr, als: den Komödianten irgendwo durchblicken zu lassen.

Munkler.

Zu jenen Zeiten, z. B. im achtzehnten Jahrhundert, als die Schauspieler noch nicht in ihrer äußern Stellung die Achtung und das Ansehen genoßen, wie jetzt, als sie noch meistens abgeschlossen wie eine besondre Kaste, außer an den Theater-Abenden, von jeder näherer Berührung mit dem Publikum bleiben mußten, als noch ein abenteuerliches an Erfahrung reiches Leben voll Mühseligkeiten und schnell wechselnder Genüsse war, damals wandten sie sich auch dafür mehr der heiligen Kunst zu, sie suchten bei der reinen göttlichen Muse für die Verachtung Ersatz, die das Vorurtheil des übrigen Volks gegen ihren Stand äußerte. Und sie fanden Ersatz! Die Kunst belohnte sie stets für ihren Eifer. Auch unter sich lebten sie angenehm; manche Gesellschaft war damals nicht wie jetzt, wie Katzen und Hunde unter sich, nein sie hielt zusammen, sie betrachtete sich wie eine Familie, deren Vater und Bildner der gewandte Direktor war. Und sie mußten auch eigentlich zusammenhalten, da sie, wie gesagt, im äußern Leben keine Stützen unter den übrigen Ständen fanden. Welche Talente blühten in jenen fernen Zeiten! Wer hört nicht noch mit heiligem Schauer die Namen Schröder, Ekhoff, Iffland, Beil, Beck. Mit Esslair erlosch der letzte große glänzende Stern.

Plankwitz.

Ja, leider ist es bedeutend Nacht geworden am theatralischen Himmel! Das Feuerwerk in den Opern muß dagegen um so öfter Ersatz für anderes Licht gewähren!

Munkler.

Die Opern werden zuletzt noch alles übrige verschlingen, Lustspiel, Schauspiel, Drama!

Plankwitz.

Der Aufwand für eine einzige Oper kostet mehr als für

zwanzig gute Schauspiele. Je mehr Dekorationen, prächtige Kostüme, künstliche Maschinenwunder, Feuerwerk, Ballete 2c., desto lieber ist's dem Publikum. Es ist ganz verwöhnt durch lauter Sing und Sang, Kling und Klang, Piff und Paff, Zisch und Zasch!

Munkler.

Aber Du wolltest mir ja noch etwas Anderes vertrauen.

Plankwitz.

Ach ja! Vor lauter Eifern gegen das Theaterwesen, hätt' ich beinahe meine Herzens-Angelegenheit vergessen! Onkel! ich bin verliebt!

Munkler.

Das ist mir nichts Neues! Ich möchte einmal wissen, wenn Du's nicht wärst?

Plankwitz.

Sterblich verliebt! Nein, diesmal ist es mir völliger Ernst! Auf Ehre! keine bloße Liebelei, sondern innige, wahre, glühende Liebe! Feste Ansichten! Heurathen! Vernünftiger leben! O helfen Sie mir, Herzens-Onkelchen!

Munkler.

Wenn es Dir diesmal Ernst und der Gegenstand deiner Liebe ein würdiger ist, recht gern! Vorerst muß ich aber wissen, in wen Du verliebt bist!

Plankwitz.

In die Tochter Ihres alten Freundes!

Munkler.

Melerians?

Plankwitz.

Ach ja! in die liebenswürdige Emma.

Munkler.

Nun, und sie?

Plankwitz.

O an ihr fehlt's nicht! Wir sind schon längst einig miteinander! Aber der alte Stadtrath, puh! Was machte der für ein Gesicht, als er hinter unsern Liebeshandel kam!

Munkler.

Das kann ich mir vorstellen!

Plankwitz.

Ein Schauspieler! — rief er — ein Schauspieler! Der wird nun und nimmermehr mein Eidam! Ich will meine Tochter nicht unglücklich machen! Lieber einen Krämer!

Munkler.

Du hast also schon bei ihm um Emma's Hand angehalten?

Plankwitz.

Ja wohl! anhaltend hab' ich angehalten! Aber umsonst. Der alte Geizhals will seine Tochter nur einem eben so reichen Mann geben, als er selbst ist!

Munkler.

Armer Neffe! Da hast du schlechte Aussichten, trotz den besten Absichten und Ansichten.

Plankwitz.

Melerian ist Ihr vertrautester Freund, lieber Onkel! Sie vermögen Alles über ihn. Reden Sie mit ihm über meine Liebe, sagen Sie....

Munkler.

Ich kenne aber seine Starrheit und Unbeugsamkeit in manchen Eigenheiten! Als Schauspieler darfst Du Dir durchaus keine Hoffnung mehr auf Emma's Hand machen.

Plankwitz.

So sagen Sie ihm, ich entsage dem Theater, hier ist mein Abschied, zeigen Sie denselben ihm zur Bekräftigung vor....

Munkler.

Das wird er allerdings billigen, aber dann auch fragen: Von was will nun der junge Mann leben? Soll ich meine Tochter einem ganz vermögenslosen Menschen geben, der ihre Mitgift vielleicht in ein Paar Jahren durchputzt?

Plankwitz.

O Geld! o Geld! Du Lokomotiv aller Herzen!

Munkler.

Früher war er noch viel geiziger als er jetzt ist! Seitdem im Volk das Gerücht herumgeht, daß in der ersten Stunde des nächsten Jahres, also mit dem Glockenschlage von Anno 2000 die Welt untergehen und das ewige Reich anbrechen wird, ist Melerian ganz anders geworden. Er hat viel Geld in die Spitäler und an Arme gegeben, er ist ganz weichherzig und demüthig geworden — bigott und abergläubisch ist er ohnehin schon in hohem Grad; ich wette, daß er nicht wenig an Erfüllung jener Prophezeihung glaubt?

Plankwitz.

Ist's möglich? Er könnte glauben, daß mit dem Jahre 2000 die Welt untergeht?

Munkler.

Wenn er es auch nicht grade ganz fest glaubt, so fürchtet er

es doch gewiß! Er beschäftigt sich seit einiger Zeit viel mit der Offenbarung Johannis, liest alle Commentarien und andere Schriften darüber, versenkt sich in mystische Bücher, wird gleichgiltig gegen sein Äußeres, er hat mir sogar jüngst einen Korb Flaschen von den besten Weinen seines Kellers gespendet — eine unerhörte That. Bei mir sucht er dagegen wieder Trost um seine Angst einzulullen.

Plankwitz.

Onkel! Ein köstlicher Plan formt sich in mir! Sie können helfen; lassen Sie uns die Stimmung, die Furcht Melerians vor dem Ende der Welt, seinen Aberglauben und Bigottismus, und seinen dennoch so großen Schrecken vor dem Tode, und seine Lebenslust nützen! Nicht wahr, er hängt dennoch sehr am Leben?

Munkler.

Und wie! Nichts wär' ihm fürchterlicher als von einem Leben scheiden zu müssen, woraus er eigentlich wenig Genüsse zu schöpfen versteht. Doch laß deinen Plan hören!

Plankwitz.

Wir Beide müssen ihn in seiner Furcht vor dem Weltende zu bestärken suchen. Sie, als Redakteur, erhalten ja ohnedieß immer die ersten Nachrichten aus allen Theilen der Welt. Nun geben Sie Achtung: Machen Sie ihm weiß, ich habe mich mit einer Gesellschaft, die aus den verschiedensten Nationen der Erde sich gebildet habe, zu einem neuen Luftschiff-Aktienverein, verbunden, indem ich die unschätzbare Erfindung gemacht habe, über die Athmosphäre unseres Planeten hinauszufahren, und mir schmeicheln dürfe, den Mond zu erreichen, wo wir vor dem Einsturze dieser Erde ganz im Sichern wären. Kurz vor zwölf Uhr in der Silvesternacht soll das Luftschiff bereit stehen; unter der Bedingung, daß mir vor der Auffahrt die Hand Emma's schriftlich von ihm zugesagt werde, wenn ich ihn in Sicherheit in's Jahr 2000 hinüberschaffe.

Munkler.

Ha ha ha ha! Ich glaube, Du bist toll geworden! Woher willst Du denn die Personen aus den verschiedenen Nationen der Erde nehmen, und woher das Luftschiff!

Plankwitz.

Dafür lassen Sie mich nur sorgen, lieber Onkel; ich habe ja meine eigene Garderobe, die Personen, die spiel' ich alle selbst, und zum Luftschiff muß eine alte Portechaise dienen! Das Nähere sag' ich Ihnen später ausführlich! Bereiten Sie jetzt nur den Alten tüchtig auf den Untergang der Erde, nicht auf den der ganzen Welt, ~~der;~~ denn den Mond brauchen wir nothwendig.

Munkler.

Aber der alte Melerian wird nicht so leicht in die Falle gehn.

Plankwitz.

Wir haben heute den dritten November. Bis zum 31. Dezember haben Sie Zeit genug ihn vorzubereiten und seine Lebenslust noch mehr zu spannen. Stellen sie sich ja selbst ganz überzeugt vom Untergange, der uns droht. Ihnen glaubt er Alles. Nun will ich gehen, meine Costüme holen, und sie Ihnen vorzeigen! Adieu indessen! Ich bin gleich wieder da!

Dritte Scene.

Munkler, allein.

Der Mensch hat ein Gehirn im Kopf, das ein wahres Nest aller tollen Streiche und Abenteuer ist. Nun ich war auch so in meiner Jugend; und da von seinem Luftunternehmen sein Glück abhängt, will ich ihm gern die Hand dazu bieten. Sonst taugten alle seine Luftschlösser nicht viel! Zu dem kann dem alten Melerian eine kleine Strafe für seinen Geiz, seinen Aberglauben und Bigottismus in unsrer aufgeklärten Zeit eben nichts schaden. (Es klopft.) Herein!

Vierte Scene.

Emma. — Munkler.

Emma.

Guten Morgen, lieber Herr Munkler!

Munkler.

Ei, recht guten Morgen, liebes Kind! Das ist schön, daß Emma den alten Freund ihres Vaters auch einmal besucht!

Emma.

Ach! ich habe mich mit Mühe und Noth daher gestohlen. Ich komme, lieber väterlicher Freund, Sie um Rath und Beistand in einer — Angelegenheit zu bitten — die

Munkler.

Die sehr mit der Ruhe und dem Frieden Ihres Herzchens verknüpft ist, nicht wahr. Ich habe soeben auch von meinem Neffen, dem jungen Plankwitz, eine Beichte anhören müssen.

Emma.

War Heinrich schon da! O ich sehe schon, Sie wissen Alles,

bester Herr Munkler. Nicht wahr, die Beichte hatte mich zum Inhalt?

Munkler.

Seyen Sie ruhig, liebes Kind! Nur Muth! Ich weiß Alles! Sie lieben meinen Neffen!

Emma.

Ach!

Munkler.

Nun, er ist ein trefflicher Junge. Nur ein so liebenswürdiges Mädchen, ein so sanfter kluger Engel wie Sie, kann ihn glücklich machen. Er ist freilich ein bischen lustiger Natur.

Emma.

O theuerster Herr Munkler! Er wird gewiß ganz solide werden! Was vermag die Liebe nicht!

Munkler.

Aber was wird mein alter Freund, Ihr Herr Papa dazu sagen?

Emma.

Ach! er hat schon nur zu viel dagegen gesagt! Das ist's aber, warum ich mir ihre Hilfe, ihren Trost erbitten wollte!

Munkler.

Mein Neffe hat mir bereits die ganze Lage der Dinge vertraut; doch, wie gesagt, fassen sie frische Hoffnung, wir haben bereits unsern Plan entworfen.

Emma.

Welchen Himmel erschließen Sie mir, theuerster, vortrefflichster Herr Munkler. Und der Plan?

Munkler.

Nur stille! Nachher! Ich höre meinen Neffen kommen. Er bringt schon ein Paar Materialien zur Ausführung des Plans mit!

Fünfte Scene.

Plankwitz. (Mit einem Bündel Kleider.) — Die Vorigen.

Plankwitz.

Hier, bester Onkel, sind Chinesen, Lappländer, Hottentotten, Engländ.... Wie! Emma! Du hier! O mein geliebtes Mädchen!

Emma.

Ich dachte deiner Beichte zuvorzukommen; Herr Munkler war aber bereits schon im Besitz unseres Geheimnisses!

Munkler.

Nun, theile deinen Plan deiner Geliebten mit! Doch kommt in's Nebenzimmer, liebe Kinder! Hier könnten unsre Abgesandten aus allen sechs Welttheilen gar leicht belauscht oder überrascht werden.

Plankwitz.

(Der heimlich eine chinesische Kopfhaut mit langem Zopf aufgesetzt hat.)

Ho—su—Tsching—Hang!

Komm' — Komm'!

(Gelächter; Alle ab.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug. — (Silvesterabend.)

Erste Scene.

Zimmer bei Munkler, wie im ersten Akt.

Munkler. — Plankwitz.

Munkler.

Melerian und Emma werden gleich kommen. Hast Du Alles bereit? Ich meines Theils habe den Alten trefflich bearbeitet; er glaubt nun steif und fest an den Untergang unseres Globus! Auch hab' ich köstlichen Punsch bestellt, um ihn nach der Heimatfahrt noch etwas heiterer zu stimmen. Es handelt sich jetzt nur noch darum, daß wir ihn bereden, sich mit uns zu retten und vorerst euern Ehekontrakt zu unterzeichnen! Kurz vor zwölf Uhr muß er das Luftschiff besteigen.

Plankwitz.

Wenn er drin sitzt mit verbundenen Augen, so lassen wir's heraufziehen und nach einer Weile wieder herab, so daß er dann glauben muß, wir seyen im Mond gelandet. Ich habe einige spanische Wände hier im Nebenzimmer bereit, die stellt man dann rings um die Portechaise her, farbige Lampen und griechisches Feuer müssen auch zum Zauber beiwirken.

Munkler.

So geh' und kleide Dich nun an! Aber spiel' deine Rollen gut, hörst Du! Nur ernsthaft geblieben!

Plankwitz.

O Sie sollen sehen, welch ein ausgezeichneter Schauspieler ich bin!

Munkler.

Das wird eine Lust geben, wenn wir den Alten zur Auffahrt überreden können.

Plankwitz.

Er war sonst immer sehr hitzig und auffahrend, also kann er jetzt auch ein Bißchen auffahren. (Ab, in's Nebenzimmer.)

Zweite Scene.

Stadtrath Melerian. — Emma. — Munkler.

Munkler.

Ah! willkommen, willkommen! Ach! vielleicht zum Letztenmal!

Melerian.

Es ist also keine Hoffnung mehr, lieber Freund! Gott! o Gott! schon naht sie heran die fürchterliche Stunde! Wie steht's mit Ihnen? Was macht Ihr Seelenzustand? Hat Ihnen die Religion ihre Trostgründe gereicht? O Gott! ich bin ein armer Sünder!

Munkler.

Was mich betrifft? Ich bin ziemlich gefaßt! Hab' ich doch keine Familie! Aber Sie! O wie bedaur' ich die holde liebenswürdige Emma!

Emma.

Wir werden uns wiedersehen über den Trümmern dieses Erdballs. Wir werden lächeln über diesem Chaos! Mir ist nicht bange. Die himmlischen Heerschaaren winken schon grüßend mit ihren Palmen uns zu!

Melerian.

Du hast gut reden! Du bist noch ein unschuldiges Kind! Aber wir! Aber wir arme Sünder! Nun ich habe herzlich Alles bereut; vielleicht darf ich noch Gnade hoffen!

Munkler.

Trösten Sie sich! Seyen Sie stark.

Melerian.

Ich habe schon all mein Vermögen, Gold und Obligationen, zusammengepackt und will es den Armen vermachen.

Munkler.

Aber wozu denn dieß? Bedenken Sie denn nicht, daß mit dem Glockenschlag zwölf dieß gebrechliche Gebäude, dieser irrende Stern, worauf wir bisher selbst herumirrten, zusammenstürzen und Alles unter seinen Trümmern begraben wird?

Melerian.

O Gott! Ach! leider hab' ich dieß im Augenblicke nicht bedacht! Sie sind also fest überzeugt daß —

Munkler.

Ich zweifle nicht länger daran! Von allen Seiten laufen täglich Nachrichten ein, die die Erfüllung der Prophezeihung nicht länger bezweifeln lassen!

Melerian.

Wehe! Wehe!

Munkler.

Mein Neffe Plankwitz, der früher Schauspieler war, aber seit etwa vier Wochen mit einer Actiengesellschaft die Direktion der Luftschifffahrt übernommen hat, gab mir zwar noch einen Strahl von Hoffnung, aber ich weiß doch nicht recht —

Melerian.

Wie! Hoffnung! Hoffnung! sagen Sie! O reden Sie! Schnell! Worin besteht dieser Strahl! Gott! wenn noch eine Möglichkeit zur Rettung vorhanden wäre —

Munkler.

Mein Neffe will das Geheimniß erfunden haben, über die Atmosphäre unserer Erde hinaus mit dem Luftschiff zu dringen. Ist dem so, so ist es ihm ein Leichtes den Mond zu erreichen

Emma.

Ach! der Mond! dort muß es herrlich seyn! Welch köstliches Gefühl muß es dort seyn, immer im Mondschein spazieren gehen zu können!

Melerian.

Hat er Ihnen das Geheimniß vertraut?

Munkler.

Nein, er besitzt nicht. Jedoch behauptet er, vorgestern Nachts in einer Stunde, sobald er die Gränze unserer letzten Luftschichte erreicht hatte, 40000 Meilen weit hinaufgefahren, und also dem Monde auf 10000 Meilen nah gekommen zu seyn!

Melerian.

Wär's möglich! Gott! wo ist ihr Neffe! Kann ich ihn nicht sprechen? Lassen Sie ihn kommen!

Munkler.

Das wird Ihnen wenig helfen! Er scheint von Ihnen auf's Tiefste beleidigt worden zu seyn!

Melerian.

Ach ja! Er machte Ansprüche auf Emma! Es ist wahr, ich bin ihm etwas grob begegnet! — Aber wie konnte er auch als Schauspieler es wagen, um meine Tochter zu werben —

Emma.

Vergessen Sie nicht, lieber Vater, daß in einigen Viertelstunden bald jeder Standesunterschied aufgehoben seyn wird!

Melerian.

Barmherziger Himmel! Mußt Du mich wieder daran mahnen? Ach! lieber Munkler, Ihrem Neffen verzeih' ich von ganzem Herzen! Aber lassen Sie ihn doch rufen, ich beschwöre Sie! Vielleicht kann er uns noch aufnehmen in sein Luftschiff!

Munkler.

Er wird nicht länger mehr ausbleiben, denn die Mitglieder der Luftschifffahrtsgesellschaft kommen hier im Nebenzimmer zusammen; auch will mein Neffe von hier aus auffahren.

Melerian.

O wenn's möglich wäre, daß wir gerettet werden könnten! — Ich will die Kiste die den größten Theil meines Vermögens, meistens Gold und Assignationen, enthält, sogleich holen. Gut daß wir so nahe beisammen wohnen! Ich bin gleich wieder da! (Ab.)

Dritte Scene.

Munkler. — Emma.

Munkler.

Er geht richtig in die Schlinge!

Emma.

Aber lieber Herr Munkler. Es ist eigentlich doch Betrug im Spiel! Gott! wie wird mein Vater zürnen, wenn er sieht, daß die Welt nicht untergegangen ist!

Munkler.

Im Gegentheil! ich denke, daß ihm dieß die größte Freude machen soll!

Emma.

Aber die Täuschung mit dem Luftschiff! Die Vorspieglung einer Landung im Monde!

Munkler.

Liebes Kind! Leider müssen wir zu dieser kleinen List unsere Zuflucht nehmen. Es gilt ja Ihr und Heinrichs Glück. Bedenken Sie, welche schlimme Tage Sie bisher seit dem Tode Ihrer guten Mutter in Ihres Vaters Hause erlebt haben, wie viel Sie von seinen Launen, seinem Geiz, seinen bigotten Ansichten leiden mußten; bedenken Sie, daß Ihr Vater vielleicht einst gar im Stande wäre, Sie des Geldes wegen einem Manne zu opfern, den Sie nie lieben könnten, vielleicht einem Greisen oder einem rohen Barbaren —

Emma.

Ach! ich darf gar nicht daran denken! Es ist wahr, ich habe schon viel gelitten; doch, er ist mein Vater, ich kann ihn nicht hassen, bloß fürchten —

Munkler.

Still! er kommt schon wieder! Ich will nun den Punsch befehlen! Wir wollen noch das alte Jahr verherrlichen! (Schellt.)

Ein [illegible] bringt die Punschbowle, Gläser, rc.

Vierte Scene.

Die Vorigen. — Melerian

(mit zwei Trägern, die Kisten und [illegible] bringen).

Melerian.

So! da bin ich schon wieder. Hier ist der größte Theil meines Vermögens. Gold und Silber, Kleinodien, Bank-Assignationen —

Munkler.

Was wollen Sie mit den Bank-Assignationen im Mond machen? Dort werden sie wohl nicht giltig seyn!

Melerian.

Ach Gott ja! Sie haben Recht! Daran hab' ich schon wieder nicht gedacht! Nun, eingepackt sind sie einmal!

Munkler.

Lassen Sie uns die letzte Stunde, die uns vielleicht noch bleibt, recht fröhlich miteinander feiern. (Schenkt ein.)

Auf Wiedersehen! Jenseits der Sterne oder vielleicht im Monde! (Sie stoßen an.)

Melerian.

Ach! mir ist die Kehle fast ganz zusammengeschnürt! Ach, der Punsch ist doch gut; er flößt mir neuen Muth und Hoffnung ein!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. — Plankwitz

(als Engländer mit einem [illegible] mit großem [illegible], braune Jacke von [illegible], weite Pantalons, [illegible]. [illegible].)

Engländer.

Wo ist Mister Plänkwitz? Hm! Ist the Luftship parat? Hm! I Fallschirm mitbracht ab! Auch a new invention von mir! Mit Slipahtieren!

Munkler.

Sie wollen die Luftfahrt auch mitmachen?

Engländer.

Yes! I schon mal bin aufgeflogen im Luftschip! I bin gefahren schon von Dover at Calais! Yes! Wo is Mister Plankwitz? Hm?

Munkler.

Spazieren Sie nur gefälligst hier ins Nebenzimmer, Mylord! (Engländer ab.)

Melerian.

Der Engländer hat mir wieder gute Hoffnung gemacht. Wenn die bei der Seefahrt so viel Glück haben, warum sollt' es in der Luft sie verlassen?

Munkler.

Ja, ein Engländer geht nicht leicht ein Unternehmen ein, das ihm nicht guten Erfolg verbürgte.

Emma.

Ein Engländer bricht nicht so leicht den Hals. Er ist gar halsstarrig!

Melerian.

Mir ist wirklich viel leichter!

Sechste Scene.

Die Vorigen. — Plankwitz

(als deutscher Heermeister, mit dem rothen Kreuze der Kreuzritter auf dem weißen Mantel).

Ritter.

Zur rechten Stunde bin ich noch eingetroffen um das Luftschiff zu besteigen! Ich glaubte schon, ich käme zu spät. Ich ward so lang in Jerusalem zurückgehalten!

Munkler.

Sie kommen so eben aus Palästina?

Ritter.

So eben! Wir haben unserer hundert Ritter einen kleinen Kreuzzug gegen die noch dort wohnenden Juden unternommen, die das heilige Grab verhöhnt hatten; vor acht Tagen wurden dieselben in einer großen Feldschlacht aber völlig geschlagen.

Melerian.

Sie waren noch vor acht Tagen in Palästina?

Ritter.

Freilich! Mit unsern Luftschiffen nach der neuen Erfindung des Hrn. Plankwitz war die Reise nur eine Kleinigkeit! Wir haben die Hauptreliquien des heiligen Grabes abgeholt, um dieselben im Monde wieder in einer besondern Kirche zu verwahren!

Melerian.

Sie reisen also auch mithinauf?

Ritter.

Allerdings; und ich zweifle nicht am glücklichen Erfolg unserer Fahrt, da die neue Erfindung sich als unfehlbar bewährt hat. Doch wo ist Hr. Plankwitz?

Munkler.

Spazieren Sie nur hier ins Nebenzimmer, Hr. Ritter!

(Ritter, vor Emma auf's Knie sich niederlassend.)

Holdseliges Fräulein! darf ich Sie bitten, hier dies Sina-Röschen, das ich selbst auf dem heiligen Berge gepflückt habe, von meiner Hand anzunehmen?

Emma.

Sehr galant, Herr Ritter! Ich danke herzlich für diese heilige Gabe. (Der Ritter küßt ihre Hand und geht ins Nebenzimmer.)

Melerian.

Das ist ein recht artiger Mann das! Auch der zweifelt nicht im Mindesten an einer glücklichen Fahrt!

Emma.

Ach! das schöne Röschen! Vielleicht könnte ich Wunder mit bewirken?

Melerian.

Gib es mir, ich will es in meiner Brieftasche zwischen Seidenpapier aufbewahren; ich bin doch nicht so weltlich gesinnt als Du; wer weiß, vielleicht ist es ein Talisman, der uns in der nahenden Gefahr schützt!

Emma.

Hier, Vater! Aber geben Sie mir's ja wieder!

Siebente Scene.

Die Vorigen. — Plankwitz

(als Hottentotte, mit Büchern unterm Arm.)

Hottentotte.

Wo ist Herr Plankawitscha? Ho?

Munkler.

Hier ein Nebenzimmer, Herr. — Darf ich um Ihren Namen bitten?

Hottentotte.

Hammahamptu! Stamm aus dem Hottentottenland. Hab' aber in Tübingen studiert. Will jetzt mit in den Mond. Wir auch haben Mondgebirge in Afrika; ich will aber sehen die rechten. Hab' viel Goldsand dazu mitgenommen!

Melerian.

Auch mit Büchern haben Sie sich versehen!

Hottentotte.

Von der Universität. Ein Andenken daran! Mystische Natur-Philosophie und Theorie der neuesten Geisterkunde.

Munkler.

Die wollen Sie nun auch in den Mond verpflanzen?

Hottentotte.

Viel Geister! Große Geister! (Ab in's Nebenzimmer.)

Munkler.

Diese Bücher werden viel Schaden droben anrichten. Ist es nicht genug, daß wir auf Erden so viel mystische Naturphilosophen und Geisterseher haben, soll es nun auch Seher und Seherinnen im Monde geben?

Achte Scene.

Die Vorigen. — Plankwitz

(als Feuerländer, tätowirt, auf Stelzen, [illegible])

Herr Planschwitsch? Hollaho!

Munkler.

Sie sind gewiß der Herr Feuerländer, der auch die Luftfahrt nach dem Monde mitmacht?

Feuerländer.

Ja! Wo ist der Planschwitsch?

Munkler.

Er arbeitet hier neben an der Zurüstung des Luftschiffs. — Trinken Sie nicht vielleicht ein Glas Punsch?

Feuerländer.

Nei! Ich sauf nur Brannteweinli!

Munkler.

Das ist aber auch ein feuriges Getränke! Kosten Sie nur!

Feuerländer.

Feuer! Gut Feuer trinken sehr gern! Her mit!

(Trinkt ein Glas voll Punsch auf einmal aus.)

Ho! Gut Feuer! Ha! Macht gut warm!

(Zu Emma.)

Schönes Weibel! feurig Herz! Feuer im Herz! Viel Glück!

Emma.

Um Gotteswillen! kommen Sie mir nicht zu nahe, Herr Feuerländer!

Feuerländer.

Kommen Sie auch mit in Mond! Auch in's Luftschiff! Platz genug! Der alte Bär da kann aber nicht mit! böser Mann!

(Ab in's Nebenzimmer.)

Melerian.

Das ist ein grober Kerl! der große Flegel der! Sind alle Feuerländer so grob und so groß?

Munkler.

Die ganze Nation besteht aus Riesen. Der war noch einer der Kleinsten und Artigsten.

Melerian.

Nun, wenn der artig war, was für Bengel müssen erst die Andern seyn! Will mich der nicht einmal mit in's Schiff lassen!

Emma.

Seyen Sie unbesorgt! Der Direktor hat hier allein zu befehlen! Verzeihen Sie diesem Wilden. Er ist eben noch ein rohes Naturkind!

Munkler.

O für einen Feuerländer ist er gebildet genug. Ich kenne ihn wohl. Er hat Europa bereist, um die besten Ofenfeuerungs-Methoden kennen zu lernen. Denn im Feuerland, welches die Südspitze von Amerika bildet, ist es sehr kalt!

Melerian.

Gräßliche Ironie!

Emma.

Drum trinkt er auch den heißen Punsch so leicht in sich hinein!

Neunte Scene.

Die Vorigen. — O-Ma-ha-Ru.

(Kostüm der [illegible].)

O-Ma-ha-Ru.

Das ist eine fatale Geschicht das, mit dem Untergange der Erde! Es sind noch keine zwei Jahre, daß mich mein Vater, der König, auf die Universität geschickt hat, um Deutsch zu lernen, und nun muß ich alle meine Studien unterbrechen. Wer weiß, ob's im Mond auch Universitäten gibt?

Munkler.

Gewiß, Eure Durchlaucht! Mit den großen Teleskopen hiesiger Akademie kann man ja deutlich die Studenten im Monde sehen, wenn sie aus dem Collegium in das Bierhaus springen. Sie gehen alle altdeutsch gekleidet!

O-Ma-ha-Ru.

So, das freut mich! Meine Bücher werden schon hergeschafft worden seyn?

Munkler.

Sind nicht die neuesten Räuberromane und Gespenstergeschichten dabei?

O-Ma-ha-Ru.

Allerdings. Ich selbst bin Verfasser des historischen Romans: »Hulgerius.«

Melerian.

Sie sprechen nicht nur vollkommen gut Deutsch, sondern sind sogar Schriftsteller in dieser Sprache?

O-Ma-ha-Ru.

Das ist nun leicht. Seitdem die deutsche Sprache durch den Beschluß der kaiserlichen allgemeinen Reichs-Akademie, vom Jahre 1900, stereotyp gemacht worden ist und nicht mehr veralten oder sich verändern darf —

Melerian.

Wie so das?

Munkler.

Ei wissen Sie denn nicht, daß Anno 1900 die allgemeine Reichs-Akademie beschlossen hat, die deutsche Sprache, um dieselbe nicht immerwährenden Veränderungen auszusetzen und ihr endlich einmal feste Gränzen zu geben, solle als Norm- und Grundlage die Werke Göthe's, Schiller's, Tieck's, Platen's Rückert's annehmen. Die Ausdrücke, Wendungen und Worte dieser Heroen unserer Literatur sollten nämlich für alle deutsche Zukunft gelten und keiner Veraltung unterworfen seyn! Wir sprechen deshalb jetzt noch immer das nämliche Deutsch wie zu den Zeiten jener Classiker. Ihre Bücher sind allein die Gesetzbücher für unsere Sprache!

O-Ma-ha-Ru.

Ja, das ist sehr weislich. So bleibt die Sprache stets frisch und jung, und kein Wort kann jetzt mehr wegen veralteter Sprache Gefahr laufen, nicht mehr verstanden zu werden.

(Er nimmt heimlich dem Melerian die Tabaksdose weg, zieht ihm das Schnupftuch heraus und steckt einen silbernen Löffel ein.)

Nun empfehle ich mich! Verzeihen Sie! Ich will sehen, wie weit die Zurüstung des Luftschiffes gediehen ist. (Ab.)

Melerian.

Ein sehr gebildeter Prinz! Welches Reich beherrscht sein Vater? Wo hab' ich denn nur meine goldene Dose hingethan?

Munkler.

Es ist der Erbprinz O-Ma-ha-Ru. Sein Vater ist König der Diebs-Inseln, die nah bei den Freundschafts-Inseln liegen. —

Melerian.

Wo zum Henker ist denn meine Dose? Sie lag doch so eben noch auf dem Tische. — Ha! Und auch mein Schnupftuch ist mir weggekommen, das ich noch vor einer Minute hatte! Wie sagten Sie? Erbprinz der Diebs-Inseln?

Munkler.

Ja, oder der Ladronen.

Melerian.

Da hat mir wahrscheinlich der Prinz Diebisch die Dose und das Tuch weggefingert! Ich muß ihm nur gleich nacheilen.

(Will ins Nebenzimmer.)

Munkler.

Halten Sie! halten Sie! Es darf Niemand hinein! wegen dem Luftschiffgeheimniß! Wo denken Sie hin? Wir haben ja nachher auf der Fahrt noch Zeit? Es war gewiß nur ein Scherz vom Prinzen; hier fehlt ja auch ein silberner Löffel, bemerk' ich eben.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. — Plankwitz.

(mit Chinesen. Einige Diener bringen Bücher in Körben nach.)

Chinese (mit vielen Ceremonien und Complimenten).

Die Sonne des himmlischen Reiches erleuchte euer Herzen! Ist Alles zur Abreise bereit?

Munkler.

Herr Plankwitz ist auch hier im Nebenzimmer mit den Zurüstungen beschäftigt. Darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Punsch anbieten?

Chinese.

Ja, wenn er mit Thee angemacht ist! Auch muß ich um eine Tasse dazu bitten. (Geht hin auf die Bücher.)

Munkler.

Was wie Sie wünschen! Sie haben ja hier eine ganze Bibliothek mitgebracht!

Chinese.

Es sind die Werke des Confucius (Con-fou-tse), dann Tschi-King, unsere Volksliederversammlung und die Werke Jean Pauls, in's Chinesische übersetzt von Hoang-dschu-Pe-lu!

Munkler.

Sie geben sich auch mit deutscher Literatur ab?

Chinese.

Viel! viel! Jean Paul ist aber unser Liebling! Es hatte

bisher unserer Nation an Humor und Gemüth gefehlt; diesem unsterblichen Manne haben wir nun Beides zu verdanken. Auch Rückert wird von uns hochgeachtet, weil er unser Volksliederbuch übersetzt hat; ferner Abbé Rémusat unter den Franzosen, Übertrager einiger unserer Romane! Auch schätzen wir Schillers Turandot!

Munkler.

Und die übrigen Bücher die Sie dort mitgebracht haben?

Chinese.

Die sind nichts als Ballast für's Luftschiff! Ich habe nämlich dabei die Romane von Spieß, Cramer, Clauren, Wilhelm Blumenhagen, Theodor Hell's Abendzeitung und Übersetzungen, die Didaskalia und sämmtliche Streitschriften über die gemischten Ehen!

Munkler.

Da werden Sie viel Ratten in den Schiffsraum bekommen; denn diese Schriften sind alle der Ratten!

Chinese.

Nun will ich sehen wie weit Herr Plankwitz fertig geworden ist. Sie reisen doch auch mit in's neue himmlische Reich?

Melerian.

Wenn nur noch Platz genug im Luftschiff ist?

Chinese.

Warum denn nicht! Es wird schon gehn! (Ab in's Nebenzimmer.)

Melerian.

Das ist doch wieder Einmal ein recht höflicher Mensch!

Emma.

Wie schöne Complimente kann er machen! Den könnte man überall als Ceremonienmeister anstellen!

Munkler.

Die Ceremonien werden ihm im Monde schon vergehen. Dort macht man nicht so viel Umstände.

Melerian.

Die Leute werden doch nicht so feuerländerisch grob seyn, dort droben?

Munkler.

Nein das nicht, aber es sollen lauter tiefsinnige, schwärmerische, poetische Leute droben wohnen, die keine Freunde von vielem Complimentenmachen sind.

Melerian.

Ich hoffe, wahre Frömmigkeit und christliche Religion wird dort auch zu finden seyn?

Munkler.

O ja! nur wenn Neumond ist und erstes Viertel; also Halbmond, da nehmen sie jedesmal die türkische Religion an!

Emma.

Ach! da werden also die Ehemänner wahrscheinlich auch mehrere Frauen halten dürfen?

Melerian.

Sey doch nicht so kindisch! Herr Munkler beliebt ja nur zu spaßen!

Eilfte Scene.

Die Vorigen. — Plankwitz,

(mit Papieren aus der Luftschiffkammer kommt aus dem Nebenzimmer.)

Plankwitz.

Die Füllung des Ballons ist nun beendet — Ah, Sie hier, Herr Stadtrath? Es freut mich, daß ich noch Gelegenheit habe, Abschied von Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter zu nehmen.

Melerian.

Lieber Herr Plankwitz! Ich bin eigentlich nur in der Absicht da, mich mit Ihnen wieder auszusöhnen und mein früheres unartiges Benehmen gegen Sie abzubitten.

Plankwitz.

Ist schon Alles vergessen. In die andere Welt soll kein gehässiges Gefühl mit hinüber! Leben Sie recht wohl!

Melerian.

Aber lieber Herr Plankwitz! Ich — ich höre, Sie haben eine Luftfahrt im Sinne — nach dem Monde — um sich zu retten — vor dem Untergang. — Hätten Sie nicht — noch ein Plätzchen — im Luftschiff übrig — für mich und meine Tochter —

Plankwitz.

Ich habe nur noch zwei Plätze frei — für meinen lieben Onkel einen und dann noch einen. —

Melerian.

Kann ich nicht meine Tochter auf den Schoos nehmen?

Plankwitz.

Es ist nur ein kleines Plätzchen gerade wie gemacht für ein schlankes Frauenzimmer —

Melerian.

O Gott! können Sie nicht z. B. den Feuerländer ausschließen, den groben Kerl?

Plankwitz.

Wo denken Sie hin? Der hat ja bei 10000 Gulden in unserm Unternehmen angelegt!

Melerian.

Ach! ich will das Doppelte zahlen, wenn es sich nur machen ließe —

Plankwitz.

Wie gesagt, ihre Fräulein Tochter kann noch Platz finden, sonst ist es unmöglich, das Schiff wird zu voll —

Melerian.

O bester Herr Plankwitz; fordern Sie was Sie wollen — Gott! es ist schon Dreiviertel auf zwölf Uhr! Ha! haben Sie nicht Donnern gehört?

[Böllerschüße draußen.]

Herr des Himmels — Ich fühle schon — [Munkler wirft heimlich einen Stuhl um.] Gerechter Gott! die Erde beginnt schon zu beben! [Plankwitz stößt heimlich an den Tisch, daß die Schüßeln und Gläser klirren.] Herr Jemine! die Vorboten des jüngsten Tags! — [Fällt vor Plankwitz auf die Knie in der höchsten Todesangst.] Herr Plankwitz! o Herr Plankwitz! retten Sie mich! Fordern Sie was Sie wollen, — 50000 Gulden für die Überfahrt — Gott! jede Bedingung bin ich bereit einzugehen. Nur Rettung! Rettung!

Emma.

Vater stehn Sie doch auf! Ich bin bereit Ihnen den Platz abzutreten, den Herr Plankwitz so gütig war, mir anzubieten. Ich bleibe hier! Gern laß' ich mich begraben von den einstürzenden Trümmern der Welt — denn was könnte mir ein längeres Leben noch bieten als Gram und Verzweiflung —

Melerian.

Edles Mädchen! O nun erkenn' ich erst dein vortreffliches Herz!

Plankwitz.

Hören Sie mich an, Herr Stadtrath Melerian! Vielleicht läßt sich doch noch Platz schaffen. Es wird aber eng zugehen! Unter einer Bedingung will ich Sie noch in mein Luftschiff aufnehmen.

Melerian.

Alles, Alles bin ich bereit einzugehen! Nur retten Sie mich!

Plankwitz.

Geben Sie mir die Hand ihrer Fräulein Tochter und eine mäßige Aussteuer, hinreichend uns beide in unserer neuen Welt anständig zu erhalten.

Melerian.

Emma! was sagst Du dazu?

Emma.

Vater! Sie kennen ja meine Wünsche schon längst!

Melerian.

Hier junger Mann, ihre Hand! die 50000 Gulden sind Ihnen auch zugesagt!

Munkler.

Das Ding muß doch ein bischen Contraktmäßig aufgesetzt und unterschrieben werden. Ich will die Schrift geschwind in Kürze aufsetzen. [Schreibt.]

Melerian.

Sehen Sie Einmal auf die Uhr! Es muß gleich zwölf Uhr schlagen. Ach Gott! wo ist denn ihr Luftwagen.

Plankwitz.

Draußen im Garten ist schon Alles in Bereitschaft!

Emma.

Ist denn keine Gefahr dabei. Mir ist so schwindlich!

Melerian.

Mir ist auch schwindlich vor lauter Angst und von dem starken Punsch! Doch bin ich voll Muth! Nur fort von dieser Erde! Hier ist's nimmer gut seyn!

Munkler.

So! hier ist der Contrakt. Emmas Hand und 50000 Gulden meinem Neffen! Belieben Sie Alle zu signiren!

[Alle unterschreiben.]

[Donner im Nebenzimmer. Schüße draußen.]

Plankwitz.

Nun ist es aber die höchste Zeit! Meine Lieben! Sie müssen sich aber die Augen verbinden lassen! So lange wir nicht die Atmosphäre des Monds erreicht haben, dürfen Sie nichts sehen. Es ist wegen meinem Geheimniß. Kommen Sie Herr Stadtrath!

Melerian.

Wo ist denn das Luftschiff?

Plankwitz.

Sobald Ihnen die Augen verbunden sind, können Sie einsteigen! Jetzt aber nur schnell.

[Verbindet dem Melerian die Augen.]

So! kommen Sie nun in den Garten!

[Er führt ihn eine Weile im Zimmer umher, als geleite er ihn in den Garten.]

Zwölfte Scene.

Die Vorigen.

[Eine Portchaise auf beiden Seiten offen, wird hereingebracht.]

Plankwitz.

Schnell meine Herren! Eingestiegen! Es sind nur noch fünf Minuten bis zwölf Uhr! Herr Stadtrath, Sie kommen dahinein! [Führt ihn in die Portchaise.] Sie dürfen aber sich vor dem Glockenschlag zwölf nicht bewegen. 's ist nur bis das Schiff sich erhoben hat. Allons, allons Ihr andere Herren! Steigen Sie ein! Onkel daher! Fräulein Emma! setzen Sie sich neben Herrn Munkler! — Herr Chinese dorthin! Euer Durchlaucht hierher! Herr Hottentotte daher! Herr Ritter, nehmen Sie hier Platz! Herr Feuerländer, Sie kommen zum Herrn Stadtrath!

Melerian [aus der Portchaise rufend]:

Um Gotteswillen! Setzen Sie lieber Jemand anders zu mir!

Plankwitz.

Nun, so setzen Sie sich zum Herrn Stadtrath, Herr Erbprinz!

Melerian.

Apropos, ja, eben Recht! Haben Sie nicht meine Dose und mein Schnupftuch?

Plankwitz, [mit der Stimme des O-Wacha-Nu]:

Ha ha ha! war nur ein Scherz, Herr Stadtrath! Vergeben Sie! Hier ist beides wieder! [Reicht ihm beides hinein.]

Melerian.

Danke schönstens. — Sind auch meine Kisten und Schatullen aufgeladen?

Plankwitz.

Alles, alles!

Melerian.

Herr Munkler, wo sitzen Sie?

Munkler [mit dumpfer ferner Stimme].

Hier!

Melerian.

Emma! sitzest Du gut, liebes Kind?

Emma,

[welche indessen mit Plankwitz heimlich in der Ecke des Zimmers saß, auch mit entfernter Stimme].

Recht gut, liebster Papa! Ich könnte gar nicht besser sitzen!

Plankwitz.

Nun aber stille, meine Herren! Vor einer Viertelstunde darf kein Wort mehr gesprochen werden!

Melerian.

Herr Plankwitz! sind gewiß auch meine Kisten im Flugschiff?

Plankwitz.

Ich hab's Ihnen ja schon gesagt, daß Alles da ist! Jetzt aber muß ich Sie bitten, bevor ich mit der Glocke das Zeichen gebe, kein Wort mehr zu reden, keinen Laut mehr von sich zu geben! Sitzen also Alle? [Munkler, Emma und Plankwitz, Letzterer mit verschiedener Stimme:] Ja!

So kappt die Taue! Los! Los!

[Die Portchaise wird langsam an Stricken aufgezogen und bald herab und bald hinaufgelassen.]

Plankwitz. [Leise.]

Nun dächt' ich, wär' es Zeit, uns zu entfernen! Laßt uns hier aus dem Nebenzimmer zuschauen!

Lieber Onkel! meinen innigsten Dank für ihren Beistand! Und Du, mein Engel, o meine Emma! nun den Verlobungskuß! Und dann gehen wir zusammen in's himmlische Reich ein!

[Umarmungen; alle drei gehen ab und lauschen dann aus dem Nebenzimmer.]

[Es schlägt zwölf Uhr! Künstlicher Donner und Schüsse draußen. Nach etwa fünf Minuten, während Melerian in der Portchaise immer in der Luft auf- und abgezogen wurde, wird der Kasten plötzlich auf den Boden niedergelassen, in einen Kreis vorher hingestellter mit farbigen Lampen behängter spanischer Wände. Sanfte Musik.]

Plankwitz,

[mit dumpfer Stimme aus dem Nebenzimmer rufend.]

Tuch herunter von den Augen! Wir sind zur Stelle!

[Griechische Feuer-Beleuchtung.]

Melerian

[reißt das Tuch von den Augen, vom hellen Licht verblendet].

Ha! schon hier! Das ist schnell gegangen! Gott! wie viel Sterne! Ei wie hell ist's hier im Mond! Das ist gutes Sideral- und Lunarlicht! Wo sind denn die Andern? Herr Munkler! Herr Plankwitz! Herr Erbprinz! Emma! wo bist Du denn? Herr Chinese! Herr Engländer!

[Er steigt aus, wirft aber aus Versehen, eine der spanischen Wände um, bemerkt nun den Betrug, und bleibt eine Weile sprachlos mit offenem Munde stehen, dann ruft er aus:]

Was soll denn das vorstellen? Bin ich denn nicht im Mond? Weiß Gott, das ist ja noch Herrn Munklers Zimmer! Die Erde steht noch fest! Betrug! Betrug über Betrug! Ihr Satanskinder! Wo steckt Ihr denn! Träum' ich' oder wach' ich denn wirklich? Nun, d i e haben mir einen saubern Streich gespielt!

(Trommeln, Trompeten und Schüsse draußen, viele Stimmen rufen:)

Prosit Neujahr! Prosit Neujahr Zweitausend!

Melerian, [auf die Kniee fallend.]

Ha! Gott sey Lob und Dank in Ewigkeit! Die Gefahr ist vorüber! Die Welt geht nicht unter! Die Krisis ist überstanden! Wir sind gerettet! Halleluja! Wir sind im Jahr Zweitausend! [steht auf] Aber wartet, Ihr Satanskinder! Einen alten gottesfürchtigen Mann so zum Besten haben!

Letzte Scene.

Munkler, Plankwitz und Emma,

[letztere Beide vor Melerian niederknieend und mit gefalteten Händen flehend.]

Verzeihung, Verzeihung, bester Vater!

Munkler.

Vergebung auch mir, alter Freund! Ich war auch im Complott! Laßt uns den glücklichen Antritt des neuen Jahrtausends mit Freuden und Versöhnung feiern!

Melerian,

[nach einer Pause, während er mit sich selbst kämpfte].

Nun es sey! In Gottesnamen denn, ich vergeb' Euch Allen! Um der geretteten Welt willen! Aber nur unter einer einzigen Bedingung: Dieß sey der letzte von euern lustigen Streichen!

(Umarmungen, Gruppe, Vorhang fällt.)

Das Stiergefecht.

1.

In das festliche Sevilla
Glüht die Sonne tief hinein,
Und die weiße Kathedrale
Brennt im heißen Mittagsschein.
In den stillen, leeren Straßen
Welken alle Kränze schon,
Wo am Morgen Sang und Pauken
Kündeten die Prozession.
Drüben aber auf dem Platze
Ist des Stiergefechtes Plan,
Rings herum in bunter Menge
Lacht das Volk die Stiere an;
Sieht sie kriechen auf dem Sande,
Der in ihren Wunden glüht;
Unter farb'gen Sonnenschirmen
Dunkles Auge Freude sprüht.
Jetzt erwartet man noch einen
Nie geseh'nen Matador;
Gährend wallt das Blut im Busen,
Hört! dort jauchzt ein toller Chor:
Vom Geplärr beim Fest am Morgen
Kapuziner ist nicht müd',
Schnarrt der froh ergötzten Menge
Dort ein altes Maurenlied.
Der Alkade mit den Damen
Sitzt im kühlen Ehrenzelt,
Frägt die Schönen, schwarz verschleiert,
Wie das Schauspiel doch gefällt.
Bravo klatscht's: — Das laute Toben
Hatt' ein sterbend Thier geweckt,
Pomeranz' flog auf die Schnauze,
Als die Todwund' es geleckt.
Gebet Acht! — Da wird es stille,
Und ein Stier wie nie zuvor
Einer noch den Plan gesehen,
Rennt aus dem Verließ hervor.
Wer ist wohl der Matadore,
Der den wilden Ochs bezwingt?
Dieser sey des Festes König,
Wenn ihm solch' ein Sieg gelingt!
Gebet Acht! — ein schöner Knabe
Tritt bescheiden auf den Plan,
Grüßt die Damen, den Alkaden,
Schauet schnell noch wo hinan. —
Weißes Kleid mit Gold gesticket,
Rothes Netz um's schwarze Haar,
Jubel grüßt ihn; doch er eilet,
Stellet sich dem Thiere dar.

2.

Erst betroffen tritt's zurücke,
Rennt dann fort in weitem Kreis,
Seine Hörner wollen wachsen,
Und das Auge glühet heiß.
Aber wie die schwarze Wolke
Vor Gewittern, unbewegt
Sind des Jünglings dunkle Blicke,
Leis von droh'ndem Blitz erregt.
Vorwärts stürzt mit krummen Stacheln,
Schwerem Kopf gesenkt vom Zorn,
Jetzt der Stier — der flinke Knabe
Wich dem vorgeworf'nen Horn,

Hält das kurze Schwert entgegen,
  In den nerv'gen Bug es dringt,
  Schwarzes Blut aus breiter Wunde
  Weit in die Arene springt.
Doch der Stier, nach tiefem Stöhnen,
  Langsam um den Jüngling geht,
  Langsam, wie wenn eine Schlange
  Sich um unsre Glieder dreht.
Suchet still, wie er ihn stoße,
  Zuckt sich schon am Knaben an,
  Dieser steht mit keckem Fuße
  Ihm auf's Haupt, schwingt sich hinan: —
Wie der Stier den Kopf erhoben,
  Springt er über ihn hinaus,
  Und in fieberhaftem Klatschen
  Löset sich des Volkes Graus.
Endlich muß das Thier ermatten,
  Doch noch kämpfet es voll Wuth,
  Bis ein Stich tief in das Herze
  Ihm entwandt das letzte Blut.
Mitten aber in das Jauchzen,
  Das dem Jüngling Himmel schien,
  Drängt sich unverschämtes Rufen:
  »Jetzt noch einen Kampf für ihn!
»Einen noch!« — Da öffnet wieder
  Sich des Stierverließes Thor,
  Eine zweite, wüth'ge Bestie
  Stürzet auf den Plan hervor.
Matt, von einer Wunde blutig,
  Ist des Knaben junger Arm;
  Doch ist's Aug' ihm halb erloschen,
  Schlägt es noch im Herzen warm.
Und den schweren Kampf erneuert
  Er mit stets gehalt'nem Muth,
  Bis der Siegerarm erschlaffet,
  Weiß' Gewand füllt sich mit Blut.
Immer aber rücket näher
  Der, nur aufgereizte Stier,
  Denn die immer schwächern Hiebe
  Sticheln seine Mordbegier.
Und der Jüngling wankt zurücke
  Nach des Cirkus Bretterwand,
  »Bravo Toro!« schreit's. — Was flattert,
  Springet in den blut'gen Sand?

3.

Glänzend, wie ein Zaubervogel,
  Flog's herunter auf die Bahn,
  Seht, ein schlankes, rüst'ges Mädchen
  Laufet auf des Kampfes Plan.
Spieße liegen auf dem Boden,
  Einen hat sie schnell erfaßt,
  Schwingt ihn, stößet ihn dem Thiere
  In die Brust in wilder Hast;
Daß es heulet, schäumt und taumelt,
  Kraftlos dann zusammen sinkt;
  Doch das Mädchen weint und lachet,
  Den Geliebten sie umschlingt.
Blaß fällt er an ihren Busen;
  Der Bewund'rung Jubel steigt....
  Doch sie flucht dem ganzen Volke,
  Und das glüh'nde Haupt sie neigt.

Gustav Mühl.

Sitten der Frauen in Algier.

(Aus einem Briefe.)

»Eines der größten Vergnügen der Mauren war nach Sonnenuntergang die Terrassen der Häuser zu besteigen, um daselbst die Abendfrische zu genießen und das herrliche Schauspiel, das sich vor ihren Augen entfaltete. Algier ist in Gestalt eines Amphitheaters gebaut, am Abhange eines Hügels, so daß man die herrlichen Bilder der untergehenden Sonne auf allen Terrassen bewundern kann. Vor sich sieht man den tiefen unendlichen Horizont des Meers; die weißen Segel der Fischer die dem Porte zu steuern; in der Ferne fahren größere Schiffe, um nicht an einer gefährlichen Küste zu landen, wieder in die hohe See und erwarten den Tag.

»Rechts ist die weite Bucht, zwischen dem Cap Larian und dem Cap Matison, deren Umrisse von den lachenden Hügeln von Hussein-Dey und Mustapha umschlossen sind. Langsam verglimmt der Tag auf diesen grünen, mit blendend weißen Landhäusern durchschimmerten Gefilden; die Bucht wird immer finstrer. Jetzt beginnt die Feier des Himmels, die Nacht enthüllt sich hier, mit einer in Europa unbekannten Pracht. Immer hört man die fernen Töne einer Hochzeit- oder Festmusik.

»Diesen Augenblick wählten die maurischen Frauen ge-

wöhnlich um mit ihren Kindern die Terrasse zu besteigen. Sie zeigten sich ohne Schleier, denn die Männer überlassen ihnen den ausschließlichen Genuß dieser freien Abendstunden.

»Lebhafte Unterredungen werden von Terrasse zu Terrasse gepflogen; einige Familien errichteten sogar Zelte, um sich gegen den Thau zu schützen, und brachten einen großen Theil der Nacht damit zu, Musik zu machen oder Musik anzuhören. Seit unsrer Erscheinung, in dem Lande aber, wagten sich selten mehr einige dichtverhüllte Frauen auf die Terrassen. Sobald sie erschienen, wurden sie durch die schonungsloseste Neugierde verfolgt; von einem Ende der Stadt zum andern, waren Ferngläser aller Art auf sie gerichtet. Sie mußten also auf dieses ihnen sonst so theure Vergnügen Verzicht leisten.

»Und nun, mein Herr, seit diesem letzten Frühling, scheinen der maurischen Weiber die ältesten Vorurtheile abgestreift zu haben, so hart war ihnen die Entbehrung dieses Abendgenusses, da sie den ganzen Tag über eingeschlossen sind und nur in dichte erstickende Schleier gehüllt ausgehen. Jetzt sieht man sie, in großer Anzahl auf der Terrasse des höchsten Theiles der Stadt, und — seltsam, uns aber sehr erwünscht! — sie zeigen sich ohne Schleier. Wenn man sich hinter die Laubgitter verbirgt, welche sich auf einigen Terrassen befinden, kann man sie in ihrer so malerischen, in herrlichen Farben prangenden Haustracht sehn, mit ihrem originellen lockenden Haarputz, in den sie immer Blumen flechten, denn in Algier ist ein Garten auf jeder Terrasse. Gestern Abend waren sie alle mit Jasmin-Guirlanden geschmückt, mit ihren reizenden Gesichtern, welchen der Dichter mit Recht das Epitheton Vollmond gibt.«

Schweizerbilder.

Die Schlacht bei Näfels.

Nach der glorreichen Sempacher Schlacht war die Reihe an Glaris gekommen, den helvetischen Namen durch neue Thaten heldenmüthiger Tapferkeit und Aufopferung für's Vaterland zu verherrlichen. Wesen, am Wallenstädter See, lag mit Glaris in Zwist: mehrmals schon war die gegenseitige Feindschaft zu blutigem Ausbruch gekommen. Nach mehrern vergeblichen Versuchen friedlicher Aussöhnung, sahen sich die Waldstädte genöthigt, Wesen zu besetzen, dessen Krieger nächtlicherweile entflohen. An die Stelle des östreichischen Vogts sollten Zürich, die Waldstädte und Glaris, so war man übereingekommen, abwechselnd einen Bürgermeister ernennen, der je vier Monate im Amt bleiben würde. Der Besitz des Städtchens war übrigens für die Eidgenossen von höchster Wichtigkeit, weil es einmal in Feindeshand, die Verbindung der Waldstädte mit Glaris abschnitt und einen stündlich zu erwartenden Einfall der Östreicher in ihr Gebiet erleichterte. Demungeachtet wurde ein sechsmonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen: man nennt ihn nur den bösen Waffenstillstand, der mancherlei Verräthereien und Treulosigkeiten wegen, die seine kurze Dauer bezeichneten. Die Gemüther erhitzten sich mehr und mehr, und der allgemeine Unwille gegen Östreich stieg so hoch, daß jeder der es unter den Eidgenossen gewagt hätte, eine Pfaufeder an Hut oder Helm zu tragen, unverzüglich niedergehauen worden wäre, weil solches der Herzöge Leibschmuck war. Im ganzen Lande wurde kein Pfau mehr geduldet, und der Haß an Alles was an dieses Sinnbild erinnerte, war so groß, daß einst ein Bauer im Wirthshause sein Glas fluchend am Boden zerschmetterte, weil die Sonnenstrahlen den Farbenglanz des Pfauschweifes darin abspiegelten. Die Glarner benützten diese augenblickliche Ruhe, um sich weise Gesetze zu geben; jedoch ehrten sie die Rechte der Abtei Sekingen, worüber Östreich die Vogtei besaß. Zugleich aber wurde jedem Landeskinde untersagt, sich zu dem unwürdigen Amte eines Zöllners der Herzöge herzugeben, da die Glarner gar wohl wußten, welche niedrige und knechtische Gesinnungen der Wunsch, ein einträgliches Amt zu erlangen, in den Menschen erwecken kann.

Wesen sehnte sich längst unter seine alte Herren, die Herzöge, zurück; zu diesem Ende spannen die Bürger, heimlich einverstanden, mit den Grafen von Werdenberg und Sargans und mit Arnold Bruch, östreichischem Befehlshaber zu Windegg, eine Verschwörung an. Mehrere Krieger wurden in leeren Fässern in die Stadt eingeführt und in den Kellern verborgen, und um zugleich jeden Verdacht zu entfernen, verlangten die Bürger Verstärkung von Glaris, wegen der Nähe der Östreicher, denn wirklich that auch Arnold Bruch einige verstellte Angriffe. Glaris sandte sogleich fünfzig Mann. Fünf Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes versammelte Conrad von Au, den das Land zu seinem Stadthalter erwählt hatte, die Gemeinde und machte sie mit den von ihm getroffenen Vorsichts- und Vertheidigungsmaßregeln bekannt; es wurde mit verstellter Zufriedenheit angehört; aber noch in derselben Nacht, kamen die Krieger von Sargans über den See und von der andern Seite her, die von Rappersweyl, Kyburg, Toggenburg und anderen Orten. Plötzlich standen 6000 Mann vor Wesen versammelt; auf ein verabredetes Zeichen wurden die Fenster erleuchtet, die Zugbrücken niedergelassen und die Thore geöffnet. Conrad

von Ar, der Bannerherr Tschudi und 30 Krieger wurden schändlich ermordet; 22 Andere sprangen von den Mauern herab und retteten sich über den See. Bei Tagesanbruch trafen sie auf ihre Mitbürger, die gekommen waren Wesen zu verstärken und stellten sich, an des Vaterlands Rettung fast verzweifelnd, vereint an den Gränzenmarken auf.

Drei Wochen lang hielten 1000 Krieger den Eingang des Thales besetzt; gleich fern von thörichtem Stolze und verderblicher Entmuthigung, machten sie Friedensvorschläge, die der Feind mit gebieterischem Tone zurückwies. Er begehrte, die Glarner sollten seyn wie leibeigene Leute, keine Gesetze haben, als den Willen ihres Herrn, keine Bündnisse als die er ihnen erlaube, besonders jeden Bund mit den Eidgenossen abbrechen und zuletzt noch den zu Wesen angerichteten Schaden ersetzen. Diese Bedingungen, wohl sehr hart, wären vielleicht dennoch angenommen worden, wenn nicht Abbruch jeder Verbindung mit den Eidgenossen inbegriffen gewesen wäre; dieser demüthigende Zusatz schien ihnen unerträglich. Sie weigerten sich deß entschieden, die Verachtung der östreichischen Räthe und das Hohngelächter der Bürger von Wesen, durch treffliche Vertheidigungsanstalten erwiedernd. Krieg mußte also entscheiden, und Wesen wurde zum Vereinigungspunkte der feindlichen Schaaren gewählt. Johann von Werdenberg, aus dem Aargau, erhielt den Oberbefehl über das ganze Heer. Den Thurgauer Zuzug führte Peter von Thorberg. Johann von Klingenberg (der Fortsetzer von seines Vaters Chronik) war an der Spitze des Schafhauser, Hegauer und Schwarzwälder Adels herbeigekommen. Der Baron von Sax trug Östreichs Banner. Den 8. April 1388, spät Abends, zogen die Feinde, 6000 an der Zahl, gegen den Hohlweg bei Näfels heran, den Mathias Ambühl mit 200 Mann besetzt hielt. Die Weiber und Kinder flohen mit den Heerden und Vorräthen in die Sicherheit der Gebirge. Boten eilten nach Schwyz, Unterwalden und Bern, schleunige Hilfe zu erflehen, aber Zürich schnitt die Verbindung ab. Dreißig Jünglinge aus Schwyz, und in der folgenden Nacht noch zwanzig andere, eilten dem Zuzug voraus, brennend vor Begierde sich mit dem Feinde zu messen und Glaris zu retten.

Mittwochs den 9. April, früh Morgens um vier Uhr, brachen die Östreicher auf und erschienen vor der Verschanzung, die, von einer Felswand zur andern sich erstreckend, das Thal völlig schloß. Ambühl vermochte sich daselbst nicht zu halten, da der Graf von Werdenberg mit 1000 Mann das Gebirg herabkam und ihm in den Rücken zu fallen drohte. Nachdem er denjenigen Widerstand geleistet hatte, der nöthig war, um den übrigen Glarnern Zeit zum Herbeieilen zu gewinnen, zog er sich langsam zurück. Der Feind drang mit unwiderstehlicher Gewalt ihm nach in's innere Land ein. Jetzt ertönte die Sturmglocke durch die Thäler und von allen Seiten stürzten die Kämpfer herbei. Ambühl — er hatte nur 500 Mann um sich — lehnte seine Schlachtordnung an den steilen Rütiberg, um im Rücken sicher zu seyn. Dort pflanzte er das Landbanner von Glaris auf, und bei diesem magischen Anblicke, drangen die Einwohner mitten durch die feindlichen Schaaren, um sich um dasselbe zu versammeln. Die Östreicher, das kleine Häuflein verachtend, plünderten die Scheunen und raubten die Heerden; sie steckten Näfels in Brand und drangen bis Notstall vor. Dort griff die Reiterei die Glarner ungestüm an, aber der steinigte Boden war den Pferden nicht günstig, die, von den Steinwürfen der Schleuderer häufig getroffen, ausrissen und Verwirrung in den Reihen verbreiteten. Gestärkt durch ein kurzes Gebet, leisteten die Glarner tapfern Widerstand. Mit großer Geschicklichkeit immer nur auf die Pferde zustoßend, wußten sie viele Reiter aus dem Sattel zu werfen. Plötzlich hallt aus einem Nebenthale Kriegsgeschrei herüber; es waren die Jünglinge aus Schwyz, die man für Vorläufer einer größern Hilfsschaar hielt. Die Glarner antworteten mit Jubelruf, indeß sich Bestürzung der feindlichen Reihen bemächtigte. Diese ungewöhnlich rauhen Töne, der Anblick dieser von ewigem Eise starrenden Alpen, der heldenmüthige Widerstand des armen Hirtenvolkes, Alles trug dazu bei, die Angreifenden zu entmuthigen. Um neun Uhr Morgens war die Flucht der Feinde allgemein, viele Östreicher suchten ihr Heil in den reissenden Fluthen der Linth und ertranken. Albrecht und Rudolf von Landenberg fielen kämpfend auf derselben Stelle; auch Bonstetten kam um. Sax sank nach langem Heldenkampfe; mit ihm Östreichs Banner, das er so kühn vertheidigt hatte. Toggenburg und Montfort wurden noch auf der Flucht getödtet. Die Verfolgung dauerte bis zur Linthbrücke bei Wesen, die unter der Last der Flüchtlinge zusammenbrach, so daß viele der schwergeharnischten Ritter in die Tiefe des Wallenstädter See's versanken. Es fanden überhaupt 183 Adelige und über 2500 Fußknechte in dieser Mordschlacht den Tod. Die Sieger erbeuteten 11 Banner und 1800 Rüstungen. In der folgenden Nacht wurde Wesen geräumt, dessen Bürger schuldbewußt auf den Ammonberg flüchteten. Nachdem die Glarner Gott, der Jungfrau und ihren Schutzheiligen St. Fridolin und St. Hilarius, der dem Land den Namen gegeben hat, auf den Knieen für den schönen Sieg gedankt, blieben sie über Nacht auf dem Schlachtfelde liegen und kamen den andern Morgen früh nach Wesen, das sie in Asche legten. Fürchterliche Ahndung einer abscheulichen Verrätherei!

Zur Erinnerung an diesen Siegestag wurde verordnet, daß alljährlich am ersten Mittwoch im April je ein Mann aus jedem Hause nach Näfels gehen sollte, wo feierliche Umgänge Statt finden. Das Volk betet an eilf Orten, und wenn es auf die Stelle gelangt ist, wo das Banner von Glaris aufgepflanzt war, wird ihm die Geschichte der Sempacher Freiheitsschlacht, der Verrätherei von Wesen und des Sieges bei Näfels vorgelesen, nebst den Namen der einundfünfzig für's Vaterland gefallenen Glarner, Konrad's von Au und zweier Schwyzer. Dem Gottesdienste folgen gewöhnlich Volksbelustigungen.

Als zwei Tage nach der Schlacht die 700 den Glarnern zu Hilfe eilenden Züricher den glorreichen Ausgang des Kampfes erfuhren, ließen sie ihre Kriegsmaschinen herbeikommen und zogen belagernd vor Rapperswyl. Der zu Sempach getödtete Herzog Leopold hatte eine Besatzung von Italienern hineingelegt, die ihm sein Schwiegersohn Barnabe Visconti zugesendet. Den 12. April wagten die Züricher erfolglos den ersten Sturm. Nach und nach fanden sich auch die Glarner, Schwyzer, Zuger, Luzerner, Unterwaldner, Urner, Berner und zu Ende des Monats auch noch die Solothurner im Lager ein. Es waren etwa zusammen 6000 Mann. Ein allgemeiner Sturm wurde jetzt beschlossen, und Peter von Thorberg, der in der Stadt befehligte, davon benachrichtigt. Er zeigte sich wohl zur Uebergabe geneigt, aber die Einwohner, Zürich's erbittertste Feinde, ließen es nicht zu. Der Sturm begann also und dauerte neun Stunden lang ununterbrochen fort; schon war es mehrern Eidgenossen gelungen, in einen Keller unter der Stadtmauer einzudringen; unglücklicherweise wurden sie aber entdeckt, da sie ihren Gefährten Wein bringen wollten. Das unaufhörlich spielende Wurfgeschütz wehrte jeder Hilfe, und von den Mauern herab gossen die Weiber und Kinder siedendes Wasser auf die Stürmenden: sie mußten sich zurückziehen. Am andern Morgen verließen die Eidgenossen ihr Lager, nachdem sie zuvor ihre Kriegsmaschinen in Brand gesteckt hatten.

Drei Tage nach der Schlacht bei Näfels eroberten die Berner und Solothurner Buren, das, obgleich dem Edeln Enguerrand von Coucy verpfändet, von Oestreichern besetzt war. Die Krieger schleuderten brennende Stoffe in das Städtchen, und während die Bürger bemüht waren der Wuth der Flammen Einhalt zu thun, wurde der Ort mit Sturm genommen. In Nidau, das sie für Enguerrand eroberten, nahmen die Berner den picardischen Edeln Johann du Rosay, nach sechswöchentlicher tapferer Gegenwehr gefangen. In einer Böschung des Walles fanden sie den Bischof von Lissabon und den Prior von Alakova, die beide von den Kriegern im Schlosse gefangen und ausgeplündert worden waren und sich in einem Mitleid erregenden Zustande befanden. Bern ließ sie frei und setzte sie in Stand, in ihr Vaterland heimzukehren. Von Nidau zogen die Berner vor Unterseen und Umspunnen, seit dem Verfall des Hauses Eschenbach ein Eigenthum der Kyburger. Beide wurden erobert, worauf sich die Krieger gen Freiburg wandten, dem jedoch die Burgunder noch zeitig genug zu Hilfe eilten. Beim Schönenberg wurde blutig gekämpft. Die Berner gedachten die burgundische Reiterei in einen Hinterhalt zu locken: diese merkte es aber und floh. Ueberall siegreich, dehnte Bern seine Einfälle in den Aargau bis Frick aus, und eroberte den Kirchhof dieses Städtchens, wohin aller Raub aus dem ganzen Lande geflüchtet worden war. Die Züricher ihrerseits blieben auch nicht müßig: sie forderten die Kyburger zum Kampfe auf, eroberten mit stürmender Hand den Kirchhof von Embrach, verbrannten Baden, eilten den Zugern zu Hilfe und sicherten ihnen den Besitz ihrer Beute. Zug kämpfte nicht immer glücklich. Am Weihnachtsabend fiel der Ritter Johann von Hospital mit zweiundvierzig Zugern beim Schlosse Hünenburg in einen östreichischen Hinterhalt und alle kamen um. Der Ort trägt bis zum heutigen Tag den Namen Todtenhalde.

Jetzt endlich schlossen die Herzöge von Oestreich, deren Krieger entmuthigt, deren Schatz leer, deren Besitzungen bedroht waren, und die übrigens Polen fürchteten, einen siebenjährigen Frieden mit den Schweizern. Die vermittelnden Städte waren: Konstanz, Rothwyl, Ravenburg, Basel, Ueberlingen und Lindau; die Unterhändler: Graf von Thierstein, Prälat zu Einsiedeln, und Burkard Wyß, Prälat zu Wettingen. Die Schweizer verblieben im Besitz ihrer Eroberungen, und wer ihren Bund beschworen hatte, gehörte fortan und ewig zu demselben. Dagegen verpflichteten sich die Eidgenossen Wesen zurückzugeben, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß keiner von denen, die ihren Schwur gegen sie so schändlich gebrochen, so lang der Frieden dauere, darin wohnen dürfe. Den Luzernern sollte es erlaubt seyn, einen Vogt über das Sempacherland zu setzen; endlich wurde noch beschlossen, daß die Schweizer nur denjenigen das Bürgerrecht ertheilen dürften, die sich häuslich unter ihnen niederlassen würden, und da man gar wohl die Streitigkeiten einsah, die später hieraus erwachsen könnten und auch erwuchsen, so bestimmte man gleich zum voraus die Art und Weise, wie sie durch Schiedsrichter geschlichtet werden sollten.

de Golbery. (Th. L.)

Vaterlandsliebe und Muttersprache.

Land meiner Väter, dir jauchz' ich entgegen,
Freue mich deiner in seliger Lust.
Überall find' ich auf heiteren Wegen,
Was mir mit Wonne erfüllet die Brust.

Schon in der Kindheit erwachendem Morgen
Duften zwei Blumen dem glücklichen Kind.
Tief im Gemüthe, da blüh'n sie verborgen;
Wie sie so innig befreundet uns sind!

Nenn' ich die Blume, die schön sich entfaltet,
Köstliche Früchte dem Leben verspricht,
Die im Gemüthe nie welkt und veraltet:
„Vaterlandsliebe," wer kennet sie nicht?

Schon in der Seele des Knaben erhebt sie
Herrlich die Krone, mit Blüthen geschmückt;
Selbst an dem irdischen Abend belebt sie
Mächtig das Alter, das sie noch beglückt.

Sprache der Mutter, die liebliche Blüthe
Kennen wohl alle, sie duftet so traut;
Schmeichelt mit Wohllaut dem zarten Gemüthe,
Donnert dem Schuldigen furchtbaren Laut.

Sind wir dem Lande der Väter entzogen,
Fühlen wir uns in der Fremde verarmt,
Bleibt uns die Sprache der Mutter gewogen:
Wie sie so liebend sich unsrer erbarmt!

Hören wir Töne, der Heimat entsprossen,
Jauchzet die Seele, gen Himmel sie schwebt.
Thränen der Freude, sie werden vergossen,
Sie sind der Thau, der die Blüthe belebt.

Sprache der Mutter und Vaterlandsliebe,
Sie sind das Höchste, was Gott uns verlieh!
Wenn uns dies einzige Gut nur verbliebe,
Wahrhaft unglücklich dann würden wir nie.

Herrlich bezeichnen die himmlischen Gaben
Wir auch mit Namen, die Jedermann werth.
Vaterlandsliebe, wer mag sie nicht haben,
Da sie vom Vater uns wurde gelehrt?

Sprache der Mutter, wer könnte sie tadeln?
Hörten wir nicht von der Mutter den Klang?
Sprache der Mutter, wir wollen sie adeln,
Nie sie entweihen durch Sklavengesang.

Sittiges Leben im heimischen Lande,
Spreche im Lied und im Leben sich aus;
Einfalt erscheine in jeglichem Stande,
Frömmigkeit schmücke die Kirche, das Haus.

Dann zieht der Segen auf himmlischen Wegen
Ein in die fromme, demüthige Brust.
Land meiner Väter, dir jauchz' ich entgegen,
Freue mich deiner in seliger Lust!

Frankfurt a. M. Wilhelm Kilzer.

Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.
Gesammelt von A. St.

28.

Hochzeit-Einladung. In einigen althanauischen Dorfschaften des untern Elsasses, geht der Hochzeiter, vom Brautführer begleitet, Sonntags vor der Feier, von Haus zu Haus, die Gäste einzuladen. Laden sie in auswärtigen Orten, so besteigen sie zwei stattliche Rosse, immer die wildesten die sie im Stalle haben; über die Sonntagskleidung werfen sie, auch im höchsten Sommer oft, einen Mantel; der Kopf des Pferdes und die Peitsche sind mit bunten Bändern geschmückt, am Hut und vor der Brust strotzt ein mächtiger Strauß von Flitter und Bändern umrauscht. Zwei Pistolenschüsse vor dem Thore der zu ladenden Gäste kündigen das Erscheinen der Hochzeitläder an. Im Dorfe selbst bleiben natürlich Pferde, Mantel und Peitsche weg, an die Stelle der Letztern tritt dann aber eine lange weißgeschabte Gerte die nie fehlen darf, und die der Sprecher, um nicht aus dem Conzept zu kommen, stets mit dem Rythmus der Verse in welche die Einladung gefaßt ist herumdreht und schwenkt. Der Sprecher ist der Brautführer. Nach dem Eintrittsgruße frag er jedesmal: Sind alle beisammen? Ist dies nicht der Fall, so wartet er so lange bis das ganze Haus, Eltern, Kinder, Knechte und Mägde da sind; wenn die Versammlung vollständig ist und stillschweigend die Hände gefaltet hat, hebt er seinen Spruch an. Einer derselben lautet wörtlich also:

Ihr ehrsame und bescheidene gute Freunde!
Möchtet ihr auch wissen was das möchte bedeuten,
Daß ich und mein Vetter Hochzeiter euch die Thür und Schwelle überschreiten?
Ich komme nicht von wegen meiner, sondern von wegen meinem Vetter Hochzeiter,
Und seiner Jumpfer Hochzeiterin.
Zum Ersten lad' ich den Hausvater und Hausmutter,
Zum Zweiten Söhne und Töchter,
Zum Dritten Knecht und Mägd,
Zum Vierten Groß und Klein,
Soll keines ausgeschlossen sein!
Derweil ich sie nicht alle hab lernen kennen,
So kann ich sie auch nicht alle bei Namen nennen.
Jetzt will ich Euch geladen haben auf den nächsten künftigen Dienstag
In's Hochzeiter Vater's Haus,
Da wird man theilen aus ein Kränzlein oder ein Strauß.
Da wird's auch nicht lang währen,
So werden Sie in die christlich Kirch begehren
Gottes Wort zu hören,
Nicht allein zu hören, sondern auch zu behalten,
Die Jungen sowohl als die Alten.
In der Kirch' vor dem Altar da ist ein Tritt
Wo der Herr Pfarrer die jungen Ehleut zusammen git.
Und wann die Ehe bestätigt ist und der Segen gesprochen ist,
So werden wir uns nach Haus begeben.
Der Kellermeister hat zu mir gesagt:
Der Keller sei wohl belegt mit gutem weißen und rothen Wein;
Der Koch hat zu mir gesprochen:
Er will auftragen und wohlfeile Irten machen,
Thut er's so ist mir's lieb, thut er's nicht, so ist mir's leid,
Gott verleih uns Allen die selige Ewigkeit! Amen.

Neueste Literatur.

Sterne und Meteore in deutscher Zukunft und Gegenwart, von Gustav Bacherer. Leipzig, Pest'sche Buchhandlung.

Mit größtem Interesse nehmen wir obige neueste Schrift des geistreichen Dr. Bacherer, der sich in so kurzer Zeit einen bedeutenden Namen als Publicist erworben, zur Hand. Mit inniger Freude und den gespanntesten Erwartungen begleiten wir ihn auf der literarischen Laufbahn, die er so wacker betreten hat, jedoch wird diese Freude durch eine geheime Besorgniß gedämpft, da dem so muthig Vorwärtsstrebenden jeder Schritt Gefahr bringen kann, wenn ihn nicht die größte Besonnenheit leitet, das schärfste Auge sichert und kräftige Mitwirkung unterstützt. Steil und mühsam ist der Weg auf die sonnigen Höhen wahrer, liberaler Humanität, um die Flagge der ächten Freiheit darauf pflanzen, und statt bloser Meteore die Hoffnungssterne patriotischer Sehnsucht im unumwölkten Blau dort leuchten sehen zu können; Abgründe, worin Spione und feigherzige Feinde lauern, drohen bald auf dieser, bald auf jener Seite; die Nebel des Wahnes, die finstern Schatten des Obscurantismus, die Schwaden und Irrlichter überspannter oder nervenschwacher Ideen, Nachteulen und Fledermäuse hemmen und verwirren das Fortschreiten des begeisterten Pilgers, und nur mit der klügsten Vorsicht kann es ihm gelingen, die vielerlei geistigen Pestkordons, Schlagbäume, Mauthstätten und Einbruchsämter, welche jede freisinnige Meinung und Tendenz als Contrebande betrachten, zu umgehen. Glück auf! jedem kühnen Saussüre, der aus den Sumpfthälern voll azotischen Philisterdunstes, über die Fallgruben der geheimen Polizei, hinweg an den schwindeleregenden Klusten boshafter Gemeinheit vorbei, auf den glatten Steigen eisiger Herzen und abgeschliffener Höflinge, unerreicht von den Lavinen tyrannischer Gewalt und Übermacht, emporklimmt, um von dem Kulme des geistigen Montblancs das Panorama einer ganzen Welt zu überschauen, und mit Siegeslächeln der Schwächlinge zu spotten, die drunten auf dem Flachlande hinterm warmen Ofen die Hände überm Kopfe zusammenschlagen. Ach! die Adler in den fürstlichen Wappen sind leider keine Aare der freiheitblitzenden Alpen, und ihr Aug vermag die Strahlen jener Sonne nicht zu ertragen!

Gustav Bacherer eröffnet sein Buch mit einer politischen Standrede als Prolog, worin er im Allgemeinen seine Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen ausspricht, während ihn jedoch die feste Zuversicht auf die einstige Verwirklichung seines Ideales nie verläßt. Frei von aller zu weichherzigen Rücksicht und kleinlichen Ängstlichkeit, mit scharfem Blicke die Wirren der Gegenwart durchdringend, in edler würdevoller Haltung und mit gediegenen Worten, redet er zu seinem Volke als liebevoller Warner, zürnender Prophet und umsichtiger Rathgeber. Mit schonungsloser Hand schwingt er die Geißel des Spotts und der Ironie über die mancherlei Schwächen und Gebrechen der öffentlichen Zustände, und aus ächtem Humor sprühen die Raketen, Feuerräder und Leuchtkugeln seines Witzes den täuschenden Meteoren und Sternschnuppen am deutschen Himmel entgegen, welche wie beschämt im matten bleichen Lichte davor zurückschwinden. Auf das Bitterste äußerte er sich gegen unsere moderne Hohlheit,

Schlaffheit, phlegmatische Zähigkeit, Oberflächlichkeit und Fraubaserei, gegen Kriecherei, Halbbildung, Modesucht, Philisterthum, Büreaukratismus, Pedantismus und wie die tausend Krebsschäden unserer altklugen Zeit alle heißen mögen. Aus der immer mehr überhandnehmenden Spekulationssucht, Jagd nach Genüssen und Scheinwürden, erklärt er ganz richtig den Mangel an Gehalt unseres innern Lebens. Mit tiefster Indignation berührt er die pöbelhaften Personalitäten und Klatschereien, womit brodneidige oder im Solde des Despotismus stehende Journalisten die Leser ihrer Ephemeriden und Pamphlete anlocken und ihren überreiztem Gaumen zu kitzeln und der Gemeinheit zu schmeicheln suchen; mit ehrlichem deutschen Auge und offener Stirne tritt er der Heuchelei und Scheinheiligkeit, die alle Stände durchkriecht, entgegen, reißt ihr den Schaafpelz und die Kapuze vom kreuzgebückten Leibe, und sagt unumwunden jeder solchen Larve die Wahrheit ins Gesicht. Seite 141 heißt es, z. B., vom Jesuitismus: „Auf die Natur dieser Hoffnungen“ (nämlich, bald in Deutschland wieder Wurzel schlagen und giftige Upasfrüchte tragen zu können, „gründet sich die neuerliche Kekheit Roms der preußischen Regierung gegenüber, und aus den heillosen Pöbelscandalen in Köln schaut ein jesuitischer Zeigfinger hervor.“

Die zweite Abtheilung des Buches legt uns, wirklich zum Sprechen getroffene: Parlamentarische Portraits vor, als: Charaktere und Umrisse aus der würtembergischen Abgeordneten Kammer.

1) Die Opposition: Schott, Pfizer, Uhland, Wolfgang Menzel, Römer, D. Walz, u. s. w.

2) Das erhaltende Centrum: v. Wächter, Gmelin, v. Rummel, u. s. w.

3) Die Prälatenbank: v. Jaumann, v. Keller, u. s. w.

4) Die Bank der Ritterschaft: v. Hornstein, u. s. w.

Ferner — wirklich scharfgezeichnete —: Schattenrisse aus der zweiten Kammer der badischen Ständeversammlung: Mittermaier, Rottek, Welker, v. Itzstein, Duttlinger, Merk, Sander, D. Kern, Prof. Buß, Schaaf, Mördes, u. s. w.

Die dritte Abtheilung zerfällt in

Katastrophen und Schlagschatten.

1) Freimaurerei und Jesuitismus. (Eine köstliche Parallele!)

2) Fixe Ideen. (Höchst humoristische Scenen aus des Verfassers Lebens-Erinnerungen.)

3) Moderne Hundstage. (Launige Schilderung einer Studentengaunergesellschaft in einer bekannten deutschen Universitäts- und Residenzstadt.)

4) Die blutigen Berge. (Eine komisch-tragische Novelle, deren Tendenz dahin geht, vor der immermehr um sich greifenden Hämorrhoidenkrankheit zu warnen, aus welcher die meisten unserer fixen Ideen und überschnappten Ansichten entspringen, besonders wenn sie dem Patienten zu Kopfe steigt, und worin „Fehde jener, schändlichen in den Blutbergen der Menschheit (der Hämorrhoiden) sich offenbarenden Moloche mit den Waffen der unschätzbaren Theorie einer allgemeinen Völkerdiätetik geboren wird, zu welchem Zwecke, z. B., Gedämpfte Zwetschgen, Wassersuppe und magere Coteletten nicht genug zu empfehlen seyn dürften.

Das Werk schließt mit interessanten „Reise-Diskussionen,“ worin der Verfasser uns an einem gar wunderlichen politischen Gespräche Theil nehmen läßt, das er auf einer Reise im Eilwagen nach Würzburg mitanhörte.

Folgende Stellen, die wir zum Theil aus der „politischen Standerede als Prolog“ entheben, können besser, als unsere Recension es vermag, dem Leser einen Vorgeschmack der „Sterne und Meteore“ geben:

„Von manchen innern Gährungen zerrissen, von vielen Leidenschaften zerfleischt, und durch die verschiedenartigsten sich polarisch abstoßenden Interessen geistiger und materialer Natur in feindliche Luft- und Schattenpunkte gespalten, zeigt sich uns mit zerstreutem übernächtigem Antlitze das Bild der deutschen Gegenwart. Die trostlose Empfindung, die den denkenden Patrioten beim Anschauen dieses Bildes ergreift, wurzelt in dem Bewußtseyn, daß jene Gährungen nicht aus einer Überfülle von Kraft, jene Leidenschaften nicht aus dem mächtig sprudelnden Quell von Geistesgröße und Bürgergesinnung, und jene Interessen keineswegs aus den gewaltigen Brechungen eines in den Individuen sich feindlich zerklüftenden Bewußtseyns hergeleitet sind. Vielmehr begegnet unserm Auge, wohin es sich richten möge, die gelbliche Blässe eines hektischen Zeitgeistes, wo nirgend sich große Leidenschaften und Gesinnungen, weder im Guten, noch im Bösen, ausprägen. Die Grundfarben dieses Zeitgeistes sind aus der geifernden Habsucht des Krämers und aus der Brunst der rastlos dahinjagenden Hyäne des Genusses zusammengesetzt. Durch den Maulwurfsgeist kleinlicher Begierden und Strebungen sind alle moralischen Höhen des deutschen Lebens unterhöhlt, und die Tiefen sind in der Zwergsnatur der herrschenden Nationen seicht geworden. Wo keine sittliche Gipfelung der Tugend, da auch keine sittliche Niederung des Lasters, darum ist Alles so klein, so zwerghaft, nicht einmal das Laster hat sich einen Anstrich von Größe erhalten. Die Geringfähigkeit setzte sich auf die Basis des Vorhandenen, die allgemeine Lüge schlug ihren Thron privat und öffentlich auf,

an dessen Seite, als erste Würdenträger, die carrikirten Afterbilder der Geistes- und Charakterkraft, in Gesellschaft ihrer Schildträger, der Heuchelei und der Verläumdung.«

»Vor der Zeit des Einbruchs eines fürstlichen Absolutismus in Deutschland, waren wir Europa's mächtigste und achtbarste Nation.«

»Wir haben andern Völkern die Rechtssäulen ihrer politischen Freiheit gegeben, indeß wir selbst geknechtet wurden. Wie ganz anders würde das deutsche Volk in staatsrechtlicher Rücksicht dastehn, wenn es in seinen geschichtlichen Erinnerungen sich erkraftet hätte? Wir würden etwas Ganzes, wir würden Deutsche seyn, während wir jetzt zerstückelte Halb- und Viertelheiten sind.«

»Es kann uns fürwahr nicht deutlich werden, was das deutsche Volk auf Erden ohne Freiheit wollen und bezwecken solle. Das germanische Element ist geschaffen, der neuen Völkerwelt ein Atlas, die Grundlage zu seyn, woraus die Freiheit einer der höchstmöglichen Vervollkommnung entgegenreifenden Menschheit sich entwickle.«

»Die Bücher, worauf das Leben zu Nutz und Frommen sich wiederspiegeln soll, ward eine Spaßmachersanstalt in Hoflivree. Eine moralische Pfütze, gehn von den Brettern, »die die Welt bedeuten,« keine wohlthätig kräftigen Anregungen mehr auf Gesinnung und Geist des Volkes über.«

»Die politische Presse, dazu angewiesen, das Volk zu kräftigen, es auf die rechten Bahnen zu führen, ist zumeist officios geworden. Dagegen ist Verfolgung das Loos derjenigen, welche die Energie ihrer Überzeugungen im Opferrauche der Freiheit entfalten.«

»In den ständischen Kammern, — den Hallen der Wahrheit und Männertugend, — hat die Gesinnungslosigkeit eine geheiligte Freistatt gefunden.«

»Der Literatur bemächtigte sich ein mephitischer Geist des Unterrichts und moralischer Verkrüpplung. Mit prätentiöser Gedankenlosigkeit drängt sich die Freiheit in den Vordergrund, hinkend folgt ihr die Unzulänglichkeit, mit plumpem Stolpern schließt die Gemeinheit den Reihen. Ein zahllos Heer unfähiger Köpfe ist bemüht, in kraftlosen und ekelhaften Gestaltungen einer überreizten und gleichwohl insipiden Phantasie die noch vorhandene Kraft des Volksinnes völlig abzustumpfen. Diese Menschenkloake ist zu einer ernstlich gefahrdrohenden Innung geworden. Nicht mit Waffen könnt ihr sie bekämpfen. Nehmt ihr den Scandal und das Privilegium, mit dem Großen und Heiligen, mit allem Wahren und Schönen freches, bübisches Spiel zu treiben — dann erst wird sie zu Grunde gehn.«

»Ein kahler bornirter Philistrismus, mit altklugem Nachtmützengesichte und ausdruckslosem Augenwerk, hat von den meisten Beziehungen und innern Bedingungen des deutschen Lebens Besitz ergriffen.«

»An der Scholle und an dem Phlegma des Augenblicks klebend, reichten die Ideen des deutschen Philisters nicht weiter, als die Rauchwolken seiner Tabakspfeife.«

»Wenn ein Deutscher der alten bessern Zeit aus seinem Grabe stiege, um einen Blick in unsere Gegenwart zu thun: er würde dieß der Mehrzahl nach entmannte Geschlecht als Deutschlands Söhne nicht anerkennen.«

»Ein gewöhnlicher Bezirksamtmann däucht sich allenthalben in Deutschland ein Magnat. Die Gemeindebeamten verhalten sich, in der Regel, zu ihm in dienstfreundschaftlicher sich ihres Rechts begebender Abhängigkeit. So hält der Beamte das Ruder der Volksbestrebung, die Zügel der Volksgesinnung in seinen Händen, die sich eines zu weit ausgedehnten officiosen Einflusses bedienen. Der Beamte beherrscht zumeist alle Fragen. Wir geben zu, daß die Herrschaft der Büreaukratie im absoluten Staate, wo sie die einzige Controle des Volksgeistes ist, unerläßlich sey; im Repräsentativstaate ist sie eine heillose Usurpation.«

»Welche Ansicht wir aber auch über die moralischen Gebrechen und die politischen Sternstellungen der deutschen Gegenwart haben mögen, so wollen wir in der Überzeugung, daß die öffentliche Vernunft, und mit ihr die Freiheit der Völker gleichen Schritt halten müsse mit allen geoffenbarten Entwicklungen des Alls, nicht ablassen, die trüben Ausdünstungen der Athmosphäre, in welche das deutsche Leben der Jeztwelt eingehüllt ist, für schnell vorüberfliehende Meteore anzusehen, während die Sterne unserer Wünsche und Hoffnungen am Himmel der deutschen Zukunft glänzen.«

Wir schließen die Beurtheilung mit den tröstenden Worten auf Seite 148:

»Bis dorthin (zur Verwirklichung unserer Wünsche) denke sich jeder biedere Mensch als ein nothwendiges Glied der großen Bruderkette, worin kein einziges des andern entbehren kann, und handle in solcher Überzeugung stets im Geiste der Liebe, der Schönheit und der Wahrheit, auf deren Dreieinigkeit allein, als den Grundtönen der moralischen Schöpfung, die Harmonie des Alls sich gründen kann!«

Amen! Palmer.

Kleine Chronik.

— Erholungen am Feierabend, von Eduard Rosenstiel, Tapezierer, mit dem Bildniß des Verfassers. Straßburg, gedruckt bei G. Silbermann. 1839. Die Vorrede, in welcher es heißt: »Nur was sein Herz gefühlt, hat er besungen, und nicht als Dichter, sondern als schlichter Handwerker u. s. w.,« gibt den Maaßstab der Beurtheilung dieser Gedichte in die Hand. Anspruchslos und gut gemeint; gesundem, edeldenkendem Herzen scheinen sie entsprossen zu seyn; oft aber sind sie nicht einfach genug, zu deklamatorisch, alltäglich in Gedanken und Ausdruck. Einige kürzere Gedichte besonders sind wegen ihres Gehaltes und ihrer Form zu loben. So das Gedicht:

An Johann ***.

Du klagest mir, dein Wirkungskreis
Sey zu beschränkt, zu enge;
Du nennst die Großen klug und weis
Mit vielem Wortgepränge! —
Drum zeig' ich dir das Mittel an,
Dich höher noch zu schwingen:
Du darfst nur auf der Erdenbahn
Zum Himmelsziele dringen.
Und wird das Kleine recht und schön,
Das man dir anvertrauet,
So stehst du auf den gleichen Höh'n
Wie der, der Städte bauet.

Eben so: »An meinen Feind.« — In manchen Gedichten ist viel Melodie der Sprache, z. B. »Das Leben.« — »Der Zecher.« — Die typographische Ausstattung des Büchleins verdient alles Lob.

— Von D. Joseph Baders Monatschrift: »Badenia, oder das badische Land und Volk, eine Zeitschrift für vaterländische Geschichte, Landeskunde, Literatur und die Interessen der Gegenwart« ist das erste Heft in der Herder'schen Buchhandlung (Freiburg und Karlsruhe) erschienen und übertrifft noch die im Prospektus gegebenen Versprechungen, hinsichtlich eleganter Ausstattung und innern Gehalts. Es enthält 1) die Gründung und Aufnahme von Karlsruhe, nebst dem Plane der jungen Residenz. 2) Die Geschichte der Grafschaft Hauenstein, mit einer kolorirten und einer lithographirten Abbildung. 3) Bernhard der Heilige, Markgraf von Baden. Das Werk findet überall die regste Theilnahme und zählt bereits viele Subscribenten. Der Preis des Heftes ist, mit Abbildungen, nur 36 kr. Wir wünschen der wackern Erwinia gleiches Glück und Gedeihen!

— August Lewald hat ein »Handbuch für Reisende nach und durch Italien,« (Mit zehn Städteplänen und zwei Reisekarten. Stuttgart, Hoffmann. 1830. 602 Seiten gr. 8° auf feinstem Velin.) herausgegeben, das als das Beste seiner Art empfohlen werden kann.

— D. Karl Hartmann, in Karlsruhe, arbeitet an einer vollständigen Geschichte des deutschen Theaters, die auf drei Bände stark berechnet ist. (Correspond. der Erwinia.)

— Das Rheinische Odeon für 1840 von J. Hub und A. Schnezler herausgegeben, (Düsseldorf, bei J. Wolf) ist kürzlich erschienen. (Auf dem Titel ist irrig die Jahrszahl 1839, statt 1840 gedruckt.) Es läßt in Reichhaltigkeit und Trefflichkeit der Auswahl die beiden frühern Jahrgänge weit hinter sich; der Kreis der Theilnehmenden hat sehr zugenommen, darunter die Dichter J. Kerner, G. Pfizer, E. Duller, L. Wihl, D. A. Assing, J. Mosen, Hoffmann von Fallersleben, A. Rodnagel, G. L. Prahel, C. Töpfer u. s. w. Zu den gelungensten Beiträgen zählen wir folgende Gedichte: »Auf den Jahreswechsel (1830)« von G. Pfizer; »der Bergstrom«, »Liebeswerbung«, »Verlobung«, von Adolf Stöber; »Rist im Spätherbst«, von Fr. Hebbel; »Maria die Tänzerin«, von C. Töpfer. Die schönen Lieder von Ludwig Wihl, worunter das schönste:

Mein Gott.

Tief eingeschrieben sind die Lehren,
Aus unsern ersten Jugendzeiten,
Wie sehr wir uns dagegen wehren,
Sie lassen sich nicht wegbedeuten.

Sie klammern sich wie Epheuranken
An unsres Lebens festem Stamme
Und spielen oft um die Gedanken
Nachtfaltern gleich im Schein der Flamme.

Wenn ich in's weite Meer mich wage
Und Hegels Welt-Idee erfasse,
Dann taucht in mir herauf die Frage:
Wo ich den alten Gott wohl lasse?

Der Horeb glüht in rothem Feuer,
Der Donner grellt, die Blitze fliegen
Und hinter dichtem Wolkenschleier
Seh' ich in Andacht Engel liegen.

Idee, dir fehlen Farbenstriche,
Du scheinst nur bleich vor solchen Strahlen,
Und doch zieht es nach beiden Psyche
Mit gleichen Wonnen, gleichen Qualen.

Im Walde, wenn es rauscht und stürmet,
Am Himmel, wenn es lacht und trauert,
Am Meere, wenn es Fluthen thürmet,
Hat mich Jehova's Ruf durchschauert.

Doch sitz' ich vor dem Buch der Zeiten
Auf Gräbern mit der Zukunft Schleier,
Dann muß mich die Idee begleiten;
Sie macht die Aussicht kühner, freier.

O möchte, wenn des Lebensquellen
In meiner Brust zuletzt versiegen,
Mein Glaubenshimmel sich erhellen,
Mein Geist zu Gott erleuchtet fliegen!

Voll bittrer Ironie, schön und wahr ist Jul. Mosen's, »Sünde und Reue«. Zart melodisch und voll süßer Wehmuth sind, die Lieder die Gertrude von Hohenhausen ihrem todten Kinde singt. — Den Bilder- und Farbenduft, das weiche südwarme Colorit, den üppigen Wohlklang der Verse den J. Hub seinen »Türkischen Klängen« verlieh, kennen unsere Leser bereits aus frühern Mittheilungen der Erwinia. A. Schnezler beurkundet in den Romanzen »die Freundesprobe«, »Cornelius Agrippa von Nettesheim«, »der blinde König«, ein entschiedenes Talent für diese Gattung. Aus dem Leben ist seine »Frau Basen Soirée«:

»Da sitzen die Frau Basen
In schönster Assemblée;
In Einigkeit, voll Ehrbarkeit;
Die Mühlen sie mahlen zur möglichen Zeit,
Die Zünglein sie züngeln zum Stechen bereit —
Und trinken ihren Caffee, Juchhe!
Und trinken ihren Caffee.«

Gleichgelungen, vielleicht etwas zu lang gesungen ist die »Halsgerichtsordnung.«

»Unser Volk sey nur ein Rudel
Treuer, wohldressirter Pudel!
Widrigenfalls
Kost'ts den Hals!
Sterben müssen ohne Gnade
Widerbeller an dem Rade!

Jeder lerne drum kuschiren,
Apportiren, rapportiren!
Widrigenfalls
Kost'ts den Hals!
Spioniren und Verhaften
Das sind schöne Wissenschaften!«

Das Rheinische Odeon wird nächstes Jahr den Titel Deutsches Odeon führen und so den eingegangenen »Deutschen Musenalmanach« ersetzen. Mögen fortgesetzte Theilnahme der Dichter und strenge, rücksichtslose Auswahl von Seiten der Herausgeber, so wie das Interesse des Publikums zum fernern Gelingen dieses schönen Unternehmens beitragen! G. L.

— Casimir Delavigne hat eine neue Tragödie: la Vieillesse du Cid, in drei Akten geschrieben; Mlle. Rachel soll darin spielen, wenn ihr nämlich die Ärzte das Wiederauftreten so bald erlauben.

— Die liebliche Sängerin Agnes Schebest, die wirklich in Italien ist, sollte für die Oper in Venedig engagirt werden, sie hat jedoch abgeschlagen und wird wieder nach Deutschland zurückkehren.

— Vorigen Monat starb zu Dresden der bekannte fruchtbare Romanschreiber Gustav Schilling, im 73 Lebensjahre.

— Von A. Knapp erschien bei Cotta »Hohenstaufen« ein Cyclus von Liedern und Gedichten.

— Wieder eine neue Göthe-Correspondenz: »Göthe's Brief an die Gräfin Auguste zu Stollberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf.« Leipzig, Brockhaus, 1839.

— Zwei neue Zeitschriften sind wieder angekündigt: Das Nordlicht, Feuilleton für Literatur, Kunst und Leben, herausgegeben von D. Rudolf Mettler und Julius Hammer, Leipzig. Es sollte vom 1. October an erscheinen. — Rheinische Jahrbücher für Kunst und Poesie von F. Freiligrath, K. Matzerath und K. Simrock, ein Jahrgang, 12., ungefähr 400 Seiten, Köln; soll vom November an erscheinen.

— Von Gutzkow ist König Saul, Trauerspiel in 5 Akten erschienen; Hamburg.

— Geschichte der französischen National-Literatur neuerer und neuester Zeit 1789—1837, von Karl W. E. Mayer. 4 Theile, Berlin.

Miscelle.

Neuer Calembourg von Odry.

Odry spielte vor Kurzem im Lager von Fontainebleau. Er fragte eine Schauspielerin: Savez-vous pourquoi l'Angleterre et la France sont si unies? — C'est parcequ'elles se tiennent par la Manche, beantwortete er sich selbst.

Muscheln.

— Die Oberflächlichkeit des englischen Wissens wird am besten durch Beispiele anschaulich. Ein junger Gentleman wandte sich an einen Lehrer der deutschen Sprache, um deutsch zu lernen, weil er zu seinem Examen als Artillerie-Offizier der deutschen Sprache mächtig sein müsse — indem er sich eine Commission — (die Offizierstelle) kaufen wolle. — Er zeigte dem Lehrer ein englisches Handbuch der deutschen Sprache und verlangte, er möge ihm beibringen was die ersten vier Pagina enthalten, weiter durchaus nichts, weil er durchaus nichts mehr zu wissen brauche — für sein Examen. Der Unterricht begann

„— der junge Gentleman „lernte deutsch", d. h. er lernte die vier Pagina **auswendig**; bezahlte den Unterricht und später die Summe für seine **Commission**, und begegnete dem Lehrer nach Jahr und Tag als Artillerie-Officier, der einer Menge fremder Sprachen mächtig sey.

— Eine englische Kriegs-Brigg, vor Sherness in der Themse liegend, erhielt im Mai 1838 plötzlich die Ordre „gegen Seeräuber nach der Insel Helgoland (Engl.: Heligoland) zu segeln." — Der Commandeur, M. W.-M., gerieth in nicht geringe Verlegenheit. — Heligoland? — Wie sollte er die Ordre der Admiralität vollziehen, da er nicht wußte, daß es eine englische Insel dieses Namens gäbe? So unglaublich dieses den Lesern klingen mag, so fügt der Sammler dieser **Muscheln** hinzu, daß er im Herbst 1837 in London mit einem Lord und Parlaments-Mitgliede gesprochen, der ebenfalls in Frage stellte: ob die Insel Helgoland englisch oder noch dänisch sey? — Genug, der Brigg-Commandeur hielt Kriegsrath unter seinen Officieren und einige meinten (wie sie es später **selbst erzählten**), daß Heligoland — Holyland (heilige Land), etwa eine Insel an der Küste von **Syrien** sey. — Es wurden nun rasch Anstalten gemacht zur Proviantirung zur Reise aus der Themse **bis an die Küste Palästinas** — als der **Cannonier** der Brigg, ein alter Seemann der im Jahr 1807 auf Helgoland gewesen, dem Commandeur und den Officieren aus der Verlegenheit halff. Allein, aus der Themse bis an die Küste von **Dänemark** zu gelangen, von England bis in die Mündung der Elbe, wohin täglich Schiffe und Dampfschiffe „halb im Schlafe" hin und her eilen — das war den sachkundigen Britten immerhin eine schwere Aufgabe. Um diese zu lösen, nahm nun die Kriegs-Brigg erst einen Lootsen bis Yarmouth, wo ein andrer Lootse an Bord trat, der wirklich **wußte**, wo Helgoland läge, und der die Brigg glücklich auf die Rhede der Insel brachte. — Nachdem die Brigg drei Wochen im Kampf gegen **Seeräuber** (à la don Quichotte) vor Helgoland gelegen, begleitete der Lootse von Yarmouth sie nach Yarmouth zurück, worauf abermals ein Lootse sie bis nach Sherness führte. Diese Facta sind wenigstens nicht unwichtig — zur Beleuchtung der Dinge, welche die Weltmeer-Herrschaft der gefürchteten „Britannia" berühren. — Es ist komisch, daß jene Brigg einige Monate später wirklich an die Küste Syriens beordert ward — man könnte glauben, der Commandeur habe eine „magnetische Ahnung" seiner Fahrt gehabt — wenn er kein Britte gewesen wäre.

Charade.

Die Erste.

Urvolk, Urvater bin ich, Anfang, Quelle
Aus der sich tausend Wesen schon gestaltet:
Treu blieb das Eine, nah' der Mutterstelle,
Und hat nach ihrem Sinne sich entfaltet;
Das Andre eilt auf Wegen bunt verschlungen
Weit von dem Born aus dem es sich geschwungen.

Die Zweite.

Tief in die Erde ist mein Fuß geschlagen,
Drin saugt er sich empor des Lebens Säfte,
Indeß mein lockig Haupt muß aufwärts tragen
Des jungen Frühlings frische Blüthenkräfte,
Und bald erglänzt in lichtem Sonnenscheinen,
Bald niederhanget in verzagtem Weinen.

Das Ganze.

Jung bin ich bei dem Einen, schlicht und dunkel,
Beim Andern stolz und strahlend, reich an Jahren:
Er dankt mir seiner Orden hell Gefunkel,
Sein Dienerheer, des feilen Schmeichler Schaaren,
Manch freundlich Grüßen gnäd'ger Fürstenblicke —
Ich bin des Ungehirnten Eselsbrücke.

—r.

Auflösung der Homonyme in Nro. 35: **verschieden.**

Anton Schlude.

Die Unregelmäßigkeit, mit welcher manche Beiträge, so wie die Zusendung des Betrags für die genommenen Exemplare der kleinen Biographie des unglücklichen Sängers **Anton Schlude** eingiengen, hatte die Ueberschickung des Geldes an ihn verzögert; es ist aber jetzt Alles in seinen Händen, und zwar eine Summe von 114 Gulden, wovon der größte Theil ihm aus dem Elsaße zugeflossen, nämlich: 173 Fr. 25 Cent. an Beiträgen in Geld (S. **Erwinia**, Nr. 26.) und 39 Fr. 30 Cent. als Ertrag verkaufter Exemplare der Biographie. In seinem Briefe an mich vom 24. Oktober spricht er seinen Dank in rührenden Worten aus. — Hier der Schluß des Briefes: „Auch hätte ich noch eine weitere Bitte, Sie möchten nämlich in Ihre Zeitschrift **Erwinia** in wenig Worten meine herzlichste Danksagung an alle jene edlen Menschenfreunde setzen, die durch ihre Gaben der Wohlthätigkeit einem fremden Unglücklichen seine Lage zu erleichtern sich bestrebten. Nochmals Gottes Lohn wünscht

„Ihr nun stets dankbar ergebenster
„**Anton Schlude.**"

„Hausen im Thale, bei Möskirch, den 24 Oktober 1839."

Mögen, durch thätige Hilfe mehrer Menschenfreunde, dem interessanten Unglücklichen oft so freundliche Lichter in sein trübes Erdenleben scheinen!

August Stöber.

August Stöber, Redakteur. — Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 51.

Samstag, den 7. December 1839.

Gedichte von Adolf Stöber.

Der Bäume Gedanken.

Im Walde da regt sich ein Plaudern und Flüstern,
Wann kühlende Dämmerung ladet zur Ruh;
Da stehen sie traulich beisammen im Düstern,
Die Buchen und Eichen, die Tannen und Rüstern,
Und schicken viel heimliche Reden sich zu.

»Ihr Schwestern, ich will's im Vertrauen euch sagen,«
Nimmt rauschend die Eiche, die stolze, das Wort:
»Mich treibt es, hinauf in den Himmel zu ragen,
Bis über die Wolken die Krone zu tragen,
Stets höher zu wachsen, Jahrhunderte fort!«

»So hoch sich erheben! mir bangte vor Blitzen!«
Entgegnet die Buche, die tüchtige drauf.
»Mir gnügt es, bescheiden und wacker zu nützen,
Die Müden zu schirmen, die Armen zu schützen:
Wie zehrt' ich im Eifer so gerne mich auf!«

»Nein!« schüttelt die Birke die zierlichen Locken,
»Mir fließt in den Adern ein leichtes Geblüt;
So lange die Freuden mir leuchten und locken,
So will ich mich freu'n, eh' die Säfte mir stocken —
Das Leben ist flüchtig, die Jugend verblüht.«

»Das ewige Grünen! das ewige Freuen!«
Erwiedert die Tanne, die strengere, nun.
»Der Lust bin ich müde; mich sollt' es nicht reuen,
Die grünenden Nadeln zur Erde zu streuen,
Auf immer zu schlummern, auf immer zu ruhn.«

Sahlweide dagegen: »O fröhliches Leben,
Die Zweige zu wiegen im sonnigen Blau!
Die Falter zu schauen, ihr Schillern und Schweben!
Zu trinken, wie würzige Säfte der Reben,
Mit durstigen Zügen erquickenden Thau!«

»Vor Allem ergötzt mich der Vögelein Singen!«
So läßt sich vernehmen der Ahorn darauf:
»Wenn schlagende Drosseln vorüber sich schwingen,
Und schmetternde, helle Jagdhörner erklingen,
Durchzittert mich Lust von der Wurzel zum Knauf.« —

So hört man im Walde das Flüstern und Plaudern
Von tausend redseligen Zungen umher;
Doch nun — wie sie plötzlich erschrecken und zaudern!
Wie bange die Wipfel sich sträuben und schaudern!
Es naht sich ein Wetter so dunkel und schwer.

Schon fallen des Donners gewichtige Keile
Mit hohlem Gepolter in's brennende Holz;
Hin fahren der Blitze vielschneidige Beile
Und schlagen mit mächtigen Hieben in Eile
Zu Boden der Eiche hochfahrenden Stolz.

Die Buche, daß nun ihren Segen sie thue,
Sie fiel einem Armen zum freundlichen Loos.
Bald kam auch die Tanne, die ernste, zur Ruhe:
Sie bot ihre Bretter den Müden zur Truhe
Und sank in der Grüfte verschwiegenen Schooß.

Die lustige Weide gab ihre Gewinde
Der weinvollen Tonne zum schürzenden Reif.
Die Birke, die leichte, bot Reiser und Rinde
Zur strafenden Ruthe dem fehlenden Kinde,
Der Mutter zum fliegenabwehrenden Schweif.

Nach Wunsche muß Alles dem Ahorn gelingen:
Er dienet, gewölbt, einer Laute zur Brust;
Und wenn die metallenen Saiten sich schwingen
Und helle, melodische Weisen erklingen,
Da zittert der Liederentzückte vor Lust.

Nach der Weinlese.

Es scholl ein tausendstimmig Jubelrufen,
Daß weithin alle Berge wiederhallten:
Der edle Most quoll auf in allen Kufen,
Da tönten Lieder, und die Pöller knallten.

Es war ein Siegesfest — es ist verronnen,
Und einsam ward es auf den kahlen Fluren;
Von grauem Nebelflore dicht umsponnen,
Verschwanden plötzlich alles Jubels Spuren.

Was ist geschehn, daß alle Berge trauern,
Daß plötzlich alle Wipfel sich entfärben?
Was zuckt die Luft in kalten Todesschauern?
Es war ein Sieg — nun gilt's ein baldig Sterben!

Es war ein Sieg, den Wettern abgewonnen;
Der Wein zog heim, wie unterm Siegesbogen,
Als wie ein Held, in grünbekränzten Tonnen:
So kam ein Jephtha jubelnd heimgezogen.

Doch weh, der Jubel wandelt sich in Klage,
Zum Opfer ist geweiht ein holdes Wesen:
Beschlossen ist es — nur noch wenig Tage,
So muß der Wälder Grün in Staub verwesen.

Noch sieht man's röthlich um die Wipfel spielen,
Als sollt' ein Lächeln alle Trauer bergen:
Wie Jephtha's Tochter einst mit den Gespielen
Geklagt um ihre Jugend auf den Bergen.

Wohlan, so lang dem Wald sein junges Leben
Gefristet bleibt, so lang sein Laub noch dauert,
Verbleib', mein Herz! ihm als Gespiel' ergeben,
Und traure mit ihm, bis er ausgetrauert!

Mein Thal.

1.

Als ich zum erstenmal
Dein Haus betrat, mein Thal!
Da war um's Herz mir enge,
Da zögert' ich und schritt
Nur mit bedachtem Tritt
In deine fremden Gänge.

Und vor dem neuen Gast
Erscheinst du selber fast
Verschüchtert und beklommen:
Die Vögelein am Weg,
Die Rehlein im Geheg
Entflohen vor meinem Kommen.

Doch heute so vertraut
Wie Bräutigam und Braut
Begrüßen wir uns beide!
Wir haben uns gesehn
Bei Sonn' und Sturmeswehn,
Im Glück und auch im Leide.

Mir ist dein Innres kund
Bis auf den stillsten Grund,
Bis auf die tiefste Tiefe:
Bist durch und durch so treu,
Daß ich nun ohne Scheu
In deinem Schooß entschliefe.

Erprobt bin ich auch dir,
Du sahst ein Herz in mir
Wohl ohne Falsch und Tücke:
Es flieht die Vögelschaar,
Es flieht dein Wild sogar
Nicht mehr vor mir zurücke!

2.

Die Bäume stehen kahl
Im eingeschneiten Thal,
Die Raben schrei'n um Futter.
Auch so bist du mir werth,
Wie man ja dankbar ehrt
Auch eine greise Mutter.

Eins aber thut mir weh:
Daß ich verlassen seh'
Von Allen deine Fluren;
Wie oft ich komm' und geh',
Ich finde stets im Schnee
Nur meiner Füße Spuren.

So ist die falsche Welt!
Als reich dein Haus bestellt,
Da kamen sie geschritten,
Bis deine Frucht gefällt,
Dein bestes Holz gespällt,
Dein Wiesengras geschnitten.

Nun bist du arm und leer,
Nun mag nicht Einer mehr
Betreten deine Schwellen;
Und schreit' ich deinen Steg,
So spotten sie am Weg
Des drolligen Gesellen.

Sie mögen spotten auch,
Ich halt' an meinem Brauch!
Du hast in guten Tagen
Dein Glück getheilt mit mir;
Ich weiche nicht von dir,
Will auch dein Leiden tragen!

Der Student von Padua.

Erzählung, aus dem Englischen übersetzt von **Karl Ott.**

»Die Sterne leuchten nicht auf unsere Liebe herab, theurer Julian,« sagte das Mädchen, die Blicke aufwärts gerichtet, als eine Wolke eben langsam am Himmel hinschwamm.

»Möchte doch der trübe Schleier, der deine Seele umlagert, wie jene Nebeldecke sich auflösen, theuerste Marcella,« rief der Geliebte ihr zu, indem er auf die schon zerfliegenden Schatten hindeutete; »aber, ach! Du liebst mich nicht!«

»Weil ich Dir Klugheit anrathe,« erwiederte die Jungfrau etwas empfindlich.

»Ach, Marcella!« schrie er mit begeisterter Stimme, »wann hat Liebe je Klugheit angerathen? Möchten unsere Herzen, unsere Hoffnungen sich nach dem Ziele hinwenden! — aber so ist es nicht: dein abgewandtes Antlitz, deine Hand liegt unbewegt, ohne auch nur das leiseste Zeichen von Leidenschaft zu verrathen, in der meinigen; Alles, Alles widersetzt sich dem Gedanken an Gegenliebe!«

»Es wird spät, die Nacht rückt schnell heran,« sagte das Mädchen, sich jeder andern Erwiederung enthaltend; »mein Vater wird meine Abwesenheit bemerken; gute Nacht, Julian!«

Der Liebhaber antwortete nichts; nicht einmal einen stillen Kuß drückte er auf die geduldige Hand, er entließ sie mit einem Seufzer, der Verzagtheit, ja selbst Verzweiflung anzeigte.

Jedoch selten hat ein Liebhaber wie Julian Zuccaro sich umsonst beworben. In der vollen Blüthe der Jugend, in seiner ganzen männlichen Schönheit, von alter Familie, von unbeflecktem Rufe.... was konnte ein Mädchen mehr verlangen? Doch der Mädchen Wünsche sind, dem Sprichworte nach, grillenhaft. Marcella war nicht für Liebe unempfänglich: keiner, der je einen Blick auf ihre ausdrucksvolle Miene warf, konnte glauben, daß sie ein kaltes Herz verrathe; auch war sie nicht gleichgiltig bei ihres Liebhabers Verdiensten und Vorzügen; diese empfahlen ihn ja am ersten und hauptsächlich ihrer Gunst. Die Lobeserhebungen der Gelehrten und Vornehmen in Padua waren selbst in die Hallen des Grafen Gerbini gedrungen, die allen, außer den Reichen und Adeligen, verschlossen blieben, und erregten in seiner schönen Tochter den Wunsch, den Studenten, der so goldene Erwartungen von sich gegeben hatte, kennen zu lernen. Bei der allzuschwachen Nachsicht einer Gouvernante ohne Grundsätze, deren Sorgfalt der Graf sein einziges Kind anvertraut hatte, wurde dieser Wunsch erfüllt; und wie zweideutig auch dessen Wirkung auf Marcella sein mochte, Julian's Herz gab sich willig der Macht ihrer Reize hin. Es wäre umsonst, die Ursachen aufsuchen zu wollen, welche die Jungfrau bewegen konnten, dem von Leidenschaft brennenden Jünglinge, geheime Zusammenkünfte in den Gärten des Pallastes zu gestatten; sie konnten übrigens blos die Ketten, die ihn an sie fesselten befestigen, ihm aber um keinen Schritt ihre Neigung näher bringen. So viel ist gewiß, daß jede neue Zusammenkunft,

den Eindruck, welchen sein edles Äußere, und seine begeisterten Reden anfangs in ihr hervorbrachten, nur zu schwächen schienen; und Julian konnte es sich nicht länger verbergen, daß Marcella's Liebe nicht durch einen Studenten erobert werden könne. – Sie verschmähte, selbst in ihrer eigenen Person, jede Fügung in die eingeführten Gesellschafts-Gebräuche; mit mit Spott und Verachtung sah sie auf jene sanften und gesellschaftlichen Tugenden hernieder, die ihrem Liebhaber so theuer waren.

In der Brust wo stilles Hinziehen zu Einem geliebten Wesen sich gleichsam mit den Lebensquellen selbst verschmilzt, liegt die Liebe jedoch am tiefsten, und wo Liebe sich reget, da lebt auch die Hoffnung. In des Mädchens Gegenwart hatten seine Besorgnisse das Übergewicht; wenn aber ihres Blickes Glanz vor welchem er, wie vor dem Übermaße der Lichtstrahlen unwillkührlich zurückbebte, nicht mehr auf ihm ruhete, dann schien er in der Bewilligung selbst, seiner geheimen, und verstohlenen Besuche, ein Zeichen der Gunst zu entdecken, die Zeit und Beharrlichkeit zur Leidenschaft steigern können. Irgend einem ungewissen Gefühle dieser Natur muß wirklich Marcella's Abneigung ihrem Liebhaber Hoffnungen eines so sehr gewünschten Erfolges einzuflößen, oder ihn zurückzuweisen, zugeschrieben werden. Sie schätzte, sie würdigte Julian — aber sie liebte ihn nicht! »Zwinget mich nicht,« rief sie in einer folgenden Zusammenkunft ihm zu, »gegen mein Verhängniß o Julian, es ist von einer alten Sibylle mir gelesen worden, und ihre Weissagung deutet nicht auf Euch hin!«

»Und könnt Ihr solchem Betrug euer Herz hingeben?« schrie der Liebende, dessen Busen wahrscheinlich dem Aberglauben des Zeitalters nicht ganz verschlossen war.

»Euer Blick, Julian, sagt mir, daß euer Herz nicht ungläubig ist,« erwiederte das Mädchen, und lächelte bei seiner Angst, »glaubet mir, jene Weissagung floß nicht von Lippen der Unwissenheit oder des Betruges. Wenn je ein Weib begeistert war, so war es jenes Wesen das im Dunkel der Nacht, durch mystische Bezauberungen, eine so schreckliche Wirkung hervorbrachte.«

»Marcella, dies ist Unsinn!« schrie der Liebhaber in seiner Seelenangst.

»Gestehet vielmehr ein, daß Ihr wahnwitzig seid,« rief das Mädchen, verächtlich auf ihn hinblickend.

»Fahret fort,« rief er ihr mit abgewandtem Auge zu. »Ich sehe zu wohl mein Schicksal voraus!«

»Aus einer blaßblauen Flamme,« fügte Marcella hinzu, »erhob sich eine schattige Gestalt empor, deren Züge, obgleich in der Entfernung verworren, edel und Ehrfurcht einflößend waren. »Seht hier euern künftigen Gemahl,« sagte die Sibylle, er spricht nur um zu befehlen, ihn anzuhören und auf's Genaueste seine Befehle befolgen, ist bei ihm unwiderrufliches Gesetz. Tausende zittern bei seinem Namen, er erkennt keine andere Herrschaft, keine andere Gewalt an, als die der Liebe, einer heftigen, unauslöschbaren Liebe, wie die Flammen des Ätna; einer Liebe die nur für Euch brennen soll: wachet, daß ihre Flamme nicht zu wild auflodere! O Julian, ihre Worte, die wie geschmolzenes Metall glühen, sind unauslöschlich in mein Herz eingegraben!« Marcella's Auge sprühte Feuer, während sie sprach. »Der den ich lieben soll, muß kühn, beherzt, vermessen seyn; sein Arm muß mit der Feinde Blut gefärbt seyn, sein Blick muß Schrecken erregen.«

»Marcella,« rief der Liebende aus, mit einer Heftigkeit die selbst dem Mädchen bange machte, »nicht für eure Liebe, für mich das Größte aller irdischen Güter, wage ich es, so des Himmels Zorn zu reizen! Eines Vaters Befehle, einer Mutter Thräne, meines eignen Herzens Stimme, alles verbietet mir meine Hände in dem innern Kriege, der mein unglückliches Vaterland betrübet, zu beflecken. Mein Pfad ist—«

»Der einer ruhigen literärischen Gemächlichkeit!« unterbrach ihn das Mädchen höhnisch.

»Saget nicht Gemächlichkeit, — dies könnte nie ohne deine Liebe seyn.«

»Julian, ich bemerke in deiner Gesichtsbildung, oder in deinen Worten, nicht die Tapferkeit des unbekannten Kriegers!«

»So lebe wohl Marcella, — und für immer!«

Das Mädchen verweilte noch für einige Augenblicke mit starrem Blicke auf ihm, zog sich alsdann schweigend zurück. Julian gab dem Laute ihrer abgewandten Schritte, bis er sich in der Ferne verlor, sein lauschendes Ohr hin; dann enteilte er dem Garten, um in der Einsamkeit seines Wohnzimmers den Bewegungen seines Herzens freien Lauf zu lassen.

Die Zeit beruhigte, aber schwächte seine Liebe nicht. Umsonst betrat er öfters wieder den Ort, wo er das letzte Mal Marcella getroffen hatte, sie kam nicht mehr. Das Verwelken seiner Hoffnungen erstreckte sich auf seine Gesundheit; und auf seiner Freunde Zurathen, die bei der schnellen Veränderung, bei dem sichtbaren Abnehmen seiner Gestalt, in ängstliche Besorgniße geriethen, suchte er in der Abwesenheit, und im Schooße seiner Familie jene Tröstungen, jene Linderungen, die er in Padua nicht mehr finden konnte. Nie ist die freundliche, erheiternde Stimme eines liebenden, theilnehmenden Gemüthes, nie sind der Heimat süße Töne umsonst in ein empfäng-

liches Herz eingedrungen. Mit neubelebender Kraft erhob sich auch jene theure Gestalt wieder, bei der seine ganze Seele so gerne verweilte, so daß beinahe die Wirklichkeit, der Einbildung Provinz einzunehmen schien.

Endlich, als des Körpers Kräfte wieder zurückgekehrt waren, und neue, frische Hoffnungen wieder seine Seele belebten, kehrte er nach Padua zurück, aber um eine, für seine Gemüthsruhe tödtlichere Wunde, zu empfangen, als jene, die ihn von dieser Stadt weggetrieben hatte. Er wußte nicht, daß in seiner Abwesenheit, Marcella eines Andern Blick und Herz gewonnen hatte, bei dem sich Adel und Reichthümer auf's Glänzendste vereinigten, und daß der Graf Gerbini, auf seine väterliche Gewalt sich stützend, seiner Tochter befohlen hatte, denselben als ihren künftigen Gatten zu betrachten. Er wußte nicht, daß Marcella, äußerlich wenigstens, sich dem Willen ihres Vaters unterworfen hatte, und daß der Tag schon festgesetzt war, an welchem der Prinz Montalto seine Geliebte an den Altar führen sollte. Diejenigen welche ihre Zusammenkünfte mit Julian kannten, und die glaubten, daß Liebe allein solche ungewöhnliche Gunst erworben hatte, schrieben ihr Betragen dem Ehrgeize, der Eitelkeit und eher jedem andern Beweggrunde, als wahrer Zuneigung für einen Mann, zu, der nichts Anziehendes als Rang und Reichthümer besaß.

An ihrer Aufrichtigkeit ist jedoch nicht im Mindesten gezweifelt worden, bis am Vermählungsmorgen, als die Diener alle zitternd ankündigten, daß die Braut nirgends gefunden werden könne. Des Grafen Bestürzung wurde blos durch das beleidigte Ehrgefühl, die tief verwundete Eitelkeit des ihr zugedachten Bräutigams, übertroffen. Keine Spur konnte von der Flüchtigen entdeckt werden. Drohungen entrissen jedoch den bis jetzt verschlossenen Lippen der geängstigten Gouvernante die Enthüllung ihrer geheimen Zusammenkünfte mit Julian, der auf einmal als Ursache ihrer Flucht betrachtet wurde.

In dieser erfolgreichen Periode, wo die so heftig gereizten Leidenschaften des beleidigten Vaters und des verlassenen Freiers auf den höchsten Punkt gestiegen waren, langte der unglückliche Student in Padua an, und wurde auf der Stelle vor die gesetzmäßigen Richter gebracht, denen er, als der Urheber der über die adelige Familie gekommenen Schmach, vorgestellt wurde. Umsonst erklärte er sich dagegen, umsonst wiesen seine Freunde auf die Leiden des gequälten Liebhabers hin, als einen Beweis seiner Unschuld. Der Einfluß seiner mächtigen Feinde hatte das Übergewicht, und der unglückliche Julian wurde zum Gefängnisse verurtheilt. Unter einer eigenmächtigen Regierung dauerte es lange, ehe Gerechtigkeit das schuldlose Opfer in Freiheit setzen konnte; und da er derselben wieder sich freute, wie unähnlich war seine zum blassen Gespenste gewordene Gestalt, die vor dem Tageslichte zurückschauderte, derjenigen des lebenvollen, heitern Jünglings, der einst die Blicke der übermüthigen Marcella auf sich gezogen hatte! Gerbini, schnell in Ausübung der Rache, aber auch bereitwillig seinen Irrthum einzusehen und einzugestehen, sah beschämt und mit peinigenden Gewissensbissen auf den unglücklichen Jüngling hin, und beeiferte sich jetzt durch Freundschaftsbezeugungen die Unterdrückung zu vergüten, an ihm, den er jetzt von aller Theilnahme von der geheimnißvollen Flucht seiner Tochter frei sprach.

Obgleich er nun nach Wunsch herumwandern konnte, so war Padua doch für Julian keine Heimathsstätte mehr. Marcella's verborgenes Geschick aufzuklären, war das einzige Gefühl, das sich laut in seinem Busen aussprach, das seinen Geist in ungewöhnliche Thätigkeit setzte. Nachdem er während einiger Zeit in den Ausführungsgedanken seines Planes versunken war, schien er ihm endlich zum Gegenstande einer beinahe unfehlbaren Erreichung herangereift zu seyn; und selbst ihr Vater, von Julian's Enthusiasmus hingerissen und der Zudringlichkeit Montalto's überdrüssig, versprach ihm seine Reichthümer und Tochter, wenn er sein Kind wieder in's väterliche Haus zurückbringen würde.

Von Hoffnung und Erwartung angetrieben, verließ Julian mit sichtbarer Ungeduld Padua, um, er wußte selbst nicht wo, herumzuwandern, die Spuren eines Wesens aufsuchend, dessen Flucht, sey es freiwillig oder gezwungen, mit einer solchen Angst und Verschwiegenheit ausgeführt wurde, daß die genauesten Nachsuchungen ohne Erfolg blieben. Während er, von wenigen begleitet, durch die Engpässe von Abruzzo zog, wurde er plötzlich von einer Räuberbande überfallen, und, ehe er nur Widerstand leisten konnte, entwaffnet. Er hatte nun ein Ereigniß zu bejammern, welches, auch im günstigsten Lichte betrachtet, den Fortschritten in seinen Nachsuchungen Hemmung entgegenstellte. Er wurde durch die verborgensten Theile der Gebirge bis zu den Schlupfwinkeln der Räuber gebracht, die so von der Natur gebildet waren, daß sie jeder Entdeckung Hohn lachen konnten. Gefesselt, um seiner Flucht vorzubeugen, und von seinem Gefolge getrennt, wurde er in einer Höhle zurückgelassen, wo er über das Ungewisse seines Schicksals nachsinnen konnte. Sein erster Gedanke brachte ihm Marcella vor die Seele; ein Gedanke, der im Übermaß seiner Qual, seiner Angst, in lauten Tönen hervorbrechen mußte. Er wurde gehört, es wurde ihm geantwortet. Eine Gestalt stand vor ihm — es war Marcella! Staunen, Freude, Schrecken und andere entgegengesetzte Gemüthsbewegungen machten ihn stumm und einer Marmorsäule ähnlich.

„O Julian,“ schrie sie, „ist es möglich?“

«Ist es wirklich möglich!» wiederholte Julian, fast ohne zu wissen, was ihm entfuhr, «finde ich Orsini's Tochter in einer Räuberhöhle?»

Marcella erröthete; doch sogleich nahm sie ihre stolze Haltung wieder an und entgegnete: «Ich kehre nicht zu dem Vergangenen zurück, Julian; laß Dir genügen, daß mein Schicksal der Wahrheit gemäß, geschrieben worden ist: es hat mich mit einem Wesen verknüpft, bei dessen Namen, wie die Gitanos versichern, Tausende zittern!»

«Eines Banditen Braut!» schrie Julian, indem er zurückbebte.

«Nichts anderes! Es wäre umsonst, mich gegen das Verhängniß aufzulehnen, und ich wünsche es nicht.»

«Eure Flucht war also eure eigenste Entscheidung?» rief er aus.

«Nein,» versetzte sie. «Ich gab mein Ohr, vielleicht unkluger Weise, einer Liebe hin, die als wild und unauslöschlich beschrieben wurde. Ich war der Motte ähnlich, die um die Flamme herumschwärmt, ohne Ahnung, daß die Flamme ihr Verhängniß sein soll. Ich gab mein Ohr hin; er traf seine Maßregeln und es gelang ihm. Ich wurde dem väterlichen Hause entrissen, ungesehen, keiner ahnte es, am Morgen, der für meine Verlobung bestimmt war. Ich wurde durch unzugängliche Bergpfade, in diesen stolzen Aufenthalt der Liebe und der Freiheit geführt!»

«Sage vielmehr des Raubes, der Unterdrückung,» schrie der entrüstete Julian. «Jedoch laßt uns nicht hievon sprechen, Marcella; es kann nicht anders sein. Ihr müßt dies Leben der Schuld, der Erniedrigung verabscheuen! Seht nicht auf das Vergangene zurück; blickt allein auf das Zukünftige hin, auf diese goldene Gelegenheit, die sich Euch darbietet um zu fliehen.»

«Wohin?» unterbrach ihn Marcella, mit spöttischem Lächeln, «nach Padua, zu meinem Vater, um mit Verachtung zurückgewiesen, und verläugnet, von dem stolzen Grafen, vielleicht zur Buße für mein Verbrechen, in ein Kloster eingemauert zu werden? Nein, Julian!» fuhr sie mit steigender Leidenschaft fort: «Könntet Ihr niedrig genug in eurem Geiste sein, ein Mädchen an eurem Busen zu nehmen, das sich den Umarmungen eines Räubers hingegeben hatte, Marcella würde eure Gefühlserniedrigung verachten, würde eure Liebe mit Füßen treten, wie diesen Wurm, der eben über meinen Pfad hinkriecht. Sei ruhig! mein Schicksal ist festgesetzt; und wenn ich's nicht fluche, so bejammere ich's nicht! Er, dessen Braut ich bin, liebt mich und verdient meine Liebe. Obgleich ein Bandit, so verehre ich jedoch das wilde, das romantische Wesen, das meine Phantasie sich selbst geschaffen und das meine Vernunft gebilligt hatte. Ich liebe ihn, Julian; und wären Ehre, Reichthümer und Rang mir zum Preise dargeboten, meinem Gatten zu entsagen, ich würde sie von mir werfen, wie ich jetzt diesen werthlosen Tand von mir schleudere, das einzige Überbleibsel meines frühern Selbst!»

Der erstaunte Gefangene sah mit Gefühlen des Entsetzens auf sie hin, als sie mit einer Zauberin-Miene ihren Perlenkranz wegschleuderte, in dem er eines der letzten Geschenke ihres Vaters erblickte. «O Marcella,» rief er endlich aus, «könnte euer Vater —»

«Nennet ihn nicht,» schrie sie in wildem Tone, «er ist die einzige verwundbare Seite an mir! Schwöret mir,» fuhr sie fort, indem sie seine Hand krampfhaft ergriff, «schwöret mir bei jenem blauen Himmel, der eure Gelübde hört und es aufzeichnen wird, mir das Schicksal seines Kindes zu verhehlen!»

«Ich schwör' es,» rief er aus: «aber, ach! Marcella, ist nicht dies das Geheimniß der Erniedrigung — der Gewissensqual?»

Sie ging auf die Seite, um eine hervorquellende Thräne zu verbergen, die schon durch die aufgehobenen Finger, welche sie dem Blicke Julians entziehen sollten, herabträufelte.

«O, bei dieser Thräne,» schrie er mit zunehmender Seelenangst, «bei dieser gesegneten Thräne, der Vorläuferin reinerer Gedanken und Gefühle, laßt mich euch beschwören —»

«Es ist zu spät,» erwiederte sie; nahm ihre kalte, übermüthige Haltung wieder an, die für Augenblicke dem stärkern Triebe der Natur nachgegeben hatte; «Julian, hier ist kein Ort für Euch,» fuhr sie fort — «Ich habe Macht, und will sie gebrauchen Euch in Freiheit zu setzen. Romaldi soll Euch hier nicht sehen — seine Leidenschaften sind ungestümm, wild, unbezähmbar, und — doch ehe Ihr geht, schwöret mir noch einmal,» und sie drückte seine Hand mit zunehmender Heftigkeit, «daß eure Lippen nie meinem trauernden Vater die Sage [illegible] entdecken werden!»

«Ich schwör' es!» schrie Julian, auf ein Knie sich niederbeugend, und einen Kuß auf ihre ausgestreckte Hand drückend.

«Jetzt laßt uns gehen — O Romaldi!» Ein plötzlicher Schrei war die erste Andeutung für Julian, daß eine Kugel von des Räubers Feuergewehr in ihren Busen eingedrungen hatte.

«Treuloses Weib!» schrie der Bandit, indem er plötzlich hervorsprang, «Gerechtigkeit hat Dir den Schuß gebracht, der einem Andern zugedacht war; aber glaube nicht, daß dein Geliebter mir entwischen soll!»

«Romaldi, höre mich!» schrie sie, indem sie im Todeskampfe sich dem wüthenden Räuber in den Weg stürzte; «er ist unschuldig; bei meinem dahinschwindenden Leben, er ist unschuldig!»

«Wie!» versetzte Romaldi, «erblicke ich nicht in ihm jenen verhaßten Studenten, dessen Herumwandeln beim Wohnsitze

zuerst meine Eifersucht erregte, alsdann meine Wachsamkeit schärfte? Sah ich ihn nicht vor Dir hinknien und deine willige Hand drücken?»

«Romaldi, mein Todeskampf hat begonnen,» stöhnte Marcella, «und die Worte von sterbenden Lippen sind wahr.»

«Sterbend,» wiederholte der Räuber, und stieß ein in wilder Bewegung, «es kann nicht sein: Marcella, Ihr sagt dies um meine Wuth zu entwaffnen; die Wunde ist nicht tödtlich.»

«Es ist meine Todeswunde, Romaldi! O! höre, während mir noch der Athem zu sprechen bleibt! Wir trafen erst jetzt zusammen, — ich würde ihn in Freiheit gesetzt haben —»

«Und mit ihm geflohen sein!» schrie der Bandit, indem er Blicke des Verdachtes und des Hasses auf Julian warf.

«Nein!» rief Marcella, «Ihr besaßt mein Herz, — Ihr habt es noch — im Todeskampfe, in der Erniedrigung!»

«In der Erniedrigung!» schauderte Romaldi; «ja, es ist allzu wahr. O! Marcella! meine Liebe, mein Leben! muß ich Dich verlieren und durch meine eigene gehässige Eifersucht!»

«Es ist besser so, es ist besser, daß wir auf diese Weise, als durch's blutige Rad getrennt werden! O, Romaldi, verlaßt die grausame Pfade; Ihr wardet für edlere Zwecke geboren!»

«Es mag sein,» versetzte er mit wilder Miene; «ich habe aber über alle Hoffnung für Gnade gesündiget, und so wie ich lebte, so muß ich sterben!»

Marcella sandte einen Blick der Verzweiflung nach oben, richtete dann ihr mattes Aug noch einmal auf Julian, und sprach zum Banditen: «Romaldi, eine sterbende Sünderin bittet Euch, Ihr möchtet den Unschuldigen —

«So ziehe er von hinnen,» schrie er mit wildem Tone; «ich kann nicht für mich bürgen, sollte ich Euch entseelt vor mir, und die Ursache davon noch in meiner Gewalt sehen!»

«Geht, Julian, sprach sie mit schwacher, sterbender Stimme.»

«Denkt nicht, daß ich Euch so zurücklassen werde, Marcella!»

«Eure Sicherheit,» stammelte sie wehmüthig.

«Ich verachte sie, ohne Marcella,» rief er.

«Muß ich auf diese Weise sterben, alle meine Worte sind umsonst! Romaldi, im Namen unserer Liebe!» Sie legte ihre Hand auf die des Räubers, und verschied.

Unbeweglich, als befürchtete er die Ruhe seines gemordeten Weibes zu stören, wenn er die Hand aus der ihrigen zurückziehen würde, starrte der Bandit mit weitgeöffneten Augen auf seinen frühern Liebesbuhler hin, bis endlich der Ueberzeugung nachgebend, seine Verzweiflung in einen so erschütternden, mißklingenden Schrei ausbrach, der sein von Schrecken ergriffenes Gefolge um ihn her versammelte.

«Bringt ihn aus meinen Augen,» rief er, indem er auf den von Entsetzen gelähmten Julian hindeutete; «entfernet ihn, ehe Raserei mich zu einer That hinreißt, von der mich der Sterbenden Stimme allein zurückhält.»

«Und denket Ihr, ich werde diesen geopferten Engel den rohen Händen von Räubern überlassen!» schrie Julian, «die religiösen Gebräuche der Bestattung —»

«Entfernet ihn!» wiederholte der wüthende Romaldi mit der Stimme des Donners. Widerstand war vergebens; kaum war eine Stunde geschwunden, als Julian sich von seinem eigenen Gefolge umgeben sah, an dem Orte selbst, wo sie von den Räubern überfallen worden, während der Zwischenraum ihm ein furchtbarer Traum zu sein schien, von dessen Wirklichkeit seine schmerzlichen Gefühle allein ihn überzeugen konnten.

Seinem Schwure getreu, Marcella's Tod dem trauernden Vater zu verbergen, zog Julian einen dichten Schleier über ihre entehrte Laufbahn und ihren frühzeitigen Tod. Gerbini's Argwohn wurde jedoch aufgeregt; und einem Diener, der, ohne seines Herrn Wissen, sich in einer Lage befand, wo er sich mit den Banditen vertraut zu machen Gelegenheit hatte, erwarb er ein Geständniß von allem dem was der treue Liebhaber umsonst in Dunkelheit gehüllt hatte. Von Zorn entbrannt, bei der Bemerkung eines Mädchens, den er jetzt als den Entführer seines Kindes betrachten mußte, und der endlich sie hinopferte, um ihrer Flucht vorzubeugen, gab er sich völlig dem brennenden Durste einer unversöhnlichen Rache hin. Mit geringer List gebrauchte er seine Gewalt und seinen Einfluß, nahm seine Maßregeln um Romaldi in seiner geheimen Höhle zu umringen; und Julian drang erst am Abende vor der Ausführung des Planes in des Grafen Vorhaben ein. Einen Ausgang befürchtend, den, er wußte es wohl, Marcella als das größte Übel beklagt hätte, folgte er des Grafen Schritten, bis in die Schlupfwinkel der Gebirge, bloß um ein Zeuge des Erfolges bei der Gefangennehmung des Räubers zu sein.

«Elender!» rief Gerbini frohlockend aus, als sie Romaldi banden, «denke nicht zu entweichen! Dein Blut soll für die Fehler meines Kindes büßen!»

«Ach!» schrie Julian, indem er in die Höhle stürzte, «Ihr wisset nicht, was Ihr gethan habt!»

«Wie,» sagte der Graf, «ist dies nicht der Entführer, der Mörder —»

«Es ist der Gatte eurer Marcella!» unterbrach ihn Romaldi in stolzem Tone; «Ihr habt ihn gemordet, den Marcella mit dem Verluste ihres Lebens gerettet hatte!»

Gerbini war, bei diesen Worten, voll des furchtbarsten Entsetzens; er blickte Julian an, um eine Widerlegung zu erhal-

ten, aber las in seinen weggewandten Blicken die Bestätigung der schrecklichen Wahrheit. Die Überzeugung davon war zu schmerzlich — er wankte und fiel zur Erde — man eilte ihm zu Hülfe, es war umsonst! In dem Kampfe der furchtbarsten Herzensbewegungen, war des Grafen Geist für immer geflohen.

«Er ist todt!» schrie der Bandit; «das Maß meiner Verbrechen ist voll — dem Morde der Marcella habe ich noch den ihres Vaters hinzugefügt!»

«Dieser wenigstens war nicht vorsätzlich,» sagte Julian schaudernd; «und wenn mein Zeugniß —»

«Eines Engels Stimme könnte mich nicht retten,» unterbrach ihn der Räuber mit festem Tone; «eine feige und grausame Regierung dürstet nach meinem Blute. So werde es vergossen! Das Leben ist, seit dem Verluste meiner Marcella, werthlos für mich. Könnte ich hoffen, mit ihr mich wieder vereinigen zu können, — aber ich bin zu tief in meinen Verbrechen versunken.»

Romaldi's Ahnungen gingen schnell in harte Wirklichkeit über; kein Einfluß hätte ihn retten können, ihn der so lange der Schrecken eines schwachen Staates war.

Die Reichthümer der Familien Zanzaro und Gerbini, von welchen letztern Julian als Erbe durch des Grafen Vermächtniß eingesetzt war, flossen zusammen, um über der Marcella Grab eine Kirche zu errichten; zwei prachtvolle Denkmäler, welche die Namen und Titel des Grafen und seiner unglücklichen Tochter tragen, zogen die Bewunderung der staunenden Menge auf sich hin, während ein einfaches Grabmal von weißem Marmor ohne Inschrift die Ruhestätte von Romaldi's Asche bezeichnet; ganz nahe bei dem Hoch-Altar befindet sich ein Täfelchen, das blos einen Namen trägt, dessen lange in dem Gebeten der Dankbaren gedacht wurde, — es war Julian Zanzaro.

(Aus dem «Bijou.» An Annual of Literature and the Arts.)

Trost genug!

Viele Dichter hör' ich klagen
Neuer Stoff sei jetzt so rar,
Abgenützt und abgetragen
Der Natur Gewand liegt.

O Natur! sind deine Adern
Wirklich denn schon ausgeschöpft?
Von poetischen Goldadern
Alle Quellen schon erschöpft?

Nein! in gleicher Fülle blühst du
Immer frisch und ewig jung,
Wie vor tausend Jahren sprühst du
Quellen der Begeisterung!

Nur den hohlen Dichterlingen
Scheinst du welk und ausgeräumt,
Ihre Lieder alle klingen
Wie verklungen und geträumt.

Doch die ächte Dichterseele
Schwelgt in deinem Frühling nur,
[illegible]
[illegible]

Schlägt er selbst an ihrer Klippen
Springt ein goldner Quell hervor,
Und von seinen trunknen Lippen
Klingt ein Götterlied empor!

August Palmer.

Drei Briefe

aus Ehrenfried Stüber's literarischem Nachlasse.

[illegible], den [illegible] April 18[illegible].

Theurer lieber Freund!

Wie fröhlich bin ich, daß ich nun wieder die Überzeugung habe, ich sey nicht von Ihnen vergessen, und Ihrem edlen Herzen noch werth! Verzeihen Sie es Ihrem armen, an Schmerz und Trübsal gewöhnten Freunde, daß Sie, durch Ihr langes Stillschweigen irre gemacht, einen Augenblick daran zweifeln konnte —

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir diesen lieben Brief durch unsern trefflichen lieblichen Dichter, Herrn Kirchenrath Hebel, schickten. Der Augenblick in dem ich aus seiner Hand ihn erhielt, war der erste unserer Bekanntschaft, früher kannte ich ihn nicht! Lange schmerzte es mich und machte mir [illegible] meine Umgebungen bitter, wenn ich den Fremden die mich zu besuchen kamen, (und es als ausgemacht annahmen: daß Hebel mein Freund, und ich oft in seinem Umgang sei) nach ihm gefragt wurde, und jedesmal mit niedergeschlagenen Augen antworten mußte: «Ich kenne ihn nicht!»

O der Freude! jetzt kenne ich ihn, habe das freundschaftliche Versprechen, daß er mich zuweilen besuchen werde — und dieß danke ich Ihnen, mein edler Freund!

Unlängst wurde beiliegende Cantate zu Schillers Andenken auf dieß:em Theater aufgeführt? Ein, für das Große und Schöne feurig glühender junger Mann, Sekretär Keller, hatte Brandt und mich zur Verfertigung derselben angefeuert, und die Aufführung mit großer Thätigkeit betrieben — daß ich die Idee mit Wärme ergriff, und, von meinem großen Gegenstand ergriffen, mit Liebe und Begeisterung dichtete, beweißt Ihnen vielleicht das Gedicht selbst. In ihm habe ich meine jetzigen Begriffe vom Leben, und was mich noch an ihm interessiert, ausgesprochen — Alles Andere ist mir jetzt verächtlich — besonders die Anordnungen und Verwüstungen die das Angeborner Politik anrichtet. — Selig die, die hinübergeschlummert sind! Wer doch auch bei ihnen wäre!!

Für jetzt habe ich keine Aussicht nach Straßburg zu kommen, so sehnlich ich es auch wünsche. — Vielleicht ist mir diese Freude doch noch vergönnt! Kommt denn Niemand von den lieben Ihren diesen Frühling nach Baden? Ihre Tempelherren wünschte ich wohl zu lesen, wenn ich das, ohne Sie beschweren zu dürfen, könnte.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und schreiben Sie bald wieder Ihrer Freundin

Wilhelmine Müller.*)

Colmar, den 13. December 1806.

Mit Vergnügen, mein werther Freund, habe ich Ihr Gedicht auf den unvergeßlichen Oberlin gelesen. Es verdient erhalten zu werden, und ich hoffe Sie werden es dem künftigen Almanach einverleiben. Dieses würde ich Ihnen eher, nebst meinem Dank dafür, geschrieben haben, wenn meine beschränkte Zeit mir dazu Raum gelassen hätte. Nun geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen von Neuem, und zwar für ein zweifaches Geschenk, zu danken. Herrn Bießings meisterhafte Trauerrede hat mir eben so viel Unterricht als Rührung gewährt; Ihre Biographie konnte ich leider noch nicht lesen. Hoffentlich kann es künftige Woche geschehen, selbst mit dem Almanach bin ich noch nicht zu Ende. Ich habe aber bisher viel Schönes und Gutes, besonders in Ihren Beiträgen, gefunden. Die Geschichte an der Aar hat Luce irrig ungedruckt geglaubt. Der gute Lenz verfertigte das Stück nach unserer Erzählung, (denn er hatte damals die Schweiz noch nicht gesehen) an einem Winterabend auf meiner Stube, und ich erinnere mich sogar, daß ich ihm einen Reim dazu lieferte. Er hinterließ Luce und mir eine Abschrift des Gedichtes, das ich mit seiner Bewilligung in den Göttinger Musenalmanach von 1777 oder 78 einrückte, es verdiente aber mit allem Recht wieder aufgeweckt zu werden.

Mein Freund Nikolai, hat seit dem Revolutionskriege allen Briefwechsel mit mir unterbrochen, und blos ein Paarmal durch Herrn Cotta grüßen lassen.

Diese Vorsicht war unter Kaiser Paul höchst nöthig, und auch jetzt muß er sie nicht überflüßig finden, weil er sie erst vorwichenen Oktober wieder gebraucht hat. Dem ungeachtet würde ich Ihnen ein Briefchen an ihn beilegen, wenn man mir's in der Präfektur nicht widerrathen hätte. Herr Gallias muß nothwendig durch die Armeen ziehen, und da weiß der Himmel, wie oft man ihm seine Brieftasche durchstöbern wird! Erst kürzlich wurden zweien Mömpelgardtern, die nach Rußland reisten, ihre mitgenommenen Briefe alle eröffnet, und durch Ihren Herrn Popp an den Polizeimeister geschickt. Für den Inhalt des Meinigen wäre mir nun freilich nicht bange, allein ich habe dennoch Gründe, bis zum Frieden eher zu viel, als zu wenig Vorsicht zu gebrauchen.

Nun leben Sie wohl, mein werther Freund, und empfangen Sie, nebst den verbindlichen Grüßen meiner Familie die herzliche Umarmung Ihres

Pfeffel.

(Sommer 1811.)

Ich wünsche, lieber Freund, daß Sie Straßburg wohl erreicht haben, und nebst Ihrer guten Gattin einen recht heitern Sinn, und ein gutes Andenken an Karlsruhe von Ihrer Reise mögen mitgebracht haben. Die nächste Botin empfängt nun schon das Paketchen in dem Rebfach zweiter Potenz, und ich schicke dieses Brieflein nicht eher als das Päcklein fort, schreibe es nur einstweilen. Sie werden also die Güte haben, es in Empfang zu nehmen, und zu minderer Beschwerde nur in einem von beiden Häusern abgeben lassen. — Ich möchte Sie doch bitten das Serail des Fürsten aus Ihrer Reisebeschreibung wegzulassen, oder doch nur verblümter Weise einzubringen. Dieser Wunsch kömmt jedoch nur aus meinem Herzen; die Sache ist schon so oft gerügt worden, warum sie wieder aufwärmen?

*) Diese liebenswürdige, unglückliche Dichterin war [illegible] Schwester, sie lebte als Gattin des Buchhändlers Müller, zuerst in Pforzheim, dann in Karlsruhe. Ihre Poesien sind meistens melancholischen Inhalts, der Sprache rein und melodisch. Ihre Elegie "der Lebensmüden am Grabe seines einzigen Kindes" verdient nicht vergessen zu werden.

Anm. des Herausg.

Warum soll nicht auch einmal Gras darüber wachsen, da schon seit drei Jahren Gras über dem Fürsten wächst: Er liegt auf dem Marktplatz. Ich vergaß Ihnen sein Grab zu zeigen, und wir giengen zweimal daran vorbei. Aber Sie erinnern sich vielleicht einer leichten hölzernen Pyramide und einer Schildwache davor, gegen über dem Rathaus; dort liegt er. Dort stand noch vor wenig Jahren der Altar der nun abgebrochenen Kirche. Nach seinem Willen wurde er unter demselben begraben. Dieses Kirchlein gibt der Stadt ihren Namen, oder dem Namen wenigstens einen bedeutenden Sinn. Man hatte anfänglich die Idee ihn dort liegen zu lassen, und ein bleibend metallenes Monument über ihn zu errichten. Unter mehreren Inschriften die schon dazu projectiert waren, ist wohl die kräftigste von Hofrath Jung: Hic Caroli requies, Monumentum Urbs. Aber wahrscheinlich wird er, und in dem Sinn seines Willens, zu seiner Zeit wieder unter den Altar der neuen Kirche gebracht werden.

Nun noch eine Bitte. Ich bin meinem Stock recht gut dafür, daß er Ihnen noch zu einem Theil Ihrer Reise dienen konnte, und beneide ihn, daß er in Straßburg ist. Aber es schmerzt mich, daran zu denken, was er nun für eine betrübte Rolle neben Ihren viel schönern spielen muß. Von seinem Heimweh nicht zu reden. Der arme Schelm ist noch nie so lange ohne mich aus der Stadt gewesen. Haben Sie die Güte ihm ein Schnürlein durch die Ohren zu ziehen, ihm auf einem Kartenblatt seines Herrn Namen daran zu hängen und ihn so mit der Botin in seine Heimat wandeln zu lassen.

Meine besten Grüße Ihrer freundlichen Gattin.

Ihr Freund Hebel.

Jägerlied.

Jäger, was jagst du die Häslein?
Häslein jag' ich, das muß so sein.

Jäger, was siehst du im Auge dein?
Thränen wohl sind es, das muß so sein.

Jäger was hast du im Herzelein?
Liebe und Leiden, das muß so sein.

Jäger, wann holst du dein Liebchen ein?
Nimmer, ach nimmer, das muß so sein.

Straßburg. Karl Candidus.

Beiträge
zur Geschichte der Musik im Elsass und besonders in Strassburg.

(Von Hrn. Advokat Lobstein.)

(Fortsetzung zu Nro. 4.)

Die Verlegung der dritten Cathegorie der Pfeiffer, nämlich derjenigen des Untern Elsasses, bedarf noch folgender historischen Erklärung. Als Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, als Herzog von Zweybrücken, in den Besitz des Lehens als Pfeiferkönig gekommen war, veranlaßte er die Verlegung der Versammlung von Mutzig nach Bischweiler. Diese Verlegung gab im Jahr 1700 Anlaß zu einem hartnäckigen Prozeß; die Instrumentisten von Mutzig widersetzten sich dem Befehl, unter dem Vorwande, die Verfügung sey ihren Statuten zuwider, der Ort sey zu unbequem und für die Musiker des Untern Elsasses zu sehr entfernt. Auf die erhobenen Klagen des Pfalzgrafen, erließ der königliche Hohe-Rath zu Colmar, unterm 15. Juni 1700, einen vorläufigen Spruch, welcher die Instrumentisten zum Gehorsam verwies. Allein diese widersetzten sich der Vollziehung des Urtheils, und nun entstand ein weitläufiger Prozeß, in welchem mit ihnen, noch die sämmtliche Bürgerschaft und die Stadt Mutzig an einem, so wie der Cardinal v. Fürstenberg, Bischof von Straßburg, als Herrschaft von Mutzig, am andern Theil, als Oppositions- und Interventions-Kläger, auftraten. Die Beschwerden der Einwohner und der Stadt gründeten sich auf den Verlust des Einkommens, welches ihnen das jährliche Musik-Fest und die Gegenwart vieler Fremden verschaffte; jene der Herrschaft auf den Verlust der verwandten Gefälle. Am 25. Hornung 1701 sprach der königliche Hohe-Rath seine endliche Entscheidung aus, wodurch sämmtliche Gegner des Pfalzgrafen abgewiesen wurden, angesehen die von ihm (oder seinen Vorgängern) errichteten Statuten, als sein eigen Werk, eben so von ihm nach Gutdünken abgeändert werden konnten, was bereits schon durch die abgetrennten Versammlungen an drei Orten, statt an einem, geschehen, und angesehen, aus Rücksicht für die nach Bischweiler verlegte Versammlung der Musiker, S. M. der König die Eröffnung eines achttägigen Jahrmarkts zu derselben Zeit erlaubt habe.

Dieser Urtheilsspruch befindet sich in den zu Colmar 1742 in-8° erschienenen Notes d'arrêts du Conseil souverain d'Alsace. (T. I., p. 295.)

III. Kirche.

Die Kirchen Straßburg's sind in musikalischer Hinsicht, besonders die Haupt-Kirchen des katholischen und protestantischen Cultus, nicht ohne historisch merkwürdiges Interesse.

A. Das Münster,

jetzige katholische Hauptkirche.

Mehrere Jahrhunderte hindurch war die Orgel das einzige Instrument, welches in dieser Kirche namentlich den Gesang begleitete; erst zu Ende des 16ten Jahrhunderts wurde die Instrumental-Begleitung eingeführt.

1) Orgel und Kirchengesang.

Im Jahr 1240 wurde in dem Münster die erste Orgel an der Stelle, die sie jetzt noch einnimmt, erbaut, durch den Dominikaner Ulrich Engelbrecht, aus einer elsässischen Familie abstammend, welcher in Straßburg als Mönch 1280 starb. Sie wurde 1292 durch eine neue, welche der Orgelbauer Gunzelin von Frankfurt verfertigte, ersetzt. Allein diese wurde am 13. August 1298 ein Raub der Flammen, so daß sie im Jahr 1326 wieder hergestellt wurde; aber auch diese betraf dasselbe Schicksal durch den Brand, der am 17. März 1384 ausbrach; demnach wurde 1385 eine neue errichtet, deren man sich bis 1433 bediente, wo sie alsdann mit neuen Pfeiffen versehen, am Osterfest 1434 zum erstenmal gebraucht wurde. Sie war das Werk von Michael Grolach aus Lyps, und wurde unter der Aufsicht des damaligen Organisten, Peter Gereis, verfertigt. Die Unvollständigkeit des Werkes bestimmte die Verwalter der Kirche, diese Orgel im Jahr 1489 abbrechen und durch Friederich Krebser von Anspach, welcher zu Straßburg 1493 starb, eine neue erbauen zu lassen. Diese erlebte nach und nach verschiedene Verbesserungen und Ergänzungen mit dem Fortschreiten der Orgel-Baukunst, namentlich 1364 durch Siegmund Frindle, aus Freiburg im Breisgau; 1608 durch Anton Neunecht, von Ravensburg; 1624 und 1660 durch Mathias Trößler, von Culmbach, und Tobias Dressel, seinem Schüler. Nach dieser letztern Einrichtung hatte die Orgel bereits 33 Register und 1090 Pfeiffen erhalten, die längste von 32 Schuh; sie galt für eine der ältesten und vorzüglichsten jener Zeit in Deutschland. Nach einem 53 jährigen Gebrauch wurde durch den berühmten Andreas Silbermann, aus Sachsen, im Jahr 1713 die jetzt noch bestehende Orgel angefangen und im August 1716 beendigt. Sie hat die alte französische Stimmung, 39 Register und 2242 Pfeiffen; die mittlere größte besteht aus einem Stück und hat 24 Fuß Höhe und 1 Fuß und einige Zoll im Durchmesser. Das Werk hat 6 Windladen, 3 Manual-Claviere, 1 Pedal-Clavier und 6 Blasbälge, die sich nur einmal falten, von 12 Fuß Länge und 6 Breite.

Im Jahr 1833—1834 wurde das Werk durch den hiesigen Orgelbauer Georg Wegmann, aus dem Dorfe Mackenheim, im Elsaß, Schüler von Jos. Martin zu Waldkirch (am Fuß des Schwarzwaldes) erneuert, ausgeputzt und vermehrt.

Das dritte Clavier, welches blos den Diskant enthielt, wurde mit einem Baß versehen, aus 192 Pfeiffen bestehend, neue Windladen gelegt und zwei neue Register hinzugefügt, nämlich: Flöte mit 49 Pfeiffen 4 Fuß, und Fagott mit 24 Pfeiffen 8 Fuß. Hatte also das Silbermännische Werk 2242 Pfeiffen, so erhielt die Orgel durch diese Vermehrung von 265 Pfeiffen nunmehr deren 2507.

In dem gegenwärtigen Augenblick (1839) wird das Werk geputzt und abermals mit 6 neuen Registern durch eben denselben geschickten Orgelbauer Wegmann vermehrt, nämlich:

1) In das große Werk, eine sechzehnfüßige Bombarde.
2) In das Echo, eine Montre.
3) Ein solcional (offenes Flötenregister).
4) Eine viola di gamba.
5) Eine flauto magico.
6) Eine oboë mit englischem Horn ergänzt.

Jedes dieser Register mit 49 Pfeiffen von Zinn, mit Ausnahme derjenigen der flauto magico, welche von Ahornholz sind, zusammen mit 294 neuen Pfeiffen; demnach hat das ganze Werk jetzt 47 Register und 2801 Pfeiffen.

Unter den bekannten Organisten, welche in dem Münster angestellt waren, nennen wir folgende:

1430. — Peter Gereis, welcher 1433 dem Orgelbau vorstand.

1520. — Wolffgang Dachstein, anfänglich katholischer Priester, heirathete sich 1524 und wurde Organist im Münster, später Vikar und Organist in der Thomas-Kirche.*) Nachdem der Magistrat am 29. November 1524 den ersten protestantischen Pfarrer Mathias Zell feierlich im Münster installirt hatte, welcher nebst seiner Frau Catherina Schütz daselbst communizirte, wurde der Choral-Gesang eingeführt und sowohl vor, als nach der Predigt, deutsche Psalmen gesungen. Zu diesem Behuf erschienen hier damals (1525) solche Psalmen mit Musiknoten, unter dem Titel: »Teutsch Kirchen Ampt mit Lobgesangen und göttlichen Psalmen wie es die Gemein zu Straßburg singt und halt mit mehr ganz christlichen Gebetten dann vorgetruckt.«

*) S. »Beiträge zur Geschichte der Reformation in Straßburg x.« von Prof. Jung. Straßb. 1830. Th. 1, S. 326.

Eine schnell vergriffene erste Ausgabe war 1524 erschienen, jedoch ohne Noten.

Da von jener Zeit an, das Münster in dem Besitz der Protestanten war, so wurde hauptsächlich alle Sorgfalt auf die Begleitung des Choral-Gesangs durch die Orgel verwendet. Im Jahr 1572 wurde deshalb schon die zweite Auflage einer Sammlung geistlicher Lieder mit deutschem Text und Musiknoten, unter folgendem Titel, gedruckt: »Das groß Kirchen Gesangbuch darin begriffen sind, die fürnemisten und »besten Psalmen, Christliche Lieder, Hymni und alte Chorgesenge aus Wittenbergischen, Straßburgischen und andern Kirchen Gesangbüchlein zusammen gebracht, corrigirt und abermals mit Fleiß gedrucket. Hat nah bey XL stücken jez mehr dann »das vorige Kirchen Gesangbuch anno LX allhier ausgegangen, »deren etliche ganz neu hinzugethan sind. Für Geistliche Statt- »und Dorff Kirchen, lateinische und deutsche Schulen. Gedrucket »Straßburg. 1572 fol.« (Die fünf Noten-Linien sind roth, die Noten schwarz.)

Vom 1. Hornung 1550 bis zum 18. August 1560 waren die Katholiken wieder im Besitz des Münsters, allein am 17. Mai 1561 wurde von Neuem protestantischer Gottesdienst darin gefeiert und die Besoldung des Organisten von der Stadt übernommen.

1660 bis 1680. — Georg Christoph Lautensack war 20 Jahre lang Organist und Musik-Direktor der protestantischen Gemeinde im Münster, später in der Neuen Kirche; er starb den 5. April 1692, in einem Alter von 70 Jahren 4 Monaten.

1681. — Als in diesem Jahr das Münster den Katholiken wieder eingeräumt wurde, war Johann Walter Organist.

1687. — Rauch (Joh. Georg) aus Sulz im Ober-Elsaß, welcher zugleich bis 1703 die Kapellmeister-Stelle zu begleiten hatte. Er schrieb das zu seiner Zeit großes Aufsehen erregende Werk: Novæ sirenes sacræ harmoniæ, tam instrumentis quam vocibus tantum concertantes a 3, 4, 5 et 7. Gedruckt zu Straßburg 1690, in-4°, jede Stimme besonders. Er starb am 21. Juli 1710. Ihm folgte, als Organist, sein ältester Sohn

1710. — Rauch (Michael Joseph) am 26. September; auch er mußte das Amt des Kapellmeisters versehen und sich nöthigenfalls auf der Orgel ersetzen lassen.

1714. — Hartmann, Organist.

1733. — Rauch (Johann Georg), geboren zu Straßburg 1702, gestorben am 10. Juni 1779.

1779. — Neumeyer (Jacob Friederich), geboren 1730 zu Molsheim im Elsaß, gestorben den 29 Juli 1814, war ein tüchtiger Organist und Geiger, als solcher Mitglied des Theater-Orchesters.

1814 — Labori (Joseph), Organist und gründlicher Clavierspieler, geboren zu Straßburg, Sohn eines Liefers, Silvester Labori, starb am 26. August 1833.

1833. — Wackenthaler (Joseph), zugleich Kapellmeister, Organist seit dem 1. Oktober 1833, hat mehreres für die Orgel geschrieben, und ist ein ausgezeichneter Orgelspieler.

2) Kirchen-Musik mit Instrumental-Begleitung.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wurden in dem Münster Blas- und Saiten-Instrumente zur Begleitung der Musik eingeführt. Daß die Besetzung dieser Instrumental-Begleitung dürftig war, läßt sich schon von dem Platz schließen, den die Instrumentisten in dem engen Raum auf der Orgel einnahmen. Die Protestanten, welche zuerst der Instrumental-Begleitung mehr Ausdehnung zu geben bemüht waren, ließen 1607 die jetzt noch neben der Orgel bestehende Bühne für das Orchester bauen, welche etwa 10 Instrumentisten faßt.

Bei hohen Fest-Tagen oder feierlichen Gelegenheiten, wurden Messen mit Musik-Begleitung, Te Deum, u. s. w., aufgeführt, nämlich:

1541 Te Deum bei der Wahl des Bischofs Wilhelm zu Honstein.

1552 Te Deum bei Gelegenheit der Ankunft des Kaisers Karl V.

1569 Te Deum bei Gelegenheit der Wahl des Bischofs Erasmus von Limburg.

1617 Te Deum durch die Protestanten, bei Gelegenheit der Feier des Jubiläums.

1660 Erkenntniß des Magistrats für die Verbesserung der Musik im Münster, wozu eine Vermehrung von 50 Fl. verwendet wurde, aus dem Betrag der Raths-Frevel und allem was an hohen Festtagen gesteuert wurde. (6. August.)

Nachdem das Münster den Katholiken im Jahr 1681 wieder eingeräumt worden, war man ernstlich auf die völlige Organisation einer stehenden Kapelle bedacht. Bei Gelegenheit der am 8. Oktober desselben Jahrs unterzeichneten Kapitulation, wodurch die Stadt Straßburg an Frankreich abgetreten und die Truppen an demselben Tag ihren Einzug hielten, wurde 1681 am 21. Oktober ein Te Deum und am 22sten musikalische Messen aufgeführt; nach der Ankunft des Königs Ludwig des XIV. nebst der Königin am 23. Oktober, wurde dieselbe Aufführung in Gegenwart des Hofs am 24sten wiederholt.

1685 (2. Juni) wurde der erste Kapellmeister, Mathäus Fourdaux von Metz, mit 1000 Liv. Gehalt, nebst freier Wohnung angestellt; er hatte zugleich die Chor-Knaben zu unterrichten.

1687 (Mai) wurde die Musik bestimmter organisirt und die Zahl der Sänger sowohl als der Musiker zusammen auf 46 Personen festgesetzt.

Dem Kapellmeister Fourdaux folgte:

1689 (21. Mai) Kapellmeister Brossard.

Kaum hatte dieser sein Amt angetreten, als die Zeitumstände durch den 1688 entsponnenen Krieg, welcher sich durch den Rimweger Frieden 1697 endigte, die bis dahin bestandene Kapelle wieder zernichtete. Durch einen Beschluß des Dom-Capitels vom 25. Mai 1689, wurde verordnet, daß »wegen gegenwärtigen »sehr beschwerlichen Zeiten mit der Reform der Musik Anfang »gemacht werde und dieselbe länger nicht als bis zu Ende dieses »Quartalis (25. Juni) zu continuiren habe, und demnächst de »facto abgeschafft seyn solle.« Bei abgestellter Musik wurden die 300 Rthler, welche der Kapellmeister neben seinem Vikariat zur Besoldung hatte, so wie die ihm zur Wohnung ausgeworfenen 40 Fl. von dem Kapitel einbehalten.

1694 (August) wurde Kapellmeister Brossard wieder in Thätigkeit gesetzt. Ihm folgte:

1695 (2. September) Philipp Touzar; er dirigirte am 6. Hornung 1697 das bei Gelegenheit des Ryswicker Friedens aufgeführte Te Deum.

1698 bis 1703. — Georg Rauch, Kapellmeister und Organist; er dirigirte am 4. Oktober 1698 die große, bei Gelegenheit des Festes wegen Herstellung der Ausübung der katholischen Religion, aufgeführte Musik.

1703. — Ludwig Bourgeois, Kapellmeister. Mit seinem Amts-Antritt wurde neuerdings viel für die Musik gethan, und ein besonderer Ankauf von Musikalien für den Dienst der Kirche verordnet, nämlich:

Messen von Crampra (Andreas), dem zu jener Zeit bewunderten Componisten (geboren zu Aix 1660, in letzter Zeit Kapellmeister zu Notre-Dame in Paris, wo er 1738 starb), welcher in Frankreich zuerst den Gebrauch der Saiten-Instrumente in der katholischen Kirche einführte. Es bestand dieser Ankauf in 9 seiner vierstimmigen, 2 fünfstimmigen und 4 sechsstimmigen Messen; ferner in dreistimmigen Elevationen und Motetten zu fünf Stimmen von Heinrich Dumont,*) Motetten von Lochen, ferner von Franz Couperin,**) und endlich die letztern von Bassani (Giov. Bapt.), Kapellmeister an der Cathedral-Kirche zu Bologna,*) dessen Werke damals allgemeines Aufsehen erregten.

Kapellmeister Bourgeois bat am 6. Oktober 1705 um seinen Abschied, den er erhielt.

1706 (Januar). — Hubert Bermann, Lehrer der Chor-Knaben, versah die Kapellmeister-Stelle, während Mich. Jos. Rauch, Sohn des Kapellmeisters Georg Rauch, auf Kosten des Dom-Capitels, zu seiner Ausbildung nach Paris geschickt wurde.

1707 (21. Mai). — Andreas Grandi, von Florenz, Kapellmeister. Da er sich wegen übler Aufführung, aus der Stadt entfernt hatte, so fuhr Bermann fort die Stelle zu versehen. Er kam von Bern nach Straßburg.

1710 (26. Sept.). — Joseph Michael Rauch, Kapellmeister und Organist. Er schrieb mehrere geachtete Messen die er dem Dom-Capitel dedizirte; am 15. August 1725 bei Gelegenheit der Festlichkeiten wegen der Heirath Ludwigs XV, vertreten durch den Herzog von Orleans, im Münster, führte er eine große Messe und Te Deum auf. Er starb am 10. August 1738; er war Mitglied des Senats.

1738 de Ville Savoye (Paul) geb. 1683, starb nach einer Geisteszerrüttung am 28. Mai 1760; er dirigirte am 5. Oktober 1744 die große Musik bei Gelegenheit der Ankunft Ludwigs XV in Straßburg.

1760 (Juni). — Garnier (Joseph) starb den 1. November 1779. Unter seiner Leitung wurden unter andern aufgeführt: am 20. December 1765 ein feierliches Todten-Amt bei Gelegenheit des Absterbens des Dauphin; am 8. Mai 1770 eine feierliche Messe und Te Deum in Gegenwart, der später so unglücklichen Prinzessin Marie Antoinette von Östreich, Königin von Frankreich.

1779 Richter (Franz Xav.) geb. zu Höllischau in Mähren, am 31. December 1709, starb am 13. September 1789. Nebst mehreren ausgezeichneten Sängern, war er von Mannheim aus für das Münster als Kapellmeister berufen worden. Er schrieb eine große Anzahl Messen, Vespern, und andere Kompositionen, welche hier noch in Manuscript vorhanden sind. Am Morgen seines unerwarteten Todestags, sah er noch die Partitur einer Trauer-Musik durch, die er auf den Fall seines Ablebens gesetzt hatte. Kaum hatte er geendigt, so neigte er sein Haupt und verschied. Unter seinen zahlreichen Schülern ist Kapellmeister Fränzel zu

*) Geboren zu Lüttich 1610, starb als Abt von Silly 1684. Berühmt als Componist und einer der ersten, der in Frankreich als Organist vom General-Baß Gebrauch machte; es standen seine geistlichen Gesänge, Messen, wovon nur noch fünf übrig sind, und Motetten in großem Ansehen. Er verlor 1674 seinen Kapellmeister-Dienst, weil er aus Gewissensgründen dem Befehl des Königs, zu seinen Kirchen-Motetten Violinen zu setzen, nicht Gehorsam leisten wollte.

**) Geboren zu Chaumes 1668, gestorben 1733, wurde wegen seiner Geschicklichkeit auf der Orgel, le grand genannt. Er war 1700 Organist zu Versailles und St. Gervais. Sebastian Bach achtete sehr seine Clavier-Werke.

*) Starb zu Bologna 1705; er war einer der größten Violinisten seiner Zeit. Er schrieb sechs größere Opern und viele Werke für die Kirche, welche sehr geachtet sind.

nennen, welcher hier bei ihm und seinem Nachfolger Ignaz Pleyel die Composition lernte.

Man hat von ihm ein sehr wohl getroffenes, zu Straßburg in Kupfer gestochenes Portrait, in der Stellung als taktirender Kapellmeister.

1789 Pleyel (Ignaz) geboren 1757 im Östreichischen, starb zu Paris im November 1831, Schüler von Jos. Haydn. Seine unzähligen Compositionen für Violine und Clavier, Quartetten, Quintetten, Sonaten u. s. w. sind bekannt; hier schrieb er seine besten Symphonien, die in dem großen Liebhaber-Conzert, welches er mit Kapellmeister Schönfeld dirigirte, aufgeführt wurden. Seine Kapellmeister-Stelle fiel leider in die ersten Revolutions-Jahre, so daß er für die Kirche nichts schrieb, und da der damaligen Volks-Regierung seine politische Gesinnung als Östreicher, verdächtig schien, so schwebte seine Freiheit in großer Gefahr. Er hatte seine Rettung der merkwürdigen Composition zu verdanken, die er mit aller scheinbar patriotischen Theilnahme, auf einem Landgute zu Dorlisheim, unter der Bewachung eines Gendarmen schrieb. Das Werk führt den Titel: La Révolution du 10 Août (1792) ou le Tocsin allégorique.

Diese große, in ihrer Art einzige Composition, existirt blos in Straßburg in Manuscript. Wegen ihrer historischen Merkwürdigkeit und besondern Behandlungsweise, folgt hier eine kurze Analyse davon. Die damaligen Kriegsumstände, so wie die Abschaffung des Gottesdienstes, veranlaßten die Regierung die Einlieferung aller entbehrlichen Glocken zu verordnen, um sie sowohl für Kanonen als für Scheidmünze (1 und 2 Sols-Stücke) zu verwenden. Demnach wurden aus allen Städten und Dörfern des Unter-Elsaßes, etwa 900 Glocken von allen Dimensionen in das Gießhaus, so wie in die Münze zu Straßburg, abgeliefert. Pleyel war ermächtigt für die Composition seiner Musik daselbst so viele Glocken auszuwählen, als dazu erforderlich waren. Dieses geschah, und es wurden ihm 7 Glocken ausgeliefert, die folgende Töne angaben: C. ES. B. tief G. A. F. D. *) Das Werk wurde mehrere Mal in dem Chor des Münsters, in dem damaligen Conzert-Saal zum Spiegel (welches Lokal im Jahr 1790 damit beschlossen wurde) dann in dem am 28. November 1790 eröffneten neuen Conzert-Saal der Réunion des arts, aufgeführt.

*) Nach der Wiederherstellung der Ordnung, wurden die durch diese musikalische Verwendung geretteten Glocken, von den frühern Eigenthümern wieder verlangt und zurückgegeben, bis auf eine einzige (ES) welche heute noch auf dem Stadt-Archiv aufbewahrt wird. Eine andere ist in dem Brand des Theaters am 1. Mai 1800, wo sie sich zufällig befand, verschmolzen.

Die Einleitung, das Erwachen des Volks, allegro moderato 4/4 in F. dur beginnt leise mit dem Quartett, und wächst in ein dumpfes Getöse heran, welches durch das Eintreten der Blas-Instrumente, in Klag-Tönen immer stärker wird; die Verwirrung nimmt zu, gleich einem schrecklichen Gewitter, welches das Erstürmen der Tuilerien zu bezeichnen scheint; der Tumult nimmt dann wieder ab, und einzelne Feindseligkeiten sind noch bemerkbar. Nach 97 Takten, tritt die erste Sturmglocke in C ein, im 9ten Takt, schlägt zu gleicher Zeit eine 2te in ES an, im 12ten Takt schweigt die erste, und im 13ten treten zu ES, noch G und B Glocken; dann im 19ten F mit C. später tritt eine D Glocke ein, zwischen den Glockenschlägen führen die Saiten-Instrumente unisono kräftige Figuren aus, nach 51 Takten dieses Stürmens aus den verschiedenen Pfarreien in Paris, hört man einen allgemeinen Trompetenruf in D, die Trommeln schlagen den General-Marsch, von Soldaten-Pfeifen begleitet. Es entsteht eine neue Verwirrung, (6/4 in D dur) das volle Orchester dessen Wirkung nach und nach durch einzelne, dann verdoppelte Glocken-Schläge in D und A, dann in F und G gesteigert wird, tritt ein; später läßt diese kräftige Instrumentirung nach, die Blas-Instrumente schweigen, und das Quartett drückt nur leise Seufzer der Verwundeten oder Sterbenden aus. Plötzlich erheben sich die Royalisten mit dem Lied: O Richard, o mon roi (aus Richard Löwenherz); allein nach dem 7ten Takt tritt in 6/4 die frühere Schlacht-Musik wieder ein; ihr folgt eine sanfte Harmonie, adagio, welche von Neuem durch einen Muth und Entschlossenheit bezeichnenden Satz allegro unterbrochen wird; dann führt die Harmonie in A dur zu dem Lied: Où peut-on être mieux... Am Schluß dieses bekannten Lieds hört man in der Ferne Kanonen-Schüsse, es entsteht ein Getöse, ein Pauken-Wirbel, führt crescendo zu dem Sturm-Marsch (la charge) 6/8 in D, darauf folgt eine allgemeine Schlacht, reich an effektvoller Instrumentirung, Kanonen-Schüsse, Glocken-Schläge in B. D. G. C. F. ES. Trommel-Schläge und Wirbel u. s. w., die Musik wird nach und nach wieder schwächer, das Quartett schließt in sanften Klage-Tönen. Ein Tusch von Pauken und Trompeten verkündet plötzlich den Sieg; dann folgt in allgemeinem Chor mit voller Orchester-Begleitung 4/4 in D. der Sieges-Gesang: La victoire est à nous, le peuple est sauvé. In diesem Gesang fällt dann 2/4 allegro unter der Orchester-Begleitung des bekannten Ça ira, ein vierstimmiger Chor ein, welchem folgende Worte untergelegt sind:

Nous t'offrons les débris d'un trône,
Sur ces autels, o sainte liberté!
De l'éternelle vérité

Ce jour enfin, qui nous environne,
Rend tout ce peuple à la félicité;
Par sa vertu, par sa fierté
Il conquiert l'égalité.
Parmi nos héros la foudre qui tonne
L'annonce au loin à l'humanité.

Eine Frau (Solo).

Mon fils vient d'expirer
Mais je n'ai plus de ruis!

Romanze.

Il fut à son pays, avant que d'être à moi
Et j'étais citoyenne, avant que d'être mère.
Mon fils! par tes vertus j'honore ta poussière.

Unmittelbar und in dem letzten Takt, fällt der Chor wieder ein mit der Begleitung des Ça ira, welchem die Worte unterlegt sind: Nous t'offrirons les débris d'un trône etc. etc. Darauf folgen nachstehende Strophen:

Ein Sopran.

Ah! périsse l'idolatrie
Qu'on voue à la royauté.
Terre ne sois qu'une patrie,
Qu'un seul temple à l'humanité,
Que l'homme venge son injure
Brise, en bravant, le faux devoir,
Et le piedestal du pouvoir } Der Chor
Et les autels de l'imposture. } wiederholt.

Rois, pontifs! o ligue impure
Dans ton impuissant désespoir
Contemple aux pieds de la nature
Le diadème et l'encensoir!
Versailles et la fourbe Rome
Ont perdu leurs adulateurs.
Les vertus seront les grandeurs } Der Chor
Les palais sont les toits de chaume. } wiederholt.

Ein Tenor.

Les Français qu'on forme à la guerre
Appellent contre les tyrans
Les represailles de la terre.
Du haut des palais fumans.
Des bords du Gange à ceux du Tibre,
Dieu! rends bientôt selon nos vœux
Tout homme un citoyen heureux } Der Chor
Le genre humain un peuple libre. } wiederholt.

Ein Baß (recit.).

Nous finirons son esclavage
Ce grand jour en est le présage!

Dann folgt zum Schluß, mit einer brillanten Coda, der erste Chor: Nous t'offrons, etc., unter der Orchester-Begleitung des Ça ira.

Der Enthusiasmus, welchen die erste Aufführung dieser kolossalen Composition hervorbrachte, ist unbeschreiblich; sie hatte sogleich Pleyel's Befreiung von aller Bewachung zur Folge, denn nur ein Patriot konnte im Sinne der damaligen Zeit ein solches Tongemälde hervorbringen.

Nachdem Pleyel 1793 Straßburg verlassen hatte, um sich nach London zu begeben, wurde die Kapellmeister-Stelle im Münster nicht eher besetzt, als nach Wiedereinführung des Gottesdienstes. Am 8. August 1800 hatte in dieser Kirche die letzte Dekaden-Feier und bürgerliche Copulation Statt, wobei das Orchester bloße Instrumental-Musik, Symphonien und patriotische Volkslieder spielte, ohne Anführer.

1800. — Wolff (Ludwig, Jos.) folgte Pleyel als Kapellmeister. Er war früher Lehrer der Chor-Knaben, sonst ein tüchtiger Musiker, besonders Contrebassist, ehedessen in Wien angestellt.

1808. — Spindler (Stanislaus Franz Xaver), geboren zu Steingaden in Baiern, wo sein Vater, Anton Spindler, Wundarzt war.*) Durch seine Thätigkeit und die zahlreichen eigens für das ihm zu Gebot stehende Sing-Personal geschriebenen Compositionen für die Kirche, brachte er die Musik im Münster auf einen hohen Grad von Vollkommenheit. Er starb am 8. September 1819 und hinterließ einen einzigen Sohn, den bekannten und geachteten deutschen Schriftsteller, Karl Spindler.

1819. — Wackenthaler (Joseph), geboren zu Schlettstadt im Elsaß, am 20. November 1795, ein tüchtiger Clavier- und Orgelspieler, Spindlers Schüler für Composition, hat außer seinen Clavier-Werken, Vieles für die Kirche ganz in dem, dieser Gattung eigenthümlichen Style geschrieben, namentlich 12 Messen, wovon 2 für volles Orchester, 2 mit Harmonie-Begleitung, 4 mit obligater Orgel, 2 vierstimmige mit Begleitung von 3 Posaunen, eine sechsstimmige und eine zweichörige, ferner ein Te Deum und mehrere Motetten mit vollem Orchester, Harmonie-Stücke und eine ziemliche Anzahl kleinere

*) Seine kurze Biographie ist in der Leipziger allgemeinen Musik-Zeitung, Jahrgang 1819, B. XXI, S. 698, zu finden. Die in dem Universal-Lexikon der Tonkunst über seinen Geburtsort und eigentlichen Namen enthaltenen Notizen sind unrichtig.

Motetten für vier Männer-Stimmen, ohne Begleitung. Seit 1833 ist die Kapellmeister-Stelle mit jener des Organisten vereinigt, so daß bei musikalischen Aufführungen Herr Wackenthaler sich ersetzen lassen muß, was durch seine Frau, eine geborene Schmitt, eine brave Clavier- und jetzt zum Erstaunen große Orgelspielerin, geschieht.

Da der Gehalt des Organisten und des Kapellmeisters, zusammen 2400 Fr. betrug, so ist durch die Vereinigung der beiden Stellen eine Ersparniß von 750 Fr., durch den jetzigen Gehalt von 1650 Fr., erzielt worden. Nur an hohen Kirchen-Feiertagen werden musikalische Messen aufgeführt; das Singchor besteht dann aus Dilettanten und Dilettantinnen, aus Chor-Knaben und den Zöglingen der Seminarien; die Besetzung des Orchesters ist dem Kapellmeister überlassen. Bis zur Revolution von 1789 hatte das Münster seine besondere Kapelle, bestehend aus 24 Musikern, worunter 4 tüchtige Trompeter und ein Pauker für die Intraden; ferner besoldete die Kirche 3 Solo-Sänger, einen Altisten, Tenoristen und Bassisten.

3) Das Glocken-Spiel im Münster.

Wir können die musikalische Topographie des Münsters nicht schließen, ohne von dem ehemals in dem berühmten astronomischen Uhrwerk bestandenen Glockenspiel zu sprechen, welches Uhrwerk in diesem Augenblick durch den ausgezeichneten Mechaniker, Herrn Joh. Bapt. Schwilgue, Vater, geboren zu Straßburg, der nach einem langen Aufenthalt in Schlettstadt, in seine Vaterstadt zurückgekehrt ist, wiederhergestellt wird, nach dem es seit 1789 nicht mehr im Gang war. Es ist zu diesem Behuf eine Summe von 32,000 Fr. angewiesen, und die Arbeit ist schon bedeutend vorangerückt. Da zu dem Glockenspiel die Glocken nicht mehr vorhanden sind, und der Mechanismus zerstört ist, so hatte man die Hoffnung aufgegeben, es je wieder herstellen zu können; allein da es uns gelungen ist, die Bestandtheile dieses alten Werkes ausfindig zu machen, so leben wir der Hoffnung, daß es in seiner ganzen historischen Merkwürdigkeit ebenfalls wiederhergestellt werden wird.

Es befand sich nämlich in dem ersten, im Jahr 1352 angefangenen und 1354 vollendeten astronomischen Uhrwerk ein Glockenspiel, bestehend aus zehn Glocken, welches mehrere geistliche Lieder hören ließ.

Nachdem der Magistrat im Jahr 1547 verordnet hatte, dieses in Abgang gekommene Uhrwerk durch ein neues zu ersetzen, so wurde es im Jahr 1570 auf der entgegengesetzten Seite, wo es noch steht, nach dem Plan von Conrad Dasypodius, aus Straßburg, und David Wolkenstein, aus Breslau, beide Professoren der Mathematik zu Straßburg, *) ausgeführt. Das Räderwerk überhaupt wurde den Gebrüdern Isaac und Josias Habrecht, aus Schaffhausen, anvertraut. Das alte Glockenspiel wurde in das neue am 24. Juni 1574 — also in den Zeiten der Reformation — vollendete Werk hineingebracht, und mit drei Liedern vermehrt.

Obgleich die Glocken dieses Spiels nicht mehr vorhanden sind, so hat es sich doch durch die angestellte genaue Untersuchung der übrig gebliebenen Walzen gezeigt, daß sie folgende Töne angaben, nämlich: aus der tiefen Octave C. D. E. F. G. A. B. H., und aus der höhern C und D. Die Walzen, welche sich auf einer Axe horizontal umdrehen, sind mit eisernen triangulären Stiften versehen; durch das Umdrehen heben sich, bei dem Übergang über die Stiften, kleine Hämmer in die Höhe und schlagen auf die in einem Zirkel um die Walze hängenden Glocken.

Folgendes sind nun die Gesänge die auf den Walzen notirt sind:

Erste Walze, mit der Ueberschrift: Aus tieffer Nott schrey ich zu Dir, Herr Gott erhör mein ruffen. 130. Psalm. Sie trägt die Monogrammen von David Wolkenstein mit einem W. und einem Delta (Δ) in dessen Mitte, und jenes der Brüder Isaac und Josias Habrecht mit einem J und H, welche durch zwei Striche getrennt sind, wodurch ein Pfeil geht.

Im Allgemeinen beschränkt sich die Notation auf den Walzen nicht auf die einfache Gesang-Melodie, sondern sie enthält eine Art von Begleitung neben der Haupt-Note, öfters in doppelten Schlägen von Terzen, Quinten und Octaven mit C und D.

Die auf der Walze gegebene Melodie ist weder die Gregorianische, de profundis clamavi, noch eine der Ambrosianischen von D. Martin Luther, oder eine der durch Georg Rhaw (welcher von 1488—1548 lebte) gesammelten, noch die von Joachim von Burk, sondern eine ganz eigene, die sich derjenigen nähert, welche sich in dem ältesten Straßburger Meßbuch **)

*) Conrad Dasypodius, geboren zu Straßburg 1531, wurde 1562 zum Professor der Mathematik ernannt; er starb als solcher 1601. Er war der Sohn von Peter Dasypodius, aus Frauenfeld in der Schweiz, geboren 1490, welcher als Professor der griechischen Sprache, von 1549 bis 1559, zu Straßburg angestellt war.

David Wolkenstein war Professor der Mathematik von 1586 bis zu seinem Absterben 1592.

**) Ordnung und Innhalt teutscher Meß vñ Vesper so yetzund im Gebrauch haben Evangelisten und christliche Pfarrherren zu Straßburg. Mit etlichen neuwen geschriftlichen Introit, Gebet, Vorred oder Prefation und Canon, vor und nach Außteilung des Sacraments, auch andern Hymnen in verteutschten Reimen mit begriffen. Straßb. in 12, ohne Jahrzahl; wahrscheinlich 1524.

mit Musik-Noten befindet, überschrieben: Der CXXX Psalm de profundis, anstatt des Introits etwan in der Meß.

Zweite Walze, mit der Überschrift: Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute... mit denselben beiden Monogrammen, wie bei der ersten.

Es ist dieses die zweite Strophe anfangend: Orto dei filio virgine de pura... der alten Hymne des Bischoffs Benno (gestorben 1107) dies est lætitiæ... nach Luthers Übersetzung: Der Tag der ist so freudenreich.

Die auf der Walze befindliche Melodie dieses Weihnachts-Lieds aus dem fünfzehnten Jahrhundert, gehört unter diejenigen welche Luther nicht selbst componirte, sondern bei der Übersetzung blos veränderte, abkürzte, oder zum Theil beibehielt.

Dritte Walze, das pater noster mit der Überschrift: Unser Vater im Himmelreich... von Luther um 1539 componirt.

Diese, auf den ältern Walzen, welche von der ersten Uhr herrühren, enthaltenen Lieder, sind ohne Zweifel erst bei der Verfertigung der zweiten Uhr darauf getragen worden, da sie ihrem Ursprung und ihrer Inschrift nach, so wie nach den darauf befindlichen Monogrammen der Mechaniker, und der Form der Buchstaben und der Zahlen, nicht vor sondern nach der Reformation darauf gekommen seyn können; aus diesem Grund findet man darauf die Spuren einer frühern, später veränderten Notation, deren Entzifferung nicht unmöglich wäre.

Die vierte Walze überschrieben: O Mensch bewein dein Sünde groß.

Dieses Passions-Lied wird von Einigen, Sebald Heyden geboren zu Nürnberg 1493, gestorben 1561, von Andern Math. Greytter, dem Canonikus im Münster, welcher um 1550 lebte, zugeschrieben. Die ursprüngliche Melodie F. F. G. A. F. A. H. C̄. befindet sich in dem obenangezeigten großen Kirchen-Gesangbuch von 1572.

Der Vorzug bei der Wahl dieses Chorals für das Glockenspiel einer Kirche, bei welcher einst M. Greytter Canonikus war, mag wohl die streitige Frage über dessen Autorschaft zu Gunsten dieses letztern lösen.

Fünfte Walze, überschrieben: Nun bitten wir den heiligen Geist... mit den schon bezeichneten beiden Monogrammen.

Dieses in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schon gangbare Pfingstlied, dessen der Franziskaner Berthold in seinen deutschen Predigten gedenkt (S. 229.) hatte damals nur die erste Strophe, zu der Luther später die übrigen hinzu dichtete.

Auch Lucas Lossius, welcher von 1508 bis 1582 zu Lüneburg lebte, Verfasser der zu Nürnberg 1553 zuerst erschienenen Psalmodieen, führt dieses Lied in der altdeutschen Sprache an: Nu bedde wey den heiligen Geist.

Sechste Walze, überschrieben: Christ ist erstanden. Dieses alte, schon im dreizehnten Jahrhundert bekannte Osterlied, welches nach Luthers Bearbeitung A. G. A. C̄. D̄. A. und dessen ursprüngliche Melodie A. G. A. C̄. A. notirt ist, kommt schon in einem Dokument des Klosters Neuburg (Östreich) vom dreizehnten Jahrhundert vor, und wurde im vierzehnten Jahrhundert in Schlesien und Östreich, wo sich die deutsche Sprache in verschiedenen Gegenden in den Kirchen-Gesang gedrängt hatte, gesungen.

Da auf den sechs beschriebenen Walzen die Notation durch die darauf befindlichen Stiften unbeschädigt ist, so läßt sich erwarten, daß der geschickte Mechaniker Herr Schwilgue die ursprünglichen Melodien wieder zu Gehör bringen wird, sobald die zehn Glocken neu in den bezeichneten Tönen gegossen, ihre alte Stelle wieder eingenommen, und mit dem übrigen Mechanismus der Uhr werden in Verbindung gesetzt worden seyn. Nach jedem Lied des Glockenspiels, schwang nämlich der noch existirende mechanische Hahn, der aus dem alten Uhrwerke von 1354 herrührt, die Flügel, streckte den Hals, und krähte zwei Mal.

(Die Fortsetzung, enthaltend die Neue Kirche und das Wilhelmitaner Kloster, folgt.)

Aus den Papieren eines Lichterziehers.

»Das Leben ist eine Flamme, die unaufhörlich die sie umgebende Luft consumirt« sagt der große Baco von Verulam, und mit Recht; jede menschliche Seele ist eine Flamme oder ein Flämmchen, je nachdem. Jeder Mensch ist ein lumen mundi, stärker und schwächer, je nachdem. Laßt uns also untersuchen, welche verschiedene Gattungen Lichter es auf der Welt gibt: Da finden wir Gaslichter, Wachs- und Unschlittlichter, feine Öllampen, Straßenlaternen, Fackeln, Windlichter, Spirituslampen, Kienspäne, Irrlichter, Johanniskäfer, faules Holz u. s. w. Nun will ich mit meiner geistigen Elle einige Parallelen ziehn; gebt Acht!

Professor Steinkohl an unserer Universität ist offenbar ein Gaslicht. Er hat so lang hinter seinen Büchern gehockt, bis er in oxidirten Zustand gekommen ist, und nun erleuchtet er die

Welt mit den Strahlen seiner eminenten Gelehrsamkeit. Durch die Leitröhren und Canäle der Buchhändler strömt sein blendendes Licht bis in dunkelsten Winkel der Ignoranz hinein. Die Schatten des Aberglaubens flüchten sich, und die Philister selbst beginen aufgeklärt zu werden. Jede Universität ist eigentlich nichts anderes als eine ungeheure Gasbeleuchtungsanstalt, wo der nöthige Stoff zur Entwicklung des Gases aus allen Enden der Welt herbeigeschafft werden muß. Man kann nicht sorgfältig genug in der Auswahl zu Werke gehen; manche Gase verbreiten mephytischen Geruch, manche suchen blos Knalleffekt hervorzubringen, und solche Explosionen einer Gasröhre sind äußerst gefährlich.

Die Fürsten und die Großen, welche Sterne auf der Brust tragen, gehören in die Klasse der Gaslichter. Und zwar will ich sie nach der neuen Erfindung: »Siderallichter« benennen.

In die Klasse der Lampen gehören die Künstler und überhaupt alle genialen Geister. Ein großer Dichter z. B. ist eine herrliche Astral-Lampe; seine Geistesflamme nährt sich vom feinsten Öl, distillirt aus den köstlichsten Früchten und Blumen aller Zonen; es strömt das reinste, wohlthuendste, taghellste, traulichste Licht in jeden Salon aus; allerdings bedarf jeder auch eines guten Schirmes; denn ohne Schirm vermag die Kunst nicht zu gedeihen. Es gibt aber verschiedene Lampen unter den Künstlern; manche brennen ganz erbärmlich und rauchen unaufhörlich; manchen fehlt das hinlängliche Leinbenöl, oder es ist schlechtes, verdorbenes, ranziges Leimsaamenöl; manche sind blos Spirituslampen, denen man unaufhörlich Weingeist zuschütten muß; und wie manche sind endlich Lumpen, statt Lampen!

Wachskerzen sind die Adligen, Unschlittkerzen die Bürgerlichen, nur mit dem Unterschied, daß sich die ersteren mehr putzen lassen müssen, als die letzteren; erstere haben aber auch gewöhnlich mehr Mittel, ihre Putzliebe zu befriedigen; Wachslichter wachsen auch mehr in der Gunst der Götter dieser Erde, als die Unschlittkerzen; diese Lichter tropfen jedoch alle und Adel und Bürgerstand haben an Tröpfen aller Art gleichen Ueberfluß. Sauberes Gelichter!

Zu den Straßenlaternen gehören die Wirthe; sie sorgen treulich, daß alle Köpfe hinlänglich illuminirt werden. — Den Fackeln sind die Studenten zu vergleichen, weil sie überall herumfackeln und meistens auch viel »Pech« haben.

Windlichter sind alle die Windbeutel in Kunst, Wissenschaft und geselligen Kreisen. — Die Finsterlinge, die Frömmler, das sind die obscuren Kienspanleuchten, sie sind überall wohlfeil zu haben, denn unsere Zeit ist gesegneter als je daran. — Der größte Theil der Menschen aber besteht aus lauter Irrlichtern besonders unsere Philosophen; auf der niedersten Stufe jedoch stehen die Faullenzer — diese leuchten nicht besser als — faules Holz!

Das sind die lumina mundi! Möchte doch jedem Menschen früh schon ein tüchtiger Licht-Erzieher oder Lichterzieher gleich mir als Mentor beigegeben werden, so würde bald der finstere Dunst des Obscurantismus und Philistricismus vor den siegenden Strahlen der Aufklärung zerfließen, und alle die zerstreuten Lichter, in einen einzigen Fokus gesammelt, als majestätische Sonne, belebend, befruchtend, begeisternd durch das Weltall glänzen. Das geringste wie das höchste Licht kann in seiner Sphäre unendlichen Nutzen wirken, wenn man es nicht unter den Scheffel stellt. Gott ist der erste Lichterzieher, denn er sprach zuerst: »Es werde Licht!« Jeder wirke drum nach bester Weise im großen oder engen Kreise, und der Wahlspruch der ganzen Welt sei: Es werde Licht!

In dem Grase glänzt der Leuchtwurm,
Daß die Käfer sicher schwirren,
Und im Meere strahlt der Leuchthurm
Daß die Schiffer nicht verirren!

Die Lichtputzscheere.

Es sprach einmal zum Lichte
Die treue Lichtputzscheer:
»Was machst für ein Gesichte?
Ich kenne dich nicht mehr.

»Wie siehst du doch voll Schmutze
Und finster immer drein!
So oft ich auch dich putze
Gibst du doch keinen Schein!

»Wohl weiß ich, du betrachtest
Als Kammermagd mich nur,
Doch wenn du mich verachtest,
So höre meinen Schwur:

»Wenn du mir noch so trutzig
Fortschneidest ein Gesicht,
Dann zittre, denn dann putz' ich
Dich aus, du stolzes Licht!

»Ich that, was ich vermochte,
Für deinen Glanz bisher,
Und diente deinem Dochte
Als treue Lichtputzscheer.

»Ich bin ein armes Mädchen
Aus einem niedern Stand,
Allein dein Lebensfädchen
Liegt doch in meiner Hand!«

Da schmolz dem Licht, dem stolzen,
Das Herz so ganz und gar,
Bis es zuletzt verschmolzen
Vor lauter Rührung war.

August Palmer.

Überfall der Burg Dunbarton.

Den 1. April 1571, lief der zwischen Maria v. Schottland und den Anhängern ihres Sohnes geschlossene Waffenstillstand zu Ende. In der Morgenzeit desselben Tages wandelte der alte Graf von Lennox, Anführer der königlichen Truppen, Regent und Grosvater des jungen Königs, einer von Maria's erbittertsten Feinden, hastigen Schrittes die Terrasse seines Hauses zu Glaskow auf und ab, zum Voraus mit sorgenvoller Miene die muthmaßlichen Ergebnisse der nun wieder beginnenden Feindseligkeiten überzählend und berechnend, als sich ihm plötzlich ein aus dem Nebel tretender Krieger von untersetzter Gestalt, aber sonderbar funkelndem Auge, näherte und ihn lebhaft anredete. Der Graf vernahm seine Rede mit anscheinender Gleichgiltigkeit und zückte zweifelnd die Achseln. Ein bitteres Lächeln irrte um des Kriegers Mund; er entfernte sich einige Schritte und brachte ein Weib mit sich zurück, das ein weinendes Kind in den Armen hielt. Der alte Lennox schien befriedigt; er rief einige Soldaten herbei, deren Aufsicht er Weib und Kind übergab, und verlangte sodann nach dem Kapitain Thomas Crawford vom Jordan-Hill.

— »Captain Crawford,« redete er den Herbeitretenden an, »des Feindes ganze Stärke besteht in Burg Dunbarton: wollt Ihr sie in eures rechtmäßigen Fürsten Gewalt geben?«

— »Dunbarton! Wie, edler Graf, jenen Felsen, den das Wogengebrüll der Clyde und Flemmings gutes Schwerdt schirmen? Denkt Ihr in vollem Ernste an das Gelingen einer solchen waglichen Unternehmung?

— »Der König glaubt, daß dem wackern Crawford jedes Wagniß möglich sey,« schmeichelte der Regent dem Kapitain die biedre Rechte drückend. »Vernehmet erst die Rede jenes Kriegers, der mit Gefahr seines eigenen Lebens und desjenigen seiner Familie, die er mir als Unterpfand der Wahrheit seiner Worte übergeben hat, aus Dunbarton entkommen ist, und dann urtheilt.«

Crawford befragte nun selbst den Krieger; nach einer halbstündigen lebhaften Unterredung faßte er ihn nochmals fest in's Auge und flüsterte ihm dann befriedigt zu: »Auf diesen Abend!« — »Auf diesen Abend!« erwiederte der Andere.

Bei sinkender Dämmerung zog Crawford, von dem Überläufer geleitet, an der Spitze einer mit Leitern versehenen Kriegerschaar aus Glascow's Thoren. Um Mitternacht langten sie auf der Mitte des Felsens an. Der Mond war untergegangen und der bis jetzt heitere Nachthimmel hatte sich in einen schwarzen Wolkenschleier gehüllt. Der Felsen mußte da, wo er am senkrechtesten empor ragt, erstiegen werden, weil leicht zu vermuthen stand, daß die Schildwachen da weniger zahlreich und wahrscheinlich minder wachsam waren. Die erste Leiter war kaum angelegt, als sie schon unter der Last der Aufwärtsklimmenden zusammenbrach; niemand wurde verwundet und keine Schildwache schien etwas vernommen zu haben: es blieb ruhig im Schlosse. Crawford und der Soldat erstiegen jetzt allein den Felsen empor, und befestigten die Leiter an den Wurzeln eines alten über den Graben hängenden Baumstamms. Bald, doch nicht ohne mancherlei Hindernisse erreichten Alle glücklich den Baum. Ein beträchtlicher Raum trennte diese Stelle noch vom Fuß der Mauer. Die Leiter wurde zum zweiten Male an den Felsen gelegt, und Jeder eilte hinanzukommen. Mitten unter dieser Arbeit ereignete sich ein Zufall, der bald das ganze Unternehmen vereitelt hätte. Ein Soldat wurde plötzlich von einem Nervenanfall ergriffen und klammerte sich mit einer Riesenkraft an die schwache Leiter, ohne vor- noch rückwärts zu steigen; er war ohnmächtig. Alle hinter ihm Emporklimmenden sahen sich genöthigt inne zu halten. Man befand sich in der größten Verlegenheit; denn es war unmöglich, über diesen ohnmächtigen Mann hinwegzusteigen. Um ihn mit Gewald von der Leiter loszumachen, wäre eine Allen gefährliche Kraftanstrengung erforderlich, ihn erstechen und über den Felsen hinabwerfen grausam gewesen, zumal da der Fall des Körpers die Aufmerksamkeit der oben am äusersten Rande des Walles schweigsam hin- und herwandelnden Wache unfehlbar erregt hätte. Crawfords Geistesgegenwart rettete alle seine Leute. Er ließ den ohnmächtigen Krieger an die Sproffen der Leiter festbinden, und befahl allen im Aufsteigen Begriffenen, sich auf die andere Seite der Leiter zu schwingen. So gelangten endlich Alle über diesen Unglücklichen hinweg, dessen Leib und Schultern ihnen zur Nutze dienten. Während dieser Arbeit begann der Tag zu bleichen, und noch blieb eine hohe Mauer zu ersteigen übrig; dies war das Werk weniger Augenblicke. Eine Schildwache bemerkte die ersten sich auf den Wall schwingenden Krieger, und

rief zu den Waffen. Die Offiziere und Gemeinen der Besatzung, kaum den Betten entsprungen, stürzten halbnackt herbei, eher zur Rettung ihres Lebens als zu dessen Vertheidigung. Die Angreifer brannten mehrere Gewehrfeuer ab, bemächtigten sich der Magazine und wendeten das Geschütz gegen die Besatzung um. Lord Flemmnig rettete sich in einem kleinen Fischerkahn über die Clyde, und floh in die Grafschaft Argyleshire. Crawford blieb Meister der Burg; die ganze Unternehmung hatte ihn nicht einen einzigen Mann gekostet.

Seitdem hat Dunbarton öfters zum Staatsgefängniß gedient. Die Burg ruht auf einem hohen, steilen Basaltfelsen, der an verschiedenen Stellen magnetische Kraft haben soll, und ist einer der festesten Punkte in Großbrittanien.

Theodor Klein.

Napoleon. 1812.

Auf dem Karousselplatze stehn Krieger Reih' an Reih'n,
Die Hörner schmettern lustig, die Trommeln wirbeln drein;
Es prangt die alte Garde im schmucken Waffenglanz,
Um jede Stirne schlingt sich ein duft'ger Siegeskranz.

Die Banner alle flattern weiß, purpurroth, und blau,
Der Adler regt die Schwingen im frischen Morgenthau;
Er will sie kühn entfalten zum raschen Siegesflug,
Der ihn von Feindeshauptstadt zu Feindeshauptstadt trug.

Fest, unbeweglich stehet der Grenadiere Schaar
Um ihr allheilig Zeichen, um ihren Kaiseraar;
Die Blicke sprühen Blitze voll heißer Schlachtenglut:
Der Heimat haben Alle geweiht ihr letztes Blut.

Und wieder rauscht die Trommel und klingt die Feldmusik;
Voll glüh'nder Sehnsucht wendet sich seitwärts jeder Blick:
Wer nahet dort umflossen von lichtem Siegerglanz,
Durchgeht mit raschem Schritte der Krieger bunten Kranz?

Im grauen Ueberrocke und wohlbekannten Hut,
Dran die Kokarde schimmert weiß, blau, und purpurglut,
Wer mag der kleine Feldherr im schlichten Kleide sein,
Der musternd, spähend schreitet durch alle Kriegerreih'n?

Um ihn da schimmert's, flimmert's von Orden und von Gold,
Da glänzt an jedem Busen ein Band, ein Kreuzlein hold;
Und Alle doch sie nahen dem Mann so ehrfurchtsvoll?....
Hoch leb' der Kaiser! donnernd jetzt durch die Reihen scholl!

Der Kaiser! Frankreichs Kaiser! der Held Napoleon!
Der stolze Sohn des Sieges! Fortuna's Lieblingssohn!
Deß Heldenname hallet im Sturm von Pol zu Pol,
Der festbegründet Frankreichs, des Vaterlandes Wohl!

Die Fahnen alle neigen sich seinem Siegesschein,
Als wollten sie ihn hüllen in ihre Falten ein:
Hoch leb' der Kaiser! tönt es in tausendstimm'gem Ton,
Hoch leb' der Kaiser! dröhnt es, hoch leb' Napoleon!

In seiner Treuen Mitte hat er sich hingestellt,
Die Händ' wohl auf dem Rücken, der stolze Kaiserheld!
Vorüber ziehet endlos wohl manch ein Bataillon,
Vorüber brauset dröhnend manch eiserne Schwadron.

Die Kürassiere donnern wohl über's Pflaster schwer,
Von den Kanonen bebet die Erde rings umher;
Im Morgenlichte blitzet hoch auf ein bunter Glanz
Von Schwertern und Gewehren, von Panzer, Helm und Lanz.

Der Kaiser stumm und düster in's wilde Treiben schaut,
Und eine volle Thräne sein Heldenaug' bethaut....
Mag trübe Ahnung haben sein banges Herz erfüllt
Von seines Stern's Erblassen in Rußlands Eisgebild?

Theodor Klein.

Schweizerbilder.

Die Schlacht bei Bellinzona.

Glänzende, ruhmvolle Zeiten waren für die helvetische Eidgenossenschaft, seit ihrer ersten Begründung auf dem Rütli dahingeflossen. Wo ihre Banner wehten, da wehten sie Sieg und noch in keinem Kampfe war der Schweizer unterlegen. Nun sollt' es sich aber bewähren, ob auch in der Stunde der Gefahr, in der Stunde des Unglücks der alte Muth des Helvetiers die schöne Probe halten werde. Bei Bellinzona erlitten die Schweizer ihre erste Niederlage, aber zugleich bewiesen sie auf das glänzendste, ihre altererprobte Tapferkeit.

Von Schwyz und Uri einerseits, Unterwalden anderseits dehnt sich das Gebirge, gleich einer doppelten Veste gen Bellinzona; hinter dieser Stadt weg, zieht ein langer Nebenzweig des Gotthard's, aus dem der wild-jugendliche Ticino hervorbraust, in tausend Silberkaskaden seine schäumenden Wasser über die Steinmassen rollend. Wer einmal von diesen

Schneegipfeln in die Alpennatur hinabgeschaut, wer einmal dieses herrliche Thal, mit seinen wundergrünen Waldterrassen besucht und durchzogen hat, der nimmt eine ewige Erinnerung mit sich fort; und wenn dann noch zum Schluß, der Blick, der auf den üppigen Wiesen ruht, die sich am Fuße des Monte Cenere, längs dem Verfaskathal und bis zum Lago di Maggiore hinziehen, wenn diese unauslöschbaren Zauberfernen einer so erhabenen und doch so lachenden Natur, mit den historischen Erinnerungen zusammenfließen, wenn die Namen Tschudi, Carmagnuola, Franz I und das Andenken an die Schweizer, der Condottieri und der Neufranken diesen reichen Gemälden Bewegung und Leben einzuhauchen, dann scheint es als rege und offenbare sich in uns ein neuer Sinn; man möchte glauben, die Geschichte habe mit ehernem Griffel, ihre Heldenzüge in die Schöpfung eingegraben. Der mit der Vergangenheit vertraute Mensch lebt nicht allein in seiner Gegenwart; alle Jahrhunderte sind sein Eigenthum, seines Geistes ungeheurer Spielraum, und der von der Erinnerung beseelte und gekräftigte Gedanke, wirkt mächtiger denn das gereizteste Gefühl.

Philipp Viskonti, Herzog von Mailand, ließ keine günstige Gelegenheit unbenützt vorübereilen um sich der Stadt Bellinzona zu bemächtigen, worin die Grafen von Sax, in ihrer Eigenschaft der Bürger zu Uri und Unterwalden geboten. Dieser Posten war der Schlüssel von Italien. Die Vermählung der Tochter Johann's von Sax mit Lothar Ruska, lieferte dem schlauen Viskonti den erwünschten Vorwand. Nachdem ihm mehrere heimliche Umtriebe mißlungen waren, suchte er in der Stadt selbst Einverständnisse anzuknüpfen. Angnolo dello Pergola, einer seiner Hauptleute überfiel sie und gestattete der schweizerischen Besatzung freien Abzug. Domo d'Ossola erfuhr dasselbe Schicksal und im Livinerthal drangen die Mailänder bis zum Gotthardt vor. Alle diese Unfälle erwuchsen aus der Nachlässigkeit der Eidgenossen, die zu lang gesäumt hatten dem Aufruf Uri's und Unterwaldens Folge zu leisten. Diese beiden Heldenkantone wollten dennoch die Rache nicht länger aufschieben und in der Meinung sie würden unterstützt werden, zogen sie bis Giornico, wo die Antwort der Eidgenossen sie erreichte. Diese lautete: man werde ihnen bis zum Platifer, einem Engpaß mitten im Livinerthal, beistehen, in den Verträgen stehe aber nichts von Bellinzona, und Uri und Unterwalden hätten vorläufig dem Heere um billigen Preis hinreichende Lebensmittel zu verschaffen. Dies war offenbare Böswilligkeit, denn die Kantone versahen gewöhnlich diejenigen mit Lebensmitteln, von denen sie jetzt solche begehrten. Uri und Unterwalden erkannten bei so gestalteten Sachen, einen schleunigen Rückzug als unumgänglich nöthig. Als aber am 24. Juni die Tagsatzung in Luzern eröffnet wurde, führten sie bittere Klage, über die gar buchstäbliche Auslegung der bestehenden Verträge. »Unsere Väter,« sagten sie, »haben Ruhm und Wohlfahrt der Heimath besser berücksichtigt und verstanden denn wir; nie haben sie sich zwischen dem Gotthardt einzwängen lassen und wie damals so auch jetzt, erheischt die Sicherheit des Vaterlandes, daß sich unsere Herrschaft bis zu den weiten Ebenen der Lombardei hinaberstrecken und daß alle Gebirgspässe gen Welschland in unserer Gewalt seien. Luzern säumte nicht und alle Eidgenossen folgten seinem Beispiel, außer Bern, St. Gallen und Appenzell, sandten ihre tapfersten Krieger. Der Schultheiß von Luzern, Ulrich Walker, gieng mit seinen Bürgern und Landleuten auf sieben Schiffe. Die Zuger unter ihrem Pannerherrn Peter Kolin begegneten ihnen auf dem See. Mit Kolin waren seine beiden Söhne, herrlich nacheifernd der Tugend ihres Vaters. Aus der Bucht von Alznach fuhren die Männer des Oberlands herbei, Unterwald stieß zu Stanzstadt vom Ufer. Ganz besonders zeichneten sich die kleinern Orte, Weggis und Gersau durch thätige Mitwirkung aus; in Brunnen giengen 400 Bogenschützen zu Schiff, die Zürich seiner Heeresabtheilung voraussandte. Uri erwartete zu Flüelen die Ankunft dieser verschiedenen Zuzüge. Sein Banner war entfaltet, seine Macht versammelt. Das vereinte Heer zog an der Reuß hinauf und da angelangt, wo der Gotthardt sich zu den Wolken erhebt, wurden die 400 Bogenschützen als Vorhut vorn an gestellt; 3000 Mann folgten in vier Abtheilungen; diejenigen Krieger welche durch die Päße und über den See kamen, bildeten die Nachhut. Der Herzog seinerseits blieb auch nicht müßig und sandte den Kern seines Heeres, 6000 Reiter und 18000 Fußknechte, über den Lago Maggiore und Monte Cenere, unter den Befehlen des gefürchteten Carmagnuola. Dieser berühmte Krieger, eines Landmann's Sohn aus Saluzza, verdankte seine Ehrenstellen und Würden einzig und allein, seiner Tapferkeit und seiner ausgebreiteten Kriegskenntniß. Er trat in die Verwandtschaft des Herzogs, der in ihm die festeste Stütze seines Thrones ehrte. Bei dieser Gelegenheit glaubte der schlaue Krieger seine Stärke verbergen zu müssen und schloß sich in Bellinzona ein.

Die Schweizer durchzogen ohne Hinderniß das Livinerthal; nur befolgten sie in ihrem Zuge keine rechte Ordnung und Schwyz, das die erste Abtheilung bilden sollte, hielt sich immer eine Tagreise hinter dem Hauptkorps zurück. Die allgemeine Eintracht wurde übrigens durch einige traurige Mißhelligkeiten gestört: die andern Eidgenossen warfen nämlich Uri vor, es habe bei der Eroberung des Aargau's gerechter

seyn wollen denn die Andern, und die Schwyzer ihrerseits klagten über Luzern es suche die Gemüther gegen sie aufzubringen. Darum beschleunigten sie auch, der dringendsten Bitten ungeachtet, ihren Marsch nicht und blieben selbst am Ausgang der Gotthardtspässe, bei Poleggio, liegen, unter dem Vorwand die Glarner erwarten zu wollen. Vielleicht gedachten die andern Eidgenossen ohne der Schwyzer Zuthun zu siegen; was nun aber auch an der Sache sein mag, sie begingen den ungeheuern Fehler die Muesa zu überschreiten und sich der Stadt zu nähern, worin der schlaue Feind lauerte. Carmagnuola sandte sogleich Reiter ab, die von sichern Führern über schwerzugängliche Pfade geleitet, plötzlich im Rücken der Eidgenossen erschienen und sich ihres Gepäcks und ihrer Lebensmittel bemächtigten. Hätte Schwyz nicht allzulang in Poleggio gezögert und wäre es noch denselben Abend weitergezogen, wie Tschudi rieth, der mit 24 Pferden vorauseilte, so wäre das Convoi beschützt worden, und die Schweizer hätten sich nicht in der traurigen Nothwendigkeit befunden, die Schlacht annehmen zu müssen, ohne Zeit und Wahlstatt wählen zu dürfen.

Den 30. Juni 1422, bei Tagesanbruch, waren die Eidgenossen vor Bellinzona, in den Feldern bei Arbedo, vorn Luzern, in der Mitte Uri und Unterwalden, Zug an den Berg gelehnt. Bald rückten Glaris und Schwyz in die Schlachtlinie ein. Die Banner von Appenzell, Zürich und St. Gallen, stiegen noch den Gotthardt herunter. Aber in den Befehlen war keine Übereinstimmung, in den Bewegungen kein Zusammenhang. Der Schultheiß von Luzern, der den Oberbefehl führte, war durch den Verlust der Bagagen entmuthigt; alles Selbstvertrauen war von ihm gewichen und nun handelte vollends nach jeder, wie es ihm seine Ungeduld oder sein persönlicher Muth eingab; man schien die Nähe und Stärke des Feindes nicht einmal zu ahnen, so gänzlich waren die allernöthigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt worden. Etwa 600 Mann zerstreuten sich ohne Befehl und zogen an der Muesa hinauf nach Lebensmitteln. Die Übrigen waren in der größten Unordnung gelagert und die meisten Krieger, der drückenden Hitze wegen, entkleidet. Dem Adlerblicke des geübten Feindes konnte solches nicht leicht entgehen; sogleich stürmte Pergola mit der Reiterei heran, das Fußvolk folgte in drei Kolonnen um zu gleicher Zeit an allen Seiten anzugreifen und die im Kampfe begriffenen Abtheilungen nach und nach zu verstärken. Die eidgenössische Tapferkeit verläugnete sich nicht und Pergola bemerkte bald, daß das Ungestümm seiner Reiter die gewohnte Wirkung verfehle. Die Schweizer stachen nur nach den Pferden, sich wenig um den Reiter kümmernd; lag der einmal entsattelt am Boden, so erhielt er ohne Schonung den Todesstoß. Luzern kämpfte wie ein gereizter Löwe und verlor viele Krieger. Hartbedrängt und in Gefahr abgeschnitten zu werden, rollte Luzerns Bannerherr sein Banner zusammen, warf es unter seine Füße und kämpfte unerschrocken fort, entschlossen auf derselben Stelle zu sterben; sein heldenmüthiges Beispiel wurde so wirksam befolgt, daß die Luzerner das herzogliche Hauptbanner von Mailand eroberten. Jetzt ließ Carmagnuola die Pferde wegführen und die Eidgenossen von seinem überlegenen Fußvolke in der Seite angreifen: sie mußten weichen. Immer dem Feinde das Gesicht zugewendet suchten sie fechtend eine rückwärtsliegende Anhöhe zu gewinnen; schon hatte sie aber der Mailändische Feldherr besetzen lassen. Die Schweizer drängten ihre Schlachtreihen enger und enger zusammen, so daß ihre eignen Hellebarden sie in ihren Bewegungen hinderten, indem sich die Haken des Schaftes in ihren Kleidern verfiengen. Aller Hindernisse ungeachtet, hielten 3000 Eidgenossen den wüthendsten Angriff von den Seiten her von 24000 wohlbewaffneten und ausgerüsteten Italienern aus, an deren Spitze einer der berühmtesten Feldherren seiner Zeit stand. Der Erste, welcher von Ergebung sprach, wurde schonungslos von seinen Brüdern niedergemacht, was jedoch den Schultheiß von Luzern und einige Andern nicht abhielt, ihre Spieße in den Boden zu pflanzen, zum Zeichen daß sie Quartier verlangten. Ihr feigherziges Beispiel blieb unbefolgt. Jeder Schweizer war fest überzeugt, daß der beste Dienst, den er dem Vaterland leisten könne, der sei, zu beweisen, daß nichts sein Volk zu besiegen vermöge denn der Tod und daß selbst der Tod nicht vermögend sei, ihn zum Verräther am Vaterlande zu machen. So fiel der Landamman Johann Rot; er hatte wacker gekämpft. Sein glorreiches Ende war zu gleicher Zeit ein großes Glück und ein unsterblicher Ruhm für ihn; denn hätte er noch einige Jahre gelebt, so würde er Zeuge der Verbannung seines einzigen Sohnes gewesen sein, der sein Schicksal verdiente, denn er hatte sich durch ausländisches Gold blenden lassen, also daß er zum Verräther am Vaterland wurde. Uri's Banner entsank der todesmatten Hand Heinrich Putiner's von Brunberg, der fechtend umkam; es wurde von den Tapfern gerettet, die sich um seinen Leichnam umdrängten. Kolin zeigte sich seines ruhmvollen Lebens würdig: er fiel, mit ihm das Banner von Zug. Sein Sohn hob es auf vom Blute des Vaters geröthet, und bewegte es über den dichtgedrängten Schaaren. Als auch er den Tod herannahen sah, unerschrocknen Blicks riß er das Banner von dem Stocke los, woran es befestigt war, wickelte es um seinen Leib und fiel. Sein würdiger Freund, Johann Landwing, ergriff es jetzt und erhob es nochmals über die kämpfenden

Schaaren. Es wurde gerettet, und noch zur heutigen Stunde wird es in Zug aufbewahrt vom Blute des Vaters und Sohnes roth. Vier Jahrhunderte lang ist die Bannerherrenwürde in der Familie Kolin erblich gewesen, und nur ein einziges Mal wurde hierin eine Ausnahme gestattet, um den Helden Landwing zu ehren.

In dieser mörderischen Schlacht, die von neun Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends ununterbrochen fortwüthete, blieben 399 Schweizer und etwa dreimal so viel Italiener. Schon hatten die Eidgenossen jede andere Hoffnung aufgegeben und gedachten nur noch, ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen; aber auch Carmagnuola überzählte traurig die vielen Todten, die es ihn gekostet, um Leichen zu erobern. Da ließ sich plötzlich im Rücken der Schweizer lautes Kriegsgeschrei vernehmen; die 600 im Misoxthale zerstreuten Eidgenossen eilten herbei, und machten den Feind glauben, es sei die zweite Heeresabtheilung der Schweizer. Unglücklicherweise waren die Brücken zerstört und die Muesa aus ihren Ufern getreten, so daß diese unerwartete Verstärkung von keinem entscheidenden Gewicht mehr in der Wagschaale der Schlacht sein konnte. Carmagnuola, nicht sehr geneigt sein Heer noch längern Proben der Art zu unterziehen, zog auf Bellinzona zurück. Nachdem die Schlacht ausgetobt hatte, behielt das Herz wieder sein volles Recht. Fast Jeder hatte unter den Todten einen Anverwandten, einen Freund zu beweinen. Da lagen auf der blutigen Wahlstatt Peter Kolin und sein gleich heldenmüthiger Sohn; weiterhin der Landammann von Uri und der tapfere Putiner; aus ihren verblaßten, mit Blut übergossenen Zügen strahlte die Ruhe und Heiterkeit treu erfüllter Pflicht. Aber auch Vorwürfe gesellten sich zu den Klagen; man gedachte der durch die Schwyzer in Poleggio auf's Unverzeihlichste verlorenen Nacht, und diese ihrer Seits suchten sich wieder mit Eilfertigkeit und Unklugheit der Bundgenossen zu entschuldigen. Dennoch besiegte der Schmerz über den erlittenen Verlust den beginnenden Groll, und um so viele gefallene Brüder zu rächen, zog Schwyz wiederholt unter den Mauern von Bellinzona vorbei, die Schlacht anbietend und Carmagnuola mit Verachtung herausfordernd; er hielt es aber nicht für rathsam, sich herauszuwagen und verhielt sich still. Der Schauplatz des Kriegs erstreckte sich bis Domo d'Ossola, und das ganze Livinerthal blieb in der Gewalt der Schweizer: Niemand wagte es, ihren Rückzug zu beunruhigen. Als nach Luzern Kunde kam, die in sieben Schiffe fortgezogenen Krieger füllten deren kaum mehr zwei, befürchtete der Magistrat einen allzuheftigen Ausbruch des Volksschmerzes. Es ergieng ein Verbot, die Ankömmlinge weder im Hafen noch auf den Straßen zu erwarten; Jeder spähte vom Fenster herab mit bebender Erwartung. Luzern's Banner wehte, aber es war ganz durchlöchert und zerrissen; das mit so heldenmüthiger Tapferkeit erbeutete Banner von Mailand wurde nicht entfaltet: die allgemeine Trauer überwog den Nationalstolz. Bald regte sich aber der Unwille aller Bürger, als es ruchbar zu werden begann, wie zweideutig der Schultheiß sich betragen hatte; nur mit der größten Mühe konnte man ihn vor Gewaltthätigkeit schützen, und der Rath beschwichtigte den tobenden Sturm der Leidenschaft mit dem Versprechen, sein Betragen streng zu untersuchen. Drei Monate darauf erklärte ihn ein Urtheilsspruch alles Muthes baar, zugleich aber beifügend, er habe keine Strafe verdient und es wäre besser, wenn man diejenigen strafen würde, welche einen solchen Mann zu der Stelle erhoben, die vormals ein Peter von Gundolfingen begleitete. Der Rath schloß mit einer tief wahren politischen Betrachtung: »Wenn unsere Feldherren für den Erfolg oder Nichterfolg ihrer Unternehmungen verantwortlich sind, wie es diejenigen im alten Karthago waren, so werden sie nur auf ihre Selbsterhaltung bedacht sein und keine jener kühnen Thaten mehr ausführen, denen oft unsere Väter ihre Rettung verdankt haben.« So wurde die Schlacht bei Bellinzona, obgleich verderblich für die Schweizer, zum schönsten Blüthenzweige im Siegerkranze der Eidgenossenschaft.

de Golbery. (Th. K.)

Die Helden.

Die Helden hinterm Ofen,
Die Helden hinterm Glas,
Die setzen ab die Fürsten,
Die ändern dies und das.

Die machen die Faust im Sacke,
Oder schlagen sie auf den Tisch,
Die stürzen alle Reiche
Und hängen und sengen frisch.

Die reden nur freie Worte,
Und singen nur freies Lied,
Und werden überm Singen
Und Reden nimmer müd'.

Da kommt ein braver Bursche:
»Wohl auf! ihr Herrn, 's thut Noth!
Der Menschheit heil'ge Sache
Will manchen Märtrers Tod!

„Das Schwert das sei geschwungen!
Steht auf und tretet vor!
Daß einmal wir eröffnen
Der Freiheit goldnes Thor!“

Der Held dort hinterm Ofen,
Find't nicht den rechten Rock,
Die Stiefel sind zu enge,
Verschwunden gar der Stock.

Der Held beim vollen Glase
Kommt nimmer auf den Grund,
Er kann doch nicht zum Kampfe
Mit durst'gem Herz und Mund!

Die Helden hinterm Ofen,
Die Helden hinterm Glas,
Die setzen ab die Fürsten,
Die ändern dies und das.

August Stöber.

Das Nibelungenlied.

Vor Zeiten lebte zu Worms, im Königreiche Burgund, eine durch Körperschönheit und Seelentugend gleich ausgezeichnete Jungfrau, dieselbe hieß Chriemhild und war die Schwester des Königs Günther und das herzlich geliebte Kind der edeln Uta. Drei durch ihre Tapferkeit weitberühmte Jünglinge waren ihre Brüder; an sie an schloß sich ein dichter Kreis wack'rer Kämpen wie Tronegg, Hagen Rumolt, Dankwart.

Etwa um dieselbe Zeit wuchs zum Stolz des Volks der Niederlande der junge Prinz Siegfried, Sohn des Königs Sigismund, heran, ein bildschöner Jüngling, voll Jugendkraft und jugendlichen Feuers. Schon als Kind war Waffengeklirr seine höchste Lust, und als er ein reiferes Alter erlangt hatte und mithin auch Kraft die Waffen zu tragen und zu handhaben, war sein größtes Vergnügen in den Kampfspielen nach Sieg und Ehre zu jagen. Um ihn her sammelten sich die Ritter der Heimat und der angränzenden Länder: die Schranken fielen, die Schwerdter kreuzten sich zum Angriff und klirrten im lustigen Streite, aber Siegfried blieb immer der Stärkste und Kühnste. Der Kampf war zu Ende und aus des holdesten Edelfräuleins Hand war dem Niebesiegten der Kranz des Sieges; stolz ruhte auf ihm der Blick seiner greisen Eltern, glühend aller Frauen und Jungfrauen Blick. Er war kaum der Kindheit entwachsen, als er im Zweikampf die Söhne des Königs der Nibelungen erlegte und sich ihrer Reichthümer bemächtigte. In einem andern Kampfe hatte er den gewaltigen Zwerg Alberich besiegt und ihm den Zauberhelm entrissen, womit er sich unsichtbar machen konnte und wieder ein andermal hatte er den Bergdrachen gebändigt und sich im Blute des Unthier's gebadet, wodurch er unverletzbar wurde. Siegfried hört Chriemhildens Schönheit rühmen, und alsbald ist der feurige Jüngling entschlossen, an Günther's Hof zu ziehen. Er macht seinem Vater diesen Entschluß bekannt, und alle Jungfrauen sind beschäftigt ihm Kleider zu bringen und alle Schmiede ihm Waffen zu verfertigen. Der ersehnte Tag der Abreise bricht an; Siegfried zieht wie ein König aus auf reichverziertem Pferde, in funkelndem Waffenschmuck, umwogt von der Schaar seiner Getreuen. Alle sind in Goldstoff gekleidet mit seidenen Gürteln, blitzenden Helmen und breiten Schilden. In ihrer Rechten ruht eine lange Lanze, und die Spitze des Schwerdtes berührt den Sporn. Nach sieben Tagreisen erreichen sie Worms. Hagen, der sie ankommen sieht, erzählt dem König ihre Geschichte. Da tritt Siegfried stolz vor Günther hin und will mit ihm im Schwerdtkampf um die Königreiche Niederland und Burgund kämpfen. Man besänftigt jedoch seine ungestüme Streitlust; man empfängt ihn mit allen gebührenden Ehren und Auszeichnungen, und eine ununterbrochene Reihe von Festen und Ritterspielen beginnt. Täglich stürzt Siegfried in neuen Kampf, und täglich thut er sich durch neue Thaten des Muths und der Geschicklichkeit hervor. An Günthers Hofe rühmt jeder seine Tapferkeit und Körperschönheit. Wenn ihn die Jungfrauen auf der Straße vorüberziehen sehn, flüstern sie einander staunend zu: Wer mag der stattliche Heldenjüngling seyn? Aber die von der er so gerne einen Blick erhalten hätte, war ihm bis jetzt unsichtbar geblieben. Er gedachte stets nur ihrer, suchte immer nur sie, aber umsonst. Chriemhild sah dagegen ihn, ohne daß er's ahnte. Hinter ihrem Fenster verborgen, war sie Zeugin all seiner ritterlichen Kämpfe und Siege, und auch sie — ohne daß sie es sich zu gestehen wagte — theilte die allgemeine Bewunderung, welche Siegfried den Frauen und Kriegern einflößte.

Ein blutiger Krieg hat Burgund mit Sassenland entzweit; Siegfried gesellt sich zu Günther, stürzt mit tollkühnem Muthe in's wildeste Kampfgetümmel, zerschmettert die Feinde und nimmt den Sassenkönig nebst seinem Bruder gefangen. Jetzt erst, nach der Rückkehr von diesem siegreichen Zuge, ist es ihm vergönnt, diejenige zum ersten Male zu erschauen, die er längst schon liebt, ohne sie je gesehen zu haben. Günther selbst befiehlt seiner Schwester bei Hofe zu erscheinen; er will, daß

sie, die noch nie einen Ritter begrüßte, Siegfrieden begrüße. Die Jungfrau schwebt herbei, in ein von Edelsteinen blitzendes Gewand gehüllt. Sie strahlt, sagt das Gedicht, unter den andern Frauen hervor, wie der Mond aus dem ihn umgebenden Wolkengürtel. Die alten Krieger drängen sich um sie und betheuern nie eine herrlichere Schönheit gesehen zu haben. Chrimhild naht sich dem Helden mit holdverschämten Wangen. »Seyd willkommen,« lispelt sie, »Siegfried, edler Ritter!« Er beugt ein Knie vor ihr und beide wechseln liebeglühende Blicke. Von dieser Stunde ist Siegfried an den burgundischen Hof gefesselt, denn täglich sieht er seine Geliebte. Günther vernimmt von einer mächtigen Königin in Island, deren Schönheit und Riesenkraft gleich gerühmt wird. Er entbrennt in heftiger Liebe für sie; er will hin sie zur Gattin zu begehren und damit ihn Siegfried begleite, verspricht er ihm die Hand seiner Schwester. Die beiden Helden treffen ihre Anstalten und Chriemhild verfertigt eigenhändig ihre Kleider aus der schneeweißen arabischen Wolle, mit Edelstein und Hermelinpelz reich verziert. Von dem tapfern Hagen und einigen andern mutherprobten Männern begleitet, schiffen sie sich auf dem majestätischen Rheinstrom ein.

Jene Königin ist Brunhildis; sie vereinigt die Kraft des Riesen, mit der Gewandtheit des verschmitztesten Kriegers. Wer auf ihre Hand Anspruch macht, muß sich erst mit ihr messen und in diesem harten Kampfe sein Leben wagen, denn, wird er besiegt, so läßt ihn die blutgierige Königin enthaupten. Schon mancher durch seine Tapferkeit rühmlich bekannte Kämpe, mancher sieghafte Ritter hat diese furchtbare Probe zu bestehen gedacht und ist unterlegen, denn wohl Niemand schleudert einen Stein in solche Weite wie Brunhildis, wohl Niemand handhabt solch einen Riesenspieß wie sie. Günther muß sich zu den grausamen Bedingungen, die Andere vor ihm angenommen, auch bequemen. Die Königin ergreift Schild und Spieß, die zehn Mann kaum von der Stelle bewegen können. Beim Anblick dieser riesigen Rüstung, betrachtet sich der unglückliche König schon als besiegt und wünscht sich umsonst nach seinem schönen Burgund zurück. Aber Siegfried ist da, der ihn ermuthigt und ihm seinen Schutz verspricht. Der kühne Jüngling ergreift seinen Zauberhelm, der ihn unsichtbar macht, und ihm die Kraft von zwölf Männern verleiht; er stellt sich hinter Günthers Schild, lähmt die wüthendsten Stöße die Brunhildis gegen ihn führt, schleudert den ihm dargereichten Feldstein weit über's Ziel weg und wohl zum ersten Male in ihrem Leben ist Brunhildis die Schwächste. Günther führt im Triumph die erkämpfte Braut in seine Heimat zurück, und der Bund der Ehe wird geschlossen. Der Held aus Niederland erinnert seinerseits den König an sein gegeb'nes Wort, und erhält die Hand seiner Geliebten, die er zu seinem Vater bringt. Mehrere Jahre verfließen; ein Bote Günthers langt bei Siegfried und seiner Gattin an; und ladet sie zum Besuch am burgundischen Hof. Sie führen den alten König Sigismund mit sich und langen glücklich in Worms an. Günther, Brunhildis und der ganze burgundische Hof ziehen ihnen entgegen, die edlen Gäste festlich zu empfangen. Die Stadt wiederhallt von Jubel, Paukenschall und Pfeifenton des auf den Straßen versammelten Volkes und in Günthers Prachtpallast lassen sich zwölfhundert Ritter an derselben Tafel nieder. Während aber so ein Fest das andere, ein Genuß den andern verdrängt, sind die beiden Königinnen oft allein beisammen und in einer dieser unseligen Stunden des Beisammensein's, entsteht zwischen ihnen ein Streit, der des Gedichts Knoten bildet und dessen Entwicklung vorbereitet. Beide sind stolz auf ihre Gatten, beide verlangen das Vorrecht, Brunhildis weil sie in Siegfried Günthers Vasallen zu sehen glaubt, Chriemhild weil sie das Geheimniß mit dem Zauberhelme kennt. Einst auf dem Weg zur Kirche streiten beide wieder heftig, um den Vortritt. Tief verletzt von den verächtlichen Worten, mit denen ihre Nebenbuhlerin sie überhäuft, offenbart ihr Chriemhild, wie sie von Siegfried besiegt wurde, da sie nur allein mit Günther zu kämpfen wähnte. Bei dieser unerwarteten Entdeckung, entbrennt die stolze Brunhildis in wildem Zorne. Der Haß hat in ihrer Brust Wurzel geschlagen; von Rachedurst durchglüht, wird sie nimmer verzeihen. Thränen der Wuth in den Augen erzählt sie ihre Demüthigung den sie umgebenden Rittern und der kühne Hagen gelobt ihr Rache. Von diesem Augenblick an ist die Natur des Gedichts gänzlich verändert. Vorhin trug es das Gepräge würdevoller Hoheit und ritterlicher Galanterie, jetzt der heimtückischen Bosheit und des grimmigsten Hasses; ein Trauerflor umhüllt es und jede seiner Seiten bezeichnet Blut. Die unglückliche Chriemhild verräth selbst in ihrer Liebe Siegfried's Geheimniß und wird so unbewußt zum tödtlichen Werkzeuge in der Hand seiner Feinde. Ein neuer Krieg bricht zwischen Günther und dem Sassenkönig aus. Siegfried will Theil daran nehmen und sein Weib, besorgt für sein Leben, ruft Hagen herbei, der ihr ganzes Zutrauen besitzt und der sie verrathen wird, und sagt zu ihm: »O wacht über ihn, den ich liebe! beschützt ihn, denn er ist nicht, wie man glaubt, ganz unverletzbar. Als er sich im Blut des Drachen badete, das seinen Körper gegen jede Wunde wahren sollte, fiel ein breites Pappelblatt zwischen seine beiden Schultern nieder und da wo es seinen Körper bedeckte, kann sich eine Lanze einbohren.« Hagen antwortet ihr mit den treulosesten Versicherungen seiner Ergebenheit, und dadurch getäuscht, ruft die arme Chriemhilde in der Angst ihres Her-

zens: „Hört, ich werde da wo er verwundbar ist ein Kreuz auf sein Gewand zeichnen; habt acht darauf!“ Und sie gebraucht diese unheilvolle Vorsicht und Hagen verräth sie.

Siegfrieds Tod wird beschlossen. Hagen wartet nur noch auf eine günstige Gelegenheit, um sein blutiges Vorhaben auszuführen: eine Jagd bietet sie ihm. Siegfried ist dabei wie überall, der starke, kühne Mann. Er stürzt an der Spitze seiner Gefährten dahin, verfolgt die wilden Thiere, mordet unter den Wölfen, den Löwen, den Auerochsen, den wilden Schweinen; erreicht dann im Laufe einen riesigen Bären, bändigt ihn, bindet ihn an seinen Sattel fest und bringt ihn mitten unter seine Gefährten zurück, die versammelt sind, um eine Mahlzeit zu bereiten. Während Siegfried vom Pferd steigt, befreit er den Bären von seinen Banden, der sogleich wieder auf dem Weg zum Walde fortstürzt, die Hunde zerreißt, die Gefäße, worin die Mahlzeit bereitet wird, zertrümmert und um sich her Schrecken und Bestürzung verbreitet. Siegfried erhascht ihn nochmals und tödtet ihn. Nach diesen Jagdthaten setzt man sich zur Tafel. Alles ist aufgeboten worden, um dieses ländliche Mahl so glänzend wie möglich zu machen. Aber der listige Hagen hat es so einzurichten gewußt, daß sich kein Wein vorfindet und da Siegfried über Durst klagt, sagt er zu ihm: „Es ist mir nicht weit von hier eine klare, erfrischende Quelle bekannt, zu der wir wohl gezwungen sein werden unsere Zuflucht zu nehmen. Laßt sehen wer sie von uns beiden zuerst erreicht!“ Die beiden Krieger setzen sich in Lauf; der König Günther folgt ihnen, und da sich Siegfried hinabbeugt, um zu trinken, nährt sich ihm Hagen und bohrt ihm seine Lanze zwischen beiden Schultern ein, da wo das Kreuz die verletzbare Stelle bezeichnet.

Siegfrieds blutiger Leichnam wird nach Worms zurückgebracht; und man erzählt Chriemhilden ihr Gemahl sei unter die Räuber gefallen. Aber das unglückliche Weib läßt sich nicht täuschen: „Hagen ist's,“ ruft sie vom Schmerz überwältigt aus, „der ihn getödtet hat und Günther hat ihn dazu gedungen!“ Von nun hegt dieses redliche, liebende Herz nur Haß und Zorn in seinem Innern; Chriemhild weiht ihr ganzes Leben der Rache und wird zur unerbittlichen Nemesis aller derer dienen, welchen sie vormals mit inniger Liebe anhieng. Der tödtliche Haß den sie gegen Hagen im Herzen trägt, wird noch durch eine Ungerechtigkeit gesteigert, die sich der Mörder ihres Gatten gegen sie erlaubt. Sie will nämlich aus dem Lande der Nibelungen den Schatz herbeischaffen lassen, der Siegfrieds Eigenthum gewesen ist, um ihn unter ihre Freunde zu vertheilen: Hagen bemächtigt sich desselben.

Dreizehn Jahre verfließen, die Chriemhild mit Thränen und Beten, fern vom Hofe, keinem Feste beiwohnend und weder Hagen nach Günthern eines Wortes würdigend, dahinbringt. Der Hunnenkönig Etzel (Attila) verlangt sie zur Gattin und erst widersteht sie all' seinen glänzenden Anträgen. Sie will ihren Siegfried bis zum Tod beweinen und keinem Manne mehr angehören. Da gelobt ihr Rüdiger, Etzels Gesandter, sich ihr ganz zu weihen und ihr in der Erfüllung aller ihrer Wünsche beizustehen: ein erster Strahl der Freude durchzuckt ihre von Kummer niedergebeugte Seele. Endlich beginnt ihr die Hoffnung der Rache zu lächeln. Sie willigt in die Verbindung und reist nach dem Hunnenlande ab.

Hier, wie zu Worms, fließt ihr Leben traurig und einsam dahin. Weder der Anblick eines neuen Landes, noch Etzels Liebe, noch seiner Unterthanen Ehrfurchtsbezeugungen können ihren Schmerz mildern. Sie weint unter der Königskrone wie im Wittwengewande, und selbst nicht das süße Mutterglück vermag ihren düstern Gedanken zu wehren. Während sieben Jahren vergißt sie keinen Augenblick den Verlust, den man ihr zugefügt und sinnt auf Mittel sich zu rächen. Endlich bittet sie ihren Gemahl, den König Günther und seine Ritter auf Besuch herzuladen, aber eh der Bote abgeht, nimmt sie ihn bei Seite und trägt ihm auf an dem Hofe zu Worms auszustreuen sie habe aufgehört traurig zu seyn und denke längst nicht mehr ihres ersten Gatten.

Als die Gesandten Etzels an Günthers Hofe anlangen, räth der kluge Hagen ihre Einladung nicht anzunehmen, denn er mißtraut immer noch dem Hasse Chriemhildens; aber die vereinte Meinung aller Ritter siegt über die seinige, und da es ihm dünkt als ob man ihn der Feigheit beschuldige, ist er der Erste der sich aufmacht. Diese Reise gleicht einem Trauerzuge. Die Burgunder ziehen zu einem Feste, aber zu einem blutigen Feste; über ihnen wölbt sich ein wolkenbedeckter Himmel, und die Gegenden durch die sie reisen, gewähren überall den Anblick der Trauer und Zerstörung. Von der Stunde ihrer Abreise an hat Günthers Mutter jede Nacht böse Träume, ist sie immer von quälenden Ahnungen verfolgt. Die Wassernymphen, welche Hagen am Ufer des Flusses antrifft und befragt, weissagen ihm entsetzliche Dinge. Die Donau ist aus ihren Ufern getreten und der Fährmann verweigert den Dienst. Hagen tödtet ihn, ergreift das Ruder und bringt an Einem Tage 9000 Mann über den Fluß. Kaum am gegenseitigen Ufer angelangt, sind sie genöthigt gegen Gelfrat zu kämpfen und sich mit dem Schwerdt in der Faust Bahn zu brechen. Die einzige Freude auf dieser langen Reise, lächelt ihnen unter dem gastfreundlichen Dache des Markgrafen Rüdiger, als Giselher, Günthers Bruder die Tochter des Markgrafen ehligt,

die Vermählungsfeste sie bleyden und Volker, der heroische Barde, das Schwerdt mit der Cither vertauschend, an der Tafel des reichen Rüdiger Lieder des Glücks und der Minne singt. Bald aber muß aufgebrochen werden. Die unglücklichen Burgunder vom Verhängniß getrieben, ziehen in Begleitung Rüdigers der Veste des Hunnenkönigs zu. Hier erhalten sie Kunde daß Chriemhild ihren ersten Gatten noch immer beweine. Dietrich ermahnt sie auf ihrer Hut zu seyn, und der kalte Empfang der Königin und die Vorwürfe mit denen sie Hagen überschüttet, sind ihnen ein genugsamer Beweis von der drohenden Gefahr, der sie entgegen gehen. Chriemhild will daß sie sich von ihren Waffen trennen; deß weigert sich Hagen, fest entschlossen sein Leben — wage man es anzutasten — so theuer wie möglich zu verkaufen.

Nachts, während alle Ritter von Ermüdung erschöpft in einem großen Saale schlafen, bewachen Volker und Hagen die Thüre. Chriemhild sendet Mörder um ihre Feinde zu tödten, aber vor der festen Haltung der beiden Krieger weichen sie erschrocken zurück. Des folgenden Tags ziehen alle Wehrmänner aus Burgund, Dänemark und Hunnenland zu Pferd vor Etzels Pallast. Die Schranken öffnen sich, die Ritter bilden zwei Lager und ein Lanzenstechen beginnt. Bald langweilt dieser Scheinkampf den ungestümen Volker: »Rache an denen, die uns hassen!« ruft er, und auf einen der Hunnenkrieger losrennend, durchbohrt er ihn mit seiner Lanze und streckt ihn todt zu Boden. Sogleich entbrennt der Kampf, das Schwert blitzt aus der Scheide, die Krieger beider Parteien vermengen sich im wüthendsten Zweikampfe, und das Blut tränkt die Erde. Etzel tritt zwischen die Kämpfenden und es gelingt ihm endlich ihre Wuth zu besänftigen. Aber Hagen hat geschworen der Macht des Hunnenkönigs Trotz zu bieten, und als beim Nachtmahl Etzel seinen jungen Sohn herbeibringen läßt und ihn seinen Gästen vorstellt mit der Bitte ihn zu lieben, betrachtet der Burgunder verächtlich das Kind und mordet es. Von dieser Stunde an sind alle Bande der Gastfreundschaft gelöst: aber Etzel erscheint in diesem Gedicht nicht als der Mann mit dem Eisenarm, als die Geißel Gottes, wie ihn die Geschichte uns schildert. Er ist geduldig und in sein Schicksal ergeben; er sieht seine tapfern Ritter kämpfen und stürzt sich nicht mitten ins Schlachtgewühl; er wird von Hagen blutig beschimpft, und läßt sein Schwert in der Scheide ruhen. Was i h m aber an Muth und Kraft abgeht, das ersetzt Chriemhildens unlöschbarer Durst nach Rache; sie facht in den Herzen seiner Ritter die Gluth des Hasses und sinnt stündlich auf Mittel ihre Feinde zu verderben. Von ihr aufgemuntert greift endlich Blondel die Burgunder an und wird besiegt. Die Schlacht entbrennt wüthender nach seinem Tode und die Burgunder tödten 7000 Mann. Jetzt läßt Chriemhild die Thore der Veste schließen und den Saal worein sich die Burgunder zurückgezogen hatten, an allen vier Enden zugleich in Brand stecken. Ein Flammenmeer umwogt bald die Unglücklichen; sie halten ihre Schilde über ihre Häupter empor, um sich gegen die von allen Seiten herabregenden Feuerbrände zu wahren und von heftiger Durstesqual durchglüht, trinken sie das Blut ihrer getödteten Feinde. Plötzlich erlischt das Feuer; der Saal ist gewölbt und unsere Helden sind gerettet. Bei dieser Nachricht ergreift ein wilder Schmerz die rachelechzende Königin, denn es ist ihr jede Hoffnung untergegangen, ihre Feinde endlich zu besiegen. Dennoch wagt sie einen letzten Versuch und fordert den Markgrafen Rüdiger zu ihrem Beistand auf; der wackere Ritter schlägt es ab: er hat die Burgunder an seine Tafel gezogen, er hat seine Tochter Günthers Bruder zur Gemahlin gegeben; er ist mit den Banden der Achtung und Gastfreundschaft an alle diese Helden gefesselt. Jetzt da nichts fruchtet, erinnert ihn die Königin an sein ihr gegeb'nes Wort, als er sie für Etzel zur Gattin verlangte und der edle Ritter, aufgefordert seinen Schwur zu lösen, kann sich nimmer weigern, will er seine Ehre nicht gefährden. Er ergreift seine Waffen, beruft seine Ritter zusammen und zieht wider Hagen. Hier bietet sich eine jener Scenen von Großmuth, wie man sie in allen Ritterromanen bewundert. Hagen klagt nur noch einen halbzertrümmerten Schild zu haben und Rüdiger gibt ihm den Seinigen. Die beiden Krieger betrachten sich mit wehmuthvollen Blicken und rufen einander ihr ewiges Lebewohl zu, worauf sich der Markgraf gesenkten Hauptes mitten unter die Feinde stürzt und im Tode sein gegebenes Wort löst. Das Gefecht dauert schrecklicher, blutiger fort. Auf beiden Seiten mäht das Schwert; die Krieger sinken einer um den andern in die Arme des Todes; die Reihen lichten sich mehr und mehr. Ein Gefecht zwischen zwei einzelnen Reitergeschwadern ist es nicht, wohl aber der Zweikampf auf Leben und Tod zweier, um die Oberherrschaft streitender und sich zerfleischender Völker.

Daß sich diese schreckliche Erzählung auf eine historische Thatsache gründe, vielleicht, wie Johann von Müller meint, auf die Erinnerung an jene im Jahr 436 gelieferte Schlacht, worin der König Gonthahar mit 2000 seiner Krieger umkam, unterliegt keinem Zweifel mehr. Zu Ende dieses Kampfs, den das Gedicht mit wilder Energie schildert, ist alles todt; nur Günther und Hagen sind allein noch übrig, bis an die Kniee im Blute gebadet. Dietrich fordert sie auf sich zu ergeben und verspricht ihnen bei seiner Ehre Schutz und ritterliche Haft, bis sie wieder in ihr Vaterland zurückkehren können, und da sie sich deß

weigern, greift er jeden einzeln an, nimmt beide gefangen und übergibt sie Chriemhild zur Bewachung mit dem ausdrücklichen Befehl ihnen kein Leid zuzufügen. Aber die Stunde der Rache hat für sie geschlagen, und sie gibt sich mit Wollust derselben hin. Auf ihren Befehl wird ihr Bruder enthauptet, indeß sie dieses Amt an Hagen selbst verrichtet. Als Dietrich diesen doppelten Mord erfährt, reißt er sein Schwert aus der Scheide und erwürgt Chriemhilde, worauf der Held und Etzel ihre in der Schlacht umgekommenen Gefährten beweinen. So endet das Gedicht.

Nach X. Marmier, von Theodor Klein.

Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.

Gesammelt von A. St.

29.

— Bekanntlich ist die Sage, daß das ganze Rheinthal zwischen der Vogesenwand und dem Schwarzwald einst ein weiter See gewesen, woven diese Gebirge und das jenseitige Hochland, die entgegengesetzten Ufer, sehr alt und verbreitet. Der Poesie ist sie willkommen und selbst die Geologie gibt dem Glauben Wink und Beweise aller Art. Besonders eingewurzelt ist derselbe zu Rappoltsweiler für die große Tänchel- oder Tänichelmauer, zu Gueberschweiher und Pfaffenheim, wo eine große Felsenkette sich starr hin bis zum Wallfahrtsort Schauenberg erstreckt; auch der Männelstein auf dem Odilienberg wird hier in Betracht gezogen. Da haben überall alte Leute von ihren Altvätern, und diese von den übrigen, die Kunde von starken Eisenringen vernommen, die an den Felsen befestigt wären und die ihre Voreltern noch gesehn haben wollen: Ringe an welchen einst die Schiffstaue befestigt wurden. Der ehrwürdige, in Kolmar verstorbene Metzger, Vater, besaß einen Untersuchungsakt, wo die Sache auf eine ganz gerichtliche Weise verhandelt wurde, Zeugen wurden abgehört, die bestätigten entweder selbst die Ringe gesehn, oder davon gehört zu haben.

30.

— Nach den Ansichten neuerer Gelehrter war das Rheinthal, und mithin auch das Elsaß, die Wiege früherer Gesittung; nicht von Osten nach Westen, sondern umgekehrt von Westen nach Osten, soll, nach dieser Meinung, der Strom der Völkercivilisation fortgedrungen sein. Herr Prof. Schweighäuser, Sohn, soll hierüber viele Thatsachen gesammelt und ein eigenes Werk ausgearbeitet haben, so versicherte wenigstens ein aus Straßburg datirter Correspondenzartikel, der vor einigen Jahren im Morgenblatt erschien.

31.

— Im Schlosse Rothenberg (Rougemont) bei Maßmünster geht eine weiße Dame. Ein Mädchen, das in die Nähe der Burg kam, sah sie einst; sie bat dasselbe inständig, es möchte doch Nachts wiederkommen und aus dem Rachen eines schrecklichen Drachenungeheuers einen goldenen Schlüssel nehmen, es solle ihm kein Leid geschehn, sondern die reichsten Schätze werden ihm zu Theil werden. Das Mädchen war lüstern darnach; es kam, allein der Anblick des furchtbaren Ungeheuers entnahm ihm allen Muth; es entfloh, und hörte im Fliehen noch die Worte: Ach! nun bin ich abermals für hundert Jahre gefangen! —

32.

— Die Wiederkehr des Frühlings wird in vielen Ländern als frohes Fest gefeiert; namentlich wird der erste Mai von den Kindern feierlich begangen; an den meisten Orten gehn sie mit Laub, Blumen und Bändern geschmückt in Dörfern und Städten umher und singen von Haus zu Haus ihre Lieder. Eines derselben, dessen stets wiederkehrender Schlußvers lautet: „So fahren wir von dem Maien in die Rosen,“ ist allgemein im Elsaß verbreitet, wird jedoch an verschiedenen Orten anders gesungen. Am meisten gefiel uns die Weise, die in Thann gesungen wird, und die wir nach der Mittheilung eines Thanner Freundes, Hrn. Fidélis, Prof. am Buchsweiler Collége, hier folgen lassen:

Maierösele kehr' di dreimol erum,
Loß di b'schaie 'rum und um!

Maierösele kumm, merr wänn in griene Wald hinein,
Merr wollen alle lustig sein!
So fahre mir vo Maie in die Rose!

Wenn ihr uns kä Eier wänn (wollt) gäh (geben),
So mueß der Marder d'Hiehner näh (nehmen).
So fahre u. s. w.

Wenn ihr uns kä Gäld wänn gäh,
So mueß der Schelm der Seckel näh.
So fahre u. s. w.

Wenn ihr uns kä Wie wänn gäh,
So mueß der Stock kä Driwel nieh gäh.
So fahre u. s. w.

Wenn ihr uns di Ehl welen gëb,
So muesi der Boim di Nuße meh gëb.
So fahre u. s. w.

Wenn ihr uns di Brod welen gëb,
So muesi der Ack'r di Frucht meh gëb.
So fahre u. s. w.

Maieröslele lehr' di dreimol erum,
Daß di b'schale 'rum und um!
So fahre u. s. w.

D'Männer trage hoche Hüet,
Se trage se ihre Wiwer z'lieb.
So fahre u. s. w.

D'Knawe trage Gilechtet,
Se trage se ihre Jungfre z'lieb.
So fahre u. s. w.

's Männele kab (kann) wohl Schiterle spalte,
's Fraele kab wohl Kiechele bache.
So fahre u. s. w.

's isch e gäbler (gelber) Fade um das Hus,
Der Herr ** spaziert dreimol bei uns druß.
So fahre u. s. w.

Mir habe gemacht
Dä (diesen) Kranz in einer Nacht.
So fahre u. s. w.

Maieröslele lehr' di dreimol erum,
Daß di b'schale 'rum und um!
So fahre mir vo Maie in die Rose.

33.

— Der ungeheure Riese, im Straßburger Münster, zwischen dem Missionskreuz und dem Uhrwerk, der die ganze Fensterhöhe einnimmt, ist der heilige Christophorus, einst ein blinder Heide, der an einem Fluß wohnte und die Wanderer auf seinem Rücken von einem Ufer zum andern trug; einst aber kam ein zartes Kind, unter dessen Gewicht der Starke zusammenbrach, denn es war das Christuskind; der Heide bekehrte sich und ließ sich taufen. Vor Zeiten gieng in Straßburg der Aberglauben, daß wer den heil. Christophorus ansehe, an jenem Tage nicht sterben werde, es komme auch was da wolle. Man soll sehr oft gefährliche Kranke ins Münster getragen haben, um ihnen so von Tag zu Tag das Leben zu fristen. Ob die Kur immer geholfen, weiß keine Chronik zu vermelden.

Neueste Literatur.

Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran von C. F. Gerock, Professor der Geschichte am Gymnasium zu Buchsweiler im Elsaß. Hamburg und Gotha, bei F. und A. Perthes, 1839. VI. 142 S. gr. 8.

Der fremde Druckort auf dem Titelblatt dieser Schrift gibt zu sehr betrübenden Folgerungen Anlaß; er beweist leider wieder wie wenig Antheil unsere Landsgenossen an den Erzeugnissen der Ihrigen nehmen. Dürrbachs Novellstein, in deutschen und französischen Blättern rühmlichst beurtheilt, mußte in der Schweiz gedruckt werden, da der inländische Buchhandel befürchtete keine hinreichende Subscribenten- oder Abnehmerzahl zur Deckung der Druckkosten herauszubringen. Gegenwärtiges Buch, das auf die allgemeinste Beachtung Anspruch machen kann, muß sich, um ähnlichem Unfall zu entgehen, nach Hamburg flüchten. Wir geben lieber 500 Mamer der und 100 Mal 5 Franken, um den Dessen eines Fremden, Unbekannten zu kaufen, und lassen Talent und Verdienst unter uns selbst verkümmern, oder ins Ausland flüchten. Reden wir uns nicht aus, geschehen wir wo's bei uns gebricht, wo's Noth thut! und rechnen wir's uns doch einmal zu Pflicht und Ehre, eine eigene selbstständige Literatur zu haben, und nicht immer als Vasallen in fremdem Lehen zu stehen! Die Völker sind überall wach und reden, weh' da dem Volke das schweigt! Wir sind darauf bedacht dem Handel und Gewerbe Bahn zu brechen, und scheuen keine Anstrengung, kein Opfer; warum soll dem Geiste der Wissenschaft, Literatur, Kunst und Poesie nicht auch einmal bei uns die würdige Bahn gebrochen werden? Sind wir denn noch nicht mündig dazu? Soll denn das Wort immer der Zahl, Phantasie und Gefühl immer und immer dem kalten berechnenden Verstand, dem trockenen hartherzigen Eigennutze weichen müssen? Soll denn auch uns des Dichters Rüge treffen?

So lang Tabak noch blüht und Saft der Gerste,
Wird zwar kein Stachel dein Gemüth durchdringen,
Bei diesen Waffen bist du fest der Erste.

Viel schwere Dinge lassen sich erringen
Durch die Beharrlichkeit; allein das Schwerste
Ist, ein Philisterherz in Glut zu bringen.

Nein, das sei fern! es bedarf nur des Spornes, nur der Verständigung, nur des Zusichselbstkommens und Erkennens! Der Edlen, die dies fühlen, sind, Gott sei Dank! im Elsaß

noch viele! Dazu wird, dazu darf es bei einem so kräftigen Volksstamme, wie der elsässischen, dem so reicher, edligen Mark fließt, nicht kommen!

Der gelehrte und bescheidene Verfasser obengenannter Schrift behandelt eine Zeitfrage. Die neueren Verhältnisse zum Morgenlande, und besonders der Besitz Frankreichs mit seiner jungen Kolonie auf der afrikanischen Nordküste, machen immer wachsende Verständigung und Austausch der Ideen zwischen christlich-europäischer und orientalischer Anschauung und Bildung durchaus nothwendig. Mit Recht bemerkt der Verfasser in seiner Vorrede: «Wir brauchen über die Mahommedaner nicht mehr das Anathema auszurufen, um zu beweisen, daß wir Christen sind, und dürfen die Bücher ihrer Weisheit und Religion in anderm Zwecke studiren, als um darin Irrthümer und Ketzereien zu entdecken.»

Von einer streng wissenschaftlichen Kritik des genannten Buches kann hier nicht die Rede sein, da eine solche nicht im Zwecke unseres Blattes liegt und wir zu einer solchen übrigens selbst einer genaueren Kenntniß der arabischen Sprache und der Quellen des Verfassers nöthig hätten, die uns Beide, aufrichtig gestanden, abgehen. Wir wollen uns daher, möge es der Leser mit uns, mit einer charakterisirenden Anzeige desselben begnügen.

Der Zweck des Verfassers ist eine gedrängte Darstellung dessen zu geben, was der Koran, das mahommedanische Religionsbuch, über die Geschichte und die Lehre Jesu aufgezeichnet hat. Da Mahommed wahrscheinlich mehr aus der zu seiner Zeit gehenden Tradition, als aus der Evangeliengeschichte selbst geschöpft hat, so sind seine Berichte natürlich höchst irrig und mangelhaft, etwa so wie wenn man dieselben, mit Uebergehung der authentischen Bücher des Neuen Testaments, nur aus den apokryphischen, verfälschten zusammenstellen würde. Daher Mahommed wohl des Irrthums, keineswegs aber des absichtlichen Betrugs kann bezüchtigt werden, von welcher Anklage der Verfasser ihn losgesprochen haben will. Nach den vorläufigen Erzählungen von Johannes, der Familie Jesu, der Geburt und Kindheit der Maria, entwickelt der Verfasser die Lebensgeschichte Jesu selbst und reiht dann an diesen historischen Theil den dogmatischen, der von der Person und der Lehre Jesu ins besondere handelt. Von der Person Jesu hatte Mahommed stets die größte Achtung, obgleich er ihn nicht Sohn Gottes nannte (denn er sagt: «Sie sagen: Allah hat einen Sohn gezeugt. Lob ihm! (das sei ferne!) Er ist der Selbstgenügende. Was im Himmel und auf Erden ist, das ist sein!») S. 61., so stellt er ihn doch als Knecht Allah's, als Propheten über alle andern Propheten und nur sich selbst nach. Hier die wichtigste Stelle: «Als Jsa ben Mariam (Jesus, Sohn der Maria) sprach: O ihr Kinder Israel! Ich bin Allah's Gesandter an euch, der die frühere Offenbarung der Thora bestätigen und die fröhliche Nachricht von einem Gesandten bringen soll, der nach mir kommen und Achmed (Mahommed) heißen wird; — und als er ihnen deutliche Beweise (seiner göttlichen Sendung) brachte, so sprachen sie: Das ist offenbare Zauberei!» S. 105. —

Als Anhang folgen dann (S. 113—130.) Urtheile des Koran über die Christen. Die christlichen Zeitgenossen Mahommeds so wie die jüdischen müssen sich strengen, wie wohl nicht lieblosen, Tadel von Seiten des Propheten gefallen lassen, werden aber weit über die Heiden gesetzt; namentlich wirft er den ersteren vor ihre heil. Schriften verfälscht und sich in so viele Sekten und Parteien getheilt zu haben. Obgleich Mahommed im Kriege schonungslosen Kampf gegen Andersgläubige anempfiehlt, so sagt er wieder: «Wenn aber ein Götzendiener Schutz bei dir sucht, so gewähre ihm denselben, damit er (in deinem Hause) das Wort Allah's höre; dann laß ihn in seine Heimath gelangen; sie sind ja doch ein unwissend Volk!» S. 211. Nicht verbietet euch Allah, gegen die, welche nicht der Religion wegen gegen euch gefochten, noch euch aus euern Häusern vertrieben haben, wohlthätig und gerecht zu seyn; Allah liebt vielmehr die, welche Gerechtigkeit üben. Blos gegen die untersagt euch Allah freundschaftliche Verbindung, welche der Religion wegen euch bekriegt oder aus euern Häusern vertrieben haben, oder zu eurer Vertreibung behülflich gewesen sind. Wer mit solchen in freundschaftlichem Verhältniß stehen wollte, der wäre ein Uebelthäter.» S. 122. — Hinsichtlich des Verkehrs mit Andersglaubenden gibt Mahommed bestimmte Vorschriften: «Wenn dein Herr gewollt hätte, so wären die Erdenbewohner alle sammt gläubig geworden. Willst du die Menschen zwingen, gläubig zu werden?»... Allah spricht: «Wir wissen wohl, was sie (die Ungläubigen) reden; aber gebrauche du keine Gewaltthätigkeit gegen sie.»... «Sage meinen Knechten, daß sie freundlicher Rede sich bedienen.» S. 124. — Es ist den Moslemen (Muselmännern, Gläubigen) erlaubt christliche oder jüdische Weiber zu nehmen, während die Ehe mit abgöttischen Weibern oft scharf untersagt wird. S. 125. — Schön ist die Ermahnung zur Toleranz und Güte im Streit mit fremden Religionslehrern: «Mit den Schriftbesitzern streitet nur mit liebreichen Ausdrücken, ausgenommen gegen die Schlechten unter ihnen. Sprecht: Wir glauben an das, was uns, und an das, was euch geoffenbart worden ist. Wir glauben Beide an Einen und denselben Gott» (wörtlich: unser und euer Allah sind Einer). S. 123 und 126. Gleiche Toleranz spricht die Vergleichung folgender zwei Stellen aus: «Allah gehört der Osten und der

Westen; wohin ihr euer Angesicht wenden möget, so findet euch Allah;« und: »Wenn nicht Allah einen Theil der Menschen durch die andern hinderte, so würden die Klöster und die Kirchen und die Synagogen und die Moscheen, in denen der Name Allah's gepriesen wird, bald umgerissen werden.« S. 129.

Aus den Beilagen (S. 131—142), welche Stellen aus spätern mahommetanischen Schriftstellern, besonders aus der Sonna enthalten, theilen wir noch folgende mit: »Mishcat-ul-Masabih, u. s. w., II, S. 630 spricht Mahommed: »Ich bin Jesu am nächsten, sowohl am Anfang als am Ende; denn es ist kein Prophet zwischen mir und Jesus; und am Ende der Zeit wird er mein Stellvertreter und mein Nachfolger sein. Die Propheten sind alle Brüder, indem sie einen Vater haben; aber ihre Mütter sind verschieden. Der Ursprung aller ihrer Religionen ist derselbe, und zwischen mir und Jesus ist kein anderer Prophet.« — Mishcat II, 630. »Jedes Kind Adams wird bei seiner Geburt von des Teufels Fingern in die Seite gestoßen, ausgenommen Jesus, Mariens Sohn.... Unter den Männern sind viele ausgenommen, unter den Weibern aber blos Maria, Imran's Tochter, Asiah, Pharaos Gattin und Aischa« (Mahommeds Gattin). Die gewöhnliche Tradition gibt indeß, statt letzterer, Mahommed's erste Gattin Chadidscha und seine Tochter Fatime, Ali's Gattin, an. S. 132. — Interessant ist (Mishcat II, 614.) die Anpassung des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberg an die mahommetanische Denkweise: »Euer Verhältniß (o Moslemen) zu den Juden und Christen ist gleich einem Manne, der Arbeiter besteht. Wer will, spricht er, einen halben Tag für mich um einen Groschen arbeiten« — Dies thun die Juden, das heißt sie haben lange Zeit um geringen Lohn gearbeitet. — Darauf spricht der Mann: Wer will vom Mittag bis zum Abendgebet um einen Groschen arbeiten? — Solchen Arbeitern gleichen die Christen in ihren Werken. — Nachdem spricht abermals der Mann: Wer will vom Mittaggebet bis zum Sonnenuntergang für mich arbeiten? — Wisset, ihr seyd solche Arbeiter; und wisset, daß euch ein doppelter Lohn erwartet, einmal dafür, daß ihr euern Propheten als einen Boten der Wahrheit anerkannt habt, und das andere Mal für die Anerkennung aller frühern Propheten. — Da werden aber die Juden und Christen unwillig und sprechen: Wir haben am meisten gearbeitet und am wenigsten Lohn erhalten! Warum dies? — Gott antwortet: Hab' ich euch irgendwie in euerm Rechte beeinträchtigt? — Nein, erwiedern sie. — Da spricht Gott: In Wahrheit, diese Zugabe von Belohnung kommt von meiner Gnade und meiner Gütigkeit. Ich gebe wem ich will und wem ich will.«

Wir schließen, wie die Schrift selbst, mit:

Mahommeds Brief an den griechischen Kaiser Heraklius, um ihn einzuladen, sich zum Islam zu bekennen. (Mishcat, II, p. 230.)

»Im Namen Allah's, des Allbarmherzigen, Erbarmenden.

»Brief von Mahommed, dem vorzüglichen Diener und Boten Allah's, an Harkal, Regenten von Rum.

»Heil einem Jeden, der den rechten Weg wandelt! Nebst dem sage ich: In Wahrheit, ich rufe dich zum Islam; bekenne dich zum Islam, damit du dich retten mögest von dem Elend der Welt und den Strafen der Ewigkeit. Bekenne dich zum Islam, so wird Allah zweifach dich belohnen. Verschmähst du aber, dich zum Islam zu bekehren, so kommen die Sünden deiner Unterthanen und Mitgenossen über dich. O Schriftbesitzer, wendet euch zu einer Religion, die für uns Beide gleich gut ist; und diese Religion besteht darin, Allah allein zu verehren, ihm nichts an die Seite zu setzen und neben ihm keine andern Götter anzuerkennen. Weigern sich aber die Schriftbesitzer, so sprecht, ihr Moslemen: O ihr Schriftbesitzer, bezeugt, daß wir Moslemen sind, und daß unsere Religion der Islam (die Ergebung an Gott) ist.«

»Nach Mishcat, B. XXIV, Kap. VI hatte Heraklius mit dem Gesandten Mahommed's eine lange Unterredung, der zufolge er die Wahrheit des Islam erkannte und erklärte, die Umstände allein hinderten ihn, sich öffentlich zu diesem Glauben zu bekennen.«

Diese gedrängte Darstellung des Ganges und Inhaltes unserer Schrift reiche hin, unsere Leser auf die Wichtigkeit und Trefflichkeit derselben aufmerksam zu machen. Wir wünschen dem wackern Verfasser Glück dazu! Möge er einst im Vaterlande selbst die seinem Wissen und Streben angemessene Stellung erhalten, und nicht einst, wie sein Buch, dieselbe im Auslande suchen müssen!

August Stöber.

Kleine Chronik.

— Unser unermüdlicher Gelehrte, Hr. Prof. A. W. Strobel, kündigt eine neue Ausgabe von des Straßburger Stadtschreibers Sebastian Brant's Narrenschiff, nebst dessen Freiheitstafel, mit Anmerkungen an.*) Der launige Poet hat tüchtig gerüttelt an den Schellenkappen der Narren seiner Zeit; das Geschlecht ist jedoch noch nicht ausgestorben, und Mancher kann in diesem Spiegel die seinige auf dem Kopfe erblicken. Bekanntlich fand Geiler von Kaisersberg dies Spottgedicht so

*) Auch diese Schrift erscheint im Auslande (Quedlinburg), bei Basse.

predigte, daß er dasselbe zum Texte von 111 Predigten wählte, die er im Münster, unter allgemeinem Beifall hielt.

— Zu erwarten stehn neue Gedichtsammlungen von Hartmann, Meiler, Hornig und Adolf Stöber. Ueber das Elsässische Sagenbuch, herausgegeben von August Stöber, werden wir in der nächsten Nummer der Erwinia näher berichten.

— Ueber die französische Zeitung, le Capitole, sagt der «Telegraph» Folgendes: Um zu beweisen, wie Herr Durand in Paris es möglich macht, russische Tendenzen mit bonapartisch-republikanischen zu vereinigen, muß man wissen, daß Herr Durand großes Schauspielertalent besitzt und auf Privattheatern in Frankfurt Rollen wie Tartüffe mit Glück spielte.

— Von Julius Mosen ist ein neues Trauerspiel, Kaiser Otto III, mit rauschendem Beifall auf der Dresdner Hofbühne gegeben worden. (Deutsche Volkshalle.)

— Wir erhalten nun für nächstes Jahr, statt keines, drei deutsche Musenalmanache: Das deutsche Odeon, von Hub und Schnezler; einen neuen Berliner Musenalmanach von Gubitz, und die Fortsetzung desjenigen von Chamisso und Schwab, den Rückert redigiren soll.

— Von Leopold Schefer's «Laienbrevier» ist die dritte Auflage erschienen.

— Von der bekannten Dichterin Ida, Gräfin Hahn-Hahn, ist nun auch ein Roman: «Der Rechte», erschienen.

— Der Berliner Buchhändler A. Duncker hat für nöthig gefunden Göthe's lateinische «Abhandlung über die Flöhe» (de pulicibus), in Text und Uebersetzung neu herauszugeben. Da dieselbe sonst wenig bekannt ist, setzen wir, für den Liebhaber, den ganzen ächten Titel her, den die Anzeige nicht gibt: Dissertatio juridica, de eo, quod justum est circa spiritus familiares feminarum, hoc est pulices: quaestionibus theoretico-practicis variisque adornata, variis variorum dicasteriorum praejudiciis aucta, rationibus tam dubitandi, quam decidendi amplificata, facultatum celeberrimarum responsis solidissimis firmata, et ex principiis tam juridicis, quam moralibus deprompta. Omnibus doctoribus, judicibus, causarum patronis, studiosis aliisque in foro, scholis ac gynaeceo versantibus perutilis ac necessaria. Francof. 1708. 4.

— Der Telegraph enthält kleine ungedruckte Aufsätze von L. Börne.

— A. Spindler's Taschenbuch: «Vergißmeinnicht» für 1840 enthält unter anderm: «Stöckelburgers Reise nach London», welche zum Theil in Straßburg spielt, in dem Hause eines ehrlichen, spießbürgerlichen Specereikrämers im Brand ein End.

— Agnese Schebest ist nun wieder aus Italien zurück, und in Nürnberg eingetroffen.

— Ein Enkel des großen Dichters, Walter von Göthe, hat kürzlich eine kleine Oper: Anselm Lancia, componirt, die in Weimar Beifall gefunden hat.

— Die in Constanz erscheinende: «Deutsche Volkshalle» zeichnet sich durch die männliche Ruhe, Umsicht und Mäßigkeit ihrer politischen Gesinnungen; vernunftgemäßer Freiheitssinn blickt allenthalben durch, und spricht so laut, als es mit den deutschen Preßgesetzen sich verträgt. Der kritische und literarische Theil ist gleich gut, mit Kenntniß der Fragen, Kraft und ohne Schulgeschmack abgefaßt, was besonders lobenswerth ist.

— Die Reise durch den Mond von A. Weill, von der «Erwinia» dieses Jahr Proben mitgetheilt, ist bei G. L. Schuler in Straßburg erschienen; ihr voran geht eine französische, drei Bogen starke Vorrede: La jeune Allemagne et la jeune France.

Miscelle.

In dem dieses Jahr erschienenen Handbuche: «Das Land Tyrol, mit einem Anhange: Vorarlberg» (drei Bände, Innsbruck, bei Wagner), lesen wir folgendes Curiosum: «In Villau stand im vorigen Jahrhundert ein Bauer als Stifter einer neuen Religion auf. Statt der katholischen Ohrenbeichte führte er die Windmühlenbeichte ein. Seine Anhänger beichteten nämlich in's Aufschüttloch der Windmühle, er selbst trieb die klappernde Mühle aus aller Kraft, und [illegible] der gebüßte Frevel richtig in die Lüfte. Es gelang ihm im Stillen mehrere Weibsbilder zu bethören, doch die Behörden machten dem Unfug bald ein Ende.»

Zweisylbige Charaden.

Ein Städtchen der Schweiz, ein Mineral,
Geben zumal
Was der Fischer aus dunkler Meeresnacht
Gierig blinkend an's Ufer gebracht. —r.

1.

Dem red' ich so an, und wer mir vertraut
Den grüß' ich mit dem traulichen Laut.

2.

In Schmerz, in Freud', in Stammes Schooß
Schlüpft hervor der runde Gesell'.

Das Ganze.

Zwei Stimmen zumal gehn ab und auf
Sich folgend in harmonischem Lauf,
Und steigt die eine auch noch so hoch,
Tief unten grüßt sie die andere doch. —r.

Auflösung der Charade in No. 40: Stammbaum.

Berichtigung. — Seite 355, erster Spalte, Zeile 12 von oben, soll es heißen: Im Jahre 1260, statt 1240.

August Stöber, Redacteur.

Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Erwinia.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 42.

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

1. Zur Abendzeit.

Hat der Tag sich schön gezeigt,
Klangen frohe Lieder,
Siehst, auch der Abend neigt
Klar sich zu uns nieder.

Tagewerk und Tageslast
Sind dahin gegangen;
Doch es regt sich in der Brust
Noch ein froh Verlangen.

Manches Vöglein singt noch hell,
Schweigen schon die andern,
Und es hält der munt're Quell
Noch nicht ein im Wandern.

Eignes Leben bricht jetzt an:
Stilles Nachempfinden;
Noch kann man auf stiller Bahn
Manches Blümchen finden.

Hat man Etwas nur erlangt,
Das die Seele freuet,
Wenn der Abendhimmel prangt,
Wie mit Gold bestreuet;

Wenn man es so heimlich hat,
Wenn schweigt alles Toben;
In der Stille können wir
Gott, den Vater, loben.

Er zeigt sich uns hier und dort,
Kund wird uns sein Segen,
Und manch lieber Sternenmund
Winkt uns entgegen.

2. Das kranke Herz.

Aus Blüten brach' ich Blättchen
Und legte sie in's Land.
Ich wollte sie behüten,
Umsonst, die Schönheit schwand!

Sie liegen welk am Boden,
Ich seh' sie schweigend an.
Ach, sie sind bei den Todten,
Die mir einst wohl gethan!

Was wandern und was klagen!
Es war voraus zu sehn.
Sie muß in Lebenstagen
So Herzen oft geschehn.

Sie schwanden in der Ferne,
Gesehen hier nimmermehr.
Wie kalt auf unserm Sterne!
Wie klagen sie so sehr!

Hab' solch ein Herz gefunden,
Ihm fehlte Sonnenschein,
Es konnte nicht gesunden,
Verging in seiner Pein.

Frankfurt a. M.

Marie,

Episode aus einer Schweizerreise.

Nach den Mittheilungen eines Freundes.

Ich durchstreifte im Sommer 1820 diese herrliche Alpenwelt, über welche die Natur das ganze Füllhorn der lieblichsten und schauerlichsten Reize ausgestreut hat, und wohin mich alljährlich, wenn es nur immer die Verhältnisse gestatteten, unwiderstehliche Sehnsucht zurückführte. Dort schwelgte meine Phantasie, die kleinlichen Interessen der Gegenwart vergessend, in den glänzenden Zeiten siegreicher Freiheitskämpfe, um deren Ruhm die Schweiz von allen Völkern beneidet und bewundert wird; dort schwellten die Namen Tell und Winkelried mein Herz mit heiliger Begeisterung, und je weiter sich heutzutage die reinen Tugenden und patriarchalischen Sitten des Volkes, von modernem Luxus und Spekulationsgeiste verdrängt, aus den Städten und von Fremden besuchteren Gegenden in die einsamsten, abgelegensten Alpenthäler geflüchtet haben, um so größeres Bedürfniß war es mir geworden, die Unschuld und Jungfräulichkeit der Natur und ihrer Bewohner in ihren heimlichsten Asylen wieder aufzusuchen. Lebhafter als je fühlte ich in dieser großartigen Umgebung den Trieb, Gutes zu thun und mit Rath und That das Elend der Menschen zu lindern, dem ich so häufig begegnete. Aber ach! es gibt Wunden, welche der Kunst aller Seelenärzte spotten, und die weder Gold noch Rang zu heilen vermag, Wunden, die nicht eher aufhören zu bluten, als bis die kühle Grabeserde sie bedeckt!

Eines Tages, als ich, nur von meinem Diener begleitet, von Thun eine mehrstündige Fußwanderung zurückgelegt hatte, überraschte uns die Nacht in einer noch ziemlichen Entfernung vom Städtchen, am Ufer des See's. Wir befanden uns auf einem seiner reizendsten Punkte. Hoch über alle Berge hervor strahlte die Jungfrau mit ihrer Krone von ewigem Eis; auf ihren bleichen Wangen flammte der Scheidekuß der längst versunkenen Himmelskönigin, während Gebirg und Thal ringsum bereits im tiefen Dunkel lag. Da stieg plötzlich der Mond hinter den Gletschern empor und goß sein zitterndes Licht über die leise plätschernden Wellen. Ich schwamm in demselben Entzücken, in das mich ein so liebliches Schauspiel in meiner schwärmerischen Jugendzeit zu versetzen pflegte; ich fühlte mit innigster Dankbarkeit zum Schöpfer dieser Zauberbühne, daß keine Jahre, kein Alter vermögend sein werden, mein Herz für die Schönheiten der Natur abzustumpfen, und daß im Gegentheil die Wollust in deren Genusse nur um so reiner und höher in mir steige, je mehr die Blüthenträume der Jugend und der leichte Schaum irdischer Freuden hinter mir verfliegen.

Während ich mich diesen magischen Eindrücken überließ, machte mich mein Diener auf einen jungen Mann aufmerksam, der, hart am Ufer stehend, seinen Blick unbeweglich auf die Fluthen heftete. Plötzlich schlug er sich mit der Gebärde der Verzweiflung die Hände vor die Stirne. Ich näherte mich ihm; er bebte bei meinem Anblick zusammen, wie von heftigem Fieberfroste geschüttelt und machte eine Bewegung als ob er fliehen wollte — doch blieb er stehen, indem er uns mit wilden mißtrauischen Augen betrachtete, und wie von unsichtbarer Gewalt an diese Stelle gebannt schien. Allmählig nahm seine Miene einen ruhigern Ausdruck an, ich trete näher, er richtet sein Haupt empor, er streicht sich die wirren Haare von der Stirne — und, Gott! wen muß ich erkennen! Es ist Leopold von B.... der Gespiele meiner Knabenzeit, mein innigster Jugendfreund, von dessen Schicksalen weder ich noch seine Familie, aus der er sich heimlich entfernt hatte, schon seit einem Jahre Kunde erhalten hatten. Leopold! — rief ich aus — bist Du's, den ich so hier finden muß! Hat der Kelch des Unglücks so sehr deine Seele zerrüttet, daß Du deinen besten Freund nicht wieder zu erkennen vermagst? — Leopold? gab er mit hohler Stimme zurück. — Jener Leopold ist nicht mehr; es ist sein Schatten, den Du hier siehst, und der noch hier umherirrt, eine ungeheure Schuld abzubüßen! — Bei diesen Worten gerieth er wieder in die heftigste Bewegung, sein ehedem so blühendes Gesicht, jetzt blaß und entstellt, verzerrte sich im Mondlichte auf schauerliche Weise. Wer Du auch sein magst — schrie er nun — hebe Dich hinweg von dieser Stelle! Fort von hier, wenn du noch einigen Werth auf das Leben legst; die Luft, die Du hier athmest, ist ein feines

Gift! Die Erde, die dein Fuß hier betritt, wimmelt von giftigen Würmern und Insekten! Ja, einst, einst war es ganz anders! Damals wandelte sie mit mir auf diesem Gestade, Millionen Rosen hauchten hier ihre würzigsten Düfte; aber mit ihr, die die schönste von allen Blumen war, ist Alles verschwunden und für immer dahin! Jetzt aber wohnt sie dort — fuhr er fort, indem er nach dem Himmel wies — und hier — indem er die Hand auf sein Herz legte — und dort — indem er auf den See deutete. Doch wenn der Tag seinen traurigen Gang für mich elendes Wesen vollendet hat, dann erscheint sie mir in Gestalt eines funkelnden Sternes in Himmel und Fluth, und in seinem Glanze beginnt mein tödtlich erstarrtes Blut wieder zu rollen, dann hör' ich auf ein Schatten zu sein, dann finde ich sie hier an diesem Platze wieder, dann richtet sie wieder auf mich den Blick voll himmlischer Güte — aber sie verläßt mich gleich wieder, sie sagt nur leise: »Lebe wohl!« Dann scheint sie zu verschweben im Gewässer, die Wogen erheben sich, sie werfen einen silbernen Schleier um die theure Gestalt, und mir ist, als murmelten sie flucheud meinen Namen. O dann — Er vermochte nicht weiter zu sprechen, sein ganzer Körper zuckte krampfhaft zusammen, leblos sank er in meine Arme. Mit Hilfe des Bedienten schleppte ich ihn in ein nahes Pächterhaus, wo wir eine Aufnahme fanden, wie wir sie nicht anders von den gastfreundlichen Bewohnern dieser Gegend erwarten konnten. Die gutherzige Hausfrau machte in aller Eile ein Bett zurecht, während ihr Gatte sogleich ein Pferd sattelte und nach Thun sprengte, den besten Arzt herbeizuholen. Noch vor seiner Zurückkunft war es jedoch unserer vereinten Bemühung gelungen, Leopolden wieder in's Leben zurückzurufen — er erkannte mich sobald er die Augen aufschlug — es war nichts Starres oder Irres mehr in seinem Blicke, er sprach langsam aber deutlich meinen Namen aus, dann ergriff er meine Hand und drückte sie fest auf sein Herz — endlich brach sich sein Schmerz Bahn und löste sich an meiner Brust in einen wohlthätigen Thränenstrom auf; bald ward er des vollen Gebrauchs seines Verstandes wieder mächtig. In der Nacht aber überfiel ihn ein hitziges Fieber, trotz der schleunigen Vorsorge des herbeigerufenen Arztes; acht Tage lang schwebte der Arme zwischen Leben und Tod; endlich siegte seine Jugendkraft, unterstützt von unserer unermüdlichen Pflege und dem trefflichen Beistande des Doktors, der ihn bald so weit herstellte, daß wir ihn nach Thun bringen konnten. Je sichtlichere Fortschritte aber seine äußerliche Genesung machte, desto mehr blieb er in sich gekehrt und beharrte in eisernem Schweigen über die Ursache seiner Leiden. Lange bot ich vergebens alle Mittel auf, um in seinem Herzen wieder jenes alte Zutrauen zu mir zu wecken, mit welchem er mir immer sein geheimstes Innere zu enthüllen pflegte. — Leopold, — sprach ich zu ihm — bin ich Dir denn nichts mehr? Darf ich meine verjährten Rechte auf deine Freundschaft nicht mehr geltend machen? — Eine lange Stille folgte dieser Frage, plötzlich riß er meine Hand an sich, drückte sie fest in seine beiden, und erwiederte: Mündlich sagen kann ich Dir es nicht, was ich gelitten habe — aber morgen, ja morgen will ich Dir es schreiben — laß mich für heute noch allein! — Wirklich erhielt ich Tags darauf folgende Zeilen:

»Du weißt, Eduard, was ich ausgestanden habe, seitdem einseitige Rücksichten auf glänzendes Vermögen und hohen Rang die Eltern meiner Marie bestimmten, die süßen Bande, womit unsere Herzen in der ersten Liebe vereint waren, aufzulösen und die Hand der sich voll Ergebung in ihren Willen opfernden Tochter, meinem reichern und höhergestellten Nebenbuhler zu vergeben. Diese Verbindung machte Marien so unglücklich wie mich; doch als Gattin und Mutter war sie für mich der Gegenstand, nicht mehr einer gewöhnlichen Liebe, sondern einer heiligen Verehrung geworden. Erst achtzehn Jahre alt, mit einem fünfzigjährigen Manne vermählt, den sie kaum dem Namen nach kannte, wie konnte sie sich durch den Ueberfluß, Glanz und Luxus, den ihr neuer Wirkungskreis ihr bot, für all' die Opfer entschädigt fühlen, die man ihrer Jugend und Neigung aufgelegt hatte? —

»Zwei Jahre waren seit dieser Heirath verflossen, als Marie erkrankte; dem Rathe des Arztes zufolge, sollte sie das feuchte verderbliche Clima von Copenhagen mit einer mildern südlichen Luft vertauschen; vergebens suchte man ihren Gatten, den Grafen R..... zu überreden, sie nach Florenz zu einer Tante zu bringen, die einst die Stelle der früh verstorbenen Mutter bei ihr vertreten hatte; aber der gleichgiltige und despotische Gatte willigte nicht eher ein, als bis ihm eines Abends bei Hofe seine Halsstarrigkeit einen strengen Verweis von Seiten des Königs selbst, dieses Musters eines zärtlichen Gatten und Vaters, zuzog. — Zwei Monate darauf schon erblickte Marie jenes schöne Florenz wieder, das ihre Wiege war. Unter diesem immer blauen Himmel, in diesen paradiesischen Gefilden sog sie wieder neue Lebenskraft ein, und oft sagte sie zu ihrer Tante: »Ach! wenn mein Söhnchen jetzt bei mir wäre, ich müßte für die Fülle meines Glücks zittern, denn es wäre zu groß für diese Welt!« —

»Was soll ich Dir von mir sagen, geliebter Eduard? Heimlich war ich ihr nach Florenz gefolgt, unter den Augen ihrer Tante durfte ich sie täglich sehen, sprechen, und im Stillen anbeten. Ein neuer Zauberglanz wob sich wieder um mein

verödetes Dasein; ich liebte sie mit jener geläuterten Liebe, mit jenem Enthusiasmus, den nur die Schönheit im Bunde mit makelloser Tugend einflößen kann; im Innersten meiner Seele nur war Marie meine Geliebte, meine Schwester, meine Gattin, ich hätte gewünscht, daß es in der Welt noch süßere Namen gäbe, um die Theure damit schmücken zu können. Aber ach! ein solches Glück konnte nicht von Dauer sein! Die gute Tante starb, Marie hatte ihre Gesundheit wieder erlangt, ihr Kind, ihre häuslichen Pflichten riefen sie wieder nach dem Norden zurück; mein Flehen hätte doch nicht vermocht sie zurückzuhalten und zu dem achtete ich sie zu hoch, um nur mehr als einen Versuch zu machen; ich bat sie nur um die Erlaubniß, sie bis in die Schweiz zurückbegleiten zu dürfen, wo sie noch einige der schönsten Gegenden zu sehen wünschte, bevor sie für immer vom Süden Abschied nähme. Sie gewährte mir diese Bitte. Schmerzlich war das Lebewohl, das sie der blühenden Heimat brachte; mit schwerem Herzen, ohne Hoffnung sie wieder zu sehen, trennte sie sich von ihr! Nach zehn Tagen erreichten wir Thun, wo wir eine Zeitlang rasten und etliche Ausflüge in die Nachbarschaft unternehmen wollten.

»An einem der köstlichsten Abende saßen wir im Garten unseres Gasthofes, auf einer Bank hart am Ufer des See's, versunken in Bewunderung des prachtvollen Bildes, das vor uns aufgerollt war, und worauf die Hand des Allmächtigen für jedes fühlende Wesen in so deutlichen Zügen die Verheißung eines höhern Lebens geschrieben. — Millionen Sterne spiegelten sich in der friedlich schlummernden Fluth. Ohne Worte für dieses unbeschreibliche Gefühl, saßen wir lange stumm nebeneinander. Marie schien mir eine Heilige, welche der ganzen Natur höhere Reize verlieh, die tiefblaue Kuppel des Himmels, Gestade, Wälder und Gebirg umher schienen mir nur ein Rahmen, ein Grund, zur Einfassung und Hebung ihres Bildes bestimmt. In diesem feierlichen Augenblicke rang sich ein tiefer Seufzer aus ihrem Busen empor und riß zugleich auch die Schranken nieder, womit ich meine so lang zurückgedrängte Leidenschaft verbaut hatte. — Marie, Marie! — rief ich aus — gedenke der Zeit unserer ersten Liebe! O wenn nur noch ein Funke derselben in deinem Herzen glimmt, so habe Mitleid mit mir, der ich ohne dich der elendeste der Menschen wäre. Marie, sei mein! Ich umschlang sie, Welt und Alles vergessend, ich bedeckte ihr Antlitz mit unzähligen Küssen, bewußtlos war sie in meine Arme gesunken — — Schluchzend reißt sie sich los und flieht, ungestüm wehrt sie mit beiden Händen mich ab, der ich ihr folgen will und »Vergebung, Vergebung« nachrufe. Betäubt stürze ich auf die Bank zurück; die Morgendämmerung weckt mich aus den entsetzlichsten Träumen. Im Gasthof sagt mir Mariens Kammerjungfer, ihre Gebieterin müsse sich gestern Abends erkältet haben, sie sei von einem heftigen Fieberanfall ergriffen. — Mittags erhielt ich folgende Zeilen, von Marie mit zitternder kaum lesbarer Hand geschrieben:

»»Leopold! wir müssen uns trennen — doch nicht für immer — es gibt keine ewige Trennung — Du hast meine volle Vergebung! Aber deine Freundin, deine Schwester beschwört Dich, bei Allem was Dir heilig ist, keine Schritte zu thun, um den übrigen weiter nachzuforschen. Ich stehe vielleicht an der Schwelle des Todes, meine Reise wird bald ihr Ziel finden. Sei der Freund, der Führer meines Sohnes, wenn er einst seinen Vater verliert, und schütze ihn, wenn er das verhängnißvolle Jünglingsalter erreicht hat, vor den Gefahren, die Du für Dich selbst nicht zu vermeiden im Stande warst. Lebewohl — verzage nicht, — noch ist nicht alle Hoffnung dahin, der Arzt — ««

»Die letzten Worte waren nicht mehr lesbar; sie schienen in großen Thränentropfen verschwommen zu sein. Ich wollte nach Mariens Gemache stürzen, an der Treppe begegnete mir der Arzt, der eben von der Kranken kam. Er legte den Finger auf den Mund, nahm mich beim Arme und führte mich hinunter in den Garten. Es war derselbe Mann, dem ich kürzlich, nebst Dir, mein Leben verdankte. — Sie sind wahrscheinlich der Gatte der Kranken? — sprach er — Ich blieb stumm. Sie dürfen jetzt nicht hinein, sie liegt im heftigsten Fieber, die geringste Aufregung könnte tödtlich auf sie wirken — heute Nacht muß es sich entscheiden — die vollkommenste Ruhe ist ihr unerläßlich, hüten Sie sich, vor morgen sie zu besuchen, ich werde Ihnen bei Zeiten wieder Nachricht bringen! — Stelle Dir meine Verzweiflung vor, Eduard!

»Als ich Nachts in mein Zimmer gieng, führte mich mein Weg durch einen Vorsaal an ihrem Schlafgemache vorbei. Mit Befremden sah ich vor der Thüre desselben zwei Koffer gepackt, einer mit der Adresse an ihren Gatten in Copenhagen, der andere an ihren Sohn in Altona, wo er sich in einem Erziehungsinstitute befand. An allen Gliedern bebend lausche ich am Schlüsselloche — kein Laut, keine Bewegung vernehmbar. Doch wage ich nicht, zu öffnen — das Verbot des Arztes hielt mich zurück — ich frage den Kellner, er antwortet, die gnädige Frau sei nach der Versicherung des Doktors etwas besser geworden und schliefe jetzt fest, ihre Kammerjungfer wache neben ihr. In der schrecklichsten Unruhe werfe ich mich auf's Lager und seufze den Morgen heran; ein Gewitter hatte sich in der Nacht entladen, die Sonne stieg eben herrlich empor; ich eile hinab, die Koffer in dem Vorsaale sind noch da,

das Schlafzimmer Mariens aber steht offen und — leer! Auf ihrem Tische lag eine Summe Geldes für den Gastwirth, gewiß doppelt so viel als seine Rechnung betragen konnte, nebst einem Billet an ihn mit der Bitte, die beiden Koffer an ihre Adresse zu befördern.

»Drunten im Hof ist ein großes Getümmel; eine Menge Leute laufen zusammen, verwirrt springen Wirth und Dienerschaft hin und her. Voll schrecklicher Ahnung dränge ich mich durch, und — allmächtiger Gott! was muß ich erblicken! Mitten im Kreise steht ein Fischer, er hält einen Schleier in der Hand, den eben die Wogen an's Land gespült hatten, es ist — der Schleier Mariens!

»Eduard, begreifst Du jetzt mein namenloses Unglück? — «

— Nach Lesung dieses traurigen Briefes suchte ich Leopolden auf, und drückte ihn an mein Herz, das alle seine Leiden theilte, obwohl es anfangs keine Worte fand, sie zu lindern. Noch denselben Tag sprach ich mit dem Arzte, dem die ganze Geschichte bisher ein Räthsel geblieben war. Nach seiner Aussage war damals die Kranke bei seinem letzten Besuch, den er ihr noch spät Abends machte, viel besser und ruhiger geworden, und habe nur noch zuweilen etwas phantasirt, ihre Kammerjungfer habe neben ihr auf dem Sopha gewacht. Letztere war und blieb verschwunden. Alle seine und des Wirths Bemühungen, Licht in die Sache zu bringen, seien bisher fruchtlos gewesen, er glaube daher, die Gräfin habe sich Nachts im Delirium des Fiebers, von der vom Schlaf überwältigten Kammerjungfer fortgeflohen und in den See gestürzt — aber dann würde ja das Mädchen gleich Lärm gemacht haben — oder Beide seien, vom Dunkel der Nacht begünstigt und von einem vertrauten Fährmann abgeholt, heimlich zu Schiff abgereist, wobei der Schleier durch Zufall oder vielleicht absichtlich verloren gegangen sei. Der Wirth sagte mir, er habe sogleich die beiden Koffer abgesandt und einen eigenen Brief an den Grafen in Copenhagen beigefügt, worin er ihm Alles gemeldet; er habe aber bisher keine Antwort erhalten. Ein gleiches Loos hatten einige von mir an denselben geschriebene Briefe, außer meinem Ersten kamen die übrigen unerbrochen und mit der Bemerkung »refusée« zurück.

Indessen suchte ich Leopolden so gut als möglich den Glauben auszureden, daß Marie ihren Tod in den Fluthen gefunden habe, und wirklich gelang es mir, ihn durch das Versprechen, selbst nach Copenhagen zu reisen und Nachrichten einzuziehen, einigermaßen zu beruhigen und einen Schimmer von Hoffnung in ihm anzufachen, so daß er sich einstmals selbst gegen mich äußerte: »Wäre Marie im See umgekommen, so würden mir ja mitleidige Wogen wenigstens ihre Leiche zurückgebracht haben, und wenn die Erde sie noch besitzt, so werde ich wohl eines Tages ihren Aufenthalt auch ausfindig machen können, sei es nun ein Kloster, worin sie sich vielleicht verborgen hat, oder das Grab, wo sie ruht.«

Aber der Keim des Todes hatte schon zu tief in meinem unglücklichen Freunde Wurzel geschlagen, und erstickte während seiner Entfaltung die kaum aufsprossende Blume der Hoffnung. Ich führte ihn nach Florenz zurück, jedoch weder die Kunst der Aerzte, noch die balsamische Luft vermochten das schleichende Fieber aufzuhalten, das an seinem Leben zehrte. Eines Abends ließ er mich an sein Lager rufen und sprach: »Ich weiß nun gewiß, wo Marie weilt — Du brauchst deßhalb nicht nach Copenhagen zu reisen — so eben war sie da, und hat mir ihren nassen Schleier zugeworfen.« — (Wirklich hielt er auch jenen an's Ufer geschwemmten Schleier Mariens, den er seither als heiligste Reliquie aufbewahrt, jetzt feucht von seinen Thränen, an sein Herz gedrückt. —) »Das Wasser des See's rann ihr von den Locken, um welche sich bleiche Lilien schlangen — sie deutete nach dem Himmel, dann winkte sie mir und verschwand. Lebe wohl, Eduard, nimm Dich statt meiner ihres vielleicht ganz verwaisten Knaben an — Lebe wohl, ich muß ihr folgen!«

Eine Stunde darauf war er nicht mehr. Mit dem Rufe: Marie! ich komme! verschied er in meinen Armen. Nach einigen Wochen erfuhr ich in Copenhagen, der Graf sei gleich nach Mariens Ankunft zu Thun mit seinem Sohne nach Amerika gereist, habe gegen Jedermann aber ein unverbrüchliches Schweigen über alle Verhältnisse bewahrt.

Seit mehreren Jahren führen mich meine Reisen nicht mehr nach der Schweiz; die Leiden meines armen Freundes lasten noch zu schwer auf meinem Herzen. Einst selbst unglücklich in meiner Jugend, schwebte ich lang in dem Wahne, zwischen jenen Firnen, See'n und Wasserfällen ließen sich die glühenden Leidenschaften eines unruhigen Herzens am leichtesten kühlen und stillen, aber ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß nur die Religion, aber ohne sie keine Gegend auf Erden diese Wunderkraft besitze.

August Palmer.

Erinnerung an Pyrmont.

Selbfünfte giengen wir mit gleichem Schritte
Den Weg hinan und dann den Weg hernieder,
Der Estrich scholl vom hellen Takt der Tritte
Und tönte fern mit leisem Echo wieder.

Und Abend war's und Alles gieng zur Ruhe,
Auf Berg und Feldern lagerten die Schatten,
Doch fielen Lichter von der Himmelstruhe
Und schimmerten auf Blätterwerk und Matten.

Zu beiden Seiten standen hohe Linden,
Die hin und wieder mit den Blättern flattern,
Und, während sie sich fassen und verbinden,
Auch uns umschränken mit der Zweige Gattern.

Leuchtkugeln hiengen in den Lindenkronen
Und hauchten Strahlen aus den tiefen, dunkeln
Blattzellen, gleichwie goldene Zitronen
Im dunkeln Laub der Myrtenbäume funkeln.

Still! Alles still! wo ist das Lustgeschmetter
Der lieben Vöglein in des Lenzes Tagen,
Die aus der Zitadelle ihrer Blätter
Die Schlacht der Lieder mit den Zungen schlagen?

Still! Alles still! wo sind die lauten Wogen
Des Menschenstroms? o laß sie ruhn, sie schlafen,
Das liebe Vöglein ist zu Nest geflogen
Und ruhet aus und träumet süß im Hafen.

Selbfünfte giengen wir mit gleichem Schritte
Den Weg hinan und dann den Weg hernieder,
Der Estrich scholl vom hellen Takt der Tritte
Und tönte fern mit leisem Echo wieder.

Wenn Einer aus der Ferne da gelauschet
Und leise hätte aufgethan sein Fenster,
Der hätte wohl ob dem, was da gerauschet,
Geglaubt, es wären Geister und Gespenster.

O nein! o nein! es waren helle Blicke,
Am Morgenroth des Herzens schön entbronnen,
Ihr Augen, scheucht die Finsterniß zurücke!
Und in die Nächte blitzt mit euern Sonnen!

O nein! o nein! es waren süße Lippen,
Die von dem Schwall des Herzens überfließen,
Und nun hernieder über Perlenklippen
Den Thau der Rede in die Seele gießen.

O nein! o nein! es waren weiche Arme,
Die leicht verkettet sanfte Bürden tragen,
Ich fühl' es ja! wie aus dem Herzen warme
Springquellen der Liebe in den Adern schlagen.

Selbfünfte giengen wir mit gleichem Schritte
Den Weg hinan und dann den Weg hernieder,
Der Estrich scholl vom hellen Takt der Tritte,
Und tönte fern mit leisem Echo wieder.

O diese heil'ge Stille! wenn auf düstern
Nachtschatten aus dem Himmel Sterne dämmern,
Und an der Hoffnung, unter leisem Flüstern,
Im tiefsten Herzen unsre Genien hämmern!

O diese aus der Brust entsprung'nen Reden!
Wie Nachtigallen feiern sie den Morgen,
Die Flammen steigen, die die Nacht befehden,
Und tief im Westen sinken unsre Sorgen.

Fahrt hin! fahrt hin! was war, das ist gewesen,
Auf jenem Meer des Himmels laßt uns kahnen!
Sieh Perlen hier hab' ich mir auserlesen
Aus jenem Blau, trotz Stürm und Wolkenfahnen.

Wie oft ein Schiffer an dem öden Strande
Des Meeres einsam in Gedanken stehet,
Und, wühlend in dem aufgehäuften Sande,
Nach Perlen oder Goldeskörnern spähet.

Da blitzt es plötzlich aus dem tiefen Grunde,
Wie Silberblicke aus dem Schlack der Essen,
Er ruft: ich hab's! gesegnet sei die Stunde!
Die Öde sei, der Sand, die Noth vergessen!

Es letzt sein Blick sich an dem großen Borne
Des Meers, die Wasser schießen an und dröhnen,
Ihn freut es, wenn die Wogen in dem Zorne
Der See, der rasenden, zerschmettert stöhnen.

Ihn freut es, wenn die Stürme, die dort treiben
Und in dem Meere tiefe Wunden schlagen,
Anschießend in dem Ufersande stäuben
Und ihn zersprengend hier und dorthin jagen.

Fahr' hin! fahr' hin! in der Sahara singe!
Daß dort der Samum mit deinen Wirbeln rase,
Indeß ich mich an diese Arme schmiege
Und Myrten baue hier auf der Oase.

Hier, wo so lieblich über Perlenklippen
Viel süße Quellen aus dem Herzen fließen,
Die nun vom Rosenkatarakt der Lippen
Den Thau der Rede in die Seele gießen.

Hier, wo in dieser Sommernacht, der lauen,
Die Sternenlichter, die dort oben thronen,
Mit leisen Flammen auf die Linden thauen,
Versilbernd Zweige, Blätterwerk und Kronen.

Selbfünfte giengen wir mit gleichem Schritte
Den Weg hinan und dann den Weg hernieder,
Der Estrich scholl vom hellen Takt der Tritte
Und tönte fern mit leisem Echo wieder.

Lemgo, im Fürstenthum Lippe-Detmold.

Rudolf Kulemann.

Beiträge
zur Geschichte der Musik im Elsass und besonders in Strassburg.

(Von Hrn. Advokat Lobstein.)

(Fortsetzung.)

B. Die Prediger- oder Neue-Kirche,
jetzige protestantische Haupt-Kirche.

1) Orgel und Kirchengesang.

Die ehemalige Dominikaner- oder Prediger-Kirche, welche 1254 gebaut und 1260 eingeweiht wurde, diente sammt dem Chor, dessen Bau erst 1308 angefangen und 1345 vollendet wurde, ursprünglich dem katholischen Cultus. Am 9. Hornung 1530, wurde der erste protestantische Gottesdienst darin gehalten, bis zum Jahr 1580, wo sie geschlossen wurde, als die Protestanten das Münster bezogen. Nach der Uebergabe der Stadt an Frankreich am 18. September 1681, wurde die Prediger-Kirche als Pfarr-Kirche den Protestanten angewiesen, die am 10. December dieses Jahrs neuerdings zum erstenmal ihren Gottesdienst darin hielten. Von jener Zeit an, trägt sie den Namen der Neuen Kirche.

Ueber den ersten Orgel-Bau in dieser im Jahr 1345 vollendeten Kirche, fehlen die Quellen. Allein es ist ausser Zweifel, daß in dem Jahr 1260, als sie in ihrem ersten Zustand eingeweiht wurde, eine solche vorhanden war, um so mehr, da in jenem Jahr die erste Orgel in der Münster-Kirche bereits vollendet war. (S. diese.) In dieser letztern hatte die Entfernung der großen Orgel von dem Hoch-Altar, die Errichtung einer zweiten kleinern, in dem Chor selbst nöthig gemacht. Diese wurde, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, in die Neue Kirche gebracht, und im Jahr 1699 bedeutend ausgedehnt und mit Registern vermehrt. Allein nur drei Jahre lang konnte sie auch in diesem Zustand genügen, da sie für den großen Raum zu schwach war.

Im Jahr 1702 wurde sie demnach durch eine neue, von dem Orgelbauer Legros verfertigte, ersetzt.

Nach einem 45 jährigen Gebrauch, kam auch diese in Abgang; sie wurde nach Rappoltsweiler, im Ober-Elsaß, an die katholische Kirche verkauft, und nach anderthalb Jahren durch das jetzige noch bestehende große vorzügliche Werk der Gebrüder Johann Andreas und Johann Daniel Silbermann, deren Vater 1713 die Orgel im Münster verfertigte, ersetzt. Ersterer ist zugleich der zu Straßburg den 26. Juni 1712 geborene und am 11. Hornung 1783 daselbst verstorbene Alterthums-Forscher, auch Beisitzer des großen Raths.*) Der Andere, geboren 1718, gieng später nach Leipzig, wo er am 6. Mai 1766 starb.

Am 16. November 1749 wurde die neue Orgel eingeweiht; sie hat 45 Register, 2776 Pfeifen, ein Pedal und 3 Manual-Claviere und 6 Blasbälge. Bei der Einweihung führte Kapellmeister Frauenholz ein von ihm componirtes Halleluja in zwei Abtheilungen vor und nach der Predigt auf.

Als die protestantische Münster-Gemeinde ihren Einzug in die Neue Kirche hielt, im Jahr:

1681 war Georg Christoph Lautensack Organist, bis er am 5. April 1692 mit Tod abgieng.

*) Von diesem überaus thätigen Manne rühren beinahe alle Orgeln jener Zeit in Straßburg her. Als Litterator haben wir von ihm die 1775 erschienene Lokal-Geschichte der Stadt Straßburg, in Fol. mit Kupfern; ferner: Beschreibung von Hohenburg oder dem Odilienberg, mit Kupfern, 1781, in 12. — Er hinterließ eine große Anzahl Manuscripte, welche Nachrichten über die alten Schlösser der Vogesen, die Geschichte, Statistik und die Alterthümer Straßburgs enthalten, nebst Handzeichnungen. Diese sämmtlichen Manuscripte werden auf der Stadt-Bibliothek aufbewahrt. — Sein einziger Sohn, Joh. Josias Silbermann, geboren den 17. Februar 1765, der sich der Orgelbaukunst widmete, starb kurz nach ihm, im achtzehnten Jahr.

1692. Höpfner (Caspar), zugleich Chorагus, ging nach Ulm, wo er starb. Er war auch director musices im obern Gymnasio und als solcher von der Stadt besoldet, »um,« wie es in seiner Ernennung heißt, »sine discrimine religionis in der »Musik Unterricht zu ertheilen.«

1724. Dieterlin (Joh. Jakob) Organist seit dem 24. März, geboren 1684, gestorben am 4. Hornung 1757.

1746. Silbermann (Joh. Dan.), einer der Orgelbauer, wurde, am 20. April dieses Jahrs, zum Adjunkten des vorhergehenden ernannt, und

1754. Silbermann (Joh. Heinrich), dessen drittem Bruder, geboren 1727, die Anwartschaft auf die Organisten-Stelle ertheilt, die er jedoch ausschlug.

1757. Feigler (Joh. Gottfried), Licenciat der Rechte, Sohn des hiesigen Kaufmanns Joh. Georg Feigler, folgte am 6. Hornung auf Dieterlin; er starb am 15. November 1773.

1772. Hepp (Sixtus), aus Geißlingen, im k. Baiern (Ober Donau Kreis), ernannt am 22. December dieses Jahrs. Dieser geschätzte Organist (vorher zu St. Thomas, S. diese Kirche) und Clavierspieler, verbesserte die jetzt noch in Straßburg gangbaren Choral-Melodien; er starb am 7. April 1806 und war der Sohn eines baierischen Staats-Beamten, Sixtus Hepp. Ihm folgte, am 13ten desselben Monats, sein ältester Sohn,

1806 Hepp (Joh. Heinrich), der jetzige verdienstvolle Organist, geboren zu Straßburg den 10. December 1776. Sein gediegenes, stets gesangreiches und besonnenes Orgelspiel auf dem so vorzüglichen Silbermännischen Werk, dessen Behandlungsweise ihm besonders eigen ist, zieht ihm bei jeder Gelegenheit viele dankbare Zuhörer an. Als Vorsteher seines angesehenen Handelshauses, bringt er, durch die Beibehaltung der Organisten-Stelle, der Kunst ein wahres Opfer.

Zur richtigen Anführung des Kirchen-Gesangs, sind seit den ältesten Zeiten Cantoren angestellt, um die Choräle vorzusingen, und zugleich den Gesang in dem Gymnasium zu lehren. Als solche sind folgende verdienstvolle Männer zu nennen:

1688. Schneider, Cantor.

1727. Gärtner (Georg Martin) starb am 19. August 1744. Ihm folgte am 27. August

1744 Gärtner (Georg Friedr.), sein ältester Sohn, welcher am 2. Mai 1747 starb.

1747. Brück (Joh. Friedr.) Cantor am 14. Mai, später Kapellmeister (S. diese.) an dieser Kirche.

1753. Späth (Joh. Fried.) Cantor am 6. November, als voriger seine Entlassung verlangte, dessen Adjunkt er war. Er starb am 27. April 1759.

1759. Heinrich (Joh. Gottfr.), Cantor am 13. Hornung, vorher als solcher zu St. Aurelien. (S. diese.) Er starb am 20. März 1783.

1783. Dorn (Jakob Friedr.), Cantor den 28. März; Sohn von Joh. Mathäus Dorn, Musicus, starb am 27 Juni 1807. Er war ein gebildeter Sänger, auch Mitglied des Theater-Orchesters.

1807. Baumann (Joh. Jakob) zugleich ein tüchtiger Clavier- und Orgelspieler; früher zum Jungen St. Peter. (S. diese.) Er starb am 7. August 1824.

Seit seinem Absterben ist die Stelle des Vorsängers von dem Sing-Unterricht in dem Gymnasium getrennt, und erstere wird nicht mehr durch eigentliche Singlehrer vom Fach versehen.

2) Kirchen-Musik mit Orchester-Begleitung.

Nach der Reformation ließ sich der Magistrat angelegen sein, die Musik in den Kirchen (wie wir bei Gelegenheit der musikalischen Leitungen im Münster gesehen haben) zu verbessern. Nach der Uebergabe der Stadt an Frankreich blieben den Protestanten sieben Pfarr-Kirchen; die Leitung des Gesangs in denselben, so wie der musikalischen Aufführungen, war den studirenden Theologen des sogenannten Wilhelmitaner Klosters (S. dieses.) überlassen, welche, in den 7 Kirchen vertheilt, abwechselnd die Stelle der Choragen zu versehen hatten.

Am 17. März 1685 erließ der Magistrat eine Verordnung, wodurch ein General-Inspektor über die Musik in allen diesen 7 Pfarr-Kirchen bestellt wurde. Hartwich Zysich wurde dazu ernannt, mit einem Gehalt von 100 Rthlr. in Geld, 12 Viertel Frucht, 12 Klafter Holz und 1000 Wellen; ferner wurde am 20. December dieses Jahres ein Collegium musicum angeordnet, welches sich wöchentlich einmal in dem Stift Frauenhaus zu versammeln hatte, um sich über die Verbesserung der Musik, den Ankauf von Instrumenten und Musikalien zu berathen.

Für die Neue Kirche wurden namentlich folgende Instrumente angeschafft: 6 Violinen, 2 Altviolen, 2 Violonzelle, 1 Contrabaß, 1 Flöte, 1 Hoboe, 2 Krummhörner, 1 Fagott, 2 Hörner, 2 Trompeten und Pauken, wovon blos letztere noch übrig sind, alle andern Instrumente sind in der Revolution von 1789, während der Schreckens-Zeit (mit Ausnahme des Contrabasses, den die Kirche verkaufte), abhanden gekommen.

Der obengenannte Organist Lautensack versah seit 1681 zugleich die Kapellmeister-Stelle, mit einem solchen Eifer, daß ihm durch einen Magistrats-Beschluß von 1684 untersagt wurde, ferner in dem Nachmittags-Gottesdienst musiziren zu lassen. Nach seinem Absterben am 5. April.

1692 wurde die Kapellmeister-Stelle ebenfalls dem schon genannten Organisten Caspar Höpfner anvertraut. Ihm folgte

1727 Frauenholz (Joh. Christoph), welcher eine große Anzahl Cantaten für alle Sonn- und Festtage des Jahrs schrieb, die in Manuscript noch vorräthig sind. Er starb in seinem 70sten Lebens-Jahr am 9. November 1754. In jener Zeit war der Kapellmeister (so wie die Musiker des Orchesters) von der Stadt besoldet; er bezog 150 Fl. in Geld, 14 Klafter Holz, 1200 Wellen, 6 Viertel Weizen, eben so viel Korn und 12 Ohmen Wein.

Sein unmittelbarer Nachfolger war

1754 Brück (Joh. Friedr.), früher Organist in Colmar, alsdann Cantor an der Neuen Kirche seit 1747; (S. oben.) er wurde am 16. November 1754 zum Choragus und Kapellmeister ernannt. Er hat eine große Anzahl Cantaten für die Kirche geschrieben, welche bei der Thomas-Kirche (S. diese.) in Manuscript noch aufbewahrt werden. Er starb um 1778.

Zu mehrerer Beförderung der Musik, hatte der Kirchenvorstand am 27. November 1749 einem ausgezeichneten Liebhaber, Kaufmann Ernst Friedrich Mollinger, welcher das damals in dem Conzert-Saal zur Möhrin bestehende Conzert leitete, die obere Aufsicht über die Musik in dieser Kirche anvertraut.

1777. Schönfeld (Joh. Phil.), geboren zu Straßburg 1742, succedirte Brück mit Anwartschaft bereits im August dieses Jahrs; er war der Sohn eines Schuhmachers. Er studirte Theologie und befand sich 1772 noch als Hofmeister bei Herrn von Münchhausen in Braunschweig; groß war seine Neigung für die Musik, die er in seinen Nebenstunden eifrig trieb. Nachdem er bereits zwei Jahre als Kapellmeister angestellt war, wurde ihm zu seiner völligen Ausbildung 1779 noch erlaubt nach Italien zu gehen, wozu ihm die Kirche 150 Fl. gab. Er schrieb Vieles für die Kirche und brachte hier die Aufführung der Musik auf einen hohen Grad von Vollkommenheit. Mehrere Sammlungen seiner Lieder und Gesänge sind in Druck erschienen; seine Freimaurer-Lieder sind ausgezeichnet, auch schrieb er einige Opern und Operetten, so wie eine Trauer-Cantate auf den Tod des Marschalls von Sachsen, als dessen Leichnam aus dieser in die Thomas-Kirche versetzt wurde. (S. diese.) Er war zugleich der städtischen Conzerte Direktor. (S. diese.) Er starb am 5. Jänner 1790. Ihm folgte am 25sten desselben Monats

1790 Pfeffinger (Phil. Jac.) aus Straßburg, welcher sich bis dahin der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, und dabei die Musik mit Leidenschaft trieb; er schrieb, während seiner kurzen Amtsbegleitung, viele Cantaten für die Kirche. (Manuscr.) Er gieng im November 1791 auf Urlaub nach Paris, wo er blieb und eine Reihe von Compositionen herausgab, unter welchen sich folgende auszeichnen: 6 Gesänge von verschiedenem Charakter (1802). Trio für Pianoforte, Horn oder Violine und Violonzell. — Vive Henri IV, variirt für Pianoforte zu vier Händen; 4 Phantasien für das Pianoforte. — 2 Caprices für Pianoforte. — Thema mit Var. und Finale für das Pianoforte. Er beschäftigte sich besonders die Compositionen der Pariser Romanzenschreiber zu corrigiren oder dazu die Begleitung zu machen.

1791. Jacobi (Georg) aus Mannheim, Baß-Sänger am Münster und gründlicher Musiker, wurde am 14. November ernannt, um die Stelle des beurlaubten Kapellmeisters Pfeffinger zu versehen. Er begleitete sie bis zum 15. October 1793, wo nicht nur diese, sondern alle Kirchen Straßburg's geschlossen wurden. Er privatisirte später als Contrabassist, und starb am 7. Jänner 1805 in einem Alter von 66 Jahren. Er schrieb eine große Anzahl Violinduetten und einige Symphonien, ferner Motetten für eine Baß-Stimme (Alles Manuscript). Wegen seiner ungewöhnlichen körperlichen Größe, ist sein Skelet in dem anatomischen Musäum aufbewahrt.

Bis auf diese Zeit nun, wurden regelmäßig an jedem Sonn- und Feiertag Cantaten mit Orchester-Begleitung aufgeführt. Das Orchester bestand aus den pensionirten Musikern der Stadt, die zu gleicher Zeit bei dem Münster angestellt waren, und das Sing-Personale aus Dilettantinnen und den Schülern des Gymnasiums für Sopran und Alt, deren Fleiß bei der Musik durch Prämien gereizt wurde, ferner für Tenor und Baß aus den studirenden Theologen des Wilhelmitaner-Klosters oder Stifts, in welchem die Erlernung der Vokal-Musik, durch einen besondern Choragen, obligatorisch war.

Mit dem Verlust der Einkünfte der Kirche, welche durch die Revolution jener Zeit bedeutende Kapitalien eingebüßt hatte, hörte die ganze Anstalt auf, und die Kapellmeister-Stelle wurde nicht mehr besetzt. Bei besondern festlichen Gelegenheiten werden noch Kirchenmusiken durch erbetene Musiker oder Dilettanten dirigirt und aufgeführt.

Warum die obligatorische Erlernung in dem genannten Wilhelmitaner-, so wie in dem St. Thomas-Stift, nicht mehr fortbesteht, läßt sich nicht rechtfertigen. Es liegt ausser Zweifel, daß mit den Mitteln, die der höhern geistlichen Verwaltung, sowohl in diesen als in den untern Lehranstalten, zu Gebot stehen, die Wiedererrichtung regulärer Kirchen-Musiken keine schwierige Aufgabe wäre, da es von Seiten der zahlreichen Dilettanten an Unterstützung nicht fehlen könnte.

Bei dieser Gelegenheit wird es nicht ohne Interesse sein, die Anstalt des protestantisch-theologischen noch bestehenden Wilhelmitaner-Sifts, bei der Neuen Kirche, in seiner ehemaligen musikalischen Beziehung, als Beförderungs-Anstalt für den Kirchen-Gesang und für höhere geistliche Musik, näher kennen zu lernen.

Das Wilhelmitaner-Kloster.

Im Jahr 1338 bestand zu Straßburg, bei der Kirche zu St. Wilhelm, ein Kloster; die darin befindlichen Mönche, Wilhelmiten, entsagten nach der Reformation ihrem Orden und widmeten sich der Verbreitung der Lehre Luthers. Sie verließen das Kloster und errichteten 1660 in dem noch bestehenden Lokal des ehemaligen Dominikaner-, von jener Zeit an, Wilhelmitaner-Kloster genannt, ein Studien-Stift, worin regelmäßig 22 bis 24 junge Theologen unentgeldlich Kost und Logis genoßen und freien Zutritt in die Collegien der Universität hatten. Die Aufsicht über ihre Studien war einem Pädagogen, einem Vize-Pädagogen und in musikalischer Hinsicht der Leitung eines Choragen anvertraut. Bis in das Jahr 1792 wurden die musikalischen Uebungen der in Tenoristen und Bassisten eingetheilten Studirenden fortgesetzt. Der Choral-Gesang mit Orgelbegleitung*) wurde hauptsächlich geübt; auf Verlangen wohlhabender Familien, begleiteten die alumni in geistlichem Ornate die Leichen in Trauerwägen, und sangen in der Kirche, sowohl als an dem Grabe, Trauer-Cantaten; ferner wurde regelmäßig Vokal-Musik für die Kirchen und besonders Oratorien einstudirt, um alljährlich am Charfreitag, unter Mitwirkung der Schüler des Gymnasiums, welche die Soprane und Altisten lieferten, in dem sogenannten Auditorium der Universität aufgeführt zu werden. Aus dem Ertrag dieser Charfreitag-Conzerte wurden die Kosten bestritten, neue Oratorien und andere classische Musikalien angeschafft, die dann jährlich zur Aufführung kamen. Daraus ist eine eben so reiche als merkwürdige Sammlung classischer Werke entstanden, daß wir uns nicht enthalten können, dabei zu verweilen, obgleich eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Werke abhanden gekommen.

Außer vielen Chören, Scenen und Arien aus der ältern Zeit, ohne Namen der Componisten, Leichenstücken von Gluck, Schönfeld, u. a., sind folgende größere Werke bemerkenswerth.

Beethoven (Ludwig v.), geboren 1770, gestorben 1827.
Christus am Oelberg, Orat.

Graun (Carl Heinr.), geboren in Sachsen 1701, gestorben in Berlin 1759.

1) Te Deum laudamus, welches er 1756 nach der Schlacht bei Prag componirt hatte.

2) Der Tod Jesu, nach dem Gedicht von Rammler; die erste nach dem Tod des Componisten zu Leipzig 1760 erschienene Ausgabe.

*) Die in dem Stift noch bestehende Orgel ist von Andreas Silbermann, und wurde am 4. Mai 1739 aufgestellt; die ältere wurde ihm an dem Preis von 288 Fl. für 33 Fl. überlassen.

Händel (Georg Friedr.), geboren zu Halle an der Saale 1684, gestorben zu London 1759, seit 1751 blind.

1) Te Deum laudamus, componirt für die Utrechter Friedensfeier 1713.

2) Messias, Oratorium, geschrieben 1741. Hier öfters aufgeführt.

3) Samson, Oratorium, geschrieben 1742. (Ist hier noch nicht zur Aufführung gekommen.)

4) Judas Maccabäus, Oratorium. Oefters glänzend aufgeführt; geschrieben 1746.

5) Das Alexanderfest, geschrieben 1736; blos neun Chöre daraus.

Da bekanntlich Händel nur ein einziges Oratorium deutsch komponirte, und der Originaltext dieser Oratorien englisch ist, so machte sich besonders einer der Vorsteher des Wilhelmitaner-Stifts, Magister Joh. Mich. Frieß, seit 1781 Vice-Pädagog, verdient, indem er den deutschen Text zu den Händel'schen Oratorien lieferte und als Musikverständiger selbst unterlegte, wobei ihn der thätige letzte Choragus Magister Joh. Gust. Becker unterstützte.

Hasse (Jos. Adolph), Ober-Kapellmeister in Dresden, geboren 1699 unweit Hamburg, gestorben zu Venedig 1783.

Die Pilgrimme auf Golgatha; deutsche Uebersetzung von Joh. Adam Hiller der I pellegrini al sepolcro di nostro Redentore, welches Werk der Komponist in Italien schrieb; seine Kompositionen sind unzählig; beinahe alle Texte Metastasio's setzte er in Musik; seine Opern allein zählen über 100.

Hiller (Joh. Adam), vierstimmige Motetten und Arien, von verschiedenen Komponisten. Leipzig. Der Verfasser, geboren 1728, starb zu Leipzig 1804.

Haydn (Joseph), geboren zu Rohrau 1732, gestorben in Wien 1809.

Die Schöpfung. Komponirt 1798.

Jacobi (Georg), geboren zu Mannheim 1739, gestorben zu Straßburg 1805. (S. die Kapellmeister der Neuen Kirche.)

Motett für eine Baß-Stimme.

Kuntzen (Fried. Ludw. Emil), geboren zu Lübeck 1763, seit 1795 Kapellmeister in Kopenhagen, gestorben 1817.

Das Hallelujah der Schöpfung, dänisch von Baggesen, verdeutscht von Schmidt-Phiseldek, komponirt 1789.

Richter (Franz Xav. — S. die Kapellmeister im Münster.)

Te deum laudamus. Partitur.

Requiem. (Id.)

Missa in c, 15 voci. (Id.)

Motett. (Seine übrigen hier aufbewahrten Werke sind abhanden gekommen.)

Rolle (Joh. Heinr.), Organist, in Magdeburg, gestorben 1785.

Der Tod Abels, Mus. Drama. 2te Auflage. Leipzig 1778.

Idamant oder das Gelübde; Orat. 4 Chöre daraus.

Rosetti (Franz Anton; eigentlich Rößler), geboren zu Leitmeriz, in Böhmen, 1750, gestorben als Mecklenburg-Schwerin'scher Kapellmeister 1792.

Der sterbende Jesus. Oratorium.

Schwencke (Christ. Friedr. Gottl.), geboren zu Wachenhausen am Harz 1767. Nachfolger Bachs als Direktor der Kirchen-Musik zu Hamburg, wo er 1822 starb.

Das Gebet des Herrn oder Vater Unser. Psalm von Klopstock.

Schwindel (Friedr.) Componist und Conzertmeister in verschiedenen Städten, Haag, Genf, Mühlhausen, Lausanne, starb 1786 zu Carlsruhe, und schrieb Symphonien, Violinduetten für Flöte, Opern und Operetten, worunter 4 französische und 2 deutsche.

Chor aus einer seiner Messen: Erhör den Bittenden u. s. w.

Endlich findet sich noch ein Te deum und eine Cantate vor auf ein Dankfest: Groß sind die Werke Jehova's u. s. w. Psalm 111, komponirt von Joh. Karl Gereld, aus Straßburg, alumnus dieses Stifts von 1762—1769, später Pfarrer zu Bossheim, im Elsaß. Beide Werke sind nicht ohne Verdienst, und machen dem Komponisten als Dilettanten, der aus dieser Anstalt hervorgegangen ist, Ehre.

Außer diesen, zur Aufführung mit Sing- und Orchester-Stimmen großentheils vorräthigen Musikalien, besitzt das Wilhelmitaner-Stift, unter andern, folgende merkwürdige Werke der alten Zeit:

Neusidler (Joh.), das Lautenbuch, gedruckt zu Nürnberg 1536 in Queer 8°. 2 Theile.

»In dem ersten Theil (heißt es am Schluß) sind 75 Stück vnd nur ein außgeklaubter khern, von guten alten vnd newen liedern, auch Teutsch vn Welsch Tentz, Preambel vnd Gassenhawer, die all fein leycht zu lernen sind.«

»Der ander theil des Lautenbuchs. Darin sind begriffen, vil außerlesner kunstrycher stuck, von Fantaseyen, Preambeln, Psalmen vnd Muteten, die von den hochberümbten vnd besten Organisten, als einen schatz gehalten, die sein mit sonderm fleyß auff die Organistisch art gemacht vnd colorirt (ausgeschmückt, verziert) für die geübten vnnd erfarnen dieser kunst, auff die Lauten dargeben. Dergleichen vormals nie im Truck, aber yetzo durch mich Hansen Newsidler Lutisten vnd Bürger zu Nürnberg, offenlich außgangen. Mit Röm. Kays. vnd königl. Maj. freyheit, in fünff jarn nit nachzutrucken, begnadnet.«

Unter den in diesem seltenen Werk bezeichneten Stücken, befinden sich einige von Alexander Agricola, (aus dem fünfzehnten Jahrhundert) ave sanctissima...; mehrere von dem gleichzeitigen *Josquin*: La plus to plus; — la Bernardina — Memor esto — Adiu mes amors — Plus mills regres — cum sancto spiritu.

Neusidler war geboren zu Preßburg, er starb zu Nürnberg 1563.

Walliser (Christoph Thomas), Ecclesiodiæ das ist Kirchengesäng nemblich die gebräuchlichsten Psalmen Davids so nicht allein viva voce, sondern auch zu musikalischen Instrumenten, christlich zu gebrauchen, mit 4. 5 und 6 Stimmen komponirt. Straßburg 1614, mit seinem Portrait.

Der Verfasser war zu Straßburg 1586 geboren, er starb daselbst 1648 und nennt sich: argentinensem præceptorem classicum und musicum ordinarium daselbst. Er war nie Musikdirektor, weder am Dom, noch an der Thomas-Kirche, wie es in biographischen Werken behauptet wird.

Er war ein Schüler von Tobias Kindler in Zittau, und galt zu seiner Zeit für einen bedeutenden Kirchen-Komponisten; 1611 erschien zu Straßburg sein Werk über den Figural-Gesang.

Rauch (Joh. Georg), Novæ Sirenes sacræ harmoniæ, sive motettæ tam instrumentis quam vocibus concertantes, a 3. 4. 5 et 7. Argent. 1690. 4°.

Der Verfasser, geboren zu Sulz im Ober-Elsaß, war Organist an dem Münster zu Straßburg. (S. dieses.)

Prätorius (Hieronymus), Cantiones sacræ. Hamburg 1590. Eigentlich Schultz; als Orgelspieler und Komponist gleich berühmt, starb zu Hamburg 1629. Seine Kirchen-Kompositionen galten zu ihrer Zeit so viel, daß sie in der päbstlichen Capelle zu Rom, wohin er eine Reise machte, mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Bei dieser Gelegenheit äußerte ein Cardinal laut, daß es Schade seie, daß ein solcher Mann ein Ketzer wäre.

Speer (Dan.), Jubilum cœleste, oder geistliche Arien, für 2 Diskant Singstimmen, mit 5 Violen und General-Baß. Stuttgart 1692.

Der Verfasser geboren zu Breslau, war Cantor zu Waiblingen, wo er um 1706 starb.

Frank (Melchior), Capellmeister zu Koburg: Geistliches, musikalisches Lustgärtlein. Nürnberg 1536.

Einige seiner Choralmelodieen, sind sehr geschätzt.

Kreff (Joh. Albrecht), Vice-Capellmeister in Stuttgart: Geistliche Concerten mit 4 Vokal-Stimmen und 6 Instrumenten Stuttgart 1681.

Hasler (Joh. Leo, eigentlich Leonhard), Canciones sacræ. Augustæ 1591. Der Verfasser schrieb dieses Werk als Organist zu Nürnberg. Er kam 1601 als Hofmusikus nach Wien, wo ihn Kaiser Rudolph II in den Adelstand erhob, als den ersten Orgelspieler für den er in Deutschland galt, und als ausgezeichneten Componisten. Seine Kirchenlieder haben einen unvergänglichen Werth; einige seiner Choral-Melodieen befinden sich in dem zu Strasburg erschienenen Choralbuch von Hitzler.

Dieses sind die vorzüglichsten, in dem Wilhelmitaner-Kloster verwahrlichen musikalischen Werke, welche bis auf die heutige Zeit erhalten worden sind.

Durch die in Gefolg des Gesetzes vom 18. Germinal X (8. April 1802) erfolgte neue Organisation des protestantischen Cultus in Frankreich, und des für die Vollziehung dieses Gesetzes am 30. Floreal XI (20. Mai 1803) erlassenen Dekrets, wurde die alte Universität zu Strasburg in eine protestantische Akademie umgewandelt. Diese steht unter dem Direktorium eines General-Consistoriums, dessen Präsident Direktor der Akademie ist. Das Studien-Stift oder das sogenannte Wilhelmitaner-Kloster steht seitdem fortwährend, wie vormals unter der Universität, jetzt unter der Akademie. Die grosse Anzahl Studirender hat die Eröffnung einer zweiten ähnlichen Anstalt für zwölf Zöglinge in dem St. Thomas-Stift nöthig gemacht.

Die, in musikalischer Hinsicht, seit 1793 erloschene Anstalt wurde in den Jahren 1809 und 1810 durch die rastlose Thätigkeit und den Kunstsinn des damaligen Pädagogen Göpp (Verfasser geistlicher Lieder, welcher 1835 als Pfarrer der protestantischen Gemeinde zu Paris gestorben ist) mehrere Jahre hindurch wieder emporgebracht, auch die Charfreitag-Concerte wieder eingeführt; allein seit seinem Abgange erfreute sich die Anstalt dieser Theilnahme nicht mehr.

Zum Bedauern aller Kunstfreunde, ist unter der jetzigen Verwaltung das obligatorische Studium der Vokal-Musik in dieser theologischen, an classischen Werken immer noch reich ausgestatteten Anstalt, nicht wieder hergestellt worden. Wohl wird auf Kosten der Hohen-Schule den Studirenden noch Sing-Unterricht ertheilt; allein da die Erlernung der Vokal-Musik nicht mehr, wie ehedem, obligatorisch ist, so nehmen nur wenige Theil daran, daher die Verwendung dieser wenigen für die Kirchen oder für das jährliche geistliche Conzert unzulänglich wäre. (S. über diese Anstalt überhaupt: Bericht über das Stift St. Wilhelm, von D. Dahler. Straßburg 1829.)

Gedichte von Fr. Otte.

Mond und Sterne.

Die Sternlein tanzen am Himmel
Und blicken so lieblich und hell,
Sie schlingen den lustigen Reigen
Wohl um den Mondmann schnell.

Das thät ihm sehr gefallen,
Er hat sich nicht lange bedacht
Und hat den güldenen Sternlein
Einen glänzenden Hof gemacht.

Die Sternlein aber, die losen,
Die kehren sich nicht dran,
Sie necken, verlachen, verspotten
Den alten grämlichen Mann.

Das thät ihn sehr verdriessen
Er wird so trüb und stumm,
Und hängt dem düstern Antlitz
Das Wolkentüchlein um.

Die Liebe hat ihn betrogen,
Drum sieht er drein so blaß:
Es ist von seinen Thränen
Die ganze Erde naß.

Der Sarg.

Der Schreinermeister kehrt zurück,
Matt ist sein Gang und trüb sein Blick.

Er gibt dem Gesellen das Maß sogleich:
»Da zimm're den Sarg und schmück' ihn reich.«

Der Gesell befolgt des Meisters Geheiß,
Doch tropft von der Stirn ihm kalter Schweiß.

Er schlägt die vergoldeten Nägel ein,
Doch rieselt's ihm schaurig durch Mark und Bein.

Er paßt den Deckel und zittert sehr,
D'rein fällt eine Thräne so heiß und schwer.

Und nun er fertig, da wird er stumm,
Ihm ist so weh und er weiß nicht warum.

Der arme Geselle! Ach, ahnt er wohl,
Daß der Sarg seine Liebste bergen soll?

Mülhausen, November 1839.

Kein Ruhm vor dem Tode.

Petrarca an Thomas von Messina.

(Petrarca's Briefe I, 1.)

Eine allgemeine Klage macht kein Weiser zur seinigen. Jeder hat der Beschwerden genug und allzuviel zu Hause. Glaubst Du, es sei noch keinem so gegangen? Da irrst Du Dich! Im Gegentheil, es geht keinem anders. — Der Tod erst bringt den Ruhm. Weist Du weßhalb? weil mit dem Körper der Neid erstirbt, und mit dem Körper lebt. »Viele Schriften — sagst Du — werden gelobt, die, wenn man sich rühmen darf« — Hier brichst Du ab und eilst, wie Unwillige zu thun pflegen, des Hörers Seele in der Spannung lassend, mit halber Rede weg. Aber den Flüchtigen erfass' ich mit des Geistes Ahnung: ich weiß was du sagen willst. Viele Schriften werden gelobt, die, mit den Deinen verglichen, nicht nur den Leber, sondern selbst den Leser entbehren sollten, während die Deinen Niemand anrührt. Lies aus meinen Worten deinen Unmuth, welcher gerecht wäre, hättest Du ihn nicht vor dem ganzen Haufen aller derer geborgt, die von der Liebe oder Sucht zum Schreiben befangen sind, oder sein werden. Gib doch zuvörderst Achtung, wessen Schriften gelobt werden; suche die Verfasser: gewiß sind sie längst schon Raub und Asche. Willst Du auch die Deinen gelobt, so stirb.*) Mit dem Tode eines Mannes beginnt die Gunst der Menschen aufzuleben, und des Lebens Ende ist der Anfang des Ruhms, der, vorher gekommen, ein selten und unzeitig Ding ist. Noch mehr: so lange auch nur einer deiner Lebensgenossen übrig ist, wirst Du deinen Wunsch nicht in ganzer Fülle haben; erst wenn alle gleich die Urne einschließt, werden andere kommen, die ohne Haß und neidlos richten. Mag also die Mitwelt von uns eine Meinung hegen, welche sie will: wenn eine billige, so wollen wir sie billig gelten lassen, wenn eine unbillige, so wollen wir auf billigere Richter, das heißt, auf die Nachwelt, wenn wir auf niemand Anders können, uns berufen. Es ist etwas sehr Schwieriges, um eine behutsame Unterhaltung: beim Geringsten kann man anstoßen; und immer steht dem Ruhm die Persönlichkeit im Wege, viel entzieht der Verwunderung die Vertraulichkeit und das häufige Zusammensein. Siehst Du diese Scholastiker, einen im Wachen und fahlen vergilbten Menschenschlag? Glaube mir, nichts wird ihnen so sauer als gründlich arbeiten, nichts so leicht als urtheilen. Da sie viel mit aller Emsigkeit gelesen haben, prüfen sie nichts, und würdigen, was an der Sache sei, keiner Untersuchung, da sie den Mann schon zu kennen meinen. So haben sie für alles Eine Norm: alle Schriften deren Verfasser sie auch nur einmal gesehen haben, sind ihnen auf gleiche Weise lästig. Dieß, wirst Du sagen, mag kleinen Geistern begegnen; große und kräftige durchbrechen jedes Hinderniß. Gib mir den Pythagoras zurück, so will ich Dir die Verächter seines Genius wieder zeigen. Laß in Griechenland Plato wiederkommen, Homer neu geboren werden, Aristoteles wieder aufleben, laß in Italien Varro zurückkehren, Livius aufstehen, Cicero wiederblühen: sie werden nicht blos träge Lobredner finden, sondern auch bissige, neidische Verkleinerer, wie es Jeder zu seiner Zeit erfahren hat. Was hat die lateinische Sprache Größeres gehabt als Virgil? Und doch traf er auf Menschen, die ihn keinen Dichter, sondern einen Räuber und Uebersetzer fremder Erfindungen nannten! Er aber verachtete großherzig, im Vertrauen auf seinen Geist und auf Augustus' Urtheil, die Wase seiner Neider. Von Dir nun weiß ich, daß Du ein großes Selbstbewußtsein hast, aber wo wirst Du einen August finden? Unsere Fürsten können über den Geschmack der Speisen, über den Flug der Vögel urtheilen, über den Menschengeist können sie es nicht. Und wollen sie es auch einmal versuchen, so erlaubt ihnen der Hochmuth nicht, die Augen zu öffnen, oder zu wenden und auf die Wahrheit zu richten. Um daher nicht den Anschein zu haben, als schenkten sie ihrer Zeit eine Anerkennung, bewundern sie die Alten und verachten ihre Zeitgenossen, um sich das Lob der Todten mit der Kränkung der Lebenden zu bezahlen. Unter diesen Richtern müssen wir leben und sterben und (was noch härter ist) schweigen: denn wo, um es noch einmal zu sagen, wo sollen wir einen August suchen? Einen hat Italien, ja die Welt hat nur Einen, **R o b e r t**, den sicilischen König.*) — —

— — Erdulde denn ohne Klagen, was, wie Du siehst, den größten Geistern widerfahren ist. Aber an einer Stelle deines Briefes scheinst Du Dich zu beschweren, Du kennst viele die bei ihren Lebzeiten einen großen Namen erlangt haben. Auch darüber, wenn Du mich anhören willst, wirst Du mit Stolz Dich hinwegsetzen. Denn weist Du wem dieß zu Theil wird? Nur solchen, die um ihren Ruhm, weil sie's mit Schreiben nicht vermögen, mit Schreien kämpfen. Blick' auf jene Be-

*) Diese Worte passen trefflich auf Platen, der manche Aehnlichkeit mit Petrarca hat, und der seinen Ruhm auch nicht erleben, sondern nur ersterben konnte. Auf die teutsche Kritik, welche nun in seiner Anerkennung nicht satt werden will, ließen sich die Reime anwenden:

»Das nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur!«

*) Petrarca hat ihm sein Epos Africa dedicirt.

purpurien, die durch übermäßiges Geräusch die Augen der Leute auf sich ziehen, die sich Weise nennen lassen wollen und Weise vom Volke genannt werden, das jeder Stadt einen ganzen Haufen von Weisen zuschreibt, während Griechenland nicht, die blühende Mutter der Wissenschaften, sich der Namen von nicht mehr denn sieben Weisen, rühmen konnte. — Blick' auch auf die welche in dialektischen Neckereien und Witzeleien ihre ganze Lebenszeit vergeuden und in hohlem Grübeln sich herumtreiben, und glaube meiner Prophezeihung von Allen, nämlich, daß Ein Grab für ihren Namen und ihre Gebeine reichen wird; denn wenn der Tod ihre erstarrte Zunge stille stehn heißt, dann werden nicht blos sie schweigen, man wird auch von ihnen schweigen müssen. Ich könnte Dich mit Beispielen überschütten und für so manche Fälle mich auf dein eigenes Zeugniß berufen, indem ich Dich erinnerte, wie viel geschwätzige Elstern wir gekannt haben, die mit ihrem Lärm bei der blöden Menge durchdrangen und deren Stimme plötzlich verstummt ist, wenn die Erzählung nicht weitläufig und für einige noch Lebende gehässig wäre. Auch hab' ich nicht nach dieser Seite sprechen, sondern Dich zufrieden stellen wollen, bei dem es ein ganz anderer Fall ist: denn Du wirst am lautesten tönen, wenn Du längst nicht mehr reden kannst. — —

Von Scipio Africanus, sagt der große Geschichtschreiber Livius, wo er berichtet, daß der Held seinem Nebenbuhler Titus Flaminius unterlegen sei: »Größer war Scipio's Ruhm, und je größer, desto näher dem Neide.« »Noch,« sagt er gleich darauf, »kam etwas anderes hinzu: Scipio war schon nahe an die zehn Jahre den Leuten vor Augen gewesen, ein Umstand der den Glanz großer Männer durch Gewöhnlichkeit schwächt.« So spricht Livius: Du aber, um endlich zu schließen, wirst Dich über dein Schicksal mit einem solchen Genossen trösten und ruhig der Zukunft harren, eingedenk jener Horazischen Worte, daß Wein und Gedichte durch's Alter besser werden. Noch früher sang Plautus:

Wer alten Wein genießt, für weise halt' ich ihn,
Und wer an alten Mähren gerne sich erbaut.

Freilich muß ich argwöhnen, es habe den Horaz nicht minder geärgert, als Dich, daß das Alte so ehrwürdig ist. — Zum Letzten, bedenke das Wesen dessen, um was wir uns so ängstlich quälen. Der Ruhm, den wir suchen, ist Wind, Rauch ist er und Schatten, er ist ein Nichts, und leicht also kann ein scharfer und gesunder Verstand ihn verachten. Wofern Du, weil edle Seelen gemeinsam diese Seuche zu verfolgen pflegt, wofern Du deine Begierde nicht mit der Wurzel austretten kannst, so beschneide wenigstens ihr Wachsthum mit dem Messer der Vernunft! Man muß der Zeit, man muß sich den Umständen fügen. Schließlich, um meine Meinung kurz zusammenzufassen, pflege der Jugend, so lange Du lebst: den Ruhm wirst Du im Grabe finden. Lebe wohl.

Aus Petrarca's Reisen in Deutschland.

Achen. — An Johann Colonna.

(1, 3.)

Gallien hab' ich kürzlich, ohne weitern Zweck, wie Du weist, sondern aus Schaulust und jugendlichem Drang durchwandert, und endlich Deutschland und die Rheinufer berührt, wobei ich eifrig die Landessitten beobachtete, am Anblick der unbekannten Gegenden mich ergötzte und Jegliches mit unsern Zuständen verglich. Obwohl ich aber auf beiden Seiten viel Herrliches gesehen, so gereut mich doch meine italische Herkunft nicht, ja, um die Wahrheit zu bekennen, je weiter ich wandere, desto tiefer beugt sich meine Bewunderung dem einzigen Italien. Wenn Plato, um seine Worte zu gebrauchen, den unsterblichen Göttern neben viel andern dafür dankte, daß sie ihn als Griechen und nicht anderswo das Licht erblicken ließen, was hindert uns eben so dankbar zu sein und in unserem Ursprung eine Fügung Gottes zu erkennen? *)

Ich betrat Paris, die Hauptstadt des Königreichs, welche Julius Cäsar für ihren Urheber anspricht, nicht anders als wie einst Apulejus die thessalische Stadt Hypata musterte; so brachte ich denn, in gespannter Erwartung befangen, rings nach Allem mich umsehend, neu- und forschbegierig ob es wahr oder falsch sei, was ich von jener Stadt gehört hatte, nicht geringe Zeit in ihr zu, und wenn der Tag mich über meinem Vorhaben verließ, nahm ich die Nacht dazu. Durch vieles Hin- und Hergehen endlich und neugieriges Beschauen glaube ich großentheils gelernt zu haben, was daran der Wahrheit, was der Dichtung einzuräumen sei. Diesen Bericht jedoch, der lang und hier nicht hinlänglich zu erörtern wäre., muß ich verschieben bis Du alles persönlich von mir hören wirst.

Dann, um das Dazwischenliegende zu übergehen, sah ich Gent, das sich mit denselben Gründer brüstet, und die andern Völker in Flandern und Brabant, Wollenspinner und Weber,

*) Hier folgt ein Ausbruch des italienischen Nationalstolzes, den Griechen gegenüber.

hierauf Leiden, einen angesehenen Sitz der Geistlichkeit; endlich sah ich Aachen, Kaiser Karls Residenz, und sein zur Feier der barbarischen Völker im marmornen Dom errichtetes Grabmal. Daselbst vernahm ich ein anmuthiges Mährchen*) von einigen Tempelgeistlichen, die mir's auch geschrieben zeigten; späterhin las ich es bei neuern Schriftstellern noch ausführlicher behandelt und bin nun gesonnen auch Dir es mitzutheilen, jedoch unter der Bedingung, daß für die Glaubwürdigkeit nicht ich einstehen muß, sondern meine Gewährmänner die Verantwortlichkeit tragen. König Karl, den sie durch den Beinamen des Großen einem Pompejus und Alexander an die Seite zu stellen wagen, soll ein Mägdlein übermäßig und unsinnig geliebt haben, und in ihren Liebkosungen erschlafft, gleichgiltig gegen seinen Ruhm, dem er sonst am meisten zu opfern pflegte, unbekümmert um die Ungelegenheiten des Reichs, alles andere und zuletzt seiner selbst vergessen, sichs zu großem Unmuth und Leide der Seinigen an gar nichts als an ihren Umarmungen gelegen sein lassen. Endlich, als schon jede Hoffnung aufgegeben war, weil die wahnsinnige Leidenschaft das königliche Ohr gegen heilsame Rathschläge verstopft hatte, raffte plötzlich ein unverhoffter Tod die Urheberin des Unheils hinweg, worüber im Stillen eine unermeßliche Freude am Hof entstand; diese aber mußte bald einem Jammer, bitterer als der erste gewesen, weichen, als man sah welch eine wüste Krankheit die Seele des Königs befieng, so daß seine Leidenschaft nicht mit dem Tode erloschen, sondern selbst noch auf den scheußlichen Leichnam der Todten übergegangen war, den er, mit Balsam und Spezereien durchduftet, mit Edelsteinen überhäuft und in Purpur gehüllt, Tag und Nacht mit so kläglichen als brünstigen Umarmungen schmeichelte. Schaarenweise strömten zu dem liebsiechen Könige die Gesandtschaften der Völker und die Präfekten und Vorsteher der Provinzen; er aber blieb, keinem zugänglich, bei verschlossenen Thüren, jammervoll am Bette liegen, liebkoste den geliebten Leichnam, sprach mit seiner Freundin, als ob sie athmete, als ob sie antworten würde, vertraute ihr seine Noth, seinen Kummer, flößte ihr süße Liebesreden, nächtliche Seufzer, flößte ihr die steten Gefährtinnen der Liebe, heiße Thränen, ein — schauerlicher Trost in diesem Elend, aber der einzige den der sonst so weise genannte Fürst noch gelten ließ! Ich will verschweigen was die Sagen ausserdem berichten. Dazumal war am Hofe der Bischof von Köln, ein durch Heiligkeit ausgezeichneter Mann, der die erste Stimme im königlichen Rathe besaß; diesen jammerte seines Herrn, und da er sah, daß mit menschlichen Mitteln nichts geschafft werde, wandte er sich zu Gott mit unablässigem Gebet, auf ihn seine Hoffnung setzend, von ihm die Abwendung der Noth mit großen Seufzern erflehend. Nachdem er dies lange gethan und nicht müde werden wollte, ward ihm einst an einem Fest ein Wunder zu Theil: er hatte nach Gewohnheit geopfert und benetzte unter heißen Gebeten seine Brust und den Altar mit Thränen, da ertönte eine Stimme vom Himmel und offenbarte ihm unter der Zunge des Leichnams sei der Zauber verborgen, der den König seiner Sinne beraubt habe. Fröhlich vollbrachte er sein Opfer, eilte an die Stätte wo die Leiche war, und gieng, durch die allbekannte königliche Gunst berechtigt, ein; dort suchte er heimlich im Munde des Mägdleins, fand einen kleinen Ring, in den ein Edelstein gefaßt war, unter der kalten starren Zunge, und nahm ihn schleunig weg. Nicht lange darauf kam Karl herein, als er jedoch wieder an die geliebte Stätte eilen wollte, fuhr er plötzlich bei dem Anblick der mumienhaften Leiche zurück, schauderte vor ihrer Berührung und gebot sie alsbald wegzutragen und zu beerdigen. Nun aber zog es ihn ganz zu dem Bischof, ihm weihte er seine Liebe, seine Ehrfurcht, täglich schloß er sich enger an ihn an. Zuletzt nahm er nichts ohne seinen Rath mehr vor, und wollte ihn Tag und Nacht nicht von sich lassen. Als dies der redliche, besonnene Mann gewahrte, beschloß er sich der für viele wünschenswerthen, ihm aber lästigen Bürde zu entledigen, und aus Besorgniß, in fremde Hände gegeben oder in's Feuer geworfen, möchte der Zauber seinem Herrn Gefährde bringen, warf er den Ring in die Tiefe des benachbarten See's. Von nun an zog der König Aachen, eben damals der Sitz seines Hofes, den andern Städten vor; jener See war ihm das liebste auf der Welt, dort pflegte er zu sitzen und die Luft die aus den Wassern ihm die süßesten Düfte zuwehte, mit wunderbarem Entzücken einzuathmen. Zuletzt verlegte er seinen Königsitz dorthin und ließ inmitten des See's mit unermeßlichen Kosten eine Burg und ein Heiligthum erbauen, auf daß nichts Menschliches noch Göttliches ihn von da hinwegziehen könnte. Endlich beschloß er dort sein Leben und wurde daselbst bestattet, nachdem er zuvor die Anordnung getroffen hatte, daß seine Nachfolger in Aachen die Krone und Ernennung zum Kaiserthum empfangen sollten, ein Gesetz das heute noch dauert, und dauern wird so lange die Zügel des römischen Reichs in deutscher Hand verbleiben. —

Mitgetheilt von H. Kurtz.

*) Ausgeführt in Fouqué's und Laun's Wunderbuch.

O das war ein schöner Tag!

Von dem Undank tief ergriffen,
War mein Herz so bang und schwer;
Zehenfache Stimmen riefen
Neu mir meinen Jammer her;
Aber als des Abends Stille
Rings umher verbreitet lag,
Rief ich aus des Herzens Fülle:
O das war ein schöner Tag!

Traurend trug ich meine Klagen
Der geliebten Freundin vor:
Um mir helfen mitzutragen
Bot sie willig mir ihr Ohr.
Und als ich nun so am Abend
Wachend noch im Bette lag,
Dann, mich am Vergangnen labend,
Rief ich: Welch' ein schöner Tag!

Nein, nicht länger dauern konnte
Meines Herzens Bitterkeit,
Denn in ihrer Nähe sonnte
Es sich auf zur Heiterkeit.
Als ich es nun überdachte
Wie es oft so kommen mag,
Wie das Böse mir nun brachte
Einen, o so schönen Tag!

Wie sie so mit Engelblicken
Mir in's düstre Antlitz sah,
Um dem Gram mich zu entrücken,
Wenn auch Unrecht mir geschah.
O, wie ward ich da so heiter,
Als ich ihr im Arme lag!
Freud'ger schlug mein Herz und weiter,
O es war ein schöner Tag!

Wie sie mich so sanft umschlungen,
Wie das Herz am Herzen schlug,
O da fühlt' ich mich entrungen
Von der Erde niederm Trug!

Gern nun will ich wieder tragen,
Was auch weiter kommen mag,
Freudig werd' ich dann noch sagen:
O das war ein schöner Tag!

Hausen im Thale, Oktober 1839.

Anton Schlude.*)

Die treue Hand.

Nach einer schottischen Volkssage.

In der Halle seiner Väter, auf dem Felseneiland Jura, saß der greise Held Donal, den Blick auf das unendliche Meer gerichtet, in welches eben in blutrother Pracht die Sonne niedertauchte, während die Brandung, wie wogende Flammen, an das Klippengestade brauste, womit die Grundvesten der alten Burg verwachsen zu sein schienen. »Die Sonne hat ihre Bahn vollendet!« — sagte der Greis zu Malwina, seiner blühenden Tochter, welche in tiefes Sinnen verloren, über seinen Sitz gelehnt, schweigend bisher nach dem Ufer der nur einige Meilen entfernten Landzunge von Cantyre geschaut hatte, dessen schroffes Vorgebirge bereits in der Dämmerung zu verschwimmen begann. — »Auch meine Lebenssonne neigt sich ihrem Untergange zu; doch Heil mir! ich darf hoffen, daß ein langes Abendroth, rühmlicher Thaten Erinnerung, ihr folgen wird! Kredenze mir den Nachttrunk, meine Tochter, ehe wir die Halle schließen, und singe mir noch dein Lieblingslied zur Harfe, daß aus ihrem Nachklang liebliche Träume sich um mein Lager weben!«

Malwina bot ihm das kunstreich gearbeitete Trinkhorn voll schäumenden Methes. Doch ihre Hand zitterte und Thränen glänzten in ihren blauen Augen. — »Was ist Dir, Malwina,« rief Donal! »Du weinst? Welcher Kummer mag dein Herz drücken? Vertraue Dich deinem alten Vater, der sein Glück ja nur noch in dem Deinen sucht!«

*) Anton Schlude hat mir in seinem letzten Briefe vom 9. Dezember vorigen Jahres, die frohe Nachricht mitgetheilt, daß seine Verhältnisse sich in der letzten Zeit besser gestaltet haben; durch die Zusammenschüsse edler Menschenfreunde wurde ihm in seiner Heimat ein Häuschen mit einigen Morgen Ackerfeld und Garten angekauft. Er hat so eben an den Edlen J. v. Wessenberg das Manuscript zu einem zweiten Bändchen Gedichte abgeschickt, welche in Constanz gedruckt werden sollen.

Der Redakt.

Wortlos, nur mit einem tiefen Seufzen, deutete Malwina nach Cantyres Küste hinüber.

»Ich verstehe Dich, meine Tochter,« — sagte Donal. — »Die Werbung der beiden feindlichen Brüder aus Cantyre um deine Hand, das ist's, was dein Gemüth so sehr beklemmt. — Daß Du den wilden, aufbrausenden Coll hassest, aber auch mit welcher Liebe dein Auge an dessen Bruder hängt, der freilich sanfter ist. Nichtwahr, ich täusche mich nicht?«

»O mein Vater! Ja, Coll, der grausame stolze Mann war mir von jeher ein Abscheu! Längst gehört mein Herz seinem Bruder Mac Angus, dessen Heldengröße von keinem der Flecken verdunkelt wird, die an Colls Tapferkeit haften.«

»Sei getrost, Malwina,« — sprach der Greis, indem er freundlich ihre Hand ergriff. — »Deiner Wahl soll kein Zwang angethan werden. Auch mir ist der sittigere Mac Angus als Eidam willkommener. Aber abweisen können wir den Coll nicht, ohne die ganze Rache seines Klans auf uns und auf seinen minder mächtigen Bruder zu laden. Wir müssen ein Gottesurtheil entscheiden lassen! Du magst bestimmen, auf welche Art es vor sich gehen soll, durch Zweikampf, Loos, oder sonst irgend ein Zeichen?«

Malwina war eben im Begriff zu antworten, als sie sich plötzlich leise von hinten umschlungen fühlte. Mit einem dumpfen Schrei fuhr sie auf und erkannte ihren Mac Angus, der von der Dämmerung begünstigt, herübergeschifft und heraufgeschlichen war. Sich auf ein Knie vor Donal niederbeugend, bat er in glühenden Worten nochmals um die Hand der Geliebten! — »Gib mir deine Tochter, Held Donal! Ich beschwöre Dich, stoße mich nicht zurück, weil mein Bruder ein reicherer und gewaltigerer Häuptling ist, als ich! Malwina würde mit ihm unglücklich sein — die Stunde drängt — vielleicht hat Coll meine Abfahrt schon bemerkt und verfolgt mich — segne mich als deinen Sohn und dieser Talisman wird mich unüberwindlich machen!« —

»Er kommt, er kommt, Unglücklicher, flieh oder verbirg Dich! So eben landet Coll mit einem Theil seines Klanes dort unten. — O mein Vater! rette Mac Angus« — schrie Malwina, die bisher ängstlich nach dem Strande geblickt hatte, und sank fast bewußtlos auf die Bank am Söller nieder.

»Coll wird das heilige Gastrecht in meiner Burg nicht verletzen,« — rief der Greis, mit blitzendem Auge sich erhebend, und ruhig nach der Pforte schreitend, vor der bereits das Waffengerassel der Heraufsteigenden erscholl. Ihm folgte Mac Angus, den blanken Stahl geschwungen, nachdem er vorher mit dem Hifthorne seiner auf der andern Seite der Burg im Hinterhalt aufgestellten Mannschaft das Losungszeichen gegeben, sich bereit zu halten, beim zweiten Rufe heraufzustürmen.

Schäumend vor Wuth, stürzt Coll mit seinem Klane herein, dessen rothe Tartane schauerlich im grellen Fackelscheine leuchten, und mit den Worten: »Und diesem Heuchler willst Du deine Dirne geben, Donal?« dringt er auf den Bruder ein, der, den Rücken an eine Säule gelehnt, sich mit dem Schwerte deckt. — »Halt an und schäme Dich Coll!« — rief Donal, voll Majestät ihm entgegentretend. — »Bist Du ein Räuber, ein Ehrloser geworden, daß Du auf solche Weise ein friedliches Haus überfällst und die heilige Gastfreundschaft so schmählich verletzest? Nochmals, schäme Dich! Fünfzig gegen Einen! Wessen beschuldigst Du denn deinen Bruder? daß er hier bei mir ist? Bist Du mir nicht eben so willkommen in meiner Halle und an meinem Herde, wie er, oder maßest Du Dir ein größeres Recht darauf an, als er? Ist solche kleinliche Eifersucht eines Helden würdig, und gar noch zwischen Brüdern?«

Glühend vor Scham und sich in die Lippen beißend, stund Coll stille und nach dem Boden starrend, sprach er mit fast tonloser Stimme: »Und warum hat sich Angus noch bei spätem Abend hiehergestohlen, wenn nicht Malwina's Entführung in seinem Werke lag? War es ihm nicht genug, daß er heute Morgen in Gemeinschaft mit mir um die Hand deiner Tochter warb; mußt' er noch das Dunkel der Nacht wählen, um mich hier auszustechen?«

»Ich bin Dir keine Rechenschaft über meine Handlungen schuldig, — »nahm Angus mit würdevoller Stimme das Wort, »hättest Du gleiche Absicht gehabt, noch diesen Abend ganz allein herüberzuschiffen, ich würde Dich ja nicht zurückgehalten haben; aber ich glaube, Jedem steht es frei, sein Glück auf eigene Faust zu versuchen, und dieses Rechtes hab' ich mich bedient, so wenig ich es Dir verwehrt haben würde.

»Du mir Etwas verwehren?« — höhnte Coll — »womit? mit deiner Handvoll hungriger Vasallen gegen eine Schaar wie die Meine?«

In Mac Angus Hand zuckte die Klinge, doch Donal hielt ihn zurück: »Bedenkt, daß ihr Brüder seid! Bedenkt, welche Pflichten Euch ohnedies die Ehre eurer Geburt, die Würde eures Stammes auflegt. Wenn Einer schwächer ist als der Andere, ist er deßwegen persönlich geringer vor ihm? Verdient er nicht gerade deßwegen mehr Achtung von ihm, wenn er dennoch sich in allen Fällen als ein Held bewährt hat? Versöhnt Euch, meine Freunde! Beide seid Ihr mir als Gäste gleich lieb und werth, schon um dessentwillen möchte ich keinem vor dem andern als Eidam den Vorzug geben. Die Gottheit mag morgen zwischen Euch entscheiden. Kehrt diese Nacht friedlich nach Cantyre zurück. Morgen früh aber, im Augenblick, wo

die Sonne sich über das Gebirg erhebt, besteige Jeder einen Kahn und steuere hieher! *Wer dann von Euch beiden zuerst mit seiner Hand Malwinas Gewand berührt* — dessen Gattin soll sie werden. Ihr seid beide gleich gute Ruderer. Keiner hat vor dem andern etwas darin voraus — eure Mannschaft mag als Zeuge in den größern Schiffen nachfolgen. Ist's Euch genehm, meine jungen Helden?«

»Es sei« — antworteten beide und reichten sich zur Bekräftigung die Hand. — »Und ich schwöre« — setzte Coll, gleichsam um seinen vorigen Jähzorn wieder gut zu machen, hinzu — daß, wenn auch die Entscheidung nicht zu meinen Gunsten ausfallen sollte, ich doch niemals den geringsten Groll darüber meinem Bruder nachtragen werde. Ist Malwina zufrieden?«

»Ja! das Götterloos mag das Urtheil sprechen« — flüsterte diese, ohne sich jedoch einer heimlichen Bangigkeit erwehren zu können — »und Euch, Coll, meinen Dank insbesondere für die nachträgliche Versicherung. Solch ein Benehmen ist eines Ehrenmannes würdig.«

»Rufe deine Leute herauf, Mac Angus!« bat Donal! — »damit der Becher noch vor der Rückfahrt die Versöhnung der Partheien kröne.« Auf einen Wink füllte sich der Saal auch mit dem andern Klan, das mächtige Trinkhorn gieng in die Runde, Friede ward auf Donals Schwerdt feierlich beschworen und nach kurzem Abschiede hörte man die Schiffe der beiden Brüder in vollster Eintracht vom Ufer stoßen, und mit beflügelten Segeln die schäumenden Fluthen gen Cantyre durchschneiden. Voll ängstlicher Ungeduld, zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, wachte Malwina den Morgen heran, sich immer die noch heimlich ihr zugeflüsterten Worte des Geliebten wiederholend: »Sei gewiß, meine *treue Hand* wird Dich zuerst berühren!«

Der erste Strahl der Sonne verklärte Malwina's holde Gestalt, die an der Seite des Vaters, in Begleitung ihres ganzen Klanes, am Landungsplatze nächst der Burg mit klopfendem Herzen den Schiffen entgegensah, deren weiße Segel bereits in der blauen Ferne sich zeigten. Der Himmel war so blau, die Luft so klar, wie nur selten in jenen nordischen Regionen. Die frische Seeluft spielte mit Malwinas goldenen Locken, als wollte sie alle Besorgnisse des lieblichen Kindes hinwegflüstern, immer näher flogen die Schiffe heran, man bemerkte deutlich, wie die Kähne herabgelassen wurden eine dunkle Gestalt in jeden derselben stieg und rüstig das Ruder zu schwingen begann. — »Nun beginnt die Wettfahrt,« riefen die Zuschauer am Ufer. »Sie sind nur noch eine halbe Meile von hier, seht, seht, wie Einer den Andern zu überflügeln sucht! Seht, nun ist Coll voran mit seiner rothen Flagge, und nun wieder Mac Angus mit den blauen Wimpeln, wehe! wenn jener siegte; denn er ist wild und grausam. — Möge der Himmel dem Mac Angus beistehen! Der verdient unsere Herrin eher, denn er ist schön, tapfer und gut zugleich!«

Indessen lehnte Malwina, bleich wie der Schnee, an des Vaters Seite, bald zitternd seinen Arm umschlungen haltend, bald fest ihn an sich drückend, je nachdem ihre Gefühle hin- und herwogten, wenn der eine oder der andere Kahn den Vorsprung hatte. Nun konnte man schon deutlich die stattliche Rüstung der beiden Schiffer unterscheiden. — »Fasse Dich, meine Tochter!« sagte Donal! — »Du bebst ja wie vom Winterfrost geschüttelt! Noch ist nichts verloren. Die beiden Kähne sind schon wieder auf gleicher Linie! Sieh! nun ist wieder Mac Angus voran und schwingt begrüßend sein Schwert uns entgegen! Ei! Nun ist wieder Coll der Vordere, auch seine Klinge blitzt uns im Morgenglanze zu!«

»Weh mir« — weinte Malwina, das Antlitz an des Vaters Brust verbergend — »er kommt ihm zuvor! Angus vermag ihn nicht wieder einzuholen, der Raum ist schon so weit! Weh mir! ich bin das unglückseligste Geschöpf!« — »Muth liebes Kind,« tröstete Donal — »Sieh nur, Angus hat ihn beinah schon wieder erreicht — Blick empor, die Liebe leiht ihm wieder neue Kraft!«

Und wirklich schien das Glück nochmals Angus zu lächeln. Bald war er wieder so weit voran wie Coll, schon war er um eine ganze Bootslänge näher dem Strande, donnernd wichen die Fluthen seines Ruders gewaltigen Schlägen — nur noch eine kleine Strecke und das Ufer war gewonnen. Jubelnd klatschte das Volk ihm Beifall zu — da schien es, als habe Coll bisher nur seine wahre Kraft gespart und seine Schadenfreude auf den höchsten Punkt steigern wollen, denn mit Riesenstärke peitscht er nun die schäumende Brandung zurück, in einem Augenblick ist Angus eingeholt und überflügelt, — im nächsten Augenblick hat er den Strand erreicht.

Ohnmächtig sinkt Malwina in des Vaters Arme, doch während Coll hohnlachend den Kahn an den Kettenring des Ufers befestigt, legt Mac Angus, der nur um einige Schritte weit zurückgeblieben, das Ruder quer über die Borde seines Fahrzeugs, stützt die linke Hand darauf, schwingt das leuchtende Schwert, trennt mit einem Hiebe dieselbe vom Arme, faßt sie bei den Fingern und schleudert sie der bewußtlosen Malwina auf den Schooß, noch ehe Coll ihr *Kleid zu berühren* vermocht hatte.

Allgemeiner Aufschrei des Entsetzens und der Bewunderung!

Mac Angus stürzt seinem Bruder nach ans Land, mit dem blutenden Stummel stößt er ihn von Malwinas Seite hinweg, hebt die hingeworfene Hand hoch empor und ruft frohlockend: »Ihr Alle seid Zeugen, daß diese abgehauene Hand zuerst Malwinen berührte! Donal entscheide, wer hat gesiegt?«

»Die treue Hand hat gesiegt!« — stammelte Donal tief erschüttert. — »Meine Tochter gebührt nur Dir allein! Du hast die Braut um einen schweren Preis errungen!« — Zähneknirschend, staunend und beschämt eilt Coll zurück, besteigt seinen Kahn und rudert wieder seinem Schiffe zu. Angus aber, nach verbundenem Arme, sucht sie mit heißen Küssen, mit den süßesten Namen, wieder in's Leben zu wecken; der Hauch seiner Liebe löst ihren erstarrten Athem wieder, sie erwacht, und sinkt unter dem Jubel des Volkes sprachlos an den Busen des Geliebten. Der greise Donal segnete das schöne Paar unter rollenden Thränen feierlich ein und sprach:

»Durch welch ein Unterpfand könnte besser das Glück eures Bundes verbürgt werden, als durch das Opfer solch' einer treuen Hand?«

August Palmer.

Ungedruckte Sonette *)

aus Ehrenfried Stöber's Nachlasse.

1.

Vergebens streb' ich wider, Freund, der Böse,
Dem ach kein erdgeborner Mensch entflieht!
Faßt mich am Schopf und heischt ein Klingellied.
Ein Klingellied von deinem Freund? aus Dieuze?....

Vergib! die schicksalsschwangern Salzquelldüfte,
Die mitternächtlich hell sich sonnan drehn,
Erbeben mich mit mystisch-süßem Wehn
Auf in des Wahnsinns heitre Zauberlüfte.

Es perlt der Wein im Glanz der ew'gen Lichter,
Wo Hebe mild den Riesen Goliath küßt,
Und Ariadne sich und Pompadour begrüßt;

Und laut ruf' ich im Lorbeerkreis der Dichter,
Als ob ich Mammouth's Flötenstimme hätt':
Liest Welten, liest! auch hier ist ein Sonett.

2.

Ich irr' umher in sündhaft-frommen Träumen,
Geschehen ist der erste Klingklingknall!
Wir ist zu Muth, wie nach dem Sündenfall
Einst Adam'n war in Edens grünen Räumen.

Ein milchweiß Licht hellt meiner Seele Dunkel,
Fahr' hin du schnöder Werkeltagsverstand!
Mein Seelensittig rauscht am Indusstrand
Und mein Gedanke forscht nach dem Karfunkel.

Karfunkel! o Karfunkel laß dich finden!
Karfunkel! o Karfunkel! hehrer Stein!
Wann werd' ich deiner Götternäh' mich freu'n?

Mein heißes Sehnen gleicht des Weltalls Winden,
Die süd- sich, ost- und nord- und westwärts drehn,
Mein Sein ist nun ein ew'ges Untergehn.

3.

Des Himmels Sterne blühen mir im Busen,
Der alte Syrius zapft das Herzblut mir,
Milchstraßen hauchen sanfte Liebesgier,
Im Nonnenschlei'r umtanzen mich die Musen.

Und aus des Klosters dunkeln Sarkophagen
Entsteigt ein grauer, zarter Eulenton,
Die Geister wehn, es heulet Absalon
Und Kain brüllt hinein in seine Klagen.

Und Rosenkränze winden um die Finger
Sich, mahnend mich an Salems goldne Stadt,
An Abrahms Söhn' und ihre Bundeslad'.

Ich flüchte mich zum Reihn der heil'gen Ringer,
Im Templerchor erprobet sich mein Muth,
Und Ströme ziehn und wirbeln Türkenblut.

4.

Wo weilst Du, Freund? herauf zu meiner Seite!
Laß ab von dem was klug der Kluge nennt,
Wer einmal nur für Bedlams Größe brennt,
Verliert sich gern in seiner Nebel-Weite.

*) Dem Literaturkundigen wird es sogleich klar werden, daß die hier mitgetheilten Sonette eine Satyre auf die Ausschweifungen der damals in Flor stehenden romantischen Schule und deren Jünger sind, die besonders auch im Klingkling-Almanach gerügt wurden. Mein seliger Vater ehrte das Frische, Innige, Gemüthliche und Warme der romantischen Schule, konnte sich aber mit dem Nebelhaften, mit den oft kindischen Spielereien derselben nicht befreunden. A. St.

Hörst Du ihn nicht den Meßgesang der Sphären,
Wie er sonettenmäßig klingt und klingt?
Sieh den Comet wie er romantisch springt,
Voll heil'ger Wuth sein Dasein aufzuklären.

Herauf! herauf! im Götterhain darf sitzen,
Wer selbst sich Himmel schafft und setzt und reimt,
Wer voll Begeisterung in zarten Stanzen schäumt.

Herauf! herauf! und durch des Himmels Ritzen
Laß Opium uns zur Erd' statt Manna streun,
Und mit Sankt Görres uns der neuen Lehre freun.

Irenæimos *) Argentoratensis.

Brief-Reliquien von Lehne.

1.

Neapel, den 27. März 1797.

Lieber S.

Heute empfieng ich deinen Brief vom 8ten dieses, der mir viele Freude machte, weil er ganz unerwartet ankam. Ich habe mich, wie Du siehst, um einige hundert Stunden weiter von Dir entfernt, und befinde mich nun im Elisium der Alten, am Fuße des herrlichen Pausilippo (als Grieche wirst Du die Schönheit dieses Namens einsehen), athme die ätherische Luft dieses reinern Himmels, und alle trüben, nördlichen Ideen fliehen, wie die Eulen am Tage, meine heitere Seele. Hier, lieber Freund! ist unser guter Ossian ein lästiger Gast, der selbst für die Ufer des düstern Averner-Sees ein allzu sauertöpfiger Bewohner wäre. Doch ich will nicht den Esel am Schweife zäumen, wie Freund Sancho weislich mißräth, sondern Dich erst mit dem Vergangenen bekannt machen, ehe ich vom Gegenwärtigen rede.

Am 16ten dieses habe ich Genua verlassen; dieses wirst Du aus einem französischen Briefe, den ich einige Tage zuvor an Dich abschickte, und dessen Korrektheit nicht tadellos der Unsterblichkeit entgegenstrahlt, wie dein Genisch den sehr korrekten Wunsch hegt, ersehen haben. Das ragusanische Schiff, auf dem ich mich befand, verließ mit gutem Wind um ein Uhr den Hafen, und ich hatte also das Vergnügen das schöne amphitheatralische Genua von der Meerseite zu betrachten. Je weiter ich mich entfernte, desto malerischer wurde der Anblick der zwanzig Meilen weit mit Landhäusern übersäten Hügel. Gegend Abend passirten wir Porto fino, ein reizendes Vorgebirg, und segelten immer in mäßiger Entfernung dem Golfe della Spezia zu, den wir auch in der Nacht erreichten. Als wir aber auf seiner Höhe anlangten, entstand plötzlich eine Windstille; die Segel fielen schlapp an die Maste, das Meer war spiegelhell, und wir rückten bis Nachmittag nicht von der Stelle. Die weit in die See sich erstreckenden Klippen des Golfs, die sich in der Ferne verlierenden Felsengestade von Toskana, die im Hintergrunde hoch emporragenden, mit Schnee bedeckten Appeninnen gewährten einen interressanten Anblick. Aber am andern Morgen, als wir die Insel Gorgona vorüber waren, genossen wir einen weit schönern. Zu unserer Rechten lag uns sehr nahe das felsigte Capraia, der letzte Rest der genuesischen Herrschaft im Mittelmeere, zur Linken sahen wir die ganze korsische Küste von Capo Corso bis Bastia. Wir konnten die Häuser auf den Hügeln unterscheiden, obschon sie in ziemlicher Entfernung waren. Vor uns lag die große, schöne Insel Elba, in blauer Ferne der hohe Monte Christo. Als wir Elba passirt waren, erhob sich in der Nacht ein kleiner Sturm, der aber sich bis gegen Mittag legte. Ich hatte während desselben von der Seekrankheit sehr zu leiden. Am folgenden Nachmittag erreichten wir die Höhe von Civita vecchia, am nächsten Tage die von Ostia. Wir schifften ziemlich nah am Lande hin und konnten sehr gut die Hügel von Rom und des horazischen Tivoli's betrachten. Wäre die Ferne nicht von Dünsten etwas verdunkelt gewesen, so hätten wir die Kuppel der Peterskirche sehen können, die sich wie ein Fels aus der Ebene erhebt. O warum hatt' ich nicht Flügel, um mich nach dem unsterblichen Monumente der Kunst hinüber zu schwingen, und in den Ruinen des Kapitols, dieses Heiligthums der menschlichen Größe, dem Andenken der Edeln zu huldigen, die ich schon als Knabe bewundern mußte. Wir segelten der Insel Ponza und dem Vorgebirg Circello zu, das sich in blauer Weite kaum unterscheiden ließ; aber als die Nacht einbrach, erhob sich stärker und immer stärker der Wind; wir wurden genöthigt das hohe Meer zu suchen; die Wogen schlugen bis über Bord; das Knarren der Segelstangen und Maste, das Geräusch der Wellen, das Zischen des Windes, das Lärmen der Matrosen, das Wehklagen der Weiber, alles dies verscheuchte den Schlaf. Doch war ich dabei ruhiger, als ich mir selbst zugetraut hätte, und entschlummerte sogar gegen Morgen. Der Sturm wüthete den ganzen folgenden Tag und die Nacht fort. Als er vorüber war, näherten wir uns dem Lande und befanden uns bald in der Nähe der Insel Ischia, in der Einfahrt des Golfs von Neapel. Der Tag war heiter, der Wind vortrefflich. Ich sah die Sonne sich hinter dem Vesuv

*) Ehrenfried.

entverschwungen, zur Seite lag der schöne Golf von Gaëta, vor uns das misanische Vorgebirg, zur Rechten Ischia und Procida, in der Ferne das felsigte Capri, durch Tibers Schande berühmt. Wir kamen näher. Der Golf von Baja öffnete sich. O welch ein Land, welch ein Himmel, welch ein Meer! Ich wundere mich nicht, daß hier ein Cicero, ein Virgil hausten; aber daß man ein Elisium bewohnen, und wie Tiber noch Tyrann sein kann, das begreife ich nicht. Die Einfahrt in den Golf von Neapel an der malerischen Insel Procida und dem romantischen Pausilippo vorüber hat etwas unbeschreiblich Reizendes. Die Stadt liegt im Hintergrunde, auf der einen der Seite am Nachbar Somma, auf der andern Seite von diesem aus, erstreckt sich das schöne mit Landhäusern überdeckte Vorgebirg Massa in die See. Dieses ganze Ufer ist gleichsam nur eine Stadt, deren weiße Gebäude ohne Dächer den Anblick außerordentlich verschönern. Ich habe vergessen zu sagen, daß wir in der Nähe von Gaëta von einem französischen Kaper angehalten wurden, der unsere Papiere untersuchte, zum Glück aber nicht an Bord kam, denn sonst hätten wir bei acht Tage quarantaine halten und das Schiff hüten müssen. Am 20sten betrat ich endlich das Land. Ich will das Wenige, was ich schon gesehen habe, kurz zusammenfassen. Die Grotte von Pausilippo oder Pozzuoli, ein Werk der Römer, verdiente meine ganze Bewunderung. Sie geht eine Meile unter diesem Hügel fort, ist außerordentlich hoch, und so breit daß zwei Wagen bequem ausweichen können. Über ihr liegt das Grabmal Virgils, das ich heute besucht habe. — Von einem alten Lorbeer überschattet, bedarf es keines andern Schmucks. Nicht weit davon, auf dem Platz Villa reale, steht der Farnesische Stier, ein Meisterwerk aus den schönsten Zeiten der griechischen Kunst. Auch die alte egyptische Statue des Nils, wovon in den Tuillerien zu Paris eine Kopie steht, habe ich unvermuthet gefunden. Morgen eile ich nach Pozzuoli, wo beinahe eine Stadt von Ruinen römischer Tempel zu sehen ist. In den Theatern werden Oratorien gegeben, bis die Fasten vorüber sind. Ich habe die berühmten Dotti und David, den ersten Tenoristen Italiens gehört, auch einem Privat-Concerte beigewohnt, in dem der Violinist Olivieri die Haydn'schen Harmonien spielte. Du magst zusehen, wie Du diesen eiligen Brief entzifferst, ich habe deren noch mehrere zu schreiben; ich werde ihn offen an Hr. Haas nach Basel schicken, der vielleicht Mittel findet, Dir ihn sicherer und schneller als die vorigen zu überschicken. Empfehle mich deinen Eltern und Geschwistern, und erinnere meine Freunde an mich. Herrn Pfeffeln werde ich schreiben.

Lebe wohl.

Ich küsse Dich brüderlich. Dein Lehne.

2.

Rom, den 29. April 1797.

Du siehst aus der Ueberschrift, lieber Freund, daß ich in dieser Hauptstadt der Erde angekommen bin, und wenn Du meinen Brief von Neapel, den ich an Herrn Haas in Basel adressirte, empfangen hast, so weißt Du, welchen Umweg ich genommen habe, um dieses Ziel aller Italienwanderer zu erreichen. Neapel ist kein Aufenthalt für Leute, denen nicht die schmählichste Sklavengesinnung zur Natur geworden ist; denn dort traut der Bruder nicht seinem Bruder; man öffnet in allen Gesellschaften mit Zittern den Mund, und ist sehr froh, wenn man einige gleichgültige Wörter zusammengerafft hat, die eben weil sie geistlos sind, dem Sprecher nicht gefährlich werden; denn überall ist der Einwohner mehr als der Fremde von Spionen umgeben, und Tausende schmachten in der Bastille St. Elmo wegen einem unvorsichtigen Gespräche. Wenn ich den Despotismus nicht haßte, so würd' ich ihn dort hassen gelernt haben, und das um so mehr, weil er in dem schönen Lande so gräßlich gegen den Willen der Natur absticht, die es zum Genuß ihrer besten Freuden bestimmt zu haben scheint. Nachdem ich die Ruinen von Pozzuolo, Cuma, Baja und Miseno, die verschütteten Städte Herculanum und Pompeji, das berühmte Museum von Portici, Capo di monte u. s. w. gesehen hatte, nahm' ich meinen Weg durch die paradiesischen Thäler von Capua, mola di Gaëta und Fondi nach Terracina, passirte die pontinischen Sümpfe, und kam längs den volscischen Bergen über Albano hier am 10. dieses glücklich an. Mein erster Gang war nach dem Capitol und dem alten Forum, wo Du jetzt statt der Stimme eines Cicero, — Ochsen brüllen hörst, wo Du statt den triumphirenden Zuge der Legionen, — Schwärme von Mönchen siehst, wo im Tempel des Jupiter feretrius nicht die Trophäen eines Camillus Cincinatus oder Scipio, nein! die Fahnen heiliggesprochner Capuziner hangen. Wenn einer dieser Helden aus seinem Grabe auferstünde, er könnte diesen Anblick nicht mit einer schmerzlichern Empfindung sehen, als die Meinige war. Täglich wandere ich seitdem in den Ruinen des alten Roms, ohne jedoch die Seltenheiten des neuen zu vergessen. Alles was ich sehe, wird genau aufgezeichnet, um nach meiner Zurückkunft mit Dir eine Gedankenreise zu machen, die zwar nicht so viel reellas, aber auch nichts beschwerliches hat. Gestern saß ich in der schönen Villa Borghese, an dem Orte, wo Göthe seine Iphigenie vollendet hat. Es ist ein halber Zirkel von Bäumen, deren Ende an eine Mauer stoßen, in der zwei Fenster angebracht sind, aus welchen man die reizendste romantische Aussicht nach dem Tiberthal und dem Monte mario hat,

wo die hohen Zypressen und Pinienhaine sie begrenzen. — Auch hab ich die trajanische Colonne erstiegen, und den Namen W. S. provisorisch neben den Meinigen geschrieben. Die Peterskirche übertrifft an Pracht alles, was die üppigste Fantasie sich denken kann. Ich habe am Abend des Charfreitags das große Kreuz illuminirt gesehen, ich werde diesen Anblick nie vergessen. Beinah den ganzen Abend wandelte ich am Denkmal Clemens XIII auf und ab, welches mir wegen einer Figur des Genius des Todes, eines schönen Jünglings, der seine Fackel löscht, und welcher in dem malerischen Halbdunkel da lag, besonders merkwürdig ist; denn ich liebe diese reizende griechische Idee des Todes, eben so sehr, als ich die übrige von dem Gerippe mit dem Stundenglas abscheulich finde. — Was soll ich Dir von Raphael, Guido Reni und Michel Angelo sagen? daß die Sprache für die Schilderung ihrer Meisterwerke keine Worte hat. Den Apollo und Laokoon hab' ich nicht mehr gesehen. Sie waren schon nach Paris abgereist. Aber die prächtige Verklärung auf Tabor von Raphael traf ich noch kurz vor dem Einpacken an. Genug von Kunstwerken, die über jede Beschreibung erhaben sind.

Auch von der Peterskirche getrau' ich mich nicht, Dir etwas mehr zu sagen. Ich habe ihre Kuppel und sogar den Knopf erstiegen, und mein Erstaunen, meine Bewunderung war grenzenlos, wie die Aussicht, die man darauf genießt.

Den 5. Mai.

Gestern war ich zu Tivoli, und noch glaub' ich das Geräusch des Anio zu hören. Wie er sich über Felsen in die Klüften des Neptun stürzt, wie er — doch ich will Dir, so viel mir möglich ist ein ganzes Bild von dem reizenden Tibur geben. Dieser Ort, wo Horaz, Catull und Properz die glücklichsten Tage verlebten, wo ihre Phantasie der Natur die erhabenen Bilder ablauschte, die ihre Leier besang, liegt auf der Höhe eines mit Olivenwäldern und Gärten bedeckten Berges, der sich nachbarlich zu einem andern biegt. Hinter der Stadt fließt der Anio majestätisch am Fuße eines andern höhern Berges bis in die Nähe des Tempels der Vesta, wo er sich theilt; den größern Arm bildet gleich dabei die große Cascade, und stürzt mit donnerndem Lärm in den Abgrund, wo er dem Auge in der Grotte des Neptun verschwindet, wo ewiger Schaum von Fels zu Fels, die in hohen Wölbungen da hangen und mit dem malerischen Grün bekleidet sind, in das romantische Thal fortrauscht, bis sich der andere Arm, der die Stadt durchflossen hat und die Cascatellen bildet, wie zwei langgetrennte Freunde mit stürmender Eile in sein Bette stürzt, etwas weiter unten die Cascatellen des Maecenas aufnimmt und so durch die wüste Ebene, in der Roms Größe begraben liegt, nach den sieben Hügeln fließt.

Den 4. Juni.

Ich erwarte vergebens eine Antwort. Deine mir bekannte Pünktlichkeit läßt mich vermuthen, daß mein letzter Brief nicht angekommen sey. Möge dieser glücklicher seinen Zweck erfüllen. — Ich lebe hier in Gesellschaft von Künstlern sehr vergnügt. Die letzten Tage des Mai's habe ich zu Albano an den romantischen Ufern des Lago di Castello zugebracht, und ich werde Morgen dahin zurückkehren, um eine Reise nach den Ruinen von Cora, Praeneste und Gabii zu machen. Ich habe den Monte cavo (ehemals Mons albanus) erstiegen und den Ort gesehen, wo im Tempel des latinischen Jupiters einst Marcellus triumphirte. Am Fuße des Bergs lag Alba longa, Roms Mutter. Frascati und die Reste des alten Tusculums habe ich auch besucht, so wie Marino, Grotta ferrata, Aricia und den schönen See von Nemi, einst Spiegel der Diana genannt. Alle Schönheiten, die ich da fand, lassen sich nicht in einem Briefe schildern.

Ich bin wegen dieses Briefs in einiger Verlegenheit, da meine Freunde in Genua durch einen dort ausgebrochenen Aufstand zerstreut sind, und ich nicht weiß, wohin ich ihn schicke, weil die Posten in die Weite sehr unrichtig laufen. Ich bitte Dich daher, mir sogleich Nachricht zu geben, ob Du ihn empfangen hast. Auch schreibe mir viel Neues aus meiner vaterländischen Gegend, und vorzüglich von Dir und deinen Liebschaften, sei's mit den Bewohnerinnen des Parnasses oder den Nymphen deines Landes. Die allgemeine Literatur-Zeitung hat mir die Ehre erwiesen, meine poetischen Versuche zu recensiren, und sie hat noch eine bessere Meinung davon als ich selbst. Du kannst Hrn. Trendel sagen, daß ich in die deutschen Journale einen Widerruf der Grabschrift des K. F. v. M. einrücken lasse, nicht weil ich überzeugt sei, die Unwahrheit gesagt zu haben, sondern weil ich glaube, daß es einem jungen Mann nicht zieme, sein Urtheil über einen Greis, so gerecht es auch sein mag, auf solche Art zu äußern.

Empfehle mich deinen Eltern und Hrn. Pfeffel. Ich kann mich nicht entschließen, ihm zu schreiben, weil ich nicht weiß, wo ich anfangen oder aufhören soll, und ich ihm nicht gern durch ein regelloses Gewäsch einen Augenblick rauben möchte, der vielleicht die Literatur um einen schönen Gedanken bereichert hätte. Du wirst mir aber die Regellosigkeit des gegenwärtigen Schreibens verzeihen; da Du so manche Augenblicke der Liebe opferst, kannst Du auch der Freundschaft einige gönnen.

Lebe wohl! Schreibe bald

deinem Sohne.

Das Mährchen vom Fürchten-Lernen.

Ein Schwank.*)

Das war der Schneider-Hans, ein lustig Blut,
Der sprach ein's Morgens: „Vater, seid so gut
Und hört mich eine kleine Weile an:
Hab' in der Welt mich tüchtig umgethan,
Das wißt ihr, Wandern war mein' Seligkeit!
Drum hatt' ich auch mein Bündlein stets bereit,
Und weiß auch wohl — ich sag' es mit Vergunst —
Ein Stücklein mehr als meine Schneiderkunst!
Im Singen thut's mir Keiner wohl voran,
Im Trinken steh' ich meinen besten Mann!
Doch, von den Wissenschaften die ich trieb,
Noch immer eine ungelernet blieb:
Die Kunst mich recht zu fürchten kann ich nicht,
Da brennt im Geist mir immer noch kein Licht.
Drum, Vater, laßt noch einmal mich hinaus,
Daß ich die schöne Kunst mir bring' nach Haus!“

„„Hat man einmal gesehen solchen Wicht?
Hans Dampf! Die Kunst verstand' ein Schneider nicht!
Wer muß mehr leiden denn gerad für das?
Furchtsamer Schneider und furchtsamer Has',
Das gilt,“ außer der Sippschaft, einerlei!““
So sprach der Alt', kopfschüttelnd, und dabei
Schlang er die Arm' kreuzweis, so wie die Bein';
Daß, wer ihn so erblickt im Morgenschein,
Ihn für eine lebend'ge Brezel nahm.
„Ei, ebendrum mir der Gedanke kam,“
Sprach Hans, „ich sei nicht würdig noch der Zunft,
Und hoffe daß nach meiner Wiederkunft
Nicht länger als die Henn' erschein' das Ei,
Und ich ein recht furchtsamer Schneider sei!“
— Und ob noch lang, kopfschüttelnd, beingeschränkt,
Der Alte sich die Frage überdenkt,
Der Bube läßt nicht nach: „Schickt mich hinaus!
Damit ich Furcht erlern' und Angst und Graus!“

„„Wohlan! Du weißt dein Oheim ist Herr Abt,
Als Kind hat er Dich oft im Arm gehabt,
Wenn ich zum Segen Dich ins Kloster trug
Und er das Kreuz ob deiner Wildheit schlug.
Dort in den Zellen und den Gängen gehn
Gespenster mehr als gern Du möchtest sehn;
Das Recht-Dich-Fürchten wird Dir dort nicht schwer,
Das Nicht-Dich-Fürchten aber desto mehr.
Beharrst Du drauf, so mach' Dich rüstig fort,
Vor Nacht erreichst Du noch die Klosterpfort'!““

Der Alte sprach's. Das Ränzchen ward geschnürt!
Hans eilt die Straß' die zu dem Kloster führt.
Sie zogen eben das Vesperglöckchen grad',
Als pochend er an's Pförtnerhäuschen trat.

Der Ohm empfing, wie's einem Abt wohl stand,
Mit Salbung unsern Mann, bot ihm die Hand,
Und fragt nach Vater, Mutter, Magd und Knecht;
Freut sich, da der Bescheid auf Alles recht,
Und setzt dem Wandrer aus dem besten Jahr
Voll Weins den größten Klosterbecher dar.
„Herr Ohm, erlaubt auf euer Wohlergehn!“
Sprach Hans, und trank bis er den Grund konnt' sehen.
„Das ist ein Weinlein! solches schlürft kein Mann
Wohl auf zehn Stunden in die ganze Rund'.
Und weil der Wein erschließt das Menschenherz,
So will ich gleich entdecken meinen Schmerz.
Vergebens macht' ich nicht zu Euch die Reis',
Das Lernen sei des Aufenthaltes Preis!
Wißt nur, woran's mir einzig noch gebricht:
Die Kunst mich recht zu fürchten kann' ich nicht.“

Der Abt, ein lust'ger Kauz, spricht: „„Ist's nur das?
Da kann geholfen sein! Doch mich' der Spaß
Dich noch gereu'n, denn sinn' auf dein Begehr',
Man trägt so viel man kann, mehr ist zu schwer.““
„Sagt nur die Prob', ich will sie schon bestehn,
Herr Ohm, Ihr sollt in mir kein Feigherz sehn!“
„„Wohlan, ruh' heut' von deiner Wanderung aus,
Und morgen Nacht verkehr' mit unserm Graus!““

Hans schlief bis weit zum hellen Tag hinein;
Vergnügt sich dann bei guter Speis und Wein,
Daß ihn's nicht wundert mehr wie rund, gesund,
Vor ihm ein jeder Klosterbruder stund.
Doch wie zu später Nacht die Mönche gehn,
All' in die Zellen, bleibt der Abt noch stehn.
„„Nun, Hans, das Fürchtenlernen? ist's dein Ernst?
Jetzt, oder nie, Du diese Kunst erlernst.““

*) Nach einer Volkserzählung, deren ich mich aus meinen Kinderjahren erinnere. Der Verf.

Bleib' hier im Refektorium allein,
Du wirst um Mitternacht bald in Gesellschaft sein!««
Hans winkt dem Ohm; der geht, und lachend trinkt
Das Restchen er, das noch im Glase blinkt.

Zwölf Schläge tönen dröhnend, hohl und bang:
Lebendig gleich wird's draußen auf dem Gang;
Die Thür fliegt auf und zwölf Gerippe fahl
Die Särge tragend, klappernd, in den Saal.
Schnell ist der Raum von Tisch und Bänken leer,
Und Kegel setzen die Gerippe her;
Gesetzt; die Spieler stellen sich in Reih'n,
Und Jeder wirft mit seinem Schädel drein.
Hans sieht das Ding sich so ein Weilchen an,
Darauf spricht er: »Kenn' mich auch auf mancher Bahn.
Ihr Herren, vergönnt, ich setze mit Euch ein,
Doch kann mein Schädel keine Kugel sein,
Was mancher er gewachsen fest und gar,
Und ihr vermacht ein knorrig Todtenbaar!
Drum, kommt mein Wurf, dann, aus Gefälligkeit,
Halt Einer mir nur seinen Kopf bereit.«
Es nicken die Gerippe klappernd: Ja!
Und Hans steht in den Reih'n stets lachend da.
Es ist ein Rappeln, Klappern, Rollen toll,
Bis daß der Hahn kräht: eure Zeit ist voll!
Da rappeln, klappern wieder aus dem Saal
Die zwölf Gerippe dürr und knochenkahl;
Und Hans ermüdet streckt sich auf den Tisch,
Und schnarcht in tiefem Schlaf sein Tänzchen frisch.

»Herr Ohm,« spricht er beim Morgenimbs, »habt Ihr
Für mich kein anderes Schreckgespenst hier,
So lohnt sich nicht der Müh' zu Euch die Reis',
Und ich verdien' auch keinen Siegerpreis.«
»»Du bist ein Prahler, Hans, und schwätz'st selbst',
Laß sehn! gib Du heut' Mitternacht die Müh',
Und läut' die große Glock' im ebnen Gang
Nur ein ganz kleines Viertelstündchen lang;
Besteh'st dies zweite Pröbchen Du so gut,
Dann halt' ich etwas mehr auf deinen Muth!««
Der Oheim spricht's. Mit Ungeduld harrt Hans
Auf Geisterstund' und neuen Geistertanz.

Noch rückt der Zeiger nicht; in tollem Lauf
Will schon der Held die Treppen rasch hinauf,
Doch geht's so schnell nicht, denn — im Leichhemd liegt
Auf jeder Stuf' ein Todter eingeschmiegt.

»Ist das der Spuk? Herr Ohm, wißt Ihr nicht mehr?
So ist zum Gehen gewaltig leer!«
Und Einen nach dem Andern packt er an,
Und trägt laut lachend sie die Trepp' hinan.
Der Glocke Seil hängt an der Decke fest,
Doch Hans sich glücklich in der Kirche setzt;
Er baut von seinen Todten alsogleich
Zum Glockenseil empor sich eine Steig'.
Hoch oben drauf steht er, und zieht mit Lust;
Die Glocke dröhnt aus wildbewegter Brust.
So mächtig klingt das Geläut durch's Haus,
Daß jedes Mönchlein zu der Zell' heraus
Im Hemde eilt, sich kreuzend, blaß und bleich.
»Ei, spukt denn heut das ganze Geisterreich!«
Hans steht, ein Sieger, auf dem Leichenhauf',
Und bricht in schallendes Gelächter auf;
Nimmt von den Todten Einen, da und dort,
Und wirft sie auf die bleichen Mönchen fort.
»»Hans, bist Du toll?«« glüht schäumend voller Wuth
Der Abt, »»laß ab! laß ab, Du lustig Blut!««
»»Nun, weil Ihr wollt, Herr Ohm! Doch frisch bekannt,
Daß ich das zweite Pröbchen auch bestand!«

Der Abt frühmorgend zu geheimem Rath
Die Klosterbrüder all' beschieden hat.
»»Was fangen wir mit solchem Wildfang an!
Der ist mit allen Geistern nicht zu fahn.
Laßt sehn, ob wir ihm kühlen nicht das Blut,
Und etwas legen seinen stolzen Muth!
Er sei heut' Nacht, von uns, im Saal versteckt,
Mit Ruthenstreichen aus dem Schlaf geschreckt.««

Hans liegt in weichen Pfühlen hingestreckt:
Da naht ein Mönch, der leis ihn aufgeweckt
Und führt mit hölz'gem Arm drei Ruthenstreich.
Hans packt den Mann und wirft ihn alsogleich,
Rund wie er ist, zum Fensterlein hinaus;
Legt sich zurück und schnarcht, daß bebt das Haus.
Ein zweiter Mönch naht sacht sich auf den Zeh'n —
Gut' Nacht, Herr Pater! 's ist um Euch geschehn!
So fliegen alle zwölf, der Ohm zuletzt,
Zum Fenster frisch hinaus, doch unverletzt,
Denn draußen steht ein breiter Lindenbaum,
Der nimmt sie auf in seiner Aeste Raum.

Der Bruder Pförtner traut den Blicken nicht,
Als er den Hof betritt im Morgenlicht,

Das Licht welch' seltsame Frucht gebracht
Der Lindenbaum in der vermöch'nen Nacht:
Da hing ein Mönch, und dort im Ast lag
Ein Anderer eingezwängt — welch' ein Gelag!
Doch von der Zinke — er weiß' sich aber 'raus —
Guckt' ächzend aus dem Loch der Ast heraus.
Hans aber lauft, und eh' verstrich die Nacht
Durch's Himmelsfenster sich davon gemacht.

Müd' von dem Abenteuer irrt er bald
Wegsuchend, tappend, durch den Wald,
Verstrickt in Dornen sich, versinkt im Moor:
Da bricht von fern' ein's Lichtleins Schein hervor.
Er geht darauf los: ein Hüttchen vor ihm stand,
Und pochend er sich zu dem Fenster wandt'.
»Wer kommt, so spät zu Nacht? welch ein Gesell?«
Ruft drinnen leis und heiser ein Stimmchen schnell.
»Ach, laßt mich ein, um Gott's Barmherzigkeit!
Hab' mich verirrt, kenn' in der Nacht schon weit!«
Die Schwelle knarrt und auf das Pförtchen geht:
Vor Hans ein alt' gebückt' Weiblein steht,
Wie eine Schindel dürr, und Nas' und Kinn
Gekrümmt sich bogen zu einander hin.
Hans bricht hinein; doch als dem Zwerggesicht,
Bricht er in Lachen aus, unmäßig wild.
»Weiblein, wie habt das Stückchen ihr geschafft,
Daß Nas' und Kinn sich suchen Bruderschaft?«
Als hätt' es nichts gehört, das Weiblein thut;
Bläst auf dem Heerd die halbverkohl'ne Glut;
Steckt Hans ein Lichtlein an, ein Gläschen Wein,
Und führt ihn dann in's niedrig' Kämmerlein.
»Hier ruh' Dich aus! Drei Stunden noch, dann graut
Der Tag und durch des Waldes Zweige schaut
Die Sonn', und gibt Dir weiter das Geleit.«

Hans legt in's Bettlein sich, streckt lang und breit
Die Glieder aus, und schlummert lieblich ein.
Das Mütterlein schleicht leise sich herein.
»Wart', Bürschlein, nun, es soll Dich künftighin
Nicht ärgern mehr mein spitzig Nas' und Kinn!«
Still zieht sie vom ihm die Decke ab,
Gießt siedend' Wasser über ihn herab,
Als eben er geträumt, wie wunderlich!
Daß er einem gesott'nen Krebse glich.
Heiß schreiend geht das Weib. Er, fahrend auf!
Wirft seine Kleider um; im schnellen Lauf
Stürzt er vorwärts und nach zur Thür' hinaus,
Und heulend, schreiend kommt er nach Haus.

»Ich hab's gelernt, Herr Vater, ruft er aus,
Jetzt bring' ich wohl die schöne Kunst ins Haus!
Jetzt fürcht' ich mich! zwar nicht von Geistern bleich,
Und hätt' mir auch das ganze Todtenreich!
Doch zittern werd' ich stets an Seel und Leib,
Erblick' ich nur von fern' ein — altes Weib!«

August Stöber.

Aphorismen.

— Wenn man einem längst und vielfältig behandelten Gegenstande keine neue Seite abzugewinnen weiß, keine eigenthümliche Idee unterlegen, oder ihn wenigstens nicht in ein neues Bild kleiden, in ein neues Verhältniß bringen kann, so lasse man ihn, aus Ehrfurcht vor denen, die ihn schon früher und besser behandelt haben, und aus Respekt vor dem Publikum, lieber unbesungen liegen.

— Ist das eigentlich Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, wenn man sagt, man sei von der Schwäche seiner Produkte überzeugt, aber sie dennoch dem gutmüthigen Leser zum Kaufe bietet?

— Wir sollten uns doch wohl hüten zu frühe unsere Gedichte zu sammeln und drucken zu lassen; sie sind einst Zeugen gegen uns, und nur dem Genie verzeiht man Jugendsünden.

— Gegen manche Gedichte ist deswegen nichts zu sagen, weil nichts in ihnen ist.

— Keine Reime, bekannte Gedanken, nichts gegen Moral und Polizei, gutgewählter Titel, ist das genug zu einem guten Gedichte?

— Gedichte sollen weder Reden sein, noch Abhandlungen, noch Deklamationen; wir wollen lebendiges Gefühl, lebendige Gestalten und eine ursprüngliche Idee.

— Hütet Euch vor Verschwimmen der Farben, vor Nebelhaftigkeit der Bilder! Das Schöne hat seine Begränzung, obgleich sie nicht in Linien abgeschnitten ist; die Sonne bietet ihr goldenes Strahlenantlitz als ein in sich vollendetes Ganze dar, allein es ist Euch schwer zu bestimmen, wo die Gränzpunkte ihres Bildes mit dem Blau der Athmosphäre zusammentreffen.

— Dichten heißt nicht sich dem Drange dunkler Gefühle, dem Fluge einer Phantasie hingeben und im Taumel reden, sondern mit vollem Bewußtsein, aber in harmonischer Stimmung der

Gedankenblüte das Schöne [illegible] durch das Wort, sei es rhythmisch oder in ungebundener Rede. Der dämonische Hauch der Begeisterung [illegible] sich im Dichtergeiste je nach dessen Individualität, Reinheit, Kraft, Erhabenheit; der Dichter [illegible] ihn dann nach seiner Weise und haucht ihn der Form ein.

— Unsere besten Gedichte treten uns gewöhnlich gemacht und fertig vor die Anschauung; in Reim und Rhythmus kommt die Idee vor das Bewußtsein. Das ist ursprüngliche Poesie; wenn wir uns lange vorher wegen Rhythmus, Reim, Darstellungsweise berathen müssen, ist der Blitzstrahl schon gefallen und wir müssen ihn noch einmal künstlich nachmachen.

— Nur nicht gleich jedes Gedicht, unmittelbar nach seiner Entstehung, ins Reine geschrieben! Das ist schon zu viel Prätension, und es thut immer weh das geschriebene Blatt zu zerreißen.

— Manche glatte, wohlgesetzte und wohlklingende Gedichte kommen mir vor wie Schneidergesellen im Sonntagsstaat; diese sind pomadirt und parfümirt und haben eine [illegible] Busenstreif im Hemde, etwas von Gefühl, Geschmack und Bildung, wenn man sie aber [illegible] und nach dem [illegible] Geist und Werthe frägt, brechen die Schwachheiten zusammen.

— Wer die Macht hat seine Gedankenblitze in Reim und Wort zu schmieden, muß auch den Muth haben sie [illegible] ins Feuer zu werfen.

— Das [illegible] von unsern [illegible] anders als: [illegible] mit Namen, Titel und Wohnort bezeichneten Herren und Damen [illegible] und [illegible], [illegible] und [illegible] auf uns selbst zu bezahlen, damit wir auf die Welt kommen können?

—t.

Beiträge zur Handschrifts-Physiognomik.

Aus dem Telegraph. mit Zusätzen des Sammlers.

Göthe's Handschrift, so fest und sicher sie ist, verräth durch ihre Regelmäßigkeit den Ursprung aus einer Kaufmannschaft. Sein Schreibmeister war ohne Zweifel auf gute Comptoirhandschriften bedacht. *)

Jean Paul schrieb, wie er dichtet, [illegible], nicht aus einem Guß.

Von neuern Handschriften sind dem Sammler zufällig gegenwärtig:

Die unleserlichste Handschrift ist die des Theologen A. Neander in Berlin. Es gehört ein eigenes Studium dazu, seine Hieroglyphenschrift zu entziffern. August Böckh, der Philologe, hat eine kleine zierliche Handschrift, die viel Aehnlichkeit mit Börne's Handschrift hat. Börne schrieb wie mit Fliegenfüßen und kleinen Notenköpfen. Heine's Handschrift verräth seine ursprüngliche Bestimmung für den Comptoirtisch; sie ist lang gestreckt, sehr leserlich, wie der Frachtbrief eines Handelshauses. Die drei schönsten Handschriften, die mir bekannt sind, schreiben Varnhagen von Ense, Dräxler-Manfred, Karl Seydelmann; die beiden ersten wählen gewöhnlich auch bunte Papiere und verrathen dadurch, daß sie sich gern schreiben sehen; Seydelmanns Handschrift hat etwas Calligraphisches vom Büreau des Beamten her. Er verräth dies durch Schnörkel und [illegible] Anfangsbuchstaben. Wolfgang Menzels Handschrift ist durch Nachlässigkeit fast unleserlich, so daß Cotta für ihn einen eigenen Setzer hat, Namens Kalbfell; (gleichbezeichnend für Menzel, den [illegible] mit Menzel, den [illegible] Gerber), seine Handschrift verräth ein großes Selbstvertrauen; wenig ist ausgestrichen und die Zeilen laufen endlich in [illegible] Gleichförmigkeit aus der Feder heraus. Laube hat in der Manier des Schreibens viel Aehnlichkeit, doch sind die Buchstaben anders geformt. Laube schreibt um seine Handschrift zu bilden, mehr in lateinischen als deutschen Lettern. Anastasius Grün hat eine kleine, sehr undeutliche Handschrift. Th. Mundt, G. Schlesier und Kühne streben nach Varnhagens Eleganz und Reinlichkeit. A. Lewald hat eine calligraphische Grundlage, der er einen weltmännisch nachlässigen Charakter zu geben suchte. Seine Handschrift thut dem Auge wohl. Auch Heinrich König ist gut lesen. K. Rosenkranz schreibt geläufiger, als der schwierige Denkprozeß gestatten sollte: man sieht seinen Zügen die Lust der Mittheilung an. Franz Dingelstedt hat die Mischung deutscher und lateinischer Buchstaben von Laube angenommen. C. Beuermann hat eine feste Handschrift, deren Züge mit fester Haltung in die Höhe streben. Saphir's Handschrift hat viel von der Jean [illegible]

*) In einer [illegible] [illegible] Friederike machte und die er [illegible], ist die Handschrift klar und [illegible] [illegible] Jahren [illegible].

Anmerk. d. Red.

Paul's, ist aber durch übergroße journalistische Thätigkeit fast unleserlich. An Hertha schreibt er vielleicht deutlicher, als an junge Lyriker, die im »Humoristen« empfohlen sein wollen. Immermann schreibt sicher und mit ruhigem selbstbewußten Fortschritt seiner Züge. Die vielen gleichartigen Buchstaben seines langen Namens müssen ihn früh auf eine gewisse ebenmäßige Sorgfalt im Schreiben geführt haben.

— Zu obigen Mittheilungen aus dem Telegraph fügen wir noch folgende Notizen aus unserer Autographen-Sammlung und Correspondenz:

Von ältern Schriftstellern liegen vor: J. G. Jacobi, dessen zierliche, elegante und sehr deutliche Schriftzüge den anmuthigen graziösen Liederdichter der deutschen Schäferzeit beurkunden. — Wieland schrieb klein, deutlich und sehr nett; sonderbar sind der französische Schluß und die Unterschrift: Votre très humble et très obéissant serviteur Wieland. — Jung-Stilling's Handschrift hat etwas Verzagtes, Weibisches und hat keinen Fluß. — Schubart's Schriftzüge lassen auf nichts weniger als auf einen stürmischen feurigen Charakter schließen, sie sind calligraphisch rein, oft fast abgezirkelt und könnten grade zum Modell dienen. Die Hand die folgende Worte schrieb mußte sehr ruhig und gefaßt liegen, während's im Herzen kochte und pochte: »....Einstweilen will ich dem Lotterbuben Ein's auf's Dach versetzen, daß ihm der Schedel ballen soll.... Ich bin den Straßburgern so gut, daß ich sie bald zu besuchen gedenke. Da will ich Jedem die Hand traulich drücken und schütteln und ihm zeigen, wie hoch ich biedre, vollherzige, freisinnige Leute schäze; — und wie glühend den ganzen Lumpenpak der Freiheitsfreunde hasse.« (Stuttgart 21. Sept. 1780.) — Hebel's frühere Handschrift hatte, bei mittelmäßiger Höhe der Buchstaben, etwas Weiches, Gemüthliches, durchaus Anspruchloses; man sieht den Buchstaben die natürliche Ursprünglichkeit des Wizes an, der aus ihnen hervorblizt. Später schrieb Hebel etwas niedriger, in die Länge gezogen, seine Schrift zeugt von Unlust zum Schreiben. — Pfeffel, der bekanntlich blind war, diktirte seine Briefe und unterschrieb nur mit seltsam verschlungenen französischen Lettern; man legte ihm ein vierecktiges Rähmchen von der Größe seiner Unterschrift auf's Papier und darein schrieb er; seine Namenszüge sind überall fast genau dieselben. — Müllner schrieb mit französischen Lettern, so wie er auch mehre seiner Schriften mit solchen drucken ließ; seine Züge haben etwas Starres und Trockenes.

Zschokke macht schnörkelhafte Anfangsbuchstaben, wie denn auch seine Unterschrift sonderbar verschlungen und unschön ist; sonst ist es leserlich und fließend. — Rückert schreibt ausnehmend klein, wie wohl nicht undeutlich, man sollte glauben er schrieb mit Colibrifederchen; seine französischen Lettern haben mehr Entschiedenheit. — Uhland's Schriftzüge lassen auf einen klaren ruhigen Sinn schließen, sie sind ohne alle Anmaßung und Gesuchtheit, frei und deutlich. — G. Schwab's Handschrift ist klein und fließend, und hat ein gewisses angenehmes, wohlthuendes laisser-aller. Schwab war als Professor in Stuttgart, Mitredakteur am Morgenblatt und Musenalmanach, Uebersetzer der griechischen und römischen Classikerbibliothek u.s.w. mit Arbeit überladen, und liebt Collektivbriefe an befreundete Correspondenten die an demselben Orte wohnten. — Rottek's Schrift ist ungraziös, die kleinen Buchstaben verschwimmen oft in einander, während die größern weit hinaus ranken, seine kleine Unterschrift sizt in einem unzierlichen Schnörkelringlein. Rottek spricht auch nichts weniger als angenehm; er stößt mit der Zunge an und seine Stimme hat wenig Klang. Um desto herrlicher ist aber der innere Gehalt und Charakter des Mannes und Schriftstellers. — W. von Chezy schreibt elegant, gedrängt, etwas zur linken Seite hingeneigt; das erste Wort jedes Absazes ist vorgerückt; das Ganze hat ein nettes gefälliges Ansehn. — K. Spindler liebt französische Anfangsbuchstaben und schreibt in lezterer Zeit gedrängter; unter seine französische Unterschrift sezt er einen sonderbar geschlungenen Handzug. — L. Bechstein hat eine kleine Bibliothekarschrift, die deutlich ist, aber durch die breiten schiefgezogenen längern Buchstaben, die auf die linke Seite geneigt sind, dem Auge ungefällig werden; er unterschreibt sich französisch. — Guzkow schreibt anscheinlich äußerst schnell, der Gedanke läuft der Feder vor; französische und deutsche Lettern folgen in sonderbarem Gemische aufeinander; er liebt Abkürzungen und wenn man über das Ganze hinschaut, so kommen Einem die scharfgespizten längern Schriftzeichen wie Lanzenreihen vor, die ihre Gegner spießen. — Eine der sonderbarsten Handschriften ist die des Hauptes der jeune Italie: Mazzini (Strozzi); diese winzigkleinen, fast nur angedeuteten Letterchen, die aber nett in regelmäßig von einander stehende Zeilen gedrängt sind, scheinen beim ersten Anblick durchaus unleserlich, besonders wenn man sie gerade vor sich hält; rückt man sie aber etwas von sich und blickt schief darauf, so bleibt auch das kleinste Wörtchen nicht unklar.

Schweizerbilder.*

Der Laupener Krieg.

Bern war im vierzehnten Jahrhundert weit entfernt, das zu sein, was es heute ist: eine wohlbevölkerte, reiche, regelmäßig gebaute Stadt. Ihre mit Säulenhallen versehenen Straßen bedecken einen etwa hundert Fuß hohen Hügelrücken, auf dessen Mitte sich die prächtige Kathedralkirche erhebt. Eine herrliche Promenade umgibt dieses Meisterwerk gothischer Baukunst. Die Aar bildet aus den Bergen eine Halbinsel, deren Gestad die Vorstädte begränzen. Fast möchte man glauben, dieser Fluß verweile mit Wohlgefallen unter den Mauern, deren Geschen sein ganzer Lauf unterthan ist, von den ewigen Grimselgletschern, wo er sich brüllend aus seinem Felsenkerker hervordrängt und donnernd sein Schaumwasser an der Handeck hinabstürzt, bis zu dem lachenden Meyringer-Thale und dem herrlichen Brienzersee. Geräuschloser und ruhiger eilt nun die kristallhelle Aar dahin, Interlacken, Neuhaus und ihren üppigen Wiesen vorbei, angesichts der eisstarrenden Jungfrau. Dem malerischen Thunersee die wilden Wasser des Reichenbachs, Staubbachs und der beiden Lütschinen zuführend, bewässert sodann die Aar das glückliche, fruchtreiche Thal am Fuße des Niesen und Stockhorn's und schlängelt sich gen Bern zwischen Kirschbaumpflanzungen und grünen Rasenplätzen hin, umschlingt diese Stadt wie mit einem Silberbande, benetzt die Mauern von Solothurn und stürzt endlich all' die Gewässer, welche der nördliche Abhang der Alpen und der westliche des Jura's dem ungeheuern Nordmeere als Tribut zusenden, in den mächtigen Rheinstrom. Von mehreren Punkten in der Umgegend Bern's genießt man der herrlichsten Aussicht nach den Eisgletschern des Oberlandes, jener ewigen Scheidewand zwischen Nord und Süd. Im vierzehnten Jahrhundert war die ganze Stadt gleichsam von einer ununterbrochenen Gartenflur umgeben; die Häuser waren aus Holz erbaut und eine ungeheure Riesenmauer, auf die sich die Esplanade der Domkirche stützte, wurde dem Reisenden als einzige Merkwürdigkeit gezeigt. Ihr Erbauer soll Mathias von Steinbach geheißen haben, den eine alte Sage als den Sohn des unsterblichen Erwin's von Steinbach nennt. Ein zahlreicher Adel und mehrere angesehene Bürgersfamilien theilten sich in den Besitz der obersten Staatsgewalt; die deutschen Kaiser waren der Stadt sehr gewogen und Bern erfreute sich fast immer ihres allergnädigsten Schutzes. Hinsichtlich des Selbstvertrauens in Zeiten der Gefahr, hinsichtlich der Bürgertugend, der Tapferkeit und des Kriegsglückes stand Bern nicht hinter dem alten Rom zurück. Diese herrlichen Eigenschaften mußten nothwendig einen ungeheuern Einfluß auf die Zukunft der Eidgenossenschaft üben. Bern trat gar bald in dieselbe und die Ereignisse, welche diesen Eintritt zur Folge hatten, sollen nun in nachstehenden Blättern erzählt werden.

In der Zeit, wo die langen und blutigen Kriege England's gegen das französische Herrscherhaus von Valois begannen, in demselben Jahre, wo Ludwig der Baier die Kurfürsten zusammenberief um sich mit ihnen wegen der über ihn vom Papst ausgesprochenen Excommunikation zu berathen, im Jahr 137 nach der Gründung Bern's, beschworen die Herren in Uechtland, Aargau und Burgund den Untergang dieser Stadt, die, aller Hilfe blos, ihnen eine leichte Beute schien. Es geschah, daß Lehensleute des Grafen von Nidau, aus dem Hause Neuenburg, Kaufherren, die unter Bern's Schutz standen, mehrere Kornfuhren wegnahmen. Rudolf von Nidau, ein ausgezeichneter, im Kriege meist glücklicher Ritter, war lange wider die Ungläubigen zu Felde gelegen und mißbrauchte nie seine Gewalt zum Nachtheil seiner Unterthanen. Die beiden Städtchen Erlach und Nidau verdankten ihm ihre Freiheiten und Ringmauern. Die Grafen von Neuenburg und Gerard von Valengin waren ihm sehr ergeben, und das Interesse Oberburgund's, Savoyen's und Oestreich's war mit dem seinigen eng verflochten; endlich erfreute er sich noch der besondern Huld Ludwig's des Baiern. Etwa um dieselbe Zeit führte der unversöhnlichste Feind der Berner, Eberhard von Kyburg, Klage über ihre Weigerung seine Münze anzunehmen. Ludwig gab diesen Klagen gern Gehör, denn es war noch gar zweifelhaft, ob ihn die Berner als deutschen Kaiser anerkennen würden oder nicht, theils weil sie sich zur Welfenpartei hielten und dem Papst anhiengen, theils weil sie jedes Joch mit Unwillen und Murren trugen. Die Herren und selbst Abgeordnete von Solothurn kamen auf der Burg Nidau zusammen. Dort wurde beschlossen, das stolze Bern, das beständig wider den Adel zu Felde lag und dessen Gewalt dem Volke einzuräumen trachtete, gänzlich vom Erdboden zu vertilgen.

Darüber erschracken nun die Berner nicht sehr. Der ehrwürdige Johann von Bubenberg berief den Rath zusammen und in einer ruhigen, würdigvollen Sitzung wurde beschlossen: gerechte Forderungen anzuhören, aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Eine gütliche Zusammenkunft wurde demnach den Adeligen vorgeschlagen: sie fand zu Burgdorf statt. Hier begehrte vorerst Gerard von Valengin unbedingte Anerkennung Ludwigs des Baiern als deutschen Kaiser; für sich selbst aber als Entschädigung 300 Mark Silber; Eberhard von Kyburg forderte die Herrschaft Thun zurück, unter der Drohung keinem

seiner Lehensleute ferner den Ankauf des Berner Bürgerrechts zu gestatten. Rudolf von Nidau klagte sehr über den Ungehorsam, den eben dieses Recht unter seinen Leuten nähre und verbreite. Der Graf von Greyerz beschuldigte die Stadt, die beiden Brüder von Weissenburg, seine Vasallen, in Schutz genommen zu haben und verlangte von ihr die Tilgung aller ihrer Schulden. Die Freiburger endlich unterstützten diese Forderung, hinzufügend, der Kaiser habe sie beauftragt, Laupen als ein Reichslehen zurückzunehmen. Hierauf erwiederten nun die Berner: Sie würden Ludwig den Baier anerkennen, sobald er sich mit dem Papst ausgesöhnt habe, auch Thun dem Grafen von Kyburg gegen Zahlung seiner Schulden zurückzugeben, mit welcher Summe sie die Grafen von Greyerz, hinsichtlich der Herren von Weissenburg, ihre Vasallen, befriedigen würden. Was aber die Rückgabe Laupens betreffe, so scheine sie ihnen schon, als von einem noch nicht anerkannten Kaiser ausgehend, ungültig. Die Ertheilung des Bürgerrechts möge wie bisher so ferner fortbestehen, weil sie nie ein Vorwand gewesen Leibeigene ihren Herren abtrünnig zu machen. Nach dieser Erklärung gieng man auseinander. Die Berner suchten noch in einer besondern Unterredung die Freiburger auf friedlichere und freundschaftlichere Gesinnungen zurückzuführen; aber ihre Abgeordneten, die mit denen von Freiburg zu Blamont zusammengetreten waren, versicherten bei ihrer Rückkehr, von dieser Seite wäre nichts mehr zu hoffen. Die Feindseligkeiten begannen wie immer mit Raub und Plünderung, indeß sich die Heere sammelten. Aus dem Aargau, Schwaben und Elsaß eilten Völker herbei: siebenzehnhundert adelige Herren, zwölfhundert Ritter, fünfzehntausend Fußknechte und dreitausend Pferde zogen heran; die erschreckendsten Berichte bezeichneten ihren Weg. Bern setzte sein Vertrauen in seine altererprobte Tapferkeit und in die Gerechtigkeit seiner Sache, indeß sich die Adeligen in den lächerlichsten Drohungen und Schimpfreden gefielen.

Die Hauptanstrengungen der Feinde waren gegen Laupen gerichtet. Anton von Blankenburg, der im Städtchen befehligte, verlangte schleunige Hilfe. Die Berner begriffen gar wohl, wie sehr viel daran gelegen sey, jede Aeußerung von Furcht zu unterdrücken. Im Rath erhob sich der Altschultheiß Johann von Bubenberg und schwur, eher Gut und Leben zu verlieren als Laupen aufzugeben, und von glühender Begeisterung entflammt, schwuren es ihm die Rathsherren und alle Bürger einstimmig nach. Nun wurde geordnet, daß von zwei Brüdern je einer nach Laupen ziehen müsse und sechshundert wohlbewaffnete Männer gingen sogleich dahin ab. Rudolf von Muhleren trug der Stadt Banner. Nachdem die Verbündeten Laupen eingeschlossen hatten, zweifelten sie nicht mehr an dem Gelingen ihrer Unternehmung und überließen sich einer blinden Sorglosigkeit. Als sie alle beisammen waren, wollte Johann von Savoyen gen Bern reiten, um zu vermitteln, wie ihm sein Vater geboten; aber die Böhmen unter ihnen ergriffen den Zügel seines Pferdes und hielten ihn zurück, bittend er möge nun für seine Freunde eben so tapfer kämpfen, wie in Flandern für den Frankenkönig.

Bern war jedoch in der Wahl eines obersten Anführers verlegen; unter seinen Kriegern befanden sich zwar viele ausgezeichnete Männer, aber auch nicht Einer der Selbstvertrauen genug in sich fühlte um den Oberbefehl über ein geregeltes Heer zu übernehmen, zumal in so kritischen Augenblicken. Indeß man noch Raths pflog und jeder den ihm angetragenen Oberbefehl bescheiden ablehnte, kam Rudolf von Erlach zu Pferd in die Stadt. Er stammte aus einem altadeligen Hause, das Bern mit Stolz unter seinen Erbauern nennt. Sein Vater, Ulrich von Erlach, war der hochgefeierte Sieger am Donnerbühl. Obgleich noch in voller Kraft der Jahre, beschäftigte er sich meist mit Ackerbau, zu welchem Zweck er vom Schultheißen Bubenberg und vom Grafen von Aarberg viele Ländereien an sich gekauft hatte. Er war zugleich Lehensmann des Grafen von Nidau, der ihm jedoch freigestellt hatte gemeinschaftliche Sache mit Bern zu machen, da er der Stadt Bürger sey. »Was liegt mir doch dran,« sagte der Uebermüthige, »ich habe zweihundert Helme und hundert vierzig Ritter, und kann also schon einen Mann entbehren!« »Gut,« erwiederte Erlach, »ich nehme diesen Titel Mann an, und werde als solcher zu kämpfen wissen.« Erlach's Ankunft zu Bern rief den Bürgern all' die glorreichen Erinnerungen des Siegs am Donnerbühl ins Gedächtniß zurück: sie ernannten ihn zu ihrem Feldhauptmann und Bubenberg überreichte ihm das Banner. Sogleich begann Erlach die Bürgerschaft also anzureden: »Ich habe sechs offenen Feldschlachten beigewohnt und jederzeit gesehen, wie die geringere Anzahl über die stärkere obsiegte. Mannszucht, das ist das große Erfolgsmittel, ohne welches auch die löwenmüthigste Tapferkeit nichts vermag. Ihr seyd als freie Männer geboren und ihr werdet es bleiben, aber nur unter einer Bedingung, Gehorsam gegen eure Obern. Ich fürchte keinen Feind: Gott und Ihr mögen mir Zeuge seyn! Drum werd' ich mit Euch den Kampf bestehen, glücklich wie mein Vater am Donnerbühl!« Jeder hub seine Hand empor und schwur ihm zu gehorchen auf Leben und Tod, ohne Widerspruch und in Allem.

Der tapfern Gegenwehr Blankenburg's ungeachtet, befand sich Laupen in der äußersten Gefahr; die Lebensmittel giengen aus und die Kriegsmaschinen begannen mit Erfolg gegen die Mauern zu wirken. Bern bat um Hilfe bei den Kantonen. Johann von Attinghausen sammelte die Männer von Uri; Wydmann bis

Schwyzer. Wilhelm Tell und Stauffacher machten diesen Zug mit. Neunhundert Krieger kamen über den Brünig herüber in die reizenden vom Thuner- und Brienzersee bespülten Thäler. Als Erlach sie fragte, wenn und wie gekämpft werden solle, riefen sie einstimmig: »Sogleich und bis zum letzten Blutstropfen!« Solothurn, obgleich von den Oestreichern selbst hart bedroht, stand den Bernern treu zur Seite. Am 20. Juni, in der Mitternachtsstunde, ward das Zeichen zum Aufbruch gegeben, nachdem der Priester Johann Baselwind die Krieger also angeredet: »Der Feind ist stolz auf seine Uebermacht, aber Gott demüthigt den Stolzen und krönt die Tapferkeit mit Sieg. Wer im Kampfe für's Vaterland stirbt, der gewinnt den Himmel und dem Ueberlebenden wird ewiger Ruhm und Freiheit. Der h. Vincenz und noch so viele seiner Märtyrergenossen haben sich den Himmel erkämpft, dadurch daß sie ihr Leben freudig einer gerechten Sache opferten!«

Das Heer bestand, außer den neunhundert Eidgenossen, aus dreihundert Haslithälern, dreihundert Siebenthälern, achtzig Geharnischten aus Solothurn und dreitausend Bernern. Der Priester Baselwind eröffnete den Zug, das heilige Sakrament tragend. Tiefe Mitternacht lag rings auf der ganzen Gegend, aber der Mond leuchtete hell auf ihren Weg nieder. Von den Mauern herab warfen ihnen die Weiber und die Kinder einen letzten Abschiedsblick zu: es waren ja ihre Väter, ihre Gatten, die in den ungewissen Kampf eilten; eine Windung des Thals entzog sie bald ihren Blicken. Schultheiß Bubenberg und die Aeltesten im Rath blieben in der Stadt zurück, um über ihre Sicherheit zu wachen. Eine Menge Volks, Weiber, Kinder und Greise, drängte sich in die Kirchen, vor den Altären den Sieg zu erflehen; alle wünschten und fürchteten zugleich das Ergebniß des Tages.

Erlach langte in guter Ordnung vor Laupen an und lagerte sich gegen Mittag auf dem Bramberge; ein Wald deckte seinen Rücken. Einzelne feindliche Reiter kamen ganz nah an die Schweizer herangesprengt, Schimpfreden und Drohungen ausstoßend. Die Waldstädte, Oberhasli, Siebenthal und Solothurn bewarben sich um die Ehre den ersten wüthenden Angriff der Reiterei auszuhalten. Erlach selbst mit seinen Bernern zog gegen das feindliche Fußvolk heran. Er hatte dazu vorzugsweise die allzeitschlagfertigen Zünfte der Gerber und Metzger ausgewählt. »Wo sind sie nun,« redete er sie an, »jene lustigen Gesellen, allzeit vorne dran bei Spiel und Tanz? Ihnen gebührt heute die Rettung Bern's! Hierher mit dem Banner, hier ist Erlach!« Und herbeistürzend rufen die begeisterten Jünglinge: »Da sind wir und mit Euch wollen wir kämpfen!«

Zuerst griffen die Schleuderer, jeder mit drei Würfen, den Feind an, zerrissen seine Reihen und zogen sich dann schnell zurück; eiserne Heerwagen brachen zermalmend in die Rotten ein. Die darauf befindlichen Krieger konnten sich nicht schnell genug zurückziehen; dadurch entstand eine augenblickliche Unentschlossenheit. Das Zurückweichen der Schleuderer täuschte die Unerfahrenen, sie flohen erschreckt dem Walde zu; da Erlach solches sah, rief er freudig aus: »Freunde, nun sind wir des Siegs gewiß, da uns die Feigen verlassen haben!« Und hoch empor flatterte das Banner in seiner Hand, und ein neuer ungestümer Angriff wälzte sich auf das feindliche Fußvolk heran. Der allzubeschränkte Raum erlaubte dem Feind nicht seine Streitmassen gehörig zu entwickeln. Hier entfiel Fullisdorf's erstarrter Hand das Banner von Freiburg und um ihn her sanken viele Tapfern. Nichts vermochte die Berner Heldenjugend außer Fassung zu bringen; sie zwang die zahlreichen Feindeshaufen zum Rückzug und endlich zur regellosesten Flucht. Die Schweizer waren zuerst in Gefahr gewesen von der Reiterei überwältigt zu werden, aber bald sich ermannend, ihre Schlachtreihen an einanderschließend und von der Schleuder einen wirksamen Gebrauch machend, trieben auch sie endlich die dichten Reitermassen in die wilde Flucht. Rudolf von Nidau und Gerard von Valengin fielen nicht weit von einander. Dasselbe Schicksal traf auch Johann von Savoyen, den sein Vater als Vermittler hergesandt hatte und den er nun umsonst zurückerwartete. Drei Grafen von Greyerz und noch eilf andere Grafen fanden den Tod, und noch auf der Flucht kam eine Menge gemeiner Krieger um. Als der Baron von Blumenberg solches erfuhr, rief er: »Gott möge Blumenberg bewahren solche Männer zu überleben!« Und sich mitten in den Feind stürzend, fand er den gewünschten Tod im dichtesten Handgemenge. Die ganze Gegend war mit Waffen und Leichen übersäet. Siebenundzwanzig Banner hatten die Eidgenossen erbeutet.

Als die Krieger von der Verfolgung zurückkamen, fiel das ganze Heer nieder, Gott für den herrlichen Sieg zu danken. Erlach seinerseits dankte den Eidgenossen im Namen Bern's für ihre thätige Hilfe und Mitwirkung bei dieser Gelegenheit, mit Worten: »Wenn unsere spätesten Enkel von diesem Siege vernehmen, so werden sie gewiß den Werth der Einigkeit mehr und mehr schätzen lernen: sie werden nie vergessen, was ihre Väter gewesen sind!« Das Heer lagerte über Nacht auf dem Schlachtfelde und am andern Morgen war es wieder der Priester Baselwind, der den Zug eröffnete; hinter ihm wurden die erbeuteten Banner, Waffen und. Rüstungen getragen. Nach Bern zurückgekehrt, legte Erlach den Oberbefehl nieder, zufrieden, gleich seinem Vater, die Republik gerettet zu haben. Bern und die Waldstätte gelobten sich ewige Freundschaft und

den Kriegern wurde für den erlittenen Verlust eine Entschädigung gereicht. Zur ewigen Erinnerung an diesen Siegestag, wurde ein jährlicher feierlicher Umzug und Geldaustheilung unter die Armen verordnet.

Hiermit war jedoch der Krieg noch nicht zu Ende. Der Herr von Burgistein hatte die falsche Nachricht von der Niederlage Bern's erhalten und darüber seine Freude bezeugt. Zur Rache zerstörten die Berner sein Schloß und tödteten ihn. Nun zogen die Freunde des Grafen belagernd vor Bern und gedachten die Stadt auszuhungern; die ganze Umgegend wurde rein von ihnen ausgeplündert. Auf diese Weise gewöhnte sich die Jugend allmählig an das kriegerische Leben. Man führt als Beweis ihres Eifers und ihrer Tapferkeit die Einnahme von Huttwyl, eines dem Grafen von Kyburg gehörigen Städtchens an, das die Reiter erstürmten, ohne die Ankunft ihres Fußvolks abzuwarten. Laupen hatte auf einem Zuge gen Freiburg zweiundzwanzig Mann eingebüßt. Da Erlach solches erfuhr, verließ er mit drei Bernern Bern, ohne sich über sein Vorhaben weiter auszusprechen. In der Nähe von Freiburg angelangt, legte er einen Hinterhalt auf den Schönenberg, mit dem Befehl denselben zu verlassen, bis er sein Schwert schwingen würde. Nun zog er auf die Stadt los, ließ sich zurücktreiben und verfolgen, und gab endlich das Zeichen. Der Feind wurde getäuscht und von dem Hinterhalte im Rücken gefaßt; er verlor über vierhundert Mann und viele Flüchtlinge ertranken noch in den wilden Fluthen der Saane. Bei dieser Gelegenheit stellte Erlach durch ein fast zu strenges Beispiel die in Verfall zu gerathen drohende Mannszucht wieder her. Einige raublustige Männer hatten den Hinterhalt zu früh verlassen, um Pferde zu erbeuten; sie wurden umringt und Erlach gebot bei strenger Strafe ihnen nicht zu Hilfe zu eilen. »Sie mögen ein Raub der Feinde bleiben,« sagte er, »da sie die Beute der Rettung ihrer Vaterstadt vorgezogen haben.«

Bald darauf erschienen die Berner nochmals vor Freiburg, steckten die Brücke in Brand, und wenig fehlte, so wäre die damals ganz aus Holz erbaute Stadt ein Raub der Flammen geworden. So wußten die Berner ihre Feinde in den fernsten unzugänglichsten Schlupfwinkeln anzugreifen und zu besiegen. Aus jener Zeit schreibt sich auch das bekannte Sprichwort: »Gott ist Bürger zu Bern geworden!« Während die Berner Jugend Thun belagerte, erschien plötzlich Ellerbach vor den Mauern der Stadt. Jetzt thaten die Greise, was die Spartaner nach der Schlacht bei Leuktra gethan, sie bewaffneten ihre schwachen Arme, und als das Heer herbeieilte, war der Feind schon besiegt und entflohen. Die Ohnmacht ihrer Anstrengungen fühlend, baten endlich die Freiburger, der Adel und selbst die Königin Agnes um Frieden. Er wurde 1341 zu Überstorf beschlossen.

Der Tugend Erlachs widerfuhr ein herrliches Lob: da es sich befand, daß die Neuenburger zu schwach waren um die Vormundschaft über die Söhne Rudolfs von Nidau zu führen, so wurde sie dem Sieger von Laupen übertragen, und dieses Vertrauen täuschte sich nicht. Bern gelobte, wie es schon vor dem Kriege gethan, seinem Lehensmann von Nidau das Bürgerrecht zu ertheilen. Nur allein die Grafen von Greyerz traten diesem Frieden nicht bei und griffen, in Verbindung mit den Herren von Raron und Latour de Chatillon, Johann von Weißenburg an. In einem Gefechte dieses Krieges trug Peter Wendschatz das Banner von Bern; er hatte sich unklugerweise zu weit in einen Hohlweg vorgewagt und wurde abgeschnitten; aber er ließ sein Banner nicht: obgleich tödlich verwundet, raffte er seine letzten Kräfte zusammen und warf es über die Feinde hinüber seinen Freunden zu; es wurde gerettet; dies geschah im Siebenthal. Die Berner zogen vor Grimingen und zerstörten diese Burg. Peter von Greyerz, der ihr zu Hilfe eilen wollte, kam selbst in große Lebensgefahr; Clarenbold und Ulrich mit dem Eisenarm, deren Andenken sich bis heute zu Villars-sous-Mont erhalten hat, deckten ihn mit ihren Schilden und gewannen ihm die nöthige Zeit, um den Feind von der Seite her anzugreifen; die Berner mußten sich zurückziehen. Obgleich der schwarze Tod den dritten Theil der Bevölkerung der Stadt dahinraffte, so beschlossen doch die Berner ihren Bannerherrn, Wendschatz, der im Laubeckpasse geblieben war, zu rächen. Es war damals eine traurige, schreckensvolle Zeit: Basel sah zwölftausend seiner Bewohner dahinsterben; die Kirchhöfe reichten nicht mehr hin die Menge der Leichen aufzunehmen, und die Todtengräber konnten sie nicht mehr alle begraben. Es bildeten sich zahllose Schaaren von Flagellanten oder Geißelbrüdern, in der Absicht durch körperliche Strafen ihre Sünden abzubüßen; überall wurden die Juden unbarmherzig verfolgt und getödtet. Indeß so die Einen die Furcht vor dem Tode zu Bußübungen, die Andern der Aberglaube zu Gräuelthaten hinriß, stürzten sich noch Andere, einen entgegengesetzten Grundsatz befolgend, in die zügellosesten Ausschweifungen um doch ein so flüchtig dahineilendes Leben wenigstens noch recht zu genießen. Die Berner Krieger spotteten der Bußbrüder, tanzten mit den Siebenthäler Mädchen, liefen dann wieder Sturm und eroberten die Veste Laubeck. Peter von Greyerz erhielt endlich Frieden, aber er mußte seine feste Burg Vanel im Saanenlande zerstören. Ihre hohen, ungeheuer dicken Mauern, mit alterthümlichen Tannen bewachsen, erregen noch heute die Bewunderung des Wanderers. So stand Bern, nach dem Laupener Kriege, der es dem Untergang nah gebracht, gefürchteter als je da.

de Golbery (Th. L.)

Kleine Chronik.

— Béranger wird seit einiger Zeit häufig in's Deutsche übersetzt, wiewohl er unter allen französischen Dichtern derjenige ist, dessen Individualität dem deutschen Genius am fernsten liegt. Außer Chamisso's und Ganz's Bearbeitung, erschienen im vorigen Jahre wieder zwei neue, die eine von Rubens, die andere von Nathusius.

— Lord Brougham soll ein Drama in Arbeit haben: »Das Leben in Paris, oder der Schulmeister in der Fremde;« man ist höchst gespannt auf diese Erscheinung.

— Von G. Schwab sind nun die »Sagen des klassischen Alterthums« mit dem dritten Theile vollständig herausgekommen. A. Schreiber, der trotz seiner 74 Jahre ein noch thätiger Literator ist, gab ein zweites Bändchen seiner »Sagen aus den Rheingegenden.«

— Wie kann im Morgenblatt folgende Stelle vorkommen? ... »in tiefster Brust erzitterte das schöne Lied von Salis, u. s. w.«

»Noch rauscht vom Hain die Silberquelle,
Noch winkt der Bäume traulich Grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.«

Jeder Schulknabe weiß, daß Hölty dies, oder vielmehr nicht dies, sondern also gesungen hat:

»Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!«

— In der Zeitung »für die elegante Welt« stehen die Proben aus einem neuen Trauerspiel von Karl Beck, »Saul« betitelt, das in der Anlage viel von Gutzkow's gleichbetiteltem Drama hat.

— Ein deutscher, wohlbekannter Dichter, der sich aber nicht nennen wird, arbeitet seit Sommer 1839 an einer großen dramatischen Dichtung »Moses«, die vor dem kommenden Frühlinge wohl ihre Vollendung gewinnen wird. (Privat-Correspondenz.)

Literarische Anzeigen.

Elsässisches Sagenbuch

aus

Gesängen der Dichter und Volksliedern

gesammelt und herausgegeben

von August Stöber.

Mit zwölf Stahlumrissen, gezeichnet von Klein, gestochen von K. A. Schuler und in Paris gedruckt.

Durch die günstige Aufnahme der nun vergriffenen Alsabilder und durch die Ermuthigung literarischer Freunde veranlaßt, bietet der Herausgeber seinen Landsleuten zum erstenmale eine vollständige Sammlung unsrer elsässischen Volkssagen, die ein allgemeines vaterländisches Handbuch zu werden wünschte, an. Von den Sagen, die in den Alsabildern mitgetheilt, wurden die meisten abgeändert und manche durch ganz neue Bearbeitungen ersetzt, so daß die Besitzer derselben keineswegs hier dasselbe wieder erhalten werden; zudem sind auch von vielen andern deutschen und heimatlichen Dichtern, theils unbekannte, meistens aber noch ungedruckte Beiträge aufgenommen worden. Der Herausgeber hatte neben dem Bestreben wo möglich vollständig zu sein, in Mittheilung der Sagen, besonders auch den poetischen Gehalt der Dichtungen im Auge; Sagen, denen derselbe abgieng, wurden schonungslos bei Seite gelegt. — Die Zugabe der »elsässischen Kinder-, Haus- und Volksliedchen und Sprüche« hat er mit besonderer Vorliebe aufgefaßt; es wurden ihm dazu aus allen Theilen des Elsasses die reichlichsten und interessantesten Gaben zugesandt. — Künstlerischen Werth erhält das Werk durch die herrlichen Zeichnungen unsres Klein's, der sich dadurch ohne Scheu neben Retzsch, Riele, Neureuther und die ersten französischen und deutschen Künstler stellen kann; das erste Blatt, so wie die vollendeten Zeichnungen haben ihm bis jetzt den allgemeinen Beifall der Kenner errungen. Welche Sorgfalt K. A. Schuler auf den Stich verwendet, beweist dieses erste Blatt zur Genüge.

So wie sich eine verhältnißmäßige Anzahl von Subscribenten gefunden haben wird, soll der Druck beginnen. Das Werk erscheint in zwölf Lieferungen, groß Octav und wird 600 Seiten fassen. Jede Lieferung, mit einem Stahlstiche, kostet im Subscriptionspreise 1 Fr.; ohne Stahlstich, 30 Centimes. — Auf zehn Exemplare wird eines gratis gegeben. — Zu den Bildern, die in länglichem Quartformat erscheinen, wird ein besonderer Titel und Umschlag folgen, so daß sie auch für sich ein schönes Album bilden. — Ein Probe-Abdruck der Stahlstiche kann in jeder Buchhandlung oder bei jedem Subscribenten-Sammler eingesehen werden. — Man unterschreibt in allen Buchhandlungen, so wie bei dem Verleger

G. L. Schuler, in Straßburg.

Teutsches Odeon für 1841

herausgegeben von

J. Hub und A. Schnetzler.

Diejenigen elsässischen Dichter, welche geeignete Beiträge zu diesem, bereits von der Kritik mit Beifall aufgenommenen Musenalmanach, zu geben wünschen, sind von den Herausgebern gebeten, sie baldigst an den Unterzeichneten abzuliefern. Man bittet, wo möglich jedes Gedicht auf ein besonderes Blatt zu schreiben. Der Druck soll bald beginnen.

August Stöber.

August Stöber, Redakteur. — Straßburg, Druck und Verlag von G. L. Schuler.

Inhaltsverzeichniss.

1839.

(Die hinter den Gedichten und Aufsätzen stehenden Ziffern geben die Nummern der Erwinia an.)

I. Lyrische Gedichte; Sprüche; Romanzen und Balladen.

Anna Maria (Wien). Erhebe Dich! 9.
Braun, Ferdinand, (Paris). Zwei Gedichte. 24.
Bube, Adolf, (Gotha). Der Knaben Kreuzzug. 28.
Der Kornfuhrmann aus Rebelingen. 34.
Candidus, Karl, (Straßburg). Trost. 6.
Die Freunde. 6.
Ballbilder. 11.
Tambourliedchen. 20.
Das Mährchen von der schönen Platane. 31.
Jägerlied. 41.
Geibel, Emmanuel: Venedig. 14.
Gotthold (Freiburg im Breisgau). Die Pappel. 37.
H. H. Die Möwe. 20.
Hartmann, Karl. Friedr., (Straßburg). Jubelfeier. 27.
Hirtz, Daniel, (Straßburg). Glaubensmuth. 22.
Empfindungen auf dem Münster. 26.
Der Fürstenring, Sage. 38.
Hub, Ignaz, (Hamburg). Türkische Klänge. 3.
Des Königs Plagegeist. 17.
Der Schattenspäher. 33.
Kilzer, Wilhelm, (Frankfurt a. M.). Treue Liebe. 19.
Am Rheine. 36.
Vaterlandsliebe und Muttersprache. 40.
Zur Abendzeit. 42.
Das kranke Herz. 42.
Klein, Theodor, als Pseudon. Karl Wild, (Straßburg).
Das Münster. 26.
Wandrers Nachtlied. 29.
Wandrers Rückkehr. 30.
Napoleon. 41.
Kulemann, Rudolf, (Lemgo, in Lippe-Detmold).
Erinnerung an Pyrmont. 42.
Kurtz, Herman, (Buoch, bei Waiblingen).
Stufen der Menschheit. 16.
Lamey, August, (Straßburg). Die junge Tänzerin. 8.
Mühl, Gustav, als Pseudon. H. Ottmar, (Straßburg).
Die Trauerweiden. 14.
Das Stiergefecht. 40.
Neßler, Friedrich (Lausanne).
Der Todtensee, Schweizersage. 2.
Theodore, Romanze. 30.
Nodnagel, August, (Darmstadt).
Der Leu und die Giraffe. 25.
Otte, Friedrich, (Mülhausen). Mond und Sterne. 42.
Der Sarg. 42.
Palmer, August. Stoff genug! 41.
Die Lichtputzscheere. 41.
Plönnies, Luise von, (Darmstadt). Die Welle. 7.
Die Jungfrau und die Blumen. 23.
Sch. L. (Straßburg). Gedichte zum Münsterjubiläum. 26.
Schlude, Anton, (Hausen, im Schwarzwald).
Nachklang. 12.
O es war ein schöner Tag! 42.
Schnezler, August. Bilder und Sprüche. 7. 8. 10.
Stöber, Ehrenfried. Nachgelaßne Sonette. 42.
Stöber, Adolf, (Mülhausen). Diesseits und Jenseits. 5.
Der Todestag des Herrn, Romanze. 13.
Sprüche. 15.
Frühlingsgedichte. 21.
Die Glocken bei der Enthüllung des Schiller-Monuments. 27.
Wachtelschlag. 29.
Die halboffene Rose. 35.
Der Dichter auf dem Kirchhofe. 39.
Der Bäume Gedanken. 41.
Nach der Weinlese. 41.
Mein Thal. 41.
Stöber, August, (Buchsweiler.)
Die böse Stiefmutter, Volksmährchen. 1.
An ein Mädchen. 8.
Täuschung. 10.
In den Bergen. 10.
An einen Dichter. 11.
Aus dem Leben. 22.
Münstergedichte. 25.
In ein Stammbuch. 28.
Die Plünderer. 36.
Herbstgedichte u. s. w. 40.
Die Helden. 41.
Das Mährchen vom Fürchten-Lernen, ein Schwank. 42.
Wittich, Ludwig, (Darmstadt).
Der Magister von Kräbsritz. 4.
Demoiselle Mary, Ballade. 32.

II. Elsässische Volkssagen.

Otte, Fr. Die Zauberin. 5.
Der Hexenthurm bei Colmar. 34.
Ottmar (Gustav Mühl). Die Schlänglein im Kronthal. 16.
Stöber, Adolf. Ueberfall auf Lützelstein. 11.
Stöber, August. Der Knappe von Uhrweiler. 8.
Der Maidebrunn. 19.
Ueberach. 28.

III. Dramatische Dichtungen.

Die Liebhaber aus Angora, Lustspiel in 1 Akt, von Aug. Schnezler. 6.
Scene aus dem Drama Alexander, von A. Weill (Paris). 10.
Scenen aus dem Drama der Tanhäuser, von A. Palmer. 18.
1999, Lustspiel in 2 Akten, von A. Palmer. 40.

IV. Kleine Erzählungen; Novellen, u. s. w.

Der Schatz von Greifenstein, von Aug. Schnezler. 1—2.
Der Punsch, Notturno, von G. Laßner (Aug. Stöber). 4.
Der Professor, Novellette, von Antonie Walter. 5.
André, der glücklichste Hutmacher der je gelebt, von A. Weill. 7.
Der Ueberfall im Walde, von G. Laßner. 8.
Lehnchen, Erzählung aus der neusten Zeit, von A. Weill. 9—11.
Der Bibliothekar, Mährchennovelle, von Aug. Schnezler. 14—17.
Deltienne's Abenteuer, aus dem Französischen von K. F. Hartmann. 18.
Der Uhrmacher von Paimbol, aus dem Französischen von Th. Klein. 19, 20.
Ein Tag in Venedig, aus dem Englischen von Karl Ott. 21.
Der Friedhof in Birndorf, von Aug. Schnezler. 27.
Der Kaper von Dünkirchen auf Helgoland, Novelle von Paul von Ibenshof. 22—36.
Jabona, aus dem Französischen, von Th. Klein. 31.
Die Neujahrsnächte, von Aug. Palmer. 37—40.
Der Student von Padua, aus dem Englischen von K. Ott. 41.
Marie, nach den Mittheilungen eines Freundes, von A. Palmer. 42.
Die treue Hand, nach einer schottischen Volkssage, von A. Palmer. 42.

V. Bilder und Humoresken.

Censurspäße von E. von der Haide. 6.
Eine neue Zeitschrift, von Aug. Schnezler. 8.
Ein Traumbild aus Gothe's Leben, von Aug. Schnezler. 10.
Ueber das Rauschen der Bäume, von Aug. Schnezler. 16.
Erwinia-Walzer, von Aug. Schnezler. 19.
Strauß, von Aug. Schnezler. 19.
Aus A. Weill's Reise durch den Mond. 20.
Rudolf von Harpolingen, von S*. 12.
Gräuliche Betrachtungen über das Graue u. s. w., von Aug. Palmer. 30.
Aus den Papieren eines Lichterziehers. 41.

VI. Literarische und ästhetische Aufsätze; Charakteristik und Biographie; Kritiken.

Der Dichter Lenz im Steinthale, aus Pf. Oberlin's Papieren. 1—3.
Anton Schlude, von Aug. Schnezler. 12. 13.
Der Dichter Grabbe, von A. Weill. 15.
Gustav Schwab's Rede bei der Enthüllung des Schiller-Monuments. 21.
Das Nibelungenlied, nach X. Marmier, von Th. Klein. 41.
Briefe von Petrarca, mitgetheilt von H. Kurtz. 42.
Briefe von Wilhelmine Müller, Pfeffel und Hebel an Ehrenf. Stöber. 41.
Brief-Reliquien von Lehne. 42.
Ernste Blicke auf die deutsche schöne Literatur, von L. Wittich. 7. 8.
Deutsche Zustände: 1) Deutsches Wort. 22. 2) Deutsche Lyrik. 28. Von Aug. Nodnagel.
Gemüth und Sentimentalität von Adolf Stöber. 9.
Ueber Kürze in gebundener und ungebundener Rede, von Adolf Stöber. 34.
Die geistigen Bestrebungen der modernen Römer, von Gottbold. 20.
Thorwaldsen, von Th. Klein. 11.
Beiträge zur Handschrifts Physiognomik, aus dem Telegraphen, mit Zusätzen des Einsenders. 42.
Kritiken: G. N. Frauenschuch, Gedanken über Talente u. s. w. (Aug. St.). 6.
Kallenfels, von Sternberg (A. N.). 21.
Deutsche Sagen von Ad. Bube (W. Kilzer). 34.
La Cathédrale de Strasbourg etc., par *Friedrich* (G. Mühl). 38.
D. G. Bacherer, Sterne und Meteore in deutscher Zukunft und Gegenwart. (A. Palmer.) 40.
C. F. Gerock, Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran. (Aug. Stöber.) 41.

VII. Geschichte; Völker- und Länderkunde.

Der Greifenseer Mordtag, nach Golbery von Th. Klein. 4
Der Freiheitskampf am Morgarten, von Dems. 9.
Der Appenzeller Krieg, von Dems. 17. 18.
Die Schlacht bei Näfels, von Dems. 40.
Die Schlacht bei Bellinzona, von Dems. 41.
Der Laupener Krieg, von Dems. 42.
Das badische Volk, von D. Joseph Bader. 10.
Karls des Großen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. 11. 12. 32.
Der Abt von Hirschau, von D. J. Bader. 23.
Der Tod eines Kaisers, von Th. Klein. 29.
Die Feier der Geburt Mohammed's in Algier. 33.
Rouget de l'Isle, von Th. Klein. 36.
Leben, Thaten und Verbrechen Karls des Kühnen, von ihm selbst erzählt, von Th. Klein. 37—39.
Sitten der Frauen in Algier. 40.
Ueberfall der Burg Dumbarton, von Th. Klein. 41.

VIII. Elsässisches.

Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß und besonders in Straßburg, von Adv. Lobstein, Vater. 3. 4. 5. 41. 42.
Die St. Emmakirche im Münsterthale, von H*. 13.
Peter von Hagenbach, von D. J. Bader. 14.
Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit, gesammelt von Aug. Stöber. 15. 16. 20. 22. 23. 27. 28. 40. 41.
Aus den elsässischen Tableaux von A. Weill. 25.
Der Johannistag 1839 auf dem Münster, von L. Sch. 26.
Meister Erwin von Steinbach, von D. J. Bader. 26.
Lebenslauf des Malers Benjamin Zix. 33. 34.
Elsässische Anekdote. 35.

IX. Aphorismen, Wortspiele, u. s. w.

Von: Aug. Schnezler. 1. 5.
—r. 42.

X. Anekdoten; Miscellen, u. s. w.

5. 18. 27. 28. 29. 30. 35. 40. .41

XI. Räthsel, Charaden, u. s. w.

Ceder, Feder, Leder (Logogryph) 1. — Hahn, Hohn, Huhn (Logogryph). 7. — Rothschild (Charade) 9. — Die Kette (Räthsel). 10. — Beil, Lieb (Palindrom), 11. — Dattel, Sattel (Logogryph). 11. — Pulverthurm (Charade). 15. — Venus (Räthsel). 17. — Kauz, Käuzchen (Logogryph). 18. — Wechsel (Homonyme). 24. — Rose (Homonyme). 28. — Verschieden (Homonyme). 35. — Stammbaum (Charade). 40. — Bernstein (Charade). 41. — Duo (Charade). 41.

XII. Kleine Chronik.

2. 3. 4. 5. 7. 9. 10. 12. 15. 16. 17. 19. 20, 21. 22. 25. 26. 30. 34. 35. 38. 40. 41. 42.

Musikblatt.

Erwinia-Walzer, von J. G. Kastner (Paris). 18.